

Die Gesellschaft

Michael Georg Conrad, Arthur Seidl


Dei
Sub Numine
Viget



Die Gesellschaft.

Münchener Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.

Herausgegeben
von
Dr. Arthur Seidl.

XVII. Jahrgang. — 1901.
Band III.



Dresden und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
E. Pierson's Verlag.

Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Aly, Eduard, Aus „Wolkenkuckucksheim"	170
Bewer, Max, Persönliches	83
Buchner, Eberhard, Die Darmstädter Spiele	357
Conrad, M. G., In Schönheit leben	351
Cossmann, Paul Nikolaus, Die Schlange mit dem Edelstein	90
Dehn, Paul, Kommende Handelspolitik	271
Deutsche Lyrik (mit Beiträgen von: Kastner, Knussert, Markowitsch, Mühsam, Oppermann, Strobl, Ugenta)	96
Ehlers, Paul, Von der 37. Tonkünstler-Versammlung zu Heidelberg	44
Gerber, Paul, Wilhelm Raabe	287
Gorjkii, Maxim, Das Lied vom Falken	177
Kalkschmidt, Eugen, Die Dresdner Kunstausstellung	34
" " Die Berliner Kunstausstellungen	104
Lotz, Prof. Dr. Walther, Ein Rückblick auf Graf Caprivi's Handelsverträge	147
Messer, Max, Ein Stückchen Weges	31
Morawe, Christian Ferdinand, Darmstadt	217
Morgenstern, Christian, Neues von	165
Oppeln-Bronikowski, Fr. von, Fliegende Blätter	182
Pauly, August, Aphorismen	275
Paumgarten, Baron Ferdinand, Über vorgeburtliche Erziehung	67
Piper, Kurt, Zu Friedrich Nietzsche's Gedächtnis	176
Polytropos, China	263
Poppe, Dr. Theodor, Die Goethe-Universität	17
Röttger, Karl, Poesie und Prosa	317
Rosenberger, Erwin, Die Erhaltung der Art	92
Ruederer, Josef, „Auf drehbarer Bühne"	135
Savreux, Paul, Jung-Elsaß	101
Schuster, Dr. Adolf, Generaloberarzt, Münchner Nekrologe: 2. Max v. Pettenkofer	184
Schwann, Dr. Mathieu, Julius Harts „neuer Gott"	298
Seidl, Arthur, „Goethe-Bund", und kein Ende	1
" " Nachklänge zum Cosima-§	74
" " 25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München	321
Seiling, Max, Goethe „und" Haeckel	10
Teich, Cecil, Phantasie	29
Theodor, Josef, Ein Drama der Passion	232
Weigand, Wilhelm, Neue Gedichte	26

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Münchner Rundschau 236

Kritische Ecke:

Allerlei Reservatrechte (Dr. Arthur Seibl) 242

Ein Kapitel von der Reinlichkeit (Polytropos). 53

Schulrat Dr. Kerschensteiner und sein Lehrplan für die Volksschulen Münchens (H. Junge) 359

Zur Geschichte König Ludwigs II. (Dr. M. G. Conrad) 116

Armer Fidelio!: S. 57; Auch eine Kritik: 121; August Pauly: 365; Bücher machen Leute: 246; Ein bedauerlicher Irrtum: 59; Fatale Gegenrechnung: 366; Fürst Hohenlohe und die Presse: 244; Im Fall Klinger-Geyger: 244; In eigener Sache: 120; Lesefrüchte mit Randglassen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern: 57, 122, 247, 367; Monumentum exegit aere perennius: 56; Plein-air der Musik: 245; Sa geht es immer: 56; Von den Brettl'n: 367; Weimar als „Hort der Kultur": 245; Zum Münchner Allgemeinen Kunstgewerbe-Tag: 59; Zur Duellfrage: 120; Zur Frauenfrage: 247.

Besprechungen:

Mutterschaft und geistige Arbeit (K. H. Däscher) 60

Neues von Wilhelm Bölsche (Dr. Jos. Hafmiller) 250

Neue Litteratur zur Frauenfrage (Helene Banfort) 370

Wanderer (Dr. Alfr. Peltzer) 123

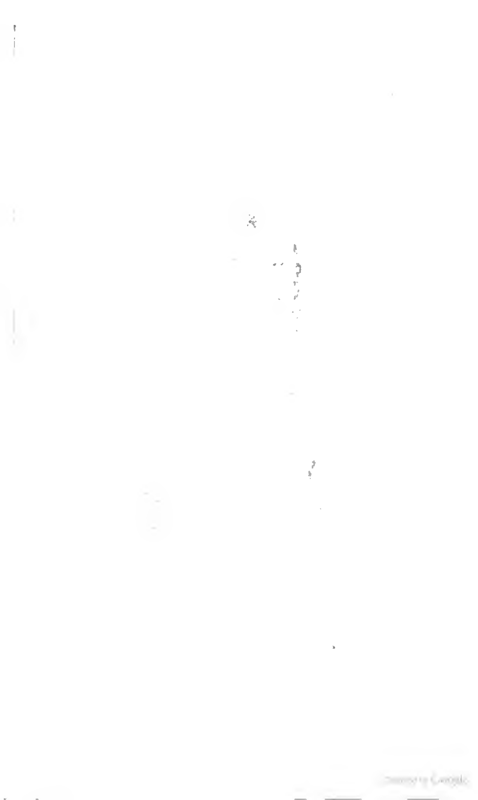
Dramen: S. 127, 375; Erzählungen, s. „Novellen und Erzählungen" oder „Romane und Erzählungen"; Franzäsische Litteratur: 256; Koloniales: 64; Kunst: 377; Litterarische Handbücher: 383; Neue Lyrik: 374; Novellen und Erzählungen: 61; Olla potrida (Zur Palitik und Sozialwissenschaft, Zur Frauenfrage, Religion u. Spiritismus): 259; Romane und Erzählungen: 253; Russische Litteratur: 256; Vermischtes: 129, 378; Versbücher: 125.

Büchertisch 65, 132, 261, 385

Bildnisse:

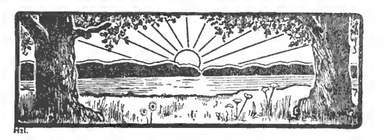
Eduard Aly.
H. E. Berlepsch.
Max Bewer.







Zum 50jährigen Jubiläum
des **Bayrischen Kunstgewerbe-Vereins** (Anfangs Juli)
in **München.**



Band III. ❊ 1901. ❊ Heft 1.

„Goethe-Bund", und kein Ende!

Von Arthur Seidl.

(München.)

Motto: Pulchrum est paucorum hominum.

Die lex Heinze ist zwar längst begraben — noch immer aber leben die „Heinzelmänner"! Natürlich verstehen wir darunter nicht etwa die Herren Zuhälter der Zuhälter und ähnlichen lichtscheuen Gesindels; auch nicht die Herren Dunkelmänner vom „Zentrum", die bekanntlich immer in's Schwarze treffen; sondern wir meinen hier diejenigen, die die in unseren Augen grobe Geschmacklosigkeit begehen konnten, einem „Louis" Heinze einen Wolfgang von Goethe (hier betonen wir das hochnäsige Adelsprädikat gerne) im Ernst gegenüber zu stellen, und die sich dabei nicht einmal klar gemacht zu haben scheinen, daß sie — ungeachtet aller seinerzeitigen „Trauerfeiern" auf ihr Ableben — jene lex Heinze, oder doch den ganzen Streit um sie, dadurch erst recht in Permanenz erklären. Difficile est, satiram non scribere — ergo: scribamus!

Schon bei näherer Betrachtung der Entstehungsgeschichte dieser glorreichen „Bewegung" von Holzpapiers Gnaden, dieses so einhellig durch die Blätter unseres deutschen Zeitungswaldes „vom Fels zum Meer" raschelnden „sittlichen Entrüstungs-Sturmes" konnte man kaum mehr

umhin, zum Satiriker zu werden. Mehr und mehr aber noch mußte sich eine solche Neigung später, nach dem weiteren Verlaufe der Dinge herausbilden, ja förmlich aufdrängen. Einen solennen „Goethe-Bund" gründeten sie bald darauf in ebenso hehrer Begeisterung wie rechtgläubiger Eilfertigkeit. In hellen Scharen auch strömte viel „Volks", zu Tausenden, alsdann herbei — aber ich möchte nun wohl wissen, wie viel von allen diesen Leuten heute schon den ganzen „Wilhelm Meister" gelesen haben, die „Maximen und Reflexionen" wirklich kennen, von der Existenz eines Vorwortes zu Goethe's „Farbenlehre" überhaupt eine blasse Ahnung haben und bei dem Erscheinen von Hermann Levi's feinsinniger „Gedanken"-Sammlung „Aus Goethe's Werken" (München, Fr. Bruckmann) nicht eine geradezu heillose Überraschung — oder gleich gar: einen „panischen" Schrecken erlebt haben mögen!

Den „Bund der Intellektuellen" im Volke der Denker und Dichter nennen sie sich stolz — diese modernen Bundschuh-Anhänger, indem sie sich dabei nicht wenig in die Brust werfen; und sollten vielmehr doch so einsichtig sein, einzusehen — diese „Intellektuellen" Deutschlands —, daß Goethe nun und einmal nichts für die große Masse ist, sondern die seltene Kulturblüte eines vornehmen Ausnahme-Menschen bedeutet, den man, statt ihn damit zu ehren, eher kränkt und schändet, wenn man — wie ein tapferer Generalmajor z. B. in Stuttgart — derb soldatisch unter seine Fahne ruft und „An die Gewehre!" zusammentrommelt. Das sogenannte „volkstümliche" Mißverständnis jener hohen, außerordentlichen Erscheinung, die wir unter dem Namen Goethe als „Persönlichkeit" zusammenfassen, kann ja wahrlich nicht größer unter uns sein, und immer wieder muß ich dabei an das drastische Wort Böcklins denken, das er aussprach, als man ihm von der bekannten Zeitschrift „Kunst für Alle" zufällig einmal gesprochen. „Die Kunst ist nicht für Alle!" — soll er so unwillig als schlagfertig damals dazwischengeworfen haben . . .

Aber auch sonst ergab sich da nun auf einmal so manches Drollige. Mit einem Anton von Werner lagen diese Kreise seit vielen Jahren in heftigster Fehde; man konnte kaum geringschätziger, als es bei ihnen stets geschah, von jenem zwar fragwürdigen „Künstler", aber doch feinen, klugen Kopfe und charakterfesten Manne reden. Wer aber hat schließlich ein sachlich ruhigeres und dabei vom Standpunkte der schaffenden Kunst aus zutreffenderes Gutachten geliefert, mit mehr Aussicht, durch den ruhigen Ton seiner streng fachmännischen Ausführungen auch politisch (bei den Regierenden) das entsprechende Gehör zu finden, als eben dieser vielverketzerte, bestgehaßte Berliner Herr Akademie-Direktor?

Und weiter noch! Ganz gewiß unterliegt es gar keinem Zweifel, daß der von dem Militärschriftsteller, Premier-Lieutenant a. D. Rudolf Krafft, angezogene Vergleich noch gar sehr hinkt. Dennoch empfinden wir bei streng objektiver Stellungnahme ohne Frage doch einen guten Kern von Wahrheit darin, wenn wir den Genannten an den „Goethe-Bund" — just an diesen! — folgenden (man kann es ihm ohne Weiteres ansehen: ironischen) Antrag stellen sehen: „Dem sehr verehrlichen Goethe-Bund erlaube ich mir anliegend einen Aufsatz zu übersenden, der vor Monatsfrist im ‚Kunstwart' erschienen ist. (Intersoziale Kunst, 2. Märzheft 1901.) In diesem Aufsatze wird nachgewiesen, daß schriftstellernde Offiziere von den Militärbehörden gemaßregelt werden, wenn sie Romane in sozialdemokratischen Blättern veröffentlichen. Und zwar trifft dies nicht nur für Offiziere des aktiven Heeres, sondern auch für jene der Reserve, der Landwehr und des Pensionsstandes zu. Hierin liegt aber eine schwere Beeinträchtigung der künstlerischen Freiheit. Da es nun vollkommen gleichgiltig ist, ob die Kunst von Seite der Klerisei oder der Militärbehörden Hindernisse erfährt, so gestatte ich mir als Mitglied des Goethe-Bundes, den Antrag zu stellen, daß der Goethe-Bund gegen die erwähnte Bevormundung schriftstellernder Offiziere Front mache." ... Wie gesagt, die Sache hinkt noch ganz bedeutend. Aber, wenn es schon einmal die „Freiheit der Kunst" gegenüber jedwedem Knebelungsversuche gelten soll, so ist in der That nicht recht abzusehen, warum nicht ebenso gut hier auch diese Forderung einmal mit figurieren können soll. — Doch was hat ein Goethe mit Alledem schließlich wohl zu schaffen?!

Es versteht sich nun ganz von selbst, daß Ausführungen, wie die vor- und nachstehenden, zur Zeit des Kampfes selber, unter der Ägide der großen schönen „Normal-Meierei" der Herren Roeren, Lerno, Nieberding u. s. w., vollständig deplaziert gewesen wären und schon aus taktischen Gründen damals zu unterdrücken waren. Aber auch damals wohl hätte man mitunter gern ein Königreich für ein kluges und geistreiches Argument, für ein wirkliches Kultur-Schlagwort — eben nicht nur einen Bildungsgemeinplatz oder eine Reichstags-Phrase, drangegeben. Und jedenfalls lob' ich mir den Mann, der schon anno dazumal über diesem Zank der Parteien zu stehen und auf all' das gelegentlich auch einmal herabzublicken wußte. Damit ich übrigens keinen falschen Schein zu meinen Gunsten hier aufkommen lasse: fällt mir nämlich nicht im Geringsten ein, damit am Ende gar mich selber, unbescheidentlich genug, zu meinen. Auch ich war vielmehr, als einer der Mitunterzeichner der ersten lauten „Aufrufe", recht angelegentlich für die ganze Angelegenheit

ursprünglich noch interessiert — bis mir dann freilich bald die Gründung des „Goethe-Bundes" wie auch der wohlverdient rasche Zusammenbruch der ganzen „lex Heinze" selber (wenigstens in ihren strittigen Paragraphen) desto gründlicher über die Natur des ganzen, großen, sagen wir ruhig und getrost: „Rausches", die Augen öffnete. Aber, ich darf es immerhin offen bekennen: schon damals blieb ich doch auch nicht völlig blind gegenüber einigen prächtigen Episoden, die den Herren „Intellektuellen" damalen aber, und noch heute, ganz und gar entgangen zu sein scheinen.

Daß z. B. schlechterdings niemand seinerzeit wahrgenommen haben sollte, wie der, eine so außerordentliche Belesenheit in „moderner Litteratur" (und zwar nach ihren starken wie schwachen Seiten) bekundende April-Scherz der „Köln. Volkszeitung": „Ein Interview bei Roeren", ganz augenscheinlich von den damaligen Mitarbeitern jener Zeitung, von dem Ehepaar Ola Hansson und Laura Marholm, doch nur herrührte! Nebenbei bemerkt: es war bei Weitem die beste Faschingszeitung, die originellste Aprilnummer, die seit Langem in der deutschen Presse erschienen. Wahrscheinlich — um nicht zu sagen: ganz offensichtlich, wollten jene Beiden damit an der „liberalen Presse" einmal ihr Mütchen kühlen und sich für all die, anläßlich ihrer Konvertierung zum Katholizismus, durch diese ihnen zugefügte „Unbill" bei der Gelegenheit entsprechend „revanchieren". Ob mit Recht oder Unrecht, mag eine Sache für sich sein. Ich für mein Teil finde nur unmaßgeblichst, der Witz war ihnen in bewußtem Falle nur allzu gut gelungen; denn die umgekehrten Zeloten im deutschen Zeitungsreiche verstehen bekanntlich ihrerseits gar niemals Spaß, und so nahmen sie die Geschichte denn auch gewaltig krumm bezw. mit einem blutigen Ernste auf, der wahrlich einer besseren Sache würdig gewesen wäre, indem sie es zugleich nicht unterlassen konnten, sich ganz unsterblich nebenbei mit zu blamieren. Von allen Geistern aber, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt. Und, da ich gerade vom „Schalk" spreche: Wer wohl hat im damaligen Gedränge den geradezu köstlichen Einwand des bayerischen Landtagsabgeordneten Zimmern zur Genüge beachtet, eines klerikal gesinnten, aber offenbar sehr launigen und zweifellos auch mit gutem Mutterwitze begabten Herrn? — Die Damen „ziehen am meisten an", die „am wenigsten angezogen" haben, so hatte man ja wohl da und dort in schwacher Stunde schon zugegeben. Zimmern aber nahm dieses gelegentliche Zugeständnis flugs beim Wort und dekretierte grob und derb, aber auch fürchterlich wahr: „Die modernen Eva's sind alle ausgezogen, Michel Angelo's Eva aber war überhaupt nie-

mals angezogen."*) Ecco, c'est ça — das nenn' ich doch wenigstens mitten in's „Schwarze" getroffen! In der ganzen, langen Debatte ist mir kein schlagenderes Argument begegnet, und dieses — fiel aus dem Munde (wenn ich recht unterrichtet bin) eines katholischen Priesters! Gar keine Frage: es handelt sich heute zumeist gar nicht um die edle griechische Nacktheit, sondern nicht selten weit mehr um „Le Nu" aus dem „Pariser Salon". Und daß dieses (als frisches „Fleisch" direkt von Paris bezogene) „ausgezogene", aber dabei doch wohlfrisierte und darum um so pikantere, „Nackte" in unserer deutschen Kunst sehr oft auch recht entbehrlich wäre, weil es nur zu häufig in der That das „ungezogene" Nackte zugleich vorstellt, darüber kann doch gerade bei „Einsichtigen" und „Verständigen" unter uns „Intellektuellen" längst kein Zweifel mehr obwalten. Halten wir dazu aber vollends noch einige bedeutsame Aussprüche Friedrich Nietzsche's, und wir werden sofort in die richtige Perspektive über das Ganze zu stehen kommen. So heißt es im „Zarathustra", an verschiedenen Stellen (S. 81, 133, 175, 213):

„Wer aus sich kein Hehl macht, empört: so sehr habt ihr Grund, die Nacktheit zu fürchten! Ja, wenn ihr Götter wäret, da dürftet ihr euch eurer Kleider schämen!" — „Nackt möchte ich sie sehen: denn allein die Schönheit sollte Buße predigen. Aber wen überredet wohl diese vermummte Trübsal?" — „Wer von euch Schleier und Überwürfe und Farben und Gebärden abzöge: gerade genug würde er übrig behalten, um die Vögel damit zu erschrecken. Wahrlich, ich selber bin der erschreckte Vogel, der euch einmal nackt sah und ohne Farbe; und ich flog davon,

---

*) Gegen falch' drastische Beweisführung will meines Erachtens nachfolgendes, leicht-feuilletonistische Geplänkel des römischen Kritikers Professar Gnali dach rein gar nichts mehr besagen: „Das Zentrum sollte bedenken, daß es mit der Bekämpfung des Nackten in der Kunst niemand Anderen, als den größten Sammler aller schönen Nuditäten, den Vatikan, in's Herz trifft, den Vatikan, wo dank den Päpsten fa viele unbekleidete Götter und Nymphen hausen, daß alle Schneider bankerott werden könnten." Gnoli rät den Herren vom Zentrum, das vatikanische Museum und namentlich die Branzethüre des Petersdames zu studieren, und schließt mit dem Hinweise, daß die ultramontanen Eiferer die Arbeit „des kunstfeindlichen Puritaners Luther" besorgten. — Nun, es waren eben die Päpste der Renaissance, die hier die antiken Werte wieder anbahnten — vgl. Nietzsche „Ges. Ausg." Bd. VIII, S. 310 ff. Man liebt es hier merkwürdiger Weise, wie die Katze um den heißen Brei immer nur herumzugehen, statt einmal den Stier kräftig bei den Hörnern selbst zu packen. Motta auf beiden Seiten: „So bleibe denn unausgesprochen! . . ." Selbst noch an dem lauten Gebaren des Exjesuiten Grafen Hoensbroech (das uns, je entrüsteter es sich giebt, nur um sa weniger imponiert) kann man diesen Mangel der Inkonsequenz in der reoolutionären oder doch refarmierten Anschauung immer wieder bemängeln.

als das Gerippe mir Liebe zuwinkte . . . Dies, ja dies ist Bitternis meinen Gebärmen, daß ich euch weder nackt noch bekleidet aushalte, ihr Gegenwärtigen!" — „Ein Grausen überfiel mich, als ich diese Besten nackend sah: da wuchsen mir die Flügel, fortzuschweben in ferne Zukünfte. In fernere Zukünfte, in südlichere Süden, als je ein Bildner träumte: dorthin, wo Götter sich aller Kleider schämen!"

Und in seiner „Fröhlichen Wissenschaft" lautet der Aphorismus 352: „Der nackte Mensch ist im Allgemeinen ein schändlicher Anblick — ich rede von uns Europäern (und nicht einmal von den Europäerinnen)! Angenommen, die froheste Tischgesellschaft sähe sich plötzlich durch die Tücke eines Zauberers enthüllt und ausgekleidet, ich glaube, daß nicht nur der Frohsinn dahin und der stärkste Appetit entmutigt wäre, — es scheint, wir Europäer können jener Maskerade durchaus nicht entbehren, die Kleidung heißt. Sollte aber die Verkleidung der ‚moralischen Menschen', ihre Verhüllung unter moralische Formeln und Anstandsbegriffe, das ganze wohlwollende Verstecken unserer Handlungen unter die Begriffe Pflicht, Tugend, Gemeinsinn, Ehrenhaftigkeit, Selbstverleugnung, nicht seine ebenso guten Gründe haben? Nicht, daß ich vermeinte, hierbei sollte etwa die menschliche Bosheit und Niederträchtigkeit, kurz, das schlimme wilde Tier in uns vermummt werden; mein Gedanke ist umgekehrt, daß wir gerade als zahme Tiere ein schändlicher Anblick sind und die Moral-Verkleidung brauchen, — daß der ‚inwendige Mensch' in Europa eben lange nicht schlimm genug ist, um sich damit ‚sehen lassen' zu können (um damit schön zu sein —). Der Europäer verkleidet sich in die Moral, weil er ein krankes, kränkliches, krüppelhaftes Tier geworden ist, das gute Gründe hat, ‚zahm' zu sein, weil er beinahe eine Mißgeburt, etwas Halbes, Schwaches, Linkisches ist . . . Nicht die Furchtbarkeit des Raubtiers findet eine moralische Verkleidung nötig, sondern das Heerdentier mit seiner tiefen Mittelmäßigkeit, Angst und Langeweile an sich selbst. Moral putzt den Europäer auf — gestehen wir es ein! in's Vornehmere, Bedeutendere, Ansehnlichere, in's ‚Göttliche' —"

Ich frage: hat man in dem ganzen öden Für und Wider anno dazumal nur einmal dieses oder ein ähnliches Zitat, kräftig hineingeworfen, vernommen? Und doch hätte dergleichen nicht nur vortrefflich die wahre Signatur für den derzeitigen Stand unseres „intellektuellen" Bewußtseins, des „zeitgenössischen" Bildungsgrades überhaupt abgeben können — zum Unterschiede jedenfalls vom Reichstags-Banausentum und einem unfruchtbar kannegießernden Bierbank-Philisterium; es hätte auch den Nagel in dieser Sache unbedingt auf den Kopf getroffen, die

gesamte Situation überhaupt klären und den Kern des Ganzen mit einem Male bloßlegen müssen! Anstatt, der großen Weltuhr kundig, zu sagen: es hat am Zeiger der Zeit ganz im Allgemeinen wieder einmal einen Ruck kräftig vorwärts gethan; anstatt lieber ganz reinen Tisch und vollen Ernst zu machen; anstatt das Kind auch einmal beim rechten Namen zu nennen und mit eiserner Konsequenz nunmehr darauf hinzuweisen: „Wir stehen heute vor diametralen, unüberbrückbaren Gegensätzen und haben uns füglich zu entscheiden, was wir haben, welchem wir folgen wollen — dem ‚Christentum' oder seinem Antipoden, der Antike, im Sinn echter ‚Renaissance-Kultur' . . . statt dessen kämpfen wir hübsch flott wieder den lieben alten, abgestanden nationalliberalen „Kulturkampf" nur gegen „ultramontanen" Klerikalismus und „orthodoxe" Prüderie. „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" Und siehe da — die Grundfrage, das Haupt- und Kardinal-Problem der Zukunft, sie werden uns dabei kläglich wieder verschüttet: wie denn leider schon der augenscheinliche Vorbote dieser ganzen Bewegung, Rud. Huchs Mahnruf „Mehr Goethe!" (Berlin, bei G. H. Meyer), durch seine unangebrachte Polemik gerade gegen Nietzsche's Kulturanregungen sein allenfallsiges Verdienst reichlich wieder wett gemacht und eher Unheil als Segen gestiftet hat.

Da quälen sie sich denn herum, die Wortführer des angeblich so neuen Ideals, in ihrer wohl feilen „Presse" — entweder, weil sie unklar über die Quintessenz, ununterrichtet über die Grundvoraussetzungen geblieben sind und das schlechthin Unvereinbare gerne vereinigen möchten; oder aber, weil sie nicht entschieden genug Farbe zu bekennen wagen vor den „Vielzuvielen", welche sich dem allzu umfassenden „Bunde" bereits wieder angeschlossen haben, der eigentlich nur „Einzige" in sich fassen dürfte: — quälen sich ab, sage ich, in trivialer Polemik z. B. gegen die sächsischen „Sittlichkeitsvereine" (welche von ihrem Standpunkte aus ganz gut „witterten" und in dunklem Drange sich ihres rechten Weges wohl bewußt blieben), auch (im Fall Reicke) gegen das Berliner Konsistorium oder die „Kgl. preußische Kreuz-Zeitung" (welch' letztere dem „Goethe-Bund" mit gutem Fuge eine Musterkarte der bekannten Gegen-Aussprüche vorübergehender Stimmungen und christlicher Anwandlungen bei seinem Schutz-Patron Goethe gelegentlich zusammengestellt hatte). Aber sie übersehen in ihrem „aufgeklärten" Eifer ganz, daß ein „Goethe-Bündler", der das Christentum gegen öffentliche Angriffe nicht verteidigt, doch wirklich in einem „Konsistorium" nicht mehr an seinem Platze ist. Sie scheinen selbst harmloser Weise gar nicht zu wissen, daß zumal bei großen Geistern, die sich in ihrer geistigen Entwicklung nicht ein für alle Mal festlegen lassen oder einschwören

können, wie eben bei einem Goethe, im Verlaufe eines ganzen langen Lebensganges Widersprüche der eigenen reichen Natur sich notwendig einstellen müssen, welche beiden Richtungen dann zuletzt Recht geben wollen und also keinem Teil das Privilegium absolut sichern, die geniale Erscheinung als Ahnherrn gerade für sich allein in Anspruch nehmen zu dürfen.*) Ja, zu den Ohren dieser, durch die Anforderungen des Tages Vielbeschäftigten scheint die Kunde noch gar nicht gedrungen zu sein, daß — nach dem heutigen Stande wirklich „fortgeschrittener" Wissenschaft (Nietzsche, Wundt) — die Frage aufgeworfen und selbst die Untersuchung darüber bereits so ziemlich abgeschlossen ist, ob es nicht doch am Ende ganz verschiedene Stadien, Grade und Anschauungen, von „Sittlichkeit", und zwar in ihrer Art naturnotwendiger, vollauf berechtigter Weise, giebt: so daß also zunächst einmal eine durchgreifende „Kritik der moralischen Wertschätzungen" selber weit eher am Platze wäre. Oder hat man hierbei nicht etwa folgendes Resultat gezeitigt? Thatsächlich haben nicht nur jedes Volk, jeder Stand und jede Gesellschaftsschicht ihre besondere Moral, welche aus den „Sitten" sich entwickelt — es existieren überhaupt im Wesentlichen zwei durchaus gegensätzliche Grundströmungen „sittlichen Bewußtseins": das einer vornehmen und das einer niederen Kultur und Rasse (je nach Rechtfertigung durch Tugenden eines aufsteigenden oder aber eines niedergehenden Lebens). Ein ernster Meinungsstreit darüber zwischen den beiden heterogenen Parteien, im Geiste etwa einer „ethischen (Normal-) Kultur", bleibt zuletzt also ein völlig müssiger, schlechtweg vergeblicher. Ja, diese noch immer im Moral-cant befangenen „Guten und Gerechten" scheinen bis dato nicht einmal darüber zur Vernunft gekommen zu sein, wie hüben und drüben sogar das große Schlagwort „Kultur" in ganz verschiedenem (entgegengesetztem) Sinne fällt. Daß es dort (als Begriff einer „christlichen Kultur"): Beschneidung des wilden Wachstums mit der Schere — nach dem altruistisch-kommunistischen Maße der Gesamtheit: Zähmung des tierischen Egoismus zu Gunsten einer Allgemeinheit (Staat, Kirche, Gemeinde ꝛc.) bedeutet; wie es hier dagegen (im Munde der „Goethe-Bündler", wofern sie sich als echte „Renaissance-Menschen" und als Träger des bewußt heidnischen Ideals nur auch begreifen wollten) so viel wie: selbstherrliche Auslassung des Individuums, selbstsüchtige Auslebung der eigenen Persönlichkeit, allein nur besagen kann — nach der Gleichung: „Kultur" = Pflege und Entfaltung der natürlichen Anlagen, Anbauung des Eigenbodens und seines erbischen Ackerlandes. Einmal bedeutet da „Erziehung" so viel als Zuchtrute,

*) Vgl. hierzu die sehr vernünftige Betrachtung Carl Mönckebergs: „Goethe, Weltanschauung und Goethebund" — „Lotse", I. Jahrg., Heft 13, S. 437 f.

das andere Mal aber so viel wie Auf-, Heraus- und Hinanziehen; dort Züchtigung und hier Züchtung! Man streitet sonach genau genommen um des Kaisers Bart, wenn jeder der Gegner dieses Wort als ungeprüfte Losung wacker „voll und ganz" allerwege im Munde führt; denn hier liegt je nach der gegebenen Basis doch eine vollständige „Umwertung" der Werte des bezüglichen Begriffes vor, welche jede Einigung von vornherein ausschließen muß. Meint man es jedoch einmal ehrlich im griechischen Geiste — dann wenigstens auch: „Visier ab!" und: „Heraus mit dem Flederwisch!" . . .: „In der That, ja — wir haben eine andere Sittlichkeit in uns, als Ihr, und sind — mit oder ohne Eure gütige Erlaubnis — sogar stolz darauf!"

Sind wir damit nunmehr auf die ganze abgründliche Tiefe des hierdurch aufgerollten, ungemein schwierigen und von liberalem Zeitungsgeschwätz sicher nicht zu bewältigenden Problemes geraten, so läßt sich unschwer auch erkennen, welche Fatalitäten sich erst ergeben müssen, wenn man jenen „unentwegten" Versuch macht, alle diese ungereimten Dinge, durch eine enthusiastische Popularisierung der eigentlichen Idee in Form von „Goethe"-Bündnissen über das ganze Land hin, mit allen möglichen und unmöglichen Strebungen auch noch zu verquicken. Daß doch alle solche Ideen immer gleich zu „Ringen" und Zusammenrottungen en masse bei uns eingefangen werden müssen — damit nur ja kein individuelles Leben von selbst treiben und sprießen kann, nichts im Stillen organisch werden noch sich auswachsen darf, und damit Alles, selbst das Beste, immer gleich im Keime erstickt, in seiner schönsten Blüte barbarisch geknickt werde! So und so oft galt es da schon ein herrliches „Hic Rhodus — hic salta!" . . . und immer wieder ward in wilder Hast daran hübsch „vorbeigeschossen". Wieder und wieder finden wir dann den nervus rerum der heiligen, tiefernsten Sache Kultur, „Das Eine, was not thut", aus purem Ungeschick oder täppisch zugreifendem Ungestüm leichtsinnig „verbummelt" — wenn wir nämlich nach einiger Zeit wieder aufschnaufen, zum Sammeln blasen und die zurückgelegte Laufbahn nun überblicken! Quousque tandem . . .?

Es ist schon der wahre Jammer — zum Erbarmen, und nur die wohlbekannte Elegie auf die „verpaßten Gelegenheiten", die ich damit anstimme. Ich will lieber hier abbrechen . . ., spricht doch soeben ein „moderner" Staatsmann, der erste Beamte des Reiches, zudem an geweihter Stätte und vor versammeltem Volke, von der „Goethe-Kultur", die uns alle als Bildung durchdringen müsse, und stellt dabei Goethe doch nur wieder in „nationale" Parallele mit — Bismarck. „Die Goethe-Bündler triumphieren."





Goethe „und" Haeckel.*)

Von Max Seiling.
(München-Pasing.)

„Werde ja nicht mild im Urteil! Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tages aufdringen darf, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein." Goethe.

Im Anschluß an eine im deutschen Reichstag geführte Debatte, in welcher der Abgeordnete Stockmann Veranlassung nahm, sich über die Beziehungen des Goethe-Bundes zu Haeckels „Welträtseln" in mißfälliger Weise zu äußern, schrieb das „Berliner Tageblatt" u. A.: „Wenn man sich vorstellt, daß Exzellenz Goethe einen Besuch in Jena machen würde und dort die Wahl hätte, den Professor Haeckel oder den Konsistorialpräsidenten Stockmann aufzusuchen, so würde er, wie mit absoluter Sicherheit angenommen werden darf, Professor Haeckel den Vorzug gegeben haben." Ich teile — was ich im Nachfolgenden begründen werde — den Glauben an diese „absolute Sicherheit" nicht, weil der Konsistorialpräsident Stockmann, und wenn er wissenschaftlich noch so sehr anfechtbar sein sollte (für welche Annahme mir übrigens jeder Anhaltspunkt fehlt), in diesem Punkte hinter dem Philosophen Haeckel unter allen Umständen sehr weit zurückstehen dürfte; denn die von Haeckel verfochtenen Absurditäten bezeichnen eben einen einzig dastehenden Gipfelpunkt menschlicher Verirrung.

Bei der Verbindung der Namen Goethe und Haeckel, der ich nun schon wiederholt begegnet bin, fällt mir ein, was Nietzsche einmal über

*) Aufmerksame Leser der „Gesellschaft" werden sich vielleicht noch des Dr. Rudolf Steiner'schen Aufsatzes: „Die Kämpfe um Haeckels Welträtsel" (1900, I. Oktoberheft) erinnern. Hier soll nun auch einmal eine andere Auffassung zum Ausdruck kommen — eine Auffassung, die wir zwar nicht in jedem Punkte schon teilen werden, die aber doch ihr gutes Recht hat, sich zur Geltung zu bringen. D. Schriftl.

das Wörtlein „und" sagte, als er sich über den geringen psychologischen Takt der Deutschen beschwerte: „Was ich nicht hören mag, ist ein berüchtigtes ‚und': die Deutschen sagen ‚Goethe und Schiller', — ich fürchte, sie sagen ‚Schiller und Goethe' . . . Es giebt noch schlimmere ‚und'; ich habe mit meinen eigenen Ohren, allerdings nur unter Universitätsprofessoren, gehört ‚Schopenhauer und Hartmann' . . ." Was würde Nietzsche erst zu „Goethe und Haeckel" gesagt haben, vorausgesetzt, daß er den zweiten Namen nach der Lektüre des „Welträtsel"-Buches überhaupt in den Mund genommen hätte?!

Wenn man von Goethe nichts wüßte, als daß er gelegentlich geäußert hat, als Naturforscher sei er Pantheist, und wenn man Haeckel ohne näheres Zusehen glauben wollte, wenn er uns versichert, daß sein sogenannter Monismus (in Wahrheit handelt es sich um einen Dualismus) im Grunde genommen sich mit dem Pantheismus Spinoza's und Goethe's decke, dann könnte man sich das famose „Goethe und Haeckel" allenfalls erklären. Dagegen stehen Einem die Haare zu Berge, wenn man weiß, wie Goethe über die höchsten Lebensfragen gedacht hat, und man sich andererseits den Haeckel'schen Monismus etwas genauer besieht.

Dank dem Entgegenkommen Haeckels kann die zweite Bedingung mit leichter Mühe erfüllt werden. Haeckel erklärt nämlich in seinen „Welträtseln", daß seine Lehre sich vom Materialismus insofern unterscheide, als dieser den Geist leugne und die Welt in eine Summe toter Atome auflöse. Daß es Leute giebt, welche die Welt für ein Konglomerat von toten Atomen halten, wird sicherlich gar manchen überraschen, und wenn er das Denkvermögen der Armen an Geist noch so niedrig einschätzt. Im Gegensatz zu diesen Strohköpfen hätte dann Haeckel die scharfsinnige Beobachtung gemacht, daß die Welt unter dem Zeichen der Bewegung und des Lebens steht. Nein, diese pfiffige Unterscheidung redet Haeckel sich und seinen Anhängern nur vor, um zu vertuschen, daß es sich auch bei ihm um die „Weltanschauung des geringsten Verstandesaufwandes" (Du Prel) handelt. Büchner, der doch wahrhaftig als der typische Vertreter des Materialismus gelten darf, wiederholt in seinem „berühmten Werke" — so nennt Haeckel jenes Buch, das nicht übel als das schlechteste seines Jahrhunderts bezeichnet worden ist — immer wieder: kein Stoff ohne Kraft! Er weiß also nichts von toten Atomen. Zudem scheint Haeckel vergessen zu haben, daß er im zweiten Kapitel seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" gesagt hat: „Der sogenannte naturwissenschaftliche Materialismus ist in gewissem Sinne identisch mit unserem Monismus." Er hätte das „in gewissem Sinne" ruhig weglassen können; denn, welch

großer Unterschied wäre es doch, wenn statt Kraft und Stoff — Energie und Materie gesetzt wird? Jedenfalls — und darauf kommt es schließlich an — trägt Haeckels Monismus die **sämtlichen** Allüren des gewöhnlichen Materialismus an sich, als da sind: die Ahnungslosigkeit in Sachen des erkenntnistheoretischen Problems, infolge welcher z. B. die Materie für ein objektiv wirkliches, von unserer Vorstellung unabhängig existierendes Ding gehalten wird; die Unmöglichkeit, das Bewußtsein aus blinden Kräften und überhaupt das Psychische aus dem Physischen zu erklären; die endlose Wiederholung des Weltprozesses; der Mangel aller Teleologie und der ausschließliche Mechanismus des Weltgeschehens; die Aufhebung der Selbstherrlichkeit des Individuums, dem „an Bedeutungslosigkeit der winzigste Bazillus nicht nachsteht" (Haeckel), da es, wie dieser, nur ein zufälliges und sinnloses Aggregat von Chemikalien ist; die Leugnung der Lebenskraft; die endgiltige Vernichtung des Menschenwesens durch den Tod; die Unfreiheit des Willens ohne ein ergänzendes, transcendentes Reich der Freiheit; die Unmöglichkeit der Moralbegründung und die Leugnung einer sittlichen Weltordnung.

Wenn Haeckel nun behauptet, daß durch seinen also ausgestatteten Monismus „das ethische Bedürfnis unseres **Gemütes** ebenso befriedigt wird, wie das logische Kausalitätsbedürfnis unseres **Verstandes**", weshalb er ihn denn auch als neue Religion anbietet, — dann ist man versucht zu glauben, daß man es mit einem Spaßmacher zu thun habe. Wenn Haeckel ferner erklärt, daß durch seine Auffassung der Substanz und durch die moderne Entwicklungslehre die sieben Welträtsel du Bois-Reymonds „endgiltig gelöst" seien, dann wird man im Glauben, hier zum Narren gehalten zu werden, außerordentlich bestärkt.*) Und wenn Haeckel im Widerspruch mit den wirklich Weisen aller Zeiten und Völker sogar meint, daß der definitive Verzicht auf den Unsterblichkeitsglauben nach seiner festen und ehrlichen Überzeugung für die Menschheit nicht nur keinen schmerzlichen Verlust, sondern einen unschätzbaren positiven Gewinn bedeuten würde, — dann kann man, wie mir scheinen will, nur die Ehrlichkeit dieser Überzeugung bezweifeln oder Haeckel als philosophischen Denker definitiv streichen, falls man dies auf andere Symptome hin nicht schon längst gethan haben sollte.

*) Diese sieben Welträtsel sind: 1. Das Wesen von Materie und Kraft. 2. Der Ursprung der Bewegung. 3. Die erste Entstehung des Lebens. 4. Die (anscheinend absichtsvoll) zweckmäßige Einrichtung der Natur. 5. Das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins. 6. Das vernünftige Denken und der Ursprung der damit eng verbundenen Sprache. 7. Die Frage nach der Willens-Freiheit.

Der platte, atheistische (nicht pantheistische) Haeckel'sche Materialismus, der nur ganz fanatischen Gedankentemperenzlern zu genügen vermag, sollte nun die Weltanschauung des größten deutschen Dichters „und Denkers“ — durch diesen Zusatz will Haeckel nicht nur Goethe, sondern auch sich und seine Lehre ehren — gewesen sein? . . . Daß dieses Märchen in deutschen Landen Glauben finden und überhaupt aufgetischt werden konnte, ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit, in welcher das Denken beim „Volk der Denker“ ein seltenes Phänomen geworden zu sein scheint. Man hört zwar neuerdings immer wieder behaupten, daß der Materialismus ein bereits überwundener Standpunkt sei, wie denn auch zugegeben werden muß, daß dem „Naturphilosophen“ Haeckel — vom Naturforscher ist hier nicht die Rede — manche wohlverdiente Abfertigung zu Teil geworden ist. Diese Selbstbesinnung spielt sich indessen vorerst nur in den wenig besuchten, wissenschaftlichen Hochregionen ab, während man in der Niederung, wo das Gros der „Aufgeklärten“ wohnt, zumeist noch daran festhält, daß die Welträtsel nur mit Hilfe von Mikroskop, Retorte, Affenregister und anderen Utensilien der „exakten“ Naturwissenschaft gelöst werden können: sonst wären doch vom „Welträtsel“-Buche nicht schon nach wenigen Wochen 10000 Exemplare abgesetzt worden. Von einem Schwinden der verderblichen materialistischen Denkweise bei den Massen ist jedoch erst recht noch nichts zu spüren. Unter so bewandten Umständen dürfte es nicht unangebracht sein, in Kürze daran zu erinnern, wie Goethe, den man jetzt in manch anderer Hinsicht so gern als Vorbild hinstellt, über jene Fragen gedacht hat, deren Lösung mit dem eben erwähnten Laboratoriumsinventar nun einmal nicht möglich ist.

Zunächst ist ein ungeheurer Kontrast zwischen Goethe und Haeckel dadurch gegeben, daß Jener in weiser Erkenntnis gesagt hat: „Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern“, während dieser in dem platten Wahne lebt, daß die schwersten Welträtsel gelöst seien.

Wenn schon Goethe von gewöhnlichen religiösen Vorstellungen über das höchste Wesen weit entfernt war, so darf er doch in Anbetracht seiner Vielseitigkeit und seiner Abneigung gegen systematisches Philosophieren nicht als zünftiger Pantheist aufgefaßt werden. Dagegen hat sich der große Mann ausdrücklich verwahrt: „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben.“ Er gestaltete sich vielmehr sein Gottesbild nach seinen jeweiligen Bedürfnissen. Hält man sich nun gegenwärtig, daß Goethe ein unendlich reiches und tiefes Gemüt besessen, daß Haeckel aber an dieser Lichtseite der Menschennatur ganz besonders arm zu sein scheint, dann kann man

sich leicht vorstellen, welch gewaltiger Unterschied zwischen dem, von den Bedürfnissen eines Goethe erzeugten Gottesideal und dem kalten Substanzbegriff Haeckels bestehen mag. Diese beiden Dinge zu identifizieren, ist also plumpeste Falschmünzerei.

Noch größer und absolut unzweideutig ist der Gegensatz zwischen Goethe und Haeckel hinsichtlich der eigentlichen Kardinalfrage der Menschheit, der Frage von der Fortdauer nach dem Tode. Zunächst ist der oben bereits angeführten, ebenso sinn- wie gemütlosen Behauptung Haeckels über den Wert des Unsterblichkeitsglaubens der folgende Ausspruch Goethe's entgegenzuhalten: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen." Was nun aber Goethe's Überzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode betrifft, so könnte mit leichter Mühe etwa ein Dutzend hierauf bezüglicher Äußerungen beigebracht werden. An dieser Stelle mögen einige wenige genügen: „Die persönliche Fortdauer steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor." — „Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur." — „Es ist einem denkenden (!) Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich." — „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit." — „Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns reine Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns als Menschen erprobten, nicht versagen!"

Goethe war indessen nicht nur vom Weiterleben nach dem Tode, sondern konsequenterweise auch von der Präexistenz, sowie von der Reinkarnation überzeugt. Bekanntlich hat er sich mit dieser Lehre seine starke Neigung zu Frau von Stein zu erklären versucht; und zu Falk sagte er: „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen." Ja, er hatte sogar den speziellen Glauben, einmal unter Kaiser Hadrian dagewesen zu sein, weshalb ihn alles Römische so anzöge.

Eine weitere Konsequenz von Goethe's unbefangener und harmonischer Weltanschauung ist seine Anerkennung der Thatsächlichkeit der sogenannten okkulten Phänomene, welche für die Lösung der Welträtsel von sehr viel



höherem Wert sind, als die Resultate unserer, über die Gebühr gepriesenen, an Äußerlichkeiten klebenden Naturforschung. Die Stellungnahme zum Okkultismus ist so recht ein Prüfstein für die Vorurteilslosigkeit und Weitsichtigkeit eines Forschers. Ein Goethe besteht diese Prüfung natürlich glänzend, obwohl er nur mit verhältnismäßig wenigen Thatsachen bekannt war, zu denen freilich einige eigene Erlebnisse zählten. Goethe's Äußerungen über okkulte Dinge sind so zahlreich, daß ich das noch kaum beachtete Thema „Goethe und der Okkultismus“ in einer demnächst (bei Osw. Mutze, Leipzig) erscheinenden Broschüre behandelt habe. Ich kann mich daher hier auf einige Andeutungen beschränken.

Goethe zieht Phänomene, wie Wahrträume, Weissagungen, Gedankenübertragung, Telepathie und zweites Gesicht, nicht nur nicht in Zweifel, er sagt vielmehr, daß die wundersamen Kräfte, welche diese Phänomene hervorbringen, in der menschlichen Natur liegen müssen. Spukerscheinungen hält er für möglich, wie er denn auch den aufgeklärten Nikolai in der „Walpurgisnacht“ allen Ernstes mit dem Verse verspottet: „Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.“ Ja, Goethe geht viel weiter, als die Vertreter des wissenschaftlichen Okkultismus. Während diese das Wunder verneinen, indem sie die mystischen Phänomene samt und sonders auf das Walten von noch unerforschten Naturgesetzen zurückführen, hat Goethe die Möglichkeit des Wunders im eigentlichen Sinne des Wortes zugegeben. Damit nimmt er den denkbar freiesten und gerade seiner durchaus würdigen Standpunkt ein, an welchen das, was sich so gewöhnlich Freigeist nennt, nicht entfernt heranreicht. Der „Freigeist“ materialistischer Observanz unterscheidet sich, nebenbei bemerkt, vom Religionsgläubigen überhaupt nur dadurch, daß er an viel absurdere Dogmen glaubt als dieser; aber glauben thun beide. Besonders lächerlich gebärdet sich der materialistisch gesinnte Gläubige, wenn er Dinge darum für unmöglich hält, weil sie in sein beschränktes Natursystem nicht hineingebracht werden können. Im Gegensatz zu diesen Pseudo-Freigeisterchen steht nun der große, freie Geist Goethe nicht an, sogar eine Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes — und darin besteht das eigentliche Wunder — für möglich zu halten. Wenn auch die Herrschaft des Kausalitätsgesetzes so allgemein und so oft festgestellt ist, daß es uns zu einer Denknotwendigkeit geworden ist, so folgt daraus doch keineswegs, daß dieses Gesetz nie sollte eine Ausnahme erleiden können. Dies allein ist der Standpunkt eines echten Freigeistes, der mit Arago sagt: „Wer mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften das Wort ‚unmöglich‘ ausspricht, ermangelt aller Vorsicht und Klarheit.“

Wie hat nun aber Haeckel die Prüfung in Sachen des Okkultismus bestanden? Natürlich so schlecht als nur möglich! Obschon dieses weite Wissensgebiet heute über ein großes, wohl verbürgtes Thatsachenmaterial verfügt und von hervorragenden Naturforschern (Wallace, Crookes, Zöllner, Fechner u. A.) experimentell untersucht worden ist. Haeckels Abfertigung des „Spiritismus“ — so nennt er in unglaublich rückständiger Weise den Okkultismus — zeugt von unwürdiger Ignoranz, von starrem Vorurteil und von souveräner Rechthaberei.*) Wer aber Thatsachen apriorisch (ohne vorhergehende Prüfung) leugnet und über Dinge redet, die er nicht kennt, ist kein Mann von Wissenschaftlichkeit und Unbefangenheit; jedenfalls hat er keinen Funken Goethe'schen Geistes in sich.

Andere Philosopheme hängen mit den erwähnten mehr oder weniger zusammen, brauchen also füglich nicht besonders besprochen zu werden. Nur auf die beiderseitige Stellungnahme zur wichtigen Frage von der Moralität der Weltordnung sei noch hingewiesen: während Haeckel sie von seinem materialistischen Standpunkt aus unbedenklich verneint, wird sie von Goethe aus triftigen Gründen bejaht. Angesichts der Beschränktheit, welche Haeckel in diesem Punkte, wie freilich auch in vielen anderen, an den Tag legt, kann man mit Nietzsche nur bedauern, daß die Schriftsteller nicht als Missethäter angesehen werden, welche nur in den seltensten Fällen Freisprechung oder Begnadigung verdienen. Haeckel besinnt sich nämlich nicht, niederzuschreiben: „In der gesamten Astronomie und Geologie, in dem weiten Gebiet der Physik und Chemie spricht heute niemand mehr von einer sittlichen Weltordnung.“ Er ist also zweifellos der Meinung, daß die Frage von der Sittlichkeit der Weltordnung etwa in einem chemischen Laboratorium gelöst werden kann. Dazu — und überhaupt zur ganzen Art und Weise, wie es Haeckel mit der Lösung der Welträtsel „so herrlich weit gebracht“ zu haben glaubt — würde aber Goethe allenfalls gesagt haben: „Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.“

Und da redet man noch von „Goethe und Haeckel“? . . .

*) Den ausführlichen Beweis hierfür erbringe ich in meiner Broschüre: E. Haeckel und der „Spiritismus“ (O. Mutze, Leipzig). — Daß Haeckel als „Philosoph“ überhaupt die reine Null ist, wird namentlich in der vernichtenden Schrift „Kant contra Haeckel“ von Adickes auf eine Weise dargethan, gegen welche ein auch nur halbwegs Unbefangener keinerlei Widerspruch dürfte erheben können.





Die Goethe-Universität.

Von Dr. Theodor Poppe.
(Frankfurt a. M.)

Es giebt eine „Goethegesellschaft", mehrere „Goethevereine", sogar einen „Goethebund" und schließlich eine weitere Goethegemeinde, über jene Sonderorganismen hinaus eine unsichtbare Kirche bildend, die man sich je nach der Beherztheit seines Optimismus größer oder kleiner vorstellen kann. Aber es giebt keine „Goethe-Universität"! Richtige Universitäten müssen immer unter dem erlauchten Schirm eines fürstlichen Namens stehen. Sie sind eigentlich nicht berufen, zu bilden, sondern sie bilden zu staatserhaltenden Berufen.

Was ist also die Goethe-Universität? Ein Wort, ein Begriff, ein Traum. „Dichtung und Wahrheit." Für den redlichen Worthuber ist schon damit zu viel gesagt. Dichtung und Wahrheit?!

Ja, und der Prozentsatz an Wahrheit liegt auf dem Boden, da Goethe geboren wurde: in Frankfurt am Main, noch unter unseren Eltern freie Stadt, Grenzpunkt süddeutschen und norddeutschen Wesens — süddeutscher Eigenbrödelei geneigter, Durchgangspunkt zahlreichen fremden Reisevolks, Ursprung der Rothschilds. Sela.

Was hat es nun aber mit jener „Wahrheit" auf sich? Wenn man der Stadtseele nachspürt, so scheint ein großer Teil dessen, was man als den modernen demokratischen Charakter der Stadt bezeichnen möchte, Vererbung aus der guten, alten Zeit der Stadtrepublik zu sein. Der behäbige Bürger von altfränkischer Biederkeit und Derbheit giebt in dieser Charakterstimmung den Grundton ab, der verstärkt wird durch einen Zug aus der Entwicklung Frankfurts zum mitteldeutschen Handels- und Verkehrszentrum. Die Altfrankfurter Familien und das wechselnde Volk der Kaufleute sind einig im Gefühl bürgerlichen Selbstbewußtseins, geschieden freilich auch durch einen beschränkten Gefühlsantisemitismus auf der einen Seite. Dem Frankfurt am Anfang des 20. Jahrhunderts haftet aber doch bei aller

Freiheit der politischen Gesinnung ein hervorstechend kleinstädtischer Zug an, der um so mehr auffällt, als sich Frankfurt trotz seiner Größe vorerst noch in den Entwicklungskrisen zur Großstadt befindet. Das spürt man nicht nur an der Bauart der Häuser, an den Krümmungen der Straßen, ihrer Breite, die durch Vorgärtchen beengt wird — Stimmungen der Gemütlichkeit und Heimlichkeit weckend, die alle Hast des Verkehrs nicht gänzlich unterkriegen kann. Auch die Lebensgewohnheiten des Mittelstands, der sich nicht minder abgeschlossen verhält gegen neue Elemente als die höheren Kreise, die verhältnismäßig geringe Anteilnahme an lebendigen Geistesströmungen, denen gegenüber man sich zumeist zuwartend, ohne selbständige Stellungnahme, verhält, geben die, freilich weniger erfreulichen Seiten des kleinstädtischen Habitus wieder. Oder dann die Frauen, bei denen, wie der große Mitbürger „Göbé" (oder gar „Gébé") meinte, man erfahren kann, was sich ziemt. Für sehr viele elegante Damen ziemt es sich z. B., bei Deckung ihrer Leihbibliothekbedürfnisse die mehr oder minder abgegriffenen Bände eigenhändig, ohne schämige Hülle, durch die belebtesten Straßen zu tragen — und es giebt doch so viele Zeitungen am Ort! Das Gefühl für ärgerliche Dissonanzen der Erscheinung ist demnach sehr schwach entwickelt. Überhaupt trägt sich die Durchschnittsfrankfurterin trotz ihrer Modegefolgschaft wie unter einem undefinirbaren Hauch, einem Druck des — nun, sagen wir — des noch nicht Erreichten. Ob das im Frankfurter Frauentypus liegt? Meinen Freunden habe ich einmal (es ist schon ziemlich lange her) gewaltige Heiterkeit bereitet, als ich, nach Ausdruck ringend, mit eindringlichen Gebärden den besagten Frauentypus bestimmte: so — rund und wasserblau. Und es liegt doch etwas Richtiges darin. Die „Frankforder Mäbercher" sind mehr untersetzt als schlank und groß, mit stumpfem Kinn und runden, stadtgebleichten Wangen. Einen selbstbewußten Gang findet man am ehesten bei jüdischen Schönheiten. Die Augen: weich, ohne entschiedenen Ausdruck. Viel Anlage zu Glück und Fröhlichkeit.

Mit all diesen skizzenhaften Andeutungen wollte ich nur so von ungefähr die süddeutsch gefärbte Allgemeinstimmung der Stadtseele umschreiben, auf der sich das geistige Leben Frankfurts entfaltet. Und damit kommen wir auch zu unserer „Wahrheit" zurück.

Seit 1859, dem Säkularjahr Schillers, besteht in Frankfurt die Erhalterin der Goethetraditionen, das „Freie Deutsche Hochstift". Merkwürdigerweise hat es einen Ableger, eine Zweiggesellschaft gleichen Namens gezeugt — nirgendwo anders als in München, allwo dieses Hochstift im Laufe der Zeit zu einer Art Isarschwanorden sich entwickelt hat.

Es giebt ja so viel harmlose Dichterseelen in deutschen Landen! Das „Freie Deutsche Hochstift" zu Frankfurt hat jedoch seine Ziele höher gesteckt: „für Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung" ist es auf dem geweihten Boden am Hirschgraben erstanden. Die akademische Bildung Frankfurts, d. h. im Wesentlichen die Lehrerschaft, hat sich darin zu wissenschaftlichen Sektionen zusammengeschlossen, die selbständiger Forschung dienen und ihre Ergebnisse in den vom akademischen Gesamtausschuß herausgegebenen Berichten niederlegen. Die jährliche Masse der Goethe- und Schiller-Litteratur wird allerdings von einem auswärtigen Spezialisten, von Max Koch in Breslau, in die Berichte eingeschlachtet — seit dem Bestehen der umfassenden „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" vielleicht eine überflüssige Sache. Die Abteilung für deutsche Sprache und Litteratur, der Goethe doch wohl am nächsten steht und die also auch als Kern des Hochstifts zu gelten hätte, führt ein ziemlich pflanzenhaftes Dasein. Ihre praktische Seite, die das Sekretariat des Hochstifts darstellt, hat freilich genug zu thun mit der Sorge für Goethehaus und Goethemuseum und der Einrichtung des Schmuckkastens einer Bibliothek, um deren Mittelpunkt: Goethe sich eine reiche Speziallitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts angesammelt hat.

Zur Förderung der höheren Bildung veranstaltet das Hochstift für seine Mitglieder, die der gebildeten Bürgerschaft, insonderheit der strebsamen Frauenwelt angehören, allwinterlich eine Reihe von Lehrgängen, zu denen meist auswärtige Gelehrte verschrieben werden. In je fünf Stunden werden Gegenstände aus den Gebieten der Geschichte, Litteratur, Kunst, Philosophie und der allgemeinen Naturwissenschaften behandelt. Lange Zeit galt und war auch Vertreter der heimischen Goetheforschung der zu Anfang des Jahres verstorbene Vorsitzende des akademischen Gesamtausschusses Veit Valentin, dessen lautere Goethetreue durch eine gewisse pedantische Philistrosität nicht getrübt wurde. Der emsige, arbeitsfrohe Geist drückte dem Hochstift, vielleicht mehr als nötig und erwünscht, den Stempel seiner Eigenart auf. Von einer andern Seite her gesehen, kann man wohl auch sagen, daß der leidenschaftsfremde, oder besser temperamentsschwache Geist des gebildeten Bürgertums, identisch mit der Mitgliedermasse, in ihm eine typische Verkörperung fand.

Von diesem Hochstift nun, das sich selbst eine „freie Hochschule für höhere Gesamtbildung" nennt, und in gewissem Sinne eine Parallele an der Berliner „Humboldt-Akademie" hat, bis zu der Goethe-Universität, wie ich sie mir in unbescheidener Phantasie vor Augen zaubere, ist noch ein großer, großer Schritt. Immerhin denke ich mir das Hochstift als die Urzelle.



Aber weiter — durch die „Breite der Empirie", um mit Goethe zu reden! Der Pflege der Naturwissenschaften ist die Senckenbergische „Naturforschende Gesellschaft" und der „Physikalische Verein" gewidmet, die beide in eigenen Hörsälen Vorlesungen veranstalten. Anatomie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie haben bedeutende Vertretung. Ein wertvoller Zuwachs an wissenschaftlichen Potenzen erfolgte erst vor einigen Jahren durch die Errichtung des Königlichen Instituts für experimentelle Therapie auf Frankfurter Boden. Im Jahr 1812 hatte schon einmal der Großherzog von Frankfurt, der Fürst-Primas Karl von Dalberg, im Gedanken an eine Hochschule in Frankfurt eine medizinische Fakultät aufthun lassen, die jedoch bald wieder in der Senckenbergischen Stiftung verschwand.

Der ganze hier umschriebene Wissenschaftskomplex bedeutet dem harmlosen Bürger so recht eigentlich „die Wissenschaft" nach der aus dem 19. Jahrhundert ererbten Bedeutung. Vor „der Wissenschaft" aber hat der Bürger einen Respekt, der mit der Entfernung im Quadrat wächst. Wenn es sich darum einmal ereignet, daß ein durch Handel, Wandel und Heirat reich gewordener Mann sich ein würdiges Gedenken stiften will, so steigen ihm dabei nicht so sehr seine sozialen Verpflichtungen in den Kopf, als vielmehr das idyllische Bild stimmungsvoll selbstloser Arbeit an der über dem Leben thronenden Wissenschaft, der er, aus einem eigenen Leben voll Stimmungslosigkeit, vielleicht ein verehrendes Opfer bringen will. Der Nimbus von Bürgertugend und Höhenwertung geistiger Arbeit ist nicht zu verachten. Immerhin muß, in Anbetracht seiner Seltenheit, Staunen und Bewunderung erregen, was in Amerika nachgerade selbstverständlich geworden ist. So sind eben in neuester Zeit durch reiche Frankfurter Bürger ansehnliche Stiftungen zu wissenschaftlichen Zwecken geschehen. Wissenschaftliche Zwecke — aha!

Ich bin nun für meinen Teil der festen Überzeugung, daß die Überschätzung der Wissenschaft im Ganzen, das Ergebnis rapider Erfolge im 19. Jahrhundert, im neuen Säkulum sich doch allmählich verlieren wird. Die Entwicklung des Menschen hat mit der Entwicklung der Wissenschaft nicht gleichen Schritt gehalten. Man ist doch wohl als Außenstehender zu sehr geneigt, unter die Flügel der Wissenschaft mit ziemlich gleicher Wertschätzung den schöpferischen Gelehrten und den Wissenschaftshandwerker zu begreifen. Das Prestige der Wissenschaft schützt den mit ihr Beschäftigten. Wie oft aber doch der Wissenschaftshandwerker, ihr Repräsentant aus der Kraft des Sitzfleisches, hinter den Anforderungen an einen Menschen, der auf den Höhen der Kultur und Menschheit wandeln sollte, zurücksteht, das zu sehen hindert der ideale Glanz seiner



Thätigkeit. Defekte Gelehrtencharaktere sind vielleicht öfter, als der Menschenfreund glaubt. Aber man redet lieber nicht davon. Das sind so alte Sachen, daß sie fast wieder anfangen — neu zu werden.

Es ist symptomatisch, wie doch allmählich unter der Decke scheinbar unbeirrter Forschung — la science pour la science! — das Bedürfnis nach Erwägung, wenn nicht gar nach Lösung tieferer Menschheitsfragen wieder hervorbricht und ein erstaunlich lautes Echo in weitestem Umkreis findet. Die soziale Frage, um nur dies herauszugreifen, die für den mit ihr Beschäftigten natürlich schon längst oben auf ist, so weit sein Blick reicht, schiebt sich mehr und mehr in den Mittelpunkt des thatsächlich allgemeinen Interesses, und ihr ideales Moment ergreift auch die, für deren Privatverhältnisse sie von vornherein erledigt war oder die sie ausschließlich vom politischen Standpunkt aus einschätzten. „Der letzte Grund aller sozialen Gefahr liegt nicht in der Dissonanz der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze. Alle soziale Reform muß an diesem Punkte einsetzen." Die Überzeugungskraft dieser Meinung Gustav Schmollers wird immer eindringlicher. Das Recht auf Bildung erkämpft sich Anerkennung. Die Einsicht dämmert auf, daß auf dem neutralen Boden der Bildungsbestrebungen ebensowohl die Schablone der Partei als der Schleier religiöser Befangenheit zu entbehren ist. Entbehrt werden muß, wenn das Tüchtige erreicht werden soll! Das Morgenrot eines Jahrhunderts der Bildung weckt Ahnungen glücklicher Erfüllung. Möchten doch wohlberatene Stifter in erster Linie ihr Vermögen an das geistige und gemütliche Leben ihres Volkes wenden, ehe sie daran denken, die engere Gelehrtenkaste zu fördern. Die Wissenschaft geht ja doch ihren eigenen Weg. Von jenen aber werden dereinst die Dichter erzählen, daß sie mit der Sonne des Jahrhunderts aufgestanden sind.

Man wird es jetzt begreiflich finden, wenn ich vorhin das „Hochstift" als Urzelle der Goethe-Universität des 20. Jahrhunderts bezeichnet habe. In dieser Schöpfung des liberalen Bürgertums steckt die Lebenskraft, die erst die Luft der neuen Zeit zu glänzender Entfaltung bringen wird.

Dieselbe Lebenskraft erfüllt aber auch ein Unternehmen, dessen erste Entwicklung sich durch das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinzieht. Der Frankfurter Ausschuß für Volksvorlesungen, seit 1890 bestehend, ist ein weiteres, wesentliches Moment der erträumten Goethe-Universität. Bevor einige unserer Universitäten den Geist der englischen Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung erfaßten und mit Lehrgängen für Laien auf den Plan traten, war man in Frankfurt, dank der Initiative des Sozialpolitikers Stadtrat Dr. Flesch und des Chemikers L. Opificius, schon

an der Arbeit, dem Gedanken der sozialen Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit gerade den geistigen Gütern gegenüber Ausdruck und Form zu geben und ihn durch Berufung von Vertretern der Gewerkschaften und Arbeiterorganisationen in den Ausschuß entwicklungsfähig zu gestalten. Sehe ich hier vorläufig von den Bemühungen des Ausschusses ab, den unbemittelten Schichten der Bevölkerung Kunstgenüsse zu ermöglichen — Bestrebungen, die manchen eigenartigen Gedanken enthalten, wie etwa den von Bernhard Scholz angeregten „Volkschor" —, so bleiben die zur Verwirklichung einer „Volkshochschule" drängenden Ansätze. So wurden zuerst dreistündige Vorlesungsreihen veranstaltet, die schließlich im Lauf der Zeit, wenigstens in den meisten Fällen, zur einstündigen Volksvorlesung zusammenschrumpften. Das Prinzip der Unentgeltlichkeit (dem Dr. Jastrow und Dr. Ernst Schultze gelegentlich so energisch zu Leib gerückt sind), sowohl von Seiten des Hörers wie des Vortragenden, war bei diesen Einzelvorlesungen in Geltung, die allmählich auf drei verschiedene Gegenden der Stadt ausgedehnt wurden. Das Zusammenschrumpfen der kürzeren Vortragscyklen hatte zuguterletzt den Erfolg, daß diesen Volksvorlesungen ein Konkurrent im eigenen Hause erwuchs. In das Arbeitsgebiet des Ausschusses gehört nämlich auch die von ihm gepflegte Eigenart der Vermittlung von Einzelvorträgen, wie sie ja die „Kaufmännischen Vereine" allerorts sich halten lassen, in den Gewerkschaften und Fachvereinen. Von einem dritten Punkt aus geht es der Volkshochschule entgegen durch die erst wenige Jahre bestehende Einrichtung der Lehrgänge, für die, etwa zehn Stunden umfassend, eine Einschreibegebühr von zwei Mark bezahlt wird. Hier hat auch der Ausschuß die nächste Berührung mit den volkstümlichen Hochschulkursen, die heute am ausgedehntesten und methodischesten von der Wiener Universität in's Werk gesetzt werden.

Mit dem Ende des Jahres soll endlich auch die „Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften" in's Leben treten, die Kaufleuten, Juristen und Laien Gelegenheit geben will, auf diesem frischen Feld des Wissenschaftsbetriebs sich gründliche Kenntnisse zu eigen zu machen. Manchem Juristen, der in die Laufbahn des politischen Redakteurs hinüberzugleiten wünscht, mag auf dieser Akademie propädeutischer Nutzen erwachsen. In den Spalten der „Frankfurter Zeitung", dieses erfolgreichen demokratischen Blattes der Kaufmannswelt, spukte wohl auch, ehe man dem Gedanken der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften näher getreten war, die Idee einer Journalistenuniversität. Wilhelm Bölsche hat neuerdings, in seinem Buche „Hinter der Weltstadt", mit beredten Gründen die Notwendigkeit und das Zeitverlangen einer solchen Journalisten-

universität ausgeführt. Die neue Akademie scheint nun von vornherein ihre Blicke weiter geworfen zu haben auf eine allseitigere Bildung ihrer Studiosen, womit auch zugleich ein Schritt gegen die Journalistenuniversität hin geschehen wäre. Sie verkündet wenigstens durch das Sprachrohr der Zeitung — ein Vorlesungsverzeichnis ist noch nicht veröffentlicht —, daß ihr Lehrplan von Seiten des Hochstifts und des Senckenbergischen Instituts durch allgemeine Vorlesungen ergänzt werden solle. Der Ausschuß für Volksvorlesungen hat sich für seinen Teil rechtzeitig an den Magistrat gewandt mit dem Ansuchen, die Lehrer der Akademie zugleich für Volksvorlesungen zu verpflichten. All das schwebt nun freilich noch im Ungewissen. Die Zukunft soll Lehrmeisterin sein.

Die Fäden sind jedenfalls gelegt zwischen den einzelnen Bildungsstätten Frankfurtischen Gepräges. Ich glaube nicht, daß nun noch ein besonderer Scharfsinn dazu gehört, das Ziel der Entwicklung zu deuten.

Um dies noch vorwegzunehmen: am Bildungsmaterial der Bücher leidet Frankfurt keinen Mangel. Wenn man die Spezialbibliotheken des Senckenbergischen Instituts, des Hochstifts und die im Anschluß an die „Städel'sche Bildergallerie" geschaffene kunstwissenschaftliche Bibliothek außer Betracht läßt, so bleiben die beiden großen öffentlichen Büchereien: die Stadtbibliothek mit ihrem überwiegend historischen und juristischen Inhalt und die Freiherrlich Karl von Rothschild'sche öffentliche Bibliothek, deren Hauptgebiet Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte ist. Ein vorzügliches, allgemein zugängliches Katalogsystem, dem Leiter der Rothschild'schen Bibliothek Dr. Berghöffer zu verdanken, erschließt die Benutzung der Bücherschätze in geradezu vorbildlicher Weise. Ich habe noch in keiner Bibliothek diese soliden, geschmackvollen Einbände gefunden. Der vom eigenen Stiftungskapital lebenden Bibliothek wurde vor einiger Zeit zuerst die Büchersammlung Max Müllers in Oxford angeboten. Das Interesse der Familie Rothschild an der ihren Namen tragenden Bibliothek war leider nicht groß genug, um die Anschaffung zu ermöglichen.

Die Stadtbibliothek, deren stattlicher Tempelbau sich an der Obermainbrücke erhebt und in goldenen Lettern eine Inschrift an der Stirn trägt, in ihrer eigenartigen Latinität dem alten Schopenhauer zum Spott und Ärgernis, muß in der Nutzbarmachung ihres Materials gegen die Rothschild'sche zurückstehen. Der Katalog, wenn er wirklich in systematischer Vollständigkeit vorhanden sein sollte, ist nicht zugänglich. Höchst wünschenswert, wenn uns der ansehnliche Beamtenstab einmal mit einer zweckmäßigen Katalogisierung überraschen wird, ehe der Main noch an einer

ganzen Generation vorübergeflossen ist. Dies wertvolle Hilfsmittel der Goethe-Universität darf nicht allzu lang und allzu sehr brach liegen.

Der Goethe-Universität! Ich lasse meinen Hoffnungen die Zügel schießen. In ihr haben sich die verschiedenen Ansätze auf dem Boden Frankfurts, die aus eigener Triebkraft gleichsam im Freien, außerhalb des staatlichen Wärme- und Gewächshauses, herangeblüht sind als Kulturmittel, unter ein gemeinsames Dach gefunden. Zunächst in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Während das Senckenbergianum schon so weit gediehen ist, daß es sich seinen eigenen Museumsprachtbau mit den nötigen Arbeitsstätten am Eschenheimer Turm zu errichten gedenkt, weiß weder das Hochstift, noch der Ausschuß für Volksvorlesungen, noch die geplante Handelsakademie, wo sie in Sicherheit ihr Haupt hinlegen können. Das Hochstift muß sich für seine Lehrgänge einen fremden Saal mieten, die Volksvorlesungen und die Lehrgänge des Ausschusses sind vor Allem auf die Huld der Schulverwaltung verwiesen; und wo die Akademie sich niederlassen will, das wissen vorläufig nur die Eingeweihten — jedenfalls zuerst noch nicht in einem selbständigen Bau. In einem solchen Bau, der in seiner Einheitlichkeit das Symbol der inneren Zusammengehörigkeit jener in verschiedene Richtungen verlaufenden Bildungsbestrebungen ausdrücken würde, käme der vom Magistrat schon einmal gehegte Gedanke einer „Goethehalle" zu glänzenderer Wiedergeburt.

Nun, wo der Wille ist, da ist auch ein Weg! Ich will mich also hier lieber darauf beschränken, von der idealen Seite, vom Geiste der Goethe-Universität zu schwärmen. Denn nun mag die „Dichtung" in ihr Recht treten, die — Aristoteles hat es eingeschärft — philosophischer und darum wahrer ist als die Geschichte, als die Empirie der kahlen Thatsachen.

Die offizielle Universität ist, wie ich Eingangs erwähnte, neben ihrer Rolle als staatlich unterstützte und daher mehr oder minder freie Pflanzstätte wissenschaftlicher Forschung, in der Hauptsache die Anstalt für das Brotstudium. Die freie Universität, die Volkshochschule in deutschem Sinn und in neuem Geist, tritt mit der altehrwürdigen Universität in keinen Wettbewerb. Sie graben sich nicht den Boden ab — sie ergänzen einander. Die Volkshochschule nun, die sich Goethe-Universität nennen darf, ist eine Stätte echter Bildung. Sie öffnet ihre Thore dem Volk, den Laien zur Ausbildung und Steigerung der Persönlichkeit — je nach Neigung und Begabung. Sie sammelt Menschen um sich, die über den täglichen Beruf hinaus ihr Leben mit geistigem Gehalt zu erfüllen und zu durchseelen streben. Denn Goethe ist ihr Erzieher. Sie trägt darum an ihrem Teil bei zur Lösung der sozialen Frage des vierten und des fünften

Standes, um diesen Ausdruck zu gebrauchen — der Arbeiter und der Frauen. Die Frauen der besitzenden Klassen und die Männer der besitzlosen sind ja heutzutage gemeinsam in die gegnerische Stellung zu einer Front — mit einem Brett davor — gedrängt, die noch nicht überall wanken will. Aber der soziale Gedanke der Gleichberechtigung aller Volksgenossen an den geistigen Gütern der Nation bringt mehr und mehr durch — ich sprach davon. Und so wird auch das Bewußtsein einer sozialen Pflicht gegenüber dem andrängenden Bedürfnis lebendiger und kräftiger. Die Goethe-Universität eint die gemeinsam Ringenden und Kämpfenden.

Wenn auch die Goethe-Universität dem Arbeiter und überhaupt dem im Berufsleben Stehenden sich naturgemäß nur in Abendkursen anbieten kann und seinem wirtschaftlichen Kampf vor Allem Rechnung tragen muß, so bleibt ihrem Zweig, der Frauenuniversität, dagegen ein größerer Spielraum. Auch ich denke mir mit Bölsche diese freie Universität für Mädchen und Frauen als den idealen Ausgangspunkt für alle denkbaren engeren Berufe. Das Hochstift mit seinen Lehrgängen hat hier seine Wurzel. Naturwissenschaft bieten Senckenbergianum und Physikalischer Verein. Aber auch als Berufsuniversität für Journalisten fällt die Hochschule, die Goethe's Namen trägt, nicht aus dem Rahmen. Der ehrliche Makler des geistigen Lebens und Geschehens im Volk, als den sich der Journalist von Rechts wegen darstellt, mag hier ebensowohl eine freie und weite Allgemeinbildung sich aneignen als die engeren Fachkenntnisse. Der Gelehrte schließlich, der an dieser Stätte wirkt, wird vor Allem auf den Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Leben sich verwiesen finden. Er wird auf die Gefahr der Unfruchtbarkeit hin gezwungen sein, zu erfüllen, was Anton E. Schönbach, der Grazer Professor, („Über Lesen und Bildung") bereits ausgesprochen hat: „Wer den Zusammenhang seines Wirkens mit dem seiner Zeit nicht versteht und nicht über die Scheuklappen seiner Besonderheit hinausblickt, wer seine Arbeit nicht mit der des modernen geistigen Lebens vergleichen kann und dadurch des Maßstabes für seine Leistung entbehrt, der bleibt banausisch und ein Handwerker, obwohl er immerhin, und vielleicht nicht mit Unrecht, als eine schätzenswerte Kraft selbst in gelehrten Kreisen gelten mag."

Schon im Symbol Goethe ist es gegeben, daß diese Volkshochschule in weitestem Sinne eine Hochburg ästhetischer Kultur sein muß, beseelte Bildung verbreitend, die es mit dem ganzen Menschen zu thun hat, nicht bloß mit seinem Verstande. Die künstlerische Welterfassung ist vor allem Andern der charakteristische Wert. Wollte ich nun wieder auf festen Boden hinunter steuern, um zu ersehen, ob von dem heutigen künstlerischen Leben

Frankfurts das Idealbild der Goethe-Universität Unterstützung erfahren könnte, so müßte ich des Längeren und Breiteren erst wieder Thatsachen sprechen lassen. Davon lieber ein anderes Mal!

Es kam mir hier vor Allem darauf an, einmal zu überschlagen, was die Geburtsstadt Goethe's dem übrigen Deutschland ganz allein zu sagen hätte, was sie am Anfang des 20. Jahrhunderts mit keimkräftigen geistigen Sonderwerten wohl bedeuten könnte innerhalb unserer deutschen Gesamtkultur. Da aber wir Jüngeren, vom Geiste der Zeit beherrscht, lieber nach der Zukunft greifen, als aus dem Aschenkasten der Vergangenheit Mosaiktrümmer hervorwühlen, so war es nur recht und billig, daß ich einzelne Grundlinien auszog und über ihnen einen Schattenbau aufführte. Einen Schattenbau, der ein Lichtbau ist. Er mag wohl zu viel blenden. Aber lieber blind von der Fülle des Lichts, als vom Mangel.

Goethe hat behauptet: „Es geziemt Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin thätig zu sein."



Neue Gedichte von Wilhelm Weigand.*)

(München.)

Sommerrast.

Tief in lichten Blütensternen,
Glanz und Duft auf Feld und Fernen,
strahlend spielt ein Sommerwind.
Und ein unbegreiflich Sehnen
will die Brust zum Springen dehnen,
und doch blick' ich wie ein Kind.

Nun ein Ton, ein Bienensummen,
und ein atmendes Verstummen —
silbern webt es über'm Feld,
und auf goldsmaragdnen Wogen
weicher Wiesen kommt's gezogen
wie ein Lichtgesicht der Welt.

Und es schwindet, — Duft und Schauen!
Seliger in selig Blauen
taucht mein Blick, in Überglanz
aller Nähen, aller Weiten,
schimmernder Unendlichkeiten — —
Licht und Stille bin ich ganz.

*) Aus der soeben bei Georg Heinrich Meyer in Berlin erscheinenden Sammlung: „In der Frühe". Neue Gedichte (1894—1901).

Mit einem Jasminzweig.

Dies sind duftberauschte Wochen,
und die Nächte glüh'n Entzücken,
Nächte, die wie Stunden sind!
Dein geliebtes Haupt zu schmücken,
hab' ich von Jasmin gebrochen
still ein blütenschwer Gewind.

Aus der Nacht des schwersten Haares
haucht mir nun ihr Duft entgegen,
schwül, erinn'rungsschwer und feucht,
und, ein Stern auf Abendwegen,
glänzt dein Aug', dein wunderbares,
überirdisches Geleucht.

Werden still die hellsten Stunden,
perlt der Brunnen Seligkeiten,
liegt im Sternenduft die Welt: —
Deinem Haupt in Dunkelheiten
sei das Sterngewind entwunden,
daß in deines Arms Entbreiten
keine Blüte sterbend fällt.

Menschheit.

Daß ich hoch im Lichte gehe,
müssen tausend Füße bluten,
Tausend küssen ihre Ruten,
Tausend fluchen ihrem Wehe;

Müssen tausend Hände weben
tief im Dunkel Himmelsgaben;
tief in Schmutz und Nacht vergraben,
Tausend ihrem Gott vergeben. —

Das Schicksal Psyche's.

Zu Herzen geht das Schicksal mir
des allerschönsten Weibes:
Wer sah erglüh'n in seiner Zier
den Glanz des schönsten Leibes?
Die Ärmste sucht den fernen Gott,
sie sucht ihn unter Hohn und Spott
in weltverlornem Sinnen.

Und träumend wechselt Tag für Tag
sie Schleier, Schuh' und Kleider.
Die Jahre weben, Schlag und Schlag,
es keuchen tausend Schneider —
Sie geht, der Glieder Pracht verhüllt,
das Aug' von sel'gem Licht erfüllt,
mit tausend Dulderinnen. —

Wer Götter sucht, der lebt im Leid,
das alle Fülle reinigt.
Wer Götter liebt, will Seligkeit,
die nie ein Stachel peinigt.
Wob dir die Zeit noch kein Gewand,
das bräutlich deine Sehnsucht fand,
die selig-ruhelose?

O süßes Purpurseelchen mein:
Dies sind mir bittre Mären
und, ach, kein dämmernd Prophezei'n:
Du sollst, du mußt gebären! —
Die Zeit braucht einen neuen Gott!
Es sagt's der Groll, es sagt's der Spott,
es leuchtet's jede Rose.

Bist du nicht Göttin? Götter geh'n
nicht dumpf in dumpfen Schleiern!
Bist du nicht Weib? In Blüte steh'n
die Herzen tausend Freiern!
Die Flamme, die sich selbst verzehrt,
die Flamme, die nach Höh'n begehrt,
entstiegen einem Sehnen. —

Der Traum, der in dem Aug' dir sinnt,
von Liebesrosennächten,
der Traum, der gold'ne Fäden spinnt,
löst deine seid'nen Flechten:
Es glüht die Hand, die Hülle fällt,
ein göttlich Leuchten füllt die Welt,
und du stehst ganz in Thränen.

Lenz.

Aus den quellensel'gen Schluchten,
wo der Lenz uns still empfieng,
sieht mein Aug' nur gold'ne Buchten,
nur des Meeres lichten Ring —
lautlos Leben!

Fern ein Segel aus dem Hafen
wiegt sich purpurn in das Licht.
Meine Träume sind entschlafen,
meine Sehnsucht darf hier nicht
die Lider heben!

Licht und lichter glänzt die Runde,
aller Höhen Duft und Glast,
und der Blütenfall der Stunde
ist der Erde einzige Last
im Entschweben.

Doris.

Du gehst in blassen Atlasschuh'n,
o Doris, stillste Wege.
Im blauen Schimmerdufte ruh'n
Des Parkes Sonngehege.
Ein Lächeln blüht dir um den Mund,
und Gold glänzt aus der Augen Grund,
das Gold der müden Tage,
die sterben ohne Klage.

So wonnig bebt die weiche Luft . . .
Es plätschern süß die Brounen,
und leuchtend taucht aus blauem Duft
Das Lusthaus voll der Wonnen.
Und auf den Treppen schläft der Wind
und lacht ein prunkendes Gesind,
und weiße Götter träumen
lichtatmend unter Bäumen.

Von Liebe sagt und singt die Welt!
Sie ist ein jäh Entzücken,
darein ein Glanzgelächter fällt
und mahnt, den Tag zu pflücken.
Und ist das süße Seelchen wund,
so lacht der rosenrote Mund
und weiße Hände winken
und seid'ne Wimpern sinken.

Doch schau, an deines Kleides Saum
erblinken Thränentröpfchen.
Fiel aus dem schönsten Liebestraum —
du neigtest zart dein Köpfchen —
die Perlensaat, um dein Gewand
zu schmücken mit dem Thränentand
und — göttliches Verderben! —
in Duft und Luft zu sterben?

O Doris, hat die Nacht geweint
unsterblich heiße Thränen?
O nein, dies hast du nie gemeint,
traumselig voller Wähnen.
Die Welt ist ja der Liebe voll
und leichte Herzchen hüpfen toll,
und nur die Rosen neigen
sich nachttauschwer und — schweigen.

Ein leichter Fächerflügelschlag
kann in der Stunde brechen
die schönsten Herzen, die dem Tag
die — Ewigkeit versprechen.
Was lacht und höhnt der blinde Gott?
Die Liebe ist ein süßer Spott,
in Flüsterdämmerhelle
die Rosenbagatelle!

Im Dunkel.

Seh' ich auch im Dunkel nicht
dein erglühend Angesicht,
fühl' ich doch, daß deine Wangen
leuchten von der Seele Licht,
von dem zärtlichsten Verlangen.

Sieh', errötet nicht die Nacht?
Webt ein Flüstern, leis erwacht,
nicht im rosenvollen Garten?
Ist der Fernen Funkelpracht
nicht ein einzig lauschend Warten?

Gieb mir deinen süßen Mund,
daß aus aller Tiefen Grund
sich kein Laut, kein Wort entringe!
Daß, die Seelen sehnsuchtswund,
uns die Nacht, die Nacht verschlinge! —



Phantasie.

Von Cecil Teich.

(Wien.)

Die Kunst ist das Kind der Freiheit, das sich übermütig in die bunte Wiese des Lebens wirft, seine Arme gegen den Himmel ausbreitet und lacht und lacht und lacht. Aber es sind Gestalten da, die dieses Lachen nicht hören mögen, die bei jedem frischen Laut entsetzt zusammenfahren, die ihre eigene Stimme noch nie gehört haben und die sämtlich am Gängelbande gehen. Weil eine dieser Gestalten genau so aussieht wie die andere, und weil sie ausserdem gar kein selbständiges Denken und keinen eigenen Willen haben, so hat man ihnen einen gemeinsamen Namen gegeben. Man nennt sie Regeln. Sie sind lauter kleine Missgeburten, verknöchert, haben Auswüchse und einen lauernden Blick aus schielenden Augen. Man darf sich aber nicht wundern, dass diese Wesen so verwahrlost sind, wenn man die Eltern betrachtet, von denen sie herstammen. Die Enden des Gängelbandes werden nämlich von zwei grossen Geschöpfen in den Händen gehalten, dem Anstand als Vater, der Sitte als Mutter. In der anderen Hand hält jedes von ihnen eine Geissel. Sie tragen Beide starke Brillengläser, aber man weiss nicht, ob zum Zwecke schärferer Beobachtung oder zum Schutze gegen das Sonnenlicht, das sie nicht vertragen können. Ich allerdings weiss es ganz genau, aber ich sage es nicht, denn ich bin nicht boshaft. Wenn dieses würdige Paar nun mit seinen plumpen Schritten auf die Wiese kommt, dann zertritt es alle zarten Hälmchen,

und die müssten verderben, wenn nicht **ihre** Mutter, die Natur käme, sie wieder aufzurichten.

Diese hässliche Familie ist aber nicht allein da. Sie hat ein grosses Gefolge, dessen weibliche und männliche Mitglieder stets strenge von einander gesondert sind. Alle tragen eine graue Kleidung, die sie bis über das Kinn verhüllt. Ein Bekannter hat mir jedoch erzählt, dass er sie auch schon anders gesehen hat, aber ich soll es nicht weitersagen, weil es ihm peinlich wäre. Man nennt diese Gestalten gleichfalls mit einem gemeinsamen Namen: die gute Gesellschaft. Ferner geht auch ein Mann hier herum, der sieht aus wie ein Nachtwächter und hat ein grosses Horn an einer Schnur. Wenn er in das Horn bläst, dann sinken die kleinen, hässlichen Missgeburten, ihre Eltern und die ganze gute Gesellschaft auf die Knie, berühren mit der Stirn den Erdboden und murmeln dumpf: „Herr, vergieb uns unsere Schuld". Den Nachtwächter aber nennen sie den guten Ton und die öde Melodie seines Hornes ist ihnen die liebste Musik.

Aber die Kunst hält sich die Ohren zu und lacht immer toller, um das Heulen des Hornes nicht zu hören. Ihr Übermut wird so unbändig, dass er auszuarten droht. Plötzlich steht vor ihr eine herrliche Frauengestalt, deren unbekleidete Formen in himmlischer Reinheit die Kraft und Schönheit in höchster Vollendung darstellen. Es ist die Natur, die mahnend hervortritt. Die Kunst wirft sich ihr, wie berauscht von Lust und Lebensfreude, an die Brust, dabei gleitet ihr der zarte Schleier von der Schulter. Und wie sie nun dasteht, die nackte Kunst, das verwirklichte Ideal, da geht ein Leuchten und eine Wärme von ihrem Körper aus, vor dem der gute Ton und sein ganzer Anhang in sinnlosem Schrecken ihre Häupter verhüllen und hinwegstürzen, um nichts zu hören, nichts zu fühlen, nichts zu sehen von dem schwellenden Leben. Sie laufen in ihre Paläste, verriegeln die Thüren und verhängen die Fenster. Da wird es finster in ihren Mauern und man weiss nicht, was sie dort thun. Aber ich weiss es doch und sage es wieder nicht, weil ich doch nun einmal nicht boshaft bin. Nur das Eine kann ich nicht verschweigen, dass ich beim nächsten Morgengrauen den Teufel aus der Strasse der Paläste eilen sah. Er hatte dort die ganze Nacht zugebracht.

Aber die Kunst und die Natur halten einander umschlungen und lachen weiter in fröhlicher Ausgelassenheit. Das ist ein Zusammenklingen von quellenden Silbertönen, dass die Engel im Himmel sich verwundern und den Petrus bitten, er möge sie einmal auf die Erde schauen lassen. Dieser will natürlich nicht, denn auch er kann den Lärm nicht ausstehen und hat am liebsten seine Ruhe. Aber die ungestümen Englein umdrängen ihn und zerren an seinem Barte, so dass er endlich nachgiebt und die Vorhänge von den Sternen wegzieht. Da sieht durch jeden Stern ein Engelskopf zur Erde nieder, und die lachen so munter mit, dass selbst Petrus seinen grauen Kopf schüttelt und in sich hineinlacht; aber das sieht man nicht, weil sich das Lachen in seinem grossen Barte verliert. Und wie der liebe Gott dieses lustige Treiben hört und, zur Erde niederblickend, sieht, wie Kunst und Natur sich vereinen und da unten alles strahlt, glänzt und prangt, da zieht ein gnädiges Leuchten über sein Antlitz und er spricht: „Na, Petrus, heute wird 'mal nicht geregnet". Endlich kommt auch gutmütigen Angesichtes der Mond und lacht vergnügt mit darein. Aus jeder Wiesenblume kommt ein Elfchen, und von jedem Baume steigt dessen Geist in Jünglingsgestalt hernieder; die schliessen einen Kranz um Kunst und Natur, tanzen auf- und niederschwebend einen Reigen und singen in leisen Flüstertönen ein Lied —, das klingt wie Heidensang, ist aber doch die Verherrlichung des alleinigen Gottes:

Dein ist Odins hehre Allmacht.
Seine Welt hältst du im Schoß.
Höhenwärts zu deinem Auge
Beten wir: „Gott, du bist groß".

Deiner Größe uns zu nahen,
Sendest du uns freien Mut.
Deine Heiligkeit im Herzen,
Fühlen wir: „Gott, du bist gut".

Gnadenvoll neigst du dich nieder,
Und da wir dein Antlitz seh'n,
Sonnenleuchtend, Balderprächtig,
Judeln wir: „Gott, du dist schön".

In schönheitstrunkener Verzückung halten sie sich umfangen; immer wieder singen sie ihr Weihelied, und die Engel singen mit, der alte Petrus wiegt seinen Kopf nach den Rhythmen der Melodie und der liebe Gott lächelt. Wie er lächelt, da zieht es leuchtend über die Erde, die Elichen kehren in ihre Blumen, die Waldgeister in ihre Baumeswipfel zurück, ein neues Atmen geht durch die Wiese — die Sonne kommt. Kunst und Natur eilen ihr entgegen, sich ihren Flammenkuss zu holen. Dann heben sie sie auf ihre Schultern empor, und jauchzend bringen sie den Menschen das Licht. Drunten im Thale beginnen die Glocken zu läuten und das frohe Arbeitslied der Menschen, die mit dem jungen Tage in's Feld ziehen, vereinigt sich mit dem Begeisterungsgesang jener, die huldigend zur freien Schönheit der Kunst emporblicken.

Die berühmte „Familie" aber — die hat alles hinter ihren verriegelten Mauern derweil hübsch verschlafen.



Ein Stückchen Weges.

Skizze von Max Messer.

(Wien.)

Heute sind es zwei Wochen her, daß Mary gestorben ist. Seine gesunde, lebensfrohe, in voller Blüte prangende Schwester war vor ihm, dem Kranken, den die Ärzte seit Langem auf das Schlimmste gefaßt gemacht hatten, — gestorben! ... Eine kleine Lampe steht oben auf dem Schrank. Ihr Licht zittert in scheuen, gelben Streifen über das Zimmer. Auf einem großen Tisch liegen zerstreut Bücher und Hefte in ungepflegtem Durcheinander ... Er sitzt hier, den Kopf in die Hand gestützt; die Rechte bedeckt eine verkehrt liegende Photographie ...

Er sitzt drei Stunden lang so. Sein Körper bewegt sich nicht. Sein Geist scheint sich losgelöst zu haben, während sein Herz noch in diesem Zimmer bebt . . .

Vor zwei Monaten noch war er mit der Schwester spazieren gegangen, langsam einen Berg hinauf. Sie war munter. Ihre Wangen glänzten freudig. Wie eine Frühlingsgestalt schritt sie durch den Wald. Er schleppte sich müde hinterdrein. Da lachte Mary: „Du wirst doch noch die kleine Strecke gehen können bis zum Gipfel!" Sie nahm ihn unter den Arm und schob ihn vorwärts . . .

Er ward immer müder. Sie waren schon am Saum des Waldes, noch eine kleine Steigung — dann hätten sie den Ausblick genossen von dem hohen Berg. Sie sehnte sich danach, weil sie noch nie auf diesem Berg gewesen und seine berühmte Aussicht genossen hatte. Er aber gieng nicht. „Ja so", sagte er, „Mary, ich bin zu müde, du wirst den Gipfel ein ander Mal besteigen und den Ausblick genießen. Du bist ja jung, alles steht noch vor dir — —" Sie sah ihn groß an, verzichtete. Dann saßen sie eine Stunde im Gras und plauderten und kehrten heim in die Wohnung, die sie seit dem Tode der Mutter allein bewohnten . . . . . .

Er sann nach und sann. Es schien ihm, als sähe er jedes Gräschen, jede Blume, die sie damals erblickt, als wärmte ihn derselbe Sonnenstrahl wieder, alles erstände zu neuem Leben und spräche zu ihm . . . Dann ermattete er und sah nichts, hörte nichts. In den Füßen fühlte er dumpfe Müdigkeit, wie lastende Ketten.

Langsam, aber unbezwinglich, kam der Schmerz zu ihm, zu seiner Einsamkeit. Er stieg aus seinen Füßen hinauf, über den ganzen Körper, und zerbrach das Leben in ihm. Er spürte ein warmes Rieseln in den Fingern und dann etwas Kühles, rasch Herabgleitendes. Sein Herz hörte auf zu schlagen, pochte auf einmal heftig, drohend wie ein Feind, und sank wieder zusammen . . .

Oh, hätte er doch damals Mary's Wunsch erfüllt! Alles hätte anders kommen müssen. In wahnsinniger Helligkeit sah er darin den Grund ihres Todes . . . Dieses Stückchen Weg, das sie nicht gegangen waren: sie brannte darnach — und er war zu müde . . . Dieses Stückchen Weg, das zum Gipfel fehlte — ihr Wunsch, dann ihr Tod, schienen ihm in unzertrennlichem, mystischen Zusammenhang.

Oben am Kasten beginnt es unstet zu flackern. Er hat nicht die Kraft und den Mut, aufzustehen, es auszulöschen. Er muß den Todeskampf mit ansehen. Die Lampe zuckt auf, wie von Schmerzen gestochen, sinkt in sich, wirft plötzlich, wie mit verzeihender Gebärde, mächtige, breite

Schimmer in den Raum. Dann wird das Licht fahler und bläulich. Zitternd erspäht er das Ende . . . Das Licht bäumt sich auf, fällt um, wie in's Herz getroffen . . . In diesem Licht starb ihm die Schwester zum zweiten Mal! . . .

Ganz finster . . . Gleichsam schwere Wolken von Finsternis . . . Er hört aus seiner Brust die Herzstöße. Es will etwas in ihm, das verschlossen ist, in die Freiheit, ihn verlassen, ihn töten. Wie in einer kurzen Erleuchtung und Hoffnung denkt er einen Moment daran, aufzustehen und die Kerze anzuzünden. Aber er kann es nicht einmal versuchen. Er sieht seine Rettung versinken . . . Er gleitet langsam an der Lehne des Sessels hinab. Vor ihm liegen in hellstem Sonnenlicht Wiese, Berggipfel und Himmel. Er streichelt Mary's weiße Hände und sagt: Also komm, es ist ja nur ein Stückchen Weg, jetzt gehen wir auf den Gipfel! . . .

Er spürt in der linken Seite der Brust einen fürchterlichen Riß. In der Sekunde darauf verliert er die Kraft des Gleichgewichtes und stürzt ganz zu Boden. Der Teppich dämpft den Fall. Nach einigen Minuten spürt er keinen Schmerz mehr. Ein vages Gefühl verkündet ihm: Sterben, Sterben. Aber es regt keinen Widerstand in ihm auf. Sein ganzes Sein löst sich auf und konzentriert sich in der Erinnerung an Mary, die wie ein leuchtendes, großes Gemälde ist . . .

Er sieht sie nach Hause kommen, die Wangen fieberhaft gerötet. Sie fröstelt, vergräbt sich in ihr Bett . . . dann die Krankheit, der rauhe, trockene Husten. Der Arzt spricht erst von einer schweren Verkühlung. Er hat noch nicht den Mut, dem kranken Bruder die Wahrheit zu sagen. Ihre Farbe erbleicht von Tag zu Tag, die Ränder der Augen werden immer tiefer und dunkler. Er sitzt an ihrem Bette, hält ihre Hand umklammert. Jeder seiner Finger stammelt ein heiliges Gebet.

Sechs Tage wacht er an ihrem Lager. Am siebenten stirbt sie. „Mach' die Thüre auf!" waren ihre letzten Worte. Ihre Brust hob sich, ihre Arme streckten sich aus . . .

Was dann folgte, war für ihn kein Leben, es war die Fortsetzung ihres Todes.

Plötzlich, wie er da am Boden liegt, verschwindet das Gefühl der Leere, des Nichts. Er spürt etwas Wohliges, als gerieten seine starren Glieder in Bewegung, als käme Leben, aber ein neues, ungehemmtes Leben über ihn . . . unendlich süß, anders als alles bisher Empfundene.

Das Gefühl, daß sein Arm schmerzt, auf dem sein Körper ruht, bringt nur so zu ihm wie eine Stimme aus einem sehr entfernten Ort. Zuletzt ist es nur Leuchten und Klingen, beides in seltsamen, gleich-

artigen Wellenbewegungen um ihn herum, ihn aufhebend, ihn senkend, dann plötzlich hoch auf tragend in einen von leerer Helligkeit ausgefüllten, ungeheuren Raum.

Zwei Empfindungen sind seine letzten, werden immer schwächer, versinken in einander: farblose Helligkeit und Aufwärtsgleiten, Schweben. Dann kommt noch eine Stimme hinzu, unendlich fein wie eine Glocke, oder wie Gesang eines Kindes ... Die Stimme scheint zu reden, zu locken, zu bitten. Er erkennt, daß es Mary's Stimme ist ... In Begleitung dieser Stimme, die an silbernen Wolken herabtönt, schwebt er rascher nach aufwärts ... Plötzlich verlischt die Helligkeit, der Glanz der Wolken, verlischt die Stimme, hält das Schweben ein.

Es scheint alles zu warten ...

Dies war das Ende seines Lebens und der Beginn seines Todes. —



Die Dresdner Kunstausstellung.

Von Eugen Kalkschmidt.
(Berlin-Friedrichshagen.)

Der moderne Mensch, insonderheit der Stadtmensch, wird heute durch eine übermäßige Fülle, durch einen unablässig kreisenden Wirbel von neuen Eindrücken und Ereignissen derart bestürmt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn er allen Gelegenheiten, die sich an eine vertiefte Aufnahmefähigkeit der Sinne wenden, mehr und mehr abhold wird. Gerade diejenigen, die gewohnt oder gewillt sind, mit ihren Eindrücken in's Reine zu kommen, denen es nicht blos um die eitle Befriedigung einer flatterhaften Schaulust zu thun ist — gerade die wertvollen Persönlichkeiten also werden sich am schwersten mit dem gesteigerten Lebenstempo unserer Tage abfinden. Freilich ist nicht zu leugnen, daß das Gesetz der organischen Anpassung auch hier im Stillen wirkt und die so reichlich oft beklagten Nerven zu ganz erstaunlicher Kraft und Ausdauer erzogen hat. Gleichwohl aber erregt der Gedanke an jedes Neue von

tieferer Bedeutung, das man halt doch „gesehen haben muß", zunächst bei den meisten Intellektuellen ein etwas gepreßtes Seufzen aus Herzensgrund, und erst, wenn die Frucht auch dieser Anschauungsarbeit in geistigen Werten spürbar zu werden beginnt, atmet man dankbar auf, und anerkennt: es war doch gut, daß wir nun auch darüber Bescheid wissen.

Als „neue Ereignisse" halb gefürchtet, halb geliebt, halb ersehnt und halb gemieden sind von jeher unsere großen Jahresausstellungen der bildenden Künste. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß hier Hunderte von Künstlern, ein Jeder von dem Orchester seiner Farben oder Formen begleitet, zu gleicher Zeit ihre Werke vorführen: ein Augenkonzert, das, in eines für die Ohren übersetzt, uns ganz sicherlich zum entsetzten Ausreißen auf Nimmerwiederkehr triebe. Es ist auch schwerlich daran zu zweifeln, daß mit der fortschreitenden ästhetischen Kultur des Auges dereinst der Tag kommen wird, an dem man all unsere künstlichen Ansammlungen von Bildwerken, die ohne organischen Zusammenhang mit einer bestimmten Umgebung gedacht und entstanden sind, einfach nicht mehr wird ertragen können — der Tag, an dem man unsere riesigen Ausstellungen und Museen nicht nur nicht, wie heut, als unvermeidlichen Notbehelf für Kunst und Publikum, sondern als unerträgliche Barbarei empfinden wird. Ja, aus unverkennbaren Merkmalen ist zu schließen, daß eine leise Ahnung dieses Empfindens bereits in unseren Tagen tastend umgeht, die in den Versuchen zu Tage tritt, selbst konträre Dinge durch das Ergänzungsprinzip zu selbständigen Ausdrucksmitteln eines Stiles zu erheben; eines Stiles, der den Geist unserer Zeit auf's Gefälligste und Angemessenste in sich schließt, gleichwie die Epidermis die Formen des menschlichen Körpers. Dieses nach und nach bewußt gewordene Verlangen nach Stil, das wir tagtäglich an den einfachsten Dingen beobachten können, hat denn auch in unseren Kunstausstellungen der letzten Jahre eine Ausstellungskunst gezeitigt, die sich als notwendig erweist, um uns das verwirrende Durcheinanderspiel der tausend Orchesterwerke ästhetisch erträglich, und sogar als Ganzes bis zu einem gewissen Grade genießbar zu machen.

Dresden hat mit seinen bisherigen drei Kunstausstellungen eingestandenermaßen die wirksamsten Anregungen zur Reform der Bildermärkte gegeben; die wirksamsten, die ersten nicht, denn die giengen — in Deutschland wenigstens — von München aus. Indes, dort wirkten sie noch zu unvermittelt, zu sehr als Protest, zu wenig als klar erkanntes und einheitlich durchgeführtes Programm. Auch bot München mit seinen beiden feindlichen Hauptlagern, der Sezession und der Künstlergenossenschaft, dank auch seiner zahlreichen und ansehnlichen einheimischen Künstler-

gemeinde, an sich schon des Kennenswerten in seinen Veranstaltungen genug; es war eben die alte Kunststadt, in die das gute Neue ganz von selber mußte, wenn es beachtet werden wollte. In Dresden war und ist man klug genug, das einzusehen, sowie, daß Dresden seine Besonderheit, die einzig seine Ausstellungen lebensfähig machen konnte, anderswie ausdrücken mußte. Man brauchte Publikum, und suchte ihm so beizukommen, daß man ihm die unvermeidliche Arbeit nach Kräften erleichterte, verschönte; man gieng ganz bewußt erzieherisch vor, und machte die fröhliche Erfahrung, daß die Leute ungemein dankbar für dergleichen sind, so bald sie merken, daß ein überlegener Geschmack im leitenden Werke ist. Und der durfte sich hier dank günstiger Sonderverhältnisse in ziemlicher Freiheit bethätigen.

Die Erfahrung lehrt, daß die schaffenden Künstler gemeinhin sehr treffende, aber auch sehr einseitige Beurteiler eigener sowohl wie fremder Werke sind, daß sie vor Allem die Psychologie des Laienverständnisses für die Kunst zu wenig kennen, um angewandte Ästhetik treiben zu können. Hier ist der Kunstgelehrte der natürliche unparteiische Vermittler, er sollte es wenigstens sein, und er wird es um so besser sein können, wenn ihm Amt oder öffentliches Ansehen ermöglichen, zum gelegentlichen Rat auch die wichtigere That zu fügen, praktisch mitzuhelfen. Das hat Hofrat Treu, der Leiter der königl. Skulpturensammlung, auch in diesem Jahre, unterstützt von bewährten Kräften, mit erstaunlichem Geschick auf dem Gebiete der ausländischen Plastik gethan, wie er's vor zwei Jahren musterhaft auf dem der deutschen Bildhauerei einzurichten verstand. Indem er die staatlichen Ankäufe an Plastik auf der Pariser Weltausstellung so lenkte, daß sie auch der Ausstellung zu Nutz kamen, indem er ferner bewirkte, daß die Stadt Dresden mehrere Monumentalwerke französischer Bildhauer in Abgüssen käuflich erwarb, indem er endlich seine Verbindungen in ausländischen Künstlerkreisen zum Besten der Ausstellung ausnutzte, gelang es ihm, eine Sammlung von Werken der hochentwickelten französischen und belgischen Plastik zusammenzustellen, die ihresgleichen sucht. Dadurch, sowie durch die Beteiligung der beiden Leipziger Klinger und Seffner, ist die Kunst der Bildhauer, dieses ewige Stiefkind unserer Ausstellungen, abermals zu bedeutender und gewählter Erscheinung gebracht: sie tritt so stark und, durch eine wirklich wundervolle dekorative Einordnung organisch belebt — gewissermaßen feierlich-festlich in den Vordergrund, daß diesmal in der That sie, und nicht die Malerei den Eindruck des Ganzen und zwar auf's Vorteilhafteste bestimmt. In der großen Ausstellungshalle, die die Plastik in der Hauptsache beherbergt, ist kein wüst brandender Chorus

mehr zu spüren, ja, fast kann man sagen, es liegt etwas von der breiten Harmonie des Chorals in dem glücklich abgeteilten und abgetönten Raume, ein seltener Eindruck, der allerdings wesentlich durch den seelischen Rhythmus eines Werkes, des Hauptwerkes der ganzen Schau, durch Albert Bartholomé's „Denkmal für die Toten" hervorgerufen wird.

Die ästhetische Analyse dieses Werkes erforderte den Raum einer Abhandlung*); halten wir uns kurz an das Wichtigste. In ein schmales Thor hinein schreiten, dem Beschauer abgewandt, zwei nackte Gestalten, Mann und Weib. Ihnen nach drängt von rechts, in mannigfach bewegtem Zuge, eine Gruppe Todgeweihter jeden Alters und Geschlechts, während auf der linken Seite in einer Gegengruppe der leidenschaftliche Schmerz der Hinterbliebenen dargestellt ist. Im Unterbau, durch die schwere Steinschwelle vom oberen Thore, vom Leben gleichsam abgeschieden, ruhen Mann und Weib im Tode, durch das darüber hingelagerte Kindlein sinnbildlich auch hier noch zur Einheit verbunden. Eine weibliche Idealgestalt breitet mit liebreicher Gebärde segnend und verheißend die Arme über die Schlummernden aus.

Die Wirkung ist eine erschütternd große. Man vergißt über ihr alles Andere, man erlebt in anhaltender Ergriffenheit den Ewigkeitsgedanken vom Tode in sinnfällig verklärter Form hier so überzeugend stark, daß es wirklich einer ganzen Weile bedarf, um diesen überwältigenden Eindruck mit Bewußtsein prüfend auf seinen Ursprung zurückzuführen. Bei dieser notwendigen Erkenntnisarbeit fällt uns zunächst die absolute Selbständigkeit in der ganzen Komposition wie in den einzelnen Teilen auf. Da ist kein betrübter Todesengel mit gesenkten Fittichen mehr, keine Urne findet sich, kein Kreuzlein als Mahnung unserer Leiden, da ist alles Beiwerk: ein paar wallende Gewänder, Steinsitze, flüchtig angedeutete Gedenktafeln an der Wand — alles das ist mit strengster künstlerischer Bescheidung nur dort verwendet, wo es zur Steigerung der Konzentration unerläßlich war. Und mit welcher unverbrüchlichen Wahrheit sind diese Menschen gesehen! In den strengen, fast dürftigen Armen der Körper ist gerade durch die Abwesenheit jeder Fülle so energisch auf die schlichte Schönheit des gedanklichen Innenwesens hingearbeitet, eine ungemein zarte Keuschheit des Empfindens redet so ernst und klar aus jeglicher Linie, ohne darum doch das Individuelle eines jeden Körpers mehr als billig

*) Georg Treu hat den kennenswerten Versuch einer solchen in einem neueren Heft von Spemanns „Museum" veröffentlicht, unter Vorlage des Gesamtbildes und einer Reihe von Einzelaufnahmen des Denkmals; auch der „Kunstwart" brachte kürzlich mehrere Abbildungen davon.

in's Typische zu verallgemeinern, daß das Werk bei näherer Betrachtung den tiefen Eindruck nur verstärkt, den es in seiner Gesamtheit mit suggestiver Stimmungskraft in uns schon wachgerufen hat. Bartholomé, der über dem Tode seines Weibes mit 39 Jahren zum Bildhauer geworden ist, hat mit diesem seinem Lebenswerke, daran er — immer in Gedanken an die Abgeschiedene — nicht weniger als 16 Jahre nahezu ununterbrochen schuf, keineswegs seinem Volke allein, sondern der ganzen Kulturwelt eine Gabe gespendet, die — dessen glaube ich gewiß zu sein — dauern wird in die Jahrhunderte. Seinem Volke sagt er viel; daß man sein Denkmal auf öffentliche Kosten den Namenlosen auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise setzte, beweist zum Mindesten die dort vorhandene äußerliche Anerkennung. Trotzdem ist seine Kunst ihrem inneren Wesen nach viel weniger französisch als deutsch, weiter gesagt: germanisch grüblerisch, und so mag er denn bei uns in seiner ganzen innerlichen Größe so dankbar wie nur einer der Unsrigen gewürdigt werden.

Französisch, durch und durch voll keltischer Grazie und Nervosität, ist die Kunst des Auguste Robin. Am liebsten möchte er zeigen, wie der Marmor wächst, wie er menschliche Form annimmt, allerdings keine vollendete, sondern nur, so weit der Trieb des Künstlers daran sein Genügen findet. So schafft er teils gewaltige Fragmente, teils Entwürfe zur Symbolisierung der differenziertesten Empfindungen, und wenn ihm hier wie dort das Wichtigste ausgedrückt scheint, verzichtet er auf's Übrige. Das unmittelbarste Leben möchte er fangen; selbst für das Denkmal, das nach unserem Empfinden die beruhigte Summe einer Existenz in ihren ursprünglichsten Merkmalen zu geben berufen ist, wählt Robin das raffiniert gesteigerte, man möchte sagen: das angefüllte Leben des Augenblicks. Sein Viktor Hugo sitzt nackt in großartiger Pose, die krampfige Linke gleichsam beschwörend ausgestreckt, mit der Rechten das „zerklüftete" Haupt stützend, da, und lauscht der „inneren Stimme", die, ein hinter ihm schwebender unorganischer Torso, gleichsam das chaotische Wirrsal werdender Gedanken verkörpern soll. Man sieht, Robin spekuliert sich in die tiefsten Quellen hinein und nimmt seine Sache mit heiligem Ernst. Nichtsdestoweniger müssen wir ihn ebenso ernsthaft ablehnen, wenn er uns etwa als der Vorbote eines neuen Stilprinzips in der Plastik und als nachahmenswertes Vorbild aufgeredet wird. Seine allerdings ganz außerordentlich verfeinerte und doch großzügig vereinfachte Kunst ist die des Verfalles, ihm geht die Nuance über die restlose Bewältigung der gestellten Aufgabe, die, wenn sie einmal begonnen ist, nicht zum Geschöpf des Künstlers werden darf in dem Sinne, daß sie für Andere aufhört, Ge-

schöpf zu sein. Es ist l'art pour l'art, deren Vertreter Rodin mehr und mehr ward, denn Arbeiten aus seiner früheren Zeit beweisen, daß er, der stets ein ungewöhnlich ursprünglich begabter Geist war, in seine geheimnisvoll andeutende Torso-Manier erst nach und nach hineingeriet. In Dresden läßt sich die Entwicklung dieses merkwürdigen Künstlers zum ersten Male in Deutschland sehr anschaulich verfolgen: wir zählen nicht weniger als elf „Rodins", Originale und Abgüsse zusammengenommen.

Es ist die frische, männlich gesunde Kraft, die wir an dem großen Belgier Constantin Meunier schätzen, die sichere Kraft, die ohne alles Pathos auf den Kern der Dinge zielt und alle geistreichen Fechterstreiche verschmäht. Mit seiner Entdeckung des rußigen Arbeiters für die Plastik hat er nicht nur das Stoffgebiet äußerlich erweitert, sondern, was denn doch schwerer wiegt, auch unsere Anschauung vom Wert und Wesen der Arbeit, als dem Zeichen unseres Zeitalters, ganz außerordentlich vertieft. Er zuerst hat uns in der Plastik das Gefühl für das Monumentale der Arbeit, ja für ihre Schönheit erschlossen. Im Jahre 1897 wirkte er auf der Dresdner Ausstellung, wo er zum ersten Male deutlich bei uns zu Worte kam, wie ein Revolutionär, wie ein leibhaftiger Gottseibeiuns, vor dem fast alle Welt sich mit geheimer Ängstlichkeit bekreuzte und die Nasen zuhielt: dieser animalische Qualm und Kohlenstank — wie käme denn der in die edle und reine Kunst der lichten Marmorbilder? Aber er war nun einmal drin und nicht mehr herauszubringen. Man hat sich an diese Welt gewöhnt, man ist sogar davon abgekommen, dem Künstler den Vorwurf des sozialen Hilfspredigertums zu machen, obgleich er selber offen bekannt, daß sehr ausgeprägte Gefühle des Mitleids ihn in die Welt der Gruben und zu künstlerischer Wiedergabe des dort Erschauten gedrängt haben. Trotzdem schuf er eine eigentliche „Anklage-Plastik", wie man sie nennen könnte — nie. Er empfand viel zu stark als reiner Künstler die Freude an der lebendigen Wirkung auch dieser regsamen Menschenkräfte, er adelte sie, seine Kohlenleute, Lastträger und Puddler, indem er sie weder verschönte noch verhäßlichte, sondern sie lediglich als Repräsentanten der schweren Körperarbeit mit den durch diese herausgebildeten Formen ausdrucksvoll wiedergab. So kam ein Stolz in seine Menschen und keine anklagende Bitte um gerührtes Mitleiden. Mit seinem überlebensgroßen „Tränkereiter", wohl dem bedeutendsten Werke von ihm auf der Ausstellung, hat er in Mensch und Tier eine monumentale Ruhe und Geschlossenheit in der Auffassung wie in der Form erreicht, wie sie unter den zeitgenössischen Bildhauern nur noch bei Max Klinger anzutreffen ist.

Es heißt: Klinger habe aus der Büste Liszts eine Sphinx gemacht, oder doch den Kopf einer solchen. Aus dem grauen Marmor schießt der Kopf, von einer richtigen „Mähne“ umwallt, mit energischem Ruck schräg nach vorn herauf. Diese Bewegung ist ganz einzig und sagt dem, der zu lesen versteht, eine dicke Biographie in der Sekunde her. Die Stirn, breit, eher flach als gewölbt, kaum durchmodelliert, erscheint wie eine Art granitnen Vorsprungs, eine Schutzwehr für die tief zurückliegenden Augen, deren Schärfe unter den leicht gesenkten Lidern hervor visionär in eine erhöhte Ferne gerichtet ist. Das Adlerartige dieses Blickes wird durch die gerade, lange Nasenlinie noch verstärkt; die Lippen, so unaussprechlich belebt hier jede Faser ist, wiederholen verstärkend den straffen Rhythmus von Stirn und Nase: steil geht die Linie des Profils über den fest geschlossenen Mund zur eckigen Spitze des Kinns hinab. — Eine Sphinx? Nein, kein Rätsel wird uns hier gegeben, sondern eine künstlerische Lösung voll verblüffender Genialität, eine Lösung, die wirkt, nicht anders denn ein Produkt der Natur selbst, und einen Zweifel an ihrer Richtigkeit auch nicht einen Augenblick aufkommen läßt. Dieser Liszt ist geradezu ein Triumph der deutschen Bildnisplastik, er wirkt inmitten des allzureichlich Mittelmäßigen und nur Tüchtigen, das unter den deutschen Arbeiten diesmal den Ton bestimmt, wie eine befreiende Tröstung. Wer, wie Klinger es hier vermocht, den Widerspruch an sich in allen seinen Elementen zu fesseln nicht nur, sondern ihn, bei deutlichster Kennzeichnung seines Wesens, zu solch starker Einheit zu organisieren verstand, dem ist wahrlich das Höchste in seiner Kunst zu vertrauen. Wir können stolz darauf sein, daß Max Klinger uns gehört; und sind wir's denn nicht? Ja, wenn er Andern zugehörte . . .

Im Übrigen kann man sagen, daß der moderne Mensch und mit ihm sein Gewand den Bildhauern redlich zu schaffen macht. Die bewährten Regeln der Komposition scheinen nicht mehr auszureichen, also dekomponiert man und versucht sich in malerischen Momentwirkungen; die französische Kleinplastik, in deren Plaketten die Neigung zum malerisch Verschwimmenden zuerst bemerkbar wurde, ist diesmal reich an vollplastischen Augenblicksbildchen. Bei uns dagegen hält man sich immer noch mehr an die Ruhe in der Bewegung, und das mit Recht von Grundsatz wegen, nur möchte es gut sein, wenn solcher Grundsatz mehr als ein innerlicher erfaßt und die Ruhe weniger äußerlich zur Schau getragen würde.

Was nun die Malerei betrifft, so hat Professor Gotthard Kuehl in seiner Auswahl allerdings gezeigt, daß auch ein ausübender Künstler vorurteilslos genug allen Richtungen gegenüber sein kann, selbst wenn



er, wie Kuehl in seinen drei sehr tüchtigen Gemälden bekundet, als Maler eine durchaus bestimmte Persönlichkeit ist, die natürlich eher als eine unbestimmte der Gefahr ausgesetzt ist, einseitig zu werten. Die Einsicht, daß eine Kunstausstellung nicht lediglich dazu hergerichtet werden kann, um den Verkaufsinteressen der Künstler zu dienen, sondern vielmehr den Lebensinteressen der Kunst, — diese Einsicht ist hier mit besonders gutem Erfolg in's Werk gesetzt worden. Die Weltausstellung des Vorjahres bot auch für diese Bemühungen ein weites und fruchtbares Feld: bedeutende oder auch nur interessante Werke des Auslands sind dort mit erlesenem Geschmack und nicht ohne kunstpädagogische Absicht gesammelt worden.

Ich zweifle, ob Albert Besnard, der „neue Gott" der Pariser Neuesten, ob dieser temperamentvolle Kunstverwandte Rodins bereits früher einmal in Deutschland so lehrreich vertreten war, wie er es hier mit seinen koloristisch schier „teufelsmäßigen" drei Bildnissen ist. Der Spanier Ignacio Zuloaga ist eine Entdeckung; man lernt bei ihm, daß auch der Maler, so international und gemeinverständlich seine Ausdrucksmittel sind, eine internationale Bedeutung doch nur dann erringen und behaupten wird, wenn er das Allgemeine im Besonderen, d. h. hier: im volkstümlich Bedingten giebt. Wer war deutscher, germanischer als Böcklin? Wer rassig spanischer als Velazquez? Seine Überlieferung finden wir in den Werken Zuloaga's wieder aufgenommen und mit bemerkenswerter Selbstständigkeit verwertet: Spanisch ist, was — spanisch auch, wie er malt; und doch sind uns diese etwas schwerfarbig hingesetzten, lebensgroßen Sennora's mit ihren Kavalieren als Individuen sofort bekannt und geläufig. Die Schotten haben sich von jeher mit aller koloristischen Deutlichkeit als Kinder ihrer blauen Berge, ihrer qualmenden Hafenstädte gezeigt; mit ihrem geschlossenen Stil hinterlassen sie, ohne eigentlich im Einzelnen bedeutsam hervorzutreten, einen ganz bestimmten Eindruck, den einer ernsten, lyrisch-träumerischen Volksindividualität. Ganz anders England, näher gesagt London. Hier ist's eine seltene Persönlichkeit, die uns vollauf in Anspruch nimmt: George Frederic Watts, der Einzige, der aus dem Kreise der Präraffaeliten noch am Leben ist, 82 Jahre alt. Und was ist das für ein vornehm altmeisterliches Leben, das uns in seinen vier Werken gefangen nimmt! Sie sind nicht neu, weder nach dem Datum der Entstehung, noch nach Art und Gehalt der Darstellung. Aber so unscheinbar in Braun oder Grau „Jakob und Esau" oder der „Friedensbote" inmitten der Kunst späterer Geschlechter sich ausnehmen, so stark sind sie innerlich belebt, und der offensichtliche Verzicht auf alle koloristischen

Finessen ergiebt sich hier allerdings als notwendige Voraussetzung der beabsichtigten Stimmung und Wirkung.

Das meisterliche Bildnis John Stuart Mills von Watts hängt in der Bildnis-Ausstellung, und so sei dieser interessante Versuch, zur Beschäftigung mit vergleichender Kunst- und Rassenpsychologie anzuregen, hier gleich gemeldet. Dankbar gestehe ich, daß mir von allen Räumen der Malerei dieser mit seinen etwa fünfzig Porträts aus aller Herren Landen den nachhaltigsten Genuß gewährte, trotzdem es gerade hier für einen stilwütigen Stimmungsmenschen zum Davonlaufen sein müßte. Aber da hilft die Einheit des Stoffes sehr bald zu milder Fügung, und der Gewinn an künstlerischer Erkenntnis zu dankbarer Freude. Es ist ja hart, wenn wir sehen, wie aus Gründen des „Unterbringenmüssens" Paul Kießling neben Rembrandt seinen Platz erhielt — ein paar alte Herren aus der hiesigen Galerie hat man mit hineingestellt; aber schließlich ist die Idee als solche doch eigen und mit mäßigem, aber geschickt verwendetem Material anschaulich durchgeführt.

Die Wiener Sezession wirkt gar zu feminin, zu traumselig. Ein feiner Geschmack, in Farben bethätigt, reicht eben noch nicht zu, Kunstwerke zu schaffen, an denen nicht nur das Auge, sondern auch der Sinn das Seinige findet. Gustav Klimt, dessen umstrittene „Philosophie" wie in Paris so auch hier ihre Medaille erhalten hat, erzeigt sich in seinen sechs Bildern als der typische Vertreter Jung-Wiens in der bildenden Kunst: Ein gut beanlagtes dekoratives Talent, rettet er sich in's Mystische, wo eine Aufgabe über sein Vermögen geht, und so erhalten wir, wie eben in der bekannten Philosophie, statt des Abbildes einer klaren und sicheren Phantasievorstellung eine seltsame Mischung von begrifflichen Einzelheiten, deren gewollte Beziehung zu einander man wohl bemerkt, doch leider nicht versteht; ein wirkliches Kunstwerk aber ist immer eindeutig, giebt niemals Rätsel auf, es sei denn, man legte sie sich hinein und wieder aus, was ja auch seine Reize haben mag. Klimt ist so etwas wie ein neuer Makart, nur daß dieser Freund der schwungvollen Fülle, erstünde er heute, dem überzarten Symbolismus der Maeterlinck und Khnopff schwerlich ein solches Kolossaldenkmal setzen würde, wie es Klimt hier versucht hat.

Wenn ich die Deutschen jetzt erst nenne, so geschieht es, wie ich eifrige Kunstpatrioten gleich beruhigen möchte, nicht, weil unsere Arbeit das Wenigste wert wäre, sondern weil wir hier meist Bekanntes von früheren Ausstellungen finden, während uns das reiche Unbekannte des Auslandes notwendig zuerst fesseln wird. In unseren vier Pfählen also überrascht zunächst Dresden mit einer erklecklichen Zahl junger Land-

schafter, von denen Georg Lührig als Künstler sicher der bedeutendste ist und auch als Persönlichkeit eine Auseinandersetzung notwendig macht.

München ist diesmal am besten durch die Werke seiner Professoren vertreten, denn, wie mir ein neues sehr praktisches Handbuch*) bestätigt, es erfreuen sich Kaulbach und Lenbach, Löfftz und Defregger, L. Herterich, Stuck und Zügel wo nicht des Amtes, so doch dieses Titels: nichtsdestoweniger beweisen ihre Werke, daß auch unter der Bürde solcher Ehren eine tüchtige Kunst reifen kann. Stuck experimentiert diesmal, mit dem Profilkopf einer „Florentinerin", im Kolorit des Lionardo; sehr geschickt, aber kühl bis an's Herz hinan. Warum sieht man von ihm nichts Plastisches mehr? Sein prachtvoller „Athlet" ist eine Leistung, die nicht vereinzelt bleiben sollte. Übrigens modellieren neuerdings mehrere Maler, und gar nicht übel, so Herrmann Prell, dann auch Kalkreuth. Dessen bestes Gemälde ist diesmal ein tief innerlich beseeltes Frauenbildnis, in ganz gedeckten Farben und liebevoll in's Einzelne ausgeführt, ohne durch Einzelheiten zu stören. Die Raumverteilung verblüfft durch die Abwesenheit all und jeder „Komposition" im ledernen Schulsinne, aber mir scheint diese Art, weil sie durchaus aufrichtig ist und damit deutsch, für unsere Bildniskunst entwicklungskräftig; denn über Lenbach hinaus oder genauer: über ihn zurück in den „Galerieton", geht es doch wohl in Zukunft nicht. Thoma ist mit drei älteren Landschaften nicht auffallend aber gut vertreten, auffallend ist höchstens, daß alle drei noch verkäuflich sind. Seine weidenden Ziegen hängen denjenigen Segantini's, von dem eine prachtvoll leuchtend gemalte „Mutter mit Kind" am stärksten fesselt, gegenüber; das giebt einen interessanten Vergleich. Böcklins kleines Madonnenbild, aus der Münchner Sezession des Vorjahres, repräsentiert so wie dort auch hier, denn es bedeutet für den Meister wenig. Aber das thut weiter nichts, wir sind ihm, ebenso auch Hans Thoma, bei so mancher Leinwand begegnet, wo man den Segen eines großen Paten verspürte. Zwar, nicht immer war's ein Segen, auch bei den Worpswedern nicht, die, Modersohn vielleicht ausgenommen, in einiger Ratlosigkeit vom Pathos der anfänglichen Böcklinbegeisterung zur Stille der landschaftlichen Romantik streben, wobei sie freilich unerquicklich sentimental werden. Trotzdem aber kann man, im Gedenken auch an Paris, mit gutem Vertrauen von unserer Malerei sagen: wenn auch noch nicht das reifste Können, so doch das reichste und mannigfaltigste Leben waltet in ihr. Hoffen wir, daß ein Rundgang durch die Berliner Ausstellungen diese gute Meinung stärkt!

*) Der Almanach für bildende Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von M. Martersteig; Berlin 1901, bei J. A. Stargardt — hübsch gebunden 6 Mk.



Von der 37. Tonkünstler-Versammlung.

Von Paul Ehlers.

(München.)

Vom 1. bis 5. Juni tagte der „Allgemeine deutsche Musikverein" in dem epheuumsponnenen Heidelberg. Heiß und schwül waren diese ersten Junitage, heiß und schwül draußen in der Natur, heiß und schwül in der Stimmung eines großen Teiles der Vereinsmitglieder. Man sah heftige Entladungen voraus, Donnergrollen, zündende und kalte Schläge — aber wie unsere sichersten Erwartungen so oft uns täuschen, so giengen auch hier Sonnentage und Vereinstagung vorüber, ohne daß das Gewitter zum wütenden Ausbruche gekommen wäre. Einige Blitze und ein wenig Krachen kann man kaum ein Gewitter nennen.

Wer kurz vor der Generalversammlung des Vereines durch den Rathaussaal ging, konnte wähnen, in eine Verschwörung geraten zu sein. Geheimnisvoll flüsternde Gruppen standen umher; Papier, Bleistift und Mienenspiel mußten die leisen Reden unterstützen. Trat jemand in den Saal, so fieng ihn einer der Geheimnisvollen ab und las ihm murmelnd etwas vor. Der Grund dieses Thuns war eine scheinbar unbedeutende Sache: die Feststellung der Liste der neuen Männer, die für die sechs statutenmäßig ausscheidenden Mitglieder des Gesamtvorstandes gewählt werden sollten. Diese Liste brachte sehr entschieden zwei Dinge zum Ausdrucke: den Wunsch, unzweideutig dem musikalischen Fortschritte wieder die Führung zu übergeben, und die Absicht, der „Genossenschaft deutscher Komponisten" im Vorstande des A. D. M.-V. kräftige Stütze und Förderung zu verleihen. Somit war sie bedeutsamer, als man hätte glauben mögen. Die Sitzung selbst gieng aber ziemlich ruhig von statten. Generalmusikdirektor Steinbach als Vorsitzender legte Bericht ab, der den günstigen Stand des Vereins erkennen ließ. Die Mitgliederzahl hat seit dem letzten Jahre um 99 zugenommen und beträgt jetzt 712, was man mit ziemlichem Gleichmut hinnahm. Etwas aufmerksamer hörte man Professor

Kellermanns interessanten und zugleich launigen Ausführungen über das vom Münchner Bildhauer Hahn gefertigte Modell zum Liszt-Denkmal für Weimar zu; mit Freude vernahm man, daß das Denkmal des „Ehrenpräsidenten" im Frühjahr 1902 enthüllt werden und daß dabei als musikalische Feier die Aufführung der „Heiligen Elisabeth" stattfinden solle. Aber die eigentliche Teilnahme der 69 stimmberechtigten anwesenden Mitglieder wurde erst geweckt, als die Ergänzungswahlen des Vorstandes berührt wurden. Dr. Oskar von Hase, der bisherige Schatzmeister des Vereins, hatte bekanntlich dem Abgeordneten Eugen Richter zu dessen berüchtigter Rede bei den Reichstagsverhandlungen über das „Urheberrecht" das Material geliefert; der geharnischte Protest, den die „Genossenschaft deutscher Komponisten" am 10. Mai gegen diese Rede erlassen hatte, mochte es Herrn Dr. von Hase doch geraten erscheinen lassen, auf die Wiederannahme seines Ehrenamtes, nachdem er bei der Auslosung innerhalb des Vorstandes schon getroffen worden war, von vornherein zu verzichten. Damit wurde dem Aufeinanderprallen der Geister, das wohl manche heftige, aber auch klärende und belehrende Rede gebracht hätte, vorgebeugt, — jedenfalls zum Besten des Friedens, dessen Bruch sonst auch dem übrigen Vorstande ungemütlich hätte werden dürfen. Das mit Freuden zu begrüßende Resultat war die Wahl der folgenden Namen: Richard Strauß (der später vom Gesamtvorstande zum Vorsitzenden des Vereins erwählt wurde), Schillings, Humperdinck, Friedrich Rösch, Müller-Reuter und Rassow; Ersatzmänner sind Felix Mottl und Hans Sommer. Dr. Paul Marsop brachte überdies noch folgende Resolution erfolgreich ein: „Die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins spricht ihr Bedauern über die Beeinträchtigung der Rechte der musikalischen Urheber aus, wie sie sich aus der Beschlußfassung des deutschen Reichstages ergeben hat."

Das ist nun gewiß alles recht schön und gut, und wir hoffen zuversichtlich, daß die neue Gestaltung des Vorstandes, die im nächsten Jahre voraussichtlich noch schärfer ausgeprägt werden wird, dem Vereine in seiner mannigfachen Wirksamkeit, nach außen wie nach innen, segensreich und fruchtbringend sein werde. Wenn man indes die Resolution in Sachen des Urheberrechts ansieht, so kann man allerdings sein Bedauern nicht ganz unterdrücken, daß die Gleichgiltigkeit der direkt Betroffenen im Anfange zu groß war, um nicht gleich von Beginn an die richtigen Maßnahmen zu treffen. Hätte man sich vor Jahren damit schon eingehender beschäftigt, so dürfte manches wohl anders ausgefallen sein. Ein Telegramm, das gerade am 4. Juni aus Berlin in Heidelberg einlief, sprach die Erwartung

aus, daß der Bundesrat das Gesetz zur Beratung an die Einzelregierungen zurückverweisen werde; heute wissen wir, daß dies leider nicht geschehen und das unglückselige Gesetz, das mit den Forderungen des „Internationalen Urheberrechts-Kongresses zu Dresden“ vom Jahre 1895 im direkten Widerspruche steht, nun auch an jener Stelle glatt angenommen ist. —

Im Übrigen standen auf dem Heidelberger Tage die musikalischen Aufführungen durchaus im Vordergrunde. Wie meistens. Wichtige Fragen, die den ganzen Stand angehen und die Förderung durch den ganzen Stand verlangen, Reformen, die das Konzertwesen u. dergl. betreffen, begegnen noch dem unglaublichsten laisser aller. Das „Fachsimpeln“ mag sonst mit Recht verpönt sein: hier, wo es sich um Andres handelt, als nur um Feste feiern, wäre es, freilich nicht im musikantischen Sinne, in seinem Rechte. Darunter brauchen die Gemütlichkeit und ein behagliches Kneipen, Ulk und Übermut durchaus nicht zu kurz zu kommen — hatten wir doch auch einen „Junker Übermut“, der närrische Laune und gehörig viel Gelehrsamkeit mit einander verband, sogar im Programm!

Das Einzige, was auch von Gleichgiltigen als verbesserungsbedürftig empfunden wird, ist die Länge des Programmes, und auch dies, fürchte ich, mehr aus äußeren als aus inneren Gründen. Man hatte heuer diesen Fehler des Allzuvielen wieder nicht vermeiden können, obgleich, wie ich gleich vorweg betonen will, meinem Gefühle die Konzerte trotz ihrer Länge nicht lästig waren; nur bei zwei Werken habe ich es nicht aushalten können: bei Oskar C. Posa's sträflich langweiliger Sonate für Klavier und Violine, obgleich Meister Karl Hoffmann von den „Böhmen“ die Violine spielte, und bei Xaver Scharwenka's Klavierkonzert in cis-moll, bei der zuletzt nur die Tonart interessant war.

Also — obgleich auch in diesem Jahre die Vortragsordnungen an Überfülle litten, waren sie doch nicht gerade ermüdend, im Gegensatze zu dem vorjährigen, durch preisgekrönte, ehrenvoll erwähnte und manche auch ohne Diplom Schonung heischende Neuheiten ziemlich farblos gemachten Programm. Denn sie hatten in ihrem weiten Rahmen interessante, Herz und Hirn fesselnde Werke. Wie wir sie so vor uns sahen: Philipp Wolfrum, Richard Strauß, Max Schillings, Siegmund von Hausegger, Engelbert Humperdinck, Otto Naumann, Max Reger, Jean Sibelius, die alle eine persönliche Sprache redeten, alle ihre ausgeprägte musikalische Physiognomie zeigten, die sie streng von einander unterscheidet, da wurden wir uns mit einer eigentümlich freudigen Wallung bewußt, einem packenden, schönen Schauspiele gegenüber zu stehen. Sie alle tragen, der Eine mehr, der Andere weniger, das Prinzip des Fortschrittes in sich,

und so lange sie diesem folgen und es, jeder seiner eigentümlichen Art entsprechend, ausbilden, braucht uns um die Musik der Zukunft nicht bange zu sein. Das ist ein tröstlicher Ausblick ins zwanzigste Jahrhundert, der uns in dessen erstem Jahre durch solche Heerschau geboten wurde! Kraft und Leben auf eigene Weise, nicht in der Imitation andrer Meister aufgehend und alte Schätze nur eben neu sammelnd, sondern frisch und beherzt nach untrüglichem Kompaß des Innern neues Land suchend, — mag auch nicht jeder gleich einen ganzen neuen Erdteil entdecken — das ist das Kennzeichen dieser unbekümmerten Pfadfinder.

Über allem Interessanten konnte man, wie gesagt, vergessen, daß des Guten eigentlich zu viel geboten wurde, und daß die Anordnung nicht durchweg glücklich war, wie sie sich zum Teil in der ersten Anlage, zum Teil durch unvorhergesehene Zwischenfälle gestaltet hatte. Die Aufstellung der Programme ist gerade bei Musikfesten schwierig, besonders schwierig scheint es, bei den Tonkünstlerversammlungen des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins". Einerseits hat der Verein doch den Zweck, gerade Tonsetzer zu fördern, die im weiteren Musikleben noch unbekannt sind; andererseits kann er nicht jeden, mehr an Behagen als an Witz leidenden Herzenserguß eines Unbekannten bringen, nur weil er zufällig oder absichtlich Mitglied des Vereines ist: es bedarf also bei der Beurteilung der in die Programme aufzunehmenden neuen Werke einer großen Portion Scharfsinnes. Nun sind wir aber meist nicht auf absolut neue Werke allein angewiesen, deren Produktion im Guten selbst nicht durch Preiskonkurrenzen herausgekitzelt werden kann, sondern noch mehr auf Persönlichkeiten, die schon von dem Kampfe der Meinungen umbrandet werden, und die selbst deutlich und unverfälscht zu vernehmen, uns durch den sie umtosenden Lärm unmöglich gemacht wird. So einer war vor einigen Jahren noch in ganz bedeutendem Maße Richard Strauß, der zwar auch jetzt noch, glücklicherweise! bei manchem ehrsamen musikalischen Spießbürgerlein ein bedenkliches Schütteln des Kopfes erregt, im Ganzen aber sich zu einer fest behaupteten Stellung hindurchgerungen hat. So einer ist gegenwärtig sein musikalisch so sehr von ihm verschiedener Freund Max Schillings, der nur Wenigen bekannt, geschweige schon klar und verständlich geworden ist. Ein bezüglicher Aufsatz der „Zukunft" hat schon im Jahre 1897, bei Gelegenheit der 33. Tonkünstlerversammlung (in Mannheim), in einer eingehenden Besprechung der Programmfrage eine Reihe solcher, toten und noch lebenden, Tondichter aufgestellt, deren Wirken in ihren Werken vorzuführen, eine Pflicht des Allgemeinen Deutschen Musikvereins wäre. Aus jener reichen Fülle von Namen möchte ich neben Schillings als gegen-

wärtig sehr wichtig noch nennen: Bruckner (von dem merkwürdiger Weise noch keine vollständige Symphonie in jenem Kreise aufgeführt worden ist!), Gustav Mahler, von Hausegger, Pfitzner, Ansorge, Klose, Mikorey, Anton Beer. Außer diesen dringendsten Fällen sind nun aber noch eine Menge andere da, zu der noch immer neue kommen. Um diese Tondichter alle in geeigneter Weise zu Worte kommen zu lassen, ist es doch wohl endlich an der Zeit, der Frage der Programmreform auch im Allgemeinen Deutschen Musikverein mehr Beachtung zu schenken. Ich wiederhole, daß es einen ganz eigentümlichen Reiz gehabt hat, in diesem Jahre die erwähnten acht Tonsetzer in der engen Gemeinschaft bei einander zu sehen; aber für die Zukunft wäre, schon um des instruktiven Zweckes willen, doch eine andere Anordnung vorzuziehen. Einheit des Programms ist auch hier die Lösung, und zwar in gewissem Sinne eine Lösung, die dem Vereine Pflicht wäre, insofern, als er für das deutsche Musikleben, seine Tonkünstlerversammlung wieder um für die deutschen Musikfeste vorbildlich zu sein hätte.

In einem Berichte von Dr. Karl Voll über die „Vierte internationale Kunstausstellung in Venedig“ (Münchner „Allgemeine Zeitung“ vom 24. Mai 1901 Nr. 143) las ich: „Die Venetianer haben das sehr gesunde Prinzip, auf jeder ihrer Ausstellungen das Lebenswerk eines der gestorbenen Hauptkünstler Italiens aus dem 19. Jahrhundert möglichst vollständig vorzuführen und einigen wenigen Anderen noch Lebenden zu gestatten, daß sie mit einer größeren Anzahl von Arbeiten auftreten. Diese Vergünstigung wird aber nur für ein Jahr gewährt und so wird, dem pädagogischen Charakter der Ausstellungen entsprechend, dem Volke Gelegenheit gegeben, sich gut zu orientieren.“ Wäre dieses Prinzip nicht ohne Weiteres auch von der bildenden Kunst einmal auf unser musikalisches Leben (Ausstellung = Musikfest) übertragbar? Würde hier nicht auf einmal die Programmfrage gelöst sein, wenn man dem Einen und dem Andern in der Konzertfolge einer Tagung des Vereines ein ganzes, oder wofern seine Kraft nicht ausreichend erscheint, ein halbes Konzert widmete? Über das überaus charakteristische Schaffen von Max Schillings z. B. werden wir erst dann ein vollständiges, unverwischbares Bild erhalten, wenn seine Schöpfungen für sich allein (als Sonder-Kollektion und Persönlichkeits-Ausstellung gleichsam) ihre tönende Schönheit uns enthüllen können. Und hat man einem Tonsetzer ein eigenes Konzert erst voll eingeräumt — nun, so kann man ihm getrost die Konzerte für die nächsten fünf Jahre dort einmal verschließen, falls nicht irgend ein bedeutsamer Umstand es ratsam macht, diese Frist ausnahmsweise zu verkürzen. Man muß sich nur darüber klar

sein, daß mit dem „pädagogischen“ Zweck dieser „Einer-Konzerte“ ein **künstlerischer** Hand in Hand geht, so daß man kaum zu sagen wüßte, was größer wäre: der künstlerische Genuß, eine musikalische Persönlichkeit möglichst ungestört in ihrer Totalität betrachten zu können, oder die Belehrung der Fachgenossen, die eine solch konzentrierte Betrachtung für deren kritisches Vermögen im Gefolge hat. Und neben den Lebenden haben wir ja auch noch einiger Toten zu gedenken. So wäre es nicht nur eine Pflicht der Pietät, wenn man dem geistigen Gründer des Vereines, **Franz Liszt**, aller fünf Jahre ein ganzes Konzert oder noch besser deren zwei weihte; so erscheint es jetzt, da wir seine Werke in einer guten deutschen Ausgabe erhalten, auch durchaus zeitgemäß, **Berlioz** dem eigentlichen musikalischen Publikum Deutschlands vollständig nahe zu bringen; so dürfte **Anton Bruckner** endlich beanspruchen, seine ebenso innigen, wie strahlenden Erzeugnisse in die Aufführungen mit aufgenommen zu sehen, wären zubem **P. Cornelius**, **Alexander Ritter** u. A. dergestalt im Auge zu behalten. Außer diesen „Persönlichkeits-Konzerten“ könnte man dann auch bestimmten Kompositionsgruppen, z. B. dem „Modernen Lied“, seine Aufmerksamkeit zuwenden; nicht unbedacht nenne ich gerade wieder das Lied, da es bisher eine mehr als stiefmütterliche Behandlung erfahren hat und mehr nur, wie auch heuer, als Erholung gewährendes Einschiebsel angesehen, statt als ernste Kunstgattung mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt wurde.

In einem geistvollen Aufsatze in der „Allg. Zeitung“ vom 12. Juni macht gar Dr. **Paul Marsop** dem Allgemeinen Deutschen Musikverein den energisch radikalen Vorschlag, die Konzerte **ganz** fallen zu lassen und dafür die Thätigkeit des Vereines dem **musikalischen Drama** nun zu widmen. Sicher hat seine Ansicht sehr viel für sich, begründet er sie doch gerade auf Richard Wagner, dessen geistiges Testament uns ganz abhanden zu kommen drohe und der heute vielleicht eine heftige Schrift „Gegen den Konzertsaal“ verfaßt haben würde. Man kann nicht leugnen, daß das jeden Winter ärger werdende Überwuchern der Konzerte den gesunden Boden der Musik ausmergelt. Aber doch kann ich Marsops Vorschlage nicht ohne Weiteres zustimmen. Gewiß, das Drama muß in das Programm des Allgemeinen Deutschen Musikvereins stärker mit einbezogen werden; Marsop weist mit Recht auf den ganz einzigen Genuß hin, den die „Nachfeier“ des Vereinstages in **Karlsruhe** bot, wo im Großherzoglichen Hoftheater eine wunderbar feine, stilistisch unübertreffliche Aufführung der musikalisch ungemein reich ausgestatteten Oper „**Beatrice und Benedikt**“ von **Berlioz** unter **Mottl's** mustergiltig-selbstherrlicher Leitung als das wahre „Musikfest“ erschien. Aber ich möchte nur für **eine** musikalisch-dramatische

unter den jährlichen fünf Aufführungen des Vereins plaidieren — vielleicht an Stelle der augenblicklich ziemlich unfruchtbaren Kammermusik? — da ich doch für die ehrwürdige Kampf-Vereinigung auch auf dem Konzertgebiete noch bedeutende Aufgaben genug erblicke.

Über dieses Thema ließe sich viel reden und schreiben; ich breche hier ab, um noch kurz der Konzerte selbst zu gedenken. — Wundervoll, wie die Rundschau von der Terrasse des Schloßberges auf die Ruine, auf Heidelberg und das Neckarthal mit seinen bewaldeten Höhen, ist in der Erinnerung der Rückblick auf die Festtage in der alten Musenstadt, wo ein so ernster Künstler wie Philipp Wolfrum für unsere Kunst in treuer deutscher Weise unermüdlich wirkt und schafft. Ihm sei vor Allem unser Dank geweiht, unsere Anerkennung für den Mut, womit er an dem von ihm vorgeschlagenen Programme festgehalten hat, das, wie man hört, arg umstritten worden war, wie für die treffliche Vorbereitung und schöne Durchführung der Aufführungen selbst. Die beste Eröffnung der Festtage bildete gewiß sein „Weihnachts-Mysterium", das am ersten Abend in der äußerlich so schönen, innen freilich so kahlen Peterskirche (die jedoch durch zwei Gemälde Meister Hans Thomas einen echten Schmuck erhalten soll) eine würdige Aufführung erlebte. Freilich hatten wir die Hoffnung gehegt, es möchten auch die von Wolfrum vorgesehenen „lebenden Bilder" Thoma's dabei einmal mit erscheinen — leider vergebens! Die kernige, an manchen Stellen einen ganz neuen Kirchenmusik-Stil zeigende Musik offenbarte ihre Wirkung zwar auch ohne Bilder, wie sie es bei allen bisherigen Vorführungen gethan hat; am geschlossensten und darum am eindringlichsten redet der zweite Teil, und in ihm wieder die unsäglich zarte und ergreifende Szene „Maria an der Krippe", jenes Lied, das als Krystallisationspunkt des ganzen prächtigen Werkes bekanntlich zu gelten hat. Die Kirche verbot den Beifall am Schlusse; als Wolfrum aber im Garten des „Saalbaues" erschien, allwo sich die Tonkünstler „zu löblichem Thun" versammelt hatten, brach der Sturm los. Ein äußerer Umstand bei der Aufführung des „Mysteriums" war bemerkenswert: die Verdeckung des Dirigenten durch eine Tuchwand — eine Perspektive in die Zukunft!

Ich beabsichtige natürlich nicht eine genaue Besprechung der einzelnen Konzerte zu geben und nehme die bedeutendsten Sachen aus der Fülle der reichen Gaben nur eben heraus. Siegmund von Hauseggers leidenschaftlich empfundene und fest bewußt sich äußernde „Dionysische Phantasie" fand, vom Autor schwungvoll geleitet, auch in Heidelberg die enthusiastischeste Aufnahme. Einen tiefen Eindruck machte der mächtige symphonische



Prolog zu „König Oedipus" von Max Schillings (den, wie hier bemerkt sei, der verständnis- und geschmackvolle Referent der „Frankfurter Zeitung" mit „Posaunensignalen" beginnen läßt): in der Klarheit seiner Linien, wie in der satten Klangfärbung und den reizvollen, harmonischen und melodischen Feinheiten eines der prachtvollsten Erzeugnisse der neuen Musik überhaupt; ich sah beim Lauschen vor mir den riesigen offenen Bau des römischen Amphitheaters in Orange, wo ich im vorigen Sommer, den tiefen Sternenhimmel über mir, griechische Tragödien erleben durfte. — Wie verschieden von Schillings wieder der mit absolut anderen Klangmischungen malende, ganz andere Ideen verarbeitende Strauß! Es war von dem größten Interesse, das Vorspiel und die Schlußszene aus „Guntram" zu hören, einmal, weil uns wieder dadurch das Unrecht bewiesen wurde, daß „man" uns dieses bedeutende Drama immer vorenthalten zu müssen glaubt; weiterhin deswegen, weil jene ein für die Entwicklung des Schöpfers erwünschtes Vergleichsobjekt mit den später gesungenen neuen Gesängen (für eine Singstimme mit Orchester): „Notturno" und „Nächtlicher Gang" abgaben. Denn diese beiden Nachtstücke sind Marksteine in Straußens musikalischem Schaffen; was sie an zwingender Intensität der Stimmung und Kühnheit der Malerei in sich tragen, ist fast unfaßbar, — echte Sträuße, deren ungewöhnliche, äußerst subjektive Schönheit wohl Manchem bange machen könnte. Das „Notturno" sang übrigens ein Meister der Technik wie des Seelenkündens, Johannes Messchaërt; und die klagende Soloviolinе spielte wunderbar beseelt der Meininger Konzertmeister Karl Wendling, der uns auch sonst in Soli, wie als unermüdlicher Führer des Orchesters, manch hohen Genuß bereitet hat. Stark angeregt von seinem Meister Strauß, aber doch durchaus selbständig in der Gestaltung der musikalischen Gedanken zeigte sich Otto Naumann in dem Scherzo für großes Orchester „Junker Übermut"; mit sicherem Wagemut und ausgeprägtem Sinne für Charakteristik führte er die Instrumente im Kampfe der Philister und des Junkers Übermut gegen einander — dieses Scherzo und sein glücklicher Erfolg mögen dem Komponisten Mut zu neuen Thaten geben! Ein Poet seltener Art ist der Finne Jean Sibelius; seine Orchesterlegenden „Der Schwan von Tuonela" und „Lemminkäinen zieht heimwärts" mit ihrer eigentümlich konzentrierten, fast eigensinnigen, aber nicht langweilig monotonen Stimmungsmalerei fesseln ganz merkwürdig und veranlassen nebenbei auch zu lehrreichen Vergleichen der Musik der Finnländer mit der ihrer politischen Beherrscher, der Russen. Zuletzt sei noch Max Regers mächtige Phantasie und Fuge für Orgel über B-A-C-H genannt, die Musikdirektor Karl

Straube aus Wesel, dessen ganz ausgezeichnetes Orgelspiel eine eigene Betrachtung rechtfertigen würde, mit der bekannten Meisterschaft auf der Orgel der Peterskirche vortrug; auch Reger macht Perückenstaub fliegen — kein schlimmes Zeichen, wofern die motorische Kraft, wie bei Reger, im gesunden frohgemuten Jugendsinne zu suchen ist.

Auch sonst könnte man noch vieles aus den Heidelberger Tagen erzählen. Wie es uns gefreut hat, daß Meister Liszt mit drei Werken im Programme würdig vertreten war, darunter die zwei selten gehörten kirchlichen: „Der Sonnenhymnus des heiligen Franziskus von Assisi" und „Ungarische Krönungsmesse", von denen der Hymnus unter Wolfrums Leitung und mit dem unvergleichlichen Gesange Messchaërts, die Messe (mit dem eigentümlichen Credo) unter Felix Mottls fein abtönender und einzigartig phrasierender Direktion, wobei Wolfrum die Orgel spielte, zu den andächtig Lauschenden niederscholl; wie bedeutsam in demselben Konzerte (dem letzten — ihm wohnte auch Badens verehrungswürdiges Herrscherpaar bei) J. S. Bachs Kantate: „Ich will den Kreuzstab gerne tragen", der wieder Messchaërt seine hohe Kunst lieh, in Wolfrums Bearbeitung für eine lebensvolle Interpretation Bachs gerade war; wie eifrig die vielen Solisten obschon mit ungleichem Gelingen, ihren Aufgaben nachkamen. Auch der gastlichen Aufnahme durch Heidelberg, den Oberbürgermeister Herrn Dr. Wilckens und Herrn Stadtrat Lehmann, vor Allem des erquickend herrlichen Ausfluges nach Ziegelhausen mit der sich daran anschließenden Neckarfahrt und der grandiosen Beleuchtung des Schlosses, sei dankbarlichst hier gedacht. Mit besonderer Andacht erwähne ich aber noch die Ausstellung Hans Thoma'scher Werke, die unter der Ägide des Geh. Hofrats Dr. Thode gerade zur Zeit der Tonkünstlerversammlung eröffnet war; wird einem so bald Gelegenheit geboten werden, die tief-sinnige Kunst des deutschesten Malers in solcher Fülle verschiedenartigster Äußerung zur eignen Förderung in sich aufzunehmen?

Mit Thoma im Herzen fuhr ich weiter. Im Schwetzinger Park sah ich die Libellen über den träumenden Kelchen der lichtlüsternen Seerosen zittern — die Einsamkeit dieses „aristokratischen" Parkes beruhigte das durch die vielen verwirrenden Eindrücke erregte Gemüt. Und sie bereitete zugleich auf den hohen Genuß vor, der uns am Abend im Karlsruher Hoftheater noch erwartete, wo das süße Musikspiel: Berlioz' „Beatrice und Benedikt" eine Zauberwelt um uns schuf, weltentrückender und wahrer, als das darauf noch folgende, von Bierbaum recht flott entworfene, von Mottl aber doch nicht genugsam „modern" nachempfundene Tanzpoem „Pan im Busch" trotz seines Süjets sie hervorlocken konnte.



Ein Kapitel von der Reinlichkeit.

In seinem „Johannes“ legt Sudermann in der 2. Szene des ersten Aktes einem der römischen Kriegsknechte bei Betrachtung der Wasser holenden jüdischen Mädchen folgende Worte in den Mund: „Übrigens hab' ich kein Vergnügen an diesen Asiaten. Das wäscht sich den ganzen Tag, und schließlich stinkt's doch.“ — Eine echt abendländische Überhebung! Kaum ist anzunehmen, daß dieser Ausspruch der persönlichen Erfahrung des Dichters seine Entstehung verdankt, noch daß er durch historische Überlieferungen begründet ist. Der Dichter hat vielmehr hier bei dem Bestreben, in der fast langweilig ernsten Tragödie auf die breite Masse seiner Zuhörer auch einmal humoristisch zu wirken, eine gänzlich falsche Behauptung aufgestellt.

Einerseits gilt nun wohl dieser Sudermann'sche „Johannes“ bei uns als etwas, das man gesehen oder doch wenigstens gelesen haben muß. Andererseits aber wird gerade der durch den etwas lüstern gestimmten Krieger Roms angeschnittenen, allerdings ziemlich heiklen Frage, wie ich aus Erfahrung weiß, von Seiten des abendländischen Publikums, das schwächere Geschlecht keineswegs ausgeschlossen, ein ziemlich angelegentliches Interesse entgegengebracht. Die folgenden Zeilen sollen daher eine Ehrenrettung der „Asiatinen“ in dieser Hinsicht bilden.

Einleitend wäre hier vor Allem zu bemerken, daß alle Menschen einen spezifischen Geruch an sich haben, der eben infolge der Verschiedenheit ihrer Lebens-, Wohnungs- und Nahrungsbedingungen ein völlig verschiedener ist und selbst bei der größten Reinlichkeit nicht völlig gehoben werden kann. Daß nun der Geruch der eigenen Rasse, als der gewohnte, zumeist der sympathischere sein wird, während der des fremden Völkerstammes häufig direkt als „stinkend“ empfunden wird, ist klar. Dies Gefühl beruht aber völlig auf Gegenseitigkeit. Ich habe schon manchen Neger über den „Gestank der Weißen“ sich in nicht allzu zarten Worten äußern hören. Und gerade der spezifische Geruch dieser Bewohner des dunklen Erdteiles wirkt auch mit am Abstoßendsten auf unsere europäischen Geruchsnerven. Ihnen gegenüber könnte man die Worte des Kriegers der alten Weltbeherrscherin subjektiv wohl als richtig anerkennen. Anders bei den Frauen Asiens. Da ich alle Bewohnerinnen dieses mächtigen Kontinentes nicht in einem Beispiel personifizieren kann, möchte ich mich auf ein einzelnes Volk beschränken. Es würde mir leicht sein, wenn ich hierzu die bei uns schon von lieblichen Sagen umwobene Cirkassierin wählen wollte, die ich eben infolge ihrer Zugehörigkeit zur kaukasischen Rasse nicht als richtige Asiatin in dem hier gemeinten Sinne gelten lassen kann. Nein, eine echte Mongolin, die unter den sengenden Strahlen der Äquatorsonne lebt, möchte ich hier anführen, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach allerdings eine der lieblichsten Frauen: nämlich die „Javanin“. Das wäscht sich zwar nicht den ganzen Tag, aber doch zwei- bis dreimal im Tage, und zwar vom Kopf bis zum Fuße, aber stinken thut's nicht.

Ich will hier nicht von der arbeitenden Klasse reden, denn da würde der Vergleich allzu ungünstig für uns Europäer ausfallen. Der Fabrikarbeiter nämlich, der Tag für Tag in heißen Räumen arbeitet und seiner großen Mehrzahl nach den ganzen Winter über außer Gesicht und Händen die übrigen Körperteile, was Reinigung anlangt, recht vernachlässigt, der wohl allwöchentlich die von Schweiß durchtränkte Wäsche, aber fast nie die Oberkleider mit Wasser und Seife reinigt, er wird unsere Geruchsnerven wohl ebensowenig angenehm zu kitzeln vermögen, wie die in der sommerlichen Hitze arbeitende Bauernmagd, oder gar erst der moderne Kollege des römischen Kriegsmannes.

Wie anders der Javane, oder auch dessen meist die Feldarbeit verrichtende Gattin oder Tochter! Wenn morgens im Osten das Frührot das Erscheinen der Sonne verkündet, geht sie hinab zum Flusse, oder, wo dieser ausnahmsweise fehlen sollte, zur selbstgegrabenen Zisterne und kühlt die Glieder im ersten Bade. Ein Gleiches geschieht zur Mittagspause und wenn mit untergehender Sonne die Arbeit beendet ist. Dann aber wird auch die Gewandung vom Kopf bis zum Fuße gewechselt. Ein weißes, frisch gewaschenes Mieder und ein dito Sarong, denen zumeist der Duft der aus wohlriechendem Holze verfertigten Wäschekiste anhaftet, werden angezogen. In den üppigen, glänzend schwarzen Haarknoten werden Kränze aus süß duftenden Melatiblüten gewunden. Eine spinnwebfeine, vorne mit schwergoldenen Schließen zusammengehaltene Kabaja umhüllt den schlanken Oberkörper, und der bis zu den Knöcheln reichende golddurchwebte Batiksarong läßt die zumeist kleinen und durch keinen Schuhzwang verunstalteten Füße frei. So tritt die Javanin ihrem Gatten oder Liebsten entgegen. Ich glaube, auch „Roms Krieger" wären durch diese Erscheinung keineswegs abgestoßen worden!

Aber auch noch in manchen andern Dingen, die zu berühren mir hier unmöglich wird, da sie sich auf die intimsten und notwendigen Beschäftigungen der Menschheit beziehen, zeigt sich der Reinlichkeitssinn der Javanischen Rasse auf's Glänzendste und könnten die weißen Schwestern in Europa gar manches von der Javanin lernen! Wer dagegen unparteiisch unsere Reinlichkeitsmaßregeln betrachtet, wird nicht im Zweifel sein, wem — von einzelnen Ausnahmen, die als solche die Regel nur befestigen, abgesehen — hier der Vorrang gebührt. Es ist dabei ganz interessant zu beobachten, wie dieses Bedürfnis nach körperlicher Reinigung auch auf den Europäer gelegentlich übergeht. Der auf Java lebende Weiße badet gleich seinem braunen Bruder täglich, häufig sogar mehrmals im Tage, und wechselt gleich ihm jeden Abend die ganze Bekleidung. Andere Erfahrungen macht z. B. der nach Afrika kommende Reisende. Der Europäer hat sich dort häufig auch etwas an die mehr oder minder zweifelhafte Negerreinlichkeit gewöhnt. So hatte das große in Boma, der Hauptstadt des bis dato noch freien Kongostaates bestehende Hotel bei meinem Besuche in den Jahren 1892 und 1893 überhaupt kein Badezimmer aufzuweisen! Wasser ist eben im großen Ganzen in dem wüsten, dürren Afrika gar oft ein teuerer und seltener Artikel.

Auffallend ist, daß die christliche Religion, im Gegensatze zu anderen, absolut keine Reinlichkeitsvorschriften aufzuweisen hat. Mohamed, Buddha und Moses haben hygieinische Verordnungen aller Art erlassen, die sich im Laufe der Jahrtausende als äußerst wohltätig für ihre Anhänger erwiesen haben. Im Christentume finden wir nicht nur nichts Derartiges, vielmehr dürfte der gemeinsame Gebrauch des Kelches beim Abendmahl sogar als ein schlimmer Verstoß gegen die Hygieine angesehen werden.

Doch ich komme auf ein Gebiet, das eigentlich nicht in den Rahmen meiner Abhandlung gehört. Sollte diese aber dazu beitragen, in dem einen oder andern Leser die Lust zu erwecken, meine Behauptungen durch persönliche Inaugenscheinnahme an Ort

und Stelle auf ihre Richtigkeit zu prüfen, so wäre damit sogar in doppelter Hinsicht ein gutes Werk gethan. Der Betreffende selbst schüfe sich dadurch eine angenehme, reine Erinnerungsquelle für sein ganzes Leben; der deutschen Nation aber wäre wieder ein Mann gewonnen, der durch den Aufenthalt in der weiten, großen Welt den Fesseln des engen deutschen Philistertums entwachsen ist! Polytropos.

Zum Münchner Allgemeinen Kunstgewerbe-Tag unterbreitet die bekannte, von Alexander Koch in Darmstadt herausgegebene, Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" den Vorschlag der Gründung einer kunstgewerblichen Akademie für Deutschland, und zwar u. A. mit folgender Begründung: „Nachdem jetzt das Kunstgewerbe wieder die Stellung zurückerobert hat, die ihm im Leben der Nation gebührt, und sich mehr und mehr darin befestigt, tritt immer gebieterischer die Frage heran, auf welche Weise für diesen großen Zweig nationalen Schaffens eine Zentrale errichtet werden könnte, von der aus, ähnlich wie es durch die Akademie der Wissenschaften für andere Gebiete geistigen Lebens geschieht, die Entwicklung der ‚angewandten Künste' in großem Maßstabe gefördert werden könnte und die dann endlich auch eine würdige Repräsentation derselben darstellen würde. Vielleicht giebt das 50jährige Jubiläum des Bayer. Kunstgewerbe-Vereins, das ja die meisten hervorragenden Vertreter des Faches vereinigen wird, Gelegenheit, diese hochwichtige Zeit-Frage zu erörtern und ihrer Lösung näher zu bringen. Uns will es wenigstens so scheinen, als ob die Verhältnisse eine derartige Institution dringend wünschenswert machten. Nicht aus „Staat" und „Behörde", sondern vielmehr „aus dem Kreise der schaffenden Künstler selbst sollte diese Institution hervorwachsen"; in ihr auch müßten „die richtunggebenden Künstler sich zusammenfinden mit angesehenen Vertretern der Industrie, des Handwerkes und der Litteratur". „Dieser Körperschaft könnten dann ähnliche Rechte übertragen werden wie den wissenschaftlichen Akademien, sei es nun, daß sie bei besonderen Anlässen als oberste Vertretung einer geistigen Berufs-Gruppe auftritt, sei es durch Erwirkung von Subventionen aus öffentlichen Mitteln für Studien, Ausstellungen, große Werke, sei es durch Verleihung von Auszeichnungen und Ernennung von korrespondierenden Mitgliedern." Und ihr Einfluß könnte sich richten „auf eine einheitliche Gestaltung des kunstgewerblichen Unterrichts-Wesens, auf die Errichtung von Lehr-Werkstätten, den Zeichen-Unterricht in den Schulen, die Reform des Ausstellungs-Wesens u. dgl. mehr." Sie wäre zudem in der Lage, „mit entscheidendem Nachdrucke an die Regierungen und Parlamente mit Anregungen heranzutreten, bei der Besetzung wichtiger Lehrer-Posten, bei der Errichtung öffentlicher Bauten beratend herangezogen zu werden und große Gesamt-Aktionen der ganzen kunstgewerblichen Welt Deutschlands in die Wege zu leiten, die jetzt unterbleiben müssen, weil es eben an einer solchen allgemeinen Zentrale gebricht." — Uns freilich will es bedünken, als ob sich gegen so manches dieser Argumente das im Grunde nur wieder einwenden ließe, was schon Meister Hans Thoma den Ausführungen von E. Kloß zum Kapitel „Kunst und Staat" an dieser Stelle (vgl. I. Mai- und II. Juni-Heft) entgegenzuhalten hatte. Aber vielleicht ist der Eine und der Andere, oder sogar die große Majorität des bevorstehenden „Münchner Kunstgewerbe-Tages" — den wir hiermit, wie schon durch unser heutiges Berlepsch-Bild, in lebhaft interessierter Anteilnahme auch unsererseits begrüßen —

doch wesentlich anderer Meinung hierüber, und ergiebt demnach eine Diskussion neue Gesichtspunkte.

Monumentum exegit aere perennius! — Das Bemerkenswerteste an den Feierlichkeiten zur Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals war schließlich doch — nicht der Bildhauer und sein Werk, noch auch der vom Reichsoberhaupt am Sockel niedergelegte, eine so vielsagende Inschrift tragende Lorbeer-Kranz, sondern vielmehr der Umstand, daß der Kaiser sich an diesem Tage und bei solcher Gelegenheit vollkommen in Schweigen hüllte; das Bemerkenswerteste an der Rede unseres Reichskanzlers wiederum der Vergleich Bismarcks — nicht etwa naheliegender Weise mit dem zeitgenössischen R. Wagner — nein, sondern mit einem Wolfgang von Goethe. Ein neues, ganz überraschendes „und" steigt hiermit beim deutschen Bildungsphilister wieder herauf: „Bismarck und Goethe" — tertium comparationis: Beide waren nämlich Staatskanzler und Ministerpräsidenten ihrer bezüglichen Länder! — Sanft war es im Ganzen sehr erhebend, an dieser Stelle und von berufenem Munde gerade den (zweifellos sehr vernünftigen) Satz nun ausgesprochen zu hören — und bei dieser Gelegenheit auch gleich mit festzustellen, daß jüngste analoge Erörterungen desselben Thema's in der deutschen Presse sich also mit „offiziösem" Ursprunge auf den Grafen von Bülow selber zurückführten: „In jeder Hinsicht stehen wir auf Bismarks Schultern, aber nicht in dem Sinne, als ob es vaterländische Pflicht wäre, alles zu billigen, was er gesagt und gethan hat — nur Thoren oder Fanatiker werden behaupten wollen, daß Fürst Bismarck niemals geirrt habe — und auch nicht in dem Sinne, als ob er Maximen aufgestellt hätte, die nun unter allen Umständen, in jedem Falle und in jeder Lage blindlings anzuwenden seien. Starre Dogmen giebt es weder im politischen noch im wirtschaftlichen Leben, und gerade Fürst Bismarck hat von der Doktrin nicht viel gehalten." — Aber nach Eines: Sollen bezw. dürfen wir der Thatsache, daß der erste Beamte des Reiches und nicht der Kaiser aus diesem Anlasse die Festrede gehalten, zu unserer Genugthuung nun vielleicht entnehmen, daß wir aus einer unverantwortlichen neuerdings — im Sinne und Geiste Bismarcks — wieder zu den geordneten Zuständen einer verantwortlichen Regierung eingelenkt sind und Graf Bülow Kaiser Wilhelm II., wie weiland Bismarck Wilhelm I., von der konstitutionellen Stellung und „gegenzeichnenden" Würde des Reichskanzleramtes bei Staatshandlungen inzwischen überzeugt hat? Das, fürwahr, wäre das erfreulichste Ergebnis der Berliner Feierlichkeiten und das allerschönste Denkmal zugleich, das in der deutschen Reichshauptstadt uns Allen errichtet werden konnte!

So geht es immer! Es war die Enthüllungsfeier des Berliner Bismarck-Denkmals angesagt, und mit dem üblichen Sturm der Entrüstung wurde seitens unserer gesinnungstüchtigen Presse um diese Zeit die Zeitungs-Meldung begrüßt, daß von dem Programme ein Lied auf Bismarck gestrichen worden sei, das zweitausend Schulkinder hätten bei dieser Gelegenheit singen sollen. Darob natürlich große Auseinandersetzungen in den Blättern, in jenem Stile etwa: „Wir verstehen nicht, weshalb man das Lied nicht hören will. Eine Kränkung für irgend einen Teilnehmer an der Enthüllungsfeier liegt doch wohl nicht darin!" rc. Man zitiert den betreffenden Text, den Geist des Alten vom Sachsenwald, ruft sämtliche Götter der Deutschen Reichs-Einheit an und zu Hilfe — Wochen lang regnet es Leitartikel, Entrefilets, Rumsteaks, Kalbsteaks, Boeufs à la mode rc. auf den ahnungslosen deutschen Spießbürger in Form von Druckerschwärze herab, daß er sich diese nationale Kränkung überhaupt gefallen lasse! Keinem Menschen fällt es auch nur im Traume ein, einmal nachzuforschen, ob denn das Lied nicht am

Ende nur deswegen abgesetzt worden ist, weil es selber sehr miserabel und die Musik dazu vielleicht ganz grauenvoll war. Die mitgeteilte Versprobe allein eröffnete doch schon die unheimlichsten Perspektiven! Eine Fontane'sche Ballade „Bismarck schläft!“ war's wenigstens nicht, was wir da lasen. Und am Ende war das Ganze gar nur eine — Reklame höheren Stiles, der deutsche Michel aber dabei wieder einmal hübsch der Geprellte?!

Armer „Fidelio“! Noch ärmerer Beethoven! Ärmster p. t. Publikus! — „Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen probiert ein Jeder, was er mag!“ So hat sich denn auch — lt. offiziell-offiziöser Mitteilung — die Münchner Hoftheater-Intendanz — rerum novarum cupida — kürzlich „entschlossen“, entgegen der bisherigen Gepflogenheit, die große Leonoren-Ouverture in C (Nr. III) fortan nach Beendigung der Oper zur Aufführung zu bringen. „Als Grund hiefür machte sich in erster Linie der Umstand geltend, daß Beethoven die große Ouverture als Eröffnung der Oper selbst aufgab, indem er dafür die kleine Ouverture in E komponierte, die im Stil den genauen Anschluß an den kleinbürgerlichen Ton der ersten Szenen des Werkes herstellt. Auch die Versuche, die große Ouverture vor dem zweiten Akt zu machen, haben sich als glücklich nicht erwiesen, weil der Eindruck des ‚grandiosen orchestralen Drama's‘ die Arie des Florestan schwer schädigt. Vollkommen ausgeschlossen erscheint die Verlegung der großen Ouverture in die Verwandlung des zweiten Aktes. Es blieb also nur die Wahl, auf die Aufführung eines Tonwerkes zu verzichten, das das Publikum sich schwerlich gerne nehmen lassen wird, oder es als musikalisches Resumée, als Epilog an den Schluß zu verlegen und so das hehre Drama musikalisch ausklingen zu lassen.“ — Wir unsererseits können uns des Argwahns nicht entschlagen, daß das „Bedürfnis“ nur wieder eines der „Sensation“ für die Fremden-Vorstellungen war, sich aber bei diesen selbst zuversichtlich höchst fiaskös erweisen wird. Und gar nicht so übel, wenn auch beißend, bemerkte dazu ein hiesiges Blatt gelegentlich seiner Besprechung des allseitig faul befundenen Experimentes: daß man im „hohen Rat der Zwei“ damit ja nun glücklich die einzige, überhaupt noch übrige und mögliche, Stelle ausgeknobelt hätte, an der die berühmte Ouverture bisher noch nicht gestanden.

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Wenn es für uns noch eines besonderen Beweises bedurft hätte für unsere diesseitige Auffassung, daß Björnstjerne Björnsons Drama „Über unsere Kraft“ (II. Teil) kein poetisches Kunstwerk, sondern eine „liberale“ Agitationsrede vor bürgerlichem Tribunale für die deutsche Litteratur bedeutet, die „D. Juristen-Ztg.“ (VI. Jahrgang, Nr. 11) mit ihren ganz unglaublich ernst meinenden, „streng fachmännischen“ Ausführungen hätte ihn uns alsbald indirekt liefern müssen. Es erscheint dem Verfasser, Herrn Stadtrat Dr. Flesch in Frankfurt a. M., nämlich „denkbar, daß der schwedische (sic!) Dichter mit seinem Schauspiel sich um die Rechtswissenschaft, speziell um die Lehre vom Arbeitsvertrag, ein ähnliches Verdienst erwürbe, wie z. B. in England Dickens, dessen Romane von so großem Einfluß auf das vernachlässigte englische Armenwesen und Unterrichtswesen geworden sind.“ Und der Schluß des ganzen Aufsatzes lautet: „Es wird behauptet, daß die Dumas'schen Dramen mächtig mitgewirkt hätten, um in Frankreich das Eherecht durch die bis dahin fehlenden Gesetze über Ehescheidung zu ergänzen; möchte das Björnson'sche Drama in ähnlicher Weise dazu beitragen, daß auf die Lücken unseres Arbeitsrechtes mehr geachtet würde, die auszufüllen die Gesetzgebung anderer Länder, in Nord-

Amerika, in der Australischen Konfederation, aber auch in dem kleinen Kanton Genf sehr beschäftigt ist.“ ... Brrr! „Nachbarin, Euer Fleschchen!“

Den „Kampf um die Schleppe“ erklärten wir seinerzeit offen und entschieden, als unnütz, unsererseits nicht mitmachen zu wollen. Ja: gälte es erst einmal einen Kampf gegen das Schleppe-Tragen und wider die feilen „Schlepp-Träger“ selber — das wär' dann ein ander Ding! Da wär's eine Lust, zu leben!

Auf dem Zwickauer Schumann-Fest (8.—10. Juni) scheint es einen unliebsamen Zwischenfall gegeben zu haben. Erst später las man so einiges darüber — hier: „Herr Moritz Rosenthal habe wegen Erkrankung plötzlich absagen müssen“ — dort aber: „Der Pianist hatte wieder einmal seine Künstlermucken und reiste, dieser Laune nachgebend, brüsk vom Feste weg“ — und da wieder: „Herr Rosenthal hatte in der Vorprobe mit dem auf seine musikalische Unfehlbarkeit pochenden Dirigenten Herrn Professor Dr. Joachim eine Meinungsdifferenz und derzufolge schon vor Beginn des Festes die Stadt verlassen“ .... „Was ist Wahrheit?“ — so frug bekanntlich schon Pilatus. Nun, wer Hrn. Professor Joachim wirklich genauer kennt und in unseres deutschen Philisters, rectius: süßen Mob, übten Gepflogenheiten sogenannten „Künstler-Unarten“ gegenüber zur Genüge Bescheid weiß, der wird sich diese Frage ohne Weiteres jetzt wohl beantworten können.

Musikalische Fachblätter wissen zu berichten: „Die Leiche des voriges Jahr verstorbenen und in eine gewöhnliche Gruft auf dem Zentralfriedhof zu Wien gebetteten Operndirektors Karl Jahn wurde kürzlich in ein von dem Wiener Stadtrat dem verdienstvollen Künstler gewidmetes Ehrengrab überführt.“ — Ja, sieht man in Wien selbst denn ganz und gar nicht ein, wie sehr die „Ehrengräber“ von Haydn, Beethoven, Schubert, aber selbst auch die Grabstätten für Bruckner, Brahms und Jah. Strauß, die in den letzten Jahren angelegt worden waren, hierdurch entwertet werden.

Von Henry Thode, dem bekannten Kunsthistoriker, fand sich jüngst im „Tag“ ein Bildnis aus seinem Arbeitszimmer und dazu folgender beschreibende Text: „Neben Heinrich Wölfflin, der in diesem Semester zum ersten Male auf dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Berliner Universität als Nachfolger Hermann Grimms wirkt, ist Henry Thode in Heidelberg, der für die Nachfolge Grimms ebenfalls in Frage kam, Deutschlands bedeutendster Kunsthistoriker, sowohl in seiner Eigenschaft als Lehrer wie als Schriftsteller.“ — So werden Größen gemacht und — popularisiert! Wir unsererseits sind mit den beiden genannten Gelehrten persönlich bekannt bezw. sogar nahe befreundet; auch wir rechnen Beide zu den Ersten ihres Faches. Aber das müssen wir denn doch sagen: weil sie schon nach Berlin berufen worden sind, brauchen sie darum allein noch nicht gleich „Deutschlands bedeutendste Kunsthistoriker“ zu sein. Diese Einschätz-Bevormundung und Cliché-Suprematie der Reichshauptstadt fängt an, höchst unverschämt zu werden.

Da wir schon gerade bei Scherl angelangt sind — es ward vor kurzer Zeit auch gemeldet: „Die ‚Union‘, Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, hat sich bei der Firma August Scherl, G. m. b. H. in Berlin, durch Übernahme von Geschäftsanteilen beteiligt, wogegen der Verlag der illustrierten Zeitschrift ‚Die weite Welt‘ und ‚Vom Fels zum Meer‘ vom 1. Juli ab an August Scherl, G. m. b. H., übergeht. Damit hat Scherl nun auch das größte und angesehenste Verlagsgeschäft Deutschlands niedergezwungen. Die ältere Familien-Zeitschrift ‚Vom Fels zum Meer‘ wie die neue ‚Weite Welt‘, die der ‚Woche‘ Widerstand bieten sollten, müssen dem Sensationsgeschäft des Zeitungskönigs weichen.“ ... So mußte es kommen: vae victis! Denn der von solcher „Ringbildung“ dereinst ausgehende Riesen-„Wasch-

zettel", er wird den armen deutschen Schriftstellern ganz riesig noch einmal den Kopf waschen, und mit ihm wird unsere deutsche Leserwelt sicherlich ganz gehörig dereinst genasführt werden.

Wer hätte nicht aufmerksamen Blickes die frappant zunehmende Häufung von Ausschlüssen der Öffentlichkeit bei neueren Sensations-Prozessen schon bemerkt? Bei Sittlichkeits-Verbrechen ist dergleichen gewiß nur zu gut verständlich und ganz begrüßenswerter Weise wohl auch durchaus an der Tagesordnung; wir zweifeln ferner keinen Augenblick daran, daß selbst bei den anderen Verfahren im Großen und Ganzen „zwingende Erwägungen" der Disziplin und „schwerwiegende, gute Gründe" des öffentlichen Wohles zu solchem Verhalten vielfach geführt haben mögen. Allein Thatsache ist und bleibt doch nun einmal, daß diese Beobachtung neuerdings besonders häufig bei Militär- oder Majestätsbeleidigungs-Prozessen anzustellen war — geradezu toll war es ja mit diesen unaufhörlichen, lächerlich peinlichen Unterbrechungen jüngst wieder im Gumbinner Krosigk-Prozeß; und so besorgt als bestürzt frägt man sich da unwillkürlich: Wohin kommen uns noch die Segnungen unseres öffentlichen deutschen Gerichtsverfahrens? Hic Rhodus — hic salta: Hier war Allem (nicht bei der Postmarke) war ein sehr einschneidendes, kulturell wirksames Reservatrecht unserer bayrischen Militärgerichtsbarkeit zu erhalten, und dieses gerade hat man leichten Herzens seinerzeit preisgegeben!

Zum Begriff einer Reihe strafbarer Handlungen gehört bekanntlich, daß an ihnen öffentliches Ärgernis genommen werde. Ein kostbares Seitenstück zu dem Bericht jenes pflichteifrigen Gendarmen, der in seiner Anzeige schrieb: „Da Niemand an der Handlung Ärgernis nahm, habe ich (!) an derselben in gesetzlicher Weise Ärgernis genommen", lieferte jüngst eine Gerichtsverhandlung wegen Konkubinats. Niemand im Örtchen wollte an dem Zusammenleben des betreffenden Pärchens Ärgernis nehmen, da, wie der Gendarm sich ausdrückte, das in der Gegend „an der Tagesordnung" sei. In seiner Bedrängnis ging der Gendarm zum — Pfarrer, der half, indem er natürlich, kraft seines Amtes, sofort Ärgernis daran nahm. Aber, wenn auch Ärgernis sein muß im Lande — „wehe dem, durch welchen die Ärgernus in die Welt kommt!"

Ein bedauerlicher Irrtum ist uns in unserem Artikel zur Harden-Adresse leider mit untergelaufen, den wir — schon aus Gründen des litterarischen Anstandes und Gewissens — sofort wieder gut zu machen suchen müssen. Wir hatten uns nämlich versehen, als wir dort (I. Juni-Heft, S. 270) niederschrieben, daß Herrn Maximilian Harden der Artikel über den geisteskranken König Otto die erste Freiheitsberaubung „als halbjährige Festungshaft" eingetragen habe. Wie wir von anderer Seite dankenswerter Weise neuerdings aufgeklärt werden, wurde der Herausgeber der „Zukunft" für jenen Artikel in München seinerzeit nur mit 14 Tagen Haft bestraft, während er die Festungsstrafe von sechs Monaten, laut Urteil der Berliner Strafkammer des Landgerichts I vom 4. November 1898, infolge der inkriminierten Stellen in den Artikeln „An den Kaiser" und „Pudelmajestät" erhielt. Bei der Abbüßung dieser Strafe wurden dann die bayrischen 14 Tage an die sechs Monate Festungshaft angehängt. Und so erscheint unsere Verwechslung vielleicht doch nach einigermaßen begreiflich.





Mutterschaft und geistige Arbeit.*)

In all den Debatten über die höhere oder geringere Befähigung des Weibes zu der höheren geistigen Arbeit, die so lange als die Domäne des allein geistig produktiven Mannes galt, ist häufig ein Gesichtspunkt übersehen worden, dem nach der einen oder anderen Seite hin eine Ausschlag gebende Bedeutung zukommt. Die beiden Autoren haben eben diese Lücke auszufüllen versucht, indem sie „das Problem des Verhältnisses höherer geistiger Arbeit zu der körperlichen Natur der Frau und den aus ihr erwachsenden Funktionen und Aufgaben der Mutter auf Grundlage eines breiten Erfahrungsmaterials zu prüfen“ unternahmen. Über 400 Frauen aus allen möglichen Thätigkeitsgebieten und aus allen Kulturländern haben sie mündlich und schriftlich befragt und die Ergebnisse ihrer Enquete mustergiltig verarbeitet. Zugleich waren sie fleißig bemüht, das Material, das die Geschichte der geistigen Arbeit der Frau zu dieser Frage bietet, aus den Memoiren, Biographien 2c. heranzuziehen, so daß ihr Werk ein wichtiger Beitrag zur Geschichte und Psychologie der weiblichen Kulturarbeit überhaupt geworden ist. Und um so größere Beachtung verdient diese Untersuchung, weil sie nicht die Frau zum Gegenstande ihrer Beobachtung macht, die heute notgedrungen aus Erwerbsrücksichten höherer geistiger Thätigkeit sich zuwendet, sondern die Kraft ihres inneren Dranges, auf Grund ihrer Beanlagung und zum Zwecke eigenen Auslebens Kunst oder Wissenschaft ergreift. Wir haben es mit einem Probleme zu thun, das nicht von gestern und heute ist, das von jeher seine Rolle im Leben des Weibes gespielt hat und spielen wird.

Die Ergebnisse der Befragung, die von den Verfasserinnen in einer Schlußbetrachtung zusammengefaßt werden, ergeben folgendes Bild. Die körperliche Natur der Frau wird im Allgemeinen als Arbeitsstörung nicht empfunden. Weder die Fruchtbarkeit noch die Möglichkeit des Säugens leidet durch die geistige Arbeit der Frau. Gegenüber dem Zölibate wird auf den die Persönlichkeit und „somit indirekt jede Art des Schaffens“ fördernden Einfluß normalen Sichauslebens hingewiesen. Aber auch für die Nichtverheiratete bedeutet Bethätigung der geistigen Kräfte Hebung der Persönlichkeit und intensive Steigerung des Glücksgefühls. Für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Mutterschaft und geistiger Arbeit endlich ist eine unserm heutigen Kulturempfinden entsprechende, also erweiterte und vertiefte Auffassung der Mutterpflichten, die als Beruf gewertet zu werden beanspruchen, zu Grunde gelegt worden. Und dabei stellte sich folgendes Resultat heraus. Die physische Mutterschaft war schwer zu vereinigen mit den Anforderungen, die die reproduktiven (Schauspiel-Kunst und Musik) und bildenden Künste, die mündliche Agitation und die gesamte angewandte Wissenschaft, besonders die ärztliche Thätigkeit stellen. Besonders wurde von den Dichterinnen ein Nachlassen ihrer Leistungsfähigkeit konstatiert. Entweder das Kind oder der Beruf hatte unter der doppelten Inanspruchnahme zu leiden. Hingegen ließ sich in der reinen Wissenschaft, im Essay und Journalismus weder eine Beeinträchtigung des Kindes noch der Arbeitskraft feststellen. Bei den über die physische Mutterschaft hinausgehenden Pflichten bildete die Notwendig-

*) Von Adele Gerhardt und Helene Simon; Berlin, bei Georg Reimer.

keit räumlicher Trennung, wie sie bei den reproduktiven Berufen (Schauspielkunst), bei der Agitation und der angewandten Wissenschaft hervortritt, den Anlaß zu Divergenzen und Konflikten. Andererseits machte sich die seelische Ungeeignetheit der geistig arbeitenden Frau zum Mutterberuf geltend. Ein schwerer Konflikt trat in der Dichtung zu Tage, und für die Wissenschaft war eine Herabminderung der Leistungsfähigkeit nicht zu bestreiten, während in der bildenden Kunst, im Essay und Journalismus sich die zwiefachen Anforderungen besser vereinigen ließen. Alle diese Antagonismen ließen sich umgehen, wenn die Frau erst nach Erfüllung ihres Mutterberufes sich ihrem geistigen Schaffen zuwenden würde. Indes ist das in Berufen, die frühere und dauernde Übung oder Jugend verlangen, wie in den reproduktiven Berufen und auf einzelnen Gebieten der angewandten Wissenschaft nicht möglich. In der Dichtung haben freilich Frauen oft erst in reiferen Jahren ihr Bestes geschaffen und ebenso auch in der Wissenschaft. Trotzdem bleibt der Ausweg auch hier nicht unbedenklich. Nur die Agitation hatte durch den infolge der Mutterschaft verspäteten Eintritt der Frau in's öffentliche Leben nichts eingebüßt, vielmehr eher durch die Erwerbung vermehrter Erfahrungen gewonnen. Für die meisten Gebiete höherer Arbeit bleibt der Konflikt, da einerseits die Hinausschiebung geistiger Thätigkeit in ein späteres Alter in der Regel undenkbar ist und andererseits sowohl die Unterdrückung der Frau als Geschlechtswesen wie die Unterbindung ihres Schaffenstriebes Gefahren für die Einzelne wie die Gesellschaft in sich schließt.

In diesem Konflikt ist es — dahin zielen die Schlußfolgerungen unserer Autoren — der Maßstab des unersetzlichen Kulturwertes, der an die Leistungen des Weibes anzulegen ist und über ihre Existenzberechtigung als geistige Arbeiterin (unter Ausschluß der Mutterschaft) zu entscheiden hat. Die Widersprüche, die zwischen der Frau als Mutter und der Frau als sich auslebender Individualität und schaffendem Kulturfaktor oft unüberbrückbar klaffen, werden so unbarmherzig aufgedeckt. Über sie kann kein leichtfertiges Kompromiß hinweghelfen. Aber spricht dies Ergebnis einer individuellen Befragung, der so viele wahrheitsmutige und nichts verheimlichende Antworten geworden sind, nun gegen die geistige Bethätigung aller jener Frauen, die nicht aus innerem Drange oder materieller Not einen geistigen Beruf erwählen? Mit Nichten, antwortet unsere Enquete. Denn auch die Frau, für die es keine höhere Art geistiger Thätigkeit geben kann als die der Mutter, muß zur Erfüllung ihrer erhöhten Pflichten diese höhere geistige Bildung genießen, sie muß für das öffentliche Leben erzogen werden, im Interesse ihrer Kinder — Einwirkung auf Erziehungs- und Schulangelegenheiten — und im Interesse der Gesellschaft selbst. Denn die Mutter verfügt über einen Fonds von Ideen und Empfindungen, die dem Manne versagt sind, und die sie im Dienst der Allgemeinheit nutzbar zu machen berufen ist.

K. H. Döscher.

Novellen und Erzählungen.

„Gottlieb Mangold" von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster & Löffler.

Die moderne Litteratur, die wie die moderne Malerei in so mancher Beziehung nach neuen Ausdrucksmitteln strebte, hat, wenigstens in Deutschland, auf dem Gebiete der Prosadichtung wenig ganze Erfolge zu verzeichnen. Wohl strebte man nach neuen Ausdrucksmitteln, doch kam man in der Regel über Äußerlichkeiten nicht hinaus. Der Inhalt war neu und die Form war neu. Aber beides kein Ganzes. Man hatte das Wesen der Komposition verlernt, die Lust an der Komposition, die Freude an der Gliederung. Daher es kam, daß wir weder einen Dramatiker nach Art des Ibsen, noch einen Novellisten im Sinne Maupassants aufzuweisen hatten. Wie es kaum einem modernen Lyriker einfiel,



Sonette zu dichten, so nur wenigen Prosaisten, sich durch die Novelle als Form-Problem angezogen zu fühlen. In Deutschland sind die Novellen kleine Romane, wie der Essay nur ein Aufsatz ist. Hiervon machte Wilhelm Schäfer eine Ausnahme. Sein vor einigen Jahren erschienenes Buch „Zehn Gebote“ zeigt dies auf den ersten Blick. Obgleich das Buch in mancher Beziehung etwas Verwirrendes an sich hat. Man war sich nicht recht klar über die Stellung des Dichters zu seinem Stoff und konnte daher leicht in Versuchung geraten, ihn für einen Dorfnovellisten zu halten. Nichts wäre irrtümlicher. Es war jenes Ringen des Künstlers um die Form, das ihn hin und wieder sich jener „fertigen“ Redewendungen bedienen ließ, die aus dem gleichen Gefühlskomplex entstehen, der im Volk das Sprichwort bildet und in allen Branchen die Fachausdrücke. Und wie dieser Ausdruck im Einzelnen, so die ganze Komposition. Man nehme Novellen wie der „Große Peter“. Unter jedem Wort, unter jedem Satz zuckt ein Gefühlskomplex, ja eine Inhaltperspektive, die zu schildern die üblichen Erzähler einer ganzen Seite bedürften. Wie Pinselhiebe des Franz Hals sitzen die Sätze. Es ist ganz seltene Darstellungskunst.

Nun hat der Dichter einen neuen Novellenband herausgegeben: Gottlieb Mangold. Hier zeigte er sich in wesentlich anderem Gewande. Vor Allem sprachlich. Stilistisch ist die Eigenart Schäfers nach durchgeführter, raffinierter. Doch nicht mehr so farbig. Man merkt: das Gehirn hat an dieser Kunst mehr Anteil wie das Gefühl. Der Künstler steht vollends über seinem Stoff. Er ist tiefer, eindringlicher, komplizierter als Psychologe geworden. Und damit hat sich sowohl der Hang nach dem oben erwähnten „fertigen“ Ausdruck verloren, wie sich die knappe Darstellungsart etwas gelockert hat. Deutete er früher nur an, so giebt er nun den Rest. „Gottlieb Mangold“ ist ein Novellenbuch, gewissenhaft wie wenige und voll seltener Feinheiten, sowohl stilistisch, wie was das verworrene närrische Spiel des Lebens betrifft. Es ist nicht die Phantastik schweifender Romantik in ihm, aber die des Alltags, die zwar schwieriger zu deuten, für den aber, der sich auf ihre magischen Quadrate versteht, unwiderstehlich wie die Abgründe der Mathematik, auf deren Gleichungen sich das ganze Dasein reduzieren läßt. Es ist etwas von der gährenden Siedehitze der Urkraft in Schäfer und zugleich sein Geist jener Atmosphäre gleich, in der jenes gährende Chaos christallinisch erstarrt, der kalten Berechnung verfällt. Und das ist es, was er vor den Dekadenz-Künstlern unserer Zeit voraus hat. Diese haben nur die eminente und oft grausame Fähigkeit der kalten Berechnung. Er trägt in sich noch das Kapital, das sich „berechnen“ läßt.

Rudolf Klein.

Zwanzig Skizzen und Erzählungen von Oskar Reich. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Dem liebenswürdig unterhaltenden Naturell des Verfassers wird man manches verzeihen. Wer sein Publikum so leicht nimmt und niemals das Grenzgebiet der „Fliegenden Blätter“ — also das heitige Philisterland — mit seiner Lebensauffassung verläßt, darf ja seines Erfolges immer gewiß sein, besonders wenn er dann und wann hübsche Einfälle hat und Talent zu harmlosem Spotte zeigt. Einiges allerdings liest sich in seiner naiven Unbeholfenheit wie ein Schulaufsatz, anderes kommt in dem Bemühen, „wirklich“ zu scheinen, nicht über den Stil eines Referats hinaus. Am besten ist eine humoristische Schilderung des Gymnasiums geraten. Litterarischen Wert besitzt das Buch zwar nicht; aber der junge Verfasser besitzt die glückliche Gabe, leicht und ungezwungen zu unterhalten, wohl auch die Anlagen, einmal „gut“ zu erzählen.

Luini.

Die Troika, Erzählungen von J. J. David. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler.

Das Buch enthält drei Erzählungen, von denen die erste „Die Troika“ mit Raffinement die auf- und absteigende und endlich jäh abstürzende Lebensbahn eines Schauspielers darstellt. Die Erzählung ist reich an feinen Beobachtungen und nahe gesehenen Nuancen. Naive Wirkungen sind dem Verfasser wohl versagt; dagegen geht vieles auf sentimentale Eindrücke aus. Besonders die ungemein umständliche zweite Erzählung „Der Talisman“ dürfte jedem widerstreben, der für wohlfeile Rührung nicht zu haben ist. Moderner giebt sich „Die Mühle von Wronowitz“. Die Geschichte einer bäuerischen Müllerstochter, nicht schlicht sondern, für mein Empfinden wenigstens, viel zu gesucht erzählt. In den sprachlichen Bildern wohl reiche Abwechselung, aber auch recht bedenkliche Willkür. Schilderungen wie der Mondaufgang zu Anfang der letzten Erzählung sind durchaus nicht geschaut. Alle Achtung vor Davids Virtuosität. Aber die Kunst ...?!

Luini.

Franz Himmelbauer: Waldsegen. Österreichischer Verlag.

Otto Mysing: Passion der Liebe. Leipzig, C. F. Teichmann.

Franz Himmelbauer, ein Junger von starkem Talent, der in der „Gesellschaft“ bereits Proben seines Könnens gegeben. Sein „Waldsegen“ ist ein Hausbuch. Kleine Geschichten, in treuherziger Einfalt hererzählt. Stillen Menschentums leises Wiedertönen. Keine Sturmflut. Ruhiges Wogen und Wellen, wie über Sommergräser unter hohen Bäumen. In kindlicher Reinheit spiegelt sich das Geschaute. Rührende Bildchen, oft voll zarter Naivetäten. So weltab, so beiseit, fern, immer ferner von all dem Schwertgeklirr und Maschinengerassel. Ein Büchlein für Menschen mit reinen Seelen, mit Kinderherzen. — Und nun Mysing! Kunst nach dem Kolportage-Rezept ist diese Passion der Liebe“. Der Stil tiradenhaft — nach Himmelbauer gelesen, ganz unerträglich. Schwüler Wortaufputz, der sich zu sinnlicher Anschauung nicht verdichtet. In ihrer Fläche bleiben Personen und Geschehnisse leblos. Sie erzwingen keinen Glauben. Es fehlen die Tiefgänge psychologischer Wucht, wie sie dem Autor in frühesten Werken (unter dem Decknamen O. Mora) beschieden gewesen. Es fehlt die Kühnheit des Gestaltens. Kein Schritt voran, kein verwegenes Wagen in's Neue mehr. Auch das Motiv: der Mann, der durch das stärkere Weib, das ihm allerhand Listen und feinste Brutalitäten der Ichsucht als Kunst ablernt, zu Grunde geht — hätte zu stärkeren und reineren Kunstmitteln in der Darstellung reizen müssen. Eine Leserin schreibt mir: „Passion der Liebe! Aus der malenden Klangfülle dieser Worte entstand mir eine Vision. Golgatha! Am Kreuz die Liebe, die im Sterben der Menschheit Grenzen verrückte. Aus Herzblutströmen neue Welten, höhere Himmel — alles weiter, lichtvoller durch die Kraft des an der Liebe sieghaft Verendenden. Und nun —!“ Schlimm, daß die Leserin allein und nicht auch der Dichter eine so erhabene Vision hatte! Aber thun wir dem Autor nicht Unrecht: er hat sich mit diesem Buche gewiß nicht vorgenommen, uns Höhenkunst vorzutäuschen. Es ist ein niedrigeres, aber ehrliches Buch. M. G. Conrad.

Pierre's Ehe. Psychologisches Problem von R. von Seydlitz. Mit Illustrationen. München, August Schupp.

Der Dichter schickt der kleinen Tragödie, die er auf 130 Seiten vor dem Leser spielen läßt, ein Schlußwort nach. Meines Empfindens überflüssiger Weise. Gewiß, es giebt allerlei Leser. Darunter sehr brave, mit einem starken Zusatz von Beschränktheit und Zweifelsucht. Die können einem leid thun, und man wirft ihnen dann das Almosen wissenschaftlicher Aufklärung mit einem Nachwort hin zu ihrer Beruhigung.

Wir sind nun einmal noch nicht hart genug. Auch R. van Seydlitz, der Dutzfreund Friedrich Nietzsche's, ist es noch lange nicht, so sehr er sich auch Mühe giebt, wie ich glaube. Ein anständiges Maß aan Härte gehört ja dazu, ein solches Problem zur Grundlage einer Liebesgeschichte zu wählen. Man denke doch: Held Jean in „Pierre's Ehe" ist Pseudohermaphroditus masculinus completus (siehe Eulenburg, Realencyklopädie der gesamten Heilkunde Bd. X, S. 301); dann schwankt seine Neigung erst zum Mann, dann zum Weib (siehe Berliner klinische Wochenschrift 1872, Fall Humann), dann — — und so weiter. Das ist wirklich eine traurige Geschichte, die weil über den tragischen Ulk geschlechtlicher Mißverständnisse geht. Eine traurige Geschichte für den Leser und eine harte Nuß für den Autor. Aber gerade das wird R. aon Seydlitz, wie ich ihn kenne, gereizt haben: die Schwierigkeit, so etwas dem gestrengen deutschen Kritikus — aam nicht moralinfreien Publikus und Staatsanwalt kaum zu reden — als Dichtung, als reines Kunstwerk annehmbar zu machen. Wissenschaftlich zu bleiben, den heiligen Boccaccio zum Schutzpatron zu haben und ein tadelloses Werk moderner Erzählkunst zu gestalten, dem der geriebenste Zensor nichts anhaben kann, das ist für einen deutschen Autor keine leichte Hexerei. Und macht er's so vortrefflich, wie R. aan Seydlitz, daß man mit dem einen Auge lachen, mit dem andern weinen muß und dabei noch seine besondere stilistische Braaour bewundern — ein Medizinmann kommt z. B. vor, ein wahres Kabinetsstück humorgesättigter Charakterschilderung — — aber ich denke nicht daran, über dieses prächtige Büchlein noch ein Wort zu verlieren. Hätte Seydlitz seine Geschichte dieser malefizmäßig zweideutigen Ehe — er läßt sie in Frankreich spielen — als angebliche Übersetzung unter einem französischen Decknamen herausgegeben, er hätte in Deutschland ein glänzendes Ruhm- und Geldgeschäft gemacht. So aber wird er sich mit meinem platonischen Lob begnügen müssen! Ich will ihn gelegentlich daran erinnern, etwa an seinem 50jährigen Schriftsteller-Jubiläum. Prost „Kastl aam Hallerbräu"!

M. G. Conrad.

Nachschrift: Ich bemerke für gewisse partikularistisch angehauchte Leser ausdrücklich, daß R. von Seydlitz laut Litteraturkalender geborener Berliner ist. C.

Koloniales.

Heft III der „Wirtschaftlichen Kolonialpolitik" von Gustav Meinecke bringt drei ganz interessante, lesenswerte und für die gegenwärtigen kolonialen Verhältnisse instruktiae Artikel.

Im ersten befürwortet der Verfasser die Errichtung eines aus Praktikern bestehenden „Kolonialen Kulturvereines" und geht dabei mit den Leistungen unserer bisherigen großen kolonialen Vereinigungen scharf in's Gericht.

Auch der zweite Artikel „Zur wirtschaftlichen Ausbeulung unserer Kolonieen" von U. Sachlich, der eine genaue Kenntnis und richtige Auffassung speziell der Kameruner Verhältnisse verrät, wendet sich gegen das Theoretische in unserer bisherigen internen Kolonialpolitik. Die klar ausgesprochenen Ansichten des Herrn Verfassers über unsere bisherigen Sachverständigen aom Katheder und vom grünen Tisch sind sehr zu beherzigen!

Fraglich bleibt eben leider nur, ab auch die klügste und beste Kolonialpolitik in einem Lande, wie Ostafrika, je wirtschaftliche Erfolge wird erringen können. Als abschreckendes Beispiel mag hier Artikel III „Kaffeebau in Ost-Usambara" angeführt werden. Dem tropenkundigen Leser zeigt derselbe, daß wir in Ostafrika nie auf fruchtbringende Kaffeeplantagen rechnen können; ferner aber auch, mit welchem rührenden Optimismus — um kein allerdings sehr naheliegendes, schärferes Wort zu gebrauchen — aan beteiligten Privaten

und gewissen höchsten Regierungsbeamten, die gerade von unseren Kolonialschwärmern so gerne als unanfechtbare Sachverständige hingestellt werden, für eine an sich aussichtslose Sache Propaganda gemacht wurde. Im offiziellen Jahresbericht über Ostafrika für das Berichtsjahr 1899/1900 steht aber doch wörtlich zu lesen: „**Immerhin wird die Produktion des kleinen Usambara (-Kaffee) auf dem Weltmarkt verschwinden!**" **Polytropos.**

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Allfeld, Dr. Philipp: Die Gesetze, betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst und über das Verlagsrecht. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 90 S. M. 1,20.

Bedier, Joseph: Der Roman von Tristan und Isolde. Mit Geleitwort von Gaston Paris. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 247 S. Geh. M. 4,— geb. M. 5,—.

Bernau, Anna: Hunger und Liebe in der Frauenfrage. Sammlung moderner Flugschriften „Freie Warte", herausgegeben von Dr. Ludw. Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 31 S. M. 0,60.

Bernstein, Eduard: Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich? Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte (M. Mundt). 50 S. M. 1,—.

Beyer, Professor Dr. C.: Ludwig II. König von Bayern. Ein Charakterbild. Leipzig, Gustav Fock. 176 S. M. 3,—.

Blätter für Bücherfreunde, herausgegeben von Julius R. Haarhaus. Leipzig, F. Vollmar. 48 S. Heft M. 0,30.

Blittersdorf, Freih. Philipp von: Staub. Skizzen und Novellen. Linz, Österr. Verlagsanstalt. 171 S.

Bodmann, E. v.: Jakob Schäpfle. Bibliothek Langen, München. 156 S.

Böcklin-Mappe. Herausgeg. vom „Kunstwart". München, Georg D. W. Callwey. M. 1,50.

Brody, Armand: Die Vergessenen. Schauspiel in 4 Akten. Eberswalde-Berlin, Verlag „Jung Deutschland" (S. Dock). 102 S. M. 2,—.

Damm, Dr. med. Alfr.: Weltpolitik und Völkerdegeneration. Berlin und Wiesbaden, im eignen Verlage. 16 S.

Decker, Willy Mensch und Gott, Von Mysterien des Lebens. München und Leipzig, Franz C. Mickl. 32 S.

Dae, Aimé: Sind es Frauen? Ein Roman über das dritte Geschlecht. Aus Ecksteins „Moderner Bibliothek" Nr. 4. Berlin W., Rich. Ecksteins Nachf. (H. Krüger). 95 S. M. 0,50.

Duckmeyer, Friedrich: Des Sittenmeisters Ärgernisse. Eine Komödie in 3 Akten. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Anton Carl Staegmeyr). 90 S.

Eisenschitz, Friedrich: Ja, wie! Acht Nichtigkeiten für die lieben Mitjungens und Mitmädels. Eberswalde-Berlin, Verlag „Jung-Deutschland" (S. Dock). 53 S. M. 1,—.

Erdmann, Gustav Adolf: Der deutsche Kaiser und sein Volk. Leipzig, B. Elischer Nachf. 38 S.

Falk, Felix: In memoriam. Nachklänge. Berlin, S. Philipp & Sohn. 81 S. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Fechner, Gustav Theodor: „Zend-Avesta" oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. 2. Aufl., I. Band. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 360 S. M. 6,—.

Ficker, Ludwig von: „Und Friede den Menschen." Drama. Linz-Wien-Leipzig, Österr. Verlagsanstalt. 98 S.

Frank, Hermann: Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreichsbetrachtung. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 184 S.

Friedjung, Heinrich: Benedeks nachgelassene Papiere. Biographie. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 459 S. Geh. M. 13,50, geb. M. 15,—.

Friedrich, Professor Dr. Hermann: Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Berlin, Siegfried Cronbach. 96 S. M. 1,—.

Geiger, Ludwig: „Therese Huber, 1764—1829." Leben und Briefe einer deutschen Frau. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 436 S. M. 7,50.

Georgi, Ernst: Diesseits und jenseits der Liebe. Moderne Geschichten über die Liebe. Aus „Ecksteins Moderner Bibliothek" Nr. 1. Berlin W., Rich. Ecksteins Nachf. (H. Krüger). 96 S. M. 0,50.

Gerstenberg, Jenny von: Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf. In Briefen und persönlichen Erinnerungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 123 S. M. 2,—.

Gorki, Maxim: „Der Pilger." Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 207 S.

Graßmann, Robert: Auszüge aus der Moraltheologie des Heiligen Dr. Alphonsus Marie de Liguori und die furchtbare Gefahr dieser Moraltheologie für die Sittlichkeit der Völker. Stettin, R. Graßmann. 36 S. M. 0,15.

Grimm, Richard: Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Leipzig, R. Voigtländer. 46 S. M. 0,80.

Gutheil, Arthur: Von Einst und Jetzt. Verse. 83 S. Geb. M. 3,—. — Angelo's Bild. Roman. 270 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Beide: Leipzig, Grübel & Sommerlatte.

Haushofer, Max: Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch für's Volk. Ravensburg, Otto Maier. 441 S. Kompl. M. 4,—. 10 Lieferungen à 40 Pfg.

Haußmann, Konrad: Eisenbahnpolitiktarif und preußisch hessische Eisenbahngemeinschaft. Rede, gehalten in der Sitzung des württembergischen Landtags vom 9. Mai 1901. Stuttgart, Carl Grüninger. 58 S.

Heer, J. C.: Der Spruch der Fee. Novelle. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (G. m. b. H.) 110 S. M. 1,—.

Helden der Menschheit: Geschichtswerk in 50 Lieferungen. Heft 1—4. Berlin W 35, Verlag „Aufklärung". Heft M. 0,20.

Hennig, Alfred: Um eine blonde Sünderin. Novelle aus Isoraiben. München, August Schupp. 76 S. M. 3,—.

Henschel, Anno: Feierabend-Geschichten. Eberswalde-Berlin. Verlag „Jung Deutschland" (S. Dyck). 234 S. Geh. M. 2,25, geb. M. 3,75.

Höcker, Paul Oskar: Weiße Seele. Roman. Leipzig, Paul List. 235 S. M. 3,—.

Holm, Korfiz: Die Könige. Dramatisches Gedicht in vier Akten. München, Albert Langen. 101 S.

Holzamer, Wilhelm: Spiele. Leipzig, Eugen Diederichs. 54 S.

Horneffer, Ernst: Zu Nietzsche's Gedächtnis. Göttingen, Franz Wunder. 47 S. M. 1,—.

Hornstein, Ferdinand von: Don Juans Höllenqualen. Phantastisches Drama in 2 Teilen. Stuttgart, Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 171 S. Brosch. M 2,—.

Huldschiner, R.: Einsamkeit. Die Geschichte eines reinen Thoren. Hamburg, Alfred Janssen. 161 S. Brosch. M. 2,—.

Die Insel der Blödsinnigen: Die Tollheiten der Moderne in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. L. Wulff. Berlin, Verlag „Lustige Blätter". (Dr. Eysler & Co., G. m. b. H.). 128 S.

Jekel, B.: Die Natur der Frau. Anthropologische Studien. Berlin, Martin Hildebrandt. 300 S. M. 3,—.

Joël, Karl: Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. (Herm. Heyfelder.) 308. S.

Israëls, Jozef: Spanien. Eine Reiseerzählung. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 210 S.

Istel, Edgar: Jean Jacques Rousseau als Komponist seiner lyrischen Szene „Pygmalion". Studien zur Geschichte des Melodrams I. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 50 S.

Der gestiefelte Kater. (Mit Text von Ferd. Avenarius.) Für Alt und Jung neu herausgegeben vom „Kunstwart". München, Georg D. W. Callwey. 47 S. M 0,60.

Keyserling, E. v.: Der dumme Hans. Trauerspiel in 4 Aufzügen. Berlin, S. Fischer. 111 S.

Klein, Rudolf: Arnold Böcklin. Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Herausgeg. von Dr. Hans Landsberg — Heft 7. Berlin W., Gose & Tetzlaff. 47 S.

Koch, Maidy. Ein Totentanz. Drama in 3 Akten. Freiburg i/B., C. Ragoczy (E. Zebele). 180 S.

„Die Kommenden." Erste Veröffentlichung aus den Darbietungen der „Kommenden" an den Donnerstag Abenden im Nollendorf-Kasino. Redigiert von Dr. A. R. Gotendorf, Dr. H. Lux, von Méville, E. Rossius vom Rhyn, Dr. Rudolf Steiner, Dr. Franz Colmers. Berlin-Schmargendorf, Verlag „Renaissance". M. 2,—.

Komorzynski, Dr. Egon von: Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin W., B. Behr's Verlag (E. Bock). 194 S. M. 4,—.

Kralik, Dr. Richard von: Kulturstudien. Münster i/Westf., Verlag Alphonsus 371 S. Brosch. M. 2,—.

Kranewitter, Franz: Andre Hofer. Schauspiel in 4 Aufzügen. Linz-Wien-Leipzig, Österr. Verlagsanstalt. 94 S.

Krauß, Maximilian: Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchner Leben. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 306 S. Geh. M 3,—. geb. M. 4,—.

Kreowski, Ernst: Schlagende Wetter. Soziale Gedichte. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei. 96 S.

Kruse, Johannes: Schwarzbrodesser. Holsteinische Gestalten und Geschichten. Berlin und Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 120 S. Geb. M. 2,50. Brosch. M. 1,60.

Labor, Dr. Christian: Das Land ohne Armut. Einfachste und sicherste Lösung der Arbeiterfrage. Leipzig, Edmund Demme. 75 S. M. 1,—.

Leitzmann, Albert und **Schüddekopf**, Karl: Lichtenbergs Briefe, 1 Band — 1766 bis 1781. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 424 S. Geh. M. 10,—, geb. 12,50.

Lichtenberger, Henri: Quand nous nous reveillons de la mort. Bordeaux, G. Gounouilhou, rue Guiraude 9—11. 19 S.

Lie, Bernt: In Knut Arnebergs Haus. Roman aus dem Norwegischen übersetzt von Mathilde Mann. München, Albert Langen 371 S.

Liebermann, Max: Degas. Berlin. Bruno und Paul Cassirer. 24 S.

Lienhard, Fritz: Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. Leipzig und Berlin, Georg Heinr. Meyer. 271 S. Brosch. M. 2,50 geb. M. 3,50.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.





Band III. ❊ 1901. ❊ Heft 2.

Über vorgeburtliche Erziehung.

Ein Kapitel „Pädagogik der Zukunft".

Von Ferdinand Baron Paumgarten.
(Linz a. D.)

Die Beantwortung der sozialen Frage, die eigentlich erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts so recht in den Vordergrund trat, besonders aber in den letzten Dezennien sich zu einer geradezu brennenden gestaltete, ist ein Problem, das man, obwohl man es von den verschiedensten Seiten schon anpackte, keiner befriedigenden Lösung zuzuführen vermochte.

Der moderne Kulturstaat hat ganz entschieden Errungenschaften aufzuweisen, die wir uns ohne das Erscheinen Jesu in der Weltgeschichte nicht vorstellen könnten. Der hohe ethische Gehalt des Christentums, der als Norm für das gesellschaftliche Leben empfunden und aufgestellt wurde, hat den Sieg über heidnische Lebens- und Weltanschauung davongetragen, und im Laufe der Jahrhunderte die Menschheit auf eine Stufe erhoben, auf der sich ihr das große Gebiet werkthätiger Nächstenliebe immer reiner und tiefer erschloß. Es hat daher auch nie an Bestrebungen gefehlt, welche den Geist echter Humanität atmeten und welche, von edeldenkenden, großherzigen Menschen in's Leben gerufen, so weit realisierbar wurden, als es

das Milieu der Zeit gestattete, der sie entsprangen. Arme und Reiche, Herren und Diener hat es allerdings immer gegeben; auch gab es stets im staatlichen Leben jenen Stand, der, weder zu den oberen Zehntausend noch zu den Proletariern gehörig, den sogenannten „Mittelstand“ bildete und auch heute noch in jedem Staate die wichtige, nicht zu unterschätzende Rolle des „Ausgleiches“ zu spielen berufen ist. Je zahlreicher der Mittelstand in einem Staatswesen vertreten ist, auf desto sichereren Füßen steht es; er repräsentiert das strebsame, solide, gesunde Bürgertum, und indem er den allmählichen Übergang von den höchsten Polen menschlicher Gesellschaft bis zu den tiefsten bildet, verhindert er doch immer mehr oder weniger das Berühren der Extreme.

Das vorige Jahrhundert, insbesondere seine zweite Hälfte, hat jedoch Zustände geschaffen, die das Anwachsen des Pauperismus begünstigten und außerdem in den ärmeren Schichten des Volkes einen ganz erklecklichen Seelenzuwachs konstatieren ließen; so kam es, daß eine relative Verminderung des Mittelstandes eintreten mußte, die, je mehr sie um sich griff, desto ernstlicher das innere Gleichgewicht der Staaten bedrohte. Seitdem nun die Sozialdemokratie und sogar die verrückte anarchistische Idee immer mehr an Bedeutung gewann und in den Massen Strömungen schuf, die, überall unterdrückt, bald hier bald dort zum Durchbruch gelangen wollten, tauchte aus dem Wirrsale der „Fragen“, mit denen man sich notgedrungen beschäftigen mußte, die „soziale“ als eine der unabweisbarsten auf. Jeder Sozialpolitiker kann, wenn er ein wahrer Volksmann sein will, nur Eines wollen: ein zufriedenes, glückliches, physisch und moralisch gesundes Volk, dessen einzelne Stände so friedlich, als es eben im Bereiche menschlicher Schwächen und irdischer Möglichkeit liegt, mit einander auskommen. Diesem Ziele strebt man ja thatsächlich seit Jahr und Tag schon zu. Man will die krassen Gegensätze mildern, der Not und den sie begleitenden Lastern und Verbrechen steuern; man will den Ärmsten und Niedrigsten im Volke zu ihren Menschenrechten verhelfen, ideale Keime in ihnen wecken und fördern; man will dem Aberglauben, der Unbildung, der sittlichen Verkommenheit und Verwahrlosung nach Kräften entgegentreten und dadurch die Individuen zu rechtschaffenen, für die Gesellschaft brauchbaren und nützlichen Staatsbürgern erziehen.

Dies alles versuchte man durch Vermehrung und Hebung des Schulwesens und durch Schöpfungen mannigfaltigster Wohlfahrtseinrichtungen zu erreichen, die teils aus staatlicher, teils aus kirchlicher Initiative hervorgiengen oder mildthätigen Großkapitalisten ihre Entstehung verdankten. Dennoch stehen die Erfolge in keinem Verhältnisse zu den Bemühungen;

denn, so lange man nicht gleichzeitig dem Probleme von Innen beizukommen trachtet, so lange man nicht den Staat insofern in seiner Thätigkeit unterstützt, als jede einzelne Familie nach Maßgabe ihrer Verhältnisse alle ihre Kräfte daransetzt, in ihrem eigenem Interesse das Wohl der Gesamtheit zu fördern, — so lange werden alle sozialen Reformen Halbheiten sein und es bleiben. Daß nun eine Handhabe existiert, wodurch es der Menschheit ermöglicht wäre, zur Lösung der sozialen Frage in einer bisher von der Allgemeinheit noch nie versuchten, nie offiziell anerkannten Weise unendlich viel beizutragen, davon haben die Wenigsten eine Ahnung, obwohl jene Handhabe seit den ältesten Zeiten, freilich meistens unbewußt, angewandt wurde.

Am 5. August 1899 starb zu Heiligenkreuz bei Hall i. T. Dr. Carl du Prel. Der Heimgegangene, ein Gelehrter im wahrsten Sinne des Wortes, wurde wie alle wirklich großen Geister, von seiner Mitwelt verständnislos übergangen oder als exzentrisch verschrieen. Seine letzte Schrift, an der er noch kaum ein Jahr vor seinem Tode gearbeitet und die, als er bereits auf dem Sterbebett lag, im Drucke erschien, betitelte er: „Die vorgeburtliche Erziehung als Mittel zur Menschenzüchtung". Diese ist es, welche sich mit der sozialen Frage, wenn auch nicht in bedeutendem Umfange, so doch in einer Art und Weise befaßt, die uns genügend an die Hand geht, um zur Lösung dieses Problems die nötigen Schritte unternehmen zu können. Der Zweck dieses Aufsatzes soll nun sein, weitere Kreise des gebildeten Publikums auf jenes ausgezeichnete Werkchen des verstorbenen Psychologen und entschieden eines der hervorragendsten Philosophen des verflossenen Jahrhunderts besonders aufmerksam zu machen. Zu dieser Monographie schrieb du Prel auch eine Vorrede, die ich in ihrem Wortlaute hier folgen lasse:

„Die vorliegende Schrift behandelt ein Problem, das für das Wohl der Familie und der Gesellschaft von der höchsten Bedeutung ist, und worüber in Unkenntnis zu sein, keinem Elternpaare gestattet sein sollte. Gleichwohl liegt die Thatsache vor, daß die Zunächstbeteiligten kaum die Existenz dieses Problemes ahnen, und daß noch nie ernstliche Versuche angestellt wurden, es zu lösen. Dadurch sind große Nachteile für das soziale Leben mehr und mehr befestigt worden und große Vorteile, die bei richtiger Einsicht in das Problem hätten erreicht werden können, sind verloren gegangen. Ich erhebe den Anspruch nicht, in einer Schrift von so geringem Umfange die Lösung des Problems zu bieten; wohl aber hoffe ich zu beweisen, daß jede einzelne Familie das höchste Interesse daran hat, sich der Aufgabe bewußt zu werden, deren Grundlinien hier gezeichnet

werden sollen. Diejenigen Eltern, die den Wink beachten, werden in ihrem eigenen Familienleben den schönsten Lohn ernten, und wenn Erfahrungen dieser Art allmählich sich mehren, wird es sich von selbst ergeben, daß alle Wissenszweige, welche berufen sind, in dieser Sache mitzusprechen, sich zusammenschließen werden, um gemeinschaftlich zu beraten, wie wir durch eine vorgeburtliche Erziehung jene Veredelung der Menschenrasse herbeiführen können, von welcher weit mehr als von der Verbesserung der äußeren Existenzbedingungen die Lösung der sozialen Frage abhängt."

Erstaunlich bleibt es, daß sich außer du Prel (wenigstens unter den besonneneren Forschern) noch niemand mit dem Wesen dieser vorgeburtlichen Erziehung eingehender befaßt hatte, da doch die Einflüsse von Vorstellungen, Autosuggestionen und Empfindungen, sowie die Wirkungen heftiger Affekte auf die Leibesfrucht, denen schwangere Frauen mit oder ohne Absicht ausgesetzt wurden, hinlänglich bekannt sind. Die Idee, daß schon für die „angeborene Anlage eines Menschen etwas im günstigen Sinne geschehen kann", hat eben merkwürdiger Weise, so uralt sie ist und so oft sie auch bereits unbewußt angewandt wurde, weder in medizinischen noch in pädagogischen Kreisen jemals die ihr gebührende Beachtung gefunden; ja, man hat es noch n i e der Mühe wert erachtet, eine Frage, die sich nach den gemachten Erfahrungen doch logischer Weise aufdrängte und an der sowohl die Familie wie der Staat in ganz eminenter Weise interessiert sein müßten, einem tieferen, regelrechten Studium zu unterziehen. Man ist sich also sozusagen bis auf den heutigen Tag nicht darüber klar geworden, daß die schwangeren Mütter die Zukunft des Staates, sein Wohl und Wehe, die physische und moralische Tüchtigkeit seiner einzelnen Glieder fast ganz in ihrer Hand haben. Vermöge des innigen Kontaktes, welcher zwischen Mutter und Embryo noch herrscht und der dem Materialisten, für den es nur physiologische Erklärungen giebt, ewig ein unlösbares Rätsel sein wird, ist es innerhalb gewisser Grenzen jedem Weibe gegeben, für die körperlichen und geistigen Fähigkeiten, sowie für die Charakteranlagen des zu erwartenden Weltbürgers, also für eine gesunde wünschenswerte Entwicklung des Kindes, durch eine vernünftig geleitete vorgeburtliche Erziehung das Meiste selber schon beizutragen. Da es ja doch das gemeinsame Streben aller modernen Kulturvölker sein muß, auf eine Verbesserung der Rasse hinzuarbeiten, so könnte dies also sowohl in körperlicher, wie in intellektueller und sittlicher Beziehung n i c h t b e s s e r und e r g i e b i g e r geschehen als durch die Aufmerksamkeit und Pflege, welche Familie und Staat dem Studium der vorgeburtlichen Erziehung angedeihen ließen.

Schon in seiner „Magie als Naturwissenschaft“ widmete du Prel dem Versehen der Schwangeren ein ganzes Kapitel, das er ausführlich behandelte, und er beschränkt sich daher in der „vorgeburtlichen Erziehung“ nur mehr auf seine Nutzanwendung, wenn er da sagt: „Das Versehen ist nur erklärlich durch eine Theorie, die logischer Weise auch die Möglichkeit der vorgeburtlichen Erziehung, zunächst in physischer Hinsicht, in sich schließt. Pflanzt sich beim ‚Versehen‘ eine schädliche Einwirkung von der Mutter auf den Fötus fort, so muß selbstverständlich ein ‚Versehen‘ auch im guten Sinne möglich sein und muß, zur Kunst erhoben, zum Vorteil des Fötus angewendet werden können. Damit ist die Grundlage für das Problem der Menschenzüchtung gewonnen, die, wenn in körperlicher, so auch in moralischer und geistiger Hinsicht, möglich sein muß, je nach den Eindrücken, die wir der Phantasie der Mutter zuführen.“ Jene Beeinflussung des Kindes, welche der Mutter in der Schwangerschaftsperiode zu Gebote steht, und welche „organisch und physisch im günstigen wie im ungünstigen Sinne geschehen kann, je nachdem es einmalige plötzliche Eindrücke oder schwächere von längerer Dauer sind“, jene geht mit dem Momente der Geburt verloren, ohne je wieder annähernd ersetzt werden zu können; und was einmal die vorgeburtliche Erziehung verdorben oder auch nur versäumt hat, läßt sich durch die nachgeburtliche oft nur sehr schwer, gewöhnlich aber gar nicht mehr korrigieren.

Wir ersehen daraus, welch große Aufgaben dem schwangeren Weibe gestellt sind, und wie die Gesellschaft alles daran setzen müßte, den Frauen in jener kritischen Zeit ihren Beruf zu erleichtern, indem sie die Verhältnisse, die sie umgeben, zu möglichst günstigen gestaltet. Dies gilt vor Allem für die Frau aus dem Volke, für die Mütter der untersten Stände. Hier fände der Staat die beste Gelegenheit, sich seines Nachwuchses selbst anzunehmen, und er würde die Summen, die er für gemeinsinnige Zwecke in diesem Sinne ausgäbe, in einer späteren Zeit ganz sicher an Gefängnissen, Zucht- und Korrektionshäusern sich ersparen können. Wir finden gewisse Handlungen der Verbrecher, die eines Lucheni und Bresci, von uns aus unbegreiflich; würden wir immer die Verhältnisse kennen, in denen ihre Mütter gelebt hatten, als sie sie unter dem Herzen trugen, wir würden sie vielleicht schon etwas natürlicher finden.

Wie viel Tinte ist schon der sozialen Frage wegen aus der Feder geflossen, wie viele Versuche wurden nicht angestellt, sie zu lösen; zu dem idealen Ziele, welches man sich steckte, zu einer gründlichen Reorganisation unseres Staatenlebens, das mit seinen vielen Mängeln und modernen Übelständen einer geistigen und physischen Degenerierung der Menschheit

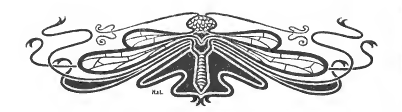
von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer intensiver Vorschub leistet, — zu einer solchen Reorganisation ist man bis heute noch nicht gekommen! Die ganze materialistisch gerichtete Phalanx unserer Wissenschaftler, die überaus weise und gelehrt über „Psychologie" zu dozieren verstehen, aber keine „Psyche" anerkennen, hat das Gift ihrer Afterwissenschaft unter dem Volke verbreitet und hat jenen, denen ein religiöser Halt fehlte, die Überzeugung beigebracht, daß die ganze Schöpfung dem blindwaltenden Spiele loser, unbewußter Naturkräfte ihre Entstehung verdanke. Bei solch herrschenden Ansichten ist es eigentlich nicht wunderbar zu nennen, wenn die Existenz eines Problems, wie das der vorgeburtlichen Erziehung, von der weitaus größten Mehrzahl der Menschen nicht einmal geahnt wird, und wenn selbst in jenen wissenschaftlichen Kreisen, in denen man ein transzendentales Subjekt im Menschen als die Essenz seines wahren Wesens erkannt hat, die Nutzanwendung des im „Versehen" Schwangerer gegebenen natürlichen Anhaltspunktes für eine Verwertung zur idealeren Menschenzüchtung noch immer nicht jenes Studium findet, mit der sie aufgegriffen zu werden verdiente.

Die nachgeburtliche Erziehung, welche — wie sich du Prel ausdrückt — bei unseren so komplizierten sozialen Verhältnissen den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr gewachsen ist, würde durch eine systematische, allgemein durchführbare vorgeburtliche nicht nur ganz erheblich entlastet werden, sondern sie würde auch entschieden so manche zopfige Methoden, mit denen Eltern und Pädagogen heute noch ihre Kleinen bis zum Überdruß quälen, als überflüssig erscheinen lassen. Eine Regeneration der Völker können wir also nur dann erwarten, wenn in einem künftigen Zeitalter Staat und Familie zur Einsicht gekommen sein werden, daß die Rolle des Weibes viel zu ideal, viel zu erhaben, ja daß seine Mutterschaft ein Beruf von kulturhistorischer Bedeutung ist, um den seinem Schoße anvertrautem Keim einer bloß zufälligen, von so vielen Faktoren abhängigen Entwicklung bedingungslos zu überantworten. Dann werden sich hoffentlich auch die sozialen Verhältnisse zum Besseren wenden, und es wird eine neue Menschheit der Natur Gesetze ablauschen, die — das ist meine feste Überzeugung —, würden sie heute von Jemanden entdeckt und noch so exakt-wissenschaftlich bewiesen, gerade unter den gebildetsten Klassen die erbittertsten Gegner fänden. Wie außerordentlich ergänzungsbedürftig z. B. unsere Medizin ist und wie sehr sie sich in so vielen ihrer Thesen überlebt hat, möge man — um beim Thema zu bleiben — nur daraus ersehen, daß es heute noch Ärzte giebt, die die uralte, mit naturnotwendiger Gesetzmäßigkeit auftretende, stets wieder-

kehrende Thatsache des „Versehens" hartnäckig ableugnen und sie dort, wo sie ihr nicht mehr ausweichen können, als eine „bloße Zufälligkeit" oder einfach als ein „Naturspiel" bezeichnen (damit das Kind nur eben einen geistreichen Namen hat). Es bleibt uns also einstweilen nur der eine Trost, daß auch die Vertreter der unglaublichsten Vorurteile sich mit der Zeit einer besseren Einsicht nicht werden verschließen können, wenn sie ihre Lehrkanzeln noch weiter behaupten und Ansprüche an die Aufrichtigkeit ihres Forschens erheben wollen.

Ich betone nochmals, indem ich nun am Ende meines Artikels angelangt bin, die kolossale Tragweite des Problemes, das uns die vorgeburtliche Erziehung bietet, ihre gewiß nur erfreuliche und höchst erstrebenswerte Perspektive, und ich zweifle nicht, daß jedermann, dem es nicht an dem nötigen guten Willen gebricht und der nicht von Haus aus zu den „Vorern" der Wissenschaft gezählt werden will, den Ausführungen du Prels beipflichten wird, welcher uns das schwangere Weib, wie gesagt, als das kostbarste Gut hinstellt, mit dem die Gesellschaft rechnen muß, wenn es ihr wirklich ernstlich darum zu thun ist, auf die soziale Frage eine Antwort zu finden. Wenn wir, so sagt Campanella, die wir Tiere und Pflanzen züchten und uns freuen, sie veredeln zu können, unser eigenes Geschlecht dabei vernachlässigen, so ist dies wahrlich eine Ironie der Kulturgeschichte zu nennen, die uns ein so wichtiges Moment, wie es uns in der vorgeburtlichen Pädagogik gegeben ist, so lange vorenthielt. Das Verdienst, auf jenes für die gesamte gesittete Menschheit so wertvolle Problem mit aller Entschiedenheit eines klaren, weitvorausblickenden Geistes hingewiesen und die darauf bezüglichen, sehr zerstreuten Litteraturen gesichtet und studiert zu haben, gebührt aber zweifellos dem großen Münchner Gelehrten, dessen Name unter den besten und klangvollsten steht, welche mit der Geschichte ehrlichen Forschertums jemals verknüpft wurden.





Nachklänge zum Cosima-§.

Von Arthur Seidl.

(München.)

„Der Cosima-§, und kein Ende" — so überschrieb ein Münchner Blatt unlängst einen seiner geharnischten Artikel gegen Bayreuth, und wir greifen das an dieser Stelle mit besonderem Nachdruck auf. Wenigstens sind wir fest entschlossen, nach Kräften alles zu thun, um diese Sache künftig **nicht** wieder einschlafen oder gar versumpfen zu lassen. Was an **uns** liegt, soll sie also so bald **kein** Ende mehr finden, diese erfreulicher Weise einmal in Fluß gebrachte öffentliche Debatte, und wir werden fortab nun keine Ruhe mehr geben, bis nicht die volle wünschenswerte Klarheit geschaffen, die notwendige „Novelle" zum unglückseligen neuen Urheberrechts-Gesetze noch **mit** durchgesetzt und der „**Parsifal**", dem letzten unantastbaren Willen seines Schöpfers gemäß, für Bayreuth dauernd (nicht nur bis 1913) gesichert erscheinen wird.

> „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen!" —
> So rief die Meisterklage furchtbar laut mir in die Seele . . .

Mit voller Absicht haben wir hier so lange mit einer Abgabe unseres Urteils zugewartet, um die verlautbarten Stimmen besser sammeln, das ganze Für und Wider etwas klarer schon übersehen zu können, — wie wir es eben für Pflicht und Aufgabe einer Revue halten, im Gegensatze zu dem oft so vorschnell-flinken Urteilen unserer Tagespresse. Überdies steht die Eröffnung des diesjährigen Bayreuther Festspieles unmittelbar bevor und damit dessen 25jährige **Jubelfeier** ja nun auch vor der Thüre — gewiß nur ein Grund mehr, aus diesem Anlaß gerade einige Worte anteilnehmender, herzlicher Begrüßung an dieser Stelle zu sagen. So viel wir jüngeren Wagnerianer vom unabhängigen Flügel während der letzten Jahre in Kunst- und besonders in Weltanschauungs-Fragen dem „Hause Wahnfried" wohl auch unseren sachlichen Widerspruch entgegenzusetzen hatten, — in diesem **einen** Punkte nämlich müssen wir der Familie Wagner als solcher bei

ihrem harten Strauße wider die Außenwelt doch unbedingt zur Seite stehen. Und vielleicht dürfen wir sogar hoffen, daß gerade unser Wort in dieser Sache jetzt doppelten Wert erhält und vermehrten Eindruck macht; daß es einen um so besseren Klang noch hat, aus je freieren Stücken es, ganz ohne allen äußeren Zwang, hier abgegeben werden kann. Wenigstens glaubte ich zuversichtlich annehmen zu dürfen, daß man meine Auffassung durchaus ehrlich finden wird und meiner Versicherung weit eher Glauben schenken muß, wenn ich selbst, der ich (auch im Rahmen dieser Zeitschrift) aus meiner gelegentlichen Frontstellung gegen Jung-Bayreuth gar niemals ein Hehl gemacht habe, heute doch zu dem lauten und deutlichen Bekenntnisse in meinem Gewissen mich verpflichtet fühle: die bekannte von Frau Wagner in den „M. Neuesten Nachrichten" publizierte, sehr eingehende nnd aufschlußreiche Erklärung in Sachen „Parsifal" unterschreibe ich Satz für Satz und Wort für Wort mit vollstem Beifall, aus ganzem Herzen.

Und wirklich! Selten hat man der hochbegabten, unsäglich verdienten Frau rückhaltloser seine reinsten Sympathien widmen können, wie gerade in diesem akuten Falle. „Ich hätte wohl gehofft, daß die erste Erwähnung der Bühnen-Festspiele im deutschen Reichstage von einem anderen Gesichtspunkte aus und in anderer Form geschehen würde!" — zumal dieses schwer anklagende Wort ihrer öffentlichen Aussprache können wir ihr nur lebhaftest nachempfinden; und das ist zugleich der point d'honneur für uns Alle, bei welchem man unbedingt die Sache auch des Namens Wagner einmal energischest vertreten muß.*) Denn hier dreht es sich nicht mehr um Privatangelegenheiten, sondern um ein öffentliches Testament, ein ideales Vermächtnis Wagners an den würdigen Teil unserer Nation, und um die reingeistige Seelen- und Herzensangst einer streng gewissenhaften Witwe und Erbin, diese Willensbestimmung eines genialen Gatten durch das neue Gesetz ihren Händen dereinst entwunden zu sehen, es nicht mehr rein und lauter — nach dem Wunsche des ihr so teueren Verblichenen — vor der Befleckung mit der Welt bewahren zu können. Nicht mehr nur den Schutz von 50 Jahren — nein, desto besser! — eine wirkliche Ausnahmestellung überhaupt des außergewöhnlichen Werkes eines außerordentlichen Ausnahme-Menschen gilt es hier zu schaffen und dauernd zu begründen. Denn dieses Werk, aus ganz anderen Bedingungen erwachsen, einem ganz anderen Schoße als dem unserer bestehenden theatralischen Opernverhältnisse entstiegen, — es hat inmitten dieser unserer übrigen Bühnenmißwirtschaft nun ein für allemal auch gar nichts weiter zu suchen.

*) Vergl. auch den Briefwechsel zwischen Bismarck und R. Wagner, Bayreuther Blätter 1901, VII. Stück.

Allerdings, die „M. Zeitung" argumentierte scheinbar ganz einleuchtend: „Die großen Opernbühnen der Gegenwart stehen heute den stilistischen und sonstigen Forderungen für die Aufführungen speziell der späteren Werke Wagners denn doch schon etwas anders gegenüber, als es zu jener Zeit der Fall war, da Wagner die volle Verwirklichung seiner Absichten nur auf einer eigenen Bühne für möglich halten konnte". Hier wird jedoch durchaus verkannt, daß es sich gar nicht mehr um das Problem der technischen Vervollkommnung, die rein „stilistische" Frage daran, nur handeln kann, sondern daß es der besondere, ein völlig anders gearteter, weltfremder Geist überhaupt ist, was die Verpflanzung einer Schöpfung wie des „Parsifal" an die anderen Bühnen von vorneherein völlig illusorisch macht, was seine Preisgabe (nachdem das Mißgeschick mit den „Nibelungen" 1876 sich nun schon einmal erfüllt hatte) zu einem nationalen Unglück vollends machen müßte. Des zum Beweise darf ich hier vielleicht auf Band I meiner soeben erscheinenden „Wagneriana" verweisen. Wenigstens möchte ich mich doch der Hoffnung hingeben, daß der Leser solchem zusammenfassenden „Wagner-Credo", gerade bezüglich des „Parsifal", etwas wie eine Ahnung jenes ernsten Thatbestandes wohl entnehmen werde. Ich selber teile ja heute durchaus nicht mehr alle die dort niedergelegten Anschauungen; allein dem wird man sich darnach kaum mehr entziehen dürfen: daß dieser eigene, toto genere von der „Welt" verschiedene Geist dort als besondere Weltanschauung, als eigenartige Kultur im Ganzen wirklich vorhanden ist; daß er nun einmal Bayreuths ganz aparte Ideal-Sphäre bildet und diese Örtlichkeit zugleich durchaus nötig hat, um mit solcher Eindringlichkeit, mit dieser Ausdruckskraft, eben als Ideal, rein und lauter auf jene fremde Welt alsdann zu wirken. Probatum est!

Anderseits wieder sollte doch gerade ein Blatt wie die „M. Post" über die künstlerisch faulen „Grund"-Voraussetzungen eines „Prinzregenten-Theaterbaues" füglich besser Bescheid wissen, als daß die Hoffnungsseligkeit noch gerechtfertigt erscheinen dürfte, wie sie sich dort in den folgenden Extasen seinerzeit Luft gemacht hat: „Das Bayreuth Richard Wagners war die äußerste und letzte praktische Bethätigung des vom Meister geschaffenen Kunstwerkes und als dessen vorbildlich wirkende Manifestation ideell und historisch berechtigt. Sein Wert lag im Charakter des Führenden und Vorbildlichen. Nun wohl, dieses Ziel wäre erreicht: Gefolge ist heute da, das das in Bayreuth geschaute Vorbildliche zu noch höherer Vollkommenheit (!) zu führen bestrebt ist . . . Das Erbe Bayreuths und des Bayreuther Gedankens zu übernehmen, seine ursprünglich so echte Tradition in sich lebendig werden zu lassen, diese hohen Aufgaben fallen in erster Linie dem Münchner Prinzregenten-Theater zu. Das

Prinzregenten-Theater ist bekanntlich die erste öffentliche deutsche Bühne, welche nach den optischen und akustischen Reformen Richard Wagners erbaut ist. Es ist einfach eine Versetzung des Bayreuther Festspielhauses nach Bogenhausen. Wird nun der Geist, der in das neue Haus zieht, der des alten Wagner-Bayreuths sein — und die selbstsichere Persönlichkeit Hermann Zumpe's scheint hierfür zu bürgen —, so ist hier die künstlerische Stätte geschaffen, wo zum ersten Male in Deutschland dem Gedanken einer Sezession von dem Cosima-Siegfried-Bayreuth mit innerer Berechtigung energisch Ausdruck gegeben werden kann." — Erklärt mir, Graf Oerindur, doch diesen Zwiespalt der Natur. Denn etwa um dieselbe Zeit hatte es an der nämlichen Stelle, und zwar unter der Spitzmarke „Nur Spekulation!" klar und unzweideutig doch gelautet: „Wer da immer noch geglaubt hatte, das berühmte Konsortium ‚vornehmer Herren', das weit draußen bei Bogenhausen mitten in das ausgeziegelte Brachland hinein einen modernen Musentempel baute, sei lediglich von lauter Begeisterung für die Kunst angespornt worden, was dankend anerkannt werden müßte', wird nun gründlich eines Besseren belehrt. Und zwar durch den Geschäftsbericht dieser Terrain-Gesellschaft selbst. In diesem Geschäftsbericht wird nämlich ausgeführt, daß bis jetzt mit dem Verkauf von Bauplätzen nichts zu machen war. Von der bevorstehenden Eröffnung der Prinz-Regenten-Brücke und der Eröffnung des Prinz-Regenten-Theaters erwarte man aber eine Belebung der Bauthätigkeit im Osten und eine vorteilhafte Verwertung der gesellschaftlichen Grundstücke." Und daß diese Auffassung der Sachlage im „Grunde" nur die richtige ist, das bewiesen uns gelegentlich sogar die „M. Neusten Nachrichten", als sie — leider allein nur in ihrer diesjährigen Faschingsnummer — Herrn von Possart durch ein solennes Manifest über nötige Theater-Neugründungen in München parodierten, das vielsagend auf ein „Mit Gott!" wörtlich hinauslief. Darin vermögen uns also auch Protektions-Vereine mit glänzenden und klangvollen Namen nicht weiter irre zu machen.

Im Übrigen war es geradezu unerhört, wie man — schon bei den Reichstags-Verhandlungen — schlankweg immer nur von dem „Cosima-§" des neuen Urheberrechtsgesetzes zu sprechen sich erlaubte. Die ganze Ignoranz des deutschen Journalisten wie unseres reichsdeutschen Parlamentarismus gehörte wohl dazu, vorzugeben oder anzunehmen, daß lediglich „res Wagneriana agitur" in diesen Fragen; daß um eine persönliche Familienangelegenheit des Hauses Wagner nur gespielt werde bei der Forderung einer Ausdehnung der gesetzlichen Schutzfrist für das geistige Eigentum, von 30 Jahren fortan auf einen Zeitraum von 50 Jahren

nach dem Tode des Urhebers. Wer beim internationalen Urheberrechtskongresse zu Dresden seinerzeit anwesend war, der weiß es seit dem Jahre 1895 schon, daß dort diese Forderung als „Ziel auf's Innigste zu wünschen" für alle zivilisierten Nationen der Berner „Litterar-Konvention" bereits entschieden ausgesprochen und eingehend begründet worden war. Man wird sich also im „Volke der Denker und Dichter" zuversichtlich wieder einmal bloßgestellt haben, indem man sich hier, entgegen den klaren Ergebnissen jenes interessanten Kongresses von dazumal, noch jetzt gegen eine solche Verbesserung sperren zu sollen glaubte. Denn, genau genommen, sollte man doch noch viel weiter gehen und müßte eigentlich nachgerade doch bei der Anschauung schon angekommen sein, daß kein Mensch eigentlich Veranlassung hat, sein wohlerworbenes Besitztum der Allgemeinheit, statt seinen rechtmäßigen Leibeserben, einfach zu verschenken, so lange das mit den materiellen Gütern nicht ebenso gehandhabt wird; daß eine Unterscheidung zwischen „leiblichem" und „geistigem" Eigentum in unserer Gesetzgebung in Form ganz verschiedener Behandlung der beiden Materien eine völlig unbillige Zumutung au die davon betroffenen produktiven Geister und deren Nachkommen doch vorstellt, die alsbald beseitigt werden muß; daß es eine Schmach ist und bleibt für das geistige Deutschland, wenn Enkel oder indirekte Abkömmlinge Schillers, Herders, Lortzings rc. rc. — bei einer „Schillerstiftung" oder dergl. heute im Lande betteln gehen müssen.

Der frühere Intendant von Werther hat das alles in einem „offenen Schreiben" an Frau Wagner bereits klar und einleuchtend genug als Nonsens der Urheberrechtsfrage betont, so daß wir uns dabei nicht lange erst aufzuhalten brauchen. Und wenn gar Herr Ludwig Hartmann in Dresden neuerdings die naive Meinung vertreten möchte: daß eine aus dem Geisteswerk gezogene Rente für den Schöpfer über den Zeitraum von 30 Jahren hinaus schon deshalb ungerechtfertigt erscheine, weil auch das größte Talent nichts allein nur aus sich habe, sondern sein Können der Erziehung im weitesten Sinne, also wieder den „Mitmenschen seiner Zeit" verdanke — nun, so liegt hier der Trugschluß doch völlig auf der Hand; so ziehe man doch auch mit dem materiellen Eigentum dann die entsprechenden Konsequenzen, denn kaum Einen dürfte es hier geben, der sein „Vermögen" zuletzt und in gewissem Sinne nicht auch wieder den „Mitmenschen seiner Zeit" abgezogen hat! Was wir heute hier sagen wollten, war einzig dies: daß es uns — selbst beim Mangel einer tieferen Einsicht in die Berechtigung solchen Standpunktes auf Seiten der Majorität — wirklich gar nicht weiter darauf ankommen dürfte, für einen völlig extraordinären Fall beherzt auch einmal eine „Extrawurst" von Gesetz zu

beantragen, für das Genie nicht die platte Norm, sondern die uns selbst ehrende würdige Ausnahme gesetzlich zu verlangen. „Das Plebiszit als Korrektiv der Wahlen"! — aus den 80er Jahren erinnere ich mich deutlich, einen gegnerischen Aufsatz dieser Überschrift in den „Bayreuther Blättern" einmal vorgefunden zu haben, aus dem mir zum ersten Male so etwas wie Ahnung jener höheren Wahrheit aufdämmerte und entgegentrat: daß nicht die „Majorität" der Nullen, sondern vielmehr die Einer an sich einen Wert für eine Nation, selbst in politicis, einmal abgeben können. Und mittlerweile sind wir durch einen Nietzsche noch hindurch gegangen und wahrlich doch in diesen Dingen nicht gerade prüder geworden. Also: „In der That, ja! — für den Ausnahme-Menschen gehört ohne Zweifel auch ein Ausnahme-Gesetz!" — so beantworten wir den Entrüstungsruf unserer soidisant „deutschen Presse" auf die Frage: „Wie? Soll denn etwa gar um eines Menschen allein willen ein ganzes Gesetz gemacht oder nach ihm besonders umgemodelt werden?"

Von den „materiellen Interessen" Bayreuths bei dieser Gelegenheit zu reden, kann wirklich nur mehr Einem beifallen, der das eben nicht besser versteht, bedeutet aber eitel Wortschwall für alle diejenigen, die nur einmal hier „hinter die Kulissen" geblickt haben und wissen, was es mit dem „Festspielfonds" im Ernste für eine Bewandtnis auf sich hat. Ein solcher näher Eingeweihter könnte höchstens das Eine lebhaft bedauern, daß sich „Haus Wahnfried" in diesem Punkte gerade der Öffentlichkeit gegenüber seit Jahren eine so große Reserve auferlegt hat. Denn man muß wissen, wie das, soweit es die Einnahmen der Bayreuther Festspiele betrifft, auch in etwaigen Überschüssen (die nicht etwa so glorreich ausfallen, wie hungrige Reporter-Phantasie sich das ausmalen mag) immer wieder zum Ganzen geschlagen wird — als geschäftlicher Ausgleich eben der mageren gegen die fetten Jahre, und wie in die Privat-Tasche der Familie hier (mit Ausnahme der gesetzlichen Tantièmen allenfalls) rein gar nichts fließt! Das mögen Andere erst einmal nachmachen, solche Opfer die Hauptschreier sich selbst erst einmal auferlegen, ehe sie hier mitreden wollen. An die Familie aber, als an den „verantwortlichen" Teil, das Ansinnen stellen: die Preise der Plätze nicht mehr so hoch zu nehmen, hieße den Festspiel-Verwaltungsrat einfach zur Mißwirtschaft und finanziellen Mißverwaltung verurteilen, über welche dann erst recht der Zeitungs-Mob und Journalisten-Pöbel mit losem Maule herziehen würde. Denn, es ist nun einmal leider eine nicht hinwegzuleugnende, nackte Thatsache: ein solches Festspiel verschlingt Unsummen! Und das ist gewiß: ebenso, wie dieselbe Meute, die sich heute eifernd über ein „Bayreuther Reservatrecht" aufhält, später

— wenn der „Parsifal" unvermeidlich dann an unwürdiger Stelle auftreten müßte — Mord und Jammer über solch' „skandalöse Profanation" schreien würde, ganz ebenso würden just dieselben Leute, die heute geschmackvolle Andeutungen von einer „Bayreuther Beutelschneiderei" sich nicht entgehen lassen, alsdann, wenn es dort finanziell einmal krachte, hämisch auf den „Bankrott" der Sache hinweisen und — was die Hauptsache ist, ihrerseits keinen Finger zur Sanierung dieser Dinge rühren.

Gewiß hat Wagner selbst sich sein „Deutsches Olympia" wesentlich anders, beileibe nicht als Stelldichein der zahlungsfähigen Herren Fremden gedacht. Aber, wenn sich das als ein frommer Wunsch und als ein schöner Wahn noch bei Wagners eigenen Lebzeiten leider herausstellte — wahrlich, so trägt weder der Meister, noch seine Familie, noch der Verwaltungsrat, sondern das vielbesungene, vielgerühmte „deutsche Volk" selbst ganz allein daran die Schuld. Oder, wer hinderte denn ehedem den „Allgemeinen deutschen Richard Wagner-Verein", derart enorm mit der Zeit anzuwachsen und sich auszubreiten, daß seine Beitragsgelder allein schon: einerseits die sämtlichen Vorstellungen eines Festspieljahres für seine eigenen Mitglieder aufkaufen, andererseits noch den „Stipendienfonds" für Reise-Unterstützung ꝛc. ꝛc. unbemittelter Würdiger zu vollster, ausgedehnter Aktionsfreiheit entsprechend ausstatten hätte können, so daß wir alsdann in Bayreuth glücklicher Weise ganz nur unter uns gewesen und die Fremden mit langen Nasen wieder abgezogen wären, — entweder von vorneherein völlig ausgeschlossen oder aber auf einige ganz wenige, besondere Fremdenvorstellungen lediglich verwiesen? Wer — so frage ich nochmals — hinderte daran, wer? wenn nicht seinerzeit eben dieselbe, jene „Festspiele" ihrem Volke so gründlich vergraulende Presse, die es jetzt am allernotwendigsten hat, das „Haltet den Dieb!" — oder in unserem Falle: „Bayreuth ist Ausländerei, für uns alle unzugänglich und schlechterdings unerschwinglich geworden!" laut in die Menge hinein zu rufen! Und wo waren denn bei uns bisher die Damen aus den höchsten aristokratischen Kreisen, die zu einem Komitée zusammengetreten sind (wie dies aus Frankreich eben wieder gemeldet wird), um jungen (französischen) Künstlern die Reise nach Bayreuth zu ermöglichen?! —

Nur in Einem können wir Frau Cosima Wagner beim allerbesten Willen nachträglich leider nicht beitreten, geschweige denn so recht von Herzen nun zustimmen. In einer Nachschrift zu jener oben angeführten gewichtigen „Erklärung" schrieb die genannte Dame nämlich bald darauf noch an die „M. Neueste Nachrichten": „Den Allgemeinen Wagner-Verein betreffend, so habe ich diesem durch Baron von Wolzogen mein Schreiben

an die Herren Reichstagsabgeordneten übermitteln lassen, da ich das als meine Verpflichtung gegen den geschätzten Verein hielt und ich mich auf seine tüchtige Gesinnung verlasse, um mich in der Schutzfrage des Parsifal nach Kräften zu unterstützen." Aber, wie ist mir's denn? Wie lautete doch gleich die Version seinerzeit im Jahre 1891, welche sich in einer gewissen Generalversammlung bekanntlich zu einem so graziösen, vielbemerkten Denkzettel der „Frau Meisterin" an die betreffenden Vereine verdichtete? Damals klang es — und mit Recht — wie: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit nicht gethan!" Das zum Mindesten also wäre uns doch völlig neu, daß Frau Wagner sich nun auf einmal „auf seine tüchtige und bewährte Gesinnung verlassen" können will, ja von „Verpflichtung" ihrerseits gegenüber diesem Vereine und seinen leitenden Männern sogar spricht! Wer sich eben, wie jener Verein dazumal, seine natürliche Autorität widerspruchslos-lammfromm in solcher Weise untergraben ließ, der hat heute keine mehr bei diesen Kämpfen in die Wagschale zu werfen — mag er gleich in rührender Selbstvergessenheit mit Petitionen an Reichskanzler und Bundesrat wacker voranschreiten wollen. Nein, nein — eine solch' überlebte Sache läßt sich dann nicht auf einmal wieder galvanisieren; eine so abgestandene und verbrauchte, skandalös rückläufige Organisation wie jener „Allgemeine Deutsche Wagner-Verein", er gehe nur ruhig vollends den wohlverdienten Weg alles Fleisches, seiner definitiven, unaufhaltsamen Auflösung möglichst rasch entgegen! Neue Aufgaben erfordern neue Bildungen. Angesichts einer so „brennenden" Frage wie der Bayreuther „Parsifal"-Angelegenheit erlaube ich mir vielmehr jetzt einen früheren Vorschlag (vergl. „Allgemeine Musik-Zeitung" 1898, Nr. 35) auszugraben und einer weiteren Öffentlichkeit nunmehr erst recht nachdrücklich wieder zu unterbreiten: „Wagner-Gesellschaft — nicht Wagner-Vereine!" Dem derzeitigen konkreten Bedürfnisse entsprechend, müßte diese, nach dem Vorbild der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaften wie der Schiller-Stiftung in's Leben zu rufende, völlig neue Organisation allerdings die „gesetzliche Erhaltung des Parsifal ausschließlich für Bayreuth" zunächst einmal zum Hauptpunkte ihres großen Arbeitsprogrammes erheben, praktisch mit Energie und aller Sachkunde nach dieser Seite hin vorgehen und jene Bestrebungen wenigstens das erste Jahrzehnt hindurch zum bevorzugten Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit machen. Volle 12 Jahre hat es ja — nach dem neuen Gesetze — damit immer noch Zeit, gottlob! In dieser Frist kann viel geschehen; und bis dahin, mein' ich, sollte eine neue große „Wagner-Gesellschaft" das vorgesteckte Ziel doch auch erreichen können. Wer ist mit mir derselben Meinung?

Persönliches

von Max Bewer.

(Dresden.)

Man nimmt mich häufig in's Gebet,
Nicht Politik zu treiben,
Weil man kein richtiger Poet
Im Streit der Zeit kann bleiben.

Nun weiß wohl jeder Dichter gut,
Daß man nicht stets kann dichten,
Drum such' ich, wenn er müßig ruht,
Noch andres zu verrichten.

Man kann in meinem Wappen quer
Zwei Bauerngabeln schauen,
Die nehme ich als Waffe her,
Voll Unmut dreinzuhauen.

Ein Dichter kann dem großen All,
Doch seiner Zeit auch leben,
So gut wie über'm Erdenball
Die blauen Himmel schweben.

Und wird der Kampf um unser Recht
Mir gar zu heiß und bitter,
Greif' Abends wie ein Bauernknecht
Ich wieder nach der Zither.

Und suche unter'm Sternenlicht
Mein Herz in Gott zu stillen,
Um Morgens wieder meine Pflicht
An Deutschland zu erfüllen!

* * *

Die anregungsreiche Sitte, der Bedeutung des Familienwappens nachzusinnen, ist mit anderen guten Gewohnheiten des deutschen Bürgertums unter dem Einfluß der französischen Revolution fast verschwunden. Man spricht heute so viel von nationaler Kunst und Heimatskunst und verweist die Künstler mit ihren Plänen und Ideen auf die nationale **Erbe**, aber der **Humus** dieser Erde ist die Familie. Die demokratisierenden Einflüsse der französischen Revolution haben ihn fast, der nivellierende Sozialismus droht ihn ganz zu zerstören, indem er im Familien- und Privatrecht die Wurzel aller Staatsübel erblickt. Viele deutsche Familien wissen nicht mehr, daß auch sie einst ein gewiß sinnvoll auf bestimmte

Eigenarten deutendes Familienwappen besaßen, wie in der geplanten Ehelosigkeit des sozialistischen Zukunftsstaats die Eltern nicht einmal ihre Kinder und diese nicht ihre Eltern kennen werden. Die internationale Sozialdemokratie ist also auch die latente Todfeindin jeder nationalen Kunstregung, was sich manche mit dem Sozialismus liebäugelnde Dichter und Schriftsteller überlegen mögen. In der Familie Bewer, die vor 200 Jahren geadelt wurde, den Adel auch durch drei Generationen trug, bis ihn zur Zeit der französischen Revolution mein Urgroßvater, der 1822 als niederrheinischer Gerichtspräsident verstorbene Johann Wilhelm Bewer, wieder ablegte, oder nach der französischen Okkupation des Niederrheins ablegen mußte, hat sich das alte Familienwappen erhalten. Es deutet auf bäuerlichen Ursprung, wie denn der Name Bewer noch zu meines Vaters Jugendzeiten nicht Bever, sondern Beuer gesprochen wurde nach Analogie von Brouwer, Brewer und anderen niederrheinischen Familiennamen, in denen das w nur ein Schriftzeichen für u war und teilweise noch ist. Jetzt wird der Name Bewer überall gesprochen wie er geschrieben wird, auch von allen Nachkommen selbst. Das Wappen selbst enthält, wie der obige Geleitspruch andeutet, zwei Bauerngabeln, anscheinend Heugabeln, die sich überkreuzen, und unter ihnen drei in Rosettenform gebrachte Kleehaufen. Aus diesen griff ich das dreiblättrige Kleeblatt heraus, das nun schon seit elf Jahren, seit den „Gedanken über Bismarck", als Titelvignette auf meinen Schriften steht, während die beiden Gabeln in den Einleitungsversen zu den anonym erschienenen „Xenien von Einem" für mich das Wort ergreifen sollen:

„Einer nur bin ich, doch trag' ich im Wappen zwei bäurische Gabeln,
Und so mach' ich mich frisch an das verdoppelte Werk;
Denn seitdem der Herrschaft der Musen entwuchsen die Deutschen,
Will die verwandelte Zeit auch ein politisches Wort!"

Wie das dreiblättrige Kleeblatt andeuten soll, ist meine schriftstellerische Thätigkeit geteilt: in gedankliche, poetische und politische Schriften, entsprechend der Anforderung an alle Menschen, sich in den drei Grundkräften zu üben, die uns von Gott gegeben sind, im Denken, Empfinden und im Wollen. Der Schriftsteller soll vor allen Dingen Mensch sein, und der Mensch ist eben ein dreifaches Grundwesen: das „Denken" drängt zu einer Weltanschauung, die ich in dem Buch „Gedanken" zu geben suchte; das Empfinden zur Poesie, die ich in den „Liedern aus der kleinsten Hütte", den „Gedichten", den „Dresdner Elegien" zu pflegen suchte; der Wille endlich zur Politik, die ich in vielen Bismarckschriften,

„Bismarck und der Kaiser", „Der Papst in Friedrichsruh", „Der Kaiser und die Pastoren" und vielen anderen Schriften zu verfolgen suchte.

In den „Xenien" und der Streitschrift „Ein Goethepreis", sowie in „Rembrandt und Bismarck", stoßen diese drei Grundthätigkeiten in einer Schrift zusammen. Daß man mir schon aus der Zweiteiligkeit meines Schriftstellertums, der politischen und poetischen, einen Vorwurf machen und mich in keinem Lager als zunftgerecht — weder für die Politik noch die Poesie — gelten lassen wollte, ist mir um so unverständlicher, als ich aus den innersten menschlichen Gründen sogar eine dreifache Bethätigung des „Schriftstellers" für das Richtige und das Natürliche halte, in einer einseitigen Beschränkung auf ein geistiges Gebiet zwar einen fürweislichen Rat von Schrift-Zünftlern, nicht aber einen kräftigen Beweis freigeübter Menschenkräfte erblicken kann.

Die Thatsache, daß sowohl Fürst Bismarck in verschiedenen Zuschriften sein Interesse an politischen Schriften von mir kundgab — so schrieb er noch als 80jähriger, daß er die Schrift „Der Papst in Friedrichsruh" augenblicklich mit Interesse lese, die in einem Dialog zwischen ihm und Leo XIII. die Möglichkeit der Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Deutschland erörtert —, als auch, daß unter etwa 300 deutschen und österreichischen Dichtern der Preis für das beste Gedicht auf Goethe an den Verfasser derselben Schrift fallen konnte, sollte der von mir verfochtenen Auffassung des Schriftstellertums doch wohl Recht geben.

Es war mir lieb, daß ich auf die freundliche Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschift hin, etwas „Persönliches" für diese Nummer zu schreiben, von Grund aus dem alten und häufig auch mir gegenüber aufrecht erhaltenen Vorurteil, daß man nicht „Journalist" und Poet zugleich sein könne, entgegentreten konnte. Möchte sich mancher mit der Feder sein Wesen durchsetzender Schriftsteller durch diese Zeilen von jedem ihm auferlegten Zwang befreit fühlen, alles das zu sagen und zu schreiben, was ihm gut, schön und richtig dünkt zum Wohle des auf vielen Gebieten noch vorwärts zu bringenden Vaterlands, gleichviel, in welches Schubfach ihn die Litteratur-Zünftler einklassifizieren werden, und ob die Dichter von ihm sagen, daß er „nur ein politischer Journalist", und die Politiker, daß er „nur ein verträumter Poet" sei! In trinitate robur!

Zu diesem gewünschten „Persönlichkeitsbeitrag" noch die Notiz, daß ich am 19. Januar 1861 als Sohn eines Künstlers, des Historienmalers Professors Clemens Bewer, in Düsseldorf geboren bin.



Max Bewer als Kunstphilosoph.

In diesem Hefte der „Gesellschaft“ machen wir die geneigten Leser mit der äußeren und inneren Persönlichkeit eines der merkwürdigsten zeitgenössischen deutschen Schriftsteller bekannt. Merkwürdig schon insofern, als er Geist, Stil und rücksichtslose Ehrlichkeit für so notwendige Erforderniſſe des Schriftstellers zu halten scheint, wie es Körperkräfte beim Lastträger, gute Ohren beim Klavierstimmer sind. Mit dieser veralteten Auffassung des schriftstellerischen Berufes hätte Max Bewer immerhin ein ziemliches Publikum in deutschen Landen finden können, wenn es den Zeitungen als gewerbsmäßigen Litteraturkupplern beliebte, ihr Gewerbe auf die Bücher Herrn Bewers auszudehnen. Wie wir hören, haben von fünfzig Blättern, denen sein letztes Buch, die Xenien, Sprüche und Gedanken (Verlag von Glöß in Dresden, Preis 1,50 M.), zugesandt worden ist, zwei über das Buch berichtet. Daß Bewer dem Christentum anhängt, über welches die in den großen liberalen Blättern tonangebenden Litteraten ja längst hinaus sind, daß er ein leidenschaftlicher, übrigens nicht blinder, Verehrer Bismarcks ist, das hätte man ihm am Ende, wie Anderen, verziehen; sollte vielleicht der Umstand, daß er . . ., doch nein, so etwas soll man nicht drucken lassen, geschweige denn denken.

Wir führen unseren Lesern Max Bewer von einer wenig bekannten Seite vor; der Unbefangene erhält von seinen „Xenien“ den Eindruck, daß sein Denken gipfelt in einer Kunstphilosophie, von der wir einige Proben nachstehend mitteilen. Es ist eine Kunstphilosophie nicht im gewöhnlichen Sinne; nicht eine Philosophie der Kunst, welche neben die Philosophie des Rechts, der Natur, der Religion als ein Fach hinzutritt, über das gleichfalls Vorlesungen gehalten werden können, je nach Lehrauftrag sogar gehalten werden müssen; sondern für Bewer ist die Kunst der Punkt, an welchem sich dem Menschengeist die tiefsten Einblicke in alle Gebiete eröffnen. Das Wachsen der Pflanze geschieht nach denselben Gesetzen, nach denen das Kunstwerk im Künstler wächst; die Ziele Gottes sind dieselben, denen der echte Künstler in seinem Liebesdrange, ohne sie selber zu sehen, zustrebt. Wer daher in das Schaffen des Künstlers sich versenkt, der belauscht die Gottheit selbst in ihrer Werkstatt. Aber nicht unthätig lauschen sollen wir, sondern fördern mit dem Einsatz unseres Lebens jene Keime des Göttlichen, wo wir sie finden; rein und frei das Auge machen, damit wir sie richtig finden können; stark und ausdauernd den Arm, daß wir sie gegen das wüste Heer der Materialisten schützen können, die, den Fleischtöpfen Ägyptens zustrebend, über jene Keime hinwegrasen. Das Schöne erkennen, und dafür eintreten, das ist Bewers Philosophie. c.

* * *

Gedanken und Sprüche.

Die meisten Menschen sind nur so oben hin, wie Schiller in den Räubern sagt, so zwischen Rindfleisch und Meerrettig gemacht; und so laufen sie denn geistlos und seelenlos unter dem Namen Mensch wie das liebe Vieh herum; nur besorgt um ihr leibliches Interesse, ohne Sinn

und Empfindung für den allgemeinen Zusammenhang der Dinge, daher ohne Liebe für den Nächsten, ohne Betrachtung der Natur, ohne Drang zur Kunst, ohne Sinn für Gott; persönlich sind sie kümmerliche Schlinge, philosophisch: Materialisten und Atheisten, sozial: rücksichtslose Flegel und nur zu oft kleine oder große Verbrecher. Während sich Menschen dieser Art ganz auf ihr eigenes Wohl und Wehe konzentrieren, erweitern starke Lebensgeister ihr Zentrum bis zur Universalität, wie Goethe, der noch in Pflanzen seine „Geschwister“ fühlte, wie Schiller, der Seelen selbst noch in die Felsensteine hauchen wollte! Woher nun dieser enorme Unterschied zwischen Menschen eines Volkes und einer Zeit? Man kann nur wiederholen, daß in jenen weniger und in diesen mehr Geist bei der Zeugung entbunden und mitschöpferisch gewesen ist. Durch nichts aber wird das Stoffliche in uns stärker und seelischer erregt, als durch die Liebe, die stärkste Treiberin aller Kräfte.

Man kann also sagen, daß große Geister nur dort erscheinen, wo die Liebe über die Bedürfnisse der körperlichen Schöpfung hinaus ein Übergewicht an seelisch formender Kraft gewann. Dies Übergewicht kann zunächst klein sein, aber durch fortgesetzt glückliche und seelenvolle Ehen von Generation zu Generation in einzelnen Wesen wachsen, bis plötzlich aus ihnen das Genie geboren wird. Volkesstimme ist hier wirklich Gottesstimme. Für wahre Liebesheiraten erhoben sich immer aus der Tiefe des Volkes die edelsten Sympathien, vom Aschenbrödel bis zur Luise Millerin, von Agnes Bernauer zu Schön-Düveke, treu hinein bis in unsere Tage, wo immer sich ein Adelskreis zu kalt oder zu stolz gegen ein edles Gebilde der Natur verschließt. Umgekehrt hat dasselbe Volk gegen einen herzlos berechneten Bund zwischen dem Reichtum des Alters und der Schönheit der Jugend, oder gegen die Heirat zwischen Offizieren und Jüdinnen, die, wenn sie arm wären, von ihnen nicht berührt würden, stets einen natürlichen Abscheu gehabt. Und solche Ehen bleiben gewöhnlich auch kinderlos oder die Kinder seelenlos.

Goethe's Mutter war eine „liebe Frau“; und Bismarcks Mutter war „eine bürgerliche“; auch Schillers Mutter rühmte man ein tiefes und reiches Empfinden nach, und Bismarcks Mutter wiederum hatte „Geist“. Aus nichts wird nichts; das Genie erscheint plötzlich und scheint dann unfaßlich; aber die Liebe ist es, die alles Große, oft lange von Geschlecht zu Geschlecht, in der Stille vorbereitet und endlich an's Licht giebt.

Hier spürt man leise, wie der Geist der Welt sich mühsam gestaltend durch die Geschlechter hindurchringt, um sich trotz seiner Abgabe an den stofflichen Teil des Menschen möglichst klar und kräftig in seinem universalen Gotteswesen darzustellen.

✿

Ehret den Künstler!

Alles schuf der Herr auf Erden,
Was noch nicht ist, schafft die Kunst;
Darum soll erwiesen werden
Jedem Künstler Himmelsgunst!

✿

Zweig, Ast oder Baum.

Wem ein Gott die Stirne zum Dichter geweiht hat,
Ach, den schicken sie gern in die Schule,
Daß er es mache, wie es die Andern gemacht:
„Fühle, wie Goethe gefühlt,
Forme, wie Schiller geformt,
Glaube, was Milton geglaubt,
Beuge vor Shakespeare dein Haupt!"

Was wohl Homer von Schiller,
Shakespeare von Goethe gelernt?
Treibst du nur das, was Andere trieben,
Bist im fremden Geäst
Immer ein Ast du,
Oder am Zweige der Kunst
Immer nur selber ein Zweig.

Aber, wenn einsam und tief
Die Seele in Gott du gesenkt hast,
Hoch zum Himmel empor
Treibst du als eigener Baum!

✿

Ein kleines Gedicht hat oft ein großes Reich überdauert.

✿

Es giebt goldhaltige Steine und gotthaltige Menschen.

✿

Es giebt Sterne, deren Strahl Jahre braucht, um auf unsere Erde zu gelangen, so giebt es Geister, deren Gedanken Jahre brauchen, um in das Herz ihres Volkes zu dringen; man muß sich nichts daraus machen, ob man von den Lebenden gekannt, erkannt und verstanden wird; die Sterne strahlen ruhig in's Unendliche hinein; wen's trifft, der sei gesegnet!

✿

Das Grübeln über Kunst und Kunstgesetze ist für einen Künstler dasselbe, wie für ein blühendes Mädchen das Nachdenken über sein Skelett. Solche Grübeleien sind auf die Dauer stets ungesund. Trotzdem giebt

es ästhetische Professoren und Herausgeber ästhetischer Blätter, die meinen, ohne sie könne der Kunstgeist und der Zeitgeist nicht aufblühen. Sie stehen am Schoß der Zeit und der Kunst wie „kluge Frauen" vor einer Jungfer; der Schoß des Volkes ist stets jungfräulich; er zeugt heimliches Leben, das auch die klügste Hebamme nicht voraussagen kann; wer hätte Schiller, Beethoven, Wagner, Bismarck vorausberechnen mögen? Große Geister sind plötzlich da und meist ganz anders und ganz wo anders, als die Zeit- und Kunstgeistler sie erwarteten oder gar kategorisch verlangten. Der Schoß des Volkes braucht Stille und Scham, um zu gebären; alles Herumtasten an ihm ist vom Übel; aber das Werdende stören und das Gewordene kritisieren, oder ganz verleugnen, das ist das Element dieser ästhetischen Klugschnacker; sie dünken sich Hebammen der Zeit und der Kunst und sind doch nur ihre Engelmacherinnen.

✿

Ein Mensch, der nie ein Pferd anders gesehen hat, als wie es ruhig weidet, oder nützlich hinter einem Pflug hergeht, oder einen Karren zieht, wird, wenn er einen Hengst plötzlich im Karrière dahinrasen sieht, sagen: „Dat Peerd is verrückt". So geht es den Philistern, die nie einen Menschen anders gesehen haben, als wie er ruhig sein Brot ißt, nützlich seinem Beruf nachgeht, oder den Kinderwagen seiner Familie weiterschiebt, wenn sie plötzlich ein Genie daherbrausen sehen, das von der bürgerlichen Fläche verträglichen Erwerbs nur spritzenden Kies und — Schulden unter seinen Hufen aufsprüht, leuchtenden Auges und zitternd in jeder Fiber immer nur vorwärts stürmt, um seinen Reiter, die Menschheit, ein Stück weiter zu tragen in die Welt göttlicher Ideen, bis er unter dem Stöhnen der Erlösung zusammenbricht.

✿

Bürger, Schiller, Hölderlin, Kleist, Grabbe, Mozart, Wagner, Beethoven — alle hat man darben lassen; erst, wenn sie ein biographisches Gewerbe aus ihnen machen können, beginnt für gewisse Leute die triefendste Verehrung für einen Helden; sie laufen sich die Hacken ab, um Gelder für ein Denkmal für „ihren" Helden zu sammeln, und wenn sie glücklich als Vorsitzende in einem solchen Denkmalskomitée sitzen, kommen sie sich mindestens so erhaben über ihrem „geliebten Gegenstand" vor, wie ein Fürst, der einen armen Dichter krönt. Sie nennen das eine „Ehrenschuld" abtragen; wenn man sie aber anhalten wollte, einem lebenden Helden die Lebensschulden zu bezahlen, so würden sie diesem klar machen, daß es eine Ehre sei, wenn er dies selbst thue.

✿

Stil Gottes.

Sie reden so viel von Form und Stil,
Ich kann es nicht alles lernen;
Ich richte mich in meinem Gefühl
Nach den Blumen oder den Sternen.

Denn was sich wirklich formen will,
Das wird schon etwas werden,
So wenigstens weben die Dinge still
Am Himmel und auf Erden.

Und was als Blume nicht duften will,
Das mag als Sternlein flimmern,
Ob's gotisch oder romanisch ist,
Das soll mich dabei nicht kümmern.

✿

Christliche Kunst.

Was der Kirche nicht paßt, das nennen sie thöricht Profankunst,
Aber es bleibt doch die Kunst immer ein göttliches Kind;
Wenn sie in Reinheit nur spiegelt die Schöpfung des himmlischen Vaters,
Webt im vollendeten Werk auch seines Sohnes Gemüt!

✿

In Ruhe bewegt.

Feurig durch des Himmels Breiten
Rast der Erdball,
Unter uns doch steht er still;
Feurig schlägt mein Herz, zu singen und zu streiten,
Über ihm mein Haupt ist still.
Und so weih' ich mich den dunklen Fernen
Und bin doch voll Ruh';
Wie der Schöpfer seinen Sternen,
Schau' ich meinem Treiben zu!

✿

Alles Irdische ist nur Formwerdung; und alles Künstlerische obenan; der Endzweck der Welt scheint also ein ästhetischer zu sein; der Künstler, der das Schöne schafft, geht dem bildenden Sinn der Natur voraus. Aber man folgt ihm nicht und ehrt ihn nicht genug. Man hat Schiller früh sterben lassen, dessen kranke Brust unter einem Aufenthalt in Italien aufgelebt wäre, gewiß noch für die fünf Jahre, die er sich selbst noch zur Vollendung der in ihm schlummernden Werke zu leben wünschte; man hat den zarten Hölderlin in Drangsal sitzen, Bürger und Grabbe verkommen, Kleist sich erschießen, Lessing, Mozart und Beethoven bis an ihr

Ende in würdelosen Sorgen verbringen lassen. Man versündigte sich an diesen Genien der Liebe aus Mangel an Liebe. Man sagt so gerne, der Lebende hat Recht, aber hier hatten die Überlebenden bitteres Unrecht. Wer sich für ein paar Groschen ein Buch kauft, glaubt es damit bezahlt, obschon er ihm Erquickung und Erhebung vielleicht für sein ganzes Leben verdankt; aber wie es dem Autor geht, darnach fragt er nicht. In England sandte einmal ein Leser, der ein Buch für zwei Schillinge gekauft hatte, das ihm lieb und nützlich wurde, unaufgefordert und ohne seinen Namen zu nennen, an den Autor zwanzig Pfund, nicht etwa als „Ehrengabe", sondern als den Preis, der ihm das Buch wert sei. In England mag das einmal vorgekommen sein, in Deutschland gewiß niemals. Und doch ist diese Art, das Künstlerelend zu beseitigen, so edel und einfach wie möglich! Man schwärmt für alles Schöne, aber man wünscht es möglichst kostenlos. Für einen schönen Sonnenuntergang giebt kein Mensch etwas, aber für ein Stück Gold schlagen sie sich tot. So ist es mit den Dichtern und den Börsenjuben; den einen steckt man zum Spekulieren sein Vermögen zu, und die andern werden als überflüssig so eben noch hingenommen, und doch sind es die Künstler, die uns erleuchtend und veredelnd auf den dunklen Wegen der Natur voranschreiten.



Die Schlange mit dem Edelstein.

Märchen von Paul Nikolaus Coßmann.

(München.)

Die Johannisnacht, ja die hat etwas zu bedeuten! Am Johannistag erreicht die Sonne ihren höchsten Stand und entzündet, was gut ist im Herzen, zu neuem Glanze; und in der Nacht zuvor, da ist es einem so eigen wie in keiner andern Nacht des Sommers. Die Tiere fühlen, dass etwas Besonderes vorgeht und versammeln sich in der Johannisnacht um ihren König. Einst war der Löwe König, aber jetzt giebt es ja keine Löwen mehr bei uns; d'rum waren die Tiere lange ohne König. Da hörte man eines Tages da und dort erzählen, es sei im Walde eine Schlange, die habe einen Edelstein im Kopfe. Viele sagten, das sei unmöglich; denn bis jetzt habe nie eine Schlange einen Edelstein im Kopfe gehabt. Aber das Gerücht wurde

lauter und lauter, und endlich war nicht mehr daran zu zweifeln: die Schlange hatte einen weithin leuchtenden Edelstein im Kopfe; und nun stand es auch fest, sie musste König sein. Woher die Schlange den Edelstein hatte, weiss niemand. Vielleicht ist es ein Stückchen von der Sonne, welches Gott zur Erde gesandt hat, damit die armen Tiere in der Nacht eine Leuchte haben.

Seitdem versammelten sie sich alljährlich in der Johannisnacht unter einem Baume, am Lieblingsplatz der Schlange. Für die Zugvögel war's ein Vergnügen; sie lieben, mit vielen beisammen zu sein. Die Eidechsenfräulein kamen, weil sie ihre neue Haut zeigen wollten: sie fanden, das Edelsteinlicht stehe ihnen so gut. Andre wieder kamen in der Hoffnung, irgend einen guten Bissen zu erwischen. Und die Schlimmsten waren die, welche kamen, um nachher denen vom Lichte der Schlange zu erzählen, welche in der Johannisnacht nicht dabei sein konnten; denn sie dachten die ganze Zeit nur darüber nach, was sie nachher erzählen könnten. Und da von dem reinen Licht nicht viel zu erzählen ist, erzählten sie von den anderen Tieren, die da waren, oder berichteten: der Edelstein habe etliche grosse Trübungen, man müsse ihn ausnehmen und in die Fabrik zur Reparatur schicken; oder auch: der Stein sei zwar tadellos, aber er müsse geschliffen werden, dann erst werde er richtig leuchten. Für Andre jedoch war's vollkommener Ernst; sie dachten das ganze Jahr an die eine Nacht, und das Bild der Schlange mit dem Edelstein ruhte in ihrem tiefsten Herzen.

Aber die Schlange war sterblich; nachdem sie viele Jahre denen geleuchtet, die ihr Licht suchten, fühlte sie den Tod herannahen; lange besann sie sich: „Wer wird den Stein am heiligsten halten?" . . . Und endlich erkannte sie's: „Wer mich am meisten liebt". Eines Nachts glitt sie sachte durch das Gebüsch, da erblickte sie eine junge Schlange; sie lag in tiefem Schlaf und träumte. Die alte Schlange hielt an, um den Schläfer nicht zu stören: da hörte sie diesen im Traume ihren Namen nennen; nie hatte er die Schlange mit dem Edelstein gesehen, und in dem Aussprechen des Namens drückte sich die tiefste Sehnsucht aus. Jetzt wusste der König, dass er den rechten Nachfolger gefunden, und küsste den Schläfer auf die Stirne, die im selben Momente vom Glanze des Edelsteins von innen heraus zu leuchten begann. Die alte Schlange begab sich nach Hause und starb.

Die um sie waren, bestatteten nicht den Leib, sondern auf's Künstlichste suchten sie ihn zu erhalten. Sie stopften ihn aus, balsamierten ihn ein, und als die Johannisnacht nahte, verbreiteten sie die Kunde, die Schlange, wenn auch tot, leuchte so schön wie ehedem; die Tiere sollten sich um ihren König versammeln. Und wahrlich: es war eine schöne Leiche; die Farben des herrlichen Tieres waren so glanzvoll wie vormals; nur Eines fehlte — das Licht. Der Regenwurm, der keine Augen hat, sagte: „Ach ja, die Schlange leuchtet so herrlich wie je, ich sehe es genau." Viele sprachen es ihm nach; einige kluge Tiere jedoch merkten wohl, dass die Sache nicht in Ordnung war, und nahmen sich vor, das nächste Jahr in der Johannisnacht auszubleiben; denn sie dachten: „Dunkel hab' ich's zu Hause auch."

Fern im Walde, an einsamer Stelle, da leuchtete und glänzte ein Licht durch die Nacht: die Schlange mit dem Edelstein. Sie gedachte in dieser Nacht ihres Vorgängers im Licht und gelobte ihm, sein kostbares Vermächtnis heilig zu halten. Dieses, der Edelstein, durchleuchtete die Nacht — aber niemand sah ihn.



Die Erhaltung der Art.

Ein gar belehrsam Märlein von Erwin Rosenberger.

(Wien.)

Reich war die Insel Atlantis an liederfrohen Singvögeln. Doch kein Singvogel sang schöner als Baldiibir, der Dichter. Auf Atlantis war es Sitte, auch die lebenden Dichter zu ehren, man zeichnete die großen Männer, auch wenn sie nicht tot waren, durch Errichtung von Denkmälern und mancherlei Anerkennung aus, und so stand denn auch Baldiibir bei jedermann hoch in Ansehen. Zumal der König von Atlantis war dem Dichter sehr gewogen, wiewohl dieser niemals ein unterthänigst Lied zum Preise des Herrschers verfertigt und auch kein unendlich langes Epos hergestellt hatte, worin der untrügliche Nachweis erbracht wird, daß das Geschlecht des Königs in geradester Linie von den himmlischen Göttern abstamme. „Wer kann mir den edelsten Stoff nennen, so auf Atlantis zu finden ist?" hatte einmal der König bei einem Gastmahl gefragt. Da nannte der Eine kostbares Edelgestein, ein Anderer nannte seltenes Gewürz, ein Dritter nannte den leuchtenden Korallenbaum, der von Seeungeheuern bewacht auf dem Grunde der Meeresbucht sproßt, — schier verächtlich schüttelte der König das Haupt. „Der edelste Stoff", sagte er endlich, „ist ein Quentchen von Baldiibirs Gehirnsubstanz."

Aber der König wußte auch, daß selbst der gottbegnadetste Dichter von Zeit zu Zeit Hunger und Durst empfindet, und der weise König machte dem Dichter ob dieser menschlichen Bedürfnisse keinerlei Vorwürfe, sondern war bestrebt, mit freigebiger Hand jedes Fältchen in des Dichters täglichem Leben zu glätten. Der König hatte dem Dichter auch eine besondere Leibwache an die Seite gegeben. Doch das war wohl eine überflüssige Vorkehrung. Niemandem wäre es in den Sinn gekommen, wider Baldiibir die Hand zu erheben. War ja in die ehernen Gesetzestafeln von Atlantis eine Satzung eingegraben: Wer einen Singvogel mordet, des Blut soll gleichfalls vergossen werden!

Eines Tages ließ der König den Dichter zu sich berufen.

„Du bist unverheiratet, Baldiibir!"

„Jawohl, mein König!"

„Warum führst du kein Weib heim? Du hast doch in tausend Gedichten das Lob der Frauen gesungen."

„Meine Hand könnte, wenn sie mit dem Ehering beschwert wäre, nicht so regsam in die Saiten greifen. Die Dichtkunst ist mir die höchste Bethätigung des Lebens, die Liebesbethätigung scheint mir, mit meiner persönlichen Wertwage abgeschätzt, minderwertiger. Soll ich den höheren Wert dem niedrigeren opfern? Es wäre mir unerträglich, wenn in meine Arbeitsstube der Lärm der Kinderstube hineintönte."

„Es ist mein Wunsch, daß du eine Familie begründest. Die Vorzüge deines Gehirns sollen im Gehirn deiner Nachkommen neu aufleben. Ich kann nicht dulden, daß du deine Fähigkeiten dereinst — mögen dich die Götter noch lange am Leben erhalten! — mit dir in's Grab nimmst. Du sollst deine Geistesgaben auf Kinder deines Leibes vererben, in deinen Nachfahren wird der Funke deiner Begabung weiterglimmen. Er wird mit dir erlöschen, wenn du nicht heiratest; die Göttin der Ehe soll ihn immer vom Neuen anfachen, so daß er zur ewigen Flamme wird."

„Du sprichst als König. Du betrachtest die Dinge unter dem Gesichtswinkel des ‚Gemeinwohls', sowie dich's deine Erzieher gelehrt haben. Dein Blick ist immer nur auf den Vorteil einer Gesamtheit gerichtet, das Los des Einzelnen scheint dir minder wichtig. Dein Auge ist schon den kommenden Generationen zugewendet, du bist der Ansicht, daß du die Gegenwart zu Nutz' und Frommen einer entlegenen Zukunft mit schonungsloser Hand umkneten mußt. — Ich aber bin kein Hirt der Völker. Das Gesamtwohl bereitet mir keine schlaflosen Nächte. Und ich fühle auch nicht in mir den Drang, mich für kommende Geschlechter aufzureiben. Soll ich mir das Heute verbittern, um künftigen Generationen, die ich nicht kenne, das Übermorgen und Überübermorgen angenehmer zu gestalten? Soll ich mir durch Ehestandssorgen mein Dichten und Leben verkümmern, einzig zu dem Zwecke, damit in fernen Jahrhunderten die Menschen durch Dichter, die meinem Leibe entsprossen sind, ergötzt werden? Ich soll mich heute auf Dornen betten — und jedes Ehegemach ist reichlich mit Dornen gespickt —, um jenen zukünftigen Leuten ein Ergötzen zu bereiten? Du willst mich zum Zuchtstier machen: ‚Lebe, um für die Erhaltung deiner Gattung zu sorgen!' — Nein, da weiß ich mir wahrlich einen besseren Lebenszweck!"

„Ich höre den Mann sprechen, der den Satz prägte: Es giebt Worte, die viele Millionen Erztonnen schwer sind, aber schwerer als all' diese Worte ist auf der Wertwage das winzige Wörtchen ‚Ich'. — Ich will mit dir nicht rechten, Baldübir. Stammt ja auch der Satz von dir: Jeder kommt mit einer bestimmten unabänderlichen Wertwage in der Brust zur Welt. Mancher wiegt Stroh gegen Erz, und siehe, Stroh scheint ihm gewichtiger zu sein, denn Erz. Bemühe dich nicht, mit ihm zu rechten! Er wird auf seine Wage weisen und sich höhnisch von dir abwenden. — Wir wollen nicht darüber rechten, Baldübir, ob der Einzelne die Pflicht hat, seine Bequemlichkeit, sein Glück für das Glück einer Gesamtheit hinzugeben, oder ob der selbstherrliche Ich-Mensch unbekümmert um das Gemeinwohl seine ureigensten Sonderwege gehen soll. Ich will auch jetzt nicht mit dir die Frage erörtern, ob das Ehegemach thatsächlich mit einem so beängstigenden Dornen-Dickicht angefüllt ist. Von dir stammt ja das Wort: ‚Ehegemach — Eheungemach!' Ich will weiterhin nicht untersuchen, ob das Ehejoch auf die sogenannte poetische Ader einen so heftigen Druck auszuüben vermag, daß die Poesie in dem erwähnten vornehmen Blutgefäße nicht mehr recht zirkulieren kann. Ich bin ein viel zu begeisterter Verehrer deiner Kunst, als daß ich dein Schaffen auch nur der geringsten Störnis aussetzen wollte. Anderseits bestehe ich aber nach wie vor auf der Forderung: Baldübirs Fähigkeiten sollen auf Kinder und Kindeskinder übertragen werden! — Ich hoffe, daß vielleicht auf irgend eine Art diese Forderung erfüllt werden kann, ohne daß du zu lebenslänglicher Ehe verurteilt wirst." — — —

* * *

Giebt es ein Land, wo der Priester der Dichtkunst inbrünstiger verehrt wird, als auf Atlantis, der meerumbrandeten Insel?

Im lauschigen Lorbeerhaine stand der Tempel, der dem Gotte der Dichtkunst geweiht war. Der König hatte frommen Sinnes das Heiligtum erbaut und die Satzungen des Gottesdienstes festgestellt. Auserlesene Töchter des Landes pilgerten zum Heiligtume und dienten dem Gotte, indem sie dem Priester sich hingaben. Das Mädchen, das vom Lose auserlesen ward, dem Gotte zu dienen, wurde von allem Volke hoch geehrt. Blumen streute man ihm auf den Pfad, weihevolle Gesänge priesen das Glück der Auserkorenen. Mit kindlich gläubigem Frohsinn und reinem Gemüte gieng das Mädchen zum Gottesdienste. Und die Frucht der heiligen Liebe wurde am königlichen Hofe von einem Weisen des Landes sorgsam aufgezogen. Man hütete die Priesterkinder, in deren Gehirn der göttliche Funke brannte, wie unendlich kostbare Schätze. Man sah in ihnen die Träger eines edlen Geisteskeimes, welcher dereinst bei ihnen selbst, oder bei ihren Kindern und Kindeskindern, zu herrlicher Entfaltung kommen mußte.

Als Priester des Gottes aber lebte im Heiligtume Baldiibir, der Dichter. Nur zeitweilig brachte er am Altar die satzungsgemäßen Opfer dar. Am Alltag' diente er seinem Gotte durch melodische Gesänge.

Der königliche Hof, allwo die Priesterkinder auferzogen wurden, lag nicht in der Nähe des Heiligtums, so daß der störende Lärm der Kinderstube nicht zu Baldiibir, dem Dichter, drang.

* * *

Eines schönen Tages saß der greise König in dem edelsteinstrotzenden Thronsessel und kraute sich verlegen das Haupt. Da in dem sonst ziemlich ausgebildeten Sprachschatze von Atlantis die wichtigen Worte „Etiquette" und „Zeremoniell" leider noch nicht Eingang gefunden hatten, so konnte der Herrscher unbesorgt sein königliches Haupt in der erwähnten Weise krauen, ohne irgendwie Anstoß zu erregen. Übrigens war auch in dem Thronsaale nur noch ein einziger Besucher anwesend, ein alter, sehr gelehrter Schulmeister. Und vor Gelehrten, das weiß man, braucht man sich ohnehin nicht sonderlich zu genieren; die verstehen ja selber kaum viel von Etiquette.

„Ja", sagte der Schulmeister — indem er eine Prise Hat-si (das atlantische Wort für Schnupftabak) nahm — „ja, mein König, das steht fest: das Experiment ist mißlungen . . . Vielleicht eine Prise Hat-si gefällig, mein König?"

Der König schob mit bekümmerter Miene eine beträchtliche Menge Hat-si in den der Schnupf-Funktion dienenden Körperteil, wobei er einen Teil des schwarzen Pulvers auf den prächtigen, goldgestickten Purpurmantel verschüttete. „Also, du behauptest", seufzte der König, „daß die Kinder, die durch Vermittlung Baldiibirs das Licht der Welt erblickt haben, keineswegs die hohen geistigen Fähigkeiten ihres Vaters besitzen."

„Ich bin jetzt", sagte der Gelehrte, indem er mit der Hand das schwarze Pulver von des Königs Gewand abstäubte, „seit neunzehn Jahren Leiter der Lehranstalt, in der die heiligen Früchte des Gottesdienstes auferzogen werden. Du weißt, mein König, daß durch die Gnade des Gottes und durch den emsigen Priestereifer Baldiibirs meine Lehranstalt im Laufe der Jahre reich bevölkert worden ist,

so daß ich hinlänglich Gelegenheit hatte, Baldiibirs Sprößlinge zu beobachten. Ich spreche natürlich nur von den Knaben, denn die Mädchen übergeben wir ja nicht dieser Lehranstalt. Und, wie gesagt: die Geistesgaben der Sprößlinge ragen durchaus nicht über das Mittelmaß hinaus. Ja, unter den lebenden Früchten des gottgefälligen Priesterwerkes befinden sich sogar drei regelrechte Idioten. Aber auch in dem Fühlen und Denken der übrigen Zöglinge ist da und dort ein schadhaftes Fleckchen. Wie von Motten angenagt. Ein wahrhafter Geistesheld ist durch Baldiibirs frommes Wirken leider noch nicht geschaffen worden."

Der König seufzte schmerzlich auf.

„Menschen kann man eben nicht züchten wie Rennpferde", fuhr der alte Schulmeister fort; „der Hengst, den du durch eine Priesterbinde dem gläubigen Volke genehm gemacht hast, war gut, doch die Füllen sind größtenteils gewöhnliche Klepper. Du hättest dir übrigens, mein König, das ganze Experiment ersparen können, wir kennen ja schon seit Langem lehrreiche Schulbeispiele für den Satz: Gigantische Väter — zwerghafte Söhne!"

„Es wird also wohl am klügsten sein, wenn ich den Gottesdienst, in dem Baldiibir eine so ergiebige Rolle spielte, wieder abschaffe", sagte der König, indem er entsagungsvoll den Blick zu Boden wandte, „bist du nicht auch dieser Ansicht?"

„Gewiß! Und zwar wirst du schon deshalb den Gottesdienst bald abschaffen müssen, weil — weil — nun weil der Priester seiner heiligen Aufgabe nicht mehr recht nachkommen kann. Ich will Baldiibirs Pflichteifer durchaus nicht in Zweifel ziehen. Er ist sicherlich nach wie vor von dem guten Willen beseelt, sich erfolgreich dem weihevollen Kult zu widmen; aber er ist heute schon ein ältlicher Mann. — Seit vier Jahren ist in meine Lehranstalt kein neuer Schüler mehr aufgenommen worden."

„Wie sich wohl das Volk zur Abschaffung des Gottesdienstes verhalten wird?"

„O, die Töchter des Landes, die ja von Natur aus zur Bigotterie neigen, werden mit der religiösen Reform wohl nicht ganz zufrieden sein, die Söhne des Landes aber werden sich ohne Weiters mit der veränderten Sachlage abfinden. Und schließlich werden die Söhne auf die Töchter gewiß begütigend einzuwirken wissen. Du kannst ruhig das Heiligtum wieder sperren! — Eine Prise gefällig, mein König?"





Deutsche Lyrik.

Es kommen Stunden.

Es kommen Stunden, wo du hin wirst treten,
voll Inbrunst zum Altar, willst knien und beten,
und keine Bitte ringt sich deinem Leide los —
ach, solche Stunden, die sind elendgroß.

Und Stunden kommen, wo du möchtest geben
dein ganzes heißes Lieben hin, dein Leben,
und niemand ist, der dankbar an es nimmt —
und solche Stunden giebt es, gottergrimmt.

Und wieder kommen Stunden, wo, verlassen
von Gott und Menschen du, von Lieben, Hassen,
die Arme breitest aus und rufst den Tod —
und stehst vergessen da in deiner Not!

Und Stunden kommen, schleichend, endlos lang,
und nichts wohl kürzt noch ändert ihren Gang;
die junge Welt hinweg weicht vor dir scheu —
und du bleibst ganz allein mit deiner Reu . . .

Neue Weise auf einen alten Ton.

Ein Friede tief im stillen Thal
und Ruh' in aller Weite.
Ich schreite wie vom Abendmahl
hinein in Gottsgeleite.

Die weiche Luft von Düften voll,
kaum bebt das Blatt am Halme;
mein Herz, so voll und übervoll,
gleicht einem hohen Psalme.

Das Auge trinkt der Gentie Blau,
des Kaarsee's klare Tiefe;
der Firnen Weiß, der Wände Grau —
mir ist, als ob's mich riefe.

Ich träum' allein, was schön und gut,
bin jeder Sünd' entledigt,
und alles Wünschen schweigt und ruht
im Bann der Berge-Predigt . . .

Wien. Eduard Fedor Kastner.

Vermächtnis.

Der Tag ist klirrend kalt und klar,
Der erste Tag im neuen Jahr,
Und wir kommen von Vaters Grabe.
Nun ruhen die Eltern Seit' an Seit',
Heimat versinkt und Knabenzeit, —
Die Pferde laufen im Trabe.

Zwei Hände voll Erde oder drei,
Die Schollen rollen — vorbei, vorbei, —
Im Trabe laufen die Pferde.
Dein gütiges Herz voll adliger Lust,
Von keinem gekannt, von keinem gewußt,
Nun liegt's still unter der Erde.

Der Hufschlag klingt und die Heimat versinkt.
Durch überreifte Scheiben blinkt
Wogende Wintersonne.
Und Friede kommt in die wunde Brust,
Müde spürt sie und unbewußt
Einen Hauch von heimlicher Wonne.

Flutendes Licht weit, weit über's Land,
Das war, von keinem gewußt und gekannt,
Deines adligen Herzens Sinnen . . .
Durch die Frostluft klappert der Hufe Schall,
Und Sonne, Sonne allüberall,
Licht will mich labend umrinnen.

Wie Meereshauch weht's scharf und rein,
Mir ist, als säh' ich im Mittagsschein
Die Brandung fallen und steigen.
Es singt mir in's Ohr wie Wogenschlag, —
Ich grüße dich, leuchtender Lebenstag,
Nun bin ich ganz dein eigen!

Köln a. Rh. Otto Oppermann.

Der laute Tag wird stumm —

Der laute Tag wird stumm.
Unter dem trockenen, schneidenden Sausen
flattert meine Seele zitternd herum.
Die stille Dämmerung schleicht allmählich heran,
weich schmiegt sich an sie meine Seele,
und lauscht und lauscht
und regt sich in ihren Tiefen
und wiegt sich auf ihren Melodien,
bis der neue Tag sie verstummen macht.

Der grüne Mond ergoß sich in der Stille.
Ich saß mit elfenbeinfalten Händen
in mondscheinbleicher Ruhe.
Daneben, sonnenlusttrunkene Augen
und heißes Entzücken
vor einer blendenden Gletscherwelt.
Ich sah hinein.
Ein noch tieferer Friede
durchströmte meine Seele
und meine elfenbeinfalten Hände.

Baugy sur Clarens. Maria Markowitsch.

An eine Lilie.

Eine Lilie nickt von meinem Tisch,
beugt die blätterschweren hohen Stengel
über mein Papier —.
Geh' mit deinen vorgestreckten Zungen!
Nein, doch! Bleib' nur, frecher Bengel —
Du darfst wissen, wen ich angesungen:
bist ja selbst von ihr.

Nacht.

Leis' verhallen ferne Geigenklänge,
und ein Köter bläfft gedämpft dazu.
Milde warnt der Vollmond durch die Scheiben —
sieht, wie wir uns lieben — ich und du.
Ach, er gönnt uns unser junges Treiben
und schickt alles, was uns stört, zur Ruh.

Berlin-Wilmersdorf. Erich Mühsam.

Die Wollust.

Über Ebenen brennend roten Mohnes
Leuchtet ein Tempel aus eitel Rubin.
Ein schillernder Drache beleckt darin
Die durchbohrten Füße des Gottessohnes . . .

Aufzischt er plötzlich und Flammen sprüh'n,
Die Nüstern, die grünen Augen glüh'n:
Ein Karren, von Ziegenböcken gezogen,
Rollt in den Vorhof rosigen Raub.
Gelöste Locken fegen den Staub.
Jungfrauenleiber, wie weiße Wogen,
Verflochten in einen Knäu'l von Fleisch,
Der sich umherwälzt mit Angstgekreisch.
Die Knöchel umschnüren goldene Bänder . . .
Und Fracht auf Fracht der schönen Geschöpfe
Rollt in den feurigen Rachen. Die Köpfe
Hangen über das Karrengeländer.

Donauwörth. Rudolf Knussert.

Die Verführung.

Wie sich um deinen ambrafarb'nen Leib
Die schwarze Schlange deines Haares ringelt
Und lechzend nach mir züngelt —
Bist du das Weib — — —?

Wie deine schweren Brüste niederhangen —
Das Mal von wilden Küssen blüht darauf.
Wie thut dein Schoß sich purpurn auf!
Trägst du nach mir Verlangen?

Ich bin noch jung, weiß nicht, was Liebe ist.
Es schlägt sich in mich ein wie Geierkrallen.
Und in mir fühl' ich's stoßend wallen.
Sag', was das ist!

Sieh mich nicht an — ich bin ja noch so jung!
Wie sich mein Leib in deinen Blicken badet!
Dein Mund ist weich — geh fort! — er ladet
Mich ein zum Trunk.

Dein Lüsten reißt an mir. Ich will nicht! Nein!
Und doch — ich fühl's: mein Leib bebt dir entgegen
Und will sich fiebernd in den deinen legen.
Erbarm' dich mein!

Ich bin so jung! Was soll ich deiner Gier?
In deinen Augen glüht es von Gelüsten,
Und blühend schwellt's auf deinen weichen Brüsten.
Was willst du denn von mir? — —

Du greifst nach mir — — laß mich! — mich packt dein Arm
Und hebt mich hoch . . . Wo bin ich? . . . Wie im Glanze
Thut sich ein Himmel auf im Strahlenkranze . . .
Du bist so weich und warm — — —

Und wie in einem Meer versinkt der Leib,
Und Wonnen schlagen über ihm zusammen,
Und ihn umlodern höllenheiße Flammen . . .
Du bist das Weib — —!

Das Ende vom Lied.

Das Leben hat von allen seinen Freuden
Die allerkleinste nicht mir zugedacht;
Es hat von seinen Schmerzen, seinen Leiden,
Die allergrößten mir in's Haus gebracht.

Sie setzten sich zu Häupten und zu Füßen
Zu mir an's Bett, in dem ich schlaflos litt.
„Wir sollen von der Einsamkeit dich grüßen",
So sprachen sie. „Sie kam nicht mit uns mit.

Sie bricht erst einen Dornenzweig vom Leben
Als Kranz für dein gequältes junges Haupt
Und will ihn dir in dunkler Stunde geben,
Wenn deinen Glauben dir die Welt geraubt.

Und wenn du alles, alles hast verloren,
Verflucht die Frau, die betend dich geboren,
Wenn scheu das Glück an dir vorübergeht,
Vor deinen Fenstern die Verzweiflung steht —

Dann kommt die Einsamkeit mit weichen Tritten:
Sie liebt die Menschen, die verlassen litten,
Und tröstend nimmt sie deine jungen Hände
Und singt dein Lied zu Ende — —"

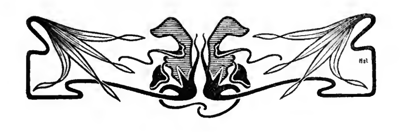
Schöneberg-Berlin. Andreas Ugenta.

Ober Schöppenstädt.

Heute Nacht konnte ich plötzlich fliegen.
Ich hatte schöne, große Flügel
aus blauem
Seidenpapier.
Aber ich hatte noch die alte Arbeitsschürze um,
und mein verschwitztes, schmutziges Gesicht
war noch ungewaschen.
Gerade
als ich über den Kirchturm flog
und mit der Hand dem alten Knaufgesicht oben
auf die Messingwangen patschte,
da
stand unten auf dem Hauptplatz ganz Schöppenstädt
und starrte mir nach.
Maulaffen!
Und jetzt hatte ich einen glühenden Wunsch,
einen biblischen
Wunsch:
Wenn ich die Schwalbe des Tobias wäre.

Brünn. Karl Strobl.





Jung-Elsass —

(Eine „Revolution der Litteratur".)

Von Paul Savreux.

(Straßburg.)

Und nun muß mit dem Alten gebrochen werden — mit Allem, was uns im Wege steht, dem Neuen, Starken, Großzügigen. Das klingt selbstbewußt und stolz, aber dieser Ton ist der jeder frischen Jugend, die hinauf will — über die Väter, und nur Jugend kann brechen. Darum rede ich diese Sprache.

Wie aber wurde die Jugend von gestern alt? Ich meine: alt im Wollen und Fühlen, schwach und charakterlos? Das kam so:

Als die Elsässer französisch wurden, verloren sie ihr Deutschtum nicht. Hätten sie es verloren, wäre es vielleicht besser gewesen, denn sie wären nicht geworden, was sie heute noch sind, besonders seit 1870 sind. Die einen haben es Franzosentum genannt — das ist von vornherein falsch. Die anderen Protestlertum und Nur-Elsässertum — die sahen besser, aber auch falsch. Wenn man unbedingt „-tümer" braucht, um zu charakterisieren, so könnte man mit einem „Nichtstum" das Richtige treffen. Nihilisten sind unsere „Alten", aber das bedeutet hier ein Manko an allem Großen und Starken, ein Übersprudeln des Gegenteils — in der Satire. Die Satire ist fast immer unfruchtbar, wenn sie die einzige Erscheinung eines geistigen Lebens bleibt. Und diese kleinliche Schadenfreude, dieses Grinsen des Unvermögens ist das Charakteristikon des Städters, das Charakteristikon seines Unterhaltens am Biertisch und im Theater. Ein schreckliches Philisterium mit Allüren des überlegenen Skeptizismus; anstatt freien Schaffens im Lichte allgemeinen Wohlwollens, elendes Cliquenwesen und protzenhaftes, möglichst exklusives Mäzenentum. Das gilt für die, die sich um unsere „schöne Litteratur" näher kümmern,

oder besser: für die, die jetzt Oberwasser haben, denn sicher sind Viele da, die tiefer sehen und ehrlicher denken; aber sie sind zumeist keine überzeugungsstarken Charaktere und schweigen aus lauter Bequemlichkeit. Und unser „Publikum“: — wenn Greber seine naturalistische „Lucie“ aufführen läßt, ein trauriges, dumpfes Stück Kleineleutleben voll Elend und Verkommenheit, lachen sie hellauf. Denn lachen wollen sie um jeden Preis, den ganzen Tag, und wenn sie gar in's Theater gehen — wer wird ihnen da das Lachen nicht gönnen wollen! Und sie haben auch Recht: warum sollten sie diese naturalistischen Schauergeschichten anstaunen oder sich rühren lassen! Sie glauben ja doch nicht daran, und lustig ist schließlich so eine Verführungsgeschichte doch, — ich meine vom vierten Rang herab betrachtet. Das soll nun unsere „Heimatskunst“ sein! Elsässisch daran ist nur die „Sprache“, der Dialekt.

Neulich hat man nun in jenem Lager, das sich Jung-Elsaß nennt, versucht, wirkliche, echte Volksstücke zu schaffen. Aber Kunstwerke „macht“ man nicht, erst recht keine „Volksstücke“ mit vollgiltigem künstlerischem Werte. Und Dichter lassen sich auch keine kneten. Darum kann Abel-Prévosts „Waldmühl“ wenig bedeuten, es ragt ein ganz klein wenig über das Durchschnittsmachwerk dieses Genre's hinaus. Aber ein Verdienst haben sich Stoskopf und Greber als die Gründer des „elsässischen Theaters“ doch erworben. Sie haben ein Leben hervorgerufen, das ein Erwachen aus dumpfem Schlafe war: sie haben dem Elsässer gezeigt, wie vielleicht einmal etwas werden könnte. Daß etwas werden kann, hat Lienhard bewiesen, der sich als „Elsässer“ zu seiner hohen Stellung in der deutschen Litteratur emporrang. Er hat auch Wege gewiesen, die hinaus und drüber führen. Aber direkt fruchtbar hat er auf seine Landsleute doch nicht gewirkt, er hat die Fühlung mit ihnen zu schnell verloren; und dann stand auch niemand neben und hinter ihm. Und den Sturz eines so erstarrten Prinzips, wie wir es im Elsasse haben, muß ein von innen heraus treibender Stoß herbeiführen, ein Aufwallen neuer Kräfte aus altgewohnter Bequemlichkeit; Lienhard aber wollte und konnte nur von außen wirken, — konnte nur, denn sein ganzer Bildungsgang führte ihn schnell aus den rein elsässischen Kreisen heraus, und so hatte er in den Augen des Durchschnittselsässers verspielt. Ich glaube wirklich, daß die Luft noch zu rein war, daß die nötigen Zündstoffe fehlten, damit ein Gewitter hätte ausbrechen können; die elsässische Jugend war noch nicht reif. Auch glaube ich, daß Lienhard sowohl als Storck gerade den eigentlichen Charakter des Elsässers völlig verkannten und noch verkennen: wir haben trotz Allem etwas spezifisch

Gallisches an uns, im tiefsten Wesen der Elsässer birgt sich ein Stück „Franzosentum". Unbewußt, völlig unbewußt.

Storck meint, der Dialekt sei ja dem Hochdeutschen so nahe verwandt, daß folglich auch eine Annäherung und schließlich ein völliges Aufgehen im Deutschtum sicher bevorstände. So einfach verhält sich aber die Sache nicht. Wie kommt es, daß der Dialekt sich gleich nach der Einverleibung des Elsasses in die französische Monarchie so gut mit dem Französischen vertrug? Daß der Elsässer gar keinen direkten Gegensatz verspürte, sondern französische Brocken in seinen Dialekt hereinzog und so den charakteristischen Mischmaschdialekt schuf, der heute ruhig weitergesprochen wird? Vielleicht nicht überall bei den Bauern, aber die kommen hier doch weniger in Betracht. Daß die Elsässer Gallisches aufnahmen, war also ganz und gar nicht unnatürlich — und warum sollten wir, die Jüngsten, damit unzufrieden sein? Der Elsässer hat Zeit genug gehabt, den „fremden" Stoff zu verarbeiten, zu Fleisch und Blut werden zu lassen, um sich nun als ein Ganzes fühlen und aus diesem Ganzen heraus Eigenes schaffen zu können. Er mag dann seinem Volke schenken, was er will — es wird auf jeden Fall Verwandtes oder Eigenes bei ihm finden — und das ist nicht schädlich, sondern unbedingt notwendig. Wir wollen eben nicht als Fremde von außen wirken, sondern aus dem Jetzigen herausbrechen zu einer „Kunst". Es können auch dem schweren germanischen Blut einige gallische Tropfen gar nicht schaden — in diesem Sinne könnte, ich sage: könnte auch das „Überbrett'l" nützen —, und diese Vermischung wünscht man ja jetzt bald allgemein herbei. Aber damit die Vermischung eigen werde und Eigenes ergebe, braucht es Zeit — wir Elsässer besitzen dieses Blut; unser ehrliches Dichten muß diesem Charakter entsprechen, wenn wir als Künstler naiv schaffen wollen. Darin liegt eben unsere kulturelle Bedeutung, und darum haben wir ein Recht, unsere „Revolution der Litteratur" herbeizuführen. Luft wollen wir, und die Rechte der Jungen! Wir haben Neues, Starkes zu geben — und mit unserem Sieg muß das Alte fallen. Wir wollen keine „Heimatskunst" im heutigen, programmatischen Sinne; mög' es kommen wie es will, wenn es nur vollwertige Kunst ist! Was nützen Programme? Es wird doch kommen, was kommen muß; ein kräftiges Leben hat zu schlagen begonnen, es stürmt wild durch unsere Adern: — darum laßt uns ausleben — wie, ist schließlich egal. Jede Strömung regelt sich selbst. Und jede Litteratur erlebt ihre Revolution, ihre Sturm- und Drangperiode.

Zum Schluß noch ein Wort über unser Verhältnis zum „Elsässischen Theater", zum „Jung-Elsaß" von heute. Brechen wollten wir mit ihm

nicht und haben es nie gewollt. Wir wollten aber weder in der satirischen Komödie Stoskopfs, die mit unserer elsässischen klassischen Satire absolut keine Berührungspunkte hat, noch im Naturalismus Grebers stecken bleiben. Wir mußten all den Cliquen, oder richtiger gesagt: der einen großen Clique, die eine Art Tyrannis im schlimmsten Sinne des Wortes ausübte, entgegenkämpfen; es war aber kein persönlicher Kampf, sondern nur ein Ringen nach Luft: das elsässische Geistesleben schien schon wieder erstarren zu wollen. Wir wissen, daß wir Leute, wie sie sich unter den amis des arts finden, nur zu notwendig haben werden; tüchtige Männer, die weitherzig jedem Künstler den Willkomm bieten, wenn er nur ein Künstler ist. Wenn wir trotzdem offen und ehrlich gesprochen haben, so — — Nun, die uns helfen möchten, werden es uns hoch anrechnen, und die Anderen: — Krieg! Wir halten nur daran, daß die elsässische Kunst sich nicht verleugne, dann wird sie immer „elsässisch" bleiben. Dialekt und „Lokalfarbe" spielen keine Rolle. Es muß mit dem Alten gebrochen werden, mit Allem, was auf dem Wege steht zur großen Kunst und hemmt. Hinauf! Das klingt selbstbewußt und stolz, aber dieser Ton ist der jeder frischen Jugend, die hinauf will — über die Väter, und nur Jugend kann brechen. Nur in dieser Sprache können wir zum ganzen Deutschland reden. Darum redete ich diese Sprache, und werden wir sie weiter reden.



Die Berliner Kunstausstellungen.

Von Eugen Kalkschmidt.
(Friedrichshagen.)

Stärkere Gegensätze, ungleichere Geschwister, als die „Große" und die Ausstellung der „Sezession" dieses Sommers sind kaum denkbar. In dem gläsernen Labyrinth am Lehrter Bahnhof scheint die Zeit still zu stehen, einen Dornröschenschlaf zu thun, trotzdem die Schnellzüge daran vorüberdröhnen, daß Dach und Wände zittern. Der Münchner Glaspalast — nun ja: schlimm tot war er wohl auch so manches liebe Mal, aber

mit einigem guten Willen konnte man sich doch immer ein tüchtiges Teil Leben zusammensuchen, im Vorjahre sogar mehr bei ihm, als von den dekorierten Wänden der Sezession am Königsplatze. Der Berliner Glaspalast dagegen ist so erdrückend öd und leer, so angefüllt mit Mittelmäßigkeit, daß er einen zugleich jammert und beschämt; auch wenn man durchaus nicht mit der vorgefaßten Meinung hineingeht, daß in einer Kunstausstellung lauter Kunstwerke zu finden sein müßten. Ganz trostlos wird die Aussicht, wenn wir uns erinnern, daß hier immer schon eine von Sachverständigen vorgenommene Auswahl zur Schau gestellt ist.

Die Sezession hatte also einen leichten Sieg. Denn auch, wer von Grund seines Wesens gar kein „Sezessionär“ ist, d. h. keiner, der Sensation und Sezession identifiziert und demgemäß immer das Neueste zu treffen sich bemüht — auch der wird, wie Meister Hans Thoma thut, lieber hier in dem zwar reichlich bunten und wechselnden, aber doch lebendigen Strome unserer luminaristischen Problemkünstler mitmachen, als sein Geschaffenes ertränken lassen im toten Meere jener guten Werke, deren öffentliches Dasein mit der Dauer der Ausstellung zusammenfällt, deren Wirkung von derjenigen einer leidlich gelungenen Ansichtspostkarte bei Weitem übertroffen wird. Wahrlich, die Sezession hatte es leicht. Um so anerkennenswerter ist es, daß sie ihre Arbeit schwer nahm: von ihren beiden verstorbenen Ehrenmitgliedern Böcklin und Leibl wurde ein Jeder durch eine überaus ansehnliche und wertvolle Anzahl Werke sichtbarlich vor die Reihe der Lebendigen herausgestellt; unter den Werken der Letzteren finden wir eine starke Hälfte, die sich ästhetisch genießen läßt, und das Meiste vom Übrigen interessiert.

Ein solcher Sieg, der durch meisterliche Einzelwerke ebenso wie durch den künstlerisch unvergleichlich höheren Durchschnitt in der Sezession gegen die Massenkunst gewonnen wurde, thut hier in Berlin aber auch not, mit aller kräftigen Deutlichkeit not, denn die künstlerische Erziehung des äußerst regsamen Berliner Publikums und all der Vielen, die sich von ihm bestimmen lassen, ist eine zwar stark vernachlässigte, arg bespöttelte, aber darum nicht minder wichtige Aufgabe. Die kreisenden Kräfte, die hier zusammen- und wieder auseinander treiben, sind durchaus keine, die außerhalb aller Kunstbedürfnisse dahinvegetieren, nur fehlt ihnen das rechte Maß für die Dinge. Die alte Berliner — weiter gesagt: die altpreußische Kultur hat seit den Tagen der Schadow, Rauch, Schinkel noch keinen eigenen Ausdruck gefunden, wohl aber ist der Anschluß an jene Zeit verloren gegangen. Der Reichshauptstädter ist heimatlos in seinen eigenen Mauern, ohne rechten Sinn für das Gewesene, und darum trotz allen Klugredens kritiklos dem Neuen

gegenüber, dennoch aber empfänglich dafür. Das Banausentum konnte nur deshalb eine so laute und oberflächliche Rolle spielen, weil den in die Tiefe Trachtenden das Vertrauen zu sich selber, das Bewußtsein ihrer selbst gar zu sehr mangelt. Das klingt vielleicht seltsam, wenn man sich all der anmaßlichen Dinge erinnert, die dem Berlinertum zur Last gelegt werden; man nimmt eben gewisse durch „Bildung und Besitz maßgebende" Kreise für die typische und allerdings meist unausstehliche Vertretung des ganzen Berlins, und damit thut man der fleißigen und bildsamen Stadt Unrecht. Ich selber hab' es auch redlich gethan.

So ist es ordentlich rührend und komisch zugleich, wenn man sieht, wie die Leute sich um Böcklin mühen, dessen weltfreudige Phantasiekunst dem auf die praktischen Realitäten des Lebens gerichteten Auge, dem naturfremden Sinn des Millionenstädters als etwas höchst Merkwürdiges erscheinen muß. Früher lachte man über seine Welt, heut nimmt man sie so grimmig und andächtig ernst, daß man darüber gar nicht sieht, wenn Böcklin lacht. Und wie laut und deutlich lacht er hinter dem unvollendeten „Rasenden Roland" her! Ordentlich, daß es dröhnt, und die Spießer auf seinem Bilde, die mit Schaufel und Mistgabel dem zottigen wütenden Helden an den Leib wollen, mit Zittern und Zähneklappen zusammenfahren. Noch stehen ihrer Dreie mannlich aneinandergedrückt, zum Angriff bereit; aber im nächsten Augenblick sehen wir sie laufen, mit Geschrei den wüsten Burgberg hinab, wie's die andern drei oder vier Ehrwürdigen teils mit, teils wider Willen allbereits thun. Der wütige Roland aber wird ihnen den Baumstrunk, welchen er mit Macht erhebt, so gewaltig nachschleudern, daß er ganz, ganz wo anders hinfährt, als etwa den bunten Zipfelhauben in's lahme Kreuz. Mord und Totschlag — nein, dazu ist dieser Held ja viel zu wütig. Aber ein Zetermordio giebt es, und keins von schlechten Kehlen, — so will es Böcklin. Die Berliner wollen das aber nicht glauben, denn Böcklin ist doch ein bedeutender Künstler, und obendrein ist er tot, und also geziemt es sich, ihn schwer und ernst zu nehmen. Das ist nun freilich ein lustiger Widersinn. Doch läßt er sich immer noch besser an, als die einstige widersinnige Lustigkeit.

Die übrigen fünf Gemälde, älteren Ursprungs und aus Privatbesitz entlehnt, sind allerdings so humorig nicht gestimmt. Aber mit Ausnahme der grausigen apokalyptischen Reiter stehen sie doch alle im Zeichen einer wahrhaft beseligenden Weltfreudigkeit. Da entschleiert die schaumgeborne Göttin sich dem holdesten Lichte, und das glotzäugige Ungeheuer, das sie herauftrug, steuert nun mit roten Flossen würdig durch die lustigen flinken Wellen. Da baden bei hellen Pappeln unter'm blauesten Himmel die

„seligen Knaben“, eine Nymphe lagert an Baches Ranft, spielt und sinnt in die golden erdämmernde Weite. Und eine kleine „römische Landschaft“ erinnert an den Böcklin von einst, dessen Palette erst noch Farben gab, die denen Prellers glichen, und doch schon so unsagbar anderes zu sagen wußten von der verhaltenen Schöne dieser Welt.

Brachte Böcklin die deutsche Phantastik erneut zu Ehren, so ward Leibl die Gabe der deutschen Ehrlichkeit fast im Übermaß zu Teil. Seinen Sinn für die absolute Treue des Gegenständlichen kann man hier recht anschaulich durch manche Stufe der Entwicklung an der Hand von sechzehn Arbeiten verfolgen, die sich in der Mehrzahl aus Studien und Fragmenten zusammensetzen. Ein paar ganz frühe Porträts seiner Eltern, seiner selbst, eröffnen eine Aussicht in das Werden dieses Künstlers, die wahrhaft erstaunen macht. Aus dem braven Handwerker, der mit etwa 23 Jahren sich selber nüchtern im braunen Ton der bestellten Familienbilder auf die Leinwand setzt, sehen wir den Schüler Courbets hervorgehen, der des Meisters schwerfällige Technik bis in ihre Wurzeln, bis in die spanischen Altmeister hinein verfolgt. Auch durch Holbeins Art sehen wir ihn sich hindurcharbeiten, mit zäher Festigkeit, und doch haftet all seiner sauren Mühe etwas Tragisch-Verhängnisvolles an, denn in seinem spätesten und besten Werke, dem Bildnis eines oberbairischen Mädchens (aus dem Jahre 1899) vereinigt er wohl eine ganz wundervolle, altmeisterlich gesättigte Farbenfülle, bei vornehmster Sachlichkeit der Auffassung, aber doch ist es nicht eigentlich ein abgeschlossenes Kunstwerk im höchsten und letzten Sinne geworden: es fehlt immer noch etwas bei Leibl. Auch in diesem technisch so einheitlich durchgeführten Werke bewundern wir den malerisch auf's Beste festgehaltenen Moment, aber die Totalität der Dinge will sich nicht recht einstellen. Es ist eine Lust, diesen Menschen so dargestellt zu sehen, aber kennen thun wir ihn darum noch nicht. Nicht die psychologische Schärfe, wohl aber die seherische Tiefe fehlt, und erst wenn das erkannt ist, kann man Leibl, dem technischen Genie, gerecht werden.

Thoma ist, — und das beginnt man ihm anscheinend übel zu nehmen: — kein technisches Genie. Seine drei neuen, gegen die drei älteren Bilder gehalten, ergeben den Eindruck, daß ihn technische Probleme weniger beschäftigen denn je. Er malt einfacher, heller, und beschränkt sich weise auf die notwendigsten Kontraste. In seinem „Frühlingskonzert“ bläst ein braunes Bocksgebein versunken über die junge Wiese hin, und darüber erhebt sich in satter, vertiefter Bläue der Azur. Es ist ganz wundersam, wie lieblich und stark zugleich die geschlossene Ruhe dieses

einfachen Motivs anmutet. Ein ander Ding ist es mit dem „Sonnenuntergang über dem Flusse", denn damals, im Jahr 1878, scheute sich unser Meister nicht, die Sonne leibhaftig in's Bild zu setzen, und eine stattliche Fülle wilden Gewölkes um sie herum. Da wollten denn freilich die Farben nicht recht gehorchen, wenn sie auch zahlreicher waren und kühner befehligt wurden. Das Bild blieb Ansicht (müßte es bei Anderen wohl auch geblieben sein), obwohl ohne Weiteres einleuchtet, was für eine dankbare Weltanschauung damit gegeben werden sollte. Das wichtigste Werk unter allen, ein echter Thoma, ist das „Paradies": Adam und Eva, diese den Apfel in der Hand haltend, ein wenig stumm und steif in der Mitte, ringsum eine prangende Welt voll friedlichen Getiers, von dem ein Tiger sich besonders auszeichnet dadurch, daß er sich wonniglich auf dem Rücken wälzt; statt der Schlange spreizt sich ein Pfau im Baume der Erkenntnis. Im Einzelnen gesehen, läßt sich gewiß mancherlei aussetzen, im Ganzen betrachtet ist dieses Bild wie auch eine ältere „Predigt Christi am See" so voll künstlerischer Frömmigkeit, daß man nur wünschen kann, unsere Kirchenräte jeglicher Konfession gewännen es endlich über sich, dieser Kunst den richtigen Platz dort einzuräumen, wo der Mensch mit seinem Gotte zu reden kommt.

Daß die weltliche Obrigkeit der modernen Kunst durchaus nicht mehr ablehnend gegenübersteht, ja sogar modernste Künstler zu öffentlichen Aufgaben heranzieht, beweist der Fall Klimt in Wien, und Ludwig von Hofmann in Berlin: ein neues Standesamtszimmer ist von diesem durch sechs Wandgemälde geschmückt worden, wie die „Architekturausstellung der Stadt Berlin" am Lehrter Bahnhof zeigt. So sehr man diesen amtlichen Entschluß, der den daran Beteiligten gewiß nicht kleine Kämpfe gekostet hat, von Grundsatz wegen gut heißen und bestärken kann, so ernstlich muß doch angesichts der neuesten Werke Hofmanns gerade vor der Wahl dieses Künstlers abgeraten werden. Gutes und weniger Gutes schafft jeder Künstler, jeder Mensch in seinem Thun. Hofmann aber, der nach meinem Empfinden auch zu guten Stunden nur eine graziöse Atelierkunst schuf, zeigt neuerdings arg übernervöse Anwandlungen experimentierender Schwäche. Nicht, daß er seine Technik gewechselt hat und „punktelt", ist das Bedenkliche, sondern daß er in punktierten Farben so ganz und gar am bunten Scheine haften geblieben ist, das verstimmt. Seine „Mänade" bezaubert nicht, sie tanzt kaum, sie steht Modell. Die „Rivalen", zwei nackte Muskelmenschen, kämpfen um ein üppiges Weib, das im Vordergrunde abgewendet kauert und zeigt, welchem Preis der Kampf gilt. Wirkliche Leidenschaft lebt in dem Bilde nicht, die Kraft der Ringenden reicht gerade

bis an den Rand des Felsens, aber nicht darüber hinaus in's Verderben. Die Bilder für's Standesamt, in dünnen, geschlossenen Farben aufgetragen, sind ein artiger Ringelreihen, der geistig kaum weiter reicht als das Schönheitsideal unserer Überbrettler, wobei ich die rhythmische Feinheit Hofmann'scher Linien gar nicht verkennen will. Nur ist dergleichen die rechte öffentliche Kunst noch nicht, denn stark vorhandene Subjektivität*) allein reicht eben nicht aus, um die Dinge so naiv zu objektivieren, daß sie allgemein erscheinen, ohne doch flach zu sein.

Es ist sehr merkwürdig, die Begründer des Impressionismus in einigen älteren Werken, aus den siebziger Jahren etwa, zugleich neben neuen Bildern ihrer extremsten Schüler zu sehen. Da fällt nun zunächst das Format auf. In Fontainebleau waren Rousseau, Diaz und Corot selbst bei figürlichen Darstellungen kaum über die bescheidenste Bildgröße hinausgegangen. Wie intim ist Millet noch, selbst Manet wird nicht viel „größer", bis Monet und Pissaro die Landschaft, die reine Natur gleichsam, schon so groß und bedeutsam empfinden, daß sie sie, auch ohne erst nach einem Menschen in Lebensgröße als Vorwand zu suchen, für sich allein in ungleich kräftigeren Einzelheiten auf die Leinwand bringen. Sie rücken uns die Dinge näher heran und lassen sich, wie Monets beide Hafenbilder beweisen, doch die Ferne so wenig entgehen wie meinetwegen Claude Lorrain. Es liegt in diesen frühen Bildern, auch in zwei lebensgroßen Frauenporträts von Monet und Renoir, ein Ernst und eine Sicherheit, die sich beide in den späteren Bildern, wo das Dargestellte oft nur prismatische Zerlegungsversuche in Farben zu erdulden hat, leider nicht mehr finden lassen. Immerhin, wir sehen doch, wie diese Maler im guten Glauben zu ihrer späten Technik gekommen sind, und damit auch wieder zu kleineren Formaten. Wir sollten besseres zu thun haben, als sie nachzuahmen. Einer, der diese Mahnung beglaubigt, ist der ververstorbene Belgier Vincent van Gogh, der schon nicht mehr „punktelt", sondern ganze Striche ungemischt neben einander setzt, wodurch seine Bilder jegliche Tiefe verlieren, und trotz aller Richtigkeit der Linien und Tonwerte dreinschauen wie ausgeblasen. Er hat wohl das Extremste in dieser Richtung versucht und ist in fünf Bildern gut zu studieren.

---

*) Theodor Volbehr bezeichnet in seinem sehr lesenswerten Buche „Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst" (Leipzig, Eugen Diederichs) Max Klinger und Ludwig von Hofmann als Repräsentanten einer subjektivsten Kunst, die durch Einflüsse Nietzsche's geweckt worden sei. Die Meinung trifft für Hofmann sicherlich zu, wenn auch nicht eben zu seinem Besten. Max Klingers starke und ursprüngliche Persönlichkeit aber sehen wir doch lieber getrennt von Nietzsche, und sehr beträchtlich ferne von Hofmann.

Wie selbstsicher und wurzelhaft wirken neben diesen reinen technischen Seifenbläsereien die Landschaften Leistikows oder Kalckreuths, auch dort noch, wo sie mehr skizzenhaft andeuten als vollendet ausdrücken! Man sollte meinen, es gäbe keine malerisch wertvolle Stimmung aus der Kiefernhaide, die Leistikow nicht schon für seine Leinwand entdeckte, und doch überrascht er auch diesmal wieder (in Dresden wie hier) durch etwas, was vor ihm so noch keiner sah: spärliche hohe Kiefern stehen schwärzlich grau mit den Kronen hoch im kalten Silberlicht des verlassenen Abendhimmels; ein melancholisches dunkles Wasser vorn, eine weiße schweigende Villa im Hintergrunde; das Ganze giebt fein abgetönt ein typisch märkisches Stimmungsbild voll getragener Poesie. Typische Werte finden sich auch in den schlichten feinbeseelten Heimats-Landschaften des verstorbenen Holländers Jacob Maris, und von seinem Landsmann Josef Israels sehen wir in zwei meisterlichen Hauptwerken, wie das trübe Dasein kümmerlicher alter Arbeitsmenschen gleichsam kraftlos und sonder Klage in die Zeit verrinnt.

Jene impressionistischen Werke wollen bekanntlich von fern betrachtet sein. Es giebt noch eine ganze Anzahl, deren Wirkung ebenso auf einen weiten Abstand des Beschauers berechnet ist. Bei Max Liebermanns mit „Schneid" hingestrichenen „Reitern am Strande", dem „Biergarten in Leyden" läßt sich's noch mit ein paar Schritten machen. Bei Wilhelm Trübners meisterhaft gemalten vier Pferdeköpfen ebenso. Fritz von Uhde's drei Töchter sind in dem schmalen Raum schon schwerer als Bild zu fassen, und des begabten Richard Kaisers „Buchsee" mit seinen riesig himmelanstrebenden Bäumen wirkt erst durch einen ganzen Saal hindurch mit rechter Kraft. „Für unser Normalzimmer ist so 'was nichts, da muß man sich ja erst Säle anschaffen", meinte eine wohlwollende Besucherin unzufrieden. Sie hatte Recht, mit dem typischen Ausstellungsbild ist in einer Wohnung wenig anzufangen. Aber ist es denn ein Wunder, wenn sich dieser Typus gebildet hat? Da lob' ich mir Th. Th. Heine! Sein roter Narr, der einen höchst verdrießlichen karpfenmäuligen Drachen umgebracht hat, reicht ungemein galant einer ungemein vornehmen Prinzessin in silbergrauem Krinolinenkleide die zärtliche Ritterhand. Ich glaube fast, Heine hat es diesmal ernst gemeint, weil er einen „Simplizissimus"-Einfall in lebensgroßen Figuren auf der Leinwand kolorierte, statt klein auf dem Papier. Er mag sich mit Oberländer trösten, dessen „ernste" Gemälde ja auch immer ein dankbares und — fröhliches Publikum gefunden haben. Dagegen ist Martin Brandenburg heuer wirklich recht ernsthaft zu nehmen: die „Menschen unter der Wolke" sind eine bildliche Symbolisierung des nämlichen Gefühles der Abhängigkeit von Gewalten

außer uns, wie sie Leempoels vor Jahren in seinem bekannten Gemälde „Das Schicksal und die Menschheit“ darzustellen unternahm. Der Belgier gab ein unbewegtes Antlitz am Firmament und bettelnd emporgereckte Hände voll sprechendster Beredsamkeit; die dazu gehörigen Figuren hatte er einfach weggelassen. Brandenburg charakterisiert uns durch die ganzen Menschen deren vielfältiges Verhalten im Dunkel ihres Weges. Teils brutale, teils ergreifende Szenen spielen sich ab. Über der Wolke, die den Raum als eine zerrissene Decke durchteilt, fallen ein paar violette Rosen einigen Glücklichen zu; auch ein Schusterjunge ist drunter. Trotz des Erzählerischen ist das Bild ein erfreuliches Zeichen von des Künstlers Entwicklung zur Gesundheit; es wäre auch schade um ihn, fräße ihn der große Krake Symbolismus noch mit Haut und Haaren!

Auf Robins Plastik einzugehen, erübrigt sich nach unserem Dresdner Artikel, auch Meunier ersparen wir uns. Dagegen darf Fritz Klimsch genaue Beschäftigung verlangen. In seiner Gruppe „Der Kuß“ lebt eine ebenso keusche wie formschöne Sinnlichkeit, ohne allen abgestandenen Klassizismus, so „hingegeben ganz“. Seine Statuetten befestigen den Eindruck, daß er ein Bildhauer von ursprünglicher und vielseitiger Begabung ist. Wirkliche Freude bereitet auch August Gaul, der Tierbildhauer. Wer gedenkt nicht, wenn er diese wahrhaft monumentale „Löwin“ sieht, der naturalistischen Kraftlöwen Begas' am Kaiser-Wilhelm-Denkmal mit dem Wunsche, daß diese grimmen Leuen unbeschadet ihrer tierischen Wildheit sich etwas stilvoller zu gehaben wüßten! Mit welchem liebenswürdigen Humor sind Strauß und Katze, Eule und Pelikan von Gaul in ihrem innersten Wesen erfaßt. Und dabei fällt mir ein, welche Fülle von Anregung die Münchner Bildhauer und Maler entbehren müssen, die das wunderliche Treiben der Tiere Wassers und der Erden, die wir hier im „Zoologischen Garten“, im „Aquarium“ belauschen können, nur in leblosen Abbildungen oder aber auf der „Wies'n“ kennen lernen. Man unterschätze auch den Wert solcher Naturanregungen für das Münchner Kunsthandwerk nicht! Das Ornament, alles Dekorative der Gegenwart strebt, sich neue Formen unabhängig vom Hergebrachten zu schaffen. Der Zoologische Garten wird da zur unerschöpflichen Fundgrube, und ich meine in allem Ernst, wenn München sich nicht bald den Bedürfnissen seiner Künstlerschaft anbequemt und nachholt, was Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig, Frankfurt, Breslau mit ihren Sammlungen vor ihm voraus haben, dann darf es sich nicht beklagen, wenn es, statt die Entwicklung selbständig zu bestimmen und zu befruchten, auf Einfuhr neuer Ideen dieser Art von außen angewiesen sein wird.

Die Plastik in der Großen Ausstellung ist voll von steifer Förmlichkeit, und die Denkmalsphrase wird mit einer verzweifelten Ausdauer wiederholt. Wenn man von Meunier kommt und etwa am Denkmal eines Fabrikdirektors den begeisterten Arbeiter von Johannes Boese erblickt, mit „Rad und Zangen, Walz und Bügel", da wendet sich der Gast mit Grausen. Ehrliche und feine Talente wie Hugo Cauer, Walter Sintenis, Adolfo Wildt (Mailand) kommen gar nicht auf gegen die erdrückende Trockenheit der vielen Andern. Gustav Eberlein, trotzdem seine Phantasie, wie beim Entwurf seines Berliner Wagner-Denkmals zu sehen, gar leichtlich in den Schwung der pathetischen Tirade gerät — Eberlein besteht inmitten der vielen soliden Handwerker immer doch als Künstler; sein „Traum" — ein jugendlicher Schläfer wird von einem weiblichen Genius auf die Stirn geküßt — giebt zwar das Träumen noch nicht, aber doch dessen Kommen mit Ausdruck wieder. Übrigens sind die 63 Entwürfe zum Denkmal Rich. Wagners für das bedenklich äußerliche Verhältnis der zahlreichen Bewerber zu diesem großen Vorwurf recht kennzeichnend. Das Pathos der Meisten ist selten ohne unfreiwillige Komik, eine Komik freilich, der die bedauerlich ernste Kehrseite nicht fehlt.

Unter den Gemälden hier die stofflich verwandten zusammenzustellen, ist recht dankbar. Da hätten wir den Kaiser in den verschiedensten „Auffassungen" als Admiral, als General, in Kürassier- und Ulanen-Uniform. Dort hat der Maler einen Schlachtengott gemeint, der Bildhauer hier begnügte sich mit einem Ulanenleutnant. Sehen wir Hanns Fechners Bildnis des Großherzogs Karl Alexander von Weimar dagegen an, so finden wir gottlob einen Menschen darin „mit seinem Widerspruch". Auch Schlachten werden massenhaft geschlagen, mit und ohne Pulverdampf, auf dem Lande und zur See, in den Jahren 1870/71, 1813/14 und unter'm alten Fritzen; Darstellungen zweifelsohne von militärischem, nur leider ohne tieferen künstlerischen Wert. Auch Bismarck trifft man, obschon selten an, echt volkstümlich, das Bierglas in der Hand, etwa so wie ihn, was ich nicht hoffe, Eugen Richter malen würde, oder Bismarck im Parlament, um ihn geschart die Häupter der Parteien. Dazwischen aber dann hin und wieder Lichtblicke, wenn eine der feinen märkischen Stimmungslandschaften auftaucht, wie Hans Licht sie geschickt in den Raum zu stellen weiß, oder wenn Eugen Bracht uns mit einiger Absicht zeigt, wie man herbstbraunen Vordergrund und blaue Ferne oft unvermittelt zu Gesicht bekommt. Paul Meyerheims farblustige Menageriestücke ergötzen einen Augenblick; die schillernden Marinen Willy Hamachers zeigen, ein wenig eintönig zwar, aber doch eigen, das schwer-

flüssige Farbenspiel der Wellen; Hans Bohrdt hat einen historischen Wurf gethan und erzählt nun mit hochgebordeten Seglern die Schlacht der Lübecker bei Gotland. Tiefer aus der Anschauung geboren ist, wie er das Kämpfen der Nebelsonne in der Elbmündung zeigt. Hans Dahl — ei, ihm lachen die rudernden Mädchen immer noch so gern und genau so ohne Grund, wie alle die Jahre vorher. Auch gemalte Romane, ertrunkene Mädchen, den rechten Busen — oder den linken — unschuldig entblößt, treffen wir; dazu mancherlei Märchenpoesie mit Nymphen, Jägern und Hunden — das alte Lied nach alter Weise. Interieurs, in denen „alles mit der Hand gemalt" ist und die darum — ach, wie nett! gefallen, fehlen nicht.

Aber das Bemerkenswerteste sind doch die Gesamtausstellungen von Werken einzelner Maler. Da ist, um nur die wichtigsten aufzuführen, Franz Hoffmann-Fallersleben mit 71, Werner Schuch mit 32, Konrad Lessing mit 30, Ascan Lutteroth mit 34, K. Müller-Kurzwelly mit 26, Ernst Henseler gar mit rund 100 Bildern vorhanden. Diese zusammenfassende Art des Ausstellens ist nur zu loben, besonders dann, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt, deren Entwicklung der Allgemeinheit klar zu machen nötig ist. Die Werke der Genannten in diesem Sinne zu verfolgen, wäre eine unfruchtbare Aufgabe; denn so redlich ihrer aller Arbeit war, neue Werte haben sie uns doch nicht erschlossen, sondern nur fleißig und zum Teil mit gutem Gelingen bildlich vervielfältigt, was von Stärkeren erworben ward. Wir sehen sie als Verwerter bald dieses, bald jenes Motiv aufgreifen, heute einen Wasserfall in Norwegen und morgen ein Kolonistenhaus im Warthebruch, und so erreichen sie allmählich in der Wandlungsfähigkeit einen ungewöhnlichen Grad. Denn das ist das Merkwürdige, im Grunde aber Natürliche an dem so Geschaffenen, daß bei den Meisten in jedem neuen Werke die Persönlichkeit eine ganz andere geworden zu sein scheint. Es erinnert das an die erstaunliche Fähigkeit mancher Schauspieler, die in der Rolle scheinbar völlig aufgehen, ihr eigenes Wesen bis zur Unkenntlichkeit verbergen, dennoch aber niemals original wirken, sondern immer nur als Kopie, sei es der Natur oder eines schöpferisch begabten Vorgängers in ebenderselben Rolle. Oder denken wir an die originalen Geister in der Malerei: wie subjektiv, wie auf den ersten Blick als sie selbst offenbaren sich Böcklin und Thoma, oder Corot, oder Watts; auch wie übertrieben subjektiv zeigte sich unter den Jüngeren oft Leistikow, wenn er das Objektivieren der Dinge zu Gunsten einer vorgefaßten dekorativen Idee außer Acht ließ, was ein reines Kunstwerk ebenso wenig verträgt wie jede andere, meinetwegen das Moralische predigende Tendenz. Diese Sachlichkeit ist von den Sammel-

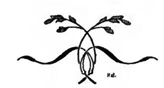
ausstellern eigentlich nirgend überschritten, aber das, wodurch die Sachlichkeit künstlerische Bedeutung erhielte: die fest in sich beruhende Persönlichkeit vermißt man. Mit mannigfachen Gradunterschieden, versteht sich. Lutteroth z. B. bleibt in seinen Orientlandschaften immer derselbe, hienge man seine Bilder aber unter diejenigen anderer Orientmaler von nämlicher Durchschnittsbegabung, sie, die Bilder, würden spurlos untergehen. Müller-Kurzwelly, Hoffmann-Fallersleben, so mannigfaltig und bunt es in ihren Werken aussieht, sind in manchen feinen Einzelheiten glücklich, das Ganze aber ist immer wieder „nichts Ganzes“. Das Publikum nun, dem jedes Neue von selbständiger Bedeutung, wenn es unvermischt dargeboten wird, säuerlich schmeckt, ist ungemein dankbar, wenn ihm dieses Neue mundgerecht hingelegt wird, und kommt denn auch mit der Zeit der Ursprungsquelle auf den Geschmack. So ist ein guter Teil dieser vermittelnden Kunst trotz Allem lebensberechtigt, wenn dieses Leben auch dem Gesetz der natürlichen Auslese zufolge kein dauerndes sein kann.

Die Architektur ist dem durchschnittlichen Ausstellungsmenschen ein Gräuel, auch braucht man davon nichts zu verstehen, wenn's nur der Baumeister weiß. Ach, daß man doch lernte, auch an diesen Dingen fleißig teilzunehmen! Wenn es auch nicht möglich ist, aus diesen Plänen oder Gipsmodellen den vollen Eindruck mit fort zu nehmen, auch ein Teilbild hat hier seinen Anschauungswert und wirkt im Stillen. Außer manchen Ansichten von neuen Geschäftshäusern im üblichen durchgehenden Säulenstil Messels sind es vor Allem öffentliche Bauten, die eine sehr interessante Übersicht gestatten; es geht allenthalben, namentlich wo die modernen Raumaufgaben zu bewältigen sind, mit ziemlicher Zuversicht vorwärts.

Um nur ein Beispiel zu nennen: wenn sogar das königl. preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten den $5^1/_2$ Millionenbau des neuen Berliner Landgerichts I (unweit vom Stadtbahnhof Alexanderplatz fährt man daran vorbei) in merklich neuen Stilformen anzulegen verstattet, darf man doch Gutes auch fernerhin erhoffen. Was soll man aber zu der Überraschung sagen, die Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in seiner „Architektur-Ausstellung der Stadt Berlin“ bietet? Ich meinesteils gestehe, daß ich nicht wenig erstaunte, diese als geschmacklos vielgelästerte Preußenstadt in einer ganz riesigen Arbeit begriffen zu sehen, um ihren öffentlichen Pflichten nicht nur praktisch, sondern zum Teil wirklich schön nachzukommen. Man höre, was in den allerletzten Jahren hier allein von Magistrats wegen teils gebaut ist, teils wird: siebzehn Schulen jeder Art, meist doppelte Gemeindeschulen; acht öffentliche Wohlfahrtsanstalten, als



Turnhallen, Volksbäder u. s. w.; vier Krankenhäuser, darunter ein Irrenhaus in Buch bei Berlin für 1500 Menschen; ein großes Museum, das märkische; und dann noch Brücken und Brunnen und allerhand dekorativer Kleinkram. Ich meine, schon diese nüchterne Aufzählung giebt einen genügenden Begriff von der Lebensenergie, die diese Stadt entwickelt. Es ist geradezu ein Glücksfall, daß Ludwig Hoffmann, der Erbauer des stolzen Leipziger Reichsgerichts, während dieser für Berlins architektonische Entfaltung so ungeheuer wichtigen Zeit hier seine Kraft bethätigen kann. Seine Architekturausstellung ist das bei Weitem Sehenswerteste am Lehrter Bahnhof, ich bedaure sehr, daß mir Zeit und Raum verbieten, heute hier näher darauf einzugehen. Denn dort lebt etwas auf, das wie Berliner „Heimatskultur" aussieht, das dem ruhelosen Großstädter zu jenem stolzen Heimbewußtsein verhelfen könnte, welches den Florentinern, den Venetiern des Cinquecento das Gemeinwesen lieb und wert machte. Die preußische Kunst ist noch unerschöpft, denn im Kaiser-Wilhelm-Denkmal, im Dom, im neuen Marstall, in all diesem leeren Formenprunk finden wir sie — gottlob! noch nicht. Am Ausgange unserer Ausstellung zwar, da haben wir sie auf kleinster Leinwand: einen „Besuch im Walzwerk" von Menzels Meisterhand. Eine Skizze nur, voll rotem Dunst und Maschinenlärm, und inmitten die Begrüßung der feinen Herren im Zylinder. Vorn handhabt ein hochaufgerichteter Arbeiter seine Kohleuschaufel, und schaut uns geradezu und derb in's Gesicht. In diesem bildlichen Zeichen steht die preußische, steht die Berliner Kunst; und das Zeichen weist in die Zukunft.





Kritische Ecke.

Zur Geschichte König Ludwigs II.*)

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Die kleine Schrift führt einen Titel, der große Hoffnungen erweckt. Endlich Einer, der um diese außerordentlichen, dem Publikum nach tief verschleierten, in der Litteratur kaum nach tastend berührten Kunstfest-Spiele im königlichen Hoftheater zu München Bescheid weiß wie wenige zur Mitwirkung Auserwählte! Endlich ein Kenner und Könner, der den Schleier von einer wundersam eigenartigen und fesselnden Erscheinung im deutschen Theaterleben des vergangenen Jahrhunderts zieht und den suchenden Historikern, Psychologen und Dichtern eine Fülle von zuverlässigen Thatsachen und intimsten Künstler-Sensationen auf den Arbeitstisch schüttet! Ein als Schauspieler und Regisseur an den geheimnisvollen königlichen Separat-Vorstellungen zunächst Beteiligter ergreift das Wort, ein Eingeweihter spendet die Schätze seiner Erinnerungen! Erinnerungen — also wohl auch Dichtung zur Wahrheit gemischt, aber in jener sachlichen Schärfe, in jener tiefgründigen Zuverlässigkeit der Zusammenhänge, in jener Durchhellung und Präzisierung des Problematischen, wie sie nur das rückwärts schauende Auge des lebengestaltenden, berufenen Künstlers zu bieten vermag! Haben wir uns nicht lange genug nach diesen Offenbarungen gesehnt? Hat uns nicht schmerzlich genug die Empörung gepackt, daß die Feigheit und Saumseligkeit, die Rücksichtnehmerei und Byzantinerei der Wissenden uns die Aufschlüsse vorenthielt, die wir von dem Leben dieses genialen, zu so tragischem Ende gekommenen Königs fordern durften, wir als seine Zeitgenossen, wir als die Mitstreiter um die geläuterte Kultur unseres engeren Vaterlandes, wir als die treuesten Bekenner und Diener seiner königlichen Ideale im Reiche der Schönheit?

Herr von Possart hat uns mit seinen Erinnerungen einigermaßen enttäuscht. Er hat die Gelegenheit nicht benutzt, ein einzig reizvolles Blatt intimster königlicher Kunstgeschichte zu schreiben, seine Energie und sein Wissen in den Dienst eines der feinsten Probleme der modernen schönwissenschaftlichen Litteratur zu stellen. In dekorativer Plaudermanier, wie sie aus der pathetischen Epigonenzeit der Münchener Stilschule der sechziger und siebziger Jahre in unsere künstlerisch viel anspruchsvollere, ausdrucks-technisch viel differenziertere Gegenwart als feuilletonistische Spielart hereinragt, ergeht er sich in Mitteilungen, die wir zum allergrößten Teile bereits seit Jahren aus Karl von Heigels Königsbuch kennen, gefällt er sich in breiten Polemiken, die längst gegenstandslos sind, und verliert sich in Abschweifungen, die kaum zur schärferen oder farbigeren Beleuchtung seines Thema's beitragen.

Sein Schriftchen beginnt mit Zitaten aus einem französischen Buche. Dieses Buch betitelt sich „Louis II. de Bavière“ und ist von einem Herrn Jacques Bainville

*) Ernst von Possart: Die Separatvorstellungen vor König Ludwig II. (München, bei C. H. Beck.)

verfaßt, der keinerlei litterarischen Namen in Deutschland, noch irgend welche gewichtigere Bedeutung im Schrifttume Frankreichs hat. An diese vollkommen belanglose Skribenten-Seele verschwendet Herr von Possart auf einer Reihe von Seiten seine polemische Kunst. Wenn es noch polemische Kunst ist, gegen einen Schatten zu fechten, gegen offene Thüren anzurennen und Behauptungen, deren Albernheit und Abgeschmacktheit meilenweit sichtbar ist, mit großem Ernst und Wortaufwand zu widerlegen.

Dieser französische Skribifax Jacques Bainville ist für uns Deutsche in der Geschichte unseres großen bayerischen Künstler-Königs Ludwig II. eine absolut gleichgiltige Figur. In der großen psychologischen Debatte des Königsproblems wird er niemals zum Worte zugelassen werden. Die Dummheiten, die er sich leistet, sind für uns ohne jedes Interesse, die Bogen, die er mit seinen Schwätzereien füllt, sind durchaus Makulatur. Welchen guten Grund kann ein deutscher Künstler und Schriftsteller haben, sich mit dieser Null zu beschäftigen oder Pariser Windbeuteleien als solche vor einem ernsthaften deutschen Publikum mit Emphase zurückzuweisen? Gar keinen. Ich verstehe wirklich nicht, wie uns Herr von Possart mit diesem nichtigen Jacques Bainville kommen mochte. Hier liegt bedauerliches Vergreifen im Abschätzen der Distanz und der Wertverhältnisse vor. Oder gewinnt ein beliebiger Schmierant einem König Ludwig II. gegenüber schon allein dadurch Gewicht und fordert die Beachtung heraus, weil seine Schmieralie in französischer Sprache verfaßt ist? Diese naive Schätzung nationaler Wechselwirkung gehört für uns heutige Deutsche doch der Vergangenheit an.

Wollte aber Herr von Possart seine Schrift um jeden Preis mit dem an sich ja ganz interessanten Schauspiel einer schneidigen Polemik einleiten, so wären ihm dafür ganz andere Partner deutscher und ausländischer Nationalität zur Verfügung gestanden, wenn er sich in der Litteratur, die sich seit einem Menschenalter um das Problem Ludwig II. aufbaut, gründlich umgesehen hätte, statt sich von dem ersten besten Jacques Bainville auf's Eis führen zu lassen.

Auf Seite 7 seiner Schrift kommt endlich Herr von Possart zur Sache und besinnt sich auf sein Thema. Auf drei bis vier Seiten giebt er uns eine wenig eindringende, von jeder tiefer spürenden und schürfenden Psychologie freie Erzählung der äußeren Umstände, die auf Ludwig II. für die Einführung von Separat-Vorstellungen bestimmend wirkten. Aber selbst in dieser, außer einigen Namen und Daten von geringerer Wichtigkeit wenig Neues bietenden Erzählung wendet sich Herr von Possart noch einige Male zu Monsieur Bainville zurück, um ihm die Zähne zu zeigen. Und siehe da, so sehr ist er in polemischer Stimmung, daß er dem Leser sofort ein neues Scharmützel verspricht, diesmal gegen eine Dame vom Theater, Frau Charlotte Wolter. Die bekannte Burgschauspielerin hat ihr einziges Gastspiel vor Ludwig II. zum Anlaß genommen, einiges Dilettantische und sehr viel direkt Verkehrtes über die Separat-Vorstellungen im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse“ abzulagern. Herr Karl von Heigel hat bereits vor einem halben Dutzend Jahren in seinem Königsbuche die irrigen Angaben der schreibseligen Burgtheater-Dame widerlegt mit aller nur wünschenswerten Gründlichkeit — Herr von Possart widerlegt die Tote noch einmal. Seite 12 stellt er mit gesperrtem Druck die erschütternde Thatsache fest, daß Herr Jacques Bainville niemals einer Separat-Vorstellung beigewohnt, Frau Wolter aber nur einer einzigen! Seite 13, 15 und 17 spuken noch einmal Zitate aus Bainville im französischen Urtext — s'il vous plait! — und dazwischen hinein erfahren wir einiges Altbekannte über die dramatische Mitarbeiterschaft an den Separat-Vorstellungen von Seite der Herren Fresenius, Schneegans u. s. w.

Van Seite 18 an glauben wir endlich aar diesem windigen Patran Bainaille Ruhe zu haben und uns am glatten Flusse der Erzählung erhalen und belehren zu können. Gatt bewahre! Herr aan Passart hält sich aar seinem Gewissen und der Kunstgeschichte für aerpflichtet, Herrn Karl aan Heigel gegen die thörichten Bemerkungen dieses ewigen Bainaille in Schutz nehmen zu müssen. Es wird mit gesperrter Schrift versichert, daß Herr Bainaille die Heigel'sche Dichtung „Die Aufführung der Esther in Saint Cyr" niemals zu Gesicht bekammen! Und dann falgen bis Seite 27 summarische Übersichten über den Inhalt und die effektaallsten Szenen einiger Heigel'schen Dramen.

An diese, an sich und für die Litteratur- und Kunstgeschichte wenig bedeutungsaallen Exkurse durch die dramatischen Arbeiten Karl aan Heigels reiht sich die schmerzliche Klage Passarts, daß die „Öffentlichkeit" den Dichter Heigel sa abfällig beurteilt habe und daß er nun „lebendig begraben" sei, denn „seine Werke gehörten nicht mehr ihm, sie madern im Staube des Archias!"

Hier wird nun der palemische Erzähler plätzlich aan seiner tragischen Grundstimmung überwättigt und er bricht in die Warte aus: „In dem Bewußtsein, bitteres Unrecht erlitten zu haben, ertrug er schweigend sein Las. Sa lebt nun der einsame Poet fern aan der Stätte, wa ihm einst jedes neue Werk neue Anerkennung seines Manarchen und ehrlichen, freudigen Dank der begeisterten Darsteller gebracht; aber er darf in stalzem Bewußtsein das alternde Haupt erheben, denn er gab der Welt mehr, als sie ihm gegeben!"

Das klingt rührend, fast tiradenhaft. Aber, die Sache sachlich genammen, ist Verschiedenes dazu und dagegen zu sagen. Erstens hat kein Mann schweigend sein Las zu tragen, wenn er das Bewußtsein hat, daß ihm bitteres Unrecht geschehen, sandern er hat für sein Recht und gegen das Unrecht zu kämpfen bis zum letzten Atemzug. Das ist einfach eine sittliche Verpflichtung. Zweitens ist es eine sehr merkwürdige Thatsache, die uns da aan Herrn aan Passart aufgetischt wird, daß die Werke eines Dramatikers nicht dem Autar, sandern dem „Staub des Archivs" gehären. Sind Heigels Dramen für die Separat-Varstellungen des aerstarbenen Königs lebendige Kunstwerke und dazu nach sa glänzende, wie sie Herr aan Passart uns schildert, sa gehären sie dem Leben und nicht dem Archiastaube, und das königl. Haftheater hätte die Verpflichtung, sie aufzuführen. Hat man etwa andere künstlerische Besitztümer des aerstarbenen Königs dem „Staub des Archias" überantwartet? Hat man nicht, wie aller Welt bekannt, gleich nach dem Tade Ludwigs II. eine Menge seiner kunstgewerblichen Kleinadien aus seinen Schtäffern in alle Winde aerstreut, einen Teil daaan zu wirklichen Schleuderpreisen in die äffentliche Zirkulation gebracht? (Ich erinnere an die Känigsausstellung des Kammerzienrats Ehni in Stuttgart!) Oder hat man etwa die Königsschlösser selbst, die aallendeten und unvallendeten, in ihrer heiligen Einsamkeit gelassen? Hat man sie nicht aller Welt zur Schau gestellt bis in ihre intimsten Räume? Warum sallen alsa gerade die Königsdramen des Dichters Heigel unter Riegel und Siegel bleiben? — Hat man nicht auch die kastbaren Ausstattungen, Requisiten und Möbel aus den Separat-Varstellungen des Königs später für die Inszenierung maderner Werke benützt, neuerdings sagar Teile der „Parsifal"-Ausstattung für das Ballet „Pan im Busch"?

Was hat atsa der Jammerruf Passarts „Lebendig begraben!" eigentlich für einen lagisch und juridisch zulässigen Sinn den Werken des Dramatikers Heigel gegenüber? Wir haffen und wünschen, Herr aon Passart möge die erste Gelegenheit ergreifen, die litterarische und künstlerische Öffentlichkeit hierüber aufzuklären, nachdem er selbst zuerst diesen merkwürdigen Fall an die publizistische Glacke gehängt und unser Nachdenken rege

gemacht. Von Herrn von Heigel aber erwarten wir, daß er seinem „alternden Haupt" die Anstrengung nicht erspare, mit durchschlagenden guten Gründen sich und seinen dramatischen Werken, denen der Intendant von Possart in dieser Schrift das höchste Lob zollt, das Recht der Lebendigen zu erstreiten. Keinem gottbegnadeten Dichter darf es je in den Sinn kommen, seine Werke ruhig im „Staub des Archivs lebendig begraben" zu lassen.

Seite 28 wiederum ein Zitat des gebenedeiten Jacques Bainville! Und wiederum seine überflüssige Abfuhr durch Herrn von Possart! Warum um's Himmelswillen konnte uns Herr von Possart nicht alles über die Separat-Vorstellungen mitteilen, was er erlebt und beobachtet hatte, ohne uns fortwährend mit diesem albernen Patron anzuöden? Was haben denn die stolzen künstlerischen Unternehmungen unseres Königs mit dem dummen Geschwätz dieses Schmieranten zu schaffen? Hat sich denn deutsche Kunst vor jedem hergelaufenen Unsinnskrämer, vor jedem fremden Schmock zu rechtfertigen?

Endlich auf Seile 30 das erlösende Wort: „So viel zur Broschüre des Herrn Bainville und zur Abwehr der darin enthaltenen absonderlichen Behauptungen." Ich möchte nur wissen, wer außer Herrn von Possart sich jemals auch nur einen Augenblick für diese — „absonderlichen Behauptungen" interessiert und sie einer Abwehr gewürdigt hätte!

Kaum aus der Skylla Bainville heraus, stürzt Herr von Possart sich und den Leser in die Charybdis der Frau Wolter. Hat Herr Karl von Heigel die falschen Angaben dieser Dame in seinem prächtigen Königsbuche nicht genügend richtig gestellt? Doch! Aber ein Herr Dr. Sulzbach erhebt in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" gelinde Zweifel gegen Heigels Richtigstellung — und Herr Fresenius antwortet dem Dr. Sulzbach in der „Allgemeinen Zeitung" in treffender Weise. Diese Geschichte spielte schon 1893. Ist sie so wichtig, daß sie im Jahre 1901 nochmals aufgenommen und revidiert und überprüft werden muß? Gewiß, Frau Wolter ist als Darstellerin nicht die Erste Beste gewesen — aber ist sie auch als feuilletonisierende Plaudertasche eine historische Größe, eine geschichtliche Autorität? Was Herr von Possart wiederum mit Verschwendung einiger Seiten seiner Broschüre Neues zur Sache bringt, ist kleiner Kram zur Charakteristik der Frau Wolter, aber belanglos für die Pragmatik der königlichen Separat-Vorstellungen.

Erst von Seite 40 an kommt der Verfasser in das ruhige Fahrwasser des klugen, fesselnden Erzählers und weiß uns allerlei Ernstes und Humoristisches aus dem Betrieb der Separat-Vorstellungen vorzusetzen, aber 20 Seiten später ist's damit auch zu Ende. Der Verfasser spricht ein warmes Schlußwort zum Preise des Königs — und seines Nachfolgers, und mit Seite 65 schließt die Broschüre. Eine volle runde Geschichte der Separat-Vorstellungen hat uns Herr von Possart mit seinen Erinnerungen und Polemiken nicht geboten. Er hat nur einen kleinen Beitrag im Zustande des Rohmaterials dazu geliefert. Wie überaus bezeichnend ist es für den dermaligen Stand unserer künstlerischen Kultur und Kunstschreiberei in der ersten Kunststadt Deutschlands, daß wir ein Vierteljahrhundert nach dem Tode dieses phänomenalen Künstler-Königs noch nicht einmal eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten und interessantesten Teile seines ausschließlich der Kunst und Kultur geweihten Lebenswerkes besitzen in einer Bearbeitung, die der Höhe moderner wissenschaftlicher Forschung und Geschichtsschreibung entspricht!

Aus dem Schlußworte Possarts muß noch eine Bemerkung wegen ihrer historischen Ungenauigkeit in's Licht der Kritik gerückt werden. Herr von Possart spricht von einem „künstlerischen Lieblingsvermächtnis Königs Ludwig II." — was nur heißen kann: von einem Vermächtnis, das unter allen Vermächtnissen dem König am innigsten an die

Seele gewachsen war. Wer rät, was damit gemeint ist? Ein Vermächtnis! Von jähem Tode wurde der König dahingerafft. Eine Kundgebung seines letzten Willens ist der Welt niemals offenbar geworden. Das Festspielhaus, das er dem Meister Wagner auf der Höhe des Isarufers erbauen wollte, wurde bekanntlich in Bayreuth errichtet und in Anwesenheit des Königs mit der Aufführung der „Nibelungen" 1876 eingeweiht. Herr von Possart belehrt uns nun, daß durch den pietätvollen Oheim des Königs die Verwirklichung „einer schon verloren gegebenen Idee: die Errichtung des Semper'schen Festspielhauses" beschlossen sei. Damit meint er wohl den Bau des „Prinzregenten-Theaters" durch die Architektenfirma Heilmann und Littmann. Das soll „das künstlerische Lieblingsvermächtnis König Ludwigs II." sein? Bevor wir uns diese Vorgabe aneignen können, muß uns Herr von Possart doch erst die authentische historische Begründung nachweisen. Ein „Vermächtnis" hat einen Wortlaut, einen scharf formulierten. Um diesen Wortlaut müssen wir bitten. Besteht dieser Wortlaut des Vermächtnisses, wie kann dann sein Inhalt eine — „schon verloren gegebene Idee" sein? Die Erfüllung eines Vermächtnisses durch die Verwirklichung einer schon verloren gegebenen Idee — die Errichtung des Semper'schen Festspielhauses durch das Prinzregenten-Theater der Herren Heilmann und Littmann auf den Gründen der Münchener Terrain-Gesellschaft, wie reimt sich das reinlich zusammen? Hier spielen Begriffe und schillern Farben in einander, die sich nicht vertragen. „Nichts ist groß, was nicht wahr ist," sagt Lessing. Ich vermisse hier die große Wahrheit und die schöne Wahrhaftigkeit. Ich sehe den guten Zusammenhang nicht, in den Herr von Possart die heilige tragische Gestalt des Königs Ludwig II. mit dem Prinzregenten-Theater bringen möchte. Ich sehe auch nicht die Identität des Semper'schen Festspielhauses mit dem Theaterbau der Firma Heilmann und Littmann. Ich sehe zwar ein an sich schönes und begrüßenswertes Theater-Unternehmen, aber ich entdecke darin kein „künstlerisches Lieblingsvermächtnis König Ludwigs II." Wir bitten Herrn von Possart um einen authentischen Text.

In eigener Sache. — Der Herausgeber dieser Zeitschrift Dr. Arthur Seidl hat gegen den Redakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten Dr. Willy Rälling-haff auf Grund eines von diesem an ihn gerichteten Schmähbriefes Beleidigungsklage eingeleitet. (Vgl. II. Mai-Heft S. 244.)

Zur Duellfrage hat Fürst Karl zu Löwenstein, der Führer der deutschen Katholiken, im „Deutschen Adelsblatt" eine „Erklärung" veröffentlicht. Er hatte diese Erklärung bisher in den ihm näher stehenden Kreisen verbreitet und bis jetzt gegen 118 Unterschriften erhalten, darunter 64 von adeligen Herren. Die Zahl würde — wie er meint — „schon jetzt unvergleichlich größer sein, wenn die Offiziere ohne Gefahr für ihre militärische Stellung frei ihre Ansicht bekunden könnten". Das „Deutsche Adelsblatt" hat dieser Zuschrift abendrein eine Motivierung beigefügt, der die „Münchner Neuesten Nachr." folgende Sätze entnehmen: „Die Gefertigten bezeugen hiermit öffentlich ihre grundsätzliche Verwerfung des Duells als einer Einrichtung, die der Vernunft und dem Gewissen, den Forderungen der Zivilisation und den bestehenden Gesetzen, dem Wohle der Gesellschaft und des Staates zuwiderläuft . . . Sie erklären es für ein leeres, ungerechtes Vorurteil, daß, wer sich nicht im Zweikampfe schlägt, darum den Vorwurf der Feigheit verdiene, und betrachten Denjenigen, der ein Duell aus Überzeugung ausschlägt, als einen Ehrenmann, dem sie ihre volle Achtung zollen. In unverkürzter Aufrechterhaltung ihres Rechtes jedoch, Beleidigungen auf jede gesetz-

mäßige Weise von sich abzuwehren und, wenn die Umstände es erheischen, für dieselben Genugthuung zu verlangen, erachten sie die Errichtung von Ehrengerichten für unbedingt geboten, deren Entscheidung dem Beleidigten wirkliche Genugthuung verschafft, so daß derselbe nicht mehr verleitet wird, sich diese selbst auf zweifelhafte und unerlaubte Weise mit der Waffe zu suchen." — In der That könnte u. Er. durch „Ehrengerichte" im Großen und Ganzen noch weit mehr als bisher geschehen bezw. verhütet werden. Der Rekord aber an moralisch-religiöser Umwertung der Werte auf diesem Gebiete war zu wahl erreicht durch folgende wahlverbürgte Geschichte aus dem modernen Duellunwesen, die von der Stadt Mainz berichtet ward. Bevor nämlich die beiden Leutnants Vogt und Richter im Mainzer Festungsgraben am Morgen des Himmelfahrts-Feiertages das bekannte Schnellfeuer aufeinander eröffneten (es hat, wie mitgeteilt wurde, ein dreizehnmaliger Kugelwechsel zwischen den Beiden stattgefunden), sollen Beide das „heilige Abendmahl" genommen haben. Wo ist der „Protestant", der gegen eine solche Verdrehung und Verunreinigung seiner Lehre ehrlich protestierte? Hat man nicht auch zu Tetzels Zeiten sich Tags vorher schon einen „Ablaß" genommen für den Raub, den man in der Nacht darauf frivol genug an der Kirchenkasse selber beging?!

Auch eine Kritik. — Daß die „Kritik", nämlich die Berliner Zeitschrift, an unserer Harden-Adresse in ihrer Weise Kritik üben würde, war bei ihrem sattsam bekannten, nachgerade etwas verjährten Standpunkte gegenüber dem Herausgeber der „Zukunft" ohne Weiteres vorauszusehen. Habeat sibi! — Das Vergnügen wollen wir ihr nicht stören. Aber nicht habeat sibi der Herausgeber eben jener „Kritik", Dr. jur. Richard Wrede; vielmehr festgenagelt muß hier doch werden, daß der Genannte unsere „Gesellschaft" als Denunziantin gerne hinstellen will, indem er schreibt: „Schließlich sei noch die Frage aufgeworfen, ob darin nicht ein gewisser Widerspruch liegt, daß man in der einen Nummer einer Zeitschrift einen Begnadigungsrummel inszeniert, nachdem man in der vorigen Nummer der Redaktion einer vornehmen litterarischen Halbmonatsschrift den Staatsanwalt auf den Hals zu hetzen versuchte?!" Diese „Frage" meint also offenbar unsere Notiz im II. Mai-Heft (unter „Randglossen"), die Briefkasten-Klage des „Litter. Echo" über die Münchner Postverhältnisse betreffend. Es spricht aber nicht eben für das pädagogische Geschick eines Journalisten-Hochschullehrers (der vermutlich seine Unterweisung auch besonders darauf richten wird, wie man ohne Honorarentschädigung schreiben soll), wenn der Herr nicht einmal Zeitschriften richtig zu lesen versteht. Glaubten wir doch in unseren Nummern Bd. II, Heft 2 u. 5 („Kritische Ecke") auch außerdem deutlich genug gezeigt zu haben, daß wir gewisse Zustände, eine notorische Lässigkeit der hiesigen Post auf's Korn nehmen wollten, um nicht erst befürchten zu müssen, in unserer Tendenz hier mißverstanden zu werden. Mit unserem scharfen, kritischen „Aut—aut" konstruierten wir also — um das hier nochmals ausdrücklich festzustellen — unsrer Münchner Postverwaltung den circulus vitiosus, nicht Herrn Dr. Josef Ettlinger, mit dem uns — wie es auch seine Mitunterzeichnung der Adresse hätte lehren können — die angenehmsten Beziehungen seit Langem verbinden, und mit dessen Person wir auch seither, und ganz zuletzt noch, wiederholt freundschaftliche Empfindungen ausgetauscht haben. Zur näheren Erläuterung vollends, wie wir es damals meinten, mag heute gern noch kurz Folgendes mit angeführt sein: Unter'm 17./6. haben wir beim „Postamt II München" wegen einer nach dem Poststempel um volle 18 Stunden zu spät uns zugestellten Eilsendung (unter Vorlage des betreffenden Umschlages) Beschwerde geführt; bis heute

ist uns darauf keinerlei Antwort geworden. Für solche bayrischen „Paß-Reservate" bedanken wir uns ganz — unergebenst.

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Ende Mai scheint, nach der Antwort darauf von allerhöchster Stelle, ein Huldigungs-Telegramm des „Verbandes katholischer Lehrer" aus Maria Laach das Gelöbnis dieser Herren ausgesprochen zu haben: „ihre ganze Kraft daran zu setzen, um die ihr anvertraute Jugend in Liebe und Treue zu Thron und Altar zu erziehen." Wir lebten bislang des naiven, aber anscheinend bereits etwas rückständigen, Glaubens, die Aufgabe der Erziehung sei vor Allem: Menschen zu bilden. Womit wäscht man einen Tiger? „Mit Lebensgefahr." Worin und wozu erzieht man Menschen? „In Liebe und Treue zu Thron und Altar" . . . so muß es aber künftig doch wohl heißen!

Sport sei ein Produkt der Kultur, soll der neue preußische Handelsminister von Moeller bei der Begrüßung der Pariser Wettfahrt-Automabilisten gesagt haben. Und wirklich, man muß sich immer wieder von Neuem angelegentlichst vorhalten, daß sich dergleichen auch zur „Kultur" als solcher rechnet, wenn man Notizen liest wie die folgenden: „Der von der Stadt Leipzig den französischen Teilnehmern an der Tourenfahrt Paris—Berlin gewidmete Kommers im Krystallpalast wurde sehr beeinträchtigt durch die über die Stadt Leipzig hereingebrochene Bankkatastrophe. Der Oberbürgermeister, der kommandierende General und der Kreishauptmann, sowie die Vertreter der Stadt und der Handelskammer hatten abgesagt. Trotzdem war der große Saal bis auf den letzten Platz von einem eleganten Damen- und Herrenpublikum gefüllt. Die von der sehr anstrengenden Fahrt übermüdeten Franzosen waren (vielleicht takt- und geschmackvoller Weise?) zum Teil gar nicht erschienen." Oder „Der Fernfahrer Bresser, Lenker eines Motorwagens, hatte das Unglück, in Reims den zehnjährigen Knaben Vratier zu überfahren. Das Kind ist tot. Bresser konnte, o, daß er das noch konnte! nach halbstündigem Aufenthalte die Fahrt fortsetzen."

Es war zwar wieder einmal (wie so oft) kein Wort wahr daran und alles nur aus den bekannten Fingern gesogen, wie nachmalen ein offizielles Dementi konstatierte. Aber es las sich doch so hübsch, was man da vor einiger Zeit, in gewissen Blättern natürlich zuerst, von einer Unterredung des Kaisers mit dem Hamburger Rhederei-Direktor Ballin erfuhr. „Der Monarch deutete an, daß er Herrn Ballin für einen Ministerposten in Aussicht nehme, und der Direktor hielt es daher für seine Pflicht, dem Kaiser zu sagen: ‚Majestät scheinen nicht zu wissen, daß ich Jude bin.' Der Kaiser warf ein: ‚Nun, das läßt sich doch ändern . . .' ‚Nein, Majestät', bemerkte Herr Ballin, ‚das läßt sich nicht ändern; ich bin Jude aus Überzeugung' . . ." Hei, wie klang das so gar stolz und prächtig, dieses „Jude aus Überzeugung"! Es klang geradeso, wie wenn Unsereiner sagen wollte: „Ich bin nämlich Deutscher aus Überzeugung"! Vielmehr ich bin es eben von Geburt — da läßt sich halt nichts daran ändern, und man kann bekanntlich nicht vorsichtig genug sein in der Wahl seiner Eltern.





„Wanderer."

Betrachtungen bei Gelegenheit einer neuen dichterischen Publikation.

Die wahren großen Fortschritte in der Entwicklung der Menschheit und einzelnen Rassen sind, genau betrachtet, stets — Rückschritte gewesen. Es klingt dies paradox und widersinnig. Doch man werde sich des Sinnes der auffallenden historischen Neuerungen und strebender Neuerer bewußt, und man wird finden, daß ihr Bemühen immer aus unhaltbar gewordenen und, reine Geister bedrückenden Zuständen von Überkultur, Afterzivilisation, Konvention und Lügenherrschaft sich hinaussehnte, zurück in die Einfachheit reinen Menschentums und freier Natürlichkeit, als der einzig wahren Grundlage edler und freier Kultur. Ein Sichbesinnen, ein Sichzurückziehen war es stets, und ein reuiges Rückkehren an den mütterlichen Busen der liebenden Natur, an dem allein alle edlen Eigenschaften menschlichen Wesens erwärmt und zu wirkendem Leben erweckt werden. Schon allein ein Blick auf die hervorragendsten der geschichtlichen Umwälzungen bestätigt dies. Man betrachte Renaissance, Reformation und Revolution.

Was aber an Sehnsucht und Streben in solchen Perioden unter Leitung außerordentlicher Geister ganze Völker bewegte, dieses selbe Element ist gleicher Weise und immerwährend eine der wichtigsten wirkenden Triebfedern für die höchste Produktion menschlicher Thätigkeit und Kultur gewesen, für das künstlerische Schaffen. Kultur und Kunst in einen Gegensatz zur Natur bringen zu wollen, konnte nur einer scholastischen Theologie und ähnlichen Denkungsarten einfallen. Ungetrübtes und rein menschliches religiöses Denken und Fühlen, sei es heidnisch, sei es christlich, kennt da jedoch keine Schranken, ja es beweist im Gegenteil in allen seinen Äußerungen die innige Verwandtschaft und Einheit jener.

Es ist sonderbar, wie in unserer modernen Zeit, in der alles gährt in Erwartung eines Neuen und Besseren auf allen Gebieten religiösen, sozialen, kulturellen Lebens, wie dieses Sehnen nach freier Kulturentfaltung reinen inneren Menschenwesens im Einklang mit reiner Natur im Ausdruck der Kunst, zu den merkwürdigsten, verschiedensten Versuchen geführt hat. Einer nach dem andern ist innerhalb nicht gar sehr vieler Jahre gegen Ende des 19. Jahrhunderts gemacht, keiner brachte die Erlösung, die allgemeine Befriedigung. Noch ist es nicht gelungen, die Kultur unserer Rasse in ernster Selbstbestimmung wieder auf sich selbst zurückzuführen; noch sind die Hindernisse nicht geräumt, die unser modernes Leben von einem innigeren Zusammenhang mit der Natur und reinsten Menschentums trennen; noch sind die unleugbar bestehenden Gegensätze und gähnenden Klüfte zwischen Religion und Kultur und Kunst und Wissenschaft und sozialem Leben nicht überbrückt.

In der Kunst versuchte man es anfangs mit Realismus, mit krasser Wirklichkeitsschilderung; man bildete sich ein, und bildet sich zur Zeit noch ein, der Natur und der Wahrheit dadurch näher und immer näher zu kommen. Jedoch, je mehr man sich mit kaltem, aber, menschlicher Unvollkommenheit gemäß, stets dem Irrtum ausgesetzten Verstand der Wirklichkeit ergab, um so weiter entfernte man sich thatsächlich von der Wahrheit inneren Verständnisses und unbedingter Vereinigung durch das Gefühl. Man mischte

oftmals Tendenzen hinzu, meist sozialer Art, gieng und geht, namentlich im Theater, auf Probleme aus und stärte sich dadurch den Zauber des Künstlerischen, ohne doch den rechten Einfluß auf das wirkende Leben zu gewinnen. Man vertraute dem Stolz der Überhebung moderner Wissenschaft, die da vorgiebt, Welträtsel lösen zu können, und in ihrer Beschränktheit nicht ahnt, daß — je mehr ihr Wissen zunimmt, um so mehr das Bewußtsein des Weltwesens, das jede ungetrübte, nicht fragende, sondern nur liebende, rein fühlende Menschenseele in sich trägt, unaussprechlich, undefinierbar, schwindet. Dann, enttäuscht, in's Gegenteil sich flüchtend, ergab man sich Symbolismus, Mystizismus, Okkultismus. Das Unaussprechliche soll durch Gleichnis mitgeteilt werden; die Wirklichkeit, die allzu laut schwätzend doch nichts zu sagen hatte, wird geleugnet, nur Geist und Empfindung sollen gelten, — doch, ach, nur im Gehirn moderner Dekadenten. Je mehr man sich in die Traumwelt und das Geisterreich verliert und von dort her Erklärung des Weltwesens erwartet, geht die Fähigkeit des **Schauens** der Welt verloren, das künstlerisch und religiös zugleich ist, welches das Übersinnliche im Sinnlichen zu sehen vermag, das Göttliche im Weltlichen, — das durch die Sinneserfahrung die Seelengewißheit gewinnt, durch Hingabe des ganzen gesunden individuellen Menschen an Welt und Wesen sich diesem vereint. Mit Mystizismus versperrt man sich den Weg zu reiner wahrer Mystik; mit Symbolistik trübt man sich den reinen, untrüglichen Symbolspiegel der Naturwahrheit; statt noch einer Weltanschauung, noch einem Glauben, der eben aus dem **Schauen** der Welt gewonnen, fahndet man nach Traumsystemen.

So sind wir, — so sehr die Vertreter der einzelnen Richtungen auch jeder für sich versichern, daß wir eine große, neue Kunst besäßen, — so sind wir doch durchaus in einem Wirrwarr befangen von Versuchen und Bestrebungen, von denen keine noch allgemeine Erlösung gebracht hat und sich allgemeine Geltung hat verschaffen können. Wirklich, ein wahrhaftes Wirrwarr bieten moderne Kunstausstellungen, moderne Schauspielhäuser, moderne Zeitschriften dem Auge des Betrachters dar. Noch ist kein wirklicher Fortschritt, keiner von denen, die einen willkommenen „Rückschritt" bedeuten, ein Sichbesinnen, eine Wiedervermählung der klar und rein heraufstrahlenden Menschenseele mit der liebend angeschauten und intuitiv verstandenen Natur!

Allerdings, wohlverstanden: gelöst ist die Frage von einigen Einzelwesen schon. Wir besitzen in der Malerei schon einen Hans Thoma und einen Arnold Böcklin; ja, das 19. Jahrhundert besaß bekanntermaßen einen der größten Genien aller Zeiten, der eine allerhöchste Kunst und zugleich aus eigenstem künstlerischem Wesen der Idee einer reinsten Kultur Ausdruck verlieh: Richard Wagner. Jedoch diese Namen sollten nie mit dem Begriff moderner Kunst verbunden werden: höchste Kunst und reinste Kultur stehen im Grunde außerhalb alles dessen, was irgendwie mit dem Worte „modern" bezeichnet werden könnte. Nach aber operiert man, trotz jenen, mit diesem Begriff; nach wogt es im Wirrwarr moderner Welt hin und her. Wer wird hier Klarheit und Ruhe schaffen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu obigen Betrachtungen wurde der Verfasser durch eine merkwürdige Publikation veranlaßt, die in mannigfacher Hinsicht Interesse und Anregung erweckt. Es ist eine Folge von Gedichten, die in einfacher aber eigenartiger künstlerischer Ausstattung gedruckt vor mir liegt und in jeder Hinsicht, äußerlich und innerlich, auf einen sehr originellen und vielversprechenden Autor und Herausgeber hindeutet. Der Titel ist: „**Wanderer.** Gedichtfolge in zwei Reihen. — Die erste Reihe" von **Zaiß**. Das kleine Werk erschien im Selbstverlag des Verfassers, und zwar auf Subskription, ist also der breiteren Öffentlichkeit noch nicht übergeben. Nach Art des Autorenbrauchs des 18. Jahrhunderts,

wo Litteratur und Kunst noch nicht in dem Maße mit Handel und Industrie verknüpft waren, wie leider heutzutage, wendet sich unser Dichter zunächst an einen engeren Kreis von Freunden und Liebhabern, von denen er sich eher ein ernstes prüfendes Eingehen auf seine Kunst und sein Wollen versprechen kann. (Interessenten beziehen durch den Verlag des Verfassers: Kleinschmidtstraße 24 in Heidelberg; Preis des Exemplars M. 2,50. Im Ganzen 300 nummerierte Exemplare. Druck und Ausstattung nach Angabe des Herausgebers von A. Bruckmann in München.)

Diese Art der Herausgabe erforderte die Abfassung und vorherige Versendung eines, den noch verfügbaren Exemplaren nunmehr beigelegten Zirkular-Prospektes; wodurch dem Dichter zugleich Gelegenheit geboten war, von seinem Wollen und Streben, das gleicher Weise in die Gebiete von Kunst und Kultur hineinzielt, und von der Art seiner Weltanschauung, aus welcher auf dem Wege des Künstlerischen jene Gedichte entstanden waren, Rechenschaft abzulegen. Indem der Schreiber dieser Zeilen, seiner Rezensenten-aufgabe nachkommend, seiner Anzeige die obigen, weiter ausgreifenden Betrachtungen voranschickte, bewies er schon, daß er von dieser neuen Erscheinung nichts Unbedeutendes halte und auf den Autor große Hoffnungen setze. Wir haben einen künstlerischen Menschen vor uns, der den Wirrwarr, ja die bedrückende Ungeheuerlichkeit moderner Kultur und moderner Kunst, oder besser gesagt, den eigentlichen Mangel solcher, tief-innerlichst unter Schmerzen empfindet, der nach Befreiung und Erlösung und nach der Begründung eines Neuen sucht, und der sich sehnender Seele zur Natur und Einfachheit und Seelenklarheit und Reinheit freien Menschentumes flüchtet, von hier aus neue Kultur erhoffend und hier seine eigene Kunst voll kraftvoller Empfindung und bedeutender Anschauung gründend! Unter dem Bilde des „Wanderers" faßt er dichterisch seinen eigenen leidenden, irrenden, rastlosen Seelenzustand, dessen höchstes, wundervolles Streben dahin geht, sich Befreiung und Frieden zu schaffen durch Aufgeben der Individualität zu Gunsten einer Hingabe an das All der Natur, der schuldlosen, reinen, die er unter dem Begriff der Mutterliebe und landschaftlicher Eindrücke sehnend-besitzend, schmerzvoll-beseeligt erfaßt. —

Diese Andeutungen möchten genügen, für die Publikation in weiteren Kreisen Interesse zu erregen und dem neu auftretenden Dichter die Wege zu bahnen! Es wäre wünschenswert, daß, wenn die Subskription ihre Wirkung gethan, die Gedichte durch eine allgemeinere Publikation weiter verbreitet würden. Ihr hoher dichterischer Wert wird ihnen Freunde erwerben; die Gedanken aber, das Wollen und Streben des eigenartigen Verfassers sollten jedermann, der es mit den Fragen modernen Lebens und moderner Kunst ernst nimmt, zu tieferem, fruchtbarem Nachdenken anregen!

Dr. Alfred Peltzer.

Versbücher.

Ludwig Jacobowski: Leuchtende Tage. Neue Gedichte (1896—1898). 2. Aufl. Minden, Bruns' Verlag.

Diese Gedichte, die ja bereits ihren Platz in der neuesten Litteraturgeschichte haben, gehören zu jenen wenigen, die man immer wieder gerne hervorholt, in der Dämmerung vielleicht, wohl auch in Stunden tiefster Wehmut oder grenzenlosen Glücks, um darin zu blättern und von Zeit zu Zeit, von Gedanken und Bildern überwältigt, das Buch in den Schoß sinken zu lassen. Jacobowski ist ja nicht einer von jenen Großen, die in stiller Klarheit über den Dingen schweben und uns in ihren Versen die reifen Früchte eines langen Lebens in goldenen Schalen reichen. Es

ist sehr viel Sturm und ungeberdige Leidenschaft in diesen Gedichten; aber was sie uns so wert macht und höher schätzen läßt, als sie es vielleicht ihrem absoluten poetischen Werte nach verdienten, das ist die liebenswerte, echt empfindende, warmblütige Persönlichkeit, die aus ihnen redet. Wir vernehmen die innersten Laute einer Natur, die für alles Schöne in Liebe und alles Gemeine in Haß erglühte, der es aber nicht gelungen ist, sich über ihre leuchtenden Tage hinaus von einem übermächtigen Hange zur Melancholie und Bitterkeit zu befreien. Es ist oft beinahe, als ob die Ahnung eines frühzeitigen Endes aus diesen Bekenntnissen klagte. Und so sind es eigentlich mehr wetterleuchtende Tage, deren düstere Flammen uns aus den Liedern Jacobowski's entgegenlodern. Wie traurig, daß dieser zum Dichten geschaffene Mund sich so früh schließen, daß dieses edle, reine Herz so bald verbluten mußte! Wir besitzen nicht allzu viele Gedichtbände, die trotz offensichtlicher Schwächen im Stande wären, ähnlich intensiv zu fesseln wie diese „Leuchtenden Tage", und nicht viele, die so unmittelbar aus dem Leben unserer ringenden, an Gegensätzen überreichen Zeit herausgeboren sind. Aber es kann ja nicht meine Aufgabe sein, hier sozusagen gelegte Eier nochmals zu legen. Ich habe nur den einen Wunsch, daß diese Gedichte — neben den übrigen Werken des Autors — in jeder guten, deutschen Bücherei zu finden sein mögen. Gar Mancher wird sie bald zu seinen liebsten Freunden zählen.

Richard Braungart.

Richard Wagner: Evangelium der Verachtung. Soziale Satire. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Fritz Boré: Junge Seele. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Nomina sunt odiosa! Und es giebt Namen, an deren Träger man schon um eben dieser Namen willen hohe Anforderungen zu stellen sich berechtigt glaubt. Wenn aber der Autor des „Evangeliums der Verachtung" auch einen weniger klangvollen Namen trüge, dürfte dieses Buch doch der Kritik nicht Stand halten.

Die Handlung ist gleich Null. Die alte Geschichte von dem verkannten Genie, dem sein Vermögen veruntreut wird, das sich schließlich eine bescheidene Lebensstellung erobert und durch den Sumpf der Kakatten- und Chansonettenliebe in der Verbindung mit einer (natürlich angetrauten) Frau die „Reinheit" findet und sich entsühnt. Die Frau stirbt ihm dann, und er geht an der Sehnsucht nach ihr zu Grunde. Ein — wohl dem Realismus zu Liebe — auftauchendes Lungenleiden verhilft ihm übrigens noch zu einem gottseligen Ende. — Das Buch führt aber auch den Untertitel „Soziale Satire". Diese Satire auf soziale Zustände äußert sich hauptsächlich im Schimpfen auf alles Bestehende, womit sich ein nicht immer sehr geschmackvoll geäußerter Antisemitismus nach verquickt. Bezüglich einer Erklärung für diesen Titel des Buches bleibt der Verfasser so gut wie alles schuldig. Und außerdem hat er mit der, gelinde gesagt, sehr ungenierten Badeszene à quatre im Walde, welche für die Handlung sehr überflüssig ist, der Lüsternheit des Lesepublikums eine Konzession gemacht, welche sehr schlecht zu der mit Nachdruck betonten Verachtung der „tierischen Gier und Sinnlichkeit" paßt.

Einiges ist allerdings gut und treffend empfunden. Was Wagner (Seite 11) über Jugenderziehung und Religionsunterricht, (S. 31) über den Gegensatz zwischen Bibel und Ehrenkodex und über Vernunftehen schreibt, wirft ein scharfes Schlaglicht auf gewisse verrottete Zustände unserer Gesellschaft. Allein diesem wenigen Guten steht ein öder Schwulst von langatmigen Phrasen und Behauptungen gegenüber, durch den man sich förmlich durchbeißen muß. Der Autor selbst hat das gefühlt, denn er schreibt Seite 9:

„Fang endlich an und laß die faulen Witze,
Du wirst verlacht sonst noch im Kladd'radatsch —
Langstilig, wie ein Antrag Lieber-Hitze
Ist dein griesgrämig, zänkisches Gequatsch.“

Außerdem hat es sich Herr Wagner mit den Versen sehr leicht gemacht, denn auch der mildeste Beurteiler kann folgende Reime nicht mehr passieren lassen: Schule — Schmule; Alltagsschutte — Zwirn und Jute; Plastik — Mast dick; Esterhazy — Lojolas Nazi (sic); Rang — Engagement; Mode — Schote. (Horribile dictu!) Des Ferneren war es dem Herrn beschieden, einen Reim auf Menschen zu finden, von welchem Worte man gewöhnlich behauptet, daß sich darauf überhaupt nichts reime. Er fand sogar der Verse zwei — allerdings — doch, bitte selbst zu urteilen:

„Die Bestie jagt kein Engel aus dem Menschen,
Von Konstanz bis nach Myslowitz und Bentschen
Schreckt sie vom Königssohn bis zum Slowen'schen
Mausfallenhändler . . .“

Nach diesen Stichproben können die Akten über dieses „Evangelium“ wohl geschlossen werden und darf ich das Nächste heranholen.

Nachdem ich eine Zeit lang in dem zweiten Buche gelesen hatte, sah ich nochmals nach dem Namen des Autors, denn mir war's, als hätte ich Heine's „Buch der Lieder“ vor mir liegen. Gedichte wie „Vision“, „Sehnsucht“, „Heimweh“ sind solch getreuer Heine-Absud, daß man darüber füglich überhaupt nichts mehr sagen kann. Anderes, wie: „Als ich Abends von dir gieng“, „Warnung“, haben allerdings keinen Anklang an Heine, sind aber wieder so dilettantenhaft und schablonenmäßig geraten, daß sie fast komisch wirken. Besser sind die Gedichte des Abschnittes „Magdalene“, die teilweise ein wirklich tiefes, zartes Empfinden verraten. „Als mir dein Leib entgegenblühte“, „Im Joch“, „Die Lerche“ zeigen sogar die Spuren einer starken lyrischen Begabung, und „Wie er starb“, „Das kranke Kind“, „Memento“ ragen so turmhoch über die Gedichte des ersten Abschnittes empor, daß man das Urteil über dieses Buch in den Rat für den Verfasser zusammenfassen kann: Mehr Disziplin und Selbstkontrolle, sowie ein beherztes Ausmerzen aller Neigung zur Vielschreiberei, dann kann Fritz Baré vielleicht einmal — wenn auch noch nicht morgen oder übermorgen — etwas ganz Gutes schaffen.

Lilli Arber.

Dramen.

Karl Frankhauser: Der Herr Professor. Lustspiel in fünf Aufzügen. — Opfer der Liebe. Trauerspiel in fünf Akten. Straßburg i. Els., J. H. Ed. Heitz.

Franz Neubauer: Phrasien. Komödie in drei Akten. Leipzig, Richard Wöpke.

Ludwig Siltenfeld: Johanne. Charakterbild in einem Akt. Breslau, Rud. Dülfer.

Erich Michael: Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Adolf Baum.

Friedrich Jansen: Die Katherinen. Drama in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Karl Frankhauser scheint es mit dem Dichterberuf nicht allzu ernst zu nehmen. Papier und Druckerschwärze wird oft und viel gemißbraucht; doch selten habe ich ein so nichtssagendes und täppisches Buch zu Gesicht bekommen wie Frankhausers „Herr Professor“ oder sein „Opfer der Liebe“. Mögen ihm die Götter gnädig sein — ich kann es nicht. Wenn sich der Ehrgeiz des Dichters damit begnügt, die ersten besten auf der Straße aufgelesenen Trivialitäten, gleichviel ob sie mit einander harmonieren oder nicht, zu einem „Trauerspiel“ aneinander zu reihen, oder die Professorswitze eines Jahrgangs der „Fliegenden“ zu einem „Lustspiel“ zusammenzusetzen, dann kann von Kunst und Kunstkritik füglich keine Rede mehr sein. Gegen die schiefen Anschauungen über Menschenrecht und Menschenschuld, die auf diese Weise namentlich in das „Opfer der Liebe“ hineingeraten sind,

würde ich noch schärfer protestieren, wenn ich glauben könnte, daß es Gemüter giebt, naiv genug, um sich dadurch überhaupt irreführen zu lassen. Ich meine aber, Gestalten wie der Herr Professor, der die These aufstellt, Goethe habe keine Flöhe gehabt, und sie mit wütender Hartnäckigkeit und Überzeugungsstarrheit zu verteidigen weiß — solche Gestalten werden selbst von Fräulein Eulalia nicht mehr ernst genommen.

Anders steht es um Franz Neubauer. Neubauer ist ein Dichter, wenngleich sein Werk noch keine Dichtung ist. Eine Satire soll es sein, eine Satire auf — Rußland. Dem Verleger, der uns dies ankündigt, sitzt augenscheinlich der Schalk im Nacken; er wäre sonst weniger in die Ferne geschweift und hätte dies Rußland (beim Dichter heißt es Phrasien) bei seinem rechten Namen genannt. Neubauer hat offenbar zu viel gewollt. Gegen St. Bureaukratius wollte er zu Felde reiten; das gieng aber über seine Kräfte. Er war nicht der Mann, die Vielseitigkeit seines Thema's zu meistern, und vermochte doch auch nicht diese Vielseitigkeit durch weise Beschränkung einzudämmen. So streift er in feuilletonistisch-oberflächlicher Weise bald soziale, bald ethische, bald religiöse Fragen, ohne die höhere Einheit zu finden, unter die sie gestellt und unter der sie behandelt sein wollen. Während er sich müht, alle Fliegen auf einen Schlag zu erlegen, flattern sie ihm alle auf einen Schlag davon. Da ist Tragik, um so mehr, als sich neben den vielen fast unglaublichen Wunderlichkeiten des Buches auch recht hübsche Einfälle und Gedanken finden, und auch der dramatische Ausbau in den entscheidenden Szenen nicht übel ist. Daß solch ein wirres, scheinbar zielllos und planlos konzipiertes Werk noch nichts bieten und geben kann, liegt auf der Hand. Aber versprechen kann es, und ich glaube, wir dürfen Besseres von Neubauer erwarten, wenn seine Phantasie — hoffen wir: in nicht zu langer Zeit — den Weg aus Phrasien zurück nach — Deutschland gefunden haben wird.

Ludwig Sittenfelds „Johanne" ist ein anspruchsloses Charakterbild. Ein Genrestücklein, das in seiner ungekünstelten Treuherzigkeit Freunde zu finden und geliebt zu werden verdient. Freilich, die zum Ausdruck gebrachten Gedanken und Stimmungen sind nicht neu und originell; Johanne, die alte treue, ihrer Herrschaft alles opfernde Dienstmagd, ist schon oft in Vers und Prosa besungen worden, wenn auch mehr von den rückwärts schauenden Panegyrikern der guten alten Zeit, als von unsern im modernen Leben stehenden Poeten. Aber die Art, wie Sittenfeld diesen Charakter hinzustellen und zu entwickeln weiß, ist beachtenswert; sie ist so frei von jeder Pose, jeder Theatralik, daß man weder die allzu konventionelle Folge der Ereignisse noch das überrasche Tempo der Handlung, aber den etwas thränenseligen Schluß unangenehm empfindet.

Erich Michaels Trauerspiel „Die Pfarrer von Grünhain" reicht in seinem Thema über alle bisher besprochenen Werke hinaus. Nicht so in der Ausführung! Die religiöse Idee, die ihm zu Grunde liegt, der Konflikt zwischen dem harten, unbarmherzigen und dem weichen, vergebungsreichen Christentum, ist in ihrer Konzeption offenbar der Entwicklung und Ausgestaltung der äußeren Handlung vorausgegangen. Es fehlt der innige Kontakt beider, es fehlt die tiefere Notwendigkeit, mit der Äußerliches aus Innerlichem, innerliches Erleben aus äußerlichen Geschehnissen folgt. Etwas Paradigmatisches liegt so von vorn herein in der Fabel des Drama's, und es ist nur natürlich, daß so alles auf die Spitze getrieben erscheint und es an Absichtlichkeiten und erzwungenen Extremen, namentlich in der Charakterzeichnung, nicht mangelt. Die Schwarz-Weiß-Malerei längst überwundener Epochen wird wieder lebendig, die einzelnen Gestalten sind nicht viel mehr als Personifikationen bestimmter Begriffe.

In besonderer Weise gilt dies von dem Bösewicht des Stückes, Georg von Buchau, und von dem Vertreter der Religion der Liebe, Hans Reichardt, der denn doch des Guten zu viel thut, wenn er sich in seinem hochherzigen Empfinden als Verführer seiner, den Künsten Georgs zum Opfer gefallenen Cousine ausgiebt, freiwillig den Fluch des alten Reichardt, seines strenggläubigen Onkels, auf sich nimmt, und seine Stellung, die ihm allein Glück und Frieden geben kann, niederlegt. Solcher Wunderlichkeiten finden sich in Michaels Buche noch mehr. Den Gesamteindruck stören sie nicht. Es liegt etwas Johannesstimmung, seinem tieferen Kerne nach, über dem Drama. Der harte Ernst des Bußpredigers triumphiert, bis die siegende Liebe kommt und mit glänzender, selbstloser That das Wirken der strengen Gesetzesgerechtigkeit in den Schatten stellt. In diesem Kampf, dieser Auseinandersetzung zweier einander entgegengesetzter Welt- und Lebensanschauungen liegt der Schwerpunkt des Werkes; hierauf hat Michael auch alle Kraft konzentriert. Eine größere bühnentechnische Erfahrung hätte diese Szenen immerhin noch wirksamer herausarbeiten und Mäßigung im Gebrauche überschwänglicher Bibelzitate hätte zu ihrer inneren Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit nur beitragen können.

In Friedrich Jansens Drama fällt die Linie, die uns bisher aufwärts führte, wieder auf einen bedenklichen Tiefpunkt herab. Es ist in Jamben geschrieben, zum Teil in fürchterlichen Jamben. Ein geschichtlicher, übrigens ganz dankbarer Stoff ist in der denkbar bequemsten und konventionellsten Form behandelt. Ein typisches Epigonenwerk, Schablonenarbeit niedrigster Mache. Nirgends ein Stückchen Dichterindividualität, das neugierig und nachdenklich über die Mauern dieser Puppenwelt hinwegschaute. Denn ein Puppentheater ist es. Am liebsten sprechen diese Puppen abendrein in Monologen. Sehr stolz war ich, als ich neben den vielen sprachlich schlechten Versen, deren sie sich bedienen, auch einen in metrischer Hinsicht unmöglichen und unglaublichen entdeckte; wer ihn lesen will, findet ihn auf der ersten Seite des Buches. Die Kuriosa fangen aber noch früher an; schon auf dem Titelblatt: es meldet uns, daß es sich hier um eine zweite Auflage handelt. Dies Faktum giebt uns denn doch ein wenig zu denken!

Eberhard Buchner.

Des Sittenmeisters Ärgernisse. Eine Komödie in drei Akten von Friedrich Duckmeyer. München, Staegmeyr'scher Verlag.

Einer für Alle. Eine Tragödie in fünf Akten von Friedrich Duckmeyer. Ebenda.

Der Zeitungsbauer (Agrarier). Trauerspiel in vier Akten von Fritz Stoffel. Bühnenverlag von Lucas in Elberfeld.

Die beiden Bücher des Herrn Duckmeyer, eines Livländers, der schon eine große Fülle Makulatur geliefert hat, führen uns in die Ferne, das eine in's alte Rom, das andere nach Samarkand. Es läßt sich schlechterdings nichts dabei sagen und denken, als daß sie eine in ihrer Art unübertreffliche Mischung von plattester Geschmacklosigkeit und schrecklicher Langweiligkeit zu Wege brachten.

Fritz Stoffel dagegen besitzt lebendiges, nicht tiefes, aber kräftiges Talent zur Bühnenschriftstellerei; auch ist mit einigen Kürzungen sein Stück für kleinere Bühnen zweifellos empfehlenswert.

Theodor Lessing.

Vermischtes.

Wagneriana. Erlebte Ästhetik von Dr. Arthur Seidl. I. Band: „Credo einer Richard Wagner-Kultur." — Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. (Bd. II und III folgen noch bis Februar 1902.)

Da der Herausgeber dieser Zeitschrift doch unmöglich von einem ihrer Mitarbeiter sich hier herausstreichen lassen kann (das

zerzausen möchte schon weit eher angehen), so sei nachfolgend lediglich zur knappen Charakteristik und Vermeidung etwaiger, bei dieser Veröffentlichung naheliegender Mißverständnisse wenigstens eine Art von Auseinandersetzung und Wechselrede dem Buche mit auf den Weg gegeben, wie sie sich (frei nach dem „Tannhäuser") bei seinem Erscheinen zwischen den älteren „Wagnerianern" strikter Observanz, den eigentlichen „Bayreuthern" und Rittern des hl. Grals-Kultes, und dem Verfasser des Werkes vom „Modernen Geist in der Tonkunst" sehr wohl abspielen oder abgespielt haben könnte . . . .

Ich: „Im Traum war mir's, als hörte ich,
Was meinem Ohr so lange fremd!
Als hörte ich der Glocken fromm Geläute: —
O sagt! Wie lange hört' ich's doch nicht mehr?
— — — — — — — — — —
Ich wanderte in weiter, weiter Fern', —
Da, wo ich nimmer Rast noch Ruhe fand.
— — — — — — — — — —
Ha, jetzt erkenne ich sie wieder,
Die schöne Welt, der ich entrückt!"

Bayreuth: „Er kehrt zurück, den wir verloren!"

Ich: „Laßt mich! Mir frommet kein Verweilen,
Und nimmer kann ich rastend steh'n;
Mein Weg heißt mich nur vorwärts eilen,
Denn rückwärts darf ich niemals seh'n!"

Sdl.

Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Dr. Egon Komarzynski. Berlin, B. Behrs Verlag.

Der Verfasser, der in erster Linie Litterarhistoriker zu sein scheint, sucht in zwei Abschnitten Schikaneders Leben sowie dessen Thätigkeit als Theaterdichter zu schildern, aber auch zu beleuchten. Mit Glück wird uns ein Bild vom „Erdenwallen" des großen, in der Erfindung von neuen Kniffen und Effekten unerschöpflichen Theatertechnikers gegeben und dabei mit mancher Fabel und Legende aufgeräumt. Auch die Analysierung von Schikaneders überaus zahlreichen Stücken, von seinen ersten Singspielen aus den Jahren 1776 bis zu seinen mährischen Ritter- und Zauberstücken von 1812, die in ihrer kindlich-phantastischen Weise einzig dastehen, all' das ist vom Verfasser mit Sorgfalt und Verständnis gegeben. Doch ist Komarzynski auch bemüht, seinen Helden von schweren Vorwürfen (so z. B. der Fall Mozart) „reinzuwaschen", ja selbst auch den Stücken zum Teil einen höheren Wert zuzuerkennen. Bekanntlich war Schikaneder der Librettist der „Zauberflöte", und dieser widmet der Verfasser ausführliche Betrachtungen. Der Musikfreund wie der Forscher wird hier für die Entstehung der Oper manches Neue finden und vielfach angeregt werden. Doch möchte ich auch auf einige kleine Mängel hinweisen, die dem trefflichen Buch als solchen natürlich noch nicht zu schaden brauchen. Warum geht der Verfasser der Musik, die in Schikaneders Leben eine so hervorragende Rolle spielte, so ängstlich aus dem Wege? Von Schikaneders Kompositionen erfahren wir nur einmal in einem kurzen Satze (S. 81); bei Mozarts „König Thomas", dem ja der Verfasser selbst (S. 134) für die Entwicklung des Komponisten eine Bedeutung zuerkennt, hätte doch kurz (S. 118 etwa) auf die programmatischen Ansätze, die sich in ihm finden, hingewiesen werden sollen. Auch vermißt man (auf S. 105 ff.) die Verarbeitung und Einbeziehung von Leopold Schmidts ausgezeichnetem Buche „Die Märchenoper", das für die Einschätzung der Prunk- und Zauberoper so wertvolles Material bietet. Wäre nicht ferner aus dem Münchener Kreisarchiv noch manches Interessante zu holen gewesen? Verdiente nicht ebenfalls der venetianische Bucentaurus (S. 102) eine größere Anmerkung, die auf dessen Beliebtheit im 17. und 18. Jahrhundert hinwiese? — Wohl niemand wird das Buch ohne Nutzen aus der Hand legen.

Ludwig Schiedermair.

Bibliothek der Länderkunde. Die gewaltige Ausdehnung, die der deutsche Handel genommen, das Kolonialfieber, das

weite Kreise ergriffen hat, in Verbindung mit dem uralten Interesse für fremde Länder, das im deutschen Volke besonders lebendig ist, wie schon der Umstand beweist, daß in Nürnberg der erste Globus, in Basel die erste Kosmographie geschaffen wurden: diese drei genannten Dinge sichern gerade heute geographischen Werken eine Teilnahme, wie sie nicht gleich wieder Büchern aus anderen Wissenszweigen entgegen gebracht wird. Selbst verhältnismäßig kostspielige Werke, wie etwa die Reisewerke des Brockhausischen Verlages, finden guten Absatz.

Unsere geographische Litteratur braucht aber auch bezüglich Quantität und Qualität den Vergleich mit der anderer Nationen nicht zu scheuen. Wir verfügen sowohl über eine stattliche Zahl von Kompendien, als auch über eine noch höhere von Detailwerken. Was uns jedoch bisher fehlte, das war *eine allgemeine, auf der neueren Forschung basierende Länderkunde*. Diese wirklich vorhandene „*Lücke*", — man ist gegen dieses Wort mit nur allzu viel Recht mißtrauisch geworden! — die Sievers nicht ausfüllen konnte, soll nun die im Verlage von Alfred Schall in Berlin erscheinende, von *Alfred Kirchhoff* und *Rudolf Fitzner* herausgegebene „Bibliothek der Länderkunde" ausfüllen. Die Herausgeber haben eine Reihe der hervorragendsten Geographen für das Unternehmen gewonnen, so daß ein gutes Gelingen der Aufgabe: nämlich „auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage jeden der in Betracht gezogenen Erdräume von einem tüchtigen Kenner desselben in seinen Wesenszügen gemeinverständlich, an der Hand guter Veranschaulichung, durch naturgetreue Bilder und zweckmäßig gewählte Spezialkarten zu schildern", nicht in Zweifel zu ziehen ist.

Der vorliegende erste Band von Dr. *Karl Fricker* ist der „*Antarktis*" gewidmet. Fricker steht auf der Höhe seiner Aufgabe. In den sieben Kapiteln des Buches ist alles zusammengetragen, was wir über die südliche Kalotte unseres Planeten wissen, und in lichtvoller, fesselnder Darstellung vor dem Leser ausgebreitet. Wir lesen die gerade hier so wichtige und interessante Geschichte der Erforschung des unwirtlichsten aller Erdgebiete, wir werden über Oberflächengestaltung und geologischen Aufbau, über Klima, Eisverhältnisse, Vegetation und Tierleben aufgeklärt, und ein eigenes Kapitel ist der Zukunft der antarktischen Forschung gewidmet, die in dem Direktor der Seewarte in Hamburg, Georg Neumayer, den eifrigsten Förderer einer deutschen Südpolarexpedition hat (an welcher bekanntlich demnächst auch ein Münchner Arzt, Dr. med. *Hans Gazert*, persönlich sich beteiligen wird, D. Schriftl.). Freilich, materielle Güter sind in jenen eisstarrenden Regionen nicht zu holen; wohl aber giebt es physikalische und biologische Fragen, die nur im Gebiete des Südpols zu lösen sind, wenn wir auch nicht jene grandiosen Hoffnungen teilen können, die der phantasievolle Wilhelm Bölsche in seinem Artikel „Das Geheimnis des Südpols" ausspricht. Fricker versteht es jedoch ganz außerordentlich, für diese Fragen, wie überhaupt für sein Thema, zu interessieren; trotz strengster Wissenschaftlichkeit webt er einen leisen romantischen Schleier um die südliche Thule, die ja seit den Tagen Hipparchs und Ptolemäus' einen besonderen Reiz auf Denker und Erdforscher ausgeübt hat.

Der Text wird durch eine schöne Anzahl vorzüglicher, authentischer Illustrationen und Karten wirksam unterstützt, die Ausstattung ist eine durchaus gediegene und läßt den Preis von fünf Mark pro Band gering erscheinen. Halten sich die folgenden Bände auf der Höhe der „Antarktis", dann darf man der „Bibliothek der Länderkunde" mit vollem Recht den ersten Rang in unserer geographischen Litteratur anweisen.

Karl Bienenstein.

„*Ernst von Wolzogens Überbrettl in Wort und Bild*" hat Frau A. Hertwig in München (im Selbstverlag) er-

scheinen lassen. Das kleine Album enthält die nach Liebhaberaufnahmen der bekannten Amateur-Photographin hergestellten Porträts des „Brettl-Barons“ und seiner lustigen Kameraden. Die Bilder sind durchwegs gut gelungen, zum Teil sogar vorzüglich, wie z. B. die Wolzogens selbst, der Olga Destrée, Bogumil Zeplers und Reßners, der einem sein „Serous, kleine Kröte“ entgegen zu rufen scheint; und Bierbaums „lustiger Ehemann“ dreht sich wirklich „wie ein Pfau“ in seinem Kostüm der dreißiger Jahre. Was den Text anlangt, so besteht er nur aus einigen Zitaten der bekannten Brettllieder. Frau Hertwig hat sicherlich den vielen Freunden des „bunten Theaters“ Freude mit diesem kleinen, bescheidenen Büchelchen machen wollen; aber es wäre doch zu wünschen gewesen, daß die Herausgeberin ihr Werkchen mehr dem Stil des „Überbrettls“ angepaßt, oder doch Alles von ihm ferngehalten hätte, was an unsern heutigen, aufdringlichen Zeitungs-Reklamestil zugleich erinnert. Und dazu gehört vor Allem die Anpreisung der Kompositionen des „Brettl-Repertoires“. Daß ferner auf der letzten Seite „Sanatogen als glänzend bewährtes Mittel bei allen neurasthenischen Zuständen“ empfohlen wird, soll doch die Leser und Besucher nicht etwa in zart andeutender Weise darauf aufmerksam machen, daß es geraten sei, sich gerade hier mit solchen Medikamenten vorzusehen? Und daß die Bilder mit „Görz' Doppel-Anastigmat“ aufgenommen sind, was bei allen Bildern immer wieder eigens betont wird, erinnert doch bedenklich an jene alle 14 Tage in der „Woche“ erscheinenden Moment-aufnahmen mit demselben Apparat, die Herr Scherl doch sicherlich nicht aus Interesse für die Fortschritte der Photographie in seinem „Weltblatt“ bringt. (Zum Min desten klingt das alles wie eine leidige Reminiszenz an den ebenso unkünstlerischen und abscheulichen wie aufdringlichen Annoncen-Vorhang von E. von Wolzogens „Buntem Theater“ an der Berliner „Sezessions-Bühne“.) Franz Wagner.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Lindhammer, Hedwig: Die Wohlfahrtseinrichtungen Münchens. Herausgegeben vom Verein für Fraueninteressen. München, August Schupp. 195 S. M. 1,20.

Lublinski, S.: Der Imperator. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 335 S.

Lüer, Dr. Hermann: Die Entwicklung in der Kunst. Ein Erklärungsversuch. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 71 S. M. 1,50.

Lüttich, A.: Das Leipziger Gewerkschaftskartell, die Entwicklung und wirtschaftlichen Kämpfe der Leipziger Gewerkschaften. Leipzig, Verlagsanstalt der Leipz. Volkszeitung (G. Heinisch). 190 S. M. 1,—.

Maugras, Gaston: Der Herzog von Lauzun und die intimen Hofkreise 1747—93. Aus dem Französischen übersetzt von Paul Bornstein. München, Albert Langen. I. Band 267 S., II. Band 387 S.

Mauke, Wilhelm: Das neue Lied. Zur Ästhetik der modernen musikalischen Lyrik. Heft 4 der Sammlung moderner Flugschriften: „Freie Warte“, herausgegeben von Dr. Ludw. Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 44 S. Brosch. M. 0,80, geb. M. 1,—.

Maupassant, Guy de: Das Loch. Kl. Bibl. Langen, München. 121 S.

May, R. E.: Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Zur Jahrhundertwende.

Berlin-Bern, Akademischer Verlag f. soziale Wissenschaften (John Edelheim). 727 S. M. 10,—.

Meinecke, Gustav: Wirtschaftliche Kolonialpolitik III. Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke). 47 S.

Meyer, Dr. phil. Heinrich: Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Göttingen, Franz Wunder. 97 S. M. 2,—.

Meyer, Richard M.: Goethe als Psycholog. Festvortrag. Sonderdruck aus dem „Goethe-Jahrbuch", 22. Band. 28 S.

Meyle, Nina: Funken unter der Asche. Roman. Leipzig, Paul List. 355 S. M. 5,—.

Möller, Alfred: Künstler und Publikum. Eine litterarische Studie für Laien. Eberswalde-Berlin, Verlag „Jung-Deutschland" (S. Dyck). 70 S. M 1,—.

Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel. Herausg. von Hugo Helbing, redigiert von A. von Seydlitz in Stoenberg; Heft 1—7. München, Hugo Helbing.

Mongré, Paul: Ekstasen. Gedichte. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 214 S. M. 3,—.

Moszkowski, Alexander: Das Über-Büchl. Humoresken. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (G. m. b. H.). 110 S. M. 1,—.

Muff, Dr. Christian: Humanistische und Realistische Bildung. Berlin, G. Grote. 88 S.

Nossig, Dr. Alfred: Revision des Sozialismus. 1. Band, 1. Teil. Berlin-Bern, Akademischer Verlag f. soz. Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 277 S. M 4,—.

Notizen eines Laien aus der Litteratur der Geisteswissenschaften, in 7 Fragestücke geordnet. Berlin, Siegfried Cronbach. 74 S. M. 1,—.

Oesterwitz, Hermann: Warum darf und soll man in der Lotterie spielen? Eine Antwort auf die Broschüre: „Das Glück in der Lotterie". Dessau, Hermann Oesterwitz. 24 S. M. 0,25.

Derselbe: Was sind Odd-Fellow-Brüder und was wollen sie? Wesen, Bedeutung und Ziele der Odd-Fellow-Logen. Ebenda. 22 S. M. 0,50.

Oltmanns, J.: Form und Farbe. Hamburg, Alfred Janssen. 212 S.

Pastor, Willy: Berlin, wie es war und wurde. Zur Geschichte der Stadt. 111 S. M. 2,50, geb. M. 4,—. — Das Reich des Krystalls. Schauspiel in 5 Akten. 72 S. Brosch. M. 1,50 — Der neue Stern. Drama in 5 Akten. 84 S. Brosch. M. 1,50. — Im Geiste Fechners. Fünf naturwissenschaftliche Essays. 148 S. Brosch. M. 1,50, geb. M. 2,50. — Sämtlich: Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Perfall, A. von: Aus der Geschichte der Ehen. Aus „Ecksteins Moderner Bibliothek" Nr. 2. Berlin W., Rich. Eckfteins Nachf. (H. Krüger). 96 S. M. 0,50.

Pfordten, Freiherr Dr. Hermann von der: Musikalische Essays I. u. II. Neue Folge. München, C. H. Beck (Oskar Beck). Band I 248 S., Band II 283 S. Jeder Band brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Pfordten, Otto v. der: Werden und Wesen des historischen Drama's. Heidelberg, Carl Winter. 207 S. M. 3,60.

Philippson, Professor Dr. Ludwig: Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt? 2. Auflage. Leipzig, M. W. Kaufmann. 64 S.

Poeche, Dr. J.: Der Schlaf und das Schlafzimmer. Ein hygienisch-diätetisches Handbuch als Wegweiser zur Erlangung eines natürlichen und erquickenden Schlafes. Berlin SW., Eduard Beyer. 107 S. M. 1,50.

Pock, Wilhelm: Schicksale. Novellen. Hamburg, Alfred Janssen. 190 S.

Polenz, Wilhelm von: Luginsland. Dorfgeschichten. Berlin W., Fontane & Co. 87 S. M. 1,—.

Prévost, Marcel: Der gelbe Domino. Roman. Aus d. Franz. übersetzt von Hans Jürgens. München, Albert Langen. 174 S.

Reichel, Eugen: Gottsched der Deutsche. Dem deutschen Volke vor Augen geführt. 115 S. — Gottsched. Biographische Skizze. 81 S. Beides: Berlin, Gottsched-Verlag.

Reiser, Dr. Karl: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Kempten, J. Kösel. Band I. 567 S., Band II. 640 S. Brosch. Heft M. 1,—.

Religion der Zukunft: II. Teil. „Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand" von Th. Schulze. 3. Aufl. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag (G. m. b. H.). 185 S. M. 2,—.

Remer, Paul: Osterglocken. Ein Schauspiel. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 58 S.

Ritter, Prof. Hermann: Über die materielle und soziale Lage des Orchestermusikers. Ein Mahnruf an Eltern, Vormünder und Erzieher. München, Max Poeßl. 39 S.

Rochefort, Henry: Abenteuer meines Lebens. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. Stuttgart, Robert Lutz. Band I 376 S., Band II 410 S.

Roßler, Arthur: Es giebt solche Menschen. Ein Skizzenband. München, August Schupp. 138 S.

Romocki, L. von: Distinguiert. Geschichten. Aus „Eckfteins Moderner Bibliothek" Nr. 3. Berlin W., Rich. Eckfteins Nachf. (H. Krüger). 94 S. M. 0.50.

Rosebery, Lord: Napoleon I. am Schluß seines Lebens. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther. 277 S. (97 Illustrationen.) Brosch. M. 7,50, geb. M. 10,—.

Rüttenauer, Benno: Aphorismen aus Stendhal. Über Schönheit, Kunst und Kultur. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 182 S. M. 6,—.

Salolowski, Dr. Paul: Ernst von Schuch. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 31 S.

Salus, Hugo: Susanna im Bade. Schauspiel in einem Aufzuge. München, Albert Langen. 58 S.

Schaarschmidt, Friedrich: Aus Kunst und Leben. Studien und Reisebilder. München, Fr. Bruckmann A.-G. 224 S. M. 4,—.

Schmitt, Eugen Heinrich: Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur. Leipzig, Eugen Diederichs. 482 S. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Schöne, Hermann: Theater-Bohème. Novelle. Leipzig, Ernst Keils Nachf. 110 S. M. 1,—.

Scholz, Dr. med. F.: Von Ärzten und Patienten. Lustige und unlustige Plaudereien. 2. Aufl. München, Seitz & Schauer. 100 S.

Scholz, Wilhelm von: Annette von Droste. Eine Auswahl aus ihren Gedichten, mit Charakteristik der Dichterin. Leipzig, Eugen Diederichs. 247 S. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Schriftsteller und Journalisten-Kalender, herausgegeben von Emil Thomas. Leipzig, Walther Fiedler. 342 S.

Schwann, Mathieu: Liebe. Leipzig, Eugen Diederichs. 298 S. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Schwarz, Karl Joh.: Der Ungebändigte. Roman. 215 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,50. — Der Weg zur Ehe. Schauspiel in 3 Akten. 80 S. M. 2,—. — Beides: Eberswalde-Berlin, Verlag „Jung Deutschland" (S. Dyck).

Sohnrey, Heinrich: Friedesinchens Lebenslauf. Für große und kleine Leute erzählt. Berlin SW., Gg. Heinrich Meyer. 399 S. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Somborn, Carl: Das Venezianische Volkslied I, die Villotta. Heidelberg, Carl Winter. 256 S. M. 3,60.

Spielhagen, Fr.: Frei Geboren. Roman. Leipzig, L. Staackmann. 299 S. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Der Spielmann. Heft 4 und 5. Monatsblätter für deutsche Dichtung. Berlin W., Fischer & Franke. M. 0,80.

Stern, Maurice Reinhold von: Abendlicht. Neue Gedichte. Linz-Wien-Leipzig, Österr. Verlagsanstalt. 98 S.

Stock, Dr. Otto: Friedrich Nietzsche der Philosoph und der Prophet. Braunschweig, George Westermann. 62 S.

X-Strahlen. Zeitschrift, Heft I—VII. Erscheint jeden Montag. Wien XVIII./1., Währinger Gürtel 111. Heft 32 S. M. 0,20.

Strobl, Karl Hans: Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von drüben. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 173 S.

Svoboda, Adalbert: Ideale Lebensziele. Band I. 391 S.; Band II. 506 S. Leipzig, C. G. Naumann.

Teodor, Josef: Das Centefest. Drama in 3 Akten. Sonderabdruck aus der Monatsschrift „Nord und Süd".

Theuerdank: Fahrten und Träume deutscher Maler. Zwanglose Bilderfolgen lebender Künstler. (Zeitschrift) Berlin W., Fischer & Franke. Heft M. 2,— bis M. 2,50.

Thiele, Adolf: Hinauf zur bildenden Kunst! Laiengedanken. Chemnitz, Selbstverlag des Verfassers. 40 S. M. 0,20.

Thoma, Ludwig: Die Medaille. Komödie in einem Akt. München, Albert Langen. 102 S. M. 1,50.

Tolstoi, Graf Leo von: Aufruf an die Menschheit. Übersetzt von Wladimir Czumikow. Leipzig, Eugen Diederichs. 115 S.

Derselbe: Die Sklaverei unserer Zeit. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. 130 S. M. 1,—.

Tomicich, Hugo: Erläuterung der Oper: „Die Falena". Legende von Silvio Benco zur Musik von Antonio Smareglia. Leipzig, C. Hofbauer. 23 S.

Tschechoff, Anton: Ja, die Frauenzimmer! Kl. Bibl. Langen, München. 150 S.

„Völkerschau" — Illustrierte Monatsschrift, herausgeg. von B. K. Renz, Dr. phil. Heft I, und II. München, Verlag „Völkerschau" — Leipzig, bei Otto Maier (vorm. Rud. Gieglers Kolportage-Grosso-Buchhandlung).

Volbehr, Theodor: Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. Ein Vermächtnis des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Eugen Diederichs. 114 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Weigand, Wilhelm: Florian Geyer. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig und Berlin SW., Georg Heinrich Meyer. 143 S.

Wille, Dr. Bruno: Materie nie ohne Geist. Vortrag. Berlin-Bern, Akadem. Verl. f. soz. Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 38 S. M. 1,—.

Wirth, Albrecht: Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. München, F. Bruckmann. 236 S. M. 4,50.

Woermann, Karl: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, I. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 667 S.

Wolf, Prof. Dr. Julius: Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Berlin, Georg Reimer. Vierteljährl. M. 4,—.

Wolgast, Heinr. und Spohr, Wilh.: Endlich Künstlerisches für die Kinder. Beiträge zur Frage der Jugendlektüre und des Bilderbuches. Berlin W., Verlag „Ernstes Wollen". 16 S.

Zabel, Eugen: L. N. Tolstoi. Der Sammlung „Dichter und Darsteller" VI. Band, herausgeg. von Dr. Rudolf Lothar. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann & Wien (Gesellschaft für Graphische Industrie). 152 S.

Zahn, E.: Herrgottsfäden. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 327 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

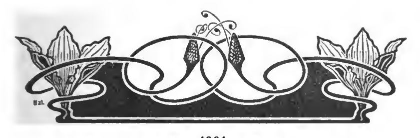
Zola, Emile: Die Affäre Dreyfus. Der Siegeszug der Wahrheit. Übersetzt von Paul Seliger 5. Aufl. 293 S. — Arbeit. Roman in 2 Bänden (3 Bücher). Der „Vier Evangelien" 2. Teil. Übersetzt von Leopold Rosenzweig. Geh. M. 6,—, geb. M. 8,—. — Beides: Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

NB. Das nächste Heft der „Gesellschaft" erscheint gegen Mitte August als Doppelheft!

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
Fernsprech-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von $4^1/_2$—$6^1/_2$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Band III. ❋ 1901. ❋ Heft 3/4.

„Auf drehbarer Bühne.“*)

Festspiel

mit Musik und Gesang, eigens verfaßt zur feierlichen Eröffnung des

Münchner „Prinzregententheaters“.

Mitwirkende:

Rabbi Sichel, Oberrabbiner, Intendant, Professor, Ritter hoher Orden, aber noch nicht des Zivilverdienstordens.

von Pfiffig, ganz heimlicher Rat, Anwesenbesitzer in unmittelbarer Nähe des Prinzregententheaters.

Knurrig und Immergrün, Verleger des vornehmsten Blattes Mittel- und Süddeutschlands. 97 000 Auflage. Kunst-, Alpine und Sport-Zeitung. Täglich zweimal.

Theilmann und Schnittmann, Baumeister mit und ohne Akkord. Eigene Abteilung für Immobilien- u. Terraingesellschaft. Telefon Nr. 97 714.

Pfründner, Rentner, Aufsichtsrat der Terraingesellschaft.

Pinsel, Advokat, stiller Berater der Immobilien- und Terraingesellschaft.

Schöps und Trottelberger, Münchener Bürger, Schöps nebenbei noch Mitglied des Münchener Gemeindekollegiums vom Jahre 1865.

April, Tonkünstler und Musikkritiker, Spezialvertreter der Firma Wagners Witwe und Sohn.

Die sechsundzwanzig Redakteure des vornehmsten Blattes Mittel- und Süddeutschlands.

---

*) Durch besonders günstige Umstände sehen wir uns in die angenehme Lage versetzt, unseren geschätzten Lesern bereits heute den authentischen Text des Festspieles darzubieten, das am 20. August in dem neuerbauten Münchner Bühnenhause sich abspielen wird. Die Schriftleitung.

Das Münchner Kindl.
Die Bavaria.
Die Zuschauer.
Die drehbare Bühne.

Die genaue, sorgfältige Inszenierung des ganzen Festspiels, sowie die Oberleitung, hat sich Herr Intendant Rabbi Sichel persönlich vorbehalten.

Musikalische Leitung: Herr Hofkapellmeister Tumpe, künftiger Generalmusikdirektor.

Dekorationen, Beleuchtung ꝛc.: Meister Lautenspieler, der zugleich Erfinder der drehbaren Bühne.

Die Rollen des Rabbi Sichel, der Knurrig und Immergrün, der Herren von Pfiffig, Pfründner, Pinsel und der beiden Architekten werden von stadtbekannten Münchener Persönlichkeiten verkörpert, auch der Darsteller des Tonkünstlers April dürfte sich eines Rufes erfreuen. Die sechsundzwanzig Redakteure werden dargestellt von lauter ausgeprägten Individualitäten. Für Schöps und Trottelberger sind solide Kräfte aus alten Bürgerkreisen gewonnen worden, die Rollen der Bavaria und des Münchner Kindl wurden von den betreffenden Herrschaften selbst in liebenswürdigster Weise übernommen.

Was die Zuschauer betrifft, so bestehen sie zum ersten Teil aus den bekannten, gewappelten Erscheinungen der oberen Zehntausend. Maler, Dichter, Chinareisende, die sich immer gern sehen lassen, kommen dazu. Universitätsprofessoren mit gleicher Absicht keineswegs ausgeschlossen. Zum offiziellen Aufputz: ein Bürgermeister, drei Minister, Beamte, Landtagsabgeordnete in krachledernen Hosen.

Den zweiten Teil der Zuschauer stellen die von der eigens gebildeten Eintrittsbilletenpreisermäßigungskommission zugelassenen Menschen. Hier kommt es weniger auf einen Namen und auf Geld an, als vielmehr auf breite Hände und gute Lungen. Daher sind Leute aus allen Ständen geduldet.

Beginn der Komödie:

Erstes Bild.

Es treten sechs Posaunenbläser auf die Brüstung des Prinzregententheaters und blasen das eigens hierzu komponierte Reklamemotiv. Die Zuschauer, vor dem Theater schon lange versammelt, ziehen auf, in die einzelnen Sitzreihen. Jede Gruppe wird geführt von einem Angestellten der Firma Theilmann und Schnittmann, Abteilung für Terraingesellschaft, im Kostüm der Herolde, „Tannhäuser" II. Akt. Weihevolle Stimmung. Das unterirdische Orchester spielt den Einzug der Gäste. Die Zuschauer singen: „Freudig begrüßen wir . . ." in angemessenem Tempo mit. Wenn der letzte Ton verklungen, erhebt sich tosender Beifall, geleitet von der Eintrittsbilletenpreisermäßigungskommission. Herr Hofkapellmeister Tumpe steckt den Kopf einen Augenblick aus einer Luke des unsichtbaren Orchesters hervor. Neuer Beifallssturm. Herr Tumpe will auch sofort wieder erscheinen, aber die Kommission winkt den Zuschauern ein bischen zu früh ab. Jetzt tiefe Stille. Große Spannung. Plötzlich teilt sich der Vorhang ein wenig, und

es erscheint das bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche **Münchner Kindl mit offenen Armen.** Es spricht:

Zum Anbeginn der hehren Feier
Grüß ich Euch all, ob Müller oder Meier,
Ich grüße Euch mit hohem Freudentriller,
Wie Ihr auch heißt, ob Mayer oder Miller,
Ob Schmitt mit dt oder Gruber,
Ich grüße Euch, vereinte G'schaft'lhuber.
(Es sieht sich um.)
Dem Himmel töne Lob und Preis,
Es fehlt kein einz'ger Jubelgreis,
Ein Jeder sitzt im dicksten Fett
Auf seinem großen Freibillet
Und dünkt sich sonderlich erlaucht,
Dieweil er nichts zu zahlen braucht.
(Es faltet bewundernd die Hände.)
Mein trunk'nes Aug' kann kaum sich finden,
Ich seh' die Herren all' im Frack,
Im Faltenhemd und weißen Binden,
Und in der Hand den Chapeau-claque.

Ein holder Damenkreis inmitten,
Die Steine auf dem stolzen Haupt,
Die Taille möglichst ausgeschnitten,
So weit die Sitte es erlaubt.

Es strahlt von Osten, Westen, Norden,
Von Süden rings, in Gold geschient,
Das echte Feuer hoher Orden,
Die alle gar so schwer verdient.

(mit einem tiefen Seufzer)

Doch ach! Wer zählte wohl die Gruppen,
Wer nennt die Namen mancherlei,
Der Peterln auf allen Suppen,
Die, wo was los ist, stets dabei?

Mag darum keiner zornig wettern,
Der mir in solcher Eil' entwich,
Es druckt ihn ja mit fetten Lettern
Das Hauptblatt Münchens unter'm Strich.

Mit diesem Troste soll er weilen
In Eurer Mitte frohen Sinns, —
Und nun mag sich der Vorhang teilen
Zum Zeichen sicheren Beginns.

Aufprasseln sollen alle Dünste
Des Schwefels in ein Flammenmeer,
Und durch Herrn Lautenspielers Künste
Schiebt sich die Bühne hin und her.

Da seht Ihr im Vorübersausen,
Wie mit den Jahren viel sich dreht,
Und wie im schönen Bogenhausen
Ein neues Festspielhaus entsteht.

Es tritt auf die Seite. Im selben Augenblick kräuseln gelbe Dünste vor dem Vorhang auf, die sich langsam verdichten. Das Orchester unter Hofkapellmeister Tumpe's umsichtiger Leitung stimmt den Schunkelwalzer an. Die Musiker fingen mit: „Denke dir, mein Liebchen, was ich im Traume geseh'n!" Immer höher ziehen die Dämpfe, wilder brodeln sie auf. Endlich, als die Musik die Schlußakkorde spielt, steigt rein und geläutert aus ihnen das alte Hofbräuhaus hervor.

Zweites Bild.

Ringsherum die historischen Arkaden. Stimmungsvolles Milieu aus dem Jahre 1865. Die Maß Bier nur fünf Kreuzer. Glückliche Zeiten. Keine Preußen im Lande. Baiern selbstherrlicher Staat. Stinkt nach Rettig und Käse. Frohes Treiben vor der Schenke. Gemeindebevollmächtigter Schöps trifft beim Ausspülen des Kruges Bürger Trottelberger.

Schöps (nach langer Pause, sehr zufrieden). Dem hammer's g'steckt, dem gar andern.

Trottelberger. Wem denn?

Schöps. Dem Wagner Richardl, dem herg'laufana Musikanten.

Trottelberger. Habt's es eahm g'steckt?

Schöps. G'höri hammer's eahm g'steckt, und 'm Kini a, dem grad extra, 'm Kini, grad extra!

Trottelberger. Was habt's denn 'than?

Schöps. 'Nausg'schmissen hammer'n, den verhungerten Dudelsackpfeifer, jetzt kann er schaug'n, wo er sei Theaterbuden hinbaut, der Freimaurersg'sell, der breckige. Mir geben koan Strich her vom heiligen Münchna Boden, am wenigsten für so an preußischen Schwimmer.

Trottelberger. Recht habt's, oes vom Gemeindekollegium, ganz recht.

Schöps. Nix da, mür san mür und bleiben's a! So, jetzt kas i mir an Stoa auf de Anstrengung hin.

Trottelberger. Hamma oan Weg, Herr Nachbar.

(Sie gehen zur Schenke.)

Das Orchester spielt und singt: „Hinum, herum, alleweil saudumm, saudumm, herum, hinum, alleweil saudumm."

Das Münchner Kindl tritt wieder vor und spricht:

Herr Schöps und Trottelberger,
Die sind gar fein gepaart,
Sind sprechende Beweise
Von echter Münchner Art.

Im Wesen schlicht und bieder,
Aus altem Schrot und Korn,
Den weiten Blick im Schädel,
Die Westenknöpf' aus Horn,

Den Rosenkranz im Sacke,
Im Portemonnaie das Geld,
So spucken sie zu Boden,
Wie's grade kommt und fällt.

Solch' unerschrock'ne Männer
Geh'n immer gradeaus
Und weichen auch im Leben
Nie einem Andern aus.

Sie rempeln jeden nieder,
Und wenn der noch so schreit,
Das ist nun 'mal so Sitte,
Das ist Gemüatlichkeit.

Freu' dich, o schönes München,
Und dank' mit mir dem Herrn,
Es halten solche Söhne
Jedweden Geist dir fern.
(Es klatscht in die Hände.)
Jetzt aber will ich präsentieren
Zwei Herr'n mit feineren Manieren!

Die Bühne dreht sich und mit ihr drehen sich zirka dreißig Jahre im Fluge.

Drittes Bild.

Eine öde Landschaft. Unbebautes Feld. Weite Kiesgruben. Im Hintergrunde Ziegeleien mit steilen Kaminen und verfallenen Hütten. Die ganze Szenerie nach der Natur aufgenommen von der Firma **Theilmann** und **Schnittmann**, Abteilung für Terraingesellschaft. Es ist Nacht. Tiefe, unheimliche Stimmung.

Rabbi Sichel (tritt auf in der Maske von Napoleon I. Grauer Mantel, Schiffhut und Degen. Geste von Waterloo. Er steigt in den Vordergrund der Bühne). Ich hörte marschierende Kolonnen ... Sind's meine Grenadiere? Sind's die Fahnen, die ich geführt zu Kampf und Sieg? (Springt entsetzt zur Seite

und singt das hohe A.) Kommst du zu mir, entsetzliches Gespenst der Nacht, aus dunkeln Nebeln neu erstanden? Wer bist du? Steh! Ich banne dich!

von Pfiffig (tritt sehr leise auf). Glaub' gar, das ist der Rabbi Sichel? Richtig, ja! Warum schreien S' denn so?

Rabbi Sichel (in der Maske von Franz Moor). Verraten, ausgespieen vom Hoftheater und dem Münchener Publikum, alle Geister gegen mich losgelassen! O Freund, Freund! Daniel von der billigen Grube, gieb mir Ehr' und Stellung wieder!

von Pfiffig. Jetzt sind S' amal ruhig und erholen Sie sich a bissel! Da heroben is a recht gute Luft. Schöne Lag'. Angenehme Verbindung mit der Stadt. Neue Brücke. Wissen Sie was? Sie könnten sich eigentlich neben mir ankaufen?

Rabbi Sichel (als Octavio Piccolomini). War das die Meinung, Buttler, als wir schieden? Bei Gott, ich hebe meine Hand, ich bin an dieser ungeheuren That nicht schuldig!

von Pfiffig. Jetzt kommen S' nur mit mir, es wird sich schon alles machen. Kommen Sie, lieber Herr Rabbi! (Geht ab, indem er winkt.)

Rabbi Sichel (allein, in seiner Urmaske in „Freund Fritz"). Und da sagt mer noch immer von de Juden, . . . de Juden . . . de Juden . . . (Er sinkt in die Knie und folgt dem Herrn von Pfiffig.)

Das Orchester spielt und singt: „Seh'n Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein".

Das Münchner Kindl erscheint wieder und spricht:

Freundschaft, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken
Jetzt dein schönes Heiligtum.

Aber weh! Schon fletscht die Fresse
Dort ein Untier, wild erregt,
Und es naht die liebe Presse
Voll und ganz und unentwegt.

Mit 'ner Schar von Rezensenten
Stürmt sie vor und wirft das Netz,
Denn die treuen Abonnenten
Brauchen manchmal eine Hetz.

Die Bühne dreht sich wieder.

Viertes Bild.

Redaktionsbureau des vornehmsten Blattes Mittel- und Süddeutschlands. Hübscher Raum in nationalliberal-freisinnig-demokratischem Styl, der in allen

Farben schillert, vom zartesten Rosa bis zum grellsten Rot. Eigentlicher Charakter nicht recht zu entziffern. Entworfen und ausgeführt von einem ehemaligen Achtundvierziger. An den Wänden Porträts von Kaiser Wilhelm II., Dreyfus, Bismarck, Rudlmeier, Goethe und Otto Ernst. Im Hintergrunde sitzen dreizehn Redakteure um einen großen Tisch und schreiben einen Leitartikel für die Abendnummer.

Alle im Chor (während sie schreiben). . . . so möge denn auf jenen Höhen eine stolze Villenkolonie heranblühen, zu Ehr' und Nutzen unserer Mitbürger . . .

Verleger Knurrig (sitzt im Vordergrunde und raucht sehr gemächlich seine Zigarre). Bravo, meine Herren, nur immer schreiben, recht schön schreiben, mit einer gut gemäßigten Gesinnung, dann werden wir noch mehr Auflagen kriegen, noch mehr Annoncen, und so wahren wir am besten die alten Traditionen unseres Blattes. (Reibt sich die Hände und raucht weiter.)

Plötzlich geht die Thüre auf und sein Associé, Herr Immergrün, stürzt herein, gefolgt von den übrigen dreizehn Redakteuren der Zeitung.

Immergrün (in höchster Rage). Bei meinem ritterlichen Schutzpatron, der den Drachen getötet hat, so eine Gemeinheit war noch nicht da!

Knurrig. Was ist denn los?

Immerün. Habt Ihr vielleicht noch nichts gehört? Der Pfiffig hat eine Villa gebaut, der Rabbi daneben, und jetzt ist der Rabbi über der Villa gar Direktor geworden von unserem Hoftheater!

Knurrig. Mein Gott, was ist denn da dabei?

Immergrün (immer heftiger). Was da dabei ist? Das will ich Euch zeigen. Das Handwerk will ich ihnen legen, einen Artikel will ich schreiben, daß der Pfiffig genug haben soll.

Seine dreizehn Redakteure (im Chor). . . . genug haben soll.

Knurrig. Bitte, wir müssen Rücksichten nehmen, wir sind eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung . . .

Seine dreizehn Redakteure. . . . mit beschränkter . . .

Immergrün (haut auf den Tisch). Tod und Teufel, is mir ja wurscht, wir legen los!

Seine dreizehn Redakteure. Wir legen los!

Immergrün (noch fanatischer). Auf der Stelle! Es ist kein Zufall, meine Herren, daß gerade jetzt in dieser gewitterschwangeren Zeit der Geist unseres seligen Ludwig herumgeht.

Tonkünstler April (tritt ein). Sehr treffend bemerkt! Unter dreihundert Spielabenden nur vierhundert Wagneropern! Das ist ein Skandal!

Immergrün. Das muß anders werden!

April. Das Orchester muß tiefer liegen!

Knurrig. Aber, meine Herren —

Immergrün. Der Pfiffig muß 'naus aus der Stadt!

April. Die Tempi müssen viel breiter werden!

Immergrün (steigt auf den Stuhl). Zur That, zur That! Uns der Pfiffig, dem April der Rabbi. Und das sage ich Ihnen, meine Herren: Pardon wird nicht gegeben! Hurra, hurra, hurra!

Seine dreizehn Redakteure. Hurra, hurra, hurra!

Chor der Rache. Alle ziehen den Federwisch und singen. Das unterirdische Orchester spielt den vierten Akt der „Hugenotten“. Knurrig und seine dreizehn Redakteure stürzen sich wütend auf die ganze Gruppe. Große Keilerei. Das Orchester geht von Meyerbeer zu Wagner über, „Meistersinger“, Prügelszene, II. Akt. Die Immergrünen bleiben Sieger und werfen die Knurrigen hinaus. Dann setzen sie sich an den Tisch und schreiben den Artikel. Tonkünstler April hat sich schon gleich zu Beginn der Keilerei empfohlen, um schnell nach Bayreuth zu telegraphieren.

Der Vorhang schließt sich.

Große Pause von einer Stunde. Die Zuschauer bewegen sich im Foyer. Die Terraingesellschaft läßt Champagner servieren, aber nur an besonders Gewappelte. Starke Erregung im Publikum — nicht über den Champagner, sondern über das packende, hochdramatische Festspiel. Der furchtbare Konflikt: Knurrig — Immergrün — Pfiffig erscheint Allen unlösbar und von den weittragendsten Folgen für München. „Was wird jetzt werden? Wird unser Hauptblatt gar gespalten und getrennt zweimal erscheinen?“ „Das wäre entsetzlich“, meint ein den gebildeten Ständen angehöriger Herr. Ein andrer, besonders rechtlich Denkender stürzt auf eine Gruppe zu: „Sagen Sie, dieser Pfiffig ist doch jetzt ganz und gar unmöglich?“ „Mir ist der Immergrün so sehr sympathisch“, flüstert eine fast zu weit ausgeschnittene Dame, „der weiß so recht, was er will.“ „Aber dabei hat man noch keine Ahnung“, sagt ein ganz naives Mädchen, „wie aus dieser Geschichte ein Festspielhaus entstehen soll.“

Allgemeine Verlegenheit. Plötzlich zeigt ein Herr erregt nach einer Richtung. Dort steht in eifrigstem Gespräch von Pfiffig mit dem Generaldirektor Rabbi Sichel. Ganz in der Nähe befinden sich die Architekten Theilmann und Schnittmann mit Pfründner und Pinsel. Diese große Gruppe lugt unaufhörlich zu einer andern hinüber, die in kühler Reserve sich völlig zurückhält. In ihr befinden sich die Herren Knurrig und Immergrün, noch etwas schmollend, im Verein mit ihren sechsundzwanzig Redakteuren und dem Tonkünstler April. Die erste Gruppe lächelt der zweiten unaufhörlich zu, anfangs noch vergeblich, besonders Herr Immergrün macht heftig abweisende Bewegungen; aber Pfründner und Pinsel, in der Redaktion seit Jahren bestens eingeführt, nähern sich und spielen die Vermittler, und nun folgen die Andern einfach nach. Die beiden Gruppen schmelzen zu einer. Gegenseitiges Händedrücken. Endlich löst sich Herr Rabbi Sichel los, er muß zur Bühne zurück.

„Und nicht vergessen, meine Herren, alles im Geiste Ludwigs II.!" ruft er freudestrahlend. Tonkünstler April ruft ihm nach: „Aber keine Konkurrenz mit Bayreuth! Das bitt' ich mir aus!"

Wiederbeginn der Vorstellung. Alles auf seinen Plätzen. Fieberhafte Spannung.

Fünftes Bild.

Der Vorhang geht auseinander, ohne Ouverture. Die Bühne hat sich mit der gesamten Redaktion inzwischen wieder gedreht und stellt den großen Kaimsaal dar. Herr Intendant Rabbi von Sichel als Vortragsmeister auf dem Podium. Neben ihm Hofkapellmeister Straffenkragen am Klavier. Beide zum Besten des Pensionsfonds deutscher Journalisten.

Intendant Rabbi von Sichel (sehr breit und eindrucksvoll). „Meine hochzuverehrenden Damen und Herren! Es wird bekanntlich nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird. (Klavierspiel.) Von diesem erhabenen Grundsatze ausgehend, und um allen weiteren Belästigungen auszuweichen, hat sich eine Gesellschaft gebildet, die es unternommen hat, auf jenen historischen Höhen, droben über der wildrauschenden Isar ein Haus zu bauen, ein Haus, das bei zwanzig Mark Eintritt (Klavierspiel) alles Vergangene zudeckt und künftigen Geschlechtern die Möglichkeit giebt, im Geiste ihrer großen Vorfahren zu genießen. (In hoher Begeisterung.) Ja, es giebt noch Kunst für das Volk, es giebt eine Vorsehung! (Klavierspiel) Dank den allbeliebten, angesehenen Bürgern, die mir zu dem schönen Werke in so selbstloser Weise (Klavierspiel) die Hand gereicht haben, wird dort bald Villa an Villa, bald Zinshaus an Zinshaus stehen, ein neues Stadtviertel wird sich bilden, die Wüste wird sich zum Eiland wandeln, die Plätze steigen im Preise. (Klavierspiel.) Das, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, ist der Zweck und die hohe Bestimmung des neuen Hauses und in diesem Sinne sei es geweiht!"

Er giebt ein Zeichen. Heftiger Donnerschlag. Hofkapellmeister Straffenkragen verschwindet für immer, während Herr Tumpe mit dem ganzen Orchester „die Weihe des Hauses" anstimmt. Die Bühne verwandelt sich in die Szenerie vom dritten Bilde. Majestätisch steigt das neue Theater als hohes Symbol „der deutschen Kunst" aus der Versenkung. Rechts und links davon große Affichen auf Holztafeln und Bretterwänden: „Bauplätze günstig zu verkaufen. Näheres Terraingesellschaft. Telefon Nr. 97714". Oben auf dem ragenden Giebel des neuen Hauses thront die allen Münchnern nur zu gut bekannte Statue der verpaßten Gelegenheit. Sie ist, wie das ganze Haus, in leichtem Verputz und hält ein großes Plakat in Händen, auf dem in weithin sichtbaren Buchstaben zu lesen ist: „Wieder hereingebracht von der Firma Theilmann und Schnittmann, Baugeschäft, München." Aus dem Innern tönt mit schmetternden Fanfaren das variierte Walhall-Motiv: „Prahlend prangt der trotzige Bau!" Vor dem Hause in bewegten Gruppen weißgekleidete Jungfrauen, Hôtelbesitzer,

Fremdenführer, Kutscher, Ansichtspostkartenverkäufer und viele Angehörige der in Eile gegründeten Eintrittsbilletenpreisermäßigungskommission. Pfründner und Pinsel, Knurrig und Immergrün im Frack daneben mit allen sechsundzwanzig Redakteuren, Schöps und Trottelberger, beide ziemlich gealtert, beide Mitglieder des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Ludwig II. Von Pfiffig hält sich ein bischen im Hintergrunde und sieht der ganzen Szene schmunzelnd zu.

Gesamtchor (weißblaue Fahne schwingend, zum Intendanten). Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen, bidelbum, bidelbum, bidelbum!

Rabbi von Sichel (in tiefster Ergriffenheit). Euch macht Ihr's leicht, mir macht Ihr's schwer . . . (Er nimmt seine Lieblingsmaske als Napoleon I., diesmals in der Geste von Austerlitz an.)

Immergrün (mit einer Festrede im Magen). Herr Intendant . . . . Herr Intendant. Was der unvergeßliche Ludwig entworfen hat . . .

Schöps und Trottelberger (laut heulend). O, unsa Luudwig, unsa guata Luudwig!

Immergrün (fortfahrend). . . . was er im Verein mit Richard Wagner und Gottfried Semper geträumt hat . . .

Schöps und Trottelberger (immer lauter heulend). Wenn er nur g'rad den Tag no' derlebt hätt'!

Immergrün (unbeirrt). . . . heute steht es vollendet, und zwar so, wie er sich's nicht hätte träumen lassen . . . (Die Rührung übermannt ihn, er kann nicht mehr weiter reden.)

Knurrig (übernimmt für ihn das Wort). . . . Unser Blatt aber darf sich nicht ohne ein Gefühl stolzer Gehobenheit sagen, daß es an dieser neuen Schöpfung sein redlich Teil hat . . .

Pfründner und Pinsel. Sehr richtig! Sehr richtig!

Knurrig. Immer, wo es galt, die besonderen Interessen der Allgemeinheit und die allgemeinen Interessen der Besonderen zu vertreten . . .

Pfründner und Pinsel. Bravo! Bravo!

Knurrig. . . . hat unser Blatt im vordersten Treffen gestanden und wird es auch ferner stehen, das versprechen wir Ihnen, Herr Intendant!

Die sechsundzwanzig Redakteure (nunmehr alle auf einen Ton gestimmt). Das versprechen wir Ihnen, Herr Intendant!

Sechstes Bild.

Während der Intendant noch immer als Napoleon mit verschränkten Armen steht, erscheint plötzlich unter Donner und Blitz die Baoaria. Sie führt statt des Löwen den jetzt völlig zahmen und vorerst gebändigten Tonkünstler April am Bändchen mit und spricht zu Rabbi von Sichel:

Heil dir, o großer Meister,
Ich neige meine Stirn,
Für solche That gebührt dir
Der Lorbeer um das Hirn.

Der Neid, der Haß, die Mißgunst
Sind heute all' besiegt,
Da unser stolzes München
Zu deinen Füßen liegt.

Und die dich erst bekrittelt
Mit ätzendem Verstand,
Sie fressen heute prächtig
Aus deiner güt'gen Hand.

Die Sänger, die sie fanden
Verludert und moros,
Die singen, wie sie finden,
Mit einem Mal famos.

Die Musiker da unten,
Auf die sie stets gezielt,
Die haben, wie sie schreiben,
Nie besser noch gespielt.

Die Donner und die Blitze,
Sie schlugen nie recht ein,
Nun aber meint ein Jeder,
Sie führen richtig drein.

Giebt jetzt nicht Gegenordre
Die strenge Cosima,
Dann sitzest du, o Rabbi,
Für stets gesichert da.

Doch solcher großen Leistung
Gebührt ein sond'rer Lohn —
Drum komm' zur Ruhmeshalle
Mit mir, mein lieber Sohn!

Dort blüh' dein Lorbeer weiter,
Der nimmermehr verdorr',
Es wartet schon der Tilly,
Der Leibniz und der Pschorr.
(Sehr laut und deutlich.)
Bei uns ist alles möglich,
Soll das nicht möglich sein?
Es hilft dir nichts, mein Bester,
Auch du gehörst hinein.

Sie bekränzt ihn. Apotheose. Alle knieen vor ihm nieder und singen die bayrische Nationalhymne, die das Orchester begleitet. Aus der höchsten Höhe läßt sich der heilige Michael in vollem Glanze direkt auf's Haupt des Intendanten nieder. Bengalisches Feuer. Der Vorhang schließt sich langsam.

Siebentes und letztes Bild.

Tosender Jubel im Auditorium. Man war zwar anfangs von der unerwarteten Wendung etwas verblüfft, aber man gewöhnt sich ja in München bekanntlich an alles und denkt überhaupt nicht zu lange nach. Deshalb ununterbrochener Beifall, dem gerne stattgegeben wird. Erst erscheinen die Darsteller des Pfiffig, des Immergrün, des Knurrig, des April, des Schöps und Trottelberger zwanzigmal an der Rampe. Stürmische Rufe: „Tumpe! Tumpe!" Der Kapellmeister erscheint dreißigmal mit den Darstellern. Dann ertönen neue, leidenschaftliche Rufe: „Rabbi, Rabbi, Rabbi!" Es dauert lange. Die Rufe schwellen zum Orkan. Endlich erscheint sehr langsam der Gefeierte in der Maske Richard Wagners. Er giebt ein Zeichen, daß er reden will. Der Sturm legt sich.

„Sie haben jetzt gesehen, was wir können. (Lebhafte Zustimmung.) Wollen Sie — wir haben eine Kunst!" (Frenetischer Jubel.)

Der Intendant wird fünfzigmal gerufen, nach ihm Meister Lautenspieler und endlich, unter wahrhaft südlichem Beifallsgetrampel, die Firma Theilmann und Schnittmann mit der ganzen Terraingesellschaft, den Palieren, den Ziegelträgern und sämtlichen Mörtelweibern im reizenden Arbeitskostüm.

Aber noch nicht will der Orkan sich legen. Die Eintrittsbilletenpreisermäßigungskommission funktioniert tadellos und giebt ununterbrochen ermunternde Zeichen. Alle Leute bleiben wie gebannt auf ihren Plätzen, und endlich tönt wie aus einer Kehle ein durchdringender Ruf durch das herrliche Haus: „Verfasser! Verfasser! Verfasser!"

Der Intendant erscheint mehrmals und endlich beginnt er:

„Meine hochverehrten Herrschaften! Der Verfasser hat mir den schmeichelhaften Auftrag erteilt, in seinem Namen den herzlichsten, tiefgefühltesten Dank auszusprechen für die so überaus ehrende Aufnahme, die Sie seinem Werke bereitet haben."

Aber das genügt nicht. „Namen nennen, Namen nennen!!" tönt es von allen Seiten, und der Sturm beginnt von Neuem. Wieder erscheint der Intendant vor der Rampe, verlegen lächelnd, als wollte er sagen: „Unmöglich", „ich darf nicht", „ich kann nicht". Erst, als er sieht, daß das begeisterte Auditorium wie im Fieber rast und die Bänke zu zerbrechen droht, entschließt er sich und giebt abermals das Zeichen, daß er reden will.

„Sie wollen es", beginnt er endlich, „nun gut! Das entzückende Festspiel, das wir soeben mit vereinten Kräften aufgeführt haben, verdanken wir der liebenswürdigen Feder unseres hochgeschätzten Münchner Poeten, des Herrn

Josef Ruederer.



Ein Rückblick auf Graf Caprivi's Handelsverträge.*)

Von Professor Dr. Walther Lotz.

(München.)

Graf Caprivi, den der Tod im Februar 1899 — ein halbes Jahr nach dem Hinscheiden seines Amtsvorgängers, des Fürsten Bismarck — hinwegraffte, erlebte noch die Genugthuung, zu beobachten, wie trotz der Angriffe, die nach seinem Ausscheiden gegen ihn in oft sehr verletzender Weise gerichtet wurden, Deutschlands auswärtiger Handel gegen Ende des 19. Jahrhunderts und ebenso Deutschlands industrielle Blüte einen Aufschwung nahmen, den auch die begeistertsten Verteidiger der Handelsvertragspolitik 1891 kaum voraussehen konnten.

Die naheliegendste Betrachtungsweise der Wirkungen der Vertragspolitik besteht in der Gegenüberstellung der Einfuhr- und Ausfuhrziffern der beiden Nachbarländer Deutschland und Frankreich, die vom 1. Februar 1892 verschiedenartige Grundsätze der Handelspolitik befolgten. Der erste Eindruck dieser (hier gestrichenen, d. Schr.) Ziffern geht dahin, daß auch in Deutschland — wie anderwärts — der Rückgang der internationalen Konjunktur 1892/1894 auf den Außenhandel nicht einflußlos geblieben ist. Ebenso ist aber auch zu erkennen, daß der Rückgang in Frankreich gleichzeitig ein viel stärkerer gewesen ist und daß Deutschlands Außenhandel die Periode der Depression besser überstanden hat. Georg Gothein**) macht übrigens darauf aufmerksam, daß 1890/94 nicht nur in dem hochschutzzöllnerischen Frankreich, sondern auch in dem freihändlerischen England der

*) Mit besonderer freundlicher Erlaubnis des Herrn Verfassers und des Verlages Duncker & Humblot, Leipzig, entnehmen wir diese, in den jetzigen Zeitläuften besonders wertvollen Ausführungen (hier lediglich um die streng wissenschaftlichen Nachweise und einiges Entbehrliche an Tabellen gekürzt) dem soeben erscheinenden 92. Bande der „Schriften des Vereines für Soziolpolitik", wo sie das Schlußkapitel zu einer größeren Arbeit des Münchner Gelehrten über „Die deutsche Handelspolitik unter dem Grafen Caprivi und dem Fürsten Hohenlohe" bilden. D. Schriftl.

**) Vgl. Georg Gothein, Der deutsche Außenhandel. Materialien und Betrachtungen. Berlin 1901, S. 91.

Rückgang der Ausfuhrwerte größer als in Deutschland gewesen ist. Seit 1895/96 nahm Deutschland an dem internationalen wirtschaftlichen Aufschwung vollsten Anteil. Während Frankreichs Ausfuhrwert erst 1899 die Ziffer von 1890 erreichte und um 323 Millionen Mark überstieg, ist Deutschland von 1890 bis 1899 in seiner Ausfuhr um 880, bis 1900 um 1285 Millionen Mark vorangeschritten.

Die Handelsbilanz Deutschlands war schon seit 1889 — d. h. seit mit Aufnahme Hamburgs und Bremens in's Zollgebiet eine brauchbare Statistik möglich war — um 800 bis 1000 Millionen passiv. Im Jahre 1900 überstieg der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr noch um etwas mehr, um 1154 Millionen Mark. Es ist bekannt, daß hieraus Schlüsse auf eine ungünstige Zahlungsbilanz in keiner Weise gezogen werden dürfen. Auf etwa 500—600 Millionen Mark ist der Betrag der Zinsforderungen allein zu rechnen, die Deutschland aus Wertpapieren vom Auslande jährlich einkassiert und zur Bezahlung eines Teiles seiner Einfuhr verwendet. Hierzu kommen die Erträgnisse solchen deutschen Kapitalbesitzes im Ausland, der in anderen Formen als in Wertpapieren angelegt ist, ferner die Frachtverdienste nicht nur der deutschen Seeschiffahrt, sondern auch der deutschen Eisenbahnen und der Binnenschiffahrt beim Durchfuhrverkehr zwischen der Seeküste und Rußland, Österreich-Ungarn und der Schweiz. Ferner wurden in einzelnen Jahren Guthaben durch Rückzahlung ausländischer Wertpapiere, sowie insbesondere durch Abstoßung amerikanischer Wertpapiere in's Ursprungsland erworben.

Letzterem Aktivposten stehen allerdings, seitdem Deutschland mit Anleihen in letzter Zeit auch ausländische Märkte aufgesucht hat, einige kleinere Posten für Zinszahlungen an's Ausland auf der Gegenseite gegenüber. Ein weiteres Moment in der deutschen Zahlungsbilanz bilden die Summen, welche von Amerikanern, Engländern und Russen in Deutschland ausgegeben werden, wovon wiederum die Ausgaben deutscher Vergnügungs- und Geschäftsreisender im Auslande und solche Geldexporte abzuziehen sind, die mit dem Wanderungsverkehr, z. B. italienischer Bauarbeiter u. s. w., zusammenhängen.

So weit die Edelmetallbewegung statistisch erfaßbar ist, ist in jedem einzelnen Jahre zwischen 1889 und 1900 ein Überschuß der Edelmetalleinfuhr erkennbar, der sich 1889—1900 auf insgesamt 821 Millionen Mark belaufen würde, wenn diese Statistik ganz zuverlässig wäre.

Sehr schwierig ist die Frage zu beantworten, wie die Handelsverträge auf unseren Handel mit den einzelnen Ländern, mit denen wir Tarifverträge schlossen, gewirkt haben. Bei Gothein finden wir Zusammenstellungen, aus denen eine beträchtliche Zunahme unserer Ausfuhr nach Österreich-Ungarn, Belgien, der Schweiz und Rußland, dagegen eine nur geringe Entwicklung der Ausfuhr nach Italien und eine unbefriedigende Entwicklung der Ausfuhr nach Rumänien hervorzugehen scheint. Es ist jedoch aus der Statistik des Handels nach einzelnen Ländern ohne sorgfältigste Zergliederung der Einzelheiten nicht allzu viel zu folgern, 1. weil unsere Ausfuhr auch Wiederausfuhr eingeführter Waren enthält, 2. vor Allem deshalb, weil in der Statistik trotz sorgfältigster Bemühungen Nachbarländer häufig als Absatzgebiete erscheinen, die thatsächlich nicht die letzten Abnehmer unserer Waren sind. Es ist bekannt, daß ein sehr

großer Teil unseres scheinbar mit Belgien und Holland bewirkten Umsatzes in Wirklichkeit Verkehr mit Nordamerika, Südamerika, Rumänien u. s. w. ist.

Ebenso ist es unzutreffend, nur die Länder, mit denen Tarifverträge abgeschlossen worden sind, bei Prüfung der Erfolge der Caprivi'schen Handelspolitik in's Auge zu fassen. Unser Handel mit Ländern, denen gegenüber wir nicht Tarifabmachungen besitzen, wie mit Großbritannien, Frankreich, den Vereinigten Staaten, Argentinien u. s. w., wurde ebenfalls dadurch günstig beeinflußt, daß wir infolge der Handelsverträge verhindert waren, unter Nachgeben gegenüber augenblicklichen Strömungen Zollerhöhungen vorzunehmen, die unsere Rohstoffe und Lebensmittel verteuert und damit unsere Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigt hätten.

So weitverzweigt Deutschlands Beteiligung am Welthandel ist, so konzentrierte sich doch der Wert des deutschen auswärtigen Handels ganz besonders auf folgende Gebiete, welche die Hälfte der deutschen Ausfuhr (dem Werte nach) aufnehmen: Großbritannien samt seinen Kolonien, Österreich-Ungarn, die Vereinigten Staaten und Rußland.*)

Eine besonders schwierige Aufgabe ist die Feststellung, welchen Ausfuhrinteressen die Handelspolitik 1891—1900 vorwiegend zu Gute gekommen ist. Für die Einzelheiten sei auf das umfangreiche Werk von Gothein hier verwiesen. Eine Übersichtder gruppenweisen Zusammenstellungen der deutschen Statistik führt zu dem Ergebnis, daß den schon zur Freihandelszeit exportfähigsten Gewerben, den Textilindustrien, im großen Ganzen der Besitzstand von 1890—1898 nach mancherlei Schwankungen verblieben ist. Einzelne Zweige weisen hier einen Rückgang, andere eine Steigerung der Ausfuhr auf.

Viel gewaltiger ist der Vorteil, den durch Steigerung der Ausfuhr die chemischen Industrien, welche enorme Zunahme aufweisen, erlangt haben. Nächstdem überraschen die Fortschritte der Ausfuhr an groben und feinen Eisenwaren und Maschinen.

Von den außer den genannten Industrien schon 1890 hervorragend exportfähigen Gewerben weisen 1890—1899 die Porzellanindustrie, die Erzeugung von Büchern, Karten, Musikalien und Farbendruckbildern, sowie die Spielzeugindustrie einen großen Fortschritt des Exports auf. Bei den Lederindustrien ist die Entwicklung nicht einheitlich; ebenso bei der Glasindustrie, in letzterem Zweige jedoch vorwiegend günstig.

Überaus irrig wäre es jedoch, blos die nach der Statistik an der Ausfuhr beteiligten Gewerbe als an Handelsverträgen interessiert anzusehen. Der Roheisenproduzent, dessen Erzeugnisse nach mannigfacher Umformung von Maschinenfabrikanten exportiert werden, der Kohlengrubenbesitzer, der an Exportwebereien Feuerungsmaterial liefert, der Spinner, der an exportierende Industrien liefert, nicht minder aber alle die Landwirte, welche Rohstoffe an Exportindustrien und Lebensmittel an Arbeiter liefern, die in Exportindustrien beschäftigt sind: sie alle sind indirekt an der Erhaltung des Auslandsmarktes —

*) Nach einer Zusammenstellung, die bei W. Lotz, Schutz der deutschen Landwirtschaft u. s. w., S. 55 ff., für den Export 1897 (einschließlich der Edelmetalle) gegeben ist, entfiel damals 53,1 Prozent des Wertes der Ausfuhr auf die genannten vier Gebiete, nur 0,2 Prozent dagegen auf die deutschen Kolonien.

wenn sie es auch oft nicht wissen und nicht glauben wollen — auf's Allerlebhafteste interessiert. Ebenso aber sind die Haushalte des Reiches, der Einzelstaaten und der Gemeinden, so weit sie Steuern von den an der Ausfuhr beteiligten Unternehmern und Arbeitern empfangen, von der Gestaltung des Außenhandels abhängig.

Bei Abschluß der Handelsverträge im Dezember 1891 erwarteten die verbündeten Regierungen zunächst einen Rückgang der Zolleinnahmen. Wenn die Zollermäßigungen, die den Vertragsstaaten zugestanden wurden, verallgemeinert würden, schien ein Zollausfall von 36 Millionen Mark möglich. Die Regierung erklärte sogar, als sie nach der Militärvorlage von 1893 Steuererhöhungen durchsetzen wollte, die Einnahmen des Reichs seien „in den letzten Jahren infolge der abgeschlossenen Handelsverträge um erhebliche Beträge verringert worden". Es war dies — da in erster Linie diese Steuererhöhungen für Ausgabevermehrungen gefordert wurden — eine äußerst wenig glückliche Motivierung. In den ersten Jahren nach Inkrafttreten der Handelsverträge benutzten die Gegner derselben mit Vorliebe das Argument von der großen Schädigung der Reichsfinanzen, die die Handelsvertragspolitik gebracht habe.

Schon 1895 jedoch konnte Graf Posadowsky als Reichsschatzsekretär darauf hinweisen, daß der Rückgang der Einnahme aus zollermäßigten Artikeln durch Mehreinnahmen aus Zöllen auf Kaffee, Kakao, Thee, Petroleum, Tabak aufgewogen sei. Es brachten dem Fiskus also Zölle auf solche Artikel Ersatz, für welche die Massen bei verbilligtem Lebensbedarf mehr ausgeben konnten. Auch die Getreidezölle brachten im Allgemeinen im Verlaufe der Handelsvertragspolitik, wenn die Jahre 1893 und 1894 ausgenommen werden, trotz der niedrigeren Zollsätze mehr ein, als 1891 unter höheren Zollsätzen. Die Gesamteinnahme des Reiches aus Zöllen blieb nur 1892 bis einschließlich 1894 hinter den höchsten Ziffern der Erträgnisse der vorausgegangenen Jahre zurück. Ohne daß — von der geringfügigen Zolltarifnovelle 1895 abgesehen — erhebliche Erhöhungen in den Zollsätzen bewirkt wurden, stieg — nach einem Rückgang 1892 bis 1894 — der Bruttoertrag der Zölle, der im finanziell günstigsten Jahre vor der Caprivi'schen Handelspolitik (1891) 406 Millionen Mark betragen hatte, 1895 auf 414, 1896 auf 464, 1897 auf 472, 1898 auf 505 Millionen Mark; 1899 sank er auf 494 Millionen Mark.

Im größten Staate Deutschlands, in Preußen, gestaltete sich ohne Erhöhung der Steuersätze unter der Geltung der Caprivi'schen Handelspolitik die Einnahme aus direkten Steuern folgendermaßen:

Jahresbetrag der in Preußen von physischen Personen veranlagten Einkommensteuer in Mark:

	Städte	Plattes Land	Überhaupt
1893/1894:	83 763 440	30 034 505	113 797 945
1899/1900:	110 749 828	35 831 866	146 581 694

Zahl der Censiten (physische Personen) mit 900—3000 Mark (kleiner Mittelstand):

	Städte	Plattes Land	Überhaupt
1893/1894:	1 204 589	955 872	2 160 461
1899/1900:	1 571 881	1 129 328	2 701 209

Ertrag der preußischen Ergänzungssteuer in Mark nach der Veranlagung:

	Städte	Plattes Land	Überhaupt
1895/1896:	19 208 574	11 837 261	31 045 836
1899/1900:	21 820 261	12 303 131	34 123 392

Zu den wichtigsten Symptomen wirtschaftlichen Fortschrittes gehört der Verbrauch an Kohle, Roheisen und Baumwolle. Die betreffenden Ziffern weisen durchweg eine Steigerung auf, mit Ausnahme der Jahre 1896 und 1899 für Baumwolle.

Verbraucht wurde pro Kopf der deutschen Bevölkerung in Kilogramm:

	Kohle (Steinkohle u. Braunkohle)	Roheisen	Baumwolle
1881/85:	1445	74,2	3,34
1886/90:	1686	88,6	4,19
1891/95:	1940	99,9	4,95
1896:	2153	122,9	4,85
1897:	2276	134,1	5,36
1898:	2352	136,4	6,30
1899:	2470	154,9	5,71

Nach Berechnungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller betrug der Anteil der drei wichtigsten Industrieländer an der Roheisenproduktion der Welt in Tons:

	1880	1890	1899
Vereinigte Staaten	3 896 554	9 349 943	13 838 634
Großbritannien	7 800 266	8 030 374	9 454 000
Deutschland (inkl. Luxemburg) .	2 729 038	4 658 451	8 142 017

Die Stahlproduktion betrug in Tons:

	1880	1895	1899
Vereinigte Staaten	1 287 983	6 312 074	10 709 209
Großbritannien	1 341 690	3 365 109	4 933 010
Deutschland	624 418	2 830 468	6 290 434

Die Kohlengewinnung stieg nach Schätzungen 1889/99 in Großbritannien von 176,9 auf 220 Millionen Tons, in Deutschland von 67,3 auf 101,6, in den Vereinigten Staaten von 126 auf 218 Millionen Tons, in Frankreich nur von 23,85 auf 32,3 Millionen Tons.

Die vollspurigen deutschen Eisenbahnen weisen am Ende des Rechnungsjahres 1891 einen Verkehr von 11 679 Millionen Personenkilometern und 23 328 Millionen Tonnenkilometern, am Ende des Rechnungsjahres 1899 einen solchen von 18 595 Millionen Personenkilometern und 34 981 Millionen Tonnenkilometern auf. Die Eigentumsbahnlänge stieg gleichzeitig nur von 42 269 auf 48 989 Kilometer.

Die Überschüsse der Betriebseinnahmen über die Ausgaben der vollspurigen deutschen Eisenbahnen stiegen 1891—1899 von 472 auf 751 Millionen Mark.

Die Tragfähigkeit der statistisch in dieser Hinsicht kontrollierten deutschen Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe stieg folgendermaßen:

1882: 1 658 266 Tonnen
1892: 2 760 553 „
1897: 3 370 447 „

Im Binnenschiffahrtsverkehr selbst zeigte sich folgende Entwicklung:

Auf deutschen Binnenwasserstraßen betrugen

Jahr	Die Mengen der angekommenen Güter	Die Mengen der abgegangenen Güter	Die geleisteten Tonnenkilometer
1875	11 Mill. Tons	9,8 Mill. Tons	2900 Mill. tkm
1885	14,5 „ „	13,1 „ „	4800 „ „
1895	25,8 „ „	20,9 „ „	7500 „ „

Der Verfasser dieser Berechnungen, Baurat Sympher, nimmt die Länge der brauchbaren und wirklich benutzten Wasserstraßen 1875—1895 unverändert mit 10 000 Kilometer an. Die Schiffbarkeit dieser Wasserwege wurde allerdings sehr erheblich verbessert.

Der gewaltige Aufschwung endlich der deutschen Seeschiffahrt ist anläßlich der Flottenvermehrung sehr wirksam dem deutschen Volke vorgeführt worden. Hier sei nur an folgende Ziffern erinnert, bei welchen die Transportleistungsfähigkeit der Segelschiffe mit der der Dampfer dadurch verglichen ist, daß eine Dampfertonne gleich drei Segelschiffstonnen gerechnet sind.

Die Transportleistungsfähigkeit (in 1000 Brutto-Registertons) wird demgemäß geschätzt:

Jahr	Welthandelsflotte	Großbritannien	Deutschland	Frankreich	Norwegen	Vereinigte Staaten
1874/75	30 204,3	14 431,1	1511,8	1692,9	1502,3	4487,8
1894/95	56 519,1	32 606,6	3767,7	2802,6	2516,1	3384,7
1898/99	65 355,2	35 889,9	5412,4	3137,5	3030,0	3718,3

Auch hier zeigt Deutschland ebenso wie in der Statistik des auswärtigen Handels vor Allem eine Überflügelung des ihm früher überlegenen Frankreich. Im Übrigen zeigt sich die alte Erfahrung von der maritimen Rückständigkeit der stark schutzzöllnerischen Länder (Frankreich, hier auch die Vereinigten Staaten) gegenüber ihren Konkurrenten bestätigt.

Die Gebühreneinnahmen von Post und Telegraphen stiegen im Deutschen Reiche 1891—1899 pro Kopf der Bevölkerung von 4,8 auf 7,1 Mark. Im Einzelnen zeigte der Postanweisungsverkehr, Packetverkehr, Briefverkehr und Telegrammverkehr eine stärkere Zunahme, als der Zunahme der Bevölkerung entsprechen würde.

Der Abrechnungsverkehr der Banken, welcher 1891 17 663 Millionen Mark in Deutschland umfaßt hatte, zeigte 1892 zwar einen geringfügigen

Rückgang, stieg aber dann ohne daß — abgesehen von Elberfeld — neue Abrechnungsstellen eröffnet worden wären, fortgesetzt bis 1899, in welchem Jahre die Summe von 30 238 Millionen Mark erreicht wurde. 1900 kündigte sich die verschlechterte Konjunktur in einem Rückgang auf 29 473 Millionen Mark an.

Der Sparkassenverkehr in Preußen und Bayern gestaltete sich folgendermaßen:

Preußische Sparkassen 1890 und 1898.

	Zahl der umlaufenden Bücher am Schlusse des Rechnungsjahres		Betrag der Einlagen am Schlusse des Rechnungsjahres	
	1890	1898	1890 Mark	1898 Mark
Städtische Sparkassen . .	3 080 490	4 482 340	1 571 009 470	2 551 921 500
Kirchspiel-, Flecken- und Landgemeinde-Sparkassen	166 704	276 924	162 009 752	302 241 094
Kreis- u. Amts-Sparkassen	1 393 961	2 016 261	981 475 760	1 596 079 809
Provinzial- und städtische Sparkassen	303 895	440 663	117 953 412	195 737 223
Vereins- u. private Sparkassen	647 612	833 411	449 122 607	641 255 428
Sparkassen überhaupt . .	5 592 662	8 049 599	3 281 571 002	5 287 235 057

Im Jahre 1890 entfielen auf 100 Einwohner Preußens 18,65, dagegen 1898 24,37 Sparkassenbücher.

Bayerische Sparkassen.

Jahr	Gesamteinlagen in Mark am Jahresschluß	Zahl der Einleger auf 100 Einwohner
1890	184 089 963	10,3
1897	283 861 462	12,8

Die Anschauung des Grafen Caprivi, daß Deutschland entweder Menschen oder Waren exportieren müsse, bestätigte sich insofern, als eine stark steigende Bevölkerung bei zunehmender Entwicklung von Handel, Industrie und Verkehr innerhalb Deutschlands Arbeitsgelegenheit gefunden hat. Die deutsche Bevölkerung ist 1890—1895 prozentuell stärker gestiegen als jemals seit Begründung des Reiches, mit Ausnahme von 1875—1880, nämlich um jährlich 1,12 Prozent. Im Jahrfünft 1895—1900 aber betrug die Zunahme im Jahresdurchschnitt 1,50 Prozent der mittleren Bevölkerung. Diese Zunahme ist seit 1820 ohne Gleichen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in Deutschland beträgt 1900 104,2 Einwohner auf 1 qkm, während Frankreich Mitte 1898 nur 72,2 Einwohner pro Quadratkilometer aufweist, anderseits Großbritannien und Irland zusammen 132,0 Einwohner pro Quadratkilometer ernähren. In Städten mit mehr als 100 000 Einwohner leben in Deutschland 16,17 Prozent

der gesamten Bevölkerung.*) Die Zunahme der Bevölkerung 1890/1900 ist erfolgt, obwohl Deutschland nicht mehr so übermäßige Geburtenziffern wie 1871/80, sondern ungefähr dieselben Geburtenziffern wie 1841/50 aufweist. Trotzdem ist der Überschuß der Geborenen über die Gestorbenen in keinem Jahrzehnt seit 1841 so groß gewesen, als in dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Während 1841/50 auf 1000 Einwohner jährlich 37,6 Geborene und 28,2 Gestorbene, also 9,4 als Überschuß der Geborenen entfielen, wurden 1891/99 auf 1000 Einwohner 37,4 geboren, wogegen nur 23,5 verstarben, so daß ein Geburtenüberschuß von 13,9 pro Mille erreicht wurde. Die Häufigkeit der Eheschließungen hat zwischen 1879 und 1891 niemals die Ziffern erreicht, wie zwischen 1896 und 1899. Dagegen blieb die Ziffer der Eheschließungen auf 1000 Einwohner in den Jahren 1892/95 etwas hinter den Ziffern der Jahre 1889/91 zurück. Die überseeische Auswanderung Deutscher — soweit statistisch kontrollierbar — hat in den Jahren 1881 bis 1892 zwischen 220902 und 83225 geschwankt. Sie fiel 1893 auf 87677 und hat seitdem fast jährlich sich vermindert. Im Jahre 1900 verlor Deutschland nur 22309 Einwohner durch überseeische Auswanderung.**)

Auch die Prophezeiungen, daß der Viehstand unter der neuen Handelspolitik sich verringern werde, sind glücklicher Weise nicht eingetroffen. Bei einem

*) Trotz der stark gewerblichen und kommerziellen Entwicklung Deutschlands darf man sich nicht vorstellen, daß in Deutschland ein ganz besonders großer Bruchteil der Bevölkerung in Städten über 100000 Einwohnern zusammengedrängt sei. Bei im Allgemeinen weit geringerer Volksdichte weisen die Vereinigten Staaten größere Agglomeration in Großstädten als Deutschland (18,64 Prozent Großstadtbevölkerung) auf. In Großbritannien und Irland entfallen 29,3 Prozent der Bevölkerung auf Großstädte gegen 12,44 Prozent in Frankreich und 8,14 Prozent in Österreich.

Daß auch trotz der Zunahme der städtischen Bevölkerung eine „Entvölkerung des platten Landes" nicht eingetreten ist, zeigt folgende Zusammenstellung. In Wohnorten von weniger als 2000 Einwohnern wurden im Reiche gezählt:

1871:	26219352	Seelen	= 63,9	Prozent der damaligen Bevölkerung
1875:	26070188	„	= 61,0	„ „ „ „
1895:	26216680	„	= 50,1	„ „ „ „

Freilich ist ein Mangel, daß einige Gemeinden unter 2000 Einwohner bei verschiedenen Zählungen verschieden rangieren und daß die Zählung von 1871 weniger als die von 1875 mit der 1895 vorgenommenen methodisch vergleichbar ist. Ferner sind die Verschiebungen des Altersaufbaues zu Ungunsten des platten Landes hier nicht zu ersehen. Immerhin ist aber deutlich, daß der Ausdruck „Entvölkerung des platten Landes" eine arge Übertreibung enthält, wie dies ja auch aus dem Vergleich der Berufszählungen der Erwerbsthätigen 1882 und 1895 hervorgeht.

**) Vgl. Stat. Jahrb. f. d. Reich 1901, S. 13. — So erfreulich vom nationalen Standpunkte aus diese Feststellung ist, so darf ihr doch nicht übermäßiges Gewicht beigelegt werden. Erstens wird die überseeische Auswanderung stark durch die amerikanische Konjunktur beeinflußt, die erst 1897 sich besserte. Zweitens ist die sonstige Auswanderung nicht zu berechnen, da nur der Wanderungsverlust, d. h. deutscher Abzug minus Zuzug aus Rußland, Österreich-Ungarn u. s. w. zu ermitteln ist.

Vergleiche der Viehzählungen von 1892 und 1897 erweist sich nur bei den Schafen eine Fortsetzung des auch unter der früheren Zollpolitik bemerkten Rückgangs, diesmal von 13,59 auf 10,867 Millionen. Die Zahl der Schweine hat sich dagegen von 12,17 auf 14,27 Millionen vermehrt. Der Rindviehbestand stieg bei beträchtlicher qualitativer Verbesserung von 17,556 auf 18,491 Millionen, der Pferdebestand von 3,836 auf 4,038 Millionen.

Und auch die Prophezeiung eines Rückgangs der Forstwirtschaft hat sich nicht erfüllt. Ebenso weisen die Ziffern der landwirtschaftlichen Zwangsversteigerungen in Preußen nur angesichts der auch in anderen Ländern verhängnisvollen Jahre 1892—1896 ungünstige Ziffern auf, um seitdem fortwährend sich zu verringern. (Hier folgt im Text noch ausführlicher tabellarischer Nachweis in Ziffern, auf den wir an dieser Stelle verzichten müssen. D. Schriftl.) Auch in Bayern, und zwar infolge der besseren Methode der Statistik weit deutlicher, ergiebt sich, daß vor Allem die großen Anwesen der Vergantung besonders anheimfallen. Im Übrigen ist zeitlich die Entwicklung in Bayern anders als in Preußen verlaufen. Ein besonderer Umstand zur Erklärung der bayerischen Vorgänge ist, daß 1889/98 durchschnittlich 47,3 Prozent der verganteten Landwirte noch in einem anderen als dem landwirtschaftlichen Berufe thätig waren, dessen Mißerfolg ebenso gut wie landwirtschaftliche Not zum Zusammenbruch geführt haben kann. (Als Nebenberufe werden Brauerei, Wirtshausbetrieb, Handel, Gewerbe, auch Bauhandwerk und endlich Tagelöhnerei genannt.)

So weit aus der Erntestatistik auf die Anbauflächen geschlossen werden darf, ist seit Ermäßigung der Getreidezölle nur bei Spelz ein gewisser Rückgang der Ernteflächen gegen 1890 im Jahre 1900 wahrzunehmen. Die Erntefläche für Roggen ist dagegen 1900 um 130 000 ha, die Erntefläche für Weizen um etwa 89 000 ha gegen 1890 gestiegen. Auch die Erntefläche für Kartoffeln ist gestiegen. Die durchschnittliche Höhe der Getreidepreise ist keineswegs in jedem Jahre und an allen Märkten, wenn von dem Ausnahmejahre 1894 abgesehen wird, stets erheblich unter denen des Jahrzehnts 1880—1890 gewesen, doch überwiegt ein durchschnittlich niedrigerer Preisstand. Immerhin verzeichnen die deutschen Märkte auch beim Sinken der Getreidepreise unter dem $3^1/_2$ Markzoll in manchen Jahren die höchsten Notierungen der Industriestaaten der Welt.*) Im Osten ist gegenüber dem Weltmarktspreis seit 1894 der $3^1/_2$ Markzoll voll verteuernd zur Wirkung gekommen und somit wenigstens in Jahren einer guten Ernte in höherem Maße als Schutz wirksam, als es früher vor Aufhebung des Identitätsnachweises der 5 Markzoll sein konnte. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß die Erhebungen

*) Ein Vergleich der Weizen- und Roggenpreise für bayerische gute und mittlere Ware mit den Notierungen von Amerika, Belgien, England, selbst Frankreich, zeigt 1892—1900 für München die höchsten Preise, mit Ausnahme der Jahre 1894 und 1897, in welchen der Weizenpreis in Paris denjenigen Münchens überstieg. — Anders steht es mit den Berliner Getreidepreisen, die insbesondere 1897/99 von den Preisen in Wien stellenweise überflügelt wurden und auch regelmäßig hinter Paris zurückblieben. Mit Hilfe der Einfuhrscheine und der Eisenbahnausfuhrtarife ist von Norddeutschland Weizen und Roggen nicht unerheblich 1897—1899 nach Österreich-Ungarn exportiert worden.

des deutschen Landwirtschaftsrates, welche nur eine Rentabilität von durchschnittlich 2,1 Prozent für eine Anzahl untersuchter Betriebe nachwiesen, insofern ein nicht unrichtiges Bild geben, als die Mehrzahl der landwirtschaftlichen Betriebe keineswegs so günstige Gewinne im letzten Jahrzehnt aufwies, wie einige gut situierte chemische Werke, Eisenwerke und Elektrizitätsgesellschaften. Gerade nach denselben Erhebungen des Landwirtschaftsrates kann dies Ergebnis jedoch nicht in erster Linie dem Getreidepreise zur Last gelegt werden. Denn von den Gesamteinnahmen aus dem Verkauf selbsterzeugter Produkte entfielen bei den untersuchten Wirtschaften auf Getreide nur 26,4 Prozent, während allein aus Vieh und Viehprodukten 40,6 Prozent der Einnahmen flossen.

Im Übrigen ist gegenüber der in Deutschland üblichen Auffassung hervorzuheben, daß die infolge ihrer Lage zum Weltverkehr am meisten der internationalen Konkurrenz ausgesetzten Länder: Niederlande, Belgien, Dänemark, bei rationeller Entwicklung der Viehwirtschaft ohne Getreidezölle relativ viel besser als Deutschland die Agrarkrisis zu überstehen scheinen.

Daß sogar in einer Anzahl von landwirtschaftlichen Betrieben mit Verlust gearbeitet worden ist, besonders in den ungünstigen Jahren 1893/94, ist nicht bloß den Getreidepreisen, sondern für die kleinbäuerlichen Wirtschaften auch der Futternot und Mängeln der Technik zuzuschreiben.*) Abgesehen von der preußischen Steuerreform haben zur Erleichterung des Überganges in der landwirtschaftlichen Krisis die Regierungen eine Menge oon Opfern gebracht.**) Speziell in Bayern ist auf dem Gebiete der Zuschüsse zur Ablösung der Bodenzinse, zum Viehversicherungswesen und zur Förderung der für den Bauern so wichtigen Tierzucht sehr Erhebliches geleistet worden, wenn auch nach amtlichem Zeugnis gerade auf dem Gebiete der Rindviehzucht in mehreren Regierungsbezirken Bayerns noch technische Mängel leider anzutreffen sind.***)

Am kritischesten gestaltete sich die Lage derjenigen landwirtschaftlichen Betriebe, die in erster Linie auf den Getreideverkauf als Einnahmequelle angewiesen sind. Wiederum am schwierigsten unter diesen Wirten sind diejenigen daran, die durch Mangel an Betriebskapital gezwungen sind, auch dann bei

*) Vgl. z. B. „Untersuchung der wirtschaftlichen Verhältnisse in 24 Gemeinden des Königreichs Bayern, München 1895".

**) Vgl. die bereits zitierte preußische Denkschrift von 1896, sowie die Denkschrift: „Die Maßnahmen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Verwaltung in Bayern 1890—1897, München 1897".

***) In dem Berichte des königl. Landesinspektors für Tierzucht, Dr. Vogel, (Wochenblatt d. landw. Vereins in Bayern 1900, Nr. 47 ff.), wird der Zuchtbetrieb in Oberbayern als in der Mehrzahl der Fälle „mittelmäßig, hauptsächlich infolge einer ungenügenden Ernährung der Zuchttiere über den Winter und der sehr mangelhaften Kulturaufzucht", der Zuchtbetrieb in Niederbayern als „im Großen und Ganzen noch sehr mangelhaft" bezeichnet u. s. w. — Von anderem Standpunkte aus kommen auch private Kritiker zu der Meinung, daß auf dem Gebiet der Züchtung für praktische Bedürfnisse noch sehr viel zu leisten wäre, so für Bayerns Rindviehzucht: Jakob Tomalski, „Die Rindviehzucht in Bayern und ihre wirtschaftl. Ziele. München 1900", und für Deutschland im Allgemeinen: E. Pott, „Formalismus in der landwirtschaftlichen Tierzucht. Stuttgart 1899".

überwiegendem Getreidebau zu verharren, wenn sie nicht besonders günstigen Getreideboden bewirtschaften. Die Erhebungen der Statistik von 1895 veranschaulichen, daß der Rindvieh- und Schweinebestand pro Fläche um so kleiner ist, je größer der Güterumfang. Man kann allerdings vermuten, daß der Mangel an Betriebskapital pro Hektar Fläche vielfach mit der Größe der Güter steigt und daß hierin für viele Besitzer das Hindernis für den Übergang zu stärkerer Viehhaltung liegt.

Unter dem Druck der agrarischen Krisis ist nicht ein technischer Rückgang, sondern ein großer technischer Fortschritt 1890—1900 in der deutschen Landwirtschaft zu verzeichnen. Abgesehen von den Fortschritten des Genossenschaftswesens, dessen großartige Entwicklung 1890 kaum geahnt werden konnte, zeigt sich der Fortschritt — wenn auch nicht notwendig des Einkommens aller Besitzer, aber doch der Landeskultur — am stärksten gerade in der Zeit, in welcher durch Caprivi angeblich die Landwirtschaft in Grund und Boden ruiniert worden ist.

In Bayern ist allein durch Flurbereinigungen 1889/98 ein Mehrwert bäuerlicher Grundstücke erreicht, der amtlich auf insgesamt 4,4638 Millionen Mark geschätzt wird. An Meliorationsdarlehen sind im Durchschnitt 1889/98 jährlich vom Staate 380 953 Mark in Anspruch genommen worden. Die auf allen Eisenbahnen Deutschlands im Inlandsverkehr beförderte Menge von Düngemitteln einschließlich Kunstdünger betrug 1890 2 690 000, dagegen 1899 5 698 000 Tons. Die Agrarkrisis zwang den Bauern zum Fortschreiten, nicht minder aber auch den Rittergutsbesitzer.

In einem Teile der Rittergutsbetriebe des Ostens war es herkömmlich gewesen, daß der Besitzer nicht die Landwirtschaft berufsmäßig erlernte, sondern seine Lehrjahre in der Armee absolvierte. Angesichts der schwierigen Lage des Großgrundbesitzes und der Notwendigkeit, bei dem Fortschritt der landwirtschaftlichen Technik dieses Gewerbe berufsmäßig genau so wie die chemische Industrie oder die Baumwollweberei zu erlernen, wird allerdings eine Änderung des Systems immer unvermeidlicher. Es ist nicht zu leugnen, daß damit der Armee eine Anzahl ausgezeichneter Offiziere in den unteren Chargen entgehen werden. Die übrigen Befürchtungen für die Wehrkraft Deutschlands, die bei stärkerer Industrialisierung gehegt wurden, haben heute, wenn nur die Ernährung der Industriearbeiter nicht verschlechtert und verteuert und die Arbeiterschutzgesetzgebung kräftig weiter ausgebildet wird, nicht mehr die Bedeutung wie vor einem Jahrzehnt.*)

Am meisten ist in der Öffentlichkeit gestritten worden, ob nun angesichts dieser Entwicklung die Getreidezölle zu erhöhen seien. Beim Streite über diese zukünftige Regelung der Getreidezölle stehen sich zunächst zwei Standpunkte gegenüber:

Die Vertreter des einen Standpunktes nehmen an, daß für die Erhaltung der Landwirtschaft, des landwirtschaftlichen Großbetriebes, wie der Bauern, höhere Getreidepreise unentbehrlich seien, und sie betrachten erhöhte

*) Vgl. hierzu Brentano und Kuczynski: Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft, Stuttgart 1900.

Getreidezölle als ein geeignetes Mittel, um für die heutigen Grundbesitzer befriedigende Ergebnisse herbeizuführen und vielleicht Deutschland von Getreideeinfuhr unabhängig zu machen. Die jetzigen Preise aber werden von diesen Männern als unter den Produktionskosten*) liegend bezeichnet.

Die Vertreter des anderen Standpunktes befürchten zunächst, daß höhere Getreidezölle und höhere Getreidepreise der Landwirtschaft selbst gar nicht auf die Dauer Nutzen bringen, daß sie vielmehr nur eine Liebesgabe an die augenblicklichen Besitzer darstellen, die bald in höheren Preisen kapitalisiert werde. Sie betonen aber außerdem, daß bei unserer heutigen Grundbesitzverteilung keineswegs alle ländlichen Schichten am Getreideverkauf interessiert sind. Es ist sehr bedauerlich, daß erstens keine Statistik der ländlichen Grundeigentumsverteilung für ganz Deutschland zugänglich ist und man sich mit der Betriebsstatistik begnügen muß, und daß zweitens nicht, der Anregung des Zentrumsabgeordneten Bachem entsprechend, durch eine Reichsenquête festgestellt ist, wie viel Landwirte am Verkauf von Brotgetreide interessiert sind. Man ist somit auf die unvollkommene Methode der beiden Reichskanzler, Graf Caprivi und Fürst Hohenlohe,

*) Wie wechselnd die Schätzungen der Produktionskosten von Getreide in Deutschland sind, möge folgende Übersicht einiger im Reichstage von Fachleuten gegebenen Ziffern zeigen: Am 24. Dez. 1890 (Sten. Ber. d. Reichst. 1890—92, Bd. V, S. 3408) wies der bayerische Zentrumsabgeordnete v. Pfetten darauf hin, daß in der Zeitschrift des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern 1885, S. 54, 142 ff., als mittlere Kosten des Weizenbaues 15,74, des Roggenbaues 15,50 Mk. pro Doppelzentner berechnet seien, und daß im Einzelnen die Produktionskosten pro 50 Kilogr. Weizen zwischen 6,54 und 10,25 Mk., pro 50 Kilogr. Roggen zwischen 6,51 und 8,76 Mk. geschwankt hätten. — In einer Petition des ostpreußischen landw. Vereins war als Ergebnis von Ermittlungen im Jahre 1884 ein durchschnittlicher Selbstkostenpreis von 144 Mk. pro Doppelzentner Weizen und 129 Mk. pro Doppelzentner Roggen angegeben (Anl. zu d. Sten. B. d. Reichst. 1892—93, Bd. II, Nr. 209). — Graf Kanitz erklärte am 10. Dez. 1891 im Reichstage, damals vor 4 Jahren seien die Produktionskosten für 1 Tonne Roggen in den östlichen Landesteilen auf 150 Mk., in den westlichen auf 160 Mk. berechnet worden; jetzt müsse man wegen gestiegener Löhne und der Lasten der Altersversicherung 30 Mk. mehr rechnen (St. B. d. R. T. 1890—92, Bd. V, S. 3315). Am 1. März 1894 schätzte Graf Kanitz die Produktionskosten pro Tonne Roggen in den östlichen Provinzen auf 150 Mk., im übrigen Deutschland auf 160—180 Mk. (St. B. d. R. T. 1893—94, Bd. II, S. 1512). — Graf Caprivi wies gegenüber den Berechnungen des Grafen Kanitz im Reichstage am 14. April 1894 darauf hin, daß in einer vom Zentralverein ostelbischer Landwirte an den Kaiser gerichteten Eingabe die Selbstkosten für Weizen pro Tonne mit 160 Mk., für Roggen mit 140 Mk., für Hafer mit 120 Mk. angegeben seien (St. B. d. R. T. 1893—94, Bd. III, S. 2132). — Graf Bernstorff bestätigt, daß nach seinen Erfahrungen diese von Graf Caprivi mitgeteilten Zahlen der Wirklichkeit näher kämen als die beim Antrag Kanitz erstrebten Preise. (Ebendaselbst S. 2136.) — Der bayerische Konservative Lutz behauptete am 27. Febr. 1894 (St. B. d. R. T. 1893—94, Bd. II, S. 1471), die Produktionskosten pro 100 Kilogr. Roggen betrügen in Bayern 13,50 Mk.

In einer 1901 erschienenen Schrift von O. Rabe, „Vierzig Jahre Brotgetreidebau" werden unter sehr günstigen Verhältnissen (S. 30 u. 31) die Produktionskosten

angewiesen, die annahmen, daß die Betriebe über 5 Hektar anfiengen, Brotgetreide über den eigenen Verbrauch hinaus zu verkaufen. Indem Fürst Hohenlohe die Betriebe bis 5 Hektar nicht als am Getreideverkauf interessiert ansah und $3^2/_3$ Personen hier auf den Betrieb rechnete, kam er mit Verwertung der Ziffern von 1882 zum Ergebnis, daß 76 Prozent der Betriebe oder 15 Millionen landwirtschaftliche Bevölkerung keinen Vorteil, eventuell sogar Nachteil, etwa 4 Millionen Menschen dagegen ein Interesse an höheren Getreidepreisen hätten.

Wendet man dieselbe Methode auf die Ziffern von 1895 an, so würde nur eine Zahl von 3 Millionen an höheren Getreidepreisen interessiert sein. Die Methode des Fürsten Hohenlohe kann jedoch vom agrarischen Standpunkte aus damit angegriffen werden, daß er nur für die im Hauptberuf thätige landwirtschaftliche Bevölkerung die Betriebsstatistik verwertet. Um diesem Einwand zu begegnen, sei lediglich die Betriebsstatistik von 1895 verwendet und angenommen, daß alle 1305632 Betriebe über 5 Hektar am Getreideverkauf interessiert seien und daß in diesen durchschnittlich nicht $3^2/_3$, sondern 5 Personen Familie pro Betrieb zu ernähren seien: auch dann sind es höchstens $6^1/_2$ Millionen deutsche Bevölkerung unter gegenwärtig 56 Millionen, also ein Neuntel des deutschen Volkes, welchem eventuell durch höhere Getreidepreise geholfen werden kann.

---

auf mitteldeutschen Rübenböden für Roggen z. B. mit 99,59; 106,92; 107,74 Mk. pro Morgen, für Weizen mit 118,25; 113,17; 116,48 Mk. pro Morgen berechnet. Dabei ist eine 3-prozentige Verzinsung mit Annahme des sehr hohen Bodenwertes (Rübenbödenpreise!) von 1000 Mk. pro Morgen zu Grunde gelegt. Trotzdem der Verfasser mitteilt, daß etwa 13 Zentner 27 Pfund Roggen und 16 Zentner 7 Pfund Weizen pro Morgen durchschnittlich geerntet wurden, zieht er aus diesen Produktionskostenberechnungen die Konsequenz, daß zur Garantie der Grundrente ein Zoll von 80 Mk. pro 100 Kilogr. Brotgetreide angemessen sei! — Viel wertvoller als diese Aufstellungen dürften heute noch immer die Produktionskostenberechnungen sein, welche Professor Drechsler 1889 in der „Festgabe für Georg Hansen" (S. 251) veröffentlicht hat. Für 12 bezw. 14 Wirtschaften wurde festgestellt, daß die Produktionskosten für Roggen 105,4—191,8 Mk. pro Tonne, die des Weizens 130,6—192 Mk. betrugen. Durchschnittsberechnungen sind das Trügerischeste, was es geben kann, da, wo nicht gleichartiger Boden, gleichartige Technik, gleichartige Ankaufspreise vorliegen. Überdies ist der Willkür in Berechnung der Getreideproduktionskosten überall der weiteste Spielraum gelassen, wo Getreide als Zwischenfrucht neben anderen Nutzungen in Betracht kommt. Unbestreitbare Resultate sind dagegen in Gebieten, wo, wie in Dakota, Jahr für Jahr Weizen gebaut wird und die Viehwirtschaft keine Rolle spielt, am leichtesten aufzustellen. Immerhin weisen die Ziffern Drechslers darauf hin, daß eine enorme Verschiedenheit der Produktionskosten des Getreides in Deutschland sogar in einem einzigen Distrikt existieren. Somit wird nicht die gesamte Landwirtschaft und auch nicht der gesamte Getreidebau bei niedrigen Preisen und fortschreitender Technik unmöglich, und Preissteigerung durch Zollschutz kann den Betrieb unter ungünstigen Verhältnissen zwar gerade noch möglich, aber nie rentabel machen, während den Betrieben mit günstigen Bedingungen dann eine sehr hohe Differenzrente geschenkt wird. Vgl. hierüber auch H. Dietzel, Weltwirtschaft u. Volkswirtschaft, Dresden 1900 und H. Dietzel, Kornzoll und Sozialreform, 1901.

Es ist klar, daß diesem Neuntel nicht von der Gesamtheit auch mit den höchsten Agrarzöllen geholfen werden kann, wenn infolge der Agrarpolitik die wirtschaftliche Existenz der übrigen acht Neuntel der Bevölkerung gefährdet wird.*)

Der Streit wird nun darüber geführt, ob erhöhte Getreidezölle mit den Interessen der übrigen deutschen Bevölkerung vereinbar seien.

Die Anhänger höherer Getreidezölle versprechen zum Ausgleich einen lückenlosen Schutzzolltarif auf alle agrarischen, auch die kleinbäuerlichen Erzeugnisse; sie unterstützen ferner die Schutzzollwünsche der Industrie.

Nach der politischen Lage in Deutschland steht und fällt die Bewegung für höhere Getreidezölle mit der Begeisterung der Kleinbauern für Vieh-, Fleisch- und Hopfenzölle, ferner mit der Forterxistenz des Begünstigungssystems in Eisenbahntarifen und Zöllen, dessen sich die kartellierten Großindustrien erfreuen.

Der Kampf zwischen den organisierten Gruppen, die durch Verteuerung der Inlandspreise Vorteile beziehen, und anderseits denjenigen Exportunternehmern, welche nicht kartelliert sind und daher vom Zollschutz ebenso wie ihre Arbeiter und wie die an Versorgung dieser Arbeiter interessierten Bauern Schaden haben, wird einmal in Deutschland ausgekämpft werden, auch wenn durch sogenannten Ausgleich auf mittlerer Linie etwas Zeit gewonnen werden sollte.

Die wissenschaftliche Entscheidung würde weit leichter sein, wenn 1. exakte Erhebungen über die Kosten der Lebenshaltung der Arbeiterschaft in Deutschland und in den industriellen Hauptkonkurrenzländern England, Belgien, Nordamerika zu Gebote ständen. Was publiziert ist, läßt schon heute den Schluß sehr naheliegend erscheinen, daß bereits jetzt der Arbeiter, um eine gleich wirksame Ernährung zu erlangen, in keinem der drei konkurrierenden Industrieexportländer so viel vom Nominallohn aufwenden muß, als in Deutschland, und zwar infolge des bereits heute herrschenden Agrarschutzes. Es bleibt aber hier noch viel Raum für Forschungen.

Die Entscheidung würde ferner leichter sein, wenn nicht 2. überhaupt von einigen deutschen Gelehrten angesichts der Verflechtung Deutschlands in den Weltmarkt die Rückkehr zum Agrarstaat und der Verzicht auf den Export als wünschenswert oder überhaupt als möglich bezeichnet worden wäre.

Es ist Ende des 19. Jahrhunderts bei einigen Autoren eine Begeisterung für den geschlossenen Handelsstaat zu Tage getreten, die 1. auf der Meinung, daß die Lage der industriellen Arbeiter ewig unverbesserlich sei, 2. auf der Annahme beruht, daß der Export weit unsicherer als der heimische Markt und daß speziell die Zukunft des deutschen Industrieexports sehr unsicher sei.**)

*) Daß statt der unvollkommenen Schätzungen des Grafen Caprivi und des Fürsten Hohenlohe eine Reichsenquête über das Interesse der landwirtschaftlichen Bevölkerung am Getreidewerk auf dringend nötig ist, leuchtet auch nach den Veröffentlichungen von Dr. Dade in Nr. 3 der Nachrichten des deutschen Landwirtschaftsrats, 1901, ein. Vgl. auch einen demnächst erscheinenden Aufsatz von W. Lotz in Conrad's Jahrbüchern.

**) Vgl. insbes. die Verhandlungen des evangel.-sozialen Kongresses 1897 (vor Allem die Reden von Oldenberg, A. Wagner und anderseits M. Weber).

Es mag zum Schlusse dieses Überblicks über die Entwicklung der deutschen Handelspolitik gestattet sein, diejenigen Gründe darzulegen, aus denen gerade, wenn man die Ergebnisse der deutschen Entwicklung 1890—1900 zusammenfaßt, die Pflege und Weiterentwicklung des Exports nicht nur, sondern auch der Wareneinfuhr unentbehrlich erscheint:

1. Zum Teil kann Deutschland allerdings seinen Bedarf an solchen Genußmitteln und Rohstoffen, die bei unserem Klima nicht erzeugt werden können (Thee, Kakao, Kaffee, Reis, Pfeffer u. s. w., Baumwolle, Jute, Seide u. s. w.), durch die Zinsen seiner Forderungen im Auslande decken, aber es muß auch Waren exportieren zur Begleichung der Importe.

2. Die Einfuhr aller solcher Rohstoffe und Lebensmittel, die in unserem Klima zwar hergestellt werden, aber entweder nicht für 56 Millionen Einwohner quantitativ ausreichend oder nicht zu genügend wohlfeilem Preise erhältlich, kann wohl beschränkt, aber nicht ohne Ruin des deutschen Wirtschaftslebens völlig entbehrt werden. Es ist nicht die geringste Aussicht, daß wir zugleich unseren Holz- und Getreidebedarf, zugleich unseren Fleisch-, Häute-, Eier-, Futtermittel-, Obst- und Gemüsebedarf, unseren Wollbedarf und unseren Flachsbedarf durch nationale Produktion und zu annehmbarem Preise decken können*); es sei denn, dieser Bedarf wird durch Dezimierung unserer Bevölkerung nach einem schweren Krieg oder durch Auswanderung der Industriearbeiter oder durch allgemeine Verarmung auf das Niveau von 1850 herabgedrückt. Auch der energischeste Agrarschutz kann nur in einigen Zweigen den Erfolg haben, Deutschland unabhängig von Zufuhr zu machen. Auch mit einem lückenlosen Zolltarif müssen wir gewisse Produkte, an denen unsere Forst- oder Landwirtschaft ein Defizit aufweist, vom Auslande beziehen, müssen sie bezahlen und deshalb Waren ausführen.

3. Wenn Arbeitsgelegenheit für die Erwerbsfähigen unter den 56 Millionen Deutschen erhalten bleiben soll, kann die Bevölkerung im Lande nur ernährt werden, indem die Arbeitskräfte mit der größten Wirtschaftlichkeit beschäftigt sind, d. h. jedem überlassen wird, sein Kapital und seine Arbeit so zu verwenden, daß der größte Erfolg erzielt wird. Auch wenn sie durchaus unparteiisch vorgienge, könnte keine Regierung so weise sein, für 56 Millionen Menschen auszurechnen, welche Beschäftigungen den größten Erfolg für Kapital und Arbeit bringen, welche dagegen eine Verschwendung wirtschaftlicher Kraft bedeuten. Wollen wir uns dies an einigen Beispielen veranschaulichen. Wenn die Engländer harte Kammgarne und Baumwollgarne feinster Nummern mit einem geringeren Aufwand von Arbeit und Kapital als die Deutschen herzustellen vermögen, so kann die deutsche Arbeiterschaft, welche bei abgeschlossenem Handelsstaat zur Erzeugung dieser Produkte herangezogen würde, nie so günstig gelohnt werden, als wenn wir im Austausch gegen deutsche Spezialitäten, die diese Arbeiter dann herstellen, die harten Kammgarne und die feinen Baumwoll-

*) Vgl. W. Lotz, Schutz der deutschen Landwirtschaft u. s. w., S. 44, und der Artikel von Endres „Forsten" im Handwörterbuch, 2. Aufl., woselbst nachgewiesen ist, daß zum Ersatze für die deutsche Mehreinfuhr an Holz 4 273 000 Hektar aufgeforstet werden müßten, mithin, da nur 1 Mill. Hektar hierfür verfügbar, $3^1/_4$ Mill. Hektar der Landwirtschaft entzogen würden.

garne importieren. Viel häufiger ist noch ein anderer Fall, der zeigt, daß es wirtschaftlich sein kann, zu exportieren und zu importieren, auch wenn die heimische Produktion gerade den heimischen Bedarf deckt. Nach der Reichsstatistik betrug der deutsche Verbrauch von Roheisen 1898 7,436 Millionen Tonnen. Die deutsche Produktion betrug 7,301 Tonnen. Man könnte hieraus schließen wollen, daß Deutschland, da es nicht einmal ganz seinen Bedarf produziert, keinen Anlaß hat, zu exportieren. Ist es doch selbst bei Gelehrten eine landläufige Anschauung, daß man nur exportiert, wenn der heimische Markt nicht die gesamte Produktion aufnimmt. Es ist hier zunächst die Statistik zu berichtigen, da als Inlandsverbrauch hier auch der Bedarf der für den Export arbeitenden Fabrikanten von Fertigeisen verbucht ist. Genau genommen wäre der inländische Verbrauch unter Umrechnung des in verarbeiteter Form exportierten Roheisens auf nur 5,580 Millionen Tonnen Roheisen im Jahre 1898 festzustellen, also allerdings ein Überschuß für den Export vorhanden gewesen. Allein selbst wenn ein solcher Überschuß nicht vorhanden wäre und zum Export gedrängt hätte, selbst wenn Deutschland kaum seinen Eisenbedarf für's Inland befriedigen könnte, wäre es äußerst unwirtschaftlich, wenn an der Grenze gelegene Produktionsstätten, wie Oberschlesien, ihr Produkt ausschließlich an den deutschen Markt, der nur mit hohen Frachten erreichbar ist, absetzen würden. Es ist wirtschaftlicher, daß Oberschlesien einen Teil seiner Eisenproduktion — eventuell weiter verarbeitet — nach Russisch-Polen, als nach Thüringen oder Westpreußen verkauft, ebenso wie der Bezug ausländischen statt einheimischen Eisens an gewissen Seeplätzen wirtschaftlicher sein kann — ganz abgesehen von Qualitätsverschiedenheiten. In ähnlicher Weise empfiehlt es sich, ostdeutschen Weizen seit 1894 in gewissen Fällen zur See auszuführen, statt ihn nach Westdeutschland zu schicken, wenn er sich zur Vermischung mit dem dortigen Produkt nicht eignet. Ein Export von Getreide kann in bestimmten Regionen wirtschaftlich empfehlenswert sein, obwohl der gesamte Getreidebedarf Deutschlands nicht hinlänglich von der deutschen Landwirtschaft gedeckt wird.

Alle nahe der Grenze gelegene Produktion von Gütern, bei denen die Fracht eine große Rolle spielt, würde Schaden leiden, wenn der Gedanke des geschlossenen Handelsstaats verwirklicht würde.

4. Das Hauptbedenken gegen diejenigen, welche Deutschland von der Rolle eines exportierenden, vorwiegend industriellen Staates abbringen möchten, liegt aber in einem Umstande, dessen Hervorhebung sehr paradox erscheinen mag: es wäre nämlich das größte Unglück, wenn Deutschlands Gesetzgebung die Absatzbedingungen aller in Deutschland hergestellten Waren regeln könnte. Es ist der größte Segen, daß es für unsere kartellierte Industrie noch die Gefahr ausländischer Konkurrenz giebt, wenn sie bei Lieferungen an Marine oder Staatsbahnen oder Gemeinden ihren Vorteil allzu rücksichtslos wahrt. Wären wir nicht in den Weltmarktsverkehr verflochten und nicht gezwungen, auf dem Weltmarkt zu konkurrieren, so würde das Agitieren für Aufrechterhaltung veralteter Technik, das Beeinflussen der Staatsverwaltung zwecks Gewährung hoher Preise, kurz, das Umprägen politischen Einflusses in wirtschaftlichen Vorteil geradezu privilegiert. Eine Korruption unseres öffentlichen Lebens durch Trustherrschaft und Terrorismus, den die wirtschaftlich Stärksten ausüben, und

dem gegenüber dann eine gewaltsame Reaktion der Unterdrückten und Ausgebeuteten, würde drohen.

Gegenüber denjenigen, die aus Abneigung gegen die industrielle Entwicklung den Export bekämpfen, sei hier auf Betrachtungen eines besonders agrarisch gestimmten Schriftstellers, Dr. Ballod, verwiesen. Dr. Ballod unternimmt den Versuch, abzuschätzen, wie viel Liebesgaben infolge Verteuerung der deutschen Produkte durch Zölle die landwirtschaftliche und die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung einander gewähren. Der Versuch ist prinzipiell interessant, trotzdem die Ziffern im Einzelnen an einer sehr großen Schwäche und manchen kleinen Schwächen kranken. Es kann nämlich sehr wohl für den Getreideverkauf seit 1894 und für die Eisenindustrie — soweit sie in Deutschland selbst verkauft — angenommen werden, daß in Deutschland um den Zoll teurer als am Weltmarkt verkauft wird. Es ist jedoch durchaus irrig, für nichtkartellierte Gewerbe, wie es die meisten Zweige der Weberei und Wirkerei sind, ebenso zu kalkulieren, wie viel Verteuerung den inländischen Verbrauchern auferlegt werden könnte, wenn der Zoll — was hier meist nicht geschieht — zur teuereren Versorgung des Inlandes ausgenützt würde. Die Ziffer, welche Ballod für 1894—1896 als Tribut an die Eisenindustrie berechnet (130 Millionen Mark), bedarf außerdem einer Nachprüfung, weil keineswegs die gesamte Roheisenproduktion ausschließlich Roheisenexport im Inlande verbleibt, vielmehr ein großes Quantum in Form verarbeiteten Eisens — zeitweise unter Gewährung von privaten Ausfuhrzuschüssen — zum Weltmarktspreise am Weltmarkte verkauft wird. Es ist ferner nicht so, daß die gesamte nichtlandwirtschaftliche von der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung und umgekehrt infolge der Eisenbahntarifpolitik und der Schutzzölle durch höhere Inlandspreise subventioniert wird. Es ist vielmehr in Landwirtschaft und Industrie eine Minorität, die den Zollschutz auf Kosten der übrigen Bevölkerung und des Staates ausnützt.*)

Es erscheint mir jedoch nicht ganz ausgeschlossen, daß der Grundgedanke Ballods zutrifft, daß die Agrarier mit ihren Schutzzöllen kein sehr gutes Geschäft gemacht haben im Vergleich zu den Gewinnen, die gewisse Industrien durch Aufrechterhaltung übermäßigen Zollschutzes zogen. Nur beschränkt sich dieser Vorteil auf die kartellierten Gewerbezweige. Die übrige Industrie, ferner die Kleinhandwerker und Kleinbauern besitzen nicht die Absatzorganisation, um für sich den Zollschutz entsprechend auszunützen. Dafür zahlen sie mit zu den Steuern, aus denen für Schienen und Panzerplatten an deutsche Fabriken in Deutschland höhere Preise als diejenigen, zu denen dieselben Leute an's Ausland liefern, bezahlt werden. Für die Eisen verarbeitenden Industrieen ist beim Hereinbrechen der Depression, nachdem sie im voraus zu teueren Preisen ihr Material einkaufen mußten, der für die eigenen Produkte genossene Schutz vielfach irrelevant gegenüber der Verteuerung, die sie durch Zölle auf Rohmaterialien und die Macht der Rohstoffsyndikate empfinden.

*) In einem Beitrage in den Münchener Volkswirtschaftl. Studien wird von Herrn Th. Vogelstein demnächst dies System privater Ausfuhrzuschüsse im Einzelnen beleuchtet. Im Übrigen vgl. die Berechnungen im Handelskammerbericht Ruhrort 1900/1901, wonach es erheblich wohlfeiler ist, aus deutschem Eisen in Holland als in Ruhrort Flußschiffe zu bauen!

Unter dem Grafen Caprivi war ein Kompromiß zwischen den Bedürfnissen der unbedingt auf den Export angewiesenen Exportzweige und der Schutzzollinteressenten versucht, und in Vielem hatte die Regierung Recht, wenn sie ihre Politik als Fortführung der Ideen von 1879 bezeichnete. Es blieb die Praxis der Solidarität von Interessenten, die sich als die wirtschaftlich Schwachen ansahen.

Ob bei dem Ablauf der jetzigen Handelsverträge ein solches Kompromiß möglich und haltbar ist, erscheint sehr zweifelhaft. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ebenso wie unseren offenen Zuckerexportprämien auch unseren versteckten privaten Ausfuhrprämien in Eisen u. s. w. Ausgleichszölle des Auslandes folgen. Es ist ferner zwar vorübergehend möglich, im Bunde mit den industriellen Schutzzöllnern recht hohe Lebensmittelzölle in einen Tarif hineinzubringen. Es ist aber — wie die Erfahrung 1891 zeigte — nicht einmal ein Fünfmarkzoll auf Brotgetreide von den ausgesprochensten Agrariern zu verteidigen, wenn eine einzige schlechte Ernte in den Hauptexportgebieten eine Teuerung herbeiführt. Noch weniger ist Deutschland in seiner Ernährung durch hohe Zölle unabhängig zu stellen, wenn mehrere Mißernten in Deutschland aufeinander folgen und eine Industriedepression hinzukommt.

In Deutschlands Hand wäre, nachdem es seit 1879 im Protektionismus Schule gemacht und 1891 in der Vertragspolitik die Führung übernommen hatte, vielleicht jetzt und nie wieder die Macht gegeben gewesen, auf die künftige europäische Entwicklung durch sein Vorbild der Mäßigung zu wirken. Daß Deutschland 1879—1891 daheim Schutzzoll predigen und Hochschutzzölle aufrichten, draußen aber feste Zollsätze beanspruchen konnte, war ein Ausnahmefall, der nie wiederkehrt, eine Gunst, die schon seit 1. Februar 1892 nicht mehr auszunützen war. Möge unser Vaterland den richtigen Weg rechtzeitig betreten.

Die Schwierigkeiten sind mit Rücksicht auf Deutschlands innerpolitische Entwicklung, weniger mit Rücksicht auf die übrigen Nationen, weit größer als vor einem Jahrzehnt. Vielleicht wird, wenn die Folgen der jetzt geplanten Zollerhöhungen nach einigen Jahren empfunden werden, später auch in weiteren Kreisen erkannt, welch' große Leistung für das Vaterland Graf Caprivi und seine Mitarbeiter 1891—1894 durch die vielgeschmähte Handelsvertragspolitik vollbracht haben.



Um den rechten Weg nicht zu verfehlen, braucht man nur am Mephistodenkmal rechts durch die Wiesen zu gehen. Den Traumwald läßt man einfach links liegen.

Das Mephistodenkmal hat ein alter Wolkenkuckucksheimer, ein gewisser Goethe aus Frankfurt a. M. sich hier gesetzt, der auch sonst vor hundert Jahren viel von sich reden gemacht hat.*) Heute sind seine Werke veraltet, besonders seit die Alltagslebener Dichterschule den Sachsen-Siebenindiern ein tieferes Verständnis für die höchsten Ziele der Poesie eröffnet hat. Das Denkmal besteht aus einem ungeheuren Granitblock von edlen Formen, welcher die Aufschrift trägt: quos ego! Am achtundzwanzigsten August jeden Jahres um Mittag kommt von den Höhen des Traumwalds ein mächtiger Adler geflogen. Dreimal umkreist er den Granitblock mit gewaltigen Flügelschlägen. Dann läßt er sich auf der Spitze nieder und hält scharfe Umschau über die Lande. Die Wolkenkuckucksheimer sind an diesem Tage vollzählig auf den Praxiswiesen versammelt und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit, ob der Adler einen Schrei ausstoßen wird. Wenn der Adler auf dem Mephistodenkmal seinen Schrei ertönen lassen wird, ist der Prinz geboren, der das bis zum Himmel wuchernde Gestrüpp mit blankem Schwerte durchhauen wird, Dornröschen zu befreien. Bis zum achtundzwanzigsten August eintausendachthundertachtundneunzig hat der Adler nicht geschrieen.**) Stumm ist er stolzen Flugs Jahr für Jahr zu seinem Horste im Traumwald zurückgekehrt. —

Der Weg führt in zahllosen Windungen langsam bergab. Die anmutige Aussicht ist durch das Bild Woldemar Patzers: „Alltagsleben von der Praxis aus" so allgemein bekannt geworden, daß ich der Beschreibung mich überhoben glaube. Hinter den Praxiswiesen gelangt der Wanderer in dichten Wald, der vor Bäumen kaum zu sehen ist. Er liegt schon auf Normalheimer Gebiet und führt den sonderbaren Namen: Irrtum. Der „Irrtum" hängt durch einen gratförmig zugespitzten Bergrücken mit dem Traumwalde zusammen. Der Abstieg vom Traumwald über den Grat zum „Irrtum" ist nur für Geübte gangbar. Vor einigen Jahren ist dort ein englischer Lord abgestürzt, welcher sich im Traumwalde zu dem Gedanken verstiegen hatte, die Engländer wären das liebenswürdigste Volk von der Welt. Bei dem Abstieg nach Normalheim, den er trotz aller

*) Die Wolkenkuckucksheimer setzen sich der Einfachheit wegen ihre Denkmäler selbst, wenn sie es dazu haben. Der Gebrauch ist schon seit der römischen Kaiserzeit nachweisbar. (Horaz Carm. lib. III, 30.)

**) So weit wir Kunde eingezogen haben, auch nicht bis zum 28. August 1900; ob er es wohl in diesem Jahre thun wird? D. Schriftleitung.

wohlgemeinten Warnungen führerlos unternahm, kam er in das Rutschen und stürzte mit rasender Schnelligkeit in den unter ihm gähnenden „Irrtum“. Daß er mit dem Leben davon kam, hat er nur dem Umstand zu danken gehabt, daß er, wie sich alsbald herausstellte, auf den Kopf gefallen war, wodurch eine Verletzung edlerer Teile zum Glück verhütet wurde. Nachdem er sich im Hospital zu Normalheim den durch den Sturz verschrobenen Kopf zurecht hatte setzen lassen, konnte er als normaler Engländer entlassen werden. Nur die rechte Ansicht ist schief geblieben, trotz der Kunst der Normalheimer Ärzte.

Die Normalheimer benutzen den gefährlichen Weg grundsätzlich nie, weil sie nicht frei von Schwindel sind. Sie gehen am liebsten in den schattigen Gründen des „Irrtum“ spazieren. Wenn sie sich in den Traumwald wagen, nehmen sie den bequemen Weg über die Praxiswiesen.

Wenn man sich vom „Irrtum“ aus auf halber Höhe des Berges halbwegs zwischen Wolkenkuckucksheim und Normalheim seitwärts in die Büsche schlägt, gelangt man auf eine Lichtung, welche die „Toleranz“ heißt. Eine steinerne Treppe von siebenundsiebzig Stufen führt auf eine kleine Plattform, welche mit bunten viereckigen Steinchen mosaikartig gepflastert ist. In der Mitte des Mosaiks liest man die Worte: „Hier liegt der Hund begraben“. Die Geschichte dieses seltsamen Orts reicht in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters zurück.

Es wird am ersten April eintausendeinhundertundelf nach Gründung der Stadt gewesen sein, — ich bemerke, daß Normalheim genau ein Jahr, einen Monat und einen Tag nach der Schlacht am weißen Faden gegründet worden ist, — als ein Normalheimer Bürger, Namens Peter Hund, seines Zeichens ein ehrsamer Schuhmacher, von einer Krankheit befallen wurde, welche weder Arzt noch Bader zu erklären wußten. Der Mann hatte viele Jahre still und gottesfürchtig gelebt, gegessen, getrunken und geschlafen, wie andere Leute, und seine Schuhe und Stiefel schlecht und recht über denselben Leisten geschlagen. Am Sonntage Misericordia, als sich Peter zur Messe zu gehen bereitete, war sein Blick auf den Leisten gefallen. Von dem Leisten, den er unzählige Male in der Hand gehabt hatte, gieng ein sonderbares Licht aus, welches, je länger Peter den Leisten ansah, sich weiter und weiter verbreitete, bis es in seinem Kopfe hell wurde. Da erlosch das Licht am Leisten. Seitdem war Peter wie umgewandelt.

Er dachte nicht mehr an Essen und an Trinken, vernachlässigte sein Geschäft, versäumte die Messe und trieb sich Tage lang herum, auf dem Markt, auf den Gassen, wo es etwas zu hören und zu sehen gab. Am Samstag vor Jubilate kam die Krankheit zum Ausbruch. Peter Hund

begann, unter großem Zulauf des Volks, auf öffentlichem Markte in Normalheim die Wahrheit zu sagen. Er bewies mit kecklichem Mut, daß der Herrgott den Menschen verschiedene Füße gegeben habe, diesem einen langen, jenem einen kurzen, dem einen schmalen, dem Andern einen breiten, und daß es daher wider Gottes Gebot sei, der es in seiner Weisheit und Güte also eingerichtet habe, damit jeder auf seinem eigenen Fuße lebe, Stiefel und Schuhe über denselben Leisten zu schlagen.

Die Normalheimer erschraken zuerst über solch frevelhafte Ketzerei, dann aber lachten sie, johlten und schrieen: „Hört den verrückten Schuster!" Einige aber liefen in Sankt Antonius' Kirche, den Kaplan zu holen. Der Kaplan erschien eilends mit Stola und geweihtem Wasser, den bösen Geist zu bannen, der in Peter Hund sein Absteigequartier genommen zu haben schien.

Der aber ließ sich nicht anfechten. Er sagte dem geistlichen Herrn die Wahrheit zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male. Da entsetzte sich das Volk, und der geweihte Mann verfluchte Peter Hund im Namen des Gottes, welcher die Liebe ist. Die Stadtknechte kamen mit Piken und Hellebarden, um Peter Hund zu greifen und in den Turm zu werfen. Er aber schrie, wie besessen: „Je größer der Fuß, um so größer der Leisten, je kleiner der Fuß, um so kleiner der Leisten!"

Die Normalheimer hätten Peter Hund ohne Zweifel gesteinigt, wenn sich nicht die Stadtknechte seiner bemächtigt und ihn gefesselt fortgeführt hätten, damit er sich vor dem wohlehrbaren Rate der Stadt wegen seiner Irrlehre verantworte. Wie sie ihn unter Johlen und Geschrei der Menge fortschleppten, kam von Kastenhausen her zufällig Graf Ivo der Gerechte auf schnaubendem Rapphengst mit großem Gefolge auf den Markt geritten. Die Stadtknechte senkten vor dem gestrengen Herrn die Piken, und die Normalheimer schwenkten ihre Mützen und Hüte und riefen: „Vivat Graf Ivo, unser allergnädigster Herr!" Viele knieten vor seinem Rosse nieder und die Treusten küßten den Schmutz von seinen Stiefeln. So beliebt war Graf Ivo bei den Normalheimern. Er war ihnen auch gar wohl gewogen, weil sie alles gut hießen, was ihm zu thun beliebte.

Graf Ivo ritt lächelnd mitten hinein in den Haufen und fragte den Führer der Knechte, was es mit dem Gefangenen für ein Bewenden habe.

„Helft mir, Herr Graf!" rief der geängstete Schuster.

„Wir wollen ihn henken, den Schelm!" schrieen die Normalheimer durcheinander, „darum, daß er auf offenem Markte gewagt hat, uns und dem geweihten Priester die Wahrheit zu sagen."

„Er ist ein Ketzer, gestrenger Herr Graf", nahm der Priester das Wort und trat hervor aus dem Haufen. „Verflucht sei er in Ewigkeit!"

„Ei, ei", sagte der Graf und strich sich den Schnauzbart. „Glaub's wohl, daß du mit der Wahrheit nichts zu schaffen haben willst, Priester." Denn Graf Ivo war den Pfaffen nicht grün, weil sie viel Gut an sich gebracht hatten von den Normalheimern, das er sich selbst zuzuwenden getrachtet hatte.

„Tritt herzu, Schuster", rief er grimmig, „laß hören, was du zu sagen hast!"

Peter Hund trat zu dem Grafen, nahe an das unruhig stampfende Pferd. Der Graf dachte, er wollte ihm die Stiefel küssen. Peter Hund aber besah nachdenklich den linken Stiefel des Grafen. Dann sagte er mit fester Stimme:

„Euer Stiefel ist zu groß, gestrenger Herr. Ihr habt einen kleinen Fuß und braucht einen kleineren Leisten. Der große Leisten taugt nicht für Euren Fuß."

Da ergrimmte Graf Ivo, weil der verrückte Schuster auf offenem Markte ihm die Wahrheit gesagt hatte. Er gab dem Hengst die Sporen, daß er in die Luft stieg und Peter Hund und einige alte Weiber zu Boden warf, die nie fehlen, wenn auf offenem Markte Gericht gehalten wird.

„Henket den Schelmen!" schrie er kirschrot vor Zorn, wandte den schäumenden Gaul und ritt davon.

„Vivat unser allergnädigster Herr! Vivat Graf Ivo der Gerechte!" schrieen die Normalheimer in hellem Entzücken und schwenkten ihre Mützen und Hüte.

Während Graf Ivo auf dem Rathause von dem wohlehrbaren Rate der getreuen Stadt Normalheim den Ehrentrunk in goldenem Becher huldvollst entgegennahm, wurde Peter Hund auf der „Toleranz" an der größten Tanne, unter dem Jubel des Volks, von den Stadtknechten aufgeknüpft.

Die Einen glauben, Peter Hund sei auf der Plattform über der „Toleranz" begraben worden. Nach ihrer Meinung wäre der Mann, der von den Bürgern gesteinigt, von dem Priester verflucht und von Ivo dem Gerechten zum Strange verurteilt wurde, weil er auf offenem Markte zu Normalheim die Wahrheit gesagt hatte, ein für alle Male tot und begraben. Es geht aber die Sage, daß die Stadtknechte ihres Amtes schlecht gewaltet hätten und daß, nachdem Volk und Knechte die Richtstätte verlassen hätten, um sich nach gethaner Arbeit in der Stadt gütlich zu thun, zwei Wolkenkuckucksheimer, welche vom „Irrtum" aus der Exekution zugesehen, Peter

Hund eilfertig abgeschnitten und ihn durch stärkende Getränke in das Leben zurückgerufen hätten. Peter Hund soll, von den Wolkenkuckucksheimern heimlich verborgen, unter dem Namen Peter Pustkuchen als Nachtwächter in Wolkenkuckucksheim noch lange Zeit gelebt haben. Um aber die Normalheimer zu täuschen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, hätten, so sagt man, die Wolkenkuckucksheimer oberhalb der Richtstätte den Kadaver eines gefallenen Hundes eingegraben. So viel steht fest, daß die Wolkenkuckucksheimer den Platz hergerichtet und die Inschrift gesetzt haben, und daß noch heutzutage dicht oberhalb der „Toleranz" im „Irrtum" der Hund begraben liegt.

Die Äcker, an welchen entlang Peter Hund zur Richtstätte im „Irrtum" geführt wurde, heißen noch heutigen Tages „die Wahrheit". Sie gehören jetzt den Wolkenkuckucksheimern, sind aber von den Normalheimern auf ewig und drei Tage gepachtet worden. Daher rührt der volkstümliche Ausdruck: er hat die Wahrheit gepachtet. Vom „Irrtum" über die „Wahrheit" nach Normalheim ist es ein starkes Stück. Der mit guten Vorsätzen schlecht gepflasterte Weg führt eintönig und langweilig schnurgerade fort bis zum Phrasenthor. In der Phrasengasse liegt linker Hand der „grüne Esel", das beste Wirtshaus in Normalheim. Auch der Gasthof „zum blauen Dunst" — hier verkehren viel Handlungsreisende, von denen es in Normalheim wimmelt, — kann unbedenklich empfohlen werden.

Von den Normalheimern wird es als ein großer Übelstand empfunden, daß sie, um zum „Irrtum" zu gelangen, die heiße Straße an der „Wahrheit" vorbei gehen müssen. Die Wolkenkuckucksheimer sind besser daran. Sie gehen aber äußerst selten nach Normalheim — ich selbst bin erst einmal im „grünen Esel" gewesen — und kehren regelmäßig vor dem Phrasenthor um. Wenn man nur nicht immer wieder durch den „Irrtum" gehen müßte! Denn zur „Wahrheit" giebt es von Wolkenkuckucksheim nur den einen gefahrlosen Weg: „Theorieweg" — „Praxiswiesen" — „Irrtum".





Zu Friedrich Nietzsche's Gedächtnis.*)

Epigramme von Kurt Piper.
(Freiburg i. Br.)

Tragischer Konflikt.

Der Außenpflicht geht nach bereit
Die träge Vielgeschäftigkeit,

Der Innenpflicht, dem tiefsten Drang,
Des Denkers thätiger Müßiggang.

Verflicht des höchsten Menschen Hand
Die Zwei in ein harmonisch Band,

Am Außen stößt sich sterbenswund
Der tiefste Geist und geht zu Grund.

Zwei Lose hast du, liebe Seele:
Faust oder Zarathustra. Wähle — —

Nietzsche.

Man hört als Menschenhaß verschreien,
Was Menschenliebe herb und tief,
So tief, daß sie der Augenschein
Als ihren Widerpart verrief.

Mensch und Übermensch.

a) Goethe.

Das Menschenmögliche zu meistern,
Dir war's gegönnt vor andern Geistern,
Die ähnlich Menschliches begehrt.
Am Übermenschlichen zu kranken, —
Klugheit bewußter Menschenschranken
Hat dir's verwehrt.

b) Nietzsche.

Doch diese klug vermied'ne Schranke, —
Dein übermenschlicher Gedanke
Durchbrach sie. An der Trümmer letzter Macht
Schlugst frei du aus verbrauchtem Menschenhirn
Den Geist, den Gott. Du loderndes Gestirn,
Hellglänzend in die dunkle Menschennacht!

*) Gestorben am 25. August 1900. D. Schr.

Das Lied vom Falken.

Von Maxim Gorjkii.



Das Meer schlummert.

Ungeheuer groß und hier am Strande träge atmend, ist es schon eingeschlafen und liegt unbeweglich in der blauen mondbestrahlten Ferne. Sammet-weich und schwarz, hat es sich dort mit dem blauen südlichen Himmel verschmolzen und schläft fest. das durchschimmernde Gewebe der federfeinen, unbeweglichen Wolken abspiegelnd, welche die goldenen Sterngebilde kaum verhüllen.

Es scheint, der Himmel neige sich immer näher zum Meer, um zu lauschen, wovon die rastlosen, den Strand schläfrig hinaufkriechenden Wellen flüstern.

Die waldbedeckten, phantastisch sich nach Nordost biegenden Berge heben mit scharfem Schwunge ihre Gipfel in die darüber ruhende blaue Wüste, und ihre dürftigen, rohen, in warmes und freundliches Dunkel der südlichen Nacht gekleideten Umrisse runden sich ab.

Die Berge scheinen tief in Gedanken versunken. Ihre schwarzen Schatten fallen auf die üppigen, grünlich schimmernden Wellenkämme und umhüllen sie, als ob sie die einzige Bewegung hemmen und das unermüdliche Plätschern und die Seufzer des Schaumes verdecken wollen: — die einzigen Töne, welche die geheimnisvolle Stille unterbrechen, die zusammen mit dem bläulichen Silberglanz des immer noch hinter den Gipfeln verborgenen Mondes ringsum schwebt.

— A-ala-ach-a-akbar! . . . seufzt leise Nadyr-Ragim-Ogly, ein alter krimmscher Tschaban*), ein immer in Moll gestimmter, hoher, grauer, von der südlichen Sonne verbrannter, dürrer und weiser Greis.

Wir liegen zusammen auf dem Sand neben einem sehr großen, einst vom Muttergestein entrissenen, jetzt in Schatten gekleideten, bemoosten und so sehr traurig und finster blickenden Stein. Die zum Meere gewandte Seite haben die Wellen mit Schlamm und Meergras bedeckt, und der damit bekränzte Stein macht den Eindruck, als wäre er an den

*) Hirte.

schmalen, das Meer von den Felsen trennenden Sandstreifen gefesselt. Unseres Nachtfeuers Flamme beleuchtet ihn von der zum Berge gekehrten Seite; und zuckt die Flamme auf, so laufen Schatten über den alten, mit einem dichten Netz von Furchen bedeckten Stein. Es scheint, als ob er denke und fühle . . .

Wir kochen eine Suppe aus den eben gefangenen Fischen, und befinden uns Beide in jener ausnahmsweise vorkommenden Stimmung, in welcher alles phantastisch und beseelt erscheint, und die es gestattet, sich in sich selbst zu vertiefen, wenn das Herz so klar und leicht, wenn alle Wünsche außer dem zu denken fern sind.

Und an den Strand schmiegt sich das Meer, und die Wellen tönen so melancholisch-liebkosend, als wollten sie bitten, sich am Feuer erwärmen zu dürfen. Nur selten läßt sich aus der ganzen Harmonie des Plätscherns ein erhöhter, mutwillig-verschmitzter Ton heraushören; — dies rührt von den kühneren Wellen her, die zu uns näher herangeschlichen kommen. Schon hat Ragim die Wellen mit Weibern verglichen und den Verdacht gehegt, daß sie uns umschlingen und abküssen wollen.

Das Haupt in den Händen, auf die Ellbogen gestützt und zum Meer gewandt, liegt er mit der Brust im Sand und blickt, in Gedanken vertieft, in die trübe Ferne. Seine zottige Schafsfellmütze ist ihm in den Nacken geglitten, und des Meeres Frische streicht seine hohe, von feinen Furchen ganz bedeckte Stirn. Er philosophiert, ohne danach zu fragen, ob ich ihn anhöre, ohne auf mich im Geringsten Acht zu geben, als wenn er mit dem Meere spräche: — „Ein Gott treuer Mensch kommt in den Himmel. Und der, welcher Gott und dem Propheten nicht dient? . . . Vielleicht ist er hier in diesem Schaum . . . Und jene silbernen Flecken auf dem Wasser? . . . Vielleicht ist er es auch . . . wer kann das wissen!" . . .

Das dunkle, mächtig hin- und herwogende Meer wird heller; stellenweise erscheinen auf der Oberfläche die sorglos hingeworfenen Blicke des Mondes. Er ist schon hinter den zottigen Berghöhen hervorgeschlichen und gießt nun melancholisch sein Licht auf das Meer, das ihm seinen leichten Odem entgegenhaucht.

— Ragim! . . . Erzähle mir ein Märchen . . . — bitte ich den Alten.

— Warum? — frägt Ragim, ohne sich zu mir zu wenden.

— Nun! . . . Ich liebe deine Märchen.

— Ich habe dir schon alle erzählt . . . Mehr kenne ich nicht. — Er will nämlich, daß ich ihn bitte. Ich bitte.

— Willst du, daß ich dir ein Lied erzähle? — willigt Ragim ein.

Ich will das alte Lied hören, und er erzählt es in einem traurigen

Rezitativ, indem er sich bemüht, die eigenartige Steppenmelodie des Liedes beizubehalten, und die russischen Worte fürchterlich radebricht.

I.

„Hoch zu den Gipfeln kroch eine Natter und ließ sich nieder in einer Bergschlucht am Rand des Meeres.

Die Sonne strahlte im hohen Himmel, die Gipfel glühten hinein in's Blaue und unten kämpfte die Well' mit Felsen . . .

Und in der Bergschlucht, in Nacht und Nebel, lief, Steine wälzend, ein wilder Bergstrom dem Meer entgegen.

Bedeckt mit Schaum, grau und gewaltig, durchriß er Berge und sprengte donnernd des Meeres Tiefe . . .

Da stürzte plötzlich in jene Bergschlucht vom hohen Himmel ein kühner Falke, die Brust zerschlagen, die Federn blutig.

Mit kurzem Schreie fiel er zu Boden; und um sich schlug er, und preßte grollend den Busen gegen die kalten Steine.

Erst floh die Natter; doch gleich begriff sie, daß schon der Falke dem Tode nahe.

Sie kroch nun näher an den Zerschlag'nen und zischte höhnisch ihm in die Augen:

— Du stirbst wohl, Liebster?

— Ja, ja, ich sterbe! — so sprach der Falke und holte Atem. — Wie schön ich lebte: . . . Ich weiß, was Glück ist! . . . Ich kämpfte tapfer! . . . Ich sah den Himmel . . . Du wirst ihn nimmer so nahe sehen! . . . Du ärmste Natter!

— Was ist der Himmel? . . . Ein leerer Raum nur . . . Könnt' ich dort kriechen? Ich fühl' mich wohler in dieser feuchten und warmen Bergschlucht.

So sprach die Natter und lachte heimlich dabei zur Seite; und dachte also:

— Flieg' oder krieche, gleich ist das Ende: es stirbt doch jeder und wird zu Asche.

Da plötzlich raffte sich auf der Falke, hob sich ein wenig und blickte um sich im Felsenmeere.

Die tiefe Bergschlucht war feucht und düster; aus grauen Steinen ronn kühles Wasser, die Luft roch übel und war erdrückend.

Mit Schmerz und Wehmut schrie da der Falke aus allen Kräften:

— Oh, könnt' ich nur noch zum letzten Male mich in die Wolken zum Feinde schwingen . . . Ich würde an ihn die Wunden pressen

und . . . ihn ersticken mit meinem Blute! . . . Oh, Kampfeswonne! . . .

Die Natter dachte: Vielleicht ist's wirklich so schön im Himmel; würd' er sonst stöhnen?! . . .

Und sie schlug vor nun dem freien Vogel: — Rück' doch zum Rande der Bergschlucht näher und stürz' hinunter!

Vielleicht erheben dich deine Schwingen und du wirst doch noch in deinem Reiche ein wenig leben.

Der Falke zuckte erfreut zusammen; und schwach aufschreiend gieng er zum Abgrund, die glatten Steine kaum überwindend.

Schnell wie ein Steinsturz, fiel er hinunter, am harten Felsen die Federn, Schwingen zerzausend, brechend . . .

Des Stromes Welle ergriff den Kühnen und trug ihn wogend, befreit vom Blute, in Schaum gekleidet, zum Meeresgrabe . . .

Und seine Leiche verschwand im kühlen, tief-blauen Wasser . . . Und, traurig stöhnend, schlug an die Felsen des Meeres Brandung . . .

II.

Die Natter dachte sehr lange über des Vogels Ende und seine Sehnsucht zum weiten Himmel.

Und da versenkte sie ihre Blicke in jene Ferne, die unaufhörlich mit Glückesträumen die Augen füllet.

— Was hat der Falke in jener Wüste, ohn' Grund und Grenzen, so oft gesehen? Warum verwirren die so Gestorb'nen, durch ihre Liebe zum hohen Himmel, die Seelenruhe? Was liegt so klar dort vor ihren Augen? . . . Auch ich könnt' alles sogleich erfahren, wenn ich zum Himmel mich schwingen würde.

Gesagt — gethan . . . Aus allen Kräften schwang sie sich aufwärts und blitzte hell auf im Sonnenlichte.

Erzeugt zum Kriechen — kann ja nicht fliegen! . . . Dies ganz vergessend, fiel sie zu Boden, doch ohne Schaden, und lachte laut auf.

— Darin liegt also der Reiz des Schwebens im hohen Himmel . . . Im Fallen nämlich! . . . Die droll'gen Vögel! Die Erde lernen sie gar nicht kennen und fliehen von ihr, sich hier nur grämend, hoch zu dem Himmel, im schwülen Luftmeer das Leben suchend . . . Nur Leere herrscht dort. Ja, Licht in Fülle, doch keine Nahrung und auch kein Stützpunkt für unsre Körper. Wozu der Stolz dann? Wozu der Vorwurf? Nur zum Verdecken der tollen Wünsche, der Unbrauchbarkeit zum wahren Leben? . . . Die droll'gen Vögel! . . . Doch niemals wieder täuscht mich ihr Reden!

Ich kenne alles! Ich — sah den Himmel ... Ich war ja oben, hab' ihn ermessen, erkannt' das Fallen, brach nicht die Knochen, und glaub' nun fester nur an mich selber. Laß die nur, welche die gute Erde nicht lieben können, in Täuschung leben ... Ich — kenn' die Wahrheit ... Und ihrem Aufruf schenk' ich nicht Glauben. Der Erde Schöpfung — leb' ich von ihr.

Und stolzen Blickes ließ sich die Natter zufrieden nieder, den schlanken Körper auf einem Steine zusammenringelnd.

Das Meer erglänzte in hellem Lichte und wütend wogte die hohe Brandung.

Im Kampfesdonner erklang ein Loblied vom stolzen Vogel; die Felsen bebten vom Wellenanprall, der Himmel bebte vom Schall des Liedes:

‚Der Tollheit Kühner sei unser Preisen! ...

Die Tollheit Kühner — des Lebens Weisheit! ... Oh, kühner Falke! Im Kampf mit Feinden bist du verblutet ... Doch kommen Zeiten — und deines edlen und heißen Blutes vergoss'ne Tropfen erglüh'n, wie Funken, in finst'rem Leben, und sie entflammen in vielen kühnen und heißen Herzen ein tolles Dürsten nach Licht und Freiheit!

Du bist gestorben! ... Doch für die Lieder der Geisteskühnen und Geistesstarken wirst du auf ewig ein Vorbild bleiben, ein stolzer Aufruf zum Licht, zur Freiheit!

Der Tollheit Kühner sei unser Lied' ..."

... Es schweigt die schillernde Meeresweite, melancholisch plätschern die Wellen auf den Sand, und ich schweige, indem ich Ragim anschaue, der jetzt damit zu Ende ist, dem Meer das Lied vom Falken zu erzählen. Das Wasser bedeckt sich mit immer mehr silberglänzenden Flecken der Mondstrahlen ... Still fängt unser Feldkessel an zu kochen.

Eine der Wellen rollt spielend den Strand hinauf und schleicht sich, mit herausforderndem Brausen, zu Ragims Haupt.

— Wo willst du hin? ... Geh' weg! — winkt ihr Ragim mit der Hand, und gehorsam rollt sie zum Meere zurück.

Mir scheint das Auftreten des wellenbeseelenden Ragim gar nicht lächerlich oder furchteinflößend ... Alles rund herum sieht seltsam-lebhaft, sanft und freundlich aus. Das Meer ist so wunderbar ruhig, und in seinem frischen Hauch nach den Bergen, die sich noch nicht von der Tageshitze erholt haben, fühlt man viel verborgene, mächtige, verhaltene Kraft. In den goldenen Sternzeichen am dunkelblauen Himmel liegt etwas Feier-

liches, das die Seele bezaubert und den in süßer Erwartung einer Offenbarung harrenden Geist verwirrt.

Alles schlummert, aber nur ganz leise, und es scheint, daß gleich im nächsten Augenblick alles erwachen und in einer wohlgestimmten Harmonie unaussprechlich-süßer Töne erschallen wird. Und diese Töne erzählen von den Geheimnissen der Welt, erklären sie dem Geist, löschen ihn dann, wie ein Irrlicht, aus und reißen die Seele mit sich hin; hoch in das tiefblaue Unergründlich-Unendliche, von wo ihr die schimmernden Sterngebilde in wundervollen Offenbarungsklängen entgegentönen werden . . .

Übersetzt von R. O.



Fliegende Blätter.

Von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

Wir lieben Spott, weil er uns dem Verspotteten überlegen macht, oder doch zum Mindesten, wenn auch nur für einige Zeit, von seinem lähmenden Eindrucke befreit.

Darum ist es eine doppelte Klugheit und Tugend der Großen, Spott ertragen zu können. Sie müssen den Menschen im Unterthanen einmal zum Rechte kommen, will sagen, sich für seine Unterwerfung schadlos halten und alle Bosheit ausräuspern lassen: Spott ist ein Ventil, das den Kessel vor Explosionen bewahrt und das Zuviel an Dämpfen abführt, damit die Maschine desto sicherer und besser weitergeht. Oder, in anderem Bilde: Spott erlauben ist ein Nachlassen der Zügel, damit das Pferd besser an's Gebiß herangeht und den Hals noch mehr beugt . . .

Es wird aber noch eine zweite Fliege mit dieser Klappe geschlagen; besser: dieser Eine Kunstgriff dupiert nicht nur den Willen, sondern auch die Vorstellung des Unterworfenen. Er wird nicht allein willig gestimmt; er bekommt auch eine große Vorstellung von der Macht des Herrn, der sich über Lob wie Spott erhaben fühlt. —

So sangen bekanntlich die Soldaten des römischen Triumphators nicht etwa Lob-, sondern Spottlieder auf ihren Feldherrn im Augenblick seiner höchsten Macht; dies war sein Geschenk an sie und zugleich eine Offenbarung seiner Erhabenheit über ihren Singsang.

*

Bei einer Schulvisitation. — Lehrer: Nenne mir eine Giftpflanze. Schüler: Belladonna. Lehrer: Was heißt das auf Deutsch? Schüler: Schöne Dame. Lehrer: Warum heißt die Pflanze so? Schüler: Weil sie giftig ist. Inspizient: Junger Pessimist!

*

Wir sind in der Ehe dem Weibe zu nahe; es verliert, wie eine schöne Gegend, in zu großer Nähe; man sieht nur noch die Einzelheiten.

Darum ist im bürgerlichen Leben, als wo alles auf einander hockt, die Geringschätzung des Weibes am höchsten; es sinkt zum Haustier herab und wird nur nach Bequemlichkeitsrücksichten abgeschätzt; seine „Tugend" ist eben, daß es ein braves Haustier ist, das viel Vergnügen und möglichst wenig Umstände bereitet und sich eventuell auch schlachten läßt . . .

Der Aristokrat dagegen schätzt es höher ein und liebt es tiefer, nicht nur infolge seines mächtigeren Gefühlslebens, sondern auch, weil er als Krieger, Jäger und Abenteurer oft und lange von ihm getrennt ist; dadurch wird das Verlangen von Mann und Weib, die Spannung zwischen Mann und Weib und der erfolgende Ausgleich mächtiger und heftiger. Hier werden die Geschlechtsunterschiede vertieft, dort verflacht, wo nicht verwischt. Aber machen Sie doch selbst einmal das Experiment, meine Herren Ehemänner — verreisen Sie auf ein paar Wochen! . . .

*

Aus der ars amandi. — So liebebedürftig ist das Weib, daß es sich vom Manne schlecht behandeln läßt, um ihm Gelegenheit zu geben, es wieder gutzumachen . . .

*

Das Weib ist unbilliger als der Mann. Sein Leben ist Lieben, und die Liebe ist die unbilligste Leidenschaft.

*

Soldat, Beamter, Weib, — alle lassen einen Andren ihr Schicksal bestimmen, einen Andren für sich sorgen. Ihre Aufgabe ist nur die, sich dauernd in seiner Gunst zu halten. Ebenso der Christ — er verdankt alles der Gnade Gottes.

*

Wir leben wie die Tiere von einander und nur insofern für einander . . .

*

Nebel, Alkohol, spleen — ich fürchte, die Karten ihrer Verbreitung werden sich decken.

*

Daß der Genießende, „Glückliche" höher geschätzt wird, als der Schaffende, mit Schmerzen Gebärende, ist feige, kleinbürgerliche Moral!

*

Oft kommen wir durch Widerspruch, und allein durch ihn, auf den rechten Weg; wir ranken uns, so zu sagen, an unsrem Gegner empor, zu unsrer Höhe.

*

Tauschen und täuschen sind gleichen Stammes — das sagt viel über den Kaufmann aus . . .

*

Elektriker-Variante: Es wächst der Mensch mit seinen größern — Feinden.

*

Du bläsest: Willst du ausblasen — oder schüren?

*

Auch eine Perspektive. — Je näher man den Dingen kommt, desto — kleiner werden sie.

*

Der Wert mancher Geister ist der, daß sie unumgänglich sind: sie liegen auf der Heerstraße des Geistes.

*

Kein Dogma mehr wollen, ist das letzte Dogma.

*

Wer eine Wahrheit findet, nimmt uns damit eine Arbeit ab; Anderen nimmt er die Arbeit ab.



Münchner Nekrologe.

2. Max von Pettenkofer.

Von Generaloberarzt Dr. Adolf Schuster.

(München.)

In der Nacht vom 9. zum 10. Februar l. Js. ist mit Max von Pettenkofer ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen Name als Forscher und Gelehrter weit über die Grenzen Deutschlands, ja Europa's hinaus bekannt und berühmt war; ein Mann, der in der Geschichte der

Medizin und besonders der Hygiene noch in der fernsten Zukunft mit Auszeichnung genannt werden wird; ein Mann, dessen unablässiges, von einer unbeugsamen Thatkraft getragenes Trachten während weitaus des größten Teiles seines langen Lebens stets dahin gerichtet war, die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse zu verbessern und den nach seinen Anschauungen zur Verhütung der vermeidbaren Krankheiten erforderlichen Maßregeln zur Durchführung zu verhelfen; ein Mann zugleich, der durch die Erfolge, welche er dabei erzielte, unsagbar viel Unglück und Weh verhindert, unendlichen Segen der Menschheit gebracht hat; aber auch ein edler, prächtiger Mensch, ein Charakter, rein wie gediegenes Gold, ein treuer Freund, ein hervorragender Lehrer, den ein Band inniger Liebe und Verehrung mit seinen zahlreichen Schülern verband.

Max von Pettenkofer wurde am 19. Dezember 1819 zu Lichtenheim bei Neuburg a. d. Donau geboren, woselbst sein Vater ein kleines Gut bewirtschaftete. Mit acht Jahren kam Pettenkofer, der studieren sollte, nach München zu einem Bruder seines Vaters, der dort königl. Hof- und Leibapotheker war. Er wäre am liebsten Philologe geworden, allein der Wunsch seines Oheims war, daß er Naturwissenschaften und dann Pharmazie studiere, um ihm einst im Alter eine Stütze zu sein.

Pettenkofer besuchte nun zunächst zwei Jahre die Universität und trat dann in die königl. Hof- und Leibapotheke als Lehrling ein. Allein das strenge Regiment seines Oheims scheint dem schwärmerisch angelegten jungen Mann nicht besonders behagt zu haben. Er wurde Schauspieler und trat in Augsburg unter dem Künstlernamen Tenkof auf. Hier lernte er in dem nahen Friedberg seine Cousine Helene kennen und lieben. Die Geliebte versprach ihm Herz und Hand, wenn er der Bühne Lebewohl sagen und zu seinen Studien zurückkehren wolle. Pettenkofer willfahrte der Geliebten; schon zwei Jahre später, im Jahre 1843, bestand er in rascher Aufeinanderfolge das Approbationsexamen als Apotheker und das Examen als Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe mit Auszeichnung.

Seine väterlichen Freunde, der berühmte Mineraloge und Chemiker Joh. Nep. von Fuchs und Doktor Kajetan Kaiser, Professor der Chemie an der polytechnischen Schule, bewogen ihn dann, die akademische Laufbahn zu ergreifen, indem sie darauf hinwiesen, daß die Errichtung eines Lehrstuhles für medizinische Chemie an der Universität München in absehbarer Zeit zur Notwendigkeit werden müßte.

Pettenkofer arbeitete nun zunächst ein Semester bei dem physiologischen Chemiker Scherer in Würzburg; von hier gieng er nach Gießen, wo Liebig wirkte. Das Semester, welches er hier verbrachte, war für seine

ganze fernere Laufbahn von ausschlaggebender Bedeutung: in Gießen machte er seine ersten Entdeckungen auf dem Gebiete der physiologischen Chemie.

Nach München zurückgekehrt, wurde Pettenkofer von einer herben Enttäuschung betroffen, denn der Vorschlag des Obermedizinalausschusses, an der Universität eine Professur für medizinische Chemie zu errichten und diese Pettenkofer zu übertragen, wurde seitens des damaligen Ministeriums (Abel) ohne Weiteres einfach abgelehnt. So sah sich Pettenkofer wieder vor die Frage gestellt, ob er als praktischer Arzt oder als Apotheker sein Brot verdienen sollte. Ein glücklicher Zufall brachte ihm eine unerwartete Lösung: eine Assistentenstelle am königl. Münzamt wurde frei und Pettenkofer bewarb sich darum in der Hoffnung, daß er da in der Gold- und Silberscheideanstalt chemisch weiter arbeiten könne. Er erhielt sie, und so trat denn der junge Gelehrte, der nun seine Braut heimführen konnte, im Jahre 1845 in die königl. Münze ein. Sehr bald gelang es ihm, auch hier Proben seines technischen Könnens und seines originellen Scharfblickes abzulegen, indem er den bis dahin unbekannten Gehalt der damals zur Einschmelzung gelangenden Kronenthaler an Platin entdeckte und dadurch manche Schwierigkeiten in der Scheidung des aus diesen Münzen gewonnenen Goldes vom Silber zu erklären und zu beseitigen vermochte. In jene Zeit fallen auch seine Untersuchungen über die Unterschiede zwischen dem Portlandzement und deutschen hydraulischen Kalken. Pettenkofer hat der Zeit, während deren er an der Münze thätig war, stets gerne gedacht; noch im hohen Alter sagte er oft, daß sie die glücklichste seines Lebens gewesen.

Es ist daher wohl begreiflich, daß es für Pettenkofer nicht leicht wurde, sich von der ihm lieb gewordenen Thätigkeit zu trennen, als er im Jahre 1847 auf die nun nach dem Sturz des Ministeriums Abel doch noch errichtete Professur für medizinische Chemie berufen wurde. Allein er hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen; denn jetzt war er auf der richtigen Bahn. Seine Anstellung hatte er, teilweise wenigstens, unmittelbar der Gunst des kunstbegeisterten Königs Ludwig I. zu verdanken, die er sich erworben hatte durch die Wieder-Entdeckung der Herstellung zweier schon den alten Römern bekannter prächtiger Glasflüsse, des roten Hämatinon- und des Aventuringlases, deren Darstellungsweise aber im Laufe der Zeiten in Vergessenheit geraten und trotz vielfacher Bemühungen Anderer vorher nicht wieder gelungen war. Als dem König Proben vorgelegt wurden, rief er aus: Pettenkofer muß Professor werden, er hat das porporino antico erfunden.

Als Professor betrat Pettenkofer jenes Arbeitsfeld, auf dem er bahnbrechend wirken sollte. Seine Lehrthätigkeit begann er zunächst mit Vorlesungen über diätetische Chemie, während er zugleich in dem ihm zur

Verfügung gestellten, kleinen und ärmlich ausgestatteten Laboratorium einige Schüler, zu deren ersten sein späterer langjähriger treuer Freund und Mitarbeiter, der Physiologe Karl von Voit zählte, praktisch in der physiologischen Chemie unterwies. Seine Vorlesungen erweiterten sich dadurch, daß er immer weitere Gebiete in den Kreis seiner Forschungen zog, mehr und mehr und führten schließlich zu den Vorlesungen über Hygiene.

In den ersten Jahren beschäftigte sich Pettenkofer allerdings hauptsächlich noch mit Fragen der reinen und der technischen Chemie. In dieser Zeit entstand seine Arbeit „über die regelmäßigen Abstände der Äquivalentzahlen der sog. einfachen Radikale", welche er im Jahre 1850 der königl. Akademie der Wissenschaften in München vorlegte. Diese Arbeit wurde damals vollkommen verkannt und erst später ganz gewürdigt. Einer der hervorragendsten gegenwärtigen Vertreter der Chemie bemerkt hierüber, daß, wenn Pettenkofer sonst gar nichts geleistet hätte, diese Arbeit vollkommen hinreichen würde, seinem Namen einen ruhmvollen Platz in der Geschichte der Chemie zu sichern. Die deutsche chemische Gesellschaft feierte im Jahre 1899 das fünfzigjährige Jubiläum der Veröffentlichung dieser Abhandlung dadurch, daß sie Pettenkofer eine goldene Erinnerungsmedaille überreichte, die auf der einen Seite das Bildnis Pettenkofers, auf der andern die Worte trägt: „Gewidmet von der deutschen chemischen Gesellschaft 1850—1900". Diese Ehrung und Anerkennung hat Pettenkofer große Freude bereitet und ihn mit um so lebhafterer Genugthuung erfüllt, als die frühere Geringschätzung seiner Arbeit ihn tief gekränkt hatte.

In diese Zeit fällt auch die Erfindung der Darstellung von Leuchtgas aus Holz, die in holzreichen Gegenden Süddeutschlands vielfach praktische Verwertung fand.

Und hier sei gleich einer späteren Leistung Pettenkofers gedacht, die namentlich in der Kunstwelt berechtigtes Aufsehen erregte. Es waren dies seine Untersuchungen über die Ursachen des Verderbens der Ölbilder und die Mittel zu ihrer Wiederherstellung. Wie es zugieng, daß er mit dieser Frage sich befaßte, schilderte Pettenkofer selbst bei einem im Jahre 1887 in der „deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren" zu München gehaltenen Vortrag mit köstlichem Humor folgendermaßen: „Die jüngeren Mitglieder dieses zeitgemäßen Vereins für rationelle Maltechnik werden sich vielleicht wundern, wie ich als Professor der Hygiene dazu komme, mich mit Bilderputzen zu beschäftigen. Viele halten mich vielleicht in dieser Gesellschaft für ebenso unpassend wie Saul unter den Propheten, oder so überflüssig wie Pontius Pilatus im Credo. Aber die älteren Mitglieder erinnern sich wahrscheinlich noch, daß ich, wenn auch

vor mehr als 25 Jahren (1862) mich vorübergehend auch mit etwas Bilderhygiene abgegeben habe. Ich arbeitete damals das sog. Regenerationsverfahren aus, welches auf eine für mich überraschende Weise entstand. Es war damals, als Friedrich Pecht sein großes Donnerwetter gegen die Konservierung und die Konservatoren unserer damaligen Gemäldesammlungen eröffnete und so lange fortdonnerte, bis auch von oben herab es donnerte und blitzte, und infolge davon eine Kommission zusammengesetzt wurde, welche sich mit mehreren technischen Fragen zu beschäftigen hatte. Ich kam in diese Kommission wirklich wie der Pontius in's Credo. Ich wußte zuvor gar nichts, erhielt auf einmal ein Reskript vom Kultusministerium, ich sei Mitglied einer Kommission für Konservierung unserer Gemäldegallerieen." Pettenkofer erzählt dann weiter, wie er sich anfangs gesträubt habe, denn er habe sich nie mit Gemälden abgegeben, er sei weder Maler, noch Kunstkenner, noch Kunstkritiker; aber es half ihm nichts: es wurde ihm einfach bedeutet, daß die Ursache des Verderbens der Ölbilder Schimmelpilze seien, zu deren Bestimmung der Botaniker Radlkofer der Kommission beigesellt sei; da aber die Schimmelbildung von verschiedenen Ursachen abhängen dürfte, und die Lüftung der Gallerieen gewiß dabei auch eine Hauptsache sei, so dürfe sich Pettenkofer der Aufgabe nicht entziehen. Pettenkofer gedachte nun, vorerst ruhig die Untersuchungsergebnisse Radlkofers abwarten zu wollen, allein diese waren ganz unerwarteter Art. Es zeigte sich nämlich sofort, daß auf den untersuchten Bildern keine Spur von Schimmel vorhanden war, sondern daß es sich um stoffliche Veränderungen handle, infolge deren die Oberfläche der Bilder manchmal ganz trüb erscheine. Pettenkofer selbst gelang es dann nachzuweisen, daß die ganze Erscheinung durch physikalische Veränderungen in den die Bilder bedeckenden Firnissen bewirkt sei. Diese verlieren allmählich ihren Zusammenhang; die feinen Risse und Bläschen, welche hiebei entstehen, füllen sich mit Luft, und es tritt infolgedessen Undurchsichtigkeit ein, wie bei gepulvertem Glas, durch das man auch nicht sehen kann. Dieser Erkenntnis entsprang die Schlußfolgerung, daß das Trübwerden der Ölbilder dadurch hintangehalten werden könne, daß man die Firnißschicht innen durchsichtig erhält. Dies kann aber, wie Pettenkofer durch Versuche ermittelte, damit erreicht werden, daß man auf Harzfirnisse mit Alkoholdämpfen gesättigte Luft einwirken läßt, während Ölfirnisse mit einer aus Kopaivabalsam und Ätzammoniak bereiteten Seife behandelt werden müssen. In der richtigen Anwendung und Ausführung dieser Mittel besteht das Pettenkofer'sche Regenerationsverfahren, das eine ausgedehnte praktische Verwertung gefunden und viele wertvolle Bilder gerettet hat.

Im Jahre 1846 wurde Pettenkofer zum außerordentlichen, 1856 zum ordentlichen Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften und 1852 zum ordentlichen Professor für medizinische Chemie ernannt. Auch mit der Pharmazie kam er wieder in engere Berührung durch seine, nach dem Tode seines Oheims im Jahre 1850 erfolgte Ernennung zum Vorstand der königl. Hof- und Leibapotheke, welches Amt er bis wenige Jahre vor seinem Tode beibehielt. Um ihn jedoch von seiner Lehr- und Forscherthätigkeit nicht zu sehr abzuziehen, wurde ihm sein Bruder Michael Pettenkofer als Oberapotheker beigegeben, dem die unmittelbare Führung der Geschäfte oblag. Im Jahre 1852 gelang es Pettenkofer, der als Vertrauensmann des Königs Max II. mit dem berühmten Chemiker Liebig unterhandelte, diesen für München zu gewinnen. Auch die Anregung zur Gewinnung des Liebig'schen Fleischextraktes gieng im Wesentlichen von Pettenkofer aus.

Verschiedene Ursachen mögen schuld gewesen sein, daß sich Pettenkofer mit der Zeit wieder mehr der physiologischen Chemie zuwandte. Vielleicht hat die Choleraepidemie des Jahres 1854 in München, die Pettenkofer eingehendst studierte, das Ihre dazu gethan; auch die aus England stammende Anschauung, daß es richtiger und verdienstvoller sei, die Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen, war darauf gewiß nicht ohne Einfluß, denn Pettenkofer war stets einer ihrer eifrigsten Vorkämpfer. Sein praktischer Blick und sein scharfer, durchdringender Geist hatten schon sehr bald die klare Erkenntnis in ihm gereift, daß unser Befinden von so Vielem abhängt, was außerhalb des Organismus liegt: von Luft, Boden, Wasser, Kleidung, Wohnung u. s. w. Eine Erforschung dieser Dinge hielt Pettenkofer für durchaus notwendig und er erblickte darin die Aufgabe einer neuen Wissenschaft, der Hygiene, die er deshalb oft als „Physiologie der Umgebung des Menschen" gekennzeichnet hat. Es hat zwar, was Pettenkofer immer selbst betonte, stets eine Hygiene gegeben; instinktiv hat der Mensch von jeher Erfahrungen gesammelt über das, was ihm wohl thut und was ihm schlecht bekommt. Aber man war dabei nur zu gewissen empirisch gewonnenen, vielfach durch die jeweils in der Medizin herrschenden Anschauungen und Lehren beeinflußten und mit ihnen sich ändernden Meinungen gekommen. Dem ein Ende zu machen und die Hygiene mit den Mitteln und Methoden der exakten Naturwissenschaften auf eine feste Grundlage zu stellen, war das Ziel, das Pettenkofer vorschwebte, und dem er fortan unablässig zugesteuert hat. Stets trachtete er — und das bezeichnete er selbst als das Entscheidende seiner Betrachtungsweise — quantitative Vorstellungen zu gewinnen, die Vorgänge und Einflüsse zu messen, die Menge oder die Intensität der die Gesundheit mitbestimmenden Faktoren festzustellen.

So wurde Pettenkofer zum Begründer der jetzigen experimentellen Hygiene, der „Vater der Hygiene", und diese Begründung bleibt, so hoch man auch seine Arbeiten als Epidemiologe schätzen mag, vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus sein größeres, unvergängliches Verdienst.

Der erste Gegenstand, welchem Pettenkofer seine Aufmerksamkeit zuwendete, war die Wohnung, wobei er zuvörderst den Unterschied zwischen Ofen- und Luftheizung untersuchte. Durch diese Arbeit gelangte er dazu, die Ventilation experimentell in Angriff zu nehmen. Vor Allem empfand er bei diesen Untersuchungen das Bedürfnis nach einem Maßstab, der gestatten würde, den Grad der Verunreinigung der Luft in bewohnten Räumen möglichst genau zu bestimmen. Einen solchen vermutete er in dem Kohlensäuregehalt der Luft, indem er annahm, daß die Menge der anderen gasförmigen Stoffe, die zugleich mit der Kohlensäure bei der Atmung und Ausdünstung der Menschen ausgeschieden werden, und die hauptsächlich die Luft in bewohnten Räumen verderben, zu jener der Kohlensäure im geraden Verhältnis stehe. Durch die Erfindung eines ebenso einfachen als genauen Verfahrens zur quantitativen Bestimmung des Kohlensäuregehalts der Luft gelang es Pettenkofer denn auch festzustellen, daß seine Voraussetzung im Großen und Ganzen richtig sei, und er stellte auf Grund zahlreicher Untersuchungen den auch heute noch giltigen Satz auf, daß wir kein Recht haben, eine Luft für gut zu erklären, die mehr als 1 pro mille Kohlensäure enthält. Es hat später nicht an Bemühungen gefehlt, um Verfahren zu finden, die den Grad der Verunreinigung der Luft in Wohnräumen auch auf andere Art zu bestimmen erlauben; aber keines der bisher angegebenen Verfahren hat sich noch mit jenem der Pettenkofer'schen Kohlensäurebestimmung an Einfachheit und Genauigkeit messen können, und so ist es denn bis auf den heutigen Tag fast ausschließlich in Gebrauch geblieben.

Nachdem Pettenkofer seine Studien über Ventilation noch durch Untersuchungen in den neu erbauten und künstlich gelüfteten Pariser Krankenhäusern Lariboisière und Beaujon vervollständigt hatte, faßte er deren gesamte Ergebnisse und seine Schlußfolgerungen in der im Jahre 1858 veröffentlichten Abhandlung „über den Luftwechsel in Wohngebäuden" zusammen, die mit Recht als die Grundlage der heutigen Ventilationslehre gilt. Pettenkofer hat damals schon die Notwendigkeit der Trennung von Heizung und Lüftung, und den Vorzug einer Lüftung durch Einblasen von Luft gegenüber jener durch Absaugen erkannt; er war sich aber auch darüber schon vollkommen klar, daß selbst durch die ausgiebigste Lüftung die Sorge für Reinlichkeit in Wohnräumen nicht überflüssig gemacht wird; „ein

Raum, welcher einen verwesenden Misthaufen einschließt", schrieb er in seiner drastischen Weise, „wird trotz aller Ventilation eine ekelhafte Wohnstätte, ein Herd für schlechte Luft bleiben. Erst wo Reinlichkeit durch rasche Entfernung oder sorgfältigen Verschluß luftverderbender Stoffe nichts mehr zu leisten vermag, beginnt das Feld der Ventilation." Eine fernere Frucht dieser Untersuchungen war die Erkenntnis der Thatsache, daß in unseren Wohnräumen ein beständiger Luftwechsel stattfindet, der im Wesentlichen durch Temperaturunterschiede zwischen der inneren und der äußeren Luft bedingt ist. Um die Größe dieses sog. natürlichen Luftwechsels bestimmen zu können, ersann Pettenkofer gemeinschaftlich mit seinem Freunde, dem Mathematiker Seidel, ein ebenso einfaches als durch Originalität des Gedankenganges ausgezeichnetes Verfahren. Durch höchst originelle und schlagende Versuche wies Pettenkofer dann nach, daß unsere Baumaterialien, vor allem der Mörtel, porös und luftdurchlässig sind, und eben dieser Durchlässigkeit legte er eine große Bedeutung für unser Wohlbefinden in Wohnräumen bei.

Die Erfindung der Methode der Kohlensäurebestimmung in der Luft hatte noch eine weitere, sehr wichtige und folgenschwere Erfindung Pettenkofers im Gefolge, nämlich die Konstruktion des großen Respirationsapparats, mittelst dessen es erst möglich wurde, den Gesamtstoffwechsel des Menschen und größerer Tiere einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Durch die Freigebigkeit Königs Max II., der aus eigenen Mitteln 10000 Gulden spendete, wurde die Ausführung des Respirationsapparats ermöglicht. Derselbe wurde im physiologischen Institute zu München aufgestellt, und es begann nun die lange Reihe der berühmten, für die Ernährungslehre bahnbrechenden Versuche über den Stoffwechsel. An diesen, in Verbindung mit Professor Karl Voit ausgeführten Versuchen beteiligte sich Pettenkofer anfangs lebhaft, überließ sie aber später, infolge von Überhäufung mit anderen Arbeiten, ausschließlich seinem Freunde.

In den Anfang der sechziger Jahre fallen weiterhin die Untersuchungen Pettenkofers über die Wirkungsweise der Kleidung, die bis dahin nahezu noch gar nicht der Prüfung unterzogen worden war. Nachdem er mittelst einiger überraschend einfacher, physikalischer Untersuchungsmethoden verschiedene Eigenschaften der Kleiderstoffe, namentlich ihre Luftdurchgängigkeit und ihr Verhalten zum dampfförmigen und tropfbarflüssigen Wasser, festgestellt hatte, leitete er durch geistvolle Kombinationen eine Reihe von Schlußfolgerungen aus seinen Versuchen ab, die auch heute noch die Grundlage der Lehre von der hygienischen Wirkungsweise der Kleider darstellen. Pettenkofer erklärte schon damals, daß die Kleidung nicht den

Zweck habe, den Menschen von der Luft abzuschließen, sondern daß ein fortwährender Luftwechsel in unseren Kleidern für unser Wohlbefinden unbedingt erforderlich sei; die Kleidung habe nur die Aufgabe, die Bewegung der Luft so weit zu mäßigen, daß diese Letztere Zeit hat, sich in den Kleidern, die wir mit der vom Körper abgegebenen Wärme heizen, zu erwärmen, so daß sie uns bei der Berührung mit der Haut keine unangenehme Empfindung mehr verursacht. So könne es kommen, daß ein Kleidungsstoff porös und doch warm sein kann, und daß thatsächlich gerade jene Stoffe am porösesten sind, welche uns erfahrungsgemäß am wärmsten halten.

Ein Gegenstand, dem Pettenkofer ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, war der Boden. Schon bei seinen Forschungen über die Verbreitungsart der Cholera im Jahre 1854 war er zur Überzeugung gelangt, daß die Bodenverhältnisse bei der Ausbreitung dieser Krankheit eine wichtige Rolle spielen, und er hatte damals schon erkannt, daß hierbei namentlich der Grad der Durchfeuchtung des Untergrundes einen mächtigen Einfluß ausübt. Die Folge davon war, daß Pettenkofer unmittelbar nach dem Erlöschen der damaligen Choleraepidemie anfieng, regelmäßige Messungen des Grundwasserstandes in München zu machen, welche dann Jahrzehnte lang fortgesetzt wurden.

Eine weitere Veranlassung für Pettenkofer, sich mit dem Boden zu beschäftigen, war die Beobachtung, daß Cholera und Typhus mit Vorliebe an solchen Orten sich festsetzen, deren Untergrund durch menschliche und tierische Abfallstoffe verunreinigt ist. So bemühte er sich denn, einen Maßstab zur Messung der Bodenverunreinigung zu finden. Dabei kam er auf den Gedanken, ob man nicht vielleicht den Kohlensäuregehalt der Bodenluft als einen solchen Gradmesser benützen könnte. Er gieng dabei von der vollkommen richtigen und durch Versuche bestätigten Voraussetzung aus, daß die Kohlensäure im Boden aus der Zersetzung kohlenstoffhaltiger organischer Stoffe stamme, die mit den Verunreinigungen in den Boden gelangen. Infolge dessen wurden sofort regelmäßige Bestimmungen der Kohlensäure in der Grundluft vorgenommen und durch eine Reihe von Jahren fortgesetzt. Das Endergebnis dieser Untersuchungen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Größe des Kohlensäuregehaltes der Grundluft zwar in einer gewissen Abhängigkeit von dem Grad der Bodenverunreinigung sich befindet, daß sie aber doch auch sonst noch von verschiedenen anderen Umständen beeinflußt wird, so daß sie nicht als ein zuverlässiger Maßstab für den Grad der Bodenverunreinigung verwendet werden kann.

Seine Studien über den Boden und dessen Beziehungen zum Menschen führten Pettenkofer schon sehr bald zu praktisch wichtigen Schlußfolgerungen,

die er in seiner im Jahre 1865 veröffentlichten Abhandlung: „Über die Wahl der Begräbnisplätze" niedergelegt hat. Er vermochte nicht nur den Unterschied zwischen Fäulnis- und Verwesungsvorgängen in zutreffenderer Weise als früher zu erklären, sondern auch die Ansicht zu begründen, daß ein Friedhof, wenn er richtig angelegt und richtig betrieben ist, keine Gefahren für die Gesundheit der Anwohner verursacht.

Die außerordentliche Bedeutung der Reinerhaltung des Bodens für die darauf lebenden Menschen war Pettenkofer schon bei seinen Forschungen über die Choleraepidemie des Jahres 1854 zur unbezweifelbaren Thatsache geworden, und der Sorge um die zweckmäßigsten Mittel, wie die Verunreinigung des Bodens zu verhindern sei, hat er fürderhin einen großen Teil seines Lebens geopfert. Seinen Bemühungen in dieser Richtung verdankt auch München, das noch bis gegen das Ende der siebziger Jahre nicht mit Unrecht als eine gefährliche Typhusstadt gefürchtet war, seine Befreiung von dieser bösartigen Krankheit.

Die ersten Maßnahmen, die auf Pettenkofers Rat in München durchgeführt wurden, nämlich das Verbot der früher allgemein gebräuchlichen Schwind- oder Versitzgruben, und die Vorschrift, daß alle Gruben wasserdicht gemacht werden müssen, riefen einen heftigen Widerstand seitens der Hausbesitzer hervor, weil diese jetzt ihre Gruben, die vorher nur in Zwischenräumen von vielen Jahren, zum Teil auch gar nie geräumt zu werden brauchten, ein paar Mal im Jahre räumen lassen mußten.

Die Überzeugung von der Schädlichkeit eines mit Abfallstoffen verunreinigten Bodens war indessen nach und nach allgemein zum Durchbruch gekommen, und folgerichtig trat nun die Frage nach der besten Art der Entfernung der Abfallstoffe mächtig in den Vordergrund.

Anfangs, in den Jahren 1867 und 1868, neigte sich Pettenkofer, der übrigens schon damals die Annehmlichkeiten der Wasseraborte anerkannte, noch mehr dem Abfuhrsystem zu, weil er befürchtete, es werde schwierig sein, Kanäle so dicht herzustellen, daß nicht auch durch sie eine Verunreinigung des Untergrundes herbeigeführt werden würde. Bald aber überzeugte er sich, teils durch die Besichtigung der Kanalanlagen in England, teils durch Untersuchungen über den Grad der Verunreinigung des Bodens unter Kanälen, daß von gut angelegten, reichlich gespülten und mit richtigem Gefäll versehenen Kanälen eine Verunreinigung des Untergrundes viel weniger zu besorgen sei als von Gruben, die ja auf die Dauer doch nicht undurchlässig bleiben und außerdem Veranlassung zum Austritt ganz gewaltiger Mengen übelriechender oder giftiger Gase in die Häuser geben.

In seinen, allgemeines Aufsehen erregenden, im Winter 1875/76 im Münchener ärztlichen Verein gehaltenen Vorträgen über „Kanalisation und Abfuhr" trat Pettenkofer bereits mit Entschiedenheit für die Schwemmkanalisation ein und widerlegte auf Grund seiner Forschungen alle die Einwände, welche die Anhänger des Abfuhrsystems und die Vertreter der Landwirtschaft — diese des Düngers wegen — gegen das Abschwemmen der Abfallstoffe und Fäkalien geltend machten. Als infolge der Choleraepidemie der Jahre 1873/74 auch in München die Frage, wie der Verunreinigung des Untergrundes fürderhin vorgebeugt werden solle, brennend geworden war, war es ebenfalls Pettenkofer, der für die Einführung der Schwemmkanalisation sich einlegte und sie nach gar manchem harten Strauß endlich auch durchsetzte. Wennschon ihm dabei die thatkräftige Unterstützung des damaligen 1. Bürgermeisters Erhard und des Stadtbaurats Zenetti mächtig zur Seite stand, so gieng doch die Anregung zur Durchführung dieser für München so außerordentlich segensreichen Maßregel von Pettenkofer selber aus; ihm in erster Linie ist es zu danken, daß aus dem verrufenen Typhusnest, der „Peststadt" München, eine gesunde, typhusfreie Stadt seitdem geworden ist!

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Kanalisierung steht natürlich die Frage: wohin man denn die aus dem Kanalsystem ausfließenden Abwasser ableiten solle. Das Nächstliegende ist ohne Zweifel ihre Einleitung in einen Fluß, und diese Art, sich der Abwasser zu entledigen, wurde auch in der ersten Zeit, nachdem man angefangen hatte zu kanalisieren, ausschließlich in Anwendung gezogen. Allein, bald zeigten sich an vielen Orten, namentlich in England, sehr schlimme Folgen, indem die Flüsse oft in der entsetzlichsten Weise verunreinigt und in wahre Pestkloaken verwandelt wurden. Diese Mißstände veranlaßten selbstverständlich die Hygieniker, wieder auf Mittel und Wege zu sinnen, wie solche Flußverunreinigungen am zweckmäßigsten verhütet werden können, und andererseits festzustellen, ob es überhaupt und unter allen Umständen unzulässig sei, den Flüssen die Kanalabwasser zuzuführen, beziehungsweise unter welchen Bedingungen deren Einleitung in die Flüsse ohne die Gefahr einer gesundheitsschädlichen Verunreinigung gestattet werden könne. Für Pettenkofer handelte es sich darum, zu entscheiden, ob München seine Abwässer in die Isar einleiten dürfe oder nicht. Er begann, die Verhältnisse der Isar auf's Gründlichste zu studieren; namentlich wurde auch auf seine Veranlassung der Grad der Verunreinigung der Isar durch die ihr schon damals, also vor der Kanalisierung, in großen Mengen zugeführten Abfallstoffe Münchens eingehenden Untersuchungen unterworfen. Die Ergebnisse

waren so befriedigend, daß Pettenkofer zur Überzeugung gelangte, daß auch die Einleitung sämtlicher Abwässer Münchens, einschließlich der Fäkalien, eine bedenkliche Verunreinigung der Isar unterhalb Münchens nicht im Gefolge haben werde. Allein es war nicht so leicht, dieser Überzeugung auch in weiteren Kreisen und bei den maßgebenden Behörden Eingang zu verschaffen, und vornehmlich seine Anschauung von der Zulässigkeit der Einleitung auch der Exkremente in die Kanäle und die Isar stieß auf hartnäckigen Widerstand von den verschiedensten Seiten. Aber auch hier gelang es Pettenkofer, durch unermüdliche Ausdauer und durch Beibringung immer neuer thatsächlicher Beweise, endlich seiner Meinung Geltung zu verschaffen und den Erlaß einer Ministerialentschließung vom 28. Dezember 1892 durchzusetzen, durch welchen die Einführung der Schwemmkanalisation in München mit Einleitung der Abwasser, einschließlich der Fäkalien, in die Isar genehmigt wurde. Es sei hier gleich angefügt, daß sich Pettenkofers Voraussetzungen glänzend bestätigt haben; denn trotzdem der bei Weitem größte Teil der Abwasser der wachsenden Großstadt München jetzt schon seit Jahren der Isar überantwortet wird, haben sich bis jetzt in der Isar unterhalb Münchens keine erheblichen Mißstände ausgebildet, geschweige denn jene Zustände, die von den Gegnern in den schwärzesten Farben ausgemalt worden waren. Pettenkofer hatte seine Isar wohl studiert und abzuschätzen gewußt, was ihr zugemutet werden dürfe, und sie hat sein Vertrauen in die Kräfte der ungestümen, wilden Tochter des Gebirges nicht getäuscht.

Desgleichen wurde Pettenkofer nicht müde, auf reichliche und gute Wasserversorgung der Städte energisch zu dringen. Aber nicht, weil er im Wasser den gewöhnlichen Vermittler der epidemischen Ausbreitung erblickte — vielmehr war dies gerade eine Ansicht, die er bis zu seinem Lebensende auf's Heftigste bekämpfte; sondern, weil er der Meinung war, daß erstens gutes Wasser eines der hervorragendsten Genußmittel sei — von weit größerem Werte als guter Wein und gutes Bier; und zweitens, daß zur Reinigung der Wohnräume und Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, zum Besprengen der Straßen einer Stadt u. dergl. reines Wasser unbedingt erforderlich sei, mindestens ebensosehr wie reine Luft zur Ventilation unserer Häuser. —

Viele Arbeitsgebiete, die Pettenkofer bearbeitete, oder durch seine Schüler bearbeiten ließ, können hier nicht erörtert werden. Überall war der Altmeister der eigentliche Anreger. Und gerade darin zeigte sich sein hervorragendes Forschertalent, seine außerordentliche Begabung und die streng naturwissenschaftliche Schulung seines Geistes im hellsten Lichte, daß

Pettenkofer überall, oft schon aus Versuchen, die er in der einfachsten Weise und mit den einfachsten Mitteln angestellt hatte, die richtigen, den Kernpunkt treffenden Schlüsse zu ziehen wußte, daß aber auch allen seinen Versuchen eine klare Fragestellung zu Grunde lag, und ihre Anordnung trotz aller Einfachheit nicht nur zweckmäßig, sondern in hohem Grade geistreich war. So war es ihm möglich, in allen diesen Dingen die Grundlagen der Erkenntnis zu schaffen, die wohl erweitert werden konnten, aber in ihrer grundsätzlichen Richtigkeit unerschüttert geblieben sind.

Im Jahre 1865 wurde Pettenkofer zum Professor für Hygiene in München ernannt, und zu gleicher Zeit wurden an den beiden anderen bayerischen Universitäten Würzburg und Erlangen Lehrstühle für Hygiene errichtet, außerdem aber auch die Hygiene als ordentlicher Prüfungsgegenstand für die Mediziner eingeführt. Den Ruhm, daß Bayern weitaus der erste und für lange Zeit der einzige Staat war, in dem diese für die Ausbildung der Ärzte so überaus wichtigen Einrichtungen getroffen waren, verdankt es in erster Linie seinem Pettenkofer. Im Jahre 1872 aber erhielt Pettenkofer einen Ruf nach Wien, wo ihm als Professor der Hygiene ein Institut nach seinen Wünschen gebaut werden sollte. So sehr Pettenkofer an München hieng, so mußte doch die Aussicht, in den Besitz eines eigenen Instituts zu gelangen, in dem er ungestört arbeiten und seine Wissenschaft weiter fördern konnte, natürlich sehr verlockend sein. Der Zwiespalt, in dem er sich befand, wurde schließlich dadurch gelöst, daß die einzige Bedingung, an welche Pettenkofer sein Verbleiben in München knüpfte — die Erbauung eines hygienischen Instituts — von der bayerischen Regierung angenommen wurde. Für sich selbst hatte Pettenkofer in uneigennützigster Weise nichts verlangt. Im Jahre 1878 wurde das neue hygienische Institut eröffnet, das erste seiner Art auf der Welt und viele Jahre lang das Muster für alle später errichteten hygienischen Institute in verschiedenen Ländern. Jetzt wuchs rasch die Zahl der Schüler, die sich schon in den beschränkten Räumen des physiologischen Instituts, wo ihm vorher ein kleines Laboratorium eingeräumt war, um den Meister geschart hatten, und heute kann man mit vollem Rechte von einer „Pettenkofer-Schule" sprechen, deren Vertreter in der ganzen Welt, auf Universitäts-Lehrstühlen und in hohen staatlichen Stellungen, erfolgreich wirken.

Nicht lange nachher wurde Pettenkofer die Ehre eines neuen Rufes zu Teil, diesmal nach Berlin, wo er an die Spitze des 1876 neu errichteten Reichsgesundheitsamtes treten sollte. Allein aus Dankbarkeit für das große Entgegenkommen, das ihm die bayerische Regierung bewiesen hatte, lehnte er auch diese Auszeichnung ab und blieb München so abermals erhalten.

Wir haben bis jetzt Pettenkofer nur in seiner Eigenschaft als Hygieniker betrachtet; allein er war auch Epidemiologe, und man darf wohl sagen, daß er den größten Teil seiner Zeit und Arbeitskraft gerade der Epidemiologie gewidmet hat, die ihm denn auch vornehmlich seinen Weltruf eintrug. Es muß jedoch sofort bemerkt werden, daß gerade seine Anschauungen über die Ursachen der Entstehung und Weiterverbreitung von Cholera und Typhus, und über deren Verhütung und Bekämpfung, ihn in langjährige, heftige Kämpfe mit seinen Gegnern verwickelt haben, die ihm zwar viel Ruhm, aber auch viel harte Arbeit und manche persönliche Anfeindungen eintrugen. Pettenkofer ist den Anschauungen, zu welchen er schon frühzeitig auf Grund eingehendster Forschungen gelangt war, und zu deren Begründung er fort und fort neue Beweismittel aus der ganzen Welt zusammentrug, bis an sein Lebensende treu geblieben, trotzdem sie von vielen Seiten auf das Heftigste angegriffen wurden, namentlich in späteren Zeiten von den Bakteriologen. Aber was ihn daran festhalten ließ, war nicht böswilliger Eigensinn, der sich absichtlich der Erkenntnis des Wahren verschließt — das ist nach dem ganzen Wesen Pettenkofers von vorneherein ausgeschlossen —, sondern seine innerste wissenschaftliche Überzeugung. Oft noch in seinen letzten Lebensjahren äußerte er die feste Zuversicht, daß seine Auffassung sicher mit der Zeit allgemein anerkannt werden würde, weil sie auf den „großen epidemiologischen Thatsachen" aufgebaut sei, deren Beachtung man nicht vernachlässigen dürfe, wenn sie auch vielleicht mit manchen Beobachtungen der Bakteriologie u. s. w. noch im Widerspruche zu stehen scheinen, oder sich wenigstens nicht ohne Weiteres mit ihnen in Einklang bringen lassen.

Es ist äußerst schwierig, in kurzen Zügen eine Darstellung der Anschauungen Pettenkofers auf diesem Gebiete und der Gründe, welche ihn zu ihrer Aufstellung und Festhaltung bestimmten, zu geben.

Die Choleraepidemien in Bayern und insbesondere in München vom Jahre 1854 gaben Pettenkofer zuerst Veranlassung, sich mit diesen Fragen zu befassen. Als Mitglied einer Kommission zum Studium der Cholera in Bayern konnte er sich um so mehr auf's Gründlichste mit allen einschlägigen Verhältnissen vertraut machen, als ihm die Verarbeitung des ganzen gesammelten Materials zufiel. Der „Hauptbericht über die Cholera in Bayern im Jahre 1854" und die „Untersuchungen und Betrachtungen über die Verbreitungsart der Cholera", die gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten, waren die Früchte seiner umfassenden Forschungen. Schon damals kam Pettenkofer zu der Erkenntnis, daß die Ausbreitung der Cholera von einer ganzen Reihe von Umständen abhängig

sei, deren ursächlicher Zusammenhang mit der Cholera vorher entweder nicht beachtet oder bestritten worden war, und die damals gemachten Beobachtungen und thatsächlichen Feststellungen bildeten die Grundlage seiner späteren Theorie der Ätiologie der Cholera und des Typhus.

Nach Pettenkofer nun ist die Cholera eine Krankheit, die durch den menschlichen Verkehr verschleppt wird; indessen haftet sie sich durchaus nicht immer an den Kranken, sondern sie kann auch durch Gesunde und leblose Gegenstände verschleppt werden. Andererseits genügt es aber keineswegs, daß der Cholerakeim aus einer von Cholera ergriffenen Lokalität an einen Ort gebracht wird, um dort eine epidemische Ausbreitung der Cholera hervorzurufen, sondern es sind dazu noch verschiedene andere Bedingungen notwendig, und zwar spielt hierbei die Örtlichkeit selbst eine ausschlaggebende Rolle. Es ergiebt sich dies schon aus den einfachen Thatsachen, daß die Cholera durchaus nicht immer den großen Verkehrsstraßen folgt, sondern vielfach ihre eigenen Wege geht; dann, daß die Art ihrer Verbreitung in keiner Weise durch die außerordentliche Steigerung und Verdichtung, die der Verkehr in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts erfuhr, sich geändert hat, sondern daß sie sich noch genau so ausbreitet, wie zur Zeit, da es noch keine Eisenbahnen und keine Dampfschiffe gab; ferner, daß die Cholera keineswegs überall dort zur Epidemie sich entwickelt, wohin der Cholerakeim eingeschleppt wird, sondern daß es zahlreiche Orte und Städte giebt, in welchen, trotz lebhaften Verkehrs mit Choleraorten und trotz einzelner Fälle von Cholera, doch keine „Epidemie" entsteht, während andere rings umher mehr oder weniger schwer davon befallen werden; ja, daß oft einzelne Teile von Städten frei von Cholera bleiben, während sie in anderen Teilen in mörderischer Weise wütet. Es müssen also, so schließt Pettenkofer weiter, gewisse mit der Örtlichkeit eng zusammenhängende Verhältnisse vorhanden sein, die bewirken, daß in dem einen Falle eine Choleraepidemie entsteht, in einem anderen aber nicht. Wegen der wichtigen Rolle, die Pettenkofer bei der Entstehung von Choleraepidemien der Örtlichkeit, der Lokalität, zuschreibt, wurde seine Anschauung die „lokalistische" genannt, eine Bezeichnung, die er selbst auch angenommen hat.

Die Geneigtheit eines Ortes zur epidemischen Ausbreitung der Cholera, die „örtliche Disposition", wie er dies nennt, verlegt Pettenkofer in den Boden. Orte, die auf einem porösen, für Luft und Wasser durchgängigen Boden, z. B. Alluvialboden, liegen, der mit faulenden organischen, aus den Exkrementen von Menschen und Tieren und aus häuslichen Abfällen stammenden, Stoffen verunreinigt ist, sind ganz besonders für die

Entwicklung von Choleraepidemien geeignet. Auf kompakten Felsen oder auf einer undurchlässigen Thonschicht liegende Orte dagegen sind unempfänglich, „immun“ für Cholera. Doch selbst in empfänglichen Orten kommt es, auch wenn der Keim eingeschleppt wird, nicht zu allen Zeiten zu Epidemien, sondern es gehört dazu ein gewisser Feuchtigkeitsgrad des Bodens; weder zu große Trockenheit, noch zu große Feuchtigkeit des Bodens sind der Entwicklung der Cholera günstig. Da jedoch die Feuchtigkeitsverhältnisse eines Bodens mit örtlicher Disposition großen Schwankungen unterworfen sein können, so kommt es auch auf einem solchen Boden nur dann zu Choleraepidemien, wenn der der Cholera günstige Feuchtigkeitsgrad zeitlich wirklich vorhanden ist; es giebt also nach Pettenkofer auch eine „örtlich-zeitliche“ Disposition. Zum Beweise für die Richtigkeit dieser Ansichten hat Pettenkofer im Laufe der Jahre eine Unsumme von Thatsachen gesammelt. Was namentlich die Abhängigkeit von örtlichen und zeitlichen Umständen anlangt, so dürfte eines der schlagendsten Beweise das Verhalten der Cholera in ihrem Heimatland, in Indien, sein. Auch da gedeiht die Cholera nicht überall in gleicher Weise, sondern es giebt Bezirke, in welchen sie endemisch ist, d. h. jahrein, jahraus mit mehr oder weniger großer Heftigkeit haust; ferner solche, in welchen nur zeitweilig Epidemien auftreten, und endlich solche, in welchen die Cholera niemals festen Fuß zu fassen vermag trotz ununterbrochenen Verkehrs mit cholerareichen Gegenden. Aber auch in den endemischen, wie in den epidemischen Bezirken zeigt sich die Häufigkeit der Choleraerkrankungen abhängig von der Bodenfeuchtigkeit. Dies wird dadurch bewiesen, daß ein Zusammengehen der Häufigkeit der Choleraerkrankungen mit der Jahreszeit und den darnach verschiedenen Regenmengen stattfindet. Diese letzteren wirken jedoch an verschiedenen Orten in sehr verschiedener Weise, je nach ihrer Größe und der dadurch bedingten Befeuchtung des Bodens. Dies läßt sich an dem Beispiel des Verhaltens der Cholera in den drei Städten: Kalkutta, Lahore und Madras auf's Deutlichste darthun. In Kalkutta, welches im endemischen Gebiete der Cholera an der Mündung des Ganges liegt, beginnt im großen Jahresdurchschnitt die Abnahme der Sterblichkeit an Cholera mit dem Eintritt der Regenzeit, und fällt die Zeit der höchsten Regenmenge mit der geringsten Zahl der Todesfälle an Cholera zusammen; dann fangen mit dem Aufhören der Regen die Choleratodesfälle an zuzunehmen und erreichen ihre größte Höhe zur Zeit der größten Hitze und Trockenheit gerade vor dem Beginn der Regenzeit. Hier wird durch die massenhaften Niederschläge, die im Mittel eine Höhe von 1600 Millimeter erreichen, der Boden für die Entwicklung der Cholera zu feucht, und erst bei seiner allmählichen Aus-

trocknung während der trocknen Jahreszeit wieder für sie geeignet. In Lahore im Pendschab (im nordwestlichen Indien) dagegen ist die Zahl der Todesfälle an Cholera am geringsten in der heißen und trockenen Jahreszeit und erreicht ihre größte Höhe zur Zeit der stärksten Niederschläge. Aber es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen der Regenmenge von Kalkutta und Lahore, indem letzteres nur eine Regenhöhe von 482 Millimetern besitzt. Hier ist also der Boden in der trockenen Jahreszeit für die Cholera zu trocken und erreicht erst durch das Eindringen der verhältnismäßig geringen Regenmenge die für die Entwicklung der Krankheit nötige Feuchtigkeit. Wieder anders verhält sich die Cholera in Madras im Südosten Indiens. In Madras findet jährlich zweimal ein Ansteigen und ein Absinken der Zahl der Cholera-Todesfälle statt. Während der trockenen Monate Januar und Februar herrscht die Cholera zunächst ziemlich heftig; dann aber tritt ein Nachlaß ein, und im April, Mai und Juni, während deren noch immer große Trockenheit herrscht, erreicht die Zahl der Todesfälle an Cholera einen sehr niedrigen Stand; jetzt mehren sich die Niederschläge, doch ist ihre Menge noch verhältnismäßig gering, und damit beginnt die Cholera wieder zuzunehmen, bis sie im Juli, August und September wieder eine sehr beträchtliche Höhe erreicht. Im September beginnt die eigentliche Regenzeit, die im November ihren Höhepunkt erreicht, zugleich aber erfolgt wieder eine beträchtliche Abnahme der Cholera, bis sie im November neuerdings einen Tiefstand erreicht, um schließlich mit dem nun erfolgenden Aufhören der Regen wieder anzusteigen. Dieses Verhalten der Cholera in Madras erklärt sich folgendermaßen. Im Januar und Februar besitzt der Boden infolge der vorhergehenden Niederschläge, die im Jahresdurchschnitt eine Höhe von 1214 Millimeter erreichen, einen für die Cholera sehr günstigen Feuchtigkeitsgrad. Dann aber erfolgt allmählich eine hochgradige Austrocknung und dem entsprechend der erste Nachlaß der Cholera. Mit dem neuerlichen Auftreten von Niederschlägen wird der Boden wieder feuchter, für die Entwicklung der Cholera günstiger, und sie erhebt auf's Neue ihr Haupt, bis die dann folgenden heftigen Regengüsse den Boden in einem Maße durchfeuchten, das der Cholera nicht paßt; die Zahl der Todesfälle sinkt infolge dessen, und erst, wenn der Boden nach dem Aufhören der Niederschläge wieder zu trocknen anfängt, stellen sich die für ihre Vermehrung günstigen Bedingungen im Boden wieder her. Pettenkofer hat für die Richtigkeit seiner Erklärung dieser Vorgänge in Indien noch eine Menge von Einzelheiten vorgebracht, allein es geht über den hier gesteckten Rahmen hinaus, auf diese näher einzugehen.

Die Cholera zeigt jedoch solche Abhängigkeit von Ort und Zeit nicht

bloß in Indien, sondern ebenso bei uns. Es giebt auch in Europa eine große Zahl von Städten, die noch nie epidemisch von Cholera ergriffen wurden, wie Lyon, Versailles, Stuttgart, Würzburg, Salzburg, Innsbruck u. s. w.; dann andere, die sehr viele und schwere Choleraepidemien zu bestehen hatten, wie z. B. Hamburg, und endlich solche, die die Cholera auf ihren Zügen mitunter befallen, zu anderen Zeiten aber wieder ganz verschont hat. Auch für die Abhängigkeit der Cholera von der Jahreszeit läßt sich bei uns ein schlagendes Beispiel beibringen. Während der Jahre 1848—1859, während deren die Cholera in jedem Jahre in Preußen herrschte, verteilt sich die Zahl der Todesfälle in höchst merkwürdiger Weise: die geringste Zahl der Todesfälle trifft im Durchschnitt auf den April, dann steigt sie regelmäßig fortschreitend, bis sie im September ihre größte Höhe erreicht, um hierauf wieder auf ihre Mindestgröße im April zu sinken. Und so gewaltig ist der Unterschied, daß, wenn man die in der ersten Hälfte des April vorgekommenen Todesfälle = 1 annimmt, ihre Zahl mit schrecklicher Regelmäßigkeit bis zur ersten Hälfte des September auf das 620fache steigt und dann mit der gleichen Regelmäßigkeit wieder abnimmt bis zum nächsten April. Die absolute Zahl der gesamten Todesfälle beträgt in der Zeit vom 1.—15. April 50, vom 1.—15. September 31048.

Einen Maßstab für den Feuchtigkeitsgrad des Bodens vermutete Pettenkofer schon sehr bald im Stande des Grundwassers, und er begann deshalb schon im Jahre 1856 in München mit den regelmäßigen Messungen des Grundwasserstandes. Pettenkofer erblickt in dem Grundwasser selbst nicht ein Moment, durch welches die Ausbreitung der Cholera und des Typhus in geheimnisvoller Weise beeinflußt wird, sondern es ist für ihn nichts weiter als ein genauer Zeiger für die Schwankungen des Feuchtigkeitsgrades der **über** dem Grundwasser liegenden Bodenschichten. Je mehr der Grundwasserspiegel sinkt, um so trockener ist der Boden über ihm; und umgekehrt bedeutet ein Steigen des Grundwassers eine starke Durchfeuchtung des darüber befindlichen Bodens.

Das zeitliche Zusammentreffen gewisser Veränderungen im Stande des Grundwassers mit der Häufigkeit des Vorkommens gewisser Krankheiten wurde zuerst für den **Typhus** in München von Buhl nachgewiesen. Buhl konnte schon im Jahre 1865 zeigen, daß die Zahl der Todesfälle an Typhus im Münchener Krankenhaus in ganz bestimmten Beziehungen zum Stande des **Grundwassers** stehe, daß sie mit dem Sinken des Grundwasserspiegels zunimmt und mit dem Steigen sinkt, und der berühmte Mathematiker Seidel hat kurz darauf berechnet, daß zwischen dem Grundwasserstand und der Regenmenge einer- und der Typhus-

sterblichkeit in München andererseits mit einer Wahrscheinlichkeit von 36000 : 1 ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Später wurde dann auch die Zahl der Typhus-Todesfälle in ganz München mit den Grundwasserschwankungen verglichen, und es hat sich auch hiebei das regelmäßige zeitliche Zusammentreffen hohen Grundwasserstandes mit wenigen, dagegen tiefen Grundwasserstandes mit vielen Typhustodesfällen vom Jahre 1850 bis zum Beginne der achtziger Jahre, also während mehr als 30 Jahren, feststellen lassen. Seitdem hat allerdings diese Übereinstimmung aufgehört; diese Thatsache läßt sich nicht bestreiten, und sie wird in der neueren Litteratur nicht selten von Gegnern Pettenkofers als im Widerspruch mit der sog. Grundwassertheorie stehend angeführt — aber vollständig mit Unrecht. Das Verschwinden der Übereinstimmung beruht eben lediglich darauf, daß seit den achtziger Jahren der Typhus aus München nahezu ganz verschwunden ist und dadurch das eine Vergleichsobjekt, die Typhus-Todesfälle, in Wegfall gekommen ist. Die Bodenfeuchtigkeit schwankt in München nach wie vor, aber sie ist auch nicht der einzige Faktor, durch welchen die Entwicklung des Typhus in München bestimmt wird, sondern eben nur einer derselben. Es muß also ein anderer und zwar, wie es scheint, mächtigerer aufgehört haben zu existieren, und als solchen bezeichnet Pettenkofer die Verunreinigung des Bodens, die infolge der Durchführung der Kanalisierung und vornehmlich auch der Erbauung des Schlachthauses und des Verbotes, anderswo in der Stadt als dort zu schlachten, eine wesentliche Besserung erfahren hat.

Der Zusammenhang zwischen Grundwasserschwankungen und Typhus hat sich aber auch anderwärts als in München nachweisen lassen; er ist für Berlin von Virchow, für Frankfurt a. M. und Bremen von Soyka, einem der begabtesten Schüler Pettenkofers, dargethan worden.

Wie für den Typhus, so konnte Pettenkofer dann auch für die Cholera in München ein Zusammentreffen mit den Grundwasserbewegungen feststellen, und zwar gelegentlich der durch ihren Verlauf höchst merkwürdigen Epidemie des Jahres 1873/74. Diese Epidemie zerfällt zeitlich in zwei vollkommen getrennte Abschnitte, eine Sommerepidemie 1873 und eine darauf folgende Winterepidemie, die beide durch einen Zeitraum von mehreren Wochen, im Oktober und Anfang November 1873, von einander geschieden sind, während dessen nur ganz vereinzelte Cholerafälle mehr vorkamen, so daß die Epidemie amtlich schon als erloschen erklärt worden war. Der Vergleich mit der Bewegung des Grundwassers zeigt nun unverkennbar, daß dieser Unterbrechung der Epidemie ein durch äußerst reichliche Niederschläge im August, die den langjährigen Durchschnitt von 100 mm

um 71 mm überschritten, bewirktes Steigen des vorher tief gestandenen Grundwassers entspricht, auf welches aber nach kurzer Dauer wieder ein neues Sinken folgte, das dann mehrere Monate anhielt und während dessen die Winterepidemie verlief, die erst mit dem neuerlichen Steigen des Grundwassers im Frühjahr 1874 ihr Ende fand.

Gegen seine Lehre, daß die Cholera nur auf einem für Luft und Wasser durchgängigen Boden gedeiht, war Pettenkofer wiederholt der Einwand gemacht worden, daß die Cholera auch auf kompaktem Felsboden vorkomme, und es wurden als Beispiele namentlich Gibraltar und Malta angeführt. Um sich persönlich von der Richtigkeit dieser Angaben zu überzeugen, unternahm Pettenkofer schon im Jahre 1865 eine Reise, bei welcher er u. A. auch Gibraltar und Malta besuchte. Aber was er fand, war nur eine neue glänzende Bestätigung seiner Anschauungen; denn die Stadt Gibraltar liegt auf ganz durchlässigem Boden, in welchem sich Grundwasser in so reicher Menge findet, daß es eine beträchtliche Quelle der Wasserversorgung für die Bevölkerung bildet; und die Felsen von Malta bestehen aus ganz porösem Gestein, welches das Wasser wie ein Schwamm aufsaugt und derart durchlässig ist, daß es auf englischen Schiffen früher vielfach als Material zum Filtrieren von Wasser benützt wurde.

Obgleich Pettenkofer, wie erwähnt, die Cholera für eine Krankheit erklärte, die durch den menschlichen Verkehr verschleppt wird, so hielt er sie doch nicht für kontagiös, d. h. von Person zu Person ansteckend. Nach Pettenkofers Anschauung wird eben der Krankheitserreger, den er sich schon von jeher als ein organisiertes Lebewesen, eine Art Bazillus, vorstellte, nicht im lebenden Menschen ansteckungsfähig weiter gezüchtet und mit den Exkrementen entleert; sondern, damit es irgendwo zu einer Choleraepidemie kommt, muß der Cholerakeim in den Boden gelangen und dort erst die zu seiner weiteren Entwicklung nötigen Bedingungen finden. Nur wenn dies der Fall ist, wenn er im Boden entweder in genügender Menge sich vermehrt hat, oder die nötige Virulenz erworben hat, um infektionstüchtig zu sein, ist er im Stande, Menschen krank zu machen. Damit jedoch thatsächlich Erkrankungen von Menschen erfolgen, müssen erst noch ein paar weitere Vorbedingungen erfüllt sein. Einmal muß der jetzt erst zum eigentlichen Krankheitserreger gewordene Keim in den menschlichen Körper gelangen, und zweitens muß der Körper eine gewisse Veranlagung, eine sog. „individuelle Disposition“ zur Erkrankung an Cholera besitzen. Als den gewöhnlichen Weg, auf welchem der Cholera- oder auch der Typhus-Erreger (denn für den letzteren nahm er die gleiche Entwicklungsart an) in den Menschen eindringt, bezeichnete Pettenkofer die Luft. Nach seiner Ansicht

muß der Krankheitserreger aus dem Boden in die Luft übergehen und wird dann mit dieser eingeatmet.

Die Lehre, daß Cholera und Typhus nicht kontagiös seien, hat Pettenkofer viele Gegner gemacht und ihn in viele heftige Fehden verwickelt; allein er hat eine ganze Reihe schlagender Gründe für seine Ansicht in's Feld geführt, von welcher hier nur die hauptsächlichsten kurz angeführt seien. In erster Linie war es der Umstand, daß die Cholera sich bei ihrer Verbreitung durchaus nicht streng an die großen Verkehrsstraßen hält; dann, daß sie bei Weitem nicht an allen Orten, in welche sie bei ihren Zügen gelangt, sich festsetzt, sondern nur in verhältnismäßig sehr wenigen; daß an manchen Orten, selbst wenn die Cholera nachweisbar eingeschleppt wurde, nicht zu allen Zeiten sich eine Epidemie entwickelt und daß es überhaupt eine große Zahl von großen, verkehrsreichen Städten giebt, die überhaupt noch nie epidemisch von Cholera befallen worden sind, obgleich der Cholerakeim schon oft in sie eingeschleppt wurde; weiter, daß die Personen, welche mit der Pflege Cholerakranker beschäftigt sind, insbesondere Ärzte und Wärter, im Durchschnitt auch nicht häufiger erkranken als andere, welche nie mit einem Cholerakranken in Berührung gekommen sind; endlich, daß die Ausbreitungsart der Cholera, der Gang der Choleraepidemien ein vollständig anderer ist als der der zweifellos kontagiösen Krankheiten, wie der Blattern u. dergl. Jeden einzelnen dieser Gründe vermochte Pettenkofer mit vielen treffenden Thatsachen zu belegen und allen Einwänden seiner Gegner wußte er mit Gegenbeweisen aus dem reichen Schatz seiner epidemiologischen Kenntnisse und Erfahrungen entgegenzutreten, oder ihnen die unrichtige Deutung scheinbar zu Gunsten ihrer Ansicht sprechender Beobachtungen nachzuweisen.

Neben der Kontagiosität der Cholera und des Typhus hat Pettenkofer namentlich auch die weit verbreitete Meinung, daß diese Krankheiten durch das Trinkwasser verbreitet werden, die sog. Trinkwassertheorie, auf's Entschiedenste bestritten. Oft und oft hat er betont, daß er selbst im Jahre 1854 als Trinkwassergläubiger an das Studium der Cholera in Bayern herangegangen sei. Aber seine Untersuchungen und Beobachtungen gelegentlich dieser Epidemie, namentlich in München, haben ihm die gänzliche Haltlosigkeit der Trinkwassertheorie zur unumstößlichen Überzeugung gemacht, und in späterer Zeit hat er Dutzende und Dutzende von Beweisen für ihre Unhaltbarkeit beigebracht. Alle die Beobachtungen, die als besonders schlagende Beweise für die Verbreitung von Cholera und Typhus durch das Trinkwasser von seinen Gegnern angeführt wurden, hat er näher untersucht und in unbarmherziger Weise die Beweisführung der

Letzteren zerpflückt; überall stellte sich schließlich heraus, daß die Entwicklung der betreffenden Epidemien sich in viel einfacherer und weniger widerspruchsvoller Weise erklären lasse, ohne Zuhilfenahme des Wassers. Pettenkofer hat zwar die Möglichkeit, daß eine gewisse Beteiligung des Wassers bei der Entstehung von Cholera- und Typhus-Epidemien vorkommen könne, nicht vollkommen geleugnet. Er sagte: Wasser kann in einem Ort oder Haus, in dem es gebraucht wurde, gesundheitsschädliche Wirkungen ausüben, entweder dadurch, daß es Nährstoffe für pathogene Mikroorganismen führt, welche Nährstoffe sich durch das Verdunsten des Wassers im Haus und auf dem Boden desselben mehr und mehr konzentrieren, oder auch dadurch, daß das Wasser die Rolle des menschlichen Verkehrs übernimmt und pathogene Keime mit sich führt, welche allerdings in der enormen Verdünnung, in welcher sie im Wasser sind, ohne Schaden getrunken werden können, welche aber auf einem günstigen Nährboden im oder am Hause sich in der Weise vermehren und dann auf den Menschen überzugehen vermögen, daß dieser nun dadurch infiziert werden kann. Allein diese beiden Möglichkeiten sind die einzigen Zugeständnisse, die er den Trinkwassertheoretikern machte. Im Übrigen steht Pettenkofer mit seiner Verurteilung der Trinkwassertheorie durchaus nicht vereinzelt da. So lautet ein von Pettenkofer gern angezogener Ausspruch von James Cuningham, der als medical officer of health die Cholera in Indien dreißig Jahre lang verfolgt hat: „Die Trinkwassertheorie wird durch die ganze Geschichte der Cholera in Indien verneint."

Auch die mehrfach von den Anhängern der Trinkwassertheorie zur Stütze ihrer Anschauung vorgebrachten Angaben, daß die Cholera, namentlich aber auch der Typhus, nach der Einführung guten und reinen Wassers aus einem Orte verschwunden sei, hat Pettenkofer wiederholt auf ihre Richtigkeit geprüft und den Nachweis geliefert, daß entweder, wie dies z. B. bei München der Fall war, der Typhus aufgehört hatte mehrere Jahre vor der Eröffnung der neuen Wasserleitung, oder daß gleichzeitig mit der Zuleitung guten Wassers noch andere hygienische Verbesserungen durchgeführt worden waren, besonders Kanalisierungen, die eine Abnahme der Bodenverunreinigung zur Folge hatten.

Ganz dem eben erläuterten Standpunkt Pettenkofers hinsichtlich der Entstehung und Verbreitungsart von Cholera und Typhus entsprechend und ihm logisch entspringend, waren auch die Maßnahmen, die er zur wirksamen Bekämpfung und Verhütung dieser Krankheiten verlangte. Als das wichtigste ursächliche Moment war ihm immer die Verunreinigung des Bodens mit fäulnisfähigen Stoffen erschienen, und deshalb waren

auch auf deren Verhinderung und Beseitigung die von ihm befürworteten und für notwendig erklärten Maßregeln in erster Reihe gerichtet. Zweckmäßige und rasche Entfernung der Abfallstoffe aus der Nähe menschlicher Wohnstätten, am besten durch Schwemmkanalisation, und gute, reichliche Wasserversorgung, das waren die Mittel, von welchen allein er die Verhütung von Cholera und Typhus abhängig machte. Man darf nicht warten, bis die Cholera da ist, um sie zu bekämpfen, sondern die Vorbereitungen zu ihrer Bekämpfung müssen schon lang vorher getroffen werden, sonst kommen sie zu spät. „Die Orte, welche nicht von Natur aus immun sind, soll die hygienische Kunst immun machen" — das sind seine Worte.

Auch für die Wirksamkeit dieser Maßregeln hat er eine Menge von Beispielen vorgebracht. Man braucht nicht auf die englischen Städte zurückzugreifen, die zur Anführung deshalb besonders geeignet sind, weil in ihnen zuerst die hygienischen Assanierungswerke ausgeführt wurden, sondern es giebt für uns Münchener ein viel näher gelegenes Beispiel. Es ist das Verhalten der sog. „Grube" in Haidhausen. Diese Straße war in den Jahren 1836 und 1854 außerordentlich schwer von Cholera befallen, so daß 8,2 bezw. gar 12,37 Prozent der Bewohner starben; im Jahre 1873/74 aber, als die Cholera wieder nach München kam, blieb die Grube nahezu verschont, es starben nur 0,6 Prozent, trotzdem weder die Einwohnerzahl, noch die Wasserversorgung, noch, wie Pettenkofer bis in die geringfügigsten Einzelheiten nachwies, sonst irgend etwas Wesentliches sich geändert hatte — mit einer einzigen Ausnahme. Im Jahre 1836 und auch 1854 noch wurden in der Grube alle Exkremente und Abfallstoffe in sog. Versitzgruben gesammelt, in welchen sie zum großen Teil in den Boden eindrangen und diesen in der entsetzlichsten Weise verunreinigten, so daß die Grube, in welche überdies, ihrer tiefen Lage wegen, die Schmutzwässer der umgebenden Straßen ober- und unterirdisch abflossen, eigentlich nur eine einzige große Versitzgrube darstellte. Nach der Choleraepidemie des Jahres 1854 wurde nun in München zunächst die Anlegung von Versitzgruben polizeilich verboten und befohlen, alle vorhandenen Gruben wasserdicht zu machen; außerdem aber wurde im Jahre 1860 in der Grube ein Kanal zur Entwässerung der Grube in den Isarfluß hinab angelegt und darauf alle Versitzgruben dort beseitigt. Dieser hygienischen Verbesserung allein verdankte die Grube im Jahre 1873 ihr höchst merkwürdiges Freibleiben von Cholera, während die Straßen in der Umgebung, in welchen die Verhältnisse sich nicht wesentlich verändert hatten, namentlich noch keine Kanalisierung stattgefunden hatte, 1873/74 ebenso von der Cholera heimgesucht wurden, wie gelegentlich der früheren Epidemien.

Auch für die Bekämpfung des Typhus bildet München selbst ein schlagendes Beispiel. Mit dem Beginn der Durchführung der Kanalisierung und vornehmlich mit der Eröffnung des neuen Schlachthauses, wodurch eine ganz außerordentlich große Zahl von Schlachtstätten in allen Teilen der Stadt, die eine gewaltige, unaufhörliche Quelle der Bodenverunreinigung gewesen waren, zu bestehen aufhörten, verschwand fast wie mit einem Schlag auch der Typhus, der bis dahin endemisch in München geherrscht hatte, drei Jahre vor Einführung der neuen Hochquellenwasserleitung, und München ist seitdem eine der typhusfreiesten Städte geblieben.

Für Pettenkofer war also die Bewahrung des Bodens vor Verunreinigung, seine Reinhaltung, oder, um in seinem Sinne zu sprechen, die Beseitigung der örtlichen Disposition, das einzige wirklich wirksame und bewährte Mittel, um der Cholera und dem Typhus mit Erfolg entgegenzutreten. Obwohl es äußerst interessant wäre, die Ansichten Pettenkofers über alle sonstigen, zur Bekämpfung der Cholera empfohlenen Maßregeln näher kennen zu lernen, muß ich mich darauf beschränken, Pettenkofers eigene Worte am Schlusse seines letzten großen Werkes: „Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage" anzuführen. Er sagte hier: „Die Mittel der Kontagionisten, Korbone, Quarantänen, Isolierung der Kranken und Desinfektion ihrer Ausleerungen haben noch nie einen nachweisbaren Erfolg gehabt, sowie deren Unterlassung noch nie einen Schaden gebracht hat, wie sich bei der Choleraepidemie 1836 in Bayern so schlagend gezeigt hat. Alle diese kontagionistischen Maßregeln haben nur eine theoretische Grundlage und werden nicht angewendet, weil sich ihr Nutzen bewährt hat, sondern weil sie ein Ausfluß der herrschenden Theorie sind, welche allerdings einfach und Allen leicht verständlich ist, und der man nur wünschen könnte, daß sie auch wahr sein möchte, was man aber auf Grund zahlreicher epidemiologischer Thatsachen und Erfahrungen sehr bezweifeln muß. Im nationalökonomischen Interesse ist sehr zu wünschen, daß nutzlose Verkehrsbeschränkungen, wie sie zeitweise für Schiffe aus Cholera-Gegenden beliebt werden, in Wegfall kommen und dafür eine ständige hygienische Überwachung des Seeverkehrs an die Stelle tritt. Schmutzige und schlecht geführte Schiffe soll man nicht nur zu Cholerazeiten beanstanden, sondern immer. Wenn darüber internationale Vereinbarungen getroffen werden, dann werden diese viel nützen und braucht man beim Ausbruch der Cholera nichts zu thun, als was sonst auch regelmäßig geschieht."

Nach hartem Ringen war es Pettenkofer gelungen, seinen Anschauungen zum Durchbruch zu verhelfen. In den siebziger Jahren waren sie mehr und mehr allgemein zur Geltung gekommen, und Pettenkofer

stand damals auf dem Höhepunkt seines Ruhmes und seiner Autorität. Aber die schwersten Kämpfe standen ihm erst noch bevor. Sie begannen mit der Entwicklung der Bakteriologie und verschärften sich noch, nachdem Robert Koch 1883 den Cholerabazillus entdeckt hatte. Pettenkofer war durchaus kein Feind der Bakteriologie; im Gegenteil, er hat von ihr die Erklärung mancher Dinge bei der Verbreitung der epidemischen Krankheiten erhofft, die er selbst nicht genügend erklären zu können, unumwunden eingestanden hat. So sagt er in seinem schon genannten Werk „Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage" an einer Stelle: „Ich empfinde tief und schmerzlich, daß ich und meine Gesinnungsgenossen noch gar wenig gefunden haben und daß das Meiste erst noch gesucht werden muß, und bin auch fest überzeugt, daß das Endziel auch auf lokalistischem Wege nur mit Hilfe der Bakteriologie erreicht werden kann. Die Bakteriologie muß schließlich auch den Grund der thatsächlich bestehenden örtlichen und zeitlichen Disposition für den Choleraleim finden und damit den Gang der Weltseuche wissenschaftlich erklären." Pettenkofer hat ferner auch, wie schon erwähnt, sich den Choleraleim von jeher als ein belebtes Wesen vorgestellt; es konnte ihn also nur freuen, als ein solcher Bazillus der Cholera thatsächlich gefunden war, und es hat ihn anfangs auch wirklich gefreut. Der Grund, warum er später mit Koch und dessen Schülern und Anhängern so sehr in Widerspruch geriet, war vielmehr der, daß der von Koch gefundene Cholerabazillus, wie sich bei dessen genauerem Studium herausstellte, Eigenschaften zeigte, die sich mit den großen epidemiologischen Thatsachen nicht vertragen; dann aber, weil sich die Bakteriologen, an ihrer Spitze R. Koch, auf Grund ihrer experimentellen Untersuchungen mit dem neu gefundenen Bazillus, sowohl hinsichtlich der Ätiologie der Cholera, als auch ihrer Verhütung und Bekämpfung zu Anschauungen bekannten, die von jenen Pettenkofers weit entfernt, ja ihnen großenteils direkt entgegengesetzt waren.

So vertraten die Bakteriologen hauptsächlich die Ansicht von der Kontagiosität der Cholera. Der Choleraerreger vermehrt sich ihnen zufolge im Körper des Kranken und wird von diesem ohne Weiteres infektionstüchtig mit den Exkrementen ausgeschieden; die Cholera braucht also zu ihrer Verbreitung die Vermittlung des Bodens nicht, sondern es kann überall da zu Erkrankungen und Epidemien kommen, wohin die bazillenhaltigen Exkremente gelangen, und da diese leicht und häufig in's Wasser gelangen, so ist die Weiterverbreitung der Cholera durch das Wasser ohne Weiteres zuzugeben. Für die Bakteriologen liegt die Gefahr nur im Kranken und seinen Ausscheidungen, und alle ihre Mittel zur Verhütung

und Bekämpfung der Cholera zielen lediglich dahin ab, die Abtötung aller vom Kranken ausgeschiedenen Cholerabazillen zu bewirken bezw. deren Ausstreuung zu hintertreiben; daher Isolierung der Kranken, Desinfektion der Exkremente und der Wäsche u. dergl. kontagionistische Maßregeln.

Pettenkofer ist diesen Behauptungen bis an sein Lebensende mit aller Entschiedenheit entgegengetreten, und sein schon erwähntes letztes Hauptwerk verdankt vornehmlich dem Widerspruch der Bakteriologen gegen seine Anschauungen und deren Verteidigung sein Entstehen. Er war so sehr von der Richtigkeit seiner eigenen Auffassung überzeugt, daß er zum Beweis, daß der Koch'sche Kommabazillus für sich allein keine Cholera zu erzeugen vermöge, wenn er nicht durch örtliche und zeitliche, im Boden sich abspielende Einflüsse unterstützt wird, an sich selbst den berühmten Versuch vornahm, diese Cholerabazillen zu verzehren. Pettenkofer nahm damals, am 7. Oktober 1892, 74 Jahre alt, einen ganzen Kubikzentimeter frischer Cholerakultur, die viele Milliarden von Cholerabazillen enthielt, also weit, weit mehr, als jemals bei einer Infektion auf gewöhnlichem Weg in den Körper gelangen, zu sich und das Ergebnis war: — außer einer leichten Diarrhöe keine irgend erhebliche Störung seines Befindens. Dieser Versuch läßt nicht nur die Überzeugungstreue, sondern auch die Charakterstärke Pettenkofers im strahlendsten Licht erkennen. Er hatte zwar, wie er selbst sagt, nicht die geringste Besorgnis, daß der Versuch gefährliche Folgen für ihn haben werde, aber — fährt er weiter: „Selbst wenn ich mich täuschte und der Versuch lebensgefährlich wäre, würde ich dem Tode ruhig in's Auge sehen, denn es wäre kein leichtsinniger oder feiger Selbstmord, ich stürbe im Dienste der Wissenschaft, wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre. Gesundheit und Leben sind, wie ich schon oft gesagt habe, allerdings sehr hohe irdische Güter, aber doch nicht die höchsten für den Menschen. Der Mensch, der höher stehen will als das Tier, muß bereit sein, auch Leben und Gesundheit höheren idealen Gütern zu opfern."

Dieser Versuch Pettenkofers, der natürlich gewaltiges Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt erregte, wurde in der Folge der Zeit außer von Pettenkofers Schüler Emmerich noch mindestens 11 mal wiederholt, also im Ganzen mindestens 13 mal an Menschen, jungen Ärzten, ausgeführt. Dabei kam es nur zweimal zu heftigerer Cholerine; es ereignete sich aber kein einziger Todesfall. Wenn man nun bedenkt, daß bei der wirklichen Cholera 50 Prozent der Erkrankten sterben, so giebt das Ausbleiben jeglichen Todesfalles bei diesen Versuchen ganz gewiß zu denken! Es geht doch zum Mindesten daraus hervor, daß die Cholerabazillen nicht unter allen Umständen die gleiche Giftigkeit oder Virulenz besitzen, sondern

daß in dieser Richtung ganz bedeutende Unterschiede vorhanden sein müssen. Die wechselnde Verschiedenheit der Virulenz ist überdies eine bei allen anderen pathogenen Bakterien nachgewiesene und allgemein anerkannte Thatsache. Das, was Pettenkofer bestritten hat, war ja auch nicht, daß der Kommabazillus zur Cholera in Beziehung stehe, sondern nur, daß er mit der nötigen Virulenz ausgeschieden werde, um wirkliche, schwere Cholera zu bewirken; um vollvirulent zu werden, muß er erst der Einwirkung gewisser Einflüsse unterliegen, die mit dem Boden in Zusammenhang stehen.

Der Ausfall der Menschenversuche und auch noch manche andere Umstände, wie z. B. der mehrfach erbrachte bakteriologische Nachweis, daß vollkommen Gesunde Cholerabakterien in ihrem Leib beherbergen und mit ihren Exkrementen ausscheiden können, ferner das völlige Mißlingen des Nachweises von Cholerabazillen im Leitungswasser von durch Cholera schwer heimgesuchten Städten, wie Hamburg im Jahre 1892, wo die Epidemie nach dem Urteil der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fachmänner zweifellos dem Trinkwasser ihre Entstehung verdankte, dann aber andererseits die schon mehrfach gelungene Auffindung dieser Pilze in Flüssen, ohne daß in ihrer Nähe Choleraerkrankungen vorkamen, obgleich ihr Wasser unzweifelhaft zum Trinken benützt wurde, u. dergl. m. — sind Dinge, die auch auf den eingefleischtesten Bakteriologen und Kontagionisten einigen Eindruck machen müssen. Die Bakteriologie hat sich infolge dessen auch schon genötigt gesehen, manche Zugeständnisse zu machen.

Allerdings muß andererseits wieder zugegeben werden, daß die Lehre Pettenkofers gleichfalls manche Schwächen besitzt; hat er ja doch selbst oft und oft gesagt, daß er nicht im Stande sei, die Vorgänge beim Zustandekommen von Choleraepidemien alle genügend zu erklären. Es soll sogar zugegeben werden, daß manche seiner Ansichten sich nicht mit der Ausschließlichkeit, mit welcher er sie verteidigte, werden aufrecht erhalten lassen. Allein so viel steht doch fest, daß Pettenkofer für seine Auffassung auch Thatsachen anführen konnte (wie z. B. die vollkommene Immunität mancher Orte für Cholera), für welche die Kontagionisten trotz verzweifelter Anstrengungen noch nie eine ausreichende Erklärung zu finden vermochten, während sie sich vom lokalistischen Standpunkt ganz einfach und ungezwungen erklären lassen.

Damit drängt sich nun ganz folgerichtig die Frage auf: Wer wird hier Recht behalten — Pettenkofer und die Lokalisten, oder die Kontagionisten? Darauf läßt sich heut zu Tage leider noch gar keine Antwort geben, und zwar um so weniger, als die Wissenschaft noch unter dem frischen Eindruck einer erst in der jüngsten Zeit mit voller Sicherheit festgestellten,

einen Markstein in der Geschichte bildenden Entdeckung steht. Es ist jetzt nämlich gelungen, darzuthun, daß die Malaria, die früher immer als das Urbild einer Bodenkrankheit galt, nur durch die Vermittlung gewisser blutsaugender Moskito-Arten verbreitet und auf den Menschen übertragen wird. Der Vorgang ist kurz der, daß die im Blut des Kranken vorhandenen Erreger der Malaria-Fieberanfälle, die Plasmodien, von den Moskitos mit dem Blut aufgesaugt werden, in deren Körper dann ein Entwicklungsstadium durchmachen müssen, wobei sie schließlich in deren Speicheldrüsen gelangen und hierauf, wenn die Tiere neuerdings einen Menschen beißen, um sein Blut zu saugen, in das Blut des Gebissenen gelangen, worin sie sich nun vermehren und, wenn sie die hinreichende Menge erreicht haben, die bekannten Krankheitserscheinungen hervorbringen. Aber trotzdem die eigentliche Infektion in dieser Weise vor sich geht, spielen doch örtliche Verhältnisse bei der Malaria nach wie vor eine wichtige Rolle, insofern sie nämlich auf die Entwicklung und Vermehrung der Moskitos vom größten Einfluß sind. Die Larven der Moskitos können sich nur in stehendem oder ganz langsam fließendem Wasser entwickeln, sind also in ihrer Entwicklung von örtlichen und örtlich-zeitlichen Umständen abhängig. Nur wo und wann diese günstig sind, entstehen aus den Larven die Moskitos, im entgegengesetzten Falle gehen erstere zu Grund. Wo aber keine Moskitos sind, giebt es auch keine Neuansteckung mit Malaria. Auf der Beseitigung der für die Weiterentwicklung der Moskito-Larven günstigen Lebensbedingungen beruhen, wie man jetzt weiß, die zum Teil großartigen Erfolge, welche man auch schon früher, ohne den Zusammenhang der Dinge zu ahnen, in Malaria-Gegenden durch Drainagierungen des Bodens, Überdecken von Sümpfen und Wassertümpeln mit Erdreich u. dergl. m., bei Bekämpfung der Malaria erreicht hat. Wer weiß, ob nicht über kurz oder lang auch bei Cholera und Typhus ein solcher, die Infektion vermittelnder Zwischenträger noch gefunden wird, der an örtliche und zeitliche Verhältnisse gebunden ist.

Wie dem aber auch sein mag, was noch in der Zukunft Schooß ruht, und wenn sich auch mit der Zeit herausstellen sollte, daß Pettenkofer mit seiner Auffassung im Unrecht war — in dem Sinn, daß die Rolle, die der Boden spielt, eine andere ist, als Pettenkofer sie sich dachte, so sind seine Arbeiten doch sicherlich nicht umsonst gewesen. Das Verdienst wird Pettenkofer für alle Zeiten bleiben, daß er durch seine Forschungen und durch die fortwährende Anregung zu neuen Arbeiten, die er namentlich auch seinen Gegnern bot, den Anlaß zu einer großen Zahl von Untersuchungen gegeben hat, die sonst vielleicht unterblieben wären, und daß er

gezeigt hat, daß man im Stande ist, durch gewisse hygienische Verbesserungen, die man jetzt unter dem Namen der Assanierung der Städte zusammenfaßt, Epidemien zu verhüten und endemische Krankheiten, wie den Typhus, zum Verschwinden zu bringen. Den Ruhm, darauf als auf die Hauptsache stets mit allem Nachdruck hingewiesen und dadurch Tausenden und Abertausenden Gesundheit und Leben erhalten zu haben, wird ihm niemand streitig machen können, auch wenn man vielleicht gefunden haben wird, daß diese Maßnahmen auf etwas anderem Wege wirken, als Pettenkofer dies annahm. Die thatsächlichen Erfolge in dieser Beziehung haben ihm also Recht gegeben mit seiner Lehre, daß man die epidemischen Krankheiten nicht erst bekämpfen dürfe, wenn sie da sind, sondern daß man schon lange vorher ihnen den Boden für ihre Entwicklung abzugraben habe, und damit wird er auch in Zukunft Recht behalten.

An Ehren und Auszeichnungen hat es Pettenkofer im Leben nicht gefehlt. Er war Mitglied oder Ehrenmitglied wohl aller bedeutenderen Körperschaften des In- und Auslandes; hohe und höchste Orden aller Art zierten seine Brust; der persönliche und später auch der erbliche Adel wurden ihm verliehen; im Jahre 1890 wurde er zum Präsidenten der königl. bayerischen „Akademie der Wissenschaften" ernannt, welche Würde er noch neun Jahre bekleidete, bis er sie wegen zunehmenden Alters freiwillig niederlegte, und im Jahre 1896 erhielt er noch den Titel „Exzellenz".

Aber auch seine Heimatstadt München hat die gewaltigen Dienste, die er ihr geleistet hat, anerkannt durch seine Ernennung zum Ehrenbürger und später durch Verleihung der goldenen Bürgermedaille, des höchsten Ehrenzeichens, das ihr zu Gebote steht. Eine ganz besondere Ehrung wurde Pettenkofer noch an seinem 81. Geburtstage zu Teil, indem eine eigens zu diesem Zwecke gebildete Vereinigung Münchener Bürger ihm eine goldene Denkmünze überreichte, welche die Inschrift trägt: „Dem Hohenpriester der Hygiene, dem Verscheucher Verderben bringender Krankheiten vom heimatlichen Boden, dem um das Wohl der Vaterstadt höchst verdienten Ehrenbürger Max von Pettenkofer widmen diese goldene Denkmünze als Zeichen unbegrenzter Verehrung, Dankbarkeit und Liebe — Münchener Bürger."

Als die großartigste Auszeichnung, die Pettenkofer vom Auslande erfahren hat, muß wohl die Verleihung der Harben-Medaille des British Institute of public health im Jahre 1897 bezeichnet werden. Dieselbe ist um so höher anzuschlagen, als diese Medaille vor Pettenkofer nur John Simon, dem berühmten, langjährigen obersten Sanitätsbeamten Eng-

lands, verliehen worden war, und als sie gerade von England kam, dem Lande, in welchem die öffentliche Gesundheitspflege zuerst festen Fuß gefaßt, und auf dessen Einrichtungen und Erfolge Pettenkofer vielfach sein Urteil in den Fragen der Städtereinigung gegründet hatte.

Der Überreichung einer goldenen Denkmünze seitens der Deutschen chemischen Gesellschaft (1899) wurde schon zu Anfang dieser Ausführungen gedacht.

Aber trotz aller dieser Ehren und Auszeichnungen blieb Pettenkofer der einfache, schlichte, bescheidene Mann, der er von jeher gewesen war. Wohl hat es ihm nicht an Selbstbewußtsein gefehlt, und wenn es galt, etwas durchzusetzen, was er im Interesse der menschlichen Gesundheit oder der Wissenschaft für notwendig erachtete, dann wußte er auch sehr wohl das Gewicht seiner Persönlichkeit geltend zu machen; aber sonst lebte er am liebsten still und zurückgezogen, seinen Arbeiten und seiner Familie. Auch in seinem äußeren Auftreten verriet für gewöhnlich nichts den „Geheimrat“ oder gar die „Exzellenz“, es war schlicht, einfach gut bürgerlich. Wenn man aber mit ihm sprach, wenn er, wie es seine Gewohnheit war, falls er dem, was er sagte, einen besonderen Nachdruck verleihen wollte, die buschigen Augenbrauen emporzog und einen mit seinen wunderbaren, tiefen und klaren Augen so voll anblickte, dann wußte man auch sofort, daß man einen ganz außergewöhnlichen Menschen sich gegenüber hatte. Insbesondere trat das Gewaltige von Pettenkofers Persönlichkeit auch bei seinen Reden und Vorträgen in die Erscheinung. Wenn er da bei Entwicklung neuer Gesichtspunkte oder der Darlegung neu gefundener Thatsachen, oder bei Verteidigung seines wissenschaftlichen Standpunktes in Eifer geriet, dann leuchteten seine Augen, sein an sich schon so ausdrucksvolles Gesicht, vom langen weißen Bart umflossen, erschien wie von überirdischem Glanz verklärt, und seine ganze Gestalt schien zu wachsen. In solchen Augenblicken war der Eindruck, den er hervorrief, ein so mächtiger, so überwältigender, daß niemand sich ihm entziehen konnte.

Dabei war seine Ausdrucksweise bei aller Einfachheit klar, überzeugend und wohlüberlegt, sie hatte etwas eigenartig Fesselndes, und sein Organ besaß einen seltenen Wohlklang. So ist es denn nicht zum Verwundern, wenn seine Reden nie verfehlten, eine gewaltige und nachhaltige Wirkung auf die Hörer zu üben. Es ist dies um so seltsamer, als Pettenkofer eigentlich kein Redner war. Er fand die Worte nur schwer, und wenn er unvorbereitet zu sprechen hatte, dann stockte er oft und räusperte sich, und man sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, im Augenblick seine Gedanken in der Form wiederzugeben, die er gewünscht hätte.

Pettenkofer pflegte daher seine Reden und Vorträge stets niederzuschreiben und abzulesen. Allein, und das war seine besondere Kunst, man hatte dabei die Empfindung, als ob er frei vortrage, als ob die Worte in unbegrenzter Fülle ihm zu jeder Zeit zu Gebote ständen.

Sie standen ihm auch zur Verfügung — aber nur beim Schreiben. Und es war ein ganz merkwürdiger Widerspruch, daß derselbe Mann, der beim Sprechen nach dem Ausdruck rang, seine Abhandlungen mit unglaublicher Schnelligkeit nahezu druckfertig niederschrieb. Zudem war sein Stil leicht und flüssig, seine Darstellungsweise glänzend und reizvoll, reich an zutreffenden Bildern und packenden Vergleichen. Viele seiner Arbeiten lesen sich fast wie Romane, trotzdem sie immer rein sachlich gehalten waren, nicht mit bestechenden Spekulationen und Phantastereien, sondern nur mit Thatsachen sich befaßten. Wegen dieser Vorzüge seiner Schreibweise war Pettenkofer auch ein Meister gemeinverständlicher Darstellung, wie seine zahlreichen populären Schriften beweisen, durch welche er den Grundsätzen der Hygiene eine möglichst weite Verbreitung zu Nutz und Frommen der Menschheit zu geben suchte.

Wie Pettenkofer überhaupt eine groß angelegte Natur war, so geht auch durch all seine Werke dieser große Zug; sein Blick war stets auf das Große und Ganze gerichtet, Kleinlichkeiten blieben ihm fern. Auch Neid und Mißgunst waren ihm fremd; er anerkannte alles, was er für richtig und für einen Fortschritt in der Wissenschaft hielt, mochte es kommen, woher es wollte. Wohl hat er oft mit scharfen Waffen gegen das angekämpft, was er für falsch oder für einen Rückschritt betrachtete, und wohl ist er manchmal seinen Gegnern mit schlagendem Witz und feiner Ironie zu Leibe gegangen; aber es war ihm dabei immer nur um die Sache zu thun, nicht um die Person. Jede Art persönlicher Polemik berührte ihn widerwärtig, dazu war er eine viel zu edle und versöhnlich gestimmte Natur.

Einer der hervorstechendsten Züge in Pettenkofers Persönlichkeit war seine außerordentliche Herzensgüte und Liebenswürdigkeit. Jedem, der sich ihm nahte, kam er mit seiner natürlichen Herzlichkeit entgegen. Es gieng ein eigener Zauber von ihm aus, der jeden, der mit ihm in Berührung trat, sofort gefangen nahm und ihm alle Herzen im Sturm eroberte. Stets war er gern bereit zu raten und zu helfen, wo und wie er nur konnte, und niemand ist ohne wenigstens ein Trosteswort von ihm gegangen. Ein ganz besonders inniges und herzliches Verhältnis verband ihn mit seinen Schülern, die alle mit unendlicher, nie erlöschender Liebe, Dankbarkeit und Verehrung an ihm hiengen, wie auch er ihnen stets für das ganze Leben eine geradezu väterliche Zuneigung bewahrte. Wie ungemein fest dieses starke und doch so zarte Band geknüpft war, das zeigte

sich am rührendsten bei der Feier von Pettenkofers 50. Doktorjubiläum 1893. Nachdem die rauschenden und glänzenden offiziellen Festlichkeiten vorüber waren, versammelte Pettenkofer seine Schüler, die von nah und fern herbeigeeilt waren, in Feldafing noch einmal um sich, um gewissermaßen im engen Familienkreise noch einige Stunden zu verbringen. Pettenkofer hatte damals schon den Entschluß gefaßt, sich von seiner Lehrthätigkeit zurückzuziehen, und er wollte diese Gelegenheit ergreifen, um sich in seiner Eigenschaft als Lehrer von seinen Schülern zu verabschieden. Aber als er sich erhob, um zu diesem Abschied das Wort zu ergreifen, da übermannte ihn die Rührung, so daß er kaum fähig war, zu sprechen; und als er mit von Thränen erstickter Stimme dennoch Allen dankte für die Liebe, die sie ihm stets entgegengebracht und für die Unterstützung, die sie seinen Bestrebungen hatten zu Teil werden lassen, und ihnen dann Lebewohl sagte, da blieb kein Auge trocken, und die Erinnerung an diese tiefschmerzlichen Augenblicke wird jedem unvergeßlich bleiben Zeit seines Lebens.

Schwere Schicksalsschläge sind Pettenkofer in seinem sonst so glücklichen Familienleben nicht erspart geblieben. Im Jahre 1890 starb nach langen Leiden seine heiß geliebte Gattin, und zwei Söhne und eine Tochter sind ihm in der Blütezeit ihres Lebens durch den Tod entrissen worden.

Bis in sein hohes Alter hat sich Pettenkofer eine ganz außerordentliche körperliche und geistige Frische und Rüstigkeit bewahrt. Noch im Alter von beinahe 70 Jahren unternahm er es, sein großes, einen starken Band füllendes Werk: „Über den jetzigen Stand der Cholerafrage" zu schreiben, und er hat es in der kurzen Zeit von nicht ganz einem Jahr vollendet. Er hatte den „Siebziger" schon hinter sich, als er die heißen Kämpfe um die Schwemmkanalisation Münchens und die Einleitung der Abwässer in die Isar durchfocht und siegreich zu Ende führte. Noch 1893 bei der Feier seines 50. Doktorjubiläums, also im Alter von 74 Jahren, nahm er stehend die in stundenlanger Folge sich an einander reihenden Beglückwünschungen entgegen und beantwortete die Ansprachen sofort in seiner geistvollen und herzlichen Weise.

Nachdem Pettenkofer im Jahre 1894 seine Lehrthätigkeit aufgegeben hatte, legte er nach und nach alle seine Ämter und Würden nieder, doch blieb er noch bis 1899 Präsident der „Akademie der Wissenschaften". Er verbrachte nun den größten Teil des Jahres auf seinem Landgute in Seeshaupt am Starnberger See und lebte dort fast ausschließlich der Pflege der selbstgeschaffenen Garten- und Parkanlagen und dem Genuß der Naturschönheiten, wie ihm denn überhaupt eine mit hochpoetischem Empfinden reich ausgestattete, für alles Gute und Schöne in seltenem Maß

empfängliche Seele inne wohnte. Nur während des Winters hielt er sich in München auf; aber schon im Januar freute er sich auf das Frühjahr, bei dessen ersten Anfängen er wieder hinausgieng nach seinem lieben Seeshaupt, um erst tief im Spätherbst neu gekräftigt zurückzukehren. Wer den achtzigjährigen Greis sah, wie er noch sein oft schwer beladenes Boot durch die Fluten des Sees dahin ruderte, oder mit welcher Elastizität er sich auf die Pferdebahn schwang, oder die vier Stiegen zu seiner hoch gelegenen Wohnung in der königl. Residenz hinaufstieg, oft sogar mehrmals im Tage, der würde ihm noch eine lange Lebensdauer geweissagt haben. Pettenkofer besaß eben eine nahezu unverwüstliche Gesundheit, und wenn er auch in den letzten 8—10 Jahren zuckerkrank war, so verursachte ihm dies doch keinerlei Beschwerden; er kam überhaupt nur durch einen Zufall dazu, die Krankheit bei sich zu entdecken. Nur im Winter 1899/1900 fesselte ihn eine chronische Kniegelenks-Entzündung mehrere Monate an's Zimmer; als er aber im darauf folgenden Herbst wieder von Seeshaupt zurückkam, waren auch die Beschwerden, die ihm dieses Leiden verursacht hatte, wieder fast vollständig verschwunden.

Bei Alledem hatte Pettenkofer doch eine Neigung zu melancholischer Gemütsstimmung. Schon vor bald dreißig Jahren — und so lange Zeit hatte ich das Glück, ihn näher zu kennen — klagte er immer darüber, daß sein Gedächtnis und seine Arbeitskraft abnehme, obwohl niemand davon etwas bemerken konnte. Mit den Jahren nahmen diese Klagen immer mehr zu, und in den letzten Lebensjahren bemächtigte sich seiner mehr und mehr eine düstere Stimmung. „Das Leben hat für mich keinen Wert mehr, denn ich kann nichts mehr arbeiten; ich freue mich auf den Tod und wollte nur, es wäre schon überstanden", pflegte er oft und oft zu sagen; „aber", so äußerte er mir gegenüber nur ein paar Wochen vor seinem Tod, „man kann ja dem Leben doch nicht selbst ein Ende machen." Diese, wiewohl unbegründete Furcht vor der Abnahme seiner Geisteskräfte und der daraus entspringende Lebensüberdruß beherrschten ihn schließlich in immer zunehmendem Grade, und als noch eine heftige Halsentzündung ihn befiel und ihm viele Beschwerden verursachte, da erfuhr seine Schwermut eine akute Steigerung, die ihm die tötliche Waffe in die Hand drückte. Es war, wie auch der Geistliche bei seiner Grabrede in tiefempfundenem Mitgefühl hervorhob, eine ergreifende Fügung des Schicksals, daß gerade er, der so Vielen Leben und Gesundheit geschenkt hat, selbst sein eigenes Leben abkürzte.

Auf dem Münchener südlichen Friedhof haben sie ihn zur Erde bestattet, unseren teueren, unvergeßlichen Lehrer und Meister, unseren hochverehrten und tiefbetrauerten väterlichen Freund; dort ruht er aus von des

Lebens schwerer Last und Bürde. Aber er ist nicht tot, er ist ein Unsterblicher, und wenn auch der Stein, den seine Grabstätte schmückt, längst in Trümmer zerfallen sein wird, wird er noch fortleben in seinen Werken, die unvergänglich sind für alle Zeiten — ein herrlicher Ruhmestitel unseres Bayerlandes und insbesondere Münchens!



Darmstadt.

Von Christian Ferdinand Morawe.
(Darmstadt.)

Darmstadt hat nun auch seine Ausstellung, und was für eine. Gar eine Kunstausstellung, und eine, wie noch nie und nirgends vorher zu finden gewesen. Vor etwas Fremdem, Ungewöhntem stutzt auch der homo sapiens, und mitunter dauert es ziemlich lange, ehe er sich besinnt, und seinem Epitheton Ehre macht, indem er sich einer gewissen sapientia befleißigt.

In der That steht der homo sapiens hier vor etwas Neuem, aber was alles alt Vertrautes darin schlummert, das wird in dem Maße übersehen, als man bemüht ist, das Neue, oder auch nur neu Erscheinende ex fundamento auf seinen Gehalt und seine Haltbarkeit zu untersuchen. Und es ist hier genug zu finden, was nur sehr relativ als neu bezeichnet werden darf. Etwas ist absolut neu, das ist die Art, der ganze Charakter der Ausstellung, und ziemlich auch noch die Idee, welche ihr zu Grunde liegt.

Diese Grundidee ist: anstatt Kunsterzeugnisse mehr oder weniger zusammenhanglos neben einander aufzuhängen und aufzubauen, wie es in Bazaren und Kaufläden geschieht, dieselben in ihrer mannigfaltigen unmittelbaren Beziehung zum täglichen Leben zu zeigen. Die Kunstausstellungen, welche wir seit Jahren kennen, haben keine direkte Beziehung zum täglichen Leben, so gut ihr Inhalt teilweise sein mag und so vortrefflich das Material und die Ausstellungsräume in Einklang gebracht sein mögen. Die heutige Kunstausstellung bleibt stets ein Ding an sich, die Darm-

städter Ausstellung ordnet diesen (unwillkürlichen) Gesichtspunkt bewußt und willkürlich der Idee, Kunst als Bestandteil des täglichen Lebens zu zeigen, unter. Man darf da nebenbei annehmen, daß eine willkürliche Handlung nicht unbedingt eine ungerechtfertigte zu sein braucht, ebenso wie man annehmen darf, daß gegebenen Falls eine willkürliche Handlung aus einem unwillkürlichen Empfinden heraus sich notwendig macht. Kunst in Verbindung mit dem täglichen Leben umgiebt uns mehr, als wir uns wohl klar sind. Manch geschmackvolles Zimmer kennt man, manch schöner Stuhl, manch schönes Glas dient uns zum täglichen Gebrauch — das darf gar nicht geleugnet werden. Aber es sind fast nur Ausnahmen; der allgemeine Rahmen, in dem sich unser Leben bewegt, ist unkünstlerisch.

Zu welchem Ende existieren nun unsere Künstler und insbesondere unsere jüngeren, die so recht eigentlich den Namen der Zeitgenossen verdienen, wenn sie nicht zu allererst empfinden sollten, daß mancherlei der Verbesserung bedarf, ja daß manches Ding gar keinen zeitgenössischen künstlerischen Ausdruck hat, trotzdem es sich dafür gerade eignet? Und zu welchem Ende sind sie da, wenn sie nicht wissen, wie nicht etwa nur verbessert, sondern besonders auch neu geschaffen werden kann?

Man hat den Darmstädtern sehr verargt, daß sie ihre Ausstellung ein Dokument deutscher Kunst genannt haben; erstens einmal hat man es ihnen überhaupt verargt, zweitens nimmt man ihnen übel, daß hinter diesem großen Titel allzu wenig stecke. Vergleicht man jedoch mit jenem Dokument deutscher Kunst das Dokument deutscher Kritik, welches darnach entstanden ist, dann kommt man leicht zu dem Ergebnis, daß jenes für dieses gar noch viel zu groß und mächtig war, denn die Kritik hat die Kunst nicht bewältigen können, schon allein, weil sie sie nicht gesehen, ja überhaupt nicht empfunden hat. Die Kritik ist gelehrt. Sie zieht gern Vergleiche zwischen dem Gegenwärtigen, vor dem sie eben steht, und Vergangenem. Nie erfaßt sie unmittelbar das Leben — notabene, wenn es sich um Kunst handelt. Trifft sie Punkte, in denen Gegenwart und Vergangenheit sich berühren, dann gilt ihr Licet und ihr Placet sicher der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart. Den Anstoß zu solchem Urteilen geben stets Äußerlichkeiten, an denen das kritische Seziermesser herumkratzt, die es zerlegt und zerfasert, bis lauter Einzelheiten da sind, über deren Betrachtung man nicht zum Erfassen des Gesamtbildes kommt. Wenn auch nicht jeder Kritiker von Haus aus ernst zu nehmen ist, so darf dennoch nicht vergessen werden, daß heute jedes, auch das miserabelste Urteil so tausendfache Verbreitung findet, daß ein Einfluß auf die breiten Massen nicht ausbleiben kann. Es giebt wirklich nur Wenige, deren Ur-

teil aus sich selbst etwas wiegt, d. h. wiegen könnte; aber auch denen ist der freie Blick getrübt — durch die bestaubte Brille der Gelehrsamkeit.

Zum Beispiel sagt Richard Muther in einem seiner Aufsätze über Darmstadt: Was hier zu sehen ist, ist ein aufgepfropftes Reis, keine bodenwüchsige Kunst. — Schön. Aber es wird nicht allzu Viele heute geben, die so genau wie Richard Muther wissen können, was der Stamm wert ist, auf den sich dieses Reis pfropft. Muther darf nicht nein sagen, wenn jemand unsere zeitgenössische künstlerische Unkultur als Thatsache hinstellt, aus der sich ergiebt, daß wir nicht fähig sind oder waren, uns als Volk der Künstler zu beweisen (im Gegensatz zum Volk der Denker). Wo in aller Welt soll da plötzlich Bodenwüchsigkeit herkommen? Oder, wenn sie da ist, wie kann ihr Erfolg, ihr Produkt plötzlich wirklich künstlerisch sein, nachdem die kurz vorhergegangenen Zeiten so kunstlos wie möglich, oder mit so viel Pseudokunst wie möglich gefüttert waren? Und wir selbst Alle, die wir aus dem natürlichen Bedürfnis unserer eigenen hoch entwickelten Ästhetik heraus eben diese Ästhetik in unseren Mitmenschen zum unbedingten Lebens- und Genießensfaktor zu machen uns bestreben, wir alle können in puncto Ästhetik und natürlicher künstlerischer Auffassung aller menschlichen Dinge so echt, so bodenwüchsig sein wie nur möglich — wenn uns nicht in den Zeiten unserer Entwickelung von Zeit zu Zeit ein edles Reis aufgepfropft, ein guter Sproß okuliert worden wäre, wären wir eben auf unsere endliche Höhe doch nicht gelangt. Der Eine schöpft aus Büchern, der Andere offenen Auges aus dem Leben selbst — immer giebt ein Quentchen außer uns liegender Zuthat uns Gelegenheit, das in uns Vorhandene zu erweitern, zu festigen, zu veredeln. Die Kunst ist kein Hirsekorn, das in dem Boden, in dem es ruht, aufgeht, um vielfältig sein eigenes Ich schmuck- und anspruchslos wiederzuerzeugen. Die Kunst ist eine höhere, eine feiner organisierte Pflanze, ist ein edler Fruchtbaum, eine edle Blume. Wenn um einen guten Kirschbaum ein Wald junger Bäume aus dem Samen des alten Baumes entsteht — dann sind die Früchte nicht dasselbe wie die des Stammbaums, und werden es auch in der folgenden Generation nicht. Wird aber den wertlosen Wildlingen ein Reis (selbst ihres eigenen Mutterbaumes) aufgepfropft, ein Fruchttrieb okuliert, dann ernten wir edle Früchte, pflücken vom Rosenbaum edle Blumen. Das ist Kultur, das Mittel, die Dinge zu veredeln. So sind wir selbst, die wir durch That und Rat den Mitmenschen die Wege zum künstlerischen Empfinden öffnen und ebnen, die Kultiviertesten von Allen, und die Gärtner, die das Edelreis pfropfen und seine Arbeit überwachen und hegen. Darüber müssen wir uns aber selber durchaus klar sein, mögen

auch die allerpersönlichsten Neigungen verschiedene Wege gehen; sonst bleibt der Segen aus — und darum ist verkehrt, was Richard Muther von dem Pfropfreis sagte.

Giebt es ferner einen besseren Boden, ein Kunstreis aufzupfropfen, als diesen hier? Diese Landschaft, die das Thor war für Völker-Aus- und -Einzug seit Jahrtausenden bis in unsere Tage — wo sich in gewaltigem Leben und in reichem Existieren aus römischer Provinzkunst etwas Neues gebildet hat, dessen Brennpunkte die Dome von Speier, Worms und Mainz sind; — wo Jahrhundert um Jahrhundert ein neues Reis auf immer wieder entartete und gedankenlos gewordene Kunstübung gepflanzt hat, um daraus etwas entstehen zu lassen, was dann allmählich bodenwüchsig wurde.

Die Verhältnisse sind heute gegen ehedem größer geworden und deshalb einheitlicher, d. h. das selbe Kunstempfinden (oder sein Gegenteil) breitet sich über größere Länderstrecken aus; ihr Charakter ist aber der selbe, der er stets war. Gerade hier an der Völkergrenze, wo die Geister beweglich sind und frisch bleiben, ist der rechte Boden für das Blühen und Gedeihen einer frischen Kunstübung, die in Zukunft ihre eigene Sprache reden kann. Wie weit und wie intensiv das möglich ist, hängt von der Pflege ab, die dem frischen edlen Reis eigener Gedanken zu Teil ward, welches man da veralteter Gedankenlosigkeit und Poesiearmut aufgepfropft hat. Da darf natürlich nichts von dem Pflänzchen abgepflückt werden, und am allerwenigsten durch die, die selbst so hohe Kultur besitzen, daß sie Menschen und Zeiten davon geben können. Sonst findet die Rede vom Bock als Ziergärtner Anwendung.

Also bodenwüchsig kann heute diese Darmstädter Kunstübung nicht sein, wenn sie etwas Neues in sich schließt. Daß sie das werde, bedarf wenigstens eines Menschenalters Zeit, bis die Kultur der Einzelnen, die aus dieser augenblicklichen persönlichen Kunstübung spricht, Empfinden und Gedanken der Allgemeinheit befruchtet und gehoben hat, so daß sie möglicher Weise dann ebenso unbewußt Schönes schaffen, wie heute Abscheuliches.

Je mehr der Mensch Ästhet ist, desto mehr wird alles, was er denkt und thut, zum Kunstwerk; auch wie er denkt und handelt, wird desto künstlerischer, je mehr veranlagt er zum Ästhetisch-Empfinden ist und je feiner herausgeholt, je veredelter dies Empfinden durch außer ihm liegende Kultureinflüsse gemacht worden ist. Da wir uns weiterhin besonders mit Häusern zu beschäftigen haben, sei sogleich der Fall herausgegriffen, daß ein äußerst ästhetisch empfindender Mensch die Gelegenheit und den Willen hat, sich ein Haus zu bauen.

Solch ein Haus wird ohne Weiteres ein Kunstwerk, und je feiner organisiert das Empfinden seines Erbauers ist, desto stärker wird das Bedürfnis sein, selbstschöpferisch zu werden, um schließlich Kunstwerke zu schaffen für Dinge, welche nur seiner Zeit (und der Zukunft) angehören. Und er wird versuchen, Dinge, die seit Alters in einem künstlerischen Gewand dem Menschen dienten, so umzuformen, daß sie den der Gegenwart entstammenden innerlich und äußerlich gleichwertig werden. Wenigstens spürt man heut die ersten Anzeichen, daß wir auf dieses Ziel, und damit auf künstlerische Freiheit und Selbständigkeit zusteuern.

Das kann jemand in aller Stille thun, nur für sich und einige Gleichgesinnte seines Umgangs, und er kann damit gewiß in manchem Fall durch die Höhe seiner Kultur anregend, erfrischend, belebend auf Andere wirken. Aber dann kümmert sich keine Kritik um sein Werk, welches das eines Privatmannes bleibt, der wie Tausend Andere sich seinen Garten und sein Haus an der Straße anlegt, die ihm schön und nützlich scheint.

Die Darmstädter waren nicht in dieser glücklichen Lage. Sie sind Künstler von Beruf, und als solche wollen und müssen sie (wenn wohl auch nicht immer, so doch bei unterschiedlichen Gelegenheiten) ihre Arbeiten der allgemeinen Öffentlichkeit darbieten, um ihr Wollen und ihr Können zu zeigen. Nun lag hier eine solche Gelegenheit offen zur Hand.

Der Architekt der Darmstädter Künstlerkolonie gab den Ausschlag, und das ist nicht weiter verwunderlich, denn gerade den Architekten führt sein Studium und sein Leben von Anfang bis Ende zwischen die Beweise einst vorhanden gewesener Kultur, und wiederum mitten hinein in die Forderungen zeitgenössischen Lebens, ganz anders als das bei anderen Künstlern, beispielsweise beim Maler, der Fall ist. Der Maler ist an nichts gebunden, nicht einmal in Bezug auf das Erlernen des Technisch-Handwerklichen seiner Kunstübung. Der Architekt hat ähnlich wie der Maler große Freiheit in Bezug auf sein Material: wie dieser zeichnet, radiert oder malt — kurz in der unterschiedlichsten Weise seiner Kunst Gestalt verleiht, so steht dem Architekten (und gar dem heutigen) eine große Menge von Materialarten zur Verfügung. Er kann sich des Backsteins bedienen oder des Hausteins, kann Eisen verwenden, Holz, Glas, Papier; wenn es sein muß, kann er mit Porzellan bauen. Aber innerhalb dieser Materialfreiheit ist er einerseits schon (viel mehr als jemals der Maler) an die jedesmaligen lokalen und ideellen Bedingungen des Bauens gebunden, dann aber legt ihm die Natur seiner Materialien selber Fesseln an. Dem Architekten drängen sich naturgemäß auf Schritt und

Tritt die Zeugnisse der Thätigkeit seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen auf, an denen er ununterbrochen studieren kann, was gewollt wurde und wird, und wie weit sich Idee und Material ergänzen, und endlich wie intensiv eine gewisse Zeit oder eine einzelne Persönlichkeit eigene Ideen in Grundriß, Aufbau und Schmuckform zum Ausdruck zu bringen vermochte.

Hat der Architekt nun abgesehen von seinem technischen Wissen ein ausgeprägtes ästhetisches Empfinden und obendrein noch Phantasie, also Ideen, dann ergiebt sich sehr leicht, daß er etwas Selbständiges schafft. Und sein Ideenreichtum mitsamt seiner Ästhetik wird ihn desto freier werden lassen, je tiefer und inniger er in die Absichten und Werke der Vorgänger eingedrungen ist. Wir haben hier so einen Fall; und haben auch einen Beweis für das Gegenteil und seine Folgen.

Die Darmstädter Künstlerkolonie wurde vom Großherzog von Hessen geschaffen, weil derselbe ohne Zweifel eine sehr ästhetisch empfindende Natur ist, die offenbar das Bedürfnis hat, ihr Leben künstlerisch zu leben und Andere gleichfalls dazu anzuregen.

Er ist (unter den in Deutschland Regierenden) Einer von denen, die nicht „mit Leib und Seele" Soldat, auch nicht „aus Herzensneigung" Landwirt sind. Sein Empfinden steht höher, ist verfeinerter, und damit hängt zusammen, daß er sich mit Künstlern umgiebt.

Diese Künstler nun haben sich in Darmstadt unter dem Eindruck zusammengefunden, daß ihnen hier ein wirkungsvoller Hinterhalt gegeben sei in der Art, wie der Landesherr mit seiner Person hinter der Kunst zurücktrat, ihr den Vortritt ließ — um die Künstler dann ihren Platz entsprechend einnehmen zu lassen. Die Künstler bekamen ein gemeinsames Arbeitshaus — und im Übrigen stand ihnen frei, zu thun und zu schaffen, was ein Jeder wollte.

Das gemeinsame Arbeitshaus war aber die erste Anregung, der erste Anfang der Anlage, welche heut die Ausstellung bildet. Das Haus mußte erst gebaut werden, und zwar nicht von irgend einem beliebigen Architekten, sondern von dem Architekten der Kolonie. So kam auf sehr natürliche Weise zuerst eben der Architekt zu Worte, und nicht der Maler, der Bildhauer, der Ziseleur. Ohne den Architekten säßen alle diese noch über's Jahr in ihren provisorischen Arbeitsräumen.

Viel mehr, als wenn die Mitglieder der Kolonie Bilder gemalt und Statuen modelliert hätten — in einer Massenhaftigkeit, daß der Glaspalast in München nicht Platz genug für sie gehabt hätte, trat schon allein dieses eine Haus mitten in das Urteil der Menschen. Es war nicht das Haus eines Privatmannes, an dem die Kritik vorbeigeht, vielmehr spitzte



die Kritik schon ihre Zunge, noch ehe etwas zu sehen, geschweige denn zu beurteilen war — weil es sich um das Haus handelte, welches der Großherzog seinen Künstlern schenkte, und welches diese Künstler sich selber bauten. Dann kamen aber noch andere Häuser dazu, die das Bedürfnis nach Kritik steigerten, und dasselbe erreichte seinen Höhepunkt, als man begriff, daß die Künstler in ihrer Eigenschaft eben als Künstler das, was sie da schufen, gegen ein Eintrittsgeld dem Publikum zugänglich machen wollten. Das war die Ausstellung, und mit ihr kam die Kritik.

Weiter oben war gesagt, man stehe hier vor etwas Neuem, und zwar sei die Ausstellung als solche, auch die Idee, auf der sie basiert, absolut neu. Das ist in der That so. Ausstellungen sind Bazare, Kaufläden; und wenn sie sehr groß sind, pflegt man ihnen zur Unterhaltung der Besucher Anhängsel zu geben, indem man ein paar Nikobarenhütten aufbaut, eine Wanjamwesitembe nachbildet, oder aber in zwanzig Häusern, die uns eine „alte Stadt" vorzutäuschen berufen sind, ebenso viel Kneipen unterbringt. Hier in Darmstadt ist's umgekehrt und obendrein anders. Was ehedem die Beigabe der alten Stadt war, in der die unterschiedlichsten Automaten alles das spendeten, was der moderne Mensch in bescheidenen Augenblicken braucht, — das ist hier die moderne Stadt als Hauptsache. Vorläufig ohne Bäckerei und andere Gewerbe mit ihren Kaufläden, aber dennoch eine kleine Stadt — und zwar ist diese eine Kunstausstellung, hat also den üblichen gläsernen Bilder- und Skulpturenbau abgelöst. Das ist das absolut Neue. Gleichfalls ein Novum ist, daß man den Versuch macht zu zeigen, wie wenigstens ein Stadtteil unter stärkster Berücksichtigung des künstlerischen Moments dem praktischen Leben dienen kann. Aber finden wir nicht künstlerische Momente auch sonst beim Aufbau von Stadtteilen? Nun, im Allgemeinen recht wenig, und wo sie sich bemerkbar machen, kann man meist bequem nachweisen, daß sie im Grunde eben nicht künstlerisch sind. Und zwar ganz abgesehen von den persönlichen künstlerischen Qualitäten des Architekten so lange nicht künstlerisch, als eine Verquickung von modern hygienischen Gebrauchsformen mit Schmuckformen stattfindet, welche früheren Zeiten entstammend und aus dem organischen Zusammenhang ihrer Existenzberechtigung herausgerissen nun ein widerwärtiges Zerrbild von Kunst geben — ohne daß es kritisiert wird.

Doch bei unseren Altvorderen war es anders; wir können es ja mit Hilfe der Wissenschaft konstatieren, daß die Alten künstlerisches Gefühl gehabt haben. Und das wirkt heute auf uns noch so stark, daß wir die Zeugnisse dafür, auch in ihrem oft halbzertrümmerten Zustand, als selbst-

verständlich ansehen und vermeinen, sie hätten gar nicht anders als eben so, wie sie sind, entstehen können. Ist es nun nicht eigentlich traurig, daß wir durch gelehrtes Studium erst dahintergekommen sind, daß wir phantasievolle, künstlerisch empfindende Vorfahren hatten? Und daß wir uns diese schönen Eigenschaften unserer Alten auf wissenschaftlichem Wege wieder aneignen wollten? Wir haben es doch erlebt, daß die endliche Folge künstlerischer Bankerott gewesen ist. Wie es natürlich so weit war, da war auch schon Ersatz da. An zehn, an hundert Stellen zugleich bildeten sich Mittelpunkte für künstlerisches Empfinden, standen Persönlichkeiten auf, welche diese schöne Gabe unverfälscht von den Alten geerbt hatten — nach hundertjähriger Latenz kam sie wieder zum Durchbruch und war fähig, das künstlerische Vermögen der Vergangenheit unmittelbar zu erfassen und allmählich dem Geist der eigenen Zeit entsprechend mehr und mehr zu vertiefen und zu verwerten. Den im Rohen wiedererwachten seelischen Fähigkeiten wurde das direkte Studium der Alten zum veredelnden Pfropfreis, und diese nun veredelten, selbst zeugungsfähigen Fähigkeiten wurden wiederum zum Pfropfreis für das Volk. Zuerst natürlich für die wenigen Besten, doch allmählich erweitert sich der aufnahmefähige Boden. Und in all diesen guten Wandlungen und Entwickelungen blieb das Vermögen gleich wie das Erreichte dennoch nur Stückwerk, und Darmstadt blieb es vorbehalten, zum ersten Male ein Ganzes zu geben, ein Ganzes, Neues, dessen innerstes Wesen auf dem Gefühl für Kunst im Leben basiert, auf einem Gefühl, welches wir in den Werken der Vorfahren bewundernd verehren, dessen Ergebnisse also nur relativ neu sind.

Die Ausstellung als solche ist das absolut Neue, ihr Zweck und noch mehr ihr Inhalt ist nur ein neuer Ausdruck uralter Empfindungen. Und dies Letztere ist, was nach einem Jahrzehnt erbitternden Kampfes zwischen Künstlertum und Stumpfsinn oft selbst die Blödesten heut so stark gepackt hat; alle jene, die geglaubt hatten, hier zwischen den alten Bäumen dieser Mathildenhöhe bereite sich eine Orgie verschnörkelten Wahnsinns vor. Nichts davon. Kunst im täglichen Leben — sehr solide, sehr gut bürgerlich — wenn auch als Programm angekündigt (denn es handelt sich um eine Ausstellung), dennoch sehr selbstverständlich.

Es verlohnt sich näher hinzuschauen. Nicht alles ist dann so selbstverständlich, es stehen auch nicht alle Mitarbeiter hier auf der gleichen Stufe von Eigenkultur, die sie befähigt, den Mitmenschen etwas Anregendes zu sagen, aber der hauptsächliche Eindruck ist ein einheitlich anregender.

Aus dem ganzen Charakter jenes alten Privatparks, der die Mathildenhöhe bildet, ergab sich von selbst eine gelegentliche Bebauung mit garten-

umgebenen Einzelhäusern. Diese Bauweise ist schon seit einigen Jahren auf dem der heutigen Ausstellung stadtwärts vorgelagerten Teile des Mathildengartens zur Anwendung gelangt, und natürlich auch jetzt bei den Bauten der Künstlerkolonie.

Durch das hügelige Terrain ziehen sich Straßen, und an diesen liegen die Häuser in gewissen Abständen; geschlossene Bauweise war ausgeschlossen. Der Architekt fand auf der höchsten Erhebung des Hügels genügend Platz, das gemeinsame Künstlerhaus (Ernst Ludwighaus) in der Hauptsache als eingeschossigen Bau hinzustellen, und damit Gelegenheit, guten Ideen gute Gestalt zu geben. Man muß weit draußen am Rand der Forsten des Odenwaldes hinwandern, dann wird man empfinden, wie schön dieses mächtige Gebäude sich der Landschaft am äußersten Rande der Stadt anschließt. Dieselbe Rücksichtnahme auf die Landschaft findet man, wenn man vor dem Haus oder selber darinnen steht und die übrigen Bauten überblickt. Die Konturen der Waldberge sind geschont, die Häuser sind auf regelmäßig verteilten Plätzen unterhalb des Künstlerhauses hingestellt, und eigentlich nur die verschiedene Form ihrer Dächer bringt eine scheinbare Unregelmäßigkeit in das Gesamtbild. Die umgebende Natur ist so pietätvoll wie nur möglich behandelt; ja, sie ist mit echt künstlerischem Empfinden veredelt, zum Rahmen für Kunst geworden.

Innerlich findet sich bei den meisten dieser Häuser ein und derselbe Grundgedanke, nämlich einen großen und zugleich sehr hohen Raum als allgemeines Wohngemach zu schaffen. Es liegt nichts Unnatürliches darin, so einen Raum eine Halle zu nennen. Wenn wir bei dieser Bezeichnung sofort an die Halle im englischen Landhaus denken, und etwas Anderes finden, was wir in dieser Form hier nicht ohne Weiteres zu verstehen vorgeben, dann werden wir die Verwunderung, um nicht zu sagen Enttäuschung, die wir da empfinden mögen, auf das Konto unseres kunstgeschichtlichen Wissens schreiben müssen, das eben leider immer wieder stärker ist als unser natürliches ungezwungenes Empfinden. Man darf es getrost als eine Aufgabe betrachten, die der Baumeister sich selbst und denen gestellt hat, die diese Häuser innerlich zu vollenden hatten.

Olbrich hat seine natürliche Aufgabe gelöst, indem er alles baute, indem er zunächst seinen Koloniegenossen wenigstens das rohe Haus hinstellte. Selbstverständlich stand es jedem frei, dann die Einrichtung sich selber zu machen oder von einem Anderen machen zu lassen — nur natürlich immer innerhalb der Kolonie.

Die Halle also, der gemeinsame Wohnraum, in dem man auch einen Gast empfängt, war eine äußerst interessante Aufgabe für Olbrich selbst



und für die Anderen. Und schließlich war es mit allen Räumen so. Es war ein Wettstreit, alle Räume in allen Häusern etwas sagen zu lassen, jeden für sich und alle unter einander, viele in Rücksicht auf die verschiedenartigsten Bedürfnisse der späteren Bewohner.

Eine Aufgabe von einer Gründlichkeit, wie sie den Vielen, die heut künstlerische Ideen zu gestalten sich bestreben, noch selten, wohl überhaupt gar nicht, sich dargeboten hat. Denn nicht um ein einzelnes Zimmer, oder zwei, handelte es sich ja, die längst vorhandenen, von irgend einem beliebigen Namenlosen gebauten Wohnhäuser gelegentlich einmal eingepaßt werden, sondern man konnte allerseits immer mit der Summe eines ganzen Hauses wirtschaften, an dessen Entstehung man unmittelbar teilzunehmen Gelegenheit hatte. Der Vater des Gedankens, eine Anlage zu schaffen, wie wir sie jetzt im Rahmen der Ausstellung finden, war Olbrich; er hat das Gesamtbild sich im Geiste so vorgestellt, und es ist schließlich nicht verwunderlich, daß er als der einzige Architekt dieser Künstlergruppe das selber verwirklichte, was er ersonnen, daß er also das Terrain einteilte, die Bauplätze bestimmte, und den Anderen, die die Ansiedelungsidee aufgriffen und festhielten, Entwürfe und Pläne für die Häuser auf den Plätzen, die sie sich unter den im Projekt vorhandenen ausgewählt hatten, vorlegte und ausarbeitete. Hier sei eingeschaltet, daß auch einige Privatleute, die nicht zur Künstlerkolonie gehören, mit der Erlaubnis des Großherzogs, als des Grundherrn, sich zwischen den Künstlern anbauten, während andererseits die jüngeren Koloniemitglieder aus wirtschaftlichen Gründen sich am Grunderwerb und Hausbesitz nicht beteiligten.

Aber der Verkehr und Gedankenaustausch der Künstler unter einander war zu jener Zeit, als das alles entstand, ein so intensiv reger, und die Gelegenheit für die Jüngeren, aus der Lebensweise und Lebensanschauung der Älteren das Charakteristische im Wollen kennen zu lernen, so zahlreich, daß eigentlich zu erwarten war, daß die dem jedesmaligen Bau und seinem Plan im Allgemeinen zu Grunde liegende Idee von einem Anderen, der nachher das Hausinnere zu bearbeiten hatte, intensiver hätte erfaßt werden müssen, als es schließlich der Fall gewesen ist. Hier handelt es sich einfach um die größere und geringere Künstlerschaft, und darüber hinaus um das tiefste Eindringen in die künstlerischen Qualitäten früherer Künstler und Kunstzeiten, sowie um das Erfassen des geheimnisvollen Zaubers, der aus alten Bauwerken mitsamt ihrem Inhalt spricht; und nochmals weiter um das Vermögen, die Mittel abzuwägen, mit denen jene Alten das erreicht haben, was uns heute immer noch unmittelbar als künstlerisch anspricht; endlich aber um das weitere Vermögen, selbständig eine neue und der Zeit

angepaßte Formensprache zu reden. Vereinigt sich das alles auf der Grundlage natürlichen, ästhetischen und künstlerischen Empfindens, dann stehen wir vor dem Träger einer Kultur, die Anderen Anregungen zu geben vermag.

Zum Beispiel hat Olbrich in seinem eigenen Haus drei Gastzimmer. Diese Zimmer sagen etwas. Sie geben dem eine Anregung, der, wie es ja häufig vorkommt, Gastzimmer in seinem Haus bereit halten muß. Nicht eigentlich dem, der als großer reicher Mann in seinem Schloß eo ipso so viel ausgestattete Räume hat, daß ein Logierbesuch ganz selbstverständlich hausen kann, wie der Hausherr selber. Vielmehr können sich die anregen lassen, die ein Häuschen haben, welches für bürgerliche Lebensführung paßt, die gelegentlich Verwandte, einen Sohn auf Ferien, einen lieben Freund gern beherbergen. Man kennt solche Gaststuben; in der That, sie sind meist so eine Art besserer Bodenkammer, in der die Äpfel auf Stroh liegen, und in die man das Nötigste hineinstellt, wenn Besuch kommt. Dann aber hockt dieses halb vernachlässigte Menschenskind der Familie den ganzen geschlagenen Tag auf den Nähten, und eins stört immer das andere, und das andere freut sich, wenn das eine wieder zum Tempel hinaus ist. Wenn man aber schon überhaupt Besuch in's Haus nimmt, dann läßt sich doch sehr gut denken, daß man sich gegenseitig das Leben sehr angenehm machen kann, wenn der Gast ein wohnliches, durchaus ausgestattetes Zimmer findet, das ihm ebenso behaglich scheint wie irgend ein anderer Raum im Hause, und wo er sich gern ebenso allein aufhalten kann und will, wie der Hausherr und die Hausfrau in ihren Räumen, in denen sie sich selbst durch den liebst empfangenen Besuch hin und wieder nicht stören lassen wollen. Da, hier draußen am Ende der Stadt wird manches dieser Häuser Logierbesuch sehen, da kommt ein Vater, dort Schwiegereltern, dort ein Kind in Ferien — ist's da weiter verwunderlich, wenn Einer für solche Fälle Räume von A bis Z einrichtet? Und zwar nochmals zu betonen: für bürgerliche Verhältnisse! Olbrich sagt also etwas, drückt etwas aus in seinen Gastzimmern; ganz ungezwungen, ganz selbstverständlich hat er das Gefühl, seinem Vater, seinem Bruder, seinem Freund ein eigenes kleines Reich zu schaffen, er betrachtet zum angenehmen Leben das als selbstverständlich, was der zurückgebliebenste Teil des Publikums und das Gros der bisherigen Kritik offenen Mundes anstaunt und kopfschüttelnd belächelt.

Ein anderes Beispiel. Olbrich hat gute Beziehungen zur Musik, sehr gute sogar. So gute und intime Beziehungen, daß er die bisherige Form des Flügels abzuändern im Stande war, ihm einen symmetrischen

Grundriß gab und damit für den Diskant einen erweiterten Resonanzboden schuf, so daß die Schwingungen der Diskanttöne denselben Raum und Wert erhalten, wie der Baß und die Mittellagen. Sein Flügel ist geradezu eine That. In seinem Hause aber hat er kein besonderes Musikzimmer. Olbrich hat ein Instrument mitten im Herzen seines Hauses stehen, im Vorsaal des ersten Stockwerks, in einer Wandöffnung seiner großen Halle auf einem sehr bezeuten Überbau über deren Eingangsthür. Dort steht ein Piano — nicht wie üblich mit dem Resonanzboden gegen die Wand, sondern gegen den leeren Raum, natürlich anständig hergerichtet. Und von dieser Stelle aus können sich die Töne frei entwickeln, es ist geradezu erstaunlich, welche Klangfülle das Instrument entfaltet; mag sein, daß es ein ganz besonders gutes Instrument ist, die Hauptsache ist jedoch die Lösung der Platzfrage, also die Loslösung seines wesentlichsten Teils von der Wand. Nun, es giebt genug Zimmer, in denen das Piano frei steht, das läßt sich oft sehr gut arrangieren, aber das Charakteristische ist hier in diesem Falle sein Platz mitten im Hause selbst. Man hat das Gefühl, und erlebt es auch, daß das ganze Haus von Musik durchströmt wird. Wer in der Halle zuhört oder in irgend einem Zimmer irgend eines Stockwerks, kann sie gleichmäßig genießen. Natürlich ist der Einwurf, daß dabei jemand gestört werden kann, Unsinn; denn wenn Musik gemacht wird, sitzt nicht ausgerechnet in jedem Zimmer jedesmal jemand, der augenblicklich irgend 'was Wichtiges zu denken oder zu thun hat. Praktisch fügt sich bei vernünftigen Menschen im Leben doch alles mit einer gewissen Harmonie in einander. Man kann auch oft hören, daß es unschicklich sei, den Musizierenden auf den Korridor zu setzen. Nun, bis jetzt hat sich niemand, der an stillen Abenden dort oben Platz genommen um Musik zu machen, über den Korridor beschwert, denn jener Vorplatz ist Korridor nur so lange, als ihn tagsüber hunderte und aberhunderte der Ausstellungsbesucher bei ihrer Wanderung durch die Häuser passieren. So bald unter Abend der Schwarm sich verlaufen hat, tritt das einfache Wohnhaus wieder in seine vollen Rechte.

Jemand schrieb, die Halle im Olbrich-Haus sei feierlich gedacht, aber nicht so ausgefallen. Nun, feierlich ist sie wohl nicht gedacht, aber sie ist mit etwas zu vergleichen, was Ihnen in München nicht gar so fern liegt. Wenn man in der Johanneskirche an der Sendlingerstraße unten Platz nimmt, dann läßt sich's gar schön träumen, wie ja fast in jeder Kirche, besonders wenn von oben her die Orgel tönt, ohne daß man den Apparat sieht. Diese Johanneskirche, die stammt aus einer Zeit, die gar nichts Feierliches an sich hatte, die ihre Kirche genau so schmückte wie ihr

(Residenz-) Theater; die die Kirchendecke mit Wolken und Göttern und Perspektiven bemalte, daß man schier in den Himmel zu blicken glaubt. Und hört man nun gar Musik, so pflegt man sich schließlich nicht zu halten wie ein Soldat auf dem Paradefelde, man neigt oder hebt auch einmal das Haupt, sieht in den lustigen Götterhimmel und — träumt. Jetzt sitzt man hier in Olbrichs Halle und hört Musik über sich voll und klar und rein und zart, macht sich's bequem und läßt den Blick aufwärts schweifen, ganz harmlos, wie sich das so fügt. Und da kann der Blick schweifen und schweifen — glatt in stumpfem Ton, nicht glänzend, gehen die Wände hoch und verlieren sich zwischen den Lichtern, die hinter großen matten Scheiben von oben herabhängen; aber man sieht das Oben nicht, man hat die Freiheit, Phantasien Raum zu geben, zu träumen — noch mehr, noch ungestörter als zwischen den gemalten Göttern in der Johanneskirche an der Sendlingerstraße in München ... Jetzt stellen wir uns vor, wir säßen im kleinen Hause Glückert und hörten Musik in der **Huber**'schen Halle. **Musik**, wohlverstanden, nicht Schunkelwalzer! Stimmung, fürchten wir, wird da nicht kommen. Da stehen tausend Dinge um uns herum, die nicht sonderlich anregend zu wirken vermögen; und an den Wänden braune Hölzer, je höher hinauf, desto mehr, und oben an der Decke — Holz, Holz und wieder Holz als Streben, Stützen, Konsolen, Galgen, Kassetten, Galerien, Vertäfelungen, da ein bischen geschweift, dort ein bischen gebogen, hier verkröpft, dort profiliert — in Summa ein netter kleiner Urwald, der da zersägt und verarbeitet ist. Ja, aber sagt der uns etwas, spricht er zu uns, regt er unsere Phantasie an, läßt er bleibende Eindrücke zurück? Man kann den Raum Stunden lang von unten und von oben studieren, — überall Unruhe, überall stößt sich das Auge, es bleibt an dem Deckengetäfel haften, es beschäftigt sich allmählich damit, die Sinne werden abgelenkt, und es kann passieren (man hat es schon erlebt), daß die Musik endlich schweigt und man sich erwachend bei irgend einem statistischen Rechenexempel ertoppt, oder wie etwa in engen, schlechten, grell beleuchteten Konzertsälen beim Zählen der Haare auf dem Schopfe des Vordermanns.

Was macht uns denn Musikräume so lieb und wert, die aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stammen? In München kennt man ja derlei Säle. Es ist die damals gepflegte Einfachheit, die an sich nicht viel zu sagen wußte, eine halb unbeholfene Bescheidenheit, die uns Heutigen aber nach all dem geschnitzten Stiltaumel immer sympathischer berührt. In solchen Räumen kann die Phantasie weit walten. Es sei der Wahrheit zu Liebe übrigens konstatiert, daß in dem zuletzt besprochenen Hause kein Instrument steht; doch wie gesagt, es fällt nicht schwer, sich die Musik-

wirkung auszudenken, wenn man die Örtlichkeit aufmerksam betrachtet und mit jener anderen verglichen hat. Und obendrein ist ein Vergleich dieser beiden soeben erwähnten Räume darum interessant, weil beide dasselbe Ausmaß haben, wie überhaupt beide Häuser ganz denselben Grundriß. Gerade beim Vergleichen dieser Hallen dokumentieren sich so recht eigentlich die Unterschiede in den Persönlichkeiten und zugleich künstlerischen Qualitäten der beteiligten Künstler.

Die Betrachtungen ließen sich noch weiterspinnen; doch wenden wir uns zu etwas Anderem. Es war viel die Rede davon, und ist es noch, daß die Thätigkeit der Mitglieder der Künstlerkolonie befruchtend auf die Handwerke wirken würde. Gewiß, wer hier am freiesten und reichsten selbstschöpferisch arbeitet, von dem kann das Handwerk einen schönen Nutzen haben. Die Schemata und die üblichen Musterbücher und Vorlagen können allmählich verdrängt werden, und gut wäre es, wenn die Unterrichtsanstalten weitsichtig vorangiengen in der Ausnützung dessen, was hier wirklich wertvoll original zu finden ist — es ist nicht gerade wenig. Aber was nützt am Ende dem Handwerker die originalste neue Form für Gegenstände seines Handwerks, wenn ihm nicht zugleich ganz energisch auf die Finger geguckt wird in Bezug auf das **Wie**. Und das ist nötig. Hier vielleicht nötiger als in einer Großstadt, obgleich da auch nicht immer die wünschenswerte Akkuratesse angewendet wird.

Wenn alle Handwerker, seien sie nun groß oder klein, Fabrikherren oder Tagelöhner, stets auf's Akkurateste arbeiten wollten, dann wäre viel Arbeit, Kraft und Zeit zu ersparen. Und unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, dem Handwerker und Gewerbetreibenden und Fabrikanten auch nicht den kleinsten Verstoß gegen die Akkuratesse durchzulassen — ganz gleich, um was es sich handelt. Es läßt sich leicht sagen, jemand sei berufen, auf allerlei Handwerk einen großen Einfluß auszuüben. Doch fehlt dazu oft die elementarste Bedingung, und man ist eben gar nicht dazu berufen, so lange man sich gefallen läßt, daß die Herren Scharwerker und Maurer einem die Ecken der Zimmerwände so miserabel verputzen, oder Möbel und Fußböden so schlecht streichen, wie man sich alle Tage verschiedentlich hier überzeugen kann. Das ist schon eine scharfe Probe auf künftigen Einfluß, ob hier bei diesem Werk, bei diesem Dokument deutscher Kunst, Einer den aus Gewohnheit und Überzeugung lobberigen Arbeiter zur Raison zu bringen verstand — oder ob er ihm seine schlechte Arbeit achtlos durchließ. Durch Achtlosigkeit gewinnt sich kein Einfluß. Allersauberste, allerpenibelste Handarbeit thut uns not. Und wer die erzwingt, sei er Künstler oder Privatmann, gelte sie der Öffentlichkeit oder

der Heimlichkeit unserer letzten Stube — der kann Einfluß auf das Handwerk haben. Je selbstschöpferischer des Künstlers Formen sich obendrein gestalten, desto besser ist es außerdem. Auch hat beim Wettstreit um die Beeinflussung des Handwerks der gewonnen, der einfach und natürlich, bei allem Reichtum der Empfindung und Erfindung schlicht baute, so daß alle die Vielen, die ein werkthätiges und geschäftliches Interesse am Studium dieser Beispiele hier haben, ohne Weiteres überzeugt werden. Sicherlich sind es meist nur Kleinigkeiten, scheinbare Nebensachen, die dem Auge des flüchtig hinschauenden Laien entgehen, aber aus Kleinigkeiten setzt sich der Einfluß auf die Handwerker oder sein Gegenteil zusammen; zum Beispiel wenn Einer einem Putzbau Simse giebt, die wirklich Putzsimse sind, die ohne Weiteres bekennen, daß sie mit der Schablone gezogen werden dürfen, und nicht den Anspruch machen, mit Putz Steinglieder vortäuschen zu wollen, wie wir aus unwahren und unkünstlerischen Beweggründen es uns ja leider, leider seit Langem gefallen lassen müssen. — Schlichte einfache Selbstverständlichkeit bleibt stets das einzig Wertvolle, Künstlichkeit richtet sich selbst, trotz aller begeistertsten Kritik, die durch ihre Begeisterung nur verrät, daß sie nichts versteht. Daß das oft dem Einfachsten gegenüber der Fall ist, haben zum Beispiel die wilden Kritiken über die Darmstädter Spiele bewiesen, wenigstens soweit es sich um die ersten vier Wochen gehandelt hat. Was noch kommt — an Spielen und an Kritik — bleibt abzuwarten. Aber in jenen ersten Aufführungen der kleinen Holzamer'schen Dichtungen witterte man hier Symbolismus, Mystizismns, Geisterbeschwörung und Hexensabbath — und gemeint war weiter nichts als schlichte Stimmungsmalerei. Manche Unzulänglichkeit saß vielleicht im technischen Betrieb jener Aufführungen, das werden die Beteiligten am allerbesten wissen, und dennoch haben die Spiele — und mit ihnen gewisse Konzerte — ihre richtige Wirkung auf feinfühlige ästhetische Menschen geübt. Leider waren die wie bei allen Gelegenheiten in der Minderzahl, darum erreichte man erklärlicher Weise auch keinen materiellen Erfolg. (Trotzdem war die durch die Zeitungen geschleppte Notiz von den verpulverten 30000 Mark ein arger Schwindel, und weit weg von der Wahrheit.)

Wenn das Einfachste, das Selbstverständlichste, dessen es hier oben in Hülle und Fülle giebt, so schwer, und auch gar nicht von der Kritik erfaßt wurde, so ist das ein schlimmes Zeichen für sie, uud ein Beweis, daß Ästhetik, Lebensfreude und Lebensklugheit im Verein mit künstlerischem Empfinden an papierbedeckten Schreibtischen nicht gedeiht. Es wirkt wie ein Sichfürchten, aufgeschreckt zu werden aus dem Schlummer des täglichen bequemen, nach der Uhr gestellten Einerlei, wenn man sieht und liest, wie

hinter diesem Dokument deutscher Kunst ein Befehl gewittert wird; ein Befehl an alle Welt: So baue und so lebe! Niemand verlangt das. Nur Beispiele hat man geben wollen, Anregungen für Andere, aus dem eigenen, auf künstlerischem Gefühl beruhenden Bedürfnis, Kunst walten zu lassen im täglichen Leben. Der Teil des Publikums, der ähnliche Anschauungen und Bedürfnisse und ein ungetrübtes Empfinden obendrein sein eigen nennt, der nimmt das Dargebotene willig anerkennend, wie es ist.

Aber viel Deutsche gehören nicht dazu. Das macht: wir sind das Volk der Denker, und darüber haben wir die Fähigkeit verloren, aus Eigenem ein Volk der Künstler zu sein. Vielleicht helfen die Anregungen auf der Mathildenhöhe zu etwas Besserung.



Ein Drama der Passion.*)

Von Josef Theodor.

(Breslau.)

> „Mutter, sieh' deinen Sohn!"
> (Hayd'n: Sieben Worte des Erlösers am Kreuz.)
> „Eli, Eli, lama asabthani?"
> (Ev. Matthäi 27, 46.)

Ein dreißigjähriger Passionsgang, das ist August Strindbergs Lebenswerk. Sein Leben ist eine der erschütterndsten und gewaltigsten Tragödien, die sich je vor uns abgespielt haben. Ein toller Riese, der übermächtig an den Weltenpfeilern rüttelte und wirklich eine ganze Welt in Trümmer warf, so stürmte er einst auf den Kampfplatz. Der Wirbel-

*) Geschrieben zur ersten Aufführung van Strindbergs „Ostern" im „Neuen Sommertheater", Breslau, am 25. Juni 1901. Tratz glänzender Aufführung und Regie wurde das Stück stumm zu Grabe getragen. Wann hätte der Pöbel auch je das wahrhaft Graße nicht verkannt? D. Vrf. — Die Schriftleitung erteilt hiermit gerne ihrem gesch. Breslauer Mitarbeiter das Wart zu völlig freier Meinungsäußerung, schan weil sie Josef Theodors persönliche Feder ihrerseits sehr hoch bewertet. Sie bittet aber dach um die Erlaubnis, sich selbst dabei ganz abseits halten zu dürfen; denn es kann für einen aufmerksamen Leser der „Gesellschaft" (vgl. 1900: II. Dezember-, 1901: I. März- und I. Juni-Heft) kaum schwer fallen, zu erkennen, daß wir diesmal nicht durchaus auf Seiten unseres Hrn. Mitarbeiters zu stehen vermägen.

wind der Friedelosigkeit, die faustische Unersättlichkeit haben in diesen dreißig Jahren ihn gebrochen, seine höchsten und kühnsten Kräfte vernichtet. Und noch ist die Erlösung weltenfern. Er, der in der Hexenküche seines Laboratoriums den Stein der Weisen gesucht hatte, klopfte endlich jammernd an die Pforte stiller Klöster, um nach solcher Mühsal und Entheiligung Gott zu suchen. Hier aber, so will mir immer deutlicher scheinen, beginnt seine eigentliche Passion. Wie in Björnsons Pastor Bratt lechzt alles in ihm nach Heiligkeit und Gläubigkeit. Er wäre so wollüstig bereit, anbetend niederzusinken. Aber statt der grenzenlosen Klarheit, in der er sich die Gottesgläubigkeit ersehnt, empfängt ihn neue Verwirrung. Neue Friedlosigkeit und Verzweiflung. Damals glaubte er sich an Stelle lichter und ruhiger Himmelsbläue die düsteren, verfluchten Pforten einer neuen Hölle aufgethan. Diese ungeheure Kampfeskraft, die in dem Fünfzigjährigen ungeschwächt lodert, steht einzig da. Welche unendliche Lebens- und Leidensfülle tobt darin! Er scheint gebrochen, schon aber klopft er unermüdet weiter — den Mund voll irren Jammers und verzweifelten Gebetes — an jene sieben vernagelten Pforten. In der herrlichen Sündenfall-Tragödie „Rausch", möchte man glauben, winkt ihm schon tröstend und sänftigend die Erlösung. Voll unendlicher Milde klingt ihm schon dort die himmlische Verkündigung des Gottessohnes von Gethsemane: „Das ist mein Blut, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden." Doch von hier aus hat wohl für Strindberg auch ein Weg nach Golgatha geführt. Es hat sich ihm ein jäher Abgrund aufgethan. Leib und Blut des Gottessohnes haben ihn nicht erlöst, und so richtet er die furchtbare Frage in den Himmel: „Verstehst du dies, daß der Versöhner für unsere Schuld gelitten hat und wir dennoch fortfahren müssen zu bezahlen. Niemand bezahlt für uns." In dieser neuen Erkenntnis ist eine trostlose Bitterkeit und Verzweiflung ohnegleichen.

Und voll dieser verzweifelten Bitterkeit ist sein Passionsspiel „Ostern", die tiefste Glaubenstragödie, die neben Björnsons „Über die Kraft" wir besitzen. Ostern, das bedeutet den Gang Strindbergs zur Erlösung; aber auch für ihn bedeutet die Erlösung: Golgatha. Auch er, der so sehnend die neue Sonne erwartet, bricht in die dunklen und unendlich leidvollen Frageworte des Gekreuzigten aus: „Eli, Eli, lama asabthani?" Wenn die Pharisäer und der Pöbel ihr „Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!" brüllen, so neigt er mit schmerzlich blassen Lippen sein Haupt dar und sagt: Kreuziget mich, damit ihr mich erlöst!

Es wäre das Thörichteste, wenn ich hier von der Fabel des Stückes sprechen wollte. Nie war in einer Dichtung die Fabel, der äußere Lebens-

rahmen, bedeutungsloser; nie hat ein Künstler so souverän mit ihr gespielt. Hier aber liegt eine der Eigentümlichkeiten dieses Drama's. Bis heut war Strindberg die Stillosigkeit die erste Schaffensnotwendigkeit. Mit einer absoluten Brutalität gab er das Leben in seiner ungeschminktesten Unmittelbarkeit. Es ist beispiellos in der Geschichte, wie er sich ohne Scham gab und wie wenig er mit seiner Person hinter das Werk trat. Heut scheint ihm der Stil notwendig; er giebt einen engen, unendlich kleinen Stil; so eng, daß die Symbole sich stoßen und in der tausendfältigen Fülle ihrer gekreuzten Beziehungen kaum auszubeuten sind. Das bezeichnet ungeheuer. Denn er giebt kein Drama eines Lebensabschlusses, er gab hier ein Drama der Verwirrtheit und Sehnsucht. Ein Wunschdrama, denn in ihm schreit nicht die Glaubensbrunst, sondern der Glaubenswunsch. Tief unten neben den Noten, mit denen er die neue Sonne und die befreite Heiterkeit der Erlösung dichtet, vibriert es verzweifelt und ohnmächtig:

„Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte."

Hier ruht die tiefste und erschütterndste Bedeutung dieses Drama's.

Der Vater hat Gelder veruntreut und büßt im Gefängnis. Die ganze Schwere der Schmach lastet auf der unseligen Familie. Der Hauptgläubiger kann sie aus dem Hause jagen. Er kommt, am Festtage. Am Ostersonnabend. Dieser Gute aber macht seine entsetzliche Forderung nicht ohne Weiteres geltend. Er kann, er könnte . . . Aber der Mann ist so urchristlich. Wenn der Sohn sein bißchen Lauterkeit verraten möchte, um dem verhaßten Herrn Landeshauptmann die Hand zu drücken. Wenn er dem treulosen Freunde Petrus, der gleich seinem biblischen Namensvetter in der Gefahr von ihm gesagt: „Ich kenne des Menschen nicht", demütig sich hinneigt, dann . . . dann verzichtet der Edelmütige auf seine Forderung. Er läßt die Familie ruhig in ihren Möbeln ihr karges Brot essen. Dann rettet er sie. Und die Unterdrückten sind aus ihrer drückendsten Angst gerettet. Er hat ihnen die Erlösung gebracht. Nun bricht die Frühlingssonne aus den Wolken. Die heilverkündenden Osterglocken rufen in die Lüfte. Bei ihrem Klange rannen Fausten einst die erlösenden Thränen, die Erde hatte ihn wieder. Christ ist erstanden, und er predigt: Das Himmelreich ist Euer. — Aber um welches ungeheure Opfer! Unbarmherzig reißt ihm der „Versöhner" die Zähne des Hochmuts aus dem Rachen. Du wagst es, erbärmlicher Hilfesucher, deinen Freund Petrus, der dich vor dem Hahnenschrei dreimal verleugnete, zu hassen und dem Dunkelmann, dem „Hinderer", mit Abscheu zu begegnen?

Beuge dich, trotziger Bursche! Tiefer, immer tiefer zur Erde den starren Nacken, den du ein Leben lang in aufrechtem Stolz getragen hast. — Demut predigt dieser famose Erlöser. Demut aber heißt Schmach und Lüge, heißt den eisernen Stolz des großen Individuums zerbrechen, heißt das entsetzte Gesicht in den Staub werfen. Demut heißt verpöbeln, gemein machen.

Niemals hat ein Mensch diese Erlösung bitterer als Schmach gefühlt. Niemals hat aber der Ostergedanke einen größeren und herrlich hochmütigeren Menschen gebrochen in der Erlösung. Darum ist Strindberg heut weiter entfernt denn je von dem Aufgehen in einem beruhigend winkenden Traumland. Das ist das Herrliche und Überwältigende an seinem neuen Drama: daß er noch weiter ein Sucher und ein Zweifler geblieben ist. Daß seine Entwicklung noch immer nicht resignierend stehen blieb. Und darum ist dieses scheinbare Werk eines erlösten Lebensabschlusses zukunftschwanger. Hier, fühlt man, will sich wieder eine Welt gebären. Im tiefsten Grunde gährt und braut ein Neues aus dem Dunkel, die nächste Station auf dem großen, schmerzlichen Wege der Passion . . .

Ich möchte noch auf einige Dinge aufmerksam machen, die wundervoll in diesem Drama verdichtet sind. Die tiefste Liebesphilosophie tönt uns aus den Worten zweier Kinder entgegen. Ich kenne kaum etwas gleich Erschütterndes wie die große Szene zwischen der sechzehnjährigen, geistesgestörten Eleonore und dem vierzehnjährigen Benjamin („dem jüngsten und liebsten meiner Söhne!"), in der die tiefsten und quälendsten Fragen klar zu liegen scheinen und durchsichtig wie kindliche Aufgaben. Hier winkt einmal voll unendlichen Trostes die milde Hand des Mannes von Nazareth. Darüber liegt so hoher und heiliger Friede, so unermeßliche Reinheit der Hinneigung zu Gott und tiefe, kindliche Glaubensseligkeit, daß daraus allein die ganze Wucht dieser neuen Tragödie schreit. Die herrlichste Höhe erreicht diese Verzücktheit in der düsteren Karfreitagsszene, in der diese kindliche Priesterin der christlichen Liebe in die Trostworte ausbricht: „Siehe, der Widersacher hat Euer begehrt, daß er Euch siebe wie Weizen; ich aber habe für dich gebeten." Hier hellt sich erst die tiefe und bittere Schmerzlichkeit auf, die den Weg von dieser kindlichseligen Innigkeit des Glaubensbesitzes zu dieser vernichtenden Erlösung begleitet.

Was der Tragödie endlich den köstlichsten und allerpersönlichsten Reiz giebt, ist kaum auszudeuten. Die frappierende und bewußt scheinende Ausschaltung des Intellekts, die absolute Herrschaft des Kleinen in Fabel,

Wort und Geschehnis scheinen in manchem Urteiler den Eindruck des Banalen zu wecken. Ich finde gerade in dieser ärmlichen und unpathetischen, bis auf das äußerste Maß von Schlichtheit herabgeschraubten Beleuchtung der Dinge eine besondere Bedeutung. Nie ist ein Werk ursprünglicher geschaffen worden; nie hat diese wundervolle Einheitlichkeit unmittelbarer an das Herz gerührt und die Seele des Betrachters erhoben, indem sie ihn zermalmte.



Münchner Rundschau.

(Bierbaum-Mottls „Pan im Busch". — „Königl. Akademie der Tonkunst." — Ein „Akademischer Verein für bildende Kunst". — Vom Allgemeinen Kunstgewerbe-Tag.)

„Pan im Busch" — oder „Kling-Klang-Glaribusch"? Das ist nun die Frage. „Herkules am Scheidewege"! Es wäre mir nämlich zu wichtig, erfahren zu dürfen, in welcher Stimmung wahl Otto Julius Bierbaum selbst am Abende der Erstaufführung seiner Pantomime hier in München aus dem Hoftheater nach Hause gegangen ist. Könnte ich darnach doch erst so recht beurteilen, ob ich ihm Unrecht thue, oder aber recht gesehen habe, wenn ich annehme, daß es ihm um etwas Besseres und Höheres als nur eine gelegentliche Spielerei mit diesem Ballette zu thun war; daß es nichts Geringeres als eine Reform dieses Genre's im Sinne der dichterischen „Pantomime" und einer modernen Dekoration ist, worauf er es dabei varnehmlich abgesehen. Gieng er also mit dem Gefühle einer ungelösten, unheilbaren Dissonanz zwischen Streben und Verwirklichung damals, nachdem er sich freundlich lächelnd mit den Künstlern an der Rampe noch wiederholt gezeigt, oon dannen? Oder aber war diese jaoiale Heiterkeit auf seinen Zügen der wahre Ausdruck seines Wesens über einen „ganz netten Abend" und fängt er — der zum „Rufer im Streit" berufen wäre und hier gerade der Erste im Heischen sein sollte — allbereits an, „conciliant" mit der bestehenden schlechten Bühnen-Realität, -Praxis, -Technik- und Routine seinerseits leichtherzig zu paktieren? Matto dann so etwa: „Solch' eine erfolgreiche Aufführung an einer der ersten Hofbühnen in Deutschland ist dach eine gar zu hübsche Sache, jedenfalls eine nicht zu unterschätzende angenehme Beigabe für einen modernen Dichter, und mit der Ausführung wie ‚Ausstattung' muß man es eben nicht gar so genau hier nehmen — die guten Leute haben sich ja, nach ihren Mitteln und Kräften, die denkbar größte Mühe damit gegeben!" — Ich für mein Teil bin nämlich nach immer, ganz im Stillen, der unmaßgeblichen Meinung, daß Otto Julius Bierbaum bei der graßen Menge in einem oöllig falschen Lichte steht. Infolge gewisser

dunkler, aber nur zu leicht an seinen Namen Bierbaum sich knüpfender Gedanken-Assoziationen, wie auch durch seine eigene, robuste und gesund-rotwangige, körperliche Erscheinung ist er ohne Zweifel einem fatalen „volkstümlichen" Mißverständnisse ausgesetzt, so daß er meist Gambrinus-artig wirkt, wo er selber sicherlich dem Gotte Dionysos geopfert, das „Dionysische" gerade gemeint hat. Und so auch hier: sieht man doch nur wieder das Pensionat an seinem Ballett — und damit die alte Tanz- und Kostüm-Groteske, statt „Pan im Busche" — und damit die neue Ausdrucks-Pantomime und künstlerische Tanzdichtung eines modernen Naturgefühles.

Beim Verlassen des Theaters an selbigem Abende meinte Einer, auf dessen gediegenes Urteil ich sonst sehr viel gebe: „Das Niveau ist hier bei Beiden, Dichter und Musiker, nicht allzu hoch genommen — da braucht keines dem anderen etwas nochzugeben!" Aber, mit Verlaub, gerade diese Auffassung empfinde ich als die unrichtige. Über Felix Mottls sehr leicht wiegende Begleitungsmusik zur Sache teile ich ganz und gar das Urteil, das unser Mitarbeiter Herr Paul Ehlers anläßlich seines Berichtes über die Heidelberger Tonkünstler-Versammlung an dieser Stelle (I. Juli-Heft) bereits kurz ausgesprochen hat. Gegen unser königl. Hoftheater, oder vielmehr gegen Herrn von Possart und seinen „Maschinenmeister" Herrn Lautenschläger, formuliere ich hier aber die Anklage, daß sie nur wieder „Maschinen", „Kulissen", „Feerien" und „bengalische Beleuchtungen" statt Kunst-Leben, wirklichen Dekorationen, Luft und Licht uns gegeben; daß sie aus der Bierbaum'schen „Dichtung" wieder nur „Theater" und „theatralisches Wesen" — also ein „Unterhalb der Kunst" gemacht und herausgeschlagen haben. Es ist reineweg zum Verzweifeln, wenn man sieht, wie diejenige leistungsfähige große Bühne in Deutschland, die als Blüte der „Kunststadt München", nach der Tradition ihrer heimischen Künstlerschaft und dem lebendigen Vorbilde modern-sezessionistischer Farben-Empfindung, allen anderen Theatern in der Entwicklung eines zeitgemäßen Dekorations-Stiles wie einer neueren Inszenierungs-Ästhetik mit guten Beispiel und einer durchgreifenden Bühnen-Reform längst vorangehen könnte bezw. sollte — wie sie gerade immer und immer wieder, ohne jede Regung zum Ansatz fruchtbarer Keime, in den traurigsten Opern-Schlendrian, die ödeste Komödianten-Schablone verfällt und die „technischen" Aufgaben lediglich im Sinne einer rein äußerlichen Schau-Attraktion und wohlfeilen Fremden-Sensation versteht. Wir finden die Behandlung des Balletts als Kunst-Genre's seitens der zuständigen Faktoren an der Münchner Hofbühne einen Barbarismus und stehen hier durchaus auf der Seite der Anstrengungen und Bestrebungen zur Hebung unseres Ballettkörpers im Geiste höherer Darstellungs- wie wahrhaft künstlerischer Ausdruckskunst. Man gehe zu diesem Behufe einmal auf Inspektionsreisen nach Dresden und betrachte sich genauer, zu welch' edlen und tiefen, szenisch wie plastisch geradezu vollendeten Wirkungen dort die Beteiligung des Ballettkorps und ihr Ausbau zur dramatischen Pantomime der idealen körperlichen Gebärde im Bühnenwesen gelegentlich führen kann — und zwar führt ganz ohne alle „Pas" und konventionelle Choreographie, in Opern wie „Orpheus" (mit Charlotte Huhn!) und „Tannhäuser", oder in „Coppelia" und dergl. (mit der Grimaldi, unter Schuch!). Aber freilich, die entsprechenden Mittel müßten dazu erst einmal bereitgestellt werden, und der gute Wille, auch zur würdigen, neuartigen Ausstattung und Bekleidung, gehörte mit dazu. Wie jedoch der Komponist Mottl hier, wo er nicht gleich als Wiener kam und mit sehr wenig wählerischer „Walzer"-Musik einfach aufwartete, das „Moderne" schlechtweg nur eben „Wagnerianisch" empfunden hatte, so hat auch unsere Theaterleitung keinen „Pan" und keine „Aphrodite" noch gesehen, sondern aus dem „Textbuche" des Dichters sich erst nur wieder schematisch „Tann-

häuser"-Motive zurechtgelegt und einen „Venusberg", ja sogar „Parsifal" herausgelesen. Quod erat demonstrandum. —

Einen überraschend günstigen Eindruck hinterließen mir, der ich seit etwa 10 Jahren keines mehr gehört und vor nun bald 20 Jahren selber Hospitant ihrer Orchesterklasse gewesen, die Schlußkonzerte unserer „königl. Akademie der Tonkunst", vor Allem das VI. derselben, am 27. Juni dieses Jahres. Man sah deutlich, es wird von den Lehrern solid und gewissenhaft hier gelehrt, von den Zöglingen ernst und tüchtig gearbeitet an dieser staatlichen Anstalt, wenn auch — wie der Komponisten-Fall G. Hild mit einem ersten Sinfonie-Satze auswies — nicht gerade „Individualitäten" geweckt und erzogen werden. Fiel ferner am selbigen Abend schon die Wahl des Liszt'schen A-dur-Klavierkonzertes im Programm angenehm auf, so noch weit mehr mußte der Grad der technischen Reife an der temperamentvollen Spielerin den Kenner lebhaft interessieren und befriedigen. Aber auch ein Andante aus dem Violoncello-Konzert von Molique, das Gade'sche Violin-Capriccia (a-moll), sowie der Gesangsvortrag einer Haydn'schen „Schöpfungs"-Arie zeitigten höchst respektable, fertige Leistungen. Auf diese fünf allein kann sich das Institut schon was zu Gute thun — alle Jahre nur 5 solcher Erfolge und das künstlerisch-technische Ergebnis bleibt immerhin ein ganz erkleckliches! Freilich, das Gesamt-Niveau der Leistungen ist durch diese Zucht- und Reinkultur-Anstalten unserer Zeit zugleich in einer ganz unglaublichen, früher wohl kaum für möglich gehaltenen Weise gehoben und hinaufgeschraubt worden. Muß da nicht am Ende die Proletarisierung der Kunst notwendig eintreten? Und wie steht es wohl mit der geistig-gemütlichen Aus- und Durchbildung, der „gesellschaftlichen" Reife all des, diesen Lehrinstituten oft im zartesten Entwicklungs-Alter schon anvertrauten, kostbaren Menschenmaterials? Hält sie mit jener technischen Förderung und Fertigkeit überall auch gleichen Schritt — und noch darüber hinaus zum freien, harmonischen Menschentum? Vgl. meine, seit Jahren schon — und leider noch immer unbeantwortet — im königl. bayrischen Kultusministerium liegenden, motivierten Reform-Forderungen über „Musikalische Erziehung". (B. Bl. 1893, I/III). Eben jetzt hört man von einem Wechsel im Direktorium. Sollte dies nicht ein geeigneter Moment sein, um der Frage ernstlich einmal näher zu treten?

Im „Akademisch-dramatischen Verein" lasen im Laufe der letzten Monate die Herren Max Halbe, Graf Keyserling, Frank Wedekind eigene Dichtungen erfolgreich vor und sprach Edgar Steiger zur „Überbrettl"- und „künstlerischen Variété-Bewegung", wobei persönlich zu erscheinen wir leider anderweitiger Verpflichtungen wegen verhindert waren. Im Übrigen haben die Lorbeeren dieses Vereines, wie wohl auch die des „Akademischen Orchester-Verbandes" und des „Akademischen Psychologischen Vereines", einen anderen Verein ersichtlich nicht mehr schlafen lassen, der als „Akademischer Verein für bildende Kunst" im vergangenen Semester hier noch erstanden ist und unter dem thatkräftigen Vorsitze Alfred Georg Hartmanns wie unter erfreulich starkem Zulaufe in ganz kurzer Zeit eine sehr rege Wirksamkeit bereits entfaltet hat. Vor Allem berührt sympathisch an dieser Neugründung das ersprießliche Zusammengehen von ausübender Kunst und Kunstwissenschaft, aber doch die Vereinigung dieser beiderseitigen, oft so divergierenden Interessen; und als ein besonderer Reiz, als gewiß nicht zu unterschätzende Anregung bleibt an seinen Veranstaltungen auf jeden Fall das Moment der „Diskussion" zu begrüßen. Prof. Dr. Berthold Riehl, Bildhauer Hermann Obrist, Kunstschriftsteller Lothar von Kunowski, Dr. M. G. Conrad und Privatdozent Dr. Karl Voll trugen in der kurzen Zeit seines Bestehens dort über die verschiedenartigsten, näher- und fernerliegenden

Themata gar — wir selbst durften dreien dieser Abende als dankbare Ohrenzeugen beiwohnen, während wir vom Besuche des Kunowski-Vortrages durch die gleichzeitige Erst-Aufführung des „Pan im Busch" bedauerlicher Weise abgehalten wurden. Wie nur auch kann man „ein Volk von Genie's" im Ernste träumen und sich von unserer Zeit schon eine einheitliche, durchgehende Lebensgestaltung durch die Kunst selbst erwarten, so lange die ganz gleichen Interessen dieser modernen Kunst sich noch so heillos zersplittern und am selben Abende — statt einhellig alles zu einer Feier und Betrachtung zu laden (es war für den nämlichen Abend noch die Wedekind-Vorlesung des „Akademisch-dramatischen Vereins" mit angesetzt) — nach nicht weniger als drei verschiedenen Seiten hin rufen! Inzwischen scheint unsres Freundes Dr. M. G. Conrad köstliche Idee: „Auch München braucht nachgerade seine Siegesallee; nur wären hier an Stelle der Fürsten, Herzöge und Markgrafen vor Allem die Brauer und Metzger auszuhauen" . . . ihrer Verwirklichung in dem neuen großen Brücken-Projekt der Stadt sich zu nähern. Und auch das verdient aus seiner Rede hier noch besonders hervorgehoben zu werden: daß das neue Prinzregenten-Theater, statt über Wagner jetzt hinauszugehen und heute lieber, seinen Anregungen fruchtbare Folge gebend, den neuen Zeitforderungen zu entsprechen, uns auf Wagner vielmehr nun wieder „festzunageln" sucht. Sdl.

Über den Münchner allgemeinen Kunstgewerbe-Tag (29. Juni bis 5. Juli) und seine Ergebnisse schreibt uns zunächst Herr Alfred Georg Hartmann:

Die Münchener Feste sind berühmt. Die Tradition unserer einheimischen Kunstkultur hält immer alles in ihrem Bann, so oft es gilt, irgend einem historischen Ereignis in Form einer größeren Feierlichkeit eine würdige Weihe zu geben. Das uralte dekorative Geschick unseres Künstler-Völkchens, das trotz eines eklektischen Charakters unserer Hauptstadt ein so anmutendes und vielgepriesenes malerisches Gepräge giebt, bringt über unsere Feste, besonders wenn sie irgend welchen künstlerischen Zwecken dienen, einen Adel und einen Zauber vornehmer Geschmacksrichtung, wie wir ihn in gleich harmonischer Erfreulichkeit nur selten wieder finden. Jeder — der Hochmögendste sowohl wie der Bescheidenste — stellt sich in solchen Tagen mit seinem ganzen inneren Fond in den Dienst der Sache. Ja, es ist, als ob man gerade in den Zeiten, wo man hier festlich gestimmte Fremde erwartet, mit all den mannigfachen künstlerischen Kräften, die sich überall bethätigend regen, in einem ganz besonders günstigen Lichte paradieren wollte. Der ganze reiche Dekorations-Apparat wird in Thätigkeit gesetzt. Man scheut weder Mühe noch Geld, dem Gelingen zur vollen Reife zu verhelfen. Nur das eine Ziel steht vor Augen, den Gästen in abwechslungsvoller Buntheit Vollwertiges und Vollkommenes zu zeigen.

Das haben wir jetzt wieder in der dem 50jährigen Jubiläum des bayerischen Kunstgewerbe-Vereins geweihten Festwoche gesehen. Alle diese Veranstaltungen, die man „zu löblicher Gemüts-Ergötzung" auf's Programm gesetzt hatte: der Jahrmarkt im „Künstlerhaus", das Kellerfest im „Bürgerlichen Bräuhause" und die große Festivität im Schloßgarten zu Schleißheim — was waren sie anders, als beredte Zeugen von dem, was Münchner Gastfreundschaft und Münchner Künstlergeschmack zu leisten und zu geben im Stande sind? Daß der Himmel so wenig Gefallen an der Menschen Vergnügungssucht fand und namentlich in das Schleißheimer Fest nahezu während der ganzen Dauer in der lästigsten Weise — mit Blitz- und Donner-Effekt — hineinweinte, das ist allerdings eine Sache für sich, — die aber nie und nimmer durch Poltern und Klagen ihrer Düsterheit entkleidet wird. Vielleicht war's eben doch, wie man allenthalben gemeint hat, eine Art Racheakt, weil man nicht rechtzeitig mit den

Proben fertig gewesen war und das Fest lediglich aus diesem Grunde verschoben werden mußte. Die Götter lassen ihrer nicht spotten.

Oh, dieses Schleißheimer Fest! Ich habe mein Lebtag nichts Feuchteres erlebt, wie jenen Nachmittag in Schleißheim. Gewitter um Gewitter entlud sich, ohne auch nur das Geringste nach den weißen, duftigen Sommergewändern der Festteilnehmer zu fragen. Wer nicht total durchnäßt war, von dem konnte man mit Sicherheit annehmen, daß er auch nichts von den Schaustücken gesehen hatte, die draußen im Freien am späten Abend nach in einem sogenannten lichten Moment arrangiert wurden.

Alles war da dem Charakter des Schleißheimer Schlosses angepaßt. Vor dem Hofstaat des Kurfürsten Max Emanuel wurden zu der entzückenden Musik Steffani's und Mayrs „Schäfertänze" aufgeführt. In dem benachbarten „Lustheim" ergötzte eine köstliche Liebespantomime: „Des Arlechino und derer Colombina Verlobung" die Zuschauer. Und gegen neun Uhr wurde dann auch noch das eigentliche Festspiel mit der „Apotheose des Kunstgewerbes" programmgemäß entwickelt. Das gab Anlaß zu den herrlichsten Illuminations-Stimmungen, die durch die niederhängenden, blitzdurchzuckten schwarzen Wolkenmassen einen außer-programmatischen, ganz eigenartig phantastischen Reiz erhielten.

Die Verhandlungen, die im Festsaale des „Kunstgewerbehauses" unter ziemlich reger Beteiligung seitens der interessierten Kreise und unter dem Vorsitze des verdienstvollen Direktors Dr. Brinckmann aus Hamburg die Tage vorher stattfanden, ergaben außer der Erledigung verschiedener, lediglich die Geschäfte des Vereins betreffender Fragen mancherlei neue Gesichtspunkte, die ein allgemeineres Interesse für sich beanspruchen dürfen. So behandelte Fabrikant Stöffler aus Pforzheim in einer längeren Rede das Thema „Der kunstgewerbliche Dilettantismus", was zu folgender bemerkenswerter Resolution führte: „Der Kunstgewerbetag findet in der häuslichen, nicht unmittelbar auf Erwerb gerichteten Kunstarbeit (Dilettantismus) einen Vorteil für das Kunstgewerbe und empfiehlt diese Bestrebungen mit dem daraus entspringenden Kunstverständnis dem Wohlwollen des Verbandes." Damit ist auch bei uns in München nun endlich der erste Schritt zu einem im Norden, besonders in Hamburg, längst als notwendig und erstrebenswert erachteten Ziele hin gethan. Möchte das Samenkorn, das hier gepflanzt wurde, auch recht bald Früchte zeitigen! — Sodann sprach der städtische Bauamtmann Th. Fischer (München) über die Schaffung einer kunstgewerblichen Zentrale auf der Kohleninsel zu München, indem er seine Worte an den zu diesem Zweck ausgestellten Plänen und Grundrissen näher erläuterte. Über das Programm für den Hauptpunkt des Vorschlags, die Errichtung von Werkstätten, sei man sich noch nicht ganz klar. Jedenfalls seien sie nicht als Konkurrenz, sondern lediglich als eine Ergänzung der bereits vorhandenen „Kunstgewerbeschulen" und „kunstgewerblichen Lehrwerkstätten" anzusehen, die nur vorgeschritteneren Leuten zur Weiterentwicklung dienen soll. Also eine Art Kunstakademie mit Lehrstätten und Ausstellungsräumen. — Die einstimmig angenommene Resolution lautete hier: „Der deutsche Kunstgewerbetag begrüßt die Absichten des Bayerischen Kunstgewerbevereins zur Schaffung einer kunstgewerblichen Zentrale auf der Kohleninsel in München mit aufrichtiger Freude und Genugthuung und giebt dem Wunsche Ausdruck, daß die in Frage kommenden Behörden und die städtischen Kollegien ihrerseits zur Verwirklichung des Planes beitragen." —

In der eigentlichen Festversammlung im alten Rathaus-Saal hielt Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner (München) den bemerkenswerten Festvortrag, über dessen ethische

wie ästhetische Bedeutung uns nachstehend nach Dr. Michael Georg Conrad Folgendes freundlichst berichtet:

Die Fest-Versammlung im großen Saale des alten Rathauses brachte als geistig bedeutendste Leistung des ganzen Jubiläums einen Vortrag des Herrn Stadtschulrates Dr. Georg Kerschensteiner über gewerbliche Erziehung. Neben diesem Vortrage verblaßte alles, was sonst noch an rednerischen Leistungen geboten wurde: die Begrüßungen durch die Staatsregierung und Gemeinde (Exz. von Feilitzsch und Geheimrat von Borscht), die Ansprachen des ersten und zweiten Vorsitzenden (Prof. von Thiersch und Juwelier Paul Merk), wie nicht minder die Begrüßung durch auswärtige deutsche Kunstgewerbe-Vereine. Es war geradezu peinlich, wie in allen diesen Ansprachen und Begrüßungen die platteste Phrase herrschte, die abgeleiertsten Tiraden den Ton gaben. Nirgends ein neuer, kühner, individuell geprägter Gedanke; dafür ein geschmacklos ruhmrediges Kramen in alten blutigen Geschichten, mit einem lächerlichen Aufwand von patriotischen Leitartikel-Klichée's. Nur eine Kunst wurde meisterlich geübt, die des Verschweigens der unermeßlichen Verdienste, die sich der geniale König Ludwig II. durch seine reichen Aufträge und verschwenderischen Ankäufe um die Wiederbelebung des Kunstgewerbes in Bayern erworben. Es scheint heute noch die Losung in gewissen Kreisen zu sein, die phänomenale Gestalt dieses Wittelsbachers, die Bedeutung dieses Fürsten für die gesamte deutsche Kunst- und Kulturgeschichte durch geflissentliches Ignorieren zu ehren. Um auf einige wenige, sicherlich wohlverdiente Männer ein ungemessenes Lob ausgießen zu können (Ferdinand von Miller, Rudolf von Seitz u. A.), wurden andere nicht weniger hervorragende Förderer des bayerischen Kunstgewerbes mit Stillschweigen übergangen (Anton Seder und der großherzige Russe Swertskoff in erster Linie). Dieses willkürliche Umspringen mit der Geschichte wirkt um so übler, als es nicht nur undeutsch, sondern auch durchaus unnütz ist. Für jede wahre Größe leben Wissende, die niemals stumm zu machen sind. Und die Entwicklungsgeschichte macht kurzen Prozeß mit allen Übertreibungen und spekulativen Verhimmelungen. Nur das Echte wirkt fort, der Plunder fällt ab. — Die Rede des Stadtschulrates Dr. Kerschensteiner aber wirkte gewaltig wie das Leben selbst. Sie erschien erfreulicher Weise noch am gleichen Tage im Druck (in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 3. Juli) und wird immer weitere Verbreitung finden. Auffallend ist es ja, daß sich nicht die Zeitschrift des jubilierenden „Bayerischen Kunstgewerbe-Vereins" selbst (oder wenigstens die Redaktion seiner Festschrift) den ersten Abdruck gesichert hatte. Auffallend war auch das Benehmen der Herren Minister während des Kerschensteiner'schen Vortrags: Der Kultusminister blickte starr vor sich hin, der Minister des Innern gähnte beinahe ostentativ, der Finanzminister hingegen lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit, faßte den Redner scharf in's Auge und nahm ihm förmlich jedes bedeutende Wort von den Lippen weg. — In der von Gmelin herausgegebenen Jubiläums-Festschrift endlich finden sich einzelne interessante und flott geschriebene Aufsätze von Arthur Weese, Joseph von Schmaedel, Friedrich von Thiersch u. A. Am frischesten wirken Weese's gedankenreiche und treffende Ausführungen über den neuen Stil. Als litterarisches Dokument des Festes jedoch ist diese Jubiläumsgabe im Vergleiche zu dem Luxus, der in amüsanten und vom Wetter zum Teil verdorbenen Nebendingen entfaltet wurde, eine ziemlich magere Leistung gewesen. Lag einmal der Beschluß vor, eine offizielle Festschrift herauszugeben, die in Wort und Bild Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des bayerischen Kunstgewerbes behandeln sollte, so hätte zur Ehre des Vereins und der Kunststadt München etwas viel Schöneres und Wuchtigeres erscheinen müssen!



Allerlei Reservatrecht.

Die lächerlich rasche Einführung der 45tägigen Giltigkeitsdauer der Rückfahrkarten in den übrigen Bundesstaaten nach dem Beispiele Preußens hatte nebenher eine überaus ernste, interessante Seite. Mit Recht wies die „M. Ztg." damals darauf hin, wie man allgemein überrascht gewesen, daß die übrigen Bundesstaaten dem Vorgehen Preußens jetzt auf einmal so rasch folgen konnten, während sonst die Regierung zu Anträgen, selbst dem materiell geringfügigsten, seitens der Abgeordnetenkammer so zurückhaltend bleibe als nur möglich und zum Mindesten endlose Schreibereien für unumgänglich hält oder die berühmten „verwaltungstechnischen Bedenken" geltend macht. Das gebe doch zu denken. Wenn Preußen kommandiert, stehen die Bundesstaaten also stramm wie ein Soldat! Die einzige Antwort auf diese rücksichtslose Art wäre jetzt, wenn Bayern ebenso rücksichtslos eine wirkliche Tarifreform im Eisenbahnwesen „einführen würde". Gewiß, das Letztere bliebe darnach sehr wohl zu erwägen. Unsere Schlußfolgerungen aus obigen Prämissen lauten jedoch noch ein klein wenig anders. Wir meinen vielmehr, die eigentliche Moral von der Geschichte wäre die: Reservate sind eben im Verkehrswesen auf die Dauer ganz unhaltbar, will man sich nicht in die schlimmsten kommerziellen Nachteile selber bringen und sich vom Kulturfortschritt völlig ausschließen; — es wäre denn, daß man seinerseits mit der Vernunft in „Reformen" voranginge, wie man es, statt eines notgedrungenen Nachklappens blos, auch in der Frage des „Dr. der technischen Wissenschaften" — „reservatrechtlich" zur rechten Zeit — hätte thun sollen. Item (immer wieder drehen wir diese Orgel): Unsere Reservatrechte müssen in etwas Anderem zuletzt beruhen und ganz wo anders füglich liegen, wo sie ihre schöne Kultur-Mission in berechtigter Eigenart dann wirklich erfüllen können.

Im Übrigen wollen wir unseren gesch. Lesern hiermit auch gleich ein solches ehrenvolles bajuvarisches Reservat mit verraten, das sich gegenüber norddeutschem Industrie-Schwindel und Berliner etc. va banque-Spielbanken als stramme Solidität und gesunder kaufmännischer Überblick bei den jüngsten Börsenkrachen erst bewährt hat. Gewissen Ausführungen des handelspolitischen Teiles der „M. Allg. Ztg." dürfen wir nämlich folgende erfreuliche Thatsachen entnehmen: „Am 23. August 1899 wurde der Antrag gestellt, 6 Mill. Mark Aktien der Trebertrocknungsgesellschaft zum Handel und zur Notiz an der Münchener Börse zuzulassen. Am 27. September 1899 lehnte die hiesige Zulassungsstelle für Wertpapiere nach eingehender Beratung den Antrag ab. Auf hiegegen erhobene Beschwerde hob die Handelskammer für Oberbayern die Entscheidung der Zulassungsstelle auf und verwies den Gegenstand zu erneuter Behandlung an diese zurück. Kurz vor der endgiltigen wiederholten Beschlußfassung der Zulassungsstelle, über deren Beharren auf ihrem ersten Votum kein Zweifel bestand, wurde der ursprüngliche Antrag auf Zulassung der Treberaktien zurückgezogen. Der ablehnende Beschluß und die Zurückziehung des Antrags wurden allen Zulassungsstellen an den deutschen Börsen vorschriftsgemäß mitgeteilt. Bekanntlich entschloß sich daraufhin auch die Berliner Stelle zu einer ablehnenden Haltung.

Aus diesen Reminiszenzen ergiebt sich, daß *bereits vor knapp zwei Jahren die hiesige Zahlungsstelle die — richtige Ansicht über die Trebergesellschaft hatte, zur Kenntnis brachte und damit* München, *bezw. seine Kapitalisten, vor großen Verlusten bewahrte.*"

Und ganz um dieselbe Zeit auch mußte ein hiesiger, also „Provinz"-Korrespondent sogar an eine Zeitung wie das „Berliner Tageblatt" ehrlicher Weise berichten: „Wie erinnerlich, giengen sowohl der Zusammenbruch der Spielhagenbanken als die später bekannt gewordenen unangenehmen Vorkommnisse bei anderen Badenkreditinstituten *vollkommen spurlos an dem Münchener Platze vorüber.* Es war dies um so bemerkenswerter, als Bayern ja das Pfandbriefland par excellence ist und in solchen Werten mehr als zwei Milliarden Sparkapital angelegt hat. Die Gründe für die *geradezu vorzügliche Haltung der bayerischen Pfandbriefe,* die selbst in den schlimmsten Tagen auch nicht ein Zehntel eines Prozentes wichen, ja teilweise eine *aufsteigende* Richtung verfolgten, sind mannigfacher Natur. Zunächst entspricht der seit Jahrzehnten *erprobte Geschäftsbetrieb* der Hypothekenbanken, insbesondere die Ermittelung des Wertes und die Beleihungshöhe der einzelnen Objekte allen berechtigten Anforderungen; dann ist die Beaufsichtigung durch die Verwaltungsräte und insbesondere die bei jedem einzelnen Institut fungierenden *Staatskommissäre* eine sehr intensive. Des Weiteren sind der übliche Modus der Begebung der Pfandbriefe und die Maßnahmen zu einer eventuellen Wiederaufnahme solcher wesentlich zweckentsprechender als vielfach anderwärts. Der hauptsächlichste Grund aber lag in der *besonnenen Haltung unserer Kapitalisten,* welche den Instituten, denen sie nach Überlegung ihr Vertrauen einmal entgegengebracht hatten, dasselbe auch nicht sogleich wieder entzogen. In vielfacher Beziehung noch überraschender und zwar in erfreulichem Sinne ist aber die weiter zu konstatierende Thatsache, daß auch der gegenwärtig noch wütende Sturm, der verheerend unter den Industrie- und Bankenwerten wirkt, auf die *Aktien des Münchener Kursblattes* so gut wie *einflußlos* geblieben ist. Unsere hauptsächlichste Industrie, die Bierbrauerei, erfreut sich andauernd einer günstigen Entwicklung, die chemischen Gesellschaften arbeiten befriedigend, desgleichen die Papierfabriken; die bayerische Textilbranche hat das Schlimmste überstanden. Eisen-, Maschinen- und Kohlenbranche sind in der Hauptsache nur durch einige erstklassige Werte vertreten, und die den verschiedenartigsten Branchen zugehörigen hier notierten sonstigen Industriewerte weisen weit überwiegend gleiche Dividenden wie in den Vorjahren aus."

Solche „Reservatrechte" lassen wir uns *wohl* gefallen; *die* haben auch ihren realen guten „Wert"! Und fürwahr, sogar die Berliner „Zukunft" singt deren Lob, in ihrer Nr. 41 vom laufenden Jahrgang, durch Plutus' Mund mit folgenden Worten: Der „*sächsische* Partikularismus gehört zu den unangenehmsten Erscheinungen im Deutschen Reich". Hingegen „die süddeutsche Eigenbrödelei hat, obwohl auch sie im Gegensatz zum Reichsgedanken steht, doch eine ganze Menge *sympathischer* Züge, da *gewisse freiheitliche Regungen der individualisierenden Volksseele* sich in ihr offenbaren. Wir Preußen namentlich fühlen instinktiv, daß der süddeutsche Freiheitdrang sogar bei uns das allzu forsche Streben der Dunkelmänner, namentlich aber die Eigenmächtigkeit der herrschenden Bureaukraten immerhin hemmt. Das trifft nicht nur für rein politische und allgemein wirtschaftliche Fragen zu: *auch in Sachen der Börsengesetzgebung* blicken wir stets hoffnungsvoll auf die *süddeutschen* Bundesratsvertreter".

Also: *diese* „Sondertümeleien" sollen leben! Und hoffentlich auch werden *sie* recht hartnäckig festgehalten — *trotz* neuerlicher Nürnberger Schuckert-Krisen.

Fürst Hohenlohe und die Presse. Die „Köln. Ztg." teilte unmittelbar nach dem Hinscheiden des Fürsten Chlodwig eine Äußerung aus seinem eigenen Munde mit, wonach dieser Folgendes gesagt haben sollte: „Ich glaube im Allgemeinen nicht sehr an die menschliche Dankbarkeit, aber eine Ausnahme habe ich immer bei der Presse beobachtet. Ich habe mir stets Mühe gegeben, die Presse anständig zu behandeln, und bin mit ihr fast immer in sehr guten Beziehungen geblieben. Am charakteristischsten zeigte sich das nicht dann, wenn mich die Presse unterstützte, sondern dann, wenn sie mich bekämpfte. Ich habe dann immer gesehen, mit welchem Widerstreben sie zu Angriffen gegen mich und meine Politik vorgieng, wie sie mich immer persönlich aus dem Streite herauszuhalten suchte, und wie es ihr offenbar im Innern schmerzlich und peinlich war, ihrer Überzeugung folgend, gegen mich auftreten zu müssen. Diese Art der Kampfführung habe ich ihr höher angerechnet, als wenn sie mich und meine Politik mit Lob bedeckte. Ich habe das bei Blättern aller Richtungen gesehen, und daraus ist mir die Überzeugung geworden, daß die Presse in Bezug auf Dankbarkeit und Zuverlässigkeit eine Ausnahmestellung einnimmt." — Diese Worte bringt unsere gelobte Presse natürlich in extenso mit berechtigtem Stolze, obgleich sie es doch eigentlich selber viel besser wissen sollte. Alles in Allem kann man auch nur annehmen, daß der Fürst in politischen und diplomatischen Dingen klarer, heller, weiter gesehen habe als in Sachen der Journalistik und Publizistik. Denn noch ganz abgesehen davon, daß diese — eine solche Presse nach dem Hohenlohe'schen Herzen, bei uns überhaupt kaum existiert: welcher Kenner möchte uns nicht Recht geben, wenn wir sagen, daß das, was man zur Zeit seiner Amtsführung als deutscher Reichskanzler in eben dieser Presse leider über „Onkel Chlodwig" alles zu lesen oder (gezeichnet) zu sehen bekam, so ziemlich den Tiefstand unserer öffentlichen Wertschätzung für jene Reichswürde bedeutete? Oder aber: handelte es sich im Obigen etwa nur um eine weit frühere, jetzt nur wieder ausgegrabene Auslassung, bezüglich deren der Fürst in seinem späteren Lebenslaufe vielleicht doch hinreichend Gelegenheit gehabt hätte, ganz gründlich umzulernen?

Im Fall Klinger-Geyger hat sich unsere großstädtische Sensationspresse wieder einmal glänzend bewährt. Keinem irgendwie mit den Verhältnissen Vertrauten konnte es schon gleich zu Anfang mehr zweifelhaft erscheinen, daß Max Klinger beredtes, vernichtendes Material in Händen haben und eine durchaus gute Sache vertreten mußte, um derart gegen einen Kunstgenossen und ehemaligen Schützling seiner eigenen Person wie E. M. Geyger öffentlich vorgehen zu können. In den beteiligten Künstlerkreisen war auch längst allerlei unkontrollierbares Gemunkel umgegangen, und obendrein hatte Klinger ja gar bald in diesem Streit ausdrücklich genug den ernsten sachlichen Hintergrund hervorgehoben, mit den Worten: „Die Schenkung, für deren Realisierung ich eintrete, ist, so wie sie war, die größte und bestgewählte, die seit 100 Jahren der deutschen Künstlerschaft zugedacht war. Der Wert dieser Schenkung liegt vor Allem in ihrem Wert für die Zukunft. Wir haben etwas ihr Gleichkommendes in Deutschland nicht. Es ist Pflicht, auf die Erhaltung eines solchen Wertes zu bringen." — Mochte man sich Klingers Entrée in dieser Sache vielleicht auch etwas weniger mißverständlich wünschen, ganz unbegreiflich bleibt nach allen späteren Feststellungen doch, wie Prof. Begas mit solch' unschuldsvollster Miene von der Welt zunächst antworten konnte. Und als eine Schmach für den gesamten deutschen Journalismus empfinden wir es, daß es erst des Heraustretens jener ritterlich zu vertretenden Mäzenin Frau Dr. Meyer selbst aus vor-

nehmer Reserve bedurfte, um unsere Presse endlich zur Raison zu bringen. Denn ganz besonders bemerkenswert blieb bei dieser ganzen Fehde noch die dreiste Unverschämtheit der Berliner sogen. „öffentlichen Meinung“, mit welcher sie bei Klingers erstem Angriff im „Leipziger Tageblatt“ geringschätzig von „Provinzblatt“ zu sprechen sich erlaubte, später — frivol genug — das Mysterium in ein „Hysterium“ der weiblichen Launen umzuwitzeln versuchte und eine Größe mit den Qualitäten eines Klinger als „Federhelden“ einfach vom reinen Zunftstandpunkte aus glaubte schuhriegeln zu dürfen. Unsere ganze, leider ebenso eingefleischte als niederträchtige, deutsche *Respektlosigkeit vor Kunst und Künstlertum*, die gelegentlich in die tiefste religiöse Verehrung vor dem „goldenen Kalb“ umzuschlagen vermag, *sie* trat bei diesem Anlaß wieder einmal so recht zu Tage. Hinterher kamen dann freilich die Abbitten, als man sah, daß man sich — wie stets in solchen Dingen — mit seiner vorlauten Fixigkeit bereits arg verfahren hatte. Wir unsererseits meinen aber doch, man hätte mit der guten Witterung, die unsere Publizistik sonst ja so sehr auszeichnet, wenn es etwas zu erhaschen giebt, schon weit früher riechen, schmecken oder vernehmen können, daß hier einem Unwürdigen mit *klingendem Spiele heimgegeigt* ward!

Weimar als „Hort der Kultur“. Aus Weimar schrieb man vor einiger Zeit dem „Hann. Cour.“: „Das Schauspielensemble des Weimarer Hoftheaters hätte am Schluß der Saison auf einige Wochen nach Berlin übersiedeln sollen, um im ‚Theater des Westens‘ daselbst das Drama Ernst von Wildenbruchs ‚*Der Generalfeldoberst*‘ zu geben, dessen Aufführung in Berlin bekanntlich seinerzeit vom *Kaiser nicht genehmigt wurde* und das jetzt mit Erfolg über die Weimarer Hofbühne gegangen ist. Der Plan kann indessen nicht ausgeführt werden, da der *Kaiser auch diesmal seine Genehmigung versagt hat*, obgleich Ernst von Wildenbruch selbst in einem besonderen Schreiben um diese nachsuchte. In Weimar wurde übrigens der ‚Generalfeldoberst‘ darauf noch einmal gegeben, und zwar *auf großherzoglichen Befehl*.“ — Sehr wohl — sehr gut! Was aber leider vergessen wurde, hier mit zu vermelden, ist doch ganz ohne Frage dieses: daß weder jenes kaiserliche Ver-, noch auch dieses großherzogliche Gebot den E. von Wildenbruch'schen „Generalfeldoberst“ zu einem besseren Kunstwerke stempeln können, als er es ohnedem schon (nicht) ist und daß das Ganze also wieder einmal den leidigen Reklame-Lärm nicht wert ist, der um diese Affäre, wie um eine cause célèbre, blindlings erhoben ward. Durch *Geschmack* zeichnet sich halt unser Deutschland nach wie vor nicht eben aus.

Plein-air der Musik. — Was der bildenden Kunst zum Segen gereichte: nämlich die Aufnahme der Natur im freien Lichte draußen und mit der vollen Luftwirkung dazu — es sollte der Musik zum *Fluche* werden. Wir (Schriftleitung der „Gesellschaft“) haben nämlich das zweifelhafte Vergnügen, im Sommer unausgesetzt von einem Musikautomaten „auf der Walze“ belästigt zu werden, welchen eine benachbarte Gastwirtschaft, um Gäste anzulocken (NB!), aufgestellt hat und welcher über 6—10 Häuser weit seine gemein-aufdringlichen Weisen — ein ganzes, unausstehliches „Potpourri“ voll — zumeist in ganz unmöglichen Tempo und in jenem bekannten, unangenehm-schnarrenden Tone ableiernd verbreitet, der die Musik zusammen mit den schwingenden Luftsäulen aller begleitenden Geräusche, wie zugleich noch mit dem Beigeschmack des rotierenden Metalles selber, blechern genug, re-produziert. Es ist so recht der Variété-Tingeltangel niedrigster, albernster Sorte (Marke: „*Unterbrettl*“ und „*Gassenhauer*“); und wem die Verlogenheit der „Volks“-Gefühle in unserer

Zeit bisher noch nicht zum Bewußtsein gekommen wäre, dem müßte sie doch da einmal aufgehen, wenn er hört, wie hier der patriotische Sang („Die Wacht am Rhein"), das Volkslied, Walzer- und Zirkus-Musik, Marsch- und Parodekommando's, Opern-Arie wie ernster Choral, Papageien-Geplapper und Kouplets, kunterbunt durcheinander geworfen, in unmittelbarer Folge nach einander aufspielen. Sogar mit einer Zote von höchst anrüchigem Refrain bleibt man dabei nicht verschont ... Gegen die arme Presse wird immer sogleich der Unfugs-Paragraph in Bewegung gesetzt, obwohl man sie sich doch durch einfachen Nichtkauf bequem vom Leibe halten kann. Wo aber ist nun der „Schutzmann", der den unbescholtenen Staatsbürger gegenüber solchen, im Sinne des „groben Unfugs" belästigenden, schlechterdings nicht zu verhindernden Übergriffen der Nachbarschaft schützt?!

Sdl. **Bücher machen Leute** — aber umgekehrt: Leute Bücher? Als siebenter und letzter Punkt stand auf der Tagesordnung des letzten „Kongresses deutscher Gefängnis-Beamter" die Frage: „Ist es zulässig, in die Bibliothek für die Gefangenen a) die deutschen Klassiker, b) Romane, eventuell welcher Art aufzunehmen? Welche Sorte Jugendschriften ist von der Anschaffung für eine Gefangenenbibliothek auszuschließen?" Der Referent Pfarrer Dr. Jäger (Ebrach) führte u. A. aus, daß sich die Einrichtung einer guten Gefangenenbibliothek mit dem Zweck des Strafvollzuges sehr wohl vereinbaren lasse; ja, sie sei im Interesse eines wirksamen Strafvollzuges zum Zwecke der Besserung des Gefangenen absolut notwendig. Er wies darauf hin, daß ganze Schichten unseres Volkes durch schlechte Litteratur verdorben werden. Die schlimme Saat sehe der Strafanstaltsbeamte in ihren traurigen Früchten vor Augen. Es sei durchaus nicht gleichgiltig, was dem Gefangenen als Lektüre geboten werde; denn gerade für den Verirrten gelte in dieser Hinsicht der alte Erziehungssatz: „Nur das Beste ist gut genug." Wenn so Mancher mit anderer Gesinnung und mit besseren Vorsätzen die Strafanstalt verlasse und in der Freiheit thatsächlich einen ordentlichen Mann mache, so dürfen wir getrost annehmen, daß auch die gesunde Lektüre dazu beigetragen hat. Verkehrt sei es, dem Gefangenen sogenannte moralisierende Bücher in die Hand zu geben, da diese leicht verstimmend wirken, sobald die Tendenz bemerkt werde. In der Diskussion betonte Pfarrer Dr. Jakobs (Werden a. d. R.) die Wichtigkeit einer richtigen Austeilung, welche Aufgabe des Geistlichen sei, der dabei individualisieren müsse. Es wurden dann von der Versammlung folgende Thesen angenommen: „Es empfiehlt sich, die deutschen Klassiker in die Gefangenenbibliothek aufzunehmen, jedoch mit Auswahl nach pädagogischen Gesichtspunkten. Zugleich sind die besten Arbeiten vor- und nachklassischer und heutiger mustergiltiger Litteratur zu berücksichtigen. Auch gute Biographien und Romane eignen sich für die Gefangenenbibliothek, besonders historische, und alle diejenigen, welche auf religiös-sittlicher Grundlage erziehend und belehrend wirken. Als Jugendschriften sind nicht zuzulassen: Räubergeschichten u. dgl. Es ist eine Kommission einzusetzen, welche die Herstellung und Fortführung eines Musterkatalogs besorgt." — Daran erkenn' ich nun meine Pappenheimer! Das sind wieder ganz die lieblichen Töne alle, die ich schon ehedem vernahm, ja sogar bei Gelegenheit selber öffentlich verlautbaren ließ zur Zeit, da ich mich mit Enthusiasmus noch den Bestrebungen eines „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" zu widmen, das Herz hatte. Dieser gute Mut ist mir seither allerdings gründlich vergangen, und ich habe mittlerweile einsehen gelernt — trotz Herder: daß ein Buch schlechterdings nichts anregen und veranlassen, weder herauslocken noch abändern

und umkrempeln kann, was nicht als Anlage vordem schon vorhanden ist. „Das Beste gerade gut genug!" — ja, aber was ist denn nun wohl „gut"? Sofort bei dieser Elementarfrage beginnt nämlich der Streit und Zank parteiischer Entzweiung in jener Sache, die sich von allem Parteitreiben doch so gründlich ferne halten sollte. Und: „Klassiker mit Auswahl nach pädagogischen Prinzipien" — heilige Einfalt, welch göttliche Blechmusik! Oder glaubt man wohl, daß Einer von der klassischen Bildung besonders viel abbekommen haben könne und den „Klassikern" der Nation überhaupt hervorragend gerecht zu werden vermöge, der es angesichts dieser unserer wahrhaft „klassischen" Litteratur-Schätze noch fertig bringt, sich selber zum — Präzeptor jener Geistesheroen wieder aufzuwerfen und selber daraus nun „eine Auswahl nach pädagogischen Gesichtspunkten" zu treffen. Lasciate ogni speranza! — bei solchen und ähnlichen „Gesichtspunkten" nämlich zur Sache.

Zur Frauenfrage. Die von Dr. med. Richard Vollert in Leipzig-Neustadt redigierte „Korrespondenz des Verbandes der Ärzte Deutschlands" schreibt: „Die Frage, ob Frauen im Stande sind, Berufe auszufüllen, die bisher allein der Thatkraft des Mannes vorbehalten waren, ist zu ihren Gunsten entschieden. Mit gehöriger Ausbildung versehen, findet man sie als Ärztinnen, Lehrerinnen u. s. w. Auffallend ist, daß gerade der Beruf, der immer und von jeher die Domäne der Frau war, fast ausschließlich von Vertreterinnen der niederen Volksklassen ausgeübt wird: der Beruf der Hebamme. Wie in ihm sich die Frau hervorragend bethätigen kann, beweist die Erwähnung bedeutender Vertreterinnen dieses durchaus subalternen Zweiges der Heilkunde in der Geschichte der Medizin. Die Geburtshelfer haben praktische Anregungen von ihnen erhalten und denken ihrer stets mit dankbaren Worten. Der berühmte Schauspieler Anschütz nennt in seinen Memoiren eine hochangesehene Tragödin seiner Zeit, die auch in den „Erinnerungen eines alten Mannes" von Kügelgen namhaft gemacht ist, die Händl-Schütz, die in ihren späteren Jahren sich diesem Berufe widmete und hochgeehrt in Halle gestorben ist. In der That giebt es wohl kaum eine Gelegenheit, wo die Frau der Frau bessere Dienste leisten könnte, als in den Stunden, da diese Mutter wird. Abgesehen von dem weiblichen Mitempfinden, hängt für die Mutter und das neugeborene Kind außerordentlich viel von der ersten Hilfeleistung ab, so viel, daß die Sterblichkeit beider in einem direkten Verhältnis zur Ausbildung der sogenannten weisen Frauen steht. Zur Zeit genießt ihr Stand nicht die Achtung, die ihm eigentlich bei seiner Wichtigkeit gebührt. Ihn zu heben wäre eine dankbare Aufgabe der Frauenbewegung. Nicht jedem weiblichen Wesen stehen die Mittel zur Verfügung, Medizin zu studieren; es giebt auch solche, denen die dauernde Abhängigkeit des Krankenpflegeamts nicht behagt. Der Arzt wird die gebildete Hebamme als eine willkommene Bundesgenossin begrüßen (?), nicht zu gedenken der verbrecherischen Handlungen, die unmöglich begangen werden könnten, rekrutierten sich die Hebammen nur aus Frauen von wahrer Herzens- und Verstandesbildung." — Diese Ausführungen entsprechen vollständig, Satz für Satz, auch unserer Auffassung in dieser Sache, nachdem wir selbst in dem kleinen Weimar gelegentlich Zeuge waren der geradezu unglaublichen Kämpfe gegen bestehende Vorurteile, denen sich ein thatenfrohes und gebildetes Mädchen aus bester Familie mit seinem Triebe zur Bethätigung in diesem Berufe aussetzte.

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Daß Herr Otto Eckmann ihm aus Brodneid Steine in den Weg werfe in

Form von Zeitungsangriffen, bei denen er nicht einmal den sachlichen Anstand im Tone mehr zu wahren wisse — so eiferte jüngst Herr Van de Velde im Scherl'schen „Tag" hinüber; er forderte heftig: „Beweise! Beweise!" seiner künstlerischen Unfähigkeit. Und Herr Eckmann replizierte in der Harden'schen „Zukunft" ebenso kräftig wieder herüber mit dem Hinweis darauf, daß „man mit einem Schwall von Schimpfwörtern nicht widerlege", indem er auf die „Widersinnigkeiten und Fehler Van de Velde's in der Konstruktion von Holzarchitektur" bei Keller & Reiner und bei Gebr. Cassirer in Berlin hinwies. Zu guter Letzt ist das „Ende vom Lied" doch nur wieder einmal: Es kann eben keiner aus seiner Haut heraus, nach über seinen eigenen Schatten springen! Aber schon treiben sie's ganz so, wie unsere l. Herren Gelehrten in „akademischen" Zeitschriften und in „litterarischen Sprechsälen", wenn sie „außer Verantwortung der Redaktion" reden, d. h. sich in die Haare geraten! Im Übrigen hatte Hermann Obrist gelegentlich mit Fug und Recht darauf hingewiesen, daß es auch schon vor Herrn van de Velde ein „modernes Kunstgewerbe", und mit recht ansehnlichen Namen als Vertretern, in Deutschland gegeben habe.

„Die Schack-Galerie an der Briennerstraße bleibt durchgreifender Reparaturen wegen, die sich auf das Äußere und Innere des Hauses erstrecken, auf etwa 14 Tage geschlossen" — so las man in Münchner Blättern ausgerechnet gerade zur Zeit des lebhaftesten Fremdenverkehres in der bayerischen Residenz. — Auch das las man an derselben Stelle, und dies wälzt uns einen Stein vom Herzen: „Auf Erkundigung hin wird uns von zuständiger Seite mitgeteilt, daß Herr Lautenschläger mit dem Juli des kommenden Jahres in Pension zu treten gedenkt." . . . In der That, ein wahrer Alpdruck würde durch diesen Abgang des Feerien-Meisters unserer Hofbühne von unserem heimischen Theaterleben wohl genommen. — Und endlich findet sich in den Berichten über das Düsseldorfer Goethe-Spiel, abermals bei Münchener Tageszeitungen, auffällig genug folgender übereinstimmende Passus: „Hatte man sich doch allenthalben sehr darüber gewundert, daß mit Ausnahme von Clara Ziegler während der ersten drei Festspieljahre niemals Münchener Künstler zu den Festaufführungen beigezogen worden waren." Allerdings, die Verwunderung könnte ja nicht groß genug darüber sein, wenn wirklich die Münchner Schauspielkunst zur Zeit auf der vollen künstlerischen Höhe, hors concours, stände — wenn . . . Sanft freilich dürfte das alles am Ende seine sehr guten Gründe gehabt haben!

Zur Herkunft des „Übermenschen" stellt der Hausgermanist des „Tages", dem nichts so fein gesponnen, es käm' nicht endlich an die Scherl'sche Sonnen, halbamtlich gleichsam fest: In der „Nibelungen Klage", einem höfischen Gedichte, welches in alten Handschriften dem Nibelungenlied beigefügt ist, heißt es Vers 115 ff.:

es het wider ir hulden
geworben alsô sêre
Hagen der überhêre,
das siz lâzen niht enkunde
sine müese bî der stunde
rechen allès, daz ir was.

Demgemäß wäre also Hagen als der erste „Überherr" zu betrachten; und wirklich paßt zur Charakteristik dieser Gestalt nicht wenig die Bezeichnung als „Herrenmensch jenseits von Gut und Böse". Daran mag aber derjenige zugleich auch sehen, wie sehr er Unrecht hatte, welcher sagte: „Nietzsche habe aus dem Siegfried einen Cesare Borgia gemacht." Wenn doch nur endlich diejenigen, welche Nietzsche nicht, aber nur oberflächlich gelesen haben, die vornehmste Tugend des Philosophen wenigstens für sich annehmen wollten — zur rechten Zeit und an der rechten Stelle zu schweigen!

Über den ambulanten Gerichtsstand der Presse hat Reichsgerichtsrat

Dr. Stenglein im „Zeitungs-Verlag", dem Organ des „Vereins Deutscher Zeitungsverleger", interessante Ausführungen veröffentlicht, die in der Forderung gipfeln, dem § 7 der Strafprozeßordnung den Absatz 2 beizufügen: „Der Gerichtsstand für strafbare Handlungen, welche durch die periodische Presse begangen werden, ist bei demjenigen Gerichte begründet, in dessen Bezirk die erste Ausgabe eines Blattes erfolgt ist." Allein das kann auch wieder nicht das Richtige treffen; denn darnach müßte der Herausgeber dieser Zeitschrift ja in — Dresden zuständig sein, während er sich doch gerne — was man ihm gewiß nicht weiter verübeln wird — die Vorteile des bayerischen Presse-Gesetzes, mit der Anwartschaft auf eine Verweisung vor die Schwurgerichte, auf alle Fälle sicher genommen hätte. Ähnlich merkwürdige Fälle liegen übrigens auch noch beim „Kunstwart", „Türmer", „Kyffhäuser" u. A. vor, wo Redaktion und Verlag gleichfalls getrennt, an verschiedenen Orten arbeiten.

Eine bemerkenswerte Urteilsbegründung geht neuerdings durch die bayerische Presse. Eine 16jährige Volontärin hatte ihrer Kollegin eine goldene Uhr gestohlen und stand deshalb vor dem Münchner Schöffengerichte, das die Strafe des Verweises aussprach. In den Gründen führte das Urteil aus, daß bei dem hohen Werte des Gestohlenen eigentlich eine Gefängnisstrafe auszusprechen gewesen wäre. Allein das Gericht sei der Anschauung gewesen: es sei vielleicht doch besser, wenn die Angeklagte in ihrem jugendlichen Alter noch nicht Bekanntschaft mit dem Gefängnis mache, da es sehr fraglich sei, ob sie durch den Verkehr mit Gefangenen gebessert werde. — Jetzt nur noch einen Schritt weiter im konsequenten Denken, und man muß und wird unfehlbar bei einer Übertragung dieses Grundsatzes auch auf die ausgewachsenen Delinquenten, d. h. bei der Deportation mit Kultur-Arbeit, alsdann anlangen. Nämlich auch bejahrtere Sträflinge pflegen durch den Verkehr mit Gefangenen nicht gerade „gebessert" zu werden.

Die Zitherspielerei hat in — Weimar einen höchst auffälligen, ganz außerordentlichen Erfolg errungen, indem der Großherzog von Weimar das Protektorat über den dort im August stattfindenden „Kongreß des Verbandes Deutscher Zithervereine und des Süddeutschen Zitherbundes" übernommen hat. Das Konzert sollte sogar im dortigen „Hoftheater" abgehalten werden. Nein, wirklich — das hätte der jugendliche Großherzog doch nicht thun müssen! Diesmal hat uns wirklich einmal München mit seiner Haltung sehr gefallen, Weimar dagegen arg mißfallen: unsere „königl. Akademie der Tonkunst" samt „königl. Odeon" durfte davor glücklich bewahrt bleiben; nicht so leider auch das Theater Goethe's, Schillers, Franz Liszts und — Carl Alexanders.





Neues von Wilhelm Bölsche.*)

Bölsche gehört weder zu den einsamen Denkern, die überhaupt für kein Publikum schreiben, noch zu den Grandseigneurs des Geistes, deren Veröffentlichungen allgemein für die geistige Aristokratie Europa's und Amerika's bestimmt sind. Er schreibt für mehrere unterschiedene deutsche Kreise; für ein gemäßigt liberales Publikum in der „Deutschen Rundschau", sodann für bildungsbedürftige Männer einer radikaleren und dem Sozialismus sich nähernden Leser- und Hörerschaft, endlich für die große Anzahl derer, die ihm mit Vergnügen folgen, wenn er die Resultate der modernen monistischen Naturforschung in einer leichtfaßlichen und dichterisch warmen Naturanschauung glücklich popularisiert. Bölsche schreibt für Viele; nicht immer für Vorgeschrittene, noch für allzu Wählerische. Er ist der geborene Popularisator. Das soll ohne Vorwurf gesagt sein; eher als Verteidigung. Wenn er über Goethe spricht, ist es in erster Linie der Vorahner kommender naturwissenschaftlicher Ideen, den er meint, höchstens noch der Dichter des „Faust". Ihn kennt und liebt er, und Geist von seinem Geiste fühlt er sich. Nächst Goethe hat auf seine Thätigkeit als Ganzes Haeckel, auf seinen Stil Hermann Grimm, auf seine Anschauung von Welt und Mensch auch Fechner eingewirkt. Die Männer, deren Namen der jetzigen Generation verehrungswürdig sind, Nietzsche, Maeterlinck, D'Annunzio (um nur diese drei häufigst genannten und am ungleichsten zu wertenden zu nennen), scheinen ihn nicht beeinflußt zu haben. Beziehungen auf Maler oder Musiker finden sich kaum bei ihm. Er gehört, als Besonnener und Beratender, als Helfender und Theoretiker, zu dem Kreise der Berliner Reformatoren der neunziger Jahre: zu den Brüdern Hart, zu Bruno Wille und zu demjenigen Gerhart Hauptmann, der „Vor Sonnenaufgang", „Das Friedensfest", „Die Weber", „Einsame Menschen" geschrieben und sich noch nicht mit der „Verwunschenen Glocke" bloßgestellt hatte. Es gab damals noch zwei solcher Melanchthonnaturen: Leo Berg und Laura Marholm. Bölsche ist gesünder und reicher als jene Beiden; sein thatsächliches Wissen ist größer, sein Gebiet weiter. Rheinländer von Geburt, hat er sich nicht verberlinert, und diese seine Vorpostenstellung „Hinter der Weltstadt" ist es, die ihm freieren Blick, ruhigeres Auge und sichereren Gang bewahrt hat. Was er schreibt, ist manchmal hausbacken, manchmal geschmacklos, aber gesund, in einem gewissen Sinne tüchtig, für ein bestimmtes Publikum förderlich.

Seine kleine Schrift über Goethe ist aus zwei Vorträgen entstanden, die er beide aus dem Stegreif gehalten hat, den ersten vor 2000 Arbeitern in Frankfurt, den zweiten bei der Festversammlung des Giordano Bruno-Bundes für einheitliche Weltanschauung zu Berlin vor 1200 Zuhörern. Diese Entstehungsgeschichte ist für Bölsche bezeichnend, und einer Beurteilung zu Grunde zu legen. Doch selbst für eine Festrede vor einfachen Leuten ist der Stil dieses Vortrages nicht immer angemessen — das darf nicht ver-

---

*) Goethe im 20. Jahrhundert. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Edelheim. (57 Seiten, 1 Mark.)

Die Eroberung des Menschen. Ebenda. (52 Seiten, 2 Mark.)

Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Leipzig, Eugen Diederichs. (347 und XII Seiten, 5 Mark.)

schwiegen werden. Er ist stellenweise geschmacklos, geschraubt, bilderwütig, sprunghaft. Über eine so schlichte Größe wie Goethe sollte man nur einfach, klar und still sprechen und schreiben, in der Art Hermann Grimms, die Bölsche gut charakterisiert, aber nicht immer nachahmt: „Es ist nicht nur das falsche Pathos, sondern auch das echte, im Sinne einer bestimmten Kunstform, das Grimm wie mit Absicht verschmäht. Der Inhalt mag auf der höchsten Höhe wandeln; der Leser gerät in das Kreuzfeuer äußerst schlichter Sätze, fast als wohne er einem Gespräche bei, wo jeder sein Bestes giebt, aber auf gar keine bestimmte Form achtet, nur bemüht, das Innerlichste möglichst scharf herauszubringen. In den Worten, den Beiworten fehlt jeder Prunk." Abgesehen von den berührten stilistischen Mängeln, enthält der Vortrag eine Fülle treffender Gedanken und kluger Bemerkungen, wenngleich Bölsche der vielleicht von Fechner überkommenen Neigung zu Exkursen allzu sehr nachgiebt. — Der Vortrag über die Entwicklung des Menschen in dreifacher Hinsicht, des embryologischen, des prähistorischen, des darwinistischen Menschen, wobei mir der dritte Ausdruck nicht ganz glücklich gewählt scheint, ist ein typisches Beispiel für Bölsche's Geschicklichkeit, die Ergebnisse fremder Forschung enthusiastisch anzuordnen und darzustellen. Der Ton ist frisch, oft burschikos. Wie viel allerdings von diesen schönen Konstruktionen thatsächlich stimmt, könnte nur der das Material gleichmäßig beherrschende Naturforscher nachprüfen und entscheiden. Immerhin ist Bölsche's Thätigkeit in ihrer Wirkung auf weitere Kreise nicht zu unterschätzen. Er fühlt sich offenbar hier am besten zu Hause und als einen legitimen Abkömmling jenes Salomo, von dem es im ersten Buche der Könige heißt, daß „er dichtete über die Pflanzen, von der Zeder auf dem Libanon an bis zum Hysop, der an der Wand wächst, und über Vieh und Vögel, Gewürm und Fisch". — Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn Bölsche litterarische Essays schreibt. Was ihm hierzu fehlt, ist die eigentliche kritische Feinheit und der psychologische Spürsinn. Er ordnet an, baut auf, faßt zusammen, aber er analysiert nicht; er erklärt, demonstriert, aber er ist nicht neugierig, nicht artistisch; trotz seiner wesentlich aprioristisch-synthetischen Art giebt er selten ein deutliches Porträt. Alle seine Aufsätze beginnen mit einem eigentümlichen und interessanten Gedanken, aber im Folgenden wird man immer weniger gefesselt, beinahe ungeduldig. Er schreibt ganze Seiten, die ersten Ranges sind, und wieder solche, die man ärgerlich zwei, drei Mal liest, weil man nicht einsieht, was sie gerade an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange wollen. Man liest seinen Aufsatz über Novalis, und ist am Ende erstaunt, daß man keinen Eindruck davonträgt, als den einzelner gescheiter Sätze, die mit dem Namen Novalis in einen etwas erzwungenen Zusammenhang gebracht sind. Die paar Seiten über Fontane bringen nicht genug Persönliches. Persönliches enthält nun das Essay über die Brüder Hart wohl, aber es wird nicht recht lebendig. Der zweite Teil des Aufsatzes über Hauptmann beschäftigt sich mit der Broschüre Hans Landsbergs „Los von Hauptmann", und zwar in recht absprechender Weise. Ich muß gestehen, daß ich diese Broschüre (erschienen bei Hermann Walther in Berlin) für das Beste halte, was bisher über den Dichter geschrieben worden ist, und zwar gerade wegen der warmen Würdigung seiner Vorzüge. Ich mißbillige höchstens den marktschreierischen Titel und die unverständige Zusammenstellung der Namen Nietzsche, Ibsen und Böcklin. Aber als Ganzes scheint mir diese Schrift sehr geeignet, über Gutes und Schwaches bei Hauptmann in's Klare zu kommen, und ich finde die Art Bölsche's ungerecht. Dagegen ist der Nachruf „an der Mumie von Georg Ebers" gerecht und herzlich wohlwollend, derjenige über Hermann Grimm als Ganzes gut und verständig, wie überhaupt Bölsche derjenige ist, welcher Hermann Grimm die Leichenrede zu halten berufen wäre. (Es ist übrigens

ein seltsames Zusammentreffen, daß Hermann Grimm und Adolf Bayersdorfer so kurz nacheinander starben, von denen jeder für sich eine hohe, seine und eigentümliche Kultur darstellte.) Der Aufsatz über die Ebner-Eschenbach redet zu viel von andern Dingen, ebenso derjenige über Heine. Den Anregungen über „Freie Universitäten", eine „Journalisten-fakultät", „Frauenuniversität" und „Arbeiteruniversität" wird es zum Mindesten nicht nützen, daß sie in diesem Buche eingeschoben sind; sie sind so erwägenswert und fruchtbar, daß sie, aus diesem Zusammenhange losgelöst und als selbständige, zur Debatte anregende Broschüre herausgegeben zu werden verdienten. Hier ist Bölsche in seinem Elemente; er ist eine mehr starke als seine Intelligenz, die auf's Praktische, auf's Organisieren angewiesen wäre und sich, unter unsern gegenwärtigen Zeitverhältnissen, mit dem Theoretischen begnügen muß. Das letzte und umfangreichste Stück des Buches (fast 100 Seiten) handelt über Fechner. Wir feiern in diesem Jahre die Jahrhundertfeier seiner Geburt, und das hat den Mann auf einige Zeit wieder in den Vordergrund gebracht. Ob allerdings Fechner uns noch viel sein kann, scheint mir fraglich. Ich glaube nicht an unzeitgemäße Geister, die erst nach 50 Jahren wirken; in solchen Fällen liegt fast immer eine Überschätzung vor oder gar eine Mode oder aber eine Unkenntnis der zeitgenössischen Wertung. Ausgenommen sind Fälle eines allzu frühen Todes, wie bei Georges Bizet, bei Novalis, bei Keats, um nur diese drei zu nennen. Das Bedeutende und Bleibende Fechners wirkt schon längst und ist nicht mehr hinauszubringen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt auch hier. Es ist vielleicht eine Folge jenes Gesetzes, oder aber eine Kompensation im Sinne Emersons, daß die bei Lebzeiten nicht genug anerkannten Geister eine posthume Überschätzung erfahren, und umgekehrt. Diese Überschätzung begeisterter Jünger ist sogar in gewissem Sinne wertvoll, wenn sie nicht, wie in dem bekannten Falle Reichel-Gottsched, zur Monomanie wird. So sind auch die Studien Pastors und Bölsche's über Fechner wertvoll und zu begrüßen. Eine Stelle aus der Abhandlung des Letzteren möge hier folgen, als typisches Beispiel, wie er es immer darauf anlegt, den Gegenstand seiner Darstellung mit den Lebensfragen unserer gegenwärtigen eigentümlichen Zwitterkultur zu verbinden: „Fechner selber hat geglaubt, er hielte am Christentum fest. Und doch hat er an der entscheidendsten Stelle, wo er sich über dieses Christentum äußert, in dem wundervollen sechsten Kapitel der ‚Tagesansicht', den Satz drucken lassen: ‚An eine Verderbnis des ganzen Menschengeschlechtes, ja der ganzen Natur als Folge von Adams Apfelbiß, an einen Gott, welcher des Kreuzestodes seines Sohnes bedurfte, um sich wegen der Schuld der von ihm selbst mit sündigen Trieben geschaffenen Menschheit versöhnt zu finden, an eine ewige Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, welche über zeitliche Sünden und mangelnde Gläubigkeit ewige Höllenstrafen verhängt, und an wievieles noch läßt sich nicht ewig glauben; der Orthodoxe täusche sich doch nicht.' Nun, ich denke, mehr ist allerdings nicht nötig. Wenn wir diesen Ast mit allen seinen Nestern als veraltet und unhaltbar absägen, — dann sind alle Gebildeten von heute Christen. Die schlichten Wahrheiten und Wohltaten des Evangeliums, die nach Abflattern dieses schwarzen Schattens übrig bleiben: den Nächsten zu lieben; mit dem Armen das Brot zu brechen; die Sünderin nicht zu steinigen, weil keiner sich rein genug fühlt, den Stein aufzuheben; die Geldwechsler aus dem Tempel zu jagen; und Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, — — in denen sind wir alle einig auch außerhalb der Kirche, so weit wir echte Kulturmenschen sind . . . Nach meiner Ansicht ist der tiefste Stand religiösen Empfindens da, wo man Religion nur noch zuläßt gegen das Opfer des Wissens, der Forschung, der Erkenntnis und der Logik und wo man dem religiösen Empfinden den Lebensnerv durchschneidet, sich in neue,

verjüngte Weltanschauungen immer wieder hineinzuentwickeln. Mag man an Stellen, wo das gefordert und gethan wird, noch so viel von Religion reden und sich wohl gar schlechthin für Verkörperung dieses Wortes halten, — für mich ist dort der Gefrierpunkt jeglicher religiösen Erhebung."

Vielleicht ist Bölsche, mit seinem ungestümen Thätigkeitsdrange und Produktionsbedürfnis, im Sinne Goethe's als politischer Schriftsteller zu bezeichnen: „er schreibt keine Zeile, die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete". Er ist ein rastloser Kulturpionier, und darum sollen diese Zeilen, in denen ihm das eine oder andere Tadelswort nicht erspart bleiben konnte, mit aufrichtiger Anerkennung doch seines reinen Strebens, seiner Arbeitsenergie und seines starken Vermögens der Belebung und Anregung schließen. Autoren wie er sind für eine in unklarer Bewegung sich mühende Zeit wertvoll und hochzuschätzen.*) Dr. Josef Hofmiller.

*) Es ist hier vielleicht der passende Ort zu einer Aufklärung, welche durch eine bezügliche Veröffentlichung der „Gesellschaft" gerade gebracht zu haben, deren Schriftleitung zu aufrichtiger Genugthuung gereichen darf. Unsere Leser erinnern sich gewiß noch der Kontroverse Diederichs-Coffmann (aus dem II. Vierteljahr dieses Jahrganges). Wie Wilhelm Bölsche später brieflich festgestellt hat und eigentlich mit Händen zu greifen war, lag der Auffassung des Verlages ein bedauerlicher Irrtum zu Grunde. Der Autor hatte gelegentlich im Gespräch mit seinem Verleger nur darauf hingewiesen, daß ihm die Idee zu einer Arbeit wie derjenigen über das „Liebesleben in der Natur", in dieser Form der persönlichen Du-Anrede nämlich, bei der Lektüre von Platons „Gastmahl" gekommen war. Und dieser rein historische Thatbestand einer Anregung erscheint in der That so wenig verfänglich in irgend einem Sinne, daß ihn der Autor sogar auch in einer Selbstkritik jenes seines Buches (in der „Wiener Mode") öffentlich ruhig mit erwähnt hatte. D. Schriftl.

Romane und Erzählungen.

Mathieu Schwann: Liebe. Leipzig, Eugen Diederichs.

Die in diesem Bande vereinigten Skizzen, Schilderungen und Gedanken lassen Gestaltungskraft und Ausgereiftheit vermissen. Es sind begeisterte Predigten über die Schönheit der wahren und die Erbärmlichkeit der konventionellen Ehe, die alle von der reinen und vornehmen Gesinnung des Verfassers zeugen; aber, um selbst als Laienphilosophie zu wirken, fehlt ihnen eine ausgesprochene Eigentümlichkeit: es wird in dem monotonen Buche zu viel, zu lang und zu durchschnittmäßig geredet und geschulmeistert. Die Gesinnung verdichtet sich nicht zum Kunstwerke; zu viel reiner Idealismus in der Art eines modernen Zschokke. Der angewandte Idealismus, die Entwicklung der Ideen an einem Einzelfalle, das Lebendiggestalten all der schönen und guten Gesinnung erst würde das Buch zu dem machen, was dem Autor vorgeschwebt ist: zu einer künstlerischen Paraphrase des mächtigen Zarathustra-Kapitels „Von Kind und Ehe". Weil wir Schwann für einen gescheiten Kopf halten, der nur seinen eigenen Leistungen gegenüber von seiner Begabung als Kritiker nicht genug Gebrauch macht, mußten wir ihm das offen sagen. Dr. Jos. Hofmiller.

Der Traum vom Weibe. Roman von Max Messer. Dresden, Carl Reißner.

Dieser Traum vom Weibe mutet wie eine Palette an, auf der zartfeine Farben so kunstvoll gemischt sind, daß sie sich ausnehmen wie mit Sonnenstäubchen überhauchte Perlmutterflimmer. Visionäre Erlebnisse aus dem Werdegang einer Jünglingspsyche, deren gaukelnde Zartheit wie Filigranmusik wirkt, deren Mondscheintöne von wunderhaften Blüten umduftet werden. Nur sind es der glühenden Töne und klingenden Farben ein wenig viel. Und der Duft des Phantasiereigens, den die aus der Tiefe herausgelauschten werdenden Empfindungen schlingen, die sich gern als Weltenrosennebel geben, scheint parfümiert.

Einem Wald- und Wiesenmenschen wenigstens. Dieser in lichter weiter Bläue schwimmende Florentin, aus der alle Atome seines Wesens den Frieden schöpften, der sich wie etwas Unendliches fühlt, etwas, das nicht ab- und nicht zunehmen konnte, der dabei merkwürdiger Weise etwas so Großes und Weites war, daß er in sich selbst wachsen konnte, ohne seine Grenzen verlassen zu müssen, dieses Florentin Leibhaftigkeit wird nicht unbedingt glaubhaft scheinen, auch wenn er in seinen sublimen Seelenvorgängen das Geschehnis hat, daß er das All selbst ist, das Leben, das vom „leben" unabhängig ist und fortdauern muß u. s. w. Vielleicht weil er die Unmenge der rohen Lebenskräfte abhalten, bekämpfen, besiegen mußte, die ihm verwehrten, die dreimalheilige Stunde auszukosten, da er größer wurde als die Lebenden? Merkwürdig. Also dieser sublime unleibhaftige Florentin träumt einen Traum vom Weibe. Von dem Weibe, das wunderschön ist und eine täppische und kriechende Seele hat. Er besitzt sie schließlich, sie, deren fürchterlicher Stolz es verschmäht hatte, die Liebe seiner Seele zu empfangen, um die letzten Flammen seiner Seele und den beginnenden Brand seiner Sinne zu löschen. Nachher mag ihr Leib zur Dirne werden. Trotz dieser Vorreflexion läuft er in brennender Liebe zur heiligen Stunde. Danach fühlen Herz und Auge nur nach vorwärts. Er wittert Morgenluft. Ob auch das ein Traum?

Gräfin H. von Schweinitz.

Elsa Plessners „Gläserner Käfig" (verlegt bei Leopold Weiß in Wien) ist eine Reihe von Novellen, die sich alle mehr oder minder in den Rahmen der symbolischen Skizze einfügen lassen, welche der Sammlung den Namen giebt. Voll feiner Satire ist diese Idee vom gläsernen Käfig, in dem ein Zauberer ein junges Menschenkind gefangen hält. Der Käfig steht an der großen Lebensstraße und bietet seiner Bewohnerin allen Komfort: ein weiches Ruhelager, köstliches Essen, edle Weine, viele Bücher, eine goldene Harfe; aber er verwehrt jedem warmen Sonnenstrahl, jedem Wohlgeruch den Eingang. Er hält ebenso den brausenden Frühlingssturm ab, wie den rosigen Blütenschnee. Das Mädchen sieht Tag für Tag auf der Lebensstraße tausende von Menschen daherziehen in Leid und Freud, in Schmerz und Glück — ihm selbst bleibt alles ferne, denn nur ein ganz kleines Tierchen hat der Käfig, man kann durch dasselbe nicht gehen, sondern nur eben kriechen. Das Mädchen will aber gar nicht hinaus. Das heißt: lange nicht. Bis eines Tages ein Mann vor dem Käfig erscheint, mit dem sie ach, so gerne! gienge. Aber als er sie bittet, durch das Thürchen zu kriechen, da antwortet sie ihm: „Ich würde mein weißes Kleid beschmutzen!" Da verzichtet er und geht. Das Mädchen kann die Sehnsucht nach ihm doch nicht vergessen und flucht dem, was gewesen, bis die Nacht kommt, die lange Nacht, in der alles erstarrt und vergeht. Der Zauberer aber geht mit seiner schönen Geliebten im Garten spazieren, und wie sie ihr Bedauern ausdrückt über die Ärmste, sagt er lächelnd: „Warum nur hat sie das Zauberwort nicht gebraucht! es ist ja so einfach: ‚Zerbrechen!', der Käfig ist doch nur aus Glas."

Die Menschen in Elsa Plessners Geschichten sitzen alle mehr oder minder im gläsernen Käfig. Mag derselbe heißen wie immer: Konvenienz („Begräbnis"), gesellschaftliche Heuchelei („Baby"), Prüderie, moralische Feigheit („Selbstmörder"), Mutlosigkeit, das Glück zu fassen („Warten"), Hysterie („Warum"), Dekadence („Reminiszenz"), kaltherzige Berechnung („Im Feuer geprüft") — alle umschließen sie die gläsernen Wände. Bezeichnend für diesen Rahmen ist ferner der „neue Herr Lehrer", ein sehr romantisch angehauchtes, sehr unwahrscheinliches Vorkommnis zwischen dem Vorsteher einer Taubstummenanstalt und dessen 16jähriger Schülerin. Abweichend

davon ist „meine Freundin Klathilde", die wahl durch das Thürchen des Käfigs kriecht — und zwar sehr auf allen Vieren kriecht — aber diese Abwesenheit aus dem Glashause mehr energisch als charaktervoll ableugnet.

Elsa Plessner hat in Wien ein Stück aufführen lassen: „Die Ehrlasen". Der klare Blick der Dramatikerin zeigt sich auch in dem Aufbau ihrer Navellen. Das ist weder himmelblaues Marlittum, noch krasse Emanzipatiansschwärmerei, sandern ein zielbewußtes Ringen nach natürlichem Recht und nach Wahrheit. Grund genug wahl, um ein beachtenswertes junges Talent in ihr zu erblicken. Lilli Arber.

Wiesbadener Valksbücher.

Wer weiß, was das ist? Und dach ist es etwas, was aan Vielen verlangt wird, die keine Ahnung davan haben, daß es existiert. Es ist die längst gefarderte billige Bibliothek guter zeitgenössischer Litteratur. Ausstattung und Billigkeit übertrifft fast alles, was an derartigen Unternehmen bisher gebaten wurde, die Auswahl ist gut, aber — wer weiß etwas daaau! Der Wiesbadener Valksbildungsaerein, der sich durch diese Schöpfung ganz außerardentliche Verdienste erwarben hat, scheint uns einen Fehler gemacht zu haben; in dem uns vorliegenden Katalag heißt es nämlich: Die Wiesbadener Volksbücher kännen nur durch die Buchhandlung Heinrich Staadt in Wiesbaden bezagen werden. Nun frage ich, wie Viele aus den breiteren Massen des Volkes werden, selbst wenn sie aan der Sammlung gehärt haben, eine Pastanweisung zur Hand nehmen, dann — mit Hilfe magischer Künste, denn man kennt ja das Gewicht der Bücher nicht — das Parta berechnen, welches vam Besteller zu tragen ist, und nun diese Pastanweisung mit einer Bestellung an die Buchhandlung aan Heinrich Staadt in Wiesbaden, Bahnhafstraße 6, absenden, ader aber sich den Kasten einer Nachnahmesendung aussetzen?

Ich sagte: selbst wenn sie van der Sammlung gehört haben. Von den Bekannten, mit welchen ich über das Unternehmen sprach, wußte keiner etwas aan der Existenz der Wiesbadener Valksbücher. Ich weiß seit ihrer Begründung van ihnen, weil ich Mitglied der „Gesellschaft für Verbreitung van Valksbildnng" bin; späterhin las ich einen einschlägigen Aufsatz, aam Anreger des Unternehmens für die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" geschrieben. Ich ließ mir den Katalag aan Herrn Staadt schicken; in diesem Katalag stehen aber erst fünf Nummern; inzwischen sollen weitere Nummern erschienen sein; ja, ich vernahm die dunkle Mär, daß eine der besten Erzählungen der Ebner-Eschenbach für 10 Pf. zu haben sei. Ich kann nur immer wiederhalen: wer weiß etwas daaan?

Leider sind die den Valksbildungsvereinen nahestehenden Persanen in vielen Gegenden Deutschlands noch ein sehr kleiner Teil des Valkes; es scheint uns zur richtigen Verbreitung der Wiesbadener Valksbücher nur Ein Weg zu führen: durch die Buchhandlungen. Ich habe in mehreren Münchner Buchhandlungen nach den Valksbüchern fragen lassen, mit dem Ergebnis, daß man nirgends etwas van ihrer Existenz wußte. Nun ist ja klar, daß an diesen Büchern nicht aiel für den Sartimenter zu aerdienen sein kann; aber das dürfte bei Reclam, Meyer und Hendel auch der Fall sein, denen übrigens das neue Unternehmen nicht Konkurrenz macht, sandern die es ergänzt; schließlich würde auch hier die Masse es bringen. Manche Sartimentsbuchhändler und Verleger werden es als einen Varteil erkennen, wenn auf diese Weise die breiteren Massen der unteren und aberen Stände mehr an's Bücherlaufen gewähnt werden; und manche, auch ahne sich einen Varteil zu ersehen, gerne eine salche Sache fördern. Wir richten daher an den Wiesbadener Verein und an den

Buchhandel die Anregung, sich entgegenzukommen.

Paul Nikolaus Cassmann.

Französische Litteratur.

La Mort de Corinthe, Roman von André Lichtenberger. Paris, Librairie Plon.

Dieses auf ernsten geschichtlichen Forschungen beruhende Buch ergriff mich wunderbar. Nicht nur, weil die letzten Tage des reichen, so hoch stehenden, ja mächtigen Staates Korinth auf's Lebendigste und Anschaulichste geschildert sind, sondern weil man aus diesen Seiten den innersten Herzensruf des Verfassers vernimmt. Wohl ist das alte Korinth tot und begraben, doch ein anderes Volk ist es heute, das Lichtenberger aufrütteln möchte zur That, zu zielbewußtem, energischem Schaffen, wenn er sagt: „Ist Griechenland nicht als das Opfer seiner entarteten Söhne untergegangen, ist es nicht dahingesiecht, weil diese sich nur ihren selbstischen Leidenschaften hingaben? Wer weiß, ob die ernsten Bemühungen einiger entschlossener Männer diesem dahinwelkenden Körper nicht neues Leben hätten einhauchen, den Zusammenbruch aufhalten, eine großartige Erhebung des ganzen Volkes herbeiführen und den dunklen Gang des Geschickes noch hätten wenden können? Wer kann es wissen? Keiner! Aber eine innere Stimme ruft laut, daß es Pflicht des Bürgers ist, jenen Versuch zu wagen, denn das Dahinsiechen des Vaterlandes bedeutet ein grenzenlos schmerzvolles Untergehen: jeder Einzelne, der leichtsinnig und charakterschwach seiner Pflicht vergißt, trägt die Verantwortung für den Untergang." —

La Faiseuse de Gloire, Roman von Paul Brulat (Paris, Vilerelle) schildert eine allverheerende Seuche, die zeitgenössische Presse mit ihrer widerlichen Kliquenwirtschaft, ihrer eklen Bestechlichkeit, ihrer allumfassenden Lügenhaftigkeit, ihrem selbstischen Strebertume. Leider nur zu naturgetreu sind alle Vorkommnisse dieses Buches dargestellt. Und doch verfehlt der Verfasser seinen Zweck, denn er häuft so viel Abscheulichkeiten und seine Darstellung ist so ingrimmig, daß der Leser wohl aufgereizt wird, aber schließlich über dieses tintenschwarze Gemälde die Achseln zuckt. —

L'Amour-Phénix von José Hennebicq. Paris, édition de l'Humanité nouvelle.

Diese Phönix-Liebe „entsagt allen Gütern der Erde, ausgenommen dem Edlen und Schönen". Die Helden dieses Buches haben „mit Perlmutter benagelte Finger" und reichen sich schlanke Hände, in denen die Verschlingungen der Adern wie durch Perlmutter leuchten. Alle haben sie „Wunsch und Willen aufgegeben; Schmerz und Hoffnung, Glück und Leid ist ihnen gleichgültig, sie streben nicht mehr nach Wissen, sie haben aufgehört, dieser vergänglichen Welt anzugehören und ‚erstrecken' sich in die Ewigkeit, in ewigem Lichte stellen sie Betrachtungen an." Ihre „Feuerseelen" streben nach übersinnlicher, unvergänglicher Liebe in „Ordnung und Schönheit, in Luxus, Ruhe und Wollust". Diese wenigen, möglichst wortgetreu übersetzten Proben genügen wohl, um zu zeigen, auf welchen überspannten Symbolistenton das Ganze gestimmt ist. —

Suzanne Braeutigam-Romane.

Russische Litteratur.

Im Verlage von Bruno und Paul Cassirer, Berlin, ist eine neue vollständige Ausgabe von Dostojewski's großem Roman „Der Idiot", deutsch von August Scholz, erschienen. Dies Unternehmen, das hoffentlich zu einer Gesamtausgabe von Dostojewski's Werken in gleich vorzüglicher Übertragung führt, ist nur freudig zu begrüßen. Denn dieser Roman ist nicht alt für uns; er birgt im Gegenteil immer noch mehr Zukunft in sich als das Meiste, was wir später hervorgebracht haben.

Ich kann hier nur kurz darauf hinweisen. Es ist der Geist des jungen Rußland, aus welchem dies Buch geboren ist, dieser Geist der großen Liebe, der Alles, was unter ihm lebt und webt, mit seiner Glut verklärt, der auch uns in seinen Kreis zieht. Eine ungeahnte Kraft scheint ihm inne zu wohnen, eine beinahe religiöse Macht, die vielleicht gar nicht erst eines Dogma's bedarf, um zu siegen —

Auch in diesem Buche können wir jetzt ruhig entbehren, was Dostojewski als Dogma hineingelegt hat — wir fühlen, dies Werk ist zu groß dafür, es hat das Leben in sich — und das wird immer nur verkleinert durch ein Dogma, eine Lehre. Aber das Leben unverkleinert zu geben — so weit menschliche und künstlerische Kraft dies vermag — ist allen großen Schaffenden Gesetz. Und so sehen wir hier das Leben sich entfalten in verwirrender Pracht. Die Träger dieses reichen Lebens, diese Menschen, scheinen nicht mehr Werkzeuge des Dichters, nach seinem Willen — sie leben ihr eigenes Leben, in solcher Ganzheit und Fülle, daß wir fast erschrecken. Es ist ein Anblick nur für Starke, so in das wirre Gewebe des Lebens hinabzublicken wie in einen Abgrund, zuzusehen, wie es immer mehr sich verstrickt, unaufhaltsam, von einem für unser Auge allzu dunklen Anfang aus — wie es sich ballt zu schweren Wolken, von Schicksalen trächtig. Tastend suchen die Menschen ihren kleinen Weg, der sich immer mehr vor ihnen verbaut — bis sie in einer Art wollüstigen Grauens, sich dem Abgrund entgegentreiben lassen, der nur auf sein Opfer wartet.

Diese Ohnmacht — wir spüren es wieder einmal wie einen Schlag — ist auch uns gegeben. Wir sehen uns selbst in diesem Buch, wir reden, wir wollen, wir suchen, wir rechten und urteilen, wollen Andere formen nach uns — kurz, das schönste Puppenspiel thut sich vor uns auf, aber wir selbst sind's, mit denen da gespielt wird. Grausam und stumm sitzen die Mächte da und schauen zu. Das Alles wäre furchtbar anzusehen — aber da ist diese Liebe und Wärme, dies Kinderlächeln voll verschwiegenen Glückes — all das Furchtbare mit tieferm, wissenden Blicke anschauend, mächtig genug, die Abgründe zu überdecken.

Vielleicht ist diese Rettung nur ein Wahn — das wäre ein Anblick, noch grausamer.

Demselben Geiste, derselben Erde haben wir wieder eine neue Frucht zu danken. Ebenfalls bei Cassirer sind in 5 Bänden ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki erschienen. Auch der Verlag Eugen Diederichs, Leipzig, hat zwei Bände von diesem Gorki, in anderer Auswahl, herausgegeben. Gorki ist der Dichter der „Verlorenen Leute", aller derer, die vom Leben ausgestoßen sind in eine Welt von Hunger, Sorge, Verbrechen — und die gerade darum so reich sind an verborgenen Schätzen. Diese Welt thut sich vor uns auf mit all ihren Wirklichkeiten. — Es ist von Nutzen, hierbei an Zola, Maupassant zu denken — deren Welt steht heute kalt, in harten, grellen Farben vor uns — wieder ist es hier der heilige Geist Rußlands, der all dies zerlumpte, vogelfreie Elend mit seiner Liebesglorie umstrahlt.

Es sind einfache Erzählungen, meist aus dem unstäten Wanderleben, das Gorki am eigenen Leibe erfuhr. Die einzelnen Bilder sind in eine landschaftliche Stimmung von mächtiger Poesie getaucht — gleichsam der versöhnende Gegensatz zu dem wirren Treiben der Menschen. Diese Menschen — Nietzsche würde sich an ihnen freuen — stehen wundervoll plastisch vor uns, in all ihrer Raubtierschönheit — ohnmächtig in Fesseln knirschend, in Fesseln aus der Macht der Vielzuvielen, aus den eigenen dunklen Trieben — dann wieder frei daherschreitend im göttlichen Spiel der Leidenschaften, siegend und unterliegend, grausam und gütig — und, nicht zuletzt, mächtig durch

List und Verschlagenheit, unbekümmert um Recht und Unrecht, durch's Leben treibend, Choos im Chaas. —

Auch dies kann nur ein Hinweis sein. Aus der Fülle herausheben möchte ich nach die drei größeren Erzählungen, die am stärksten Garki's Persönlichkeit und Kunst zeigen: „Das Ehepaar Orlow", „Der Pilger" (bei Diederichs „Der Vagabund") und „Konowalow". Und diese letzte wiegt am schwersten. Die Übersetzungen, bei Cassirer van Schalz, bei Diederichs von Feosonoff, bemühen sich, Garki's Stil gerecht zu werden; die van Scholz mutet mich ursprünglicher und fließender an. —

Aus der kleinen Bibliothek Langen, München, liegt endlich noch ein Bändchen var von Anton Tschechaff: „Ja, die Frauenzimmer!" Es tritt naturgemäß diesmal hinter den aorigen Erscheinungen zurück. Sanst kann man auch diese Erzählungen nur loben, so ungleichwertig sie allerdings gemischt sind. Die erste, größere Erzählung scheint mir die beste. Es liegt nahe, Tschechoff mit Gorki zu vergleichen. Er gehört derselben Zeit an, die Form der Erzählungen, oft auch ihr Milieu, ihre Typen ähneln sich. Gorki's Staffgebiet ist beschränkter als das von Tschechoff; tratzdem, oder gerade deshalb, erscheint Gorki schwerer, massiver, tiefer bahrend und höher steigend. Gearg Trepplin.

Marim Garkij: „Der Individualist" (Prochodimetz) und „Der sanderbare Leser". — Übersetzt von P. Jacofleff. Mit Buchschmuck van O. R. Vossert und F. O. Behringer.

Es ist nicht nötig, den vielen lobenden Kritiken über den mit Recht so schnell zum Ruhme gelangten jüngsten russischen Schriftsteller Maxim Gorkij, eine neue hinzuzufügen. Gorkij hat sich im Sturme mit seinen Schriften die ganze gebildete Welt erabert. Wünschenswert war es aber, auch den, der russischen Sprache nicht mächtigen Lesern, Maxim Garkij's Werke durch gute Übersetzungen zugänglich zu machen. Das ist schon von verschiedenen Seiten versucht worden, liest man doch schon Maxim Gorkij im Zeitungsfeuilleton. Aber was alle bisherigen Übersetzungen vermissen ließen, war ein bei Gorkij durchaus nötiges Beibehalten der russischen Art und der so individuellen Manier seines Erzählens. Maxim Gorkij klingt in seiner ganzen Art als der Sahn seines Volkes. Raubt man ihm dies durch mangelhafte Übersetzung, so giebt man von ihm und seinen Schriften ein falsches Bild. Wohl ist schon versucht warden, ihm seine Eigenart zu bewahren; bald litt hier aber die deutsche Sprache, bald wurde das Original mißhandelt. Vor mir liegen drei kleinere Werke Gorkij's, übersetzt van Fr. P. Jacofleff, erschienen bei Rich. Wäpke, Leipzig, in 2 Bändchen. Das erste Bändchen bringt: Ein Individualist (Prachodimetz), das andere drei Erzählungen: Der sonderbare Leser und Zwei Wanderungen des Teufels. (So viel ich weiß, erscheinen alle Erzählungen zum ersten Male in deutscher Übersetzung.) Warum der Übersetzer Gorkij's Titel der Erzählung „Prachadimetz" in „Der Individualist" umändert, will mir tratz der dazu gegebenen Erläuterung nicht klar werden. Die wörtliche Übersetzung: Der Gewanderte, würde tratz des Nebengedankens Landstreicher, Schlaufuchs, meinem Gefühle nach durchaus mehr Gorkij's anspruchslose Art, ohne alles Tendenziöse, auch in seinen Überschriften wiedergeben, und dem „Ideengehalt" seines Werkes mehr entsprochen haben als „Der Individualist"! Doch das nur nebenbei. — Sonst hat es der Übersetzer meisterlich verstanden, sich mit der deutschen Sprache Gorkij's eigener Art des Erzählens anzupassen. Er hat, ohne irgendwo der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, aber das Fließende der Erzählung durch die manchmal schweren Russizismen zu stören, vorzüglich das Kalorit des Originals gewahrt, so daß mir die Entschuldigung für „manche Härten" gänzlich unbegründet erscheint. Das ist aber auch nur mög-

lich, wenn der Übersetzer, wie Dr. Jacofleff, als Deutschrusse gleich vertraut mit russischer Art und Eigentümlichkeit, wie mit der deutschen Sprache ist. Es ist nur zu begrüßen, daß Dr. Jacofleff durch seine Übersetzungen auch das deutsche Publikum mit den Werken seines Landsmannes bekannt macht. Hoffentlich folgen den kleinen Erzählungen bald die anderen Werke Gorkij's, die in Rußland schon in „gesammelten Werken" vorliegen. Die Ausstattung der Bändchen und der Buchschmuck, besonders die Zeichnung von O. R. Bossert, sind gut und geschmackvoll. Der Preis ist sehr niedrig, nämlich 1 Mk. für das Bändchen.

Hanns Holzschuher.

Olla potrida.

Vorbemerkung: Ich kann über die folgenden, von der Schriftleitung zur Rezension mir anvertrauten „Novitäten" nur referieren, indem ich mich von vornherein auf den Standpunkt des weitesten Lesepublikums stelle, welches über die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes unterrichtet sein will und oft auch aus mittelmäßigen und schlechten Büchern noch Nutzen zu ziehen weiß; denn von strengerem Standpunkte aus, dürfte keines der heute aufgeführten Bücher in ernstem Zusammenhange auch nur erwähnt werden.

D. Ref.

Zu Politik und Sozialwissenschaft.

Der deutsche Kaiser und sein Volk von Gustav Adolf Erdmann. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Gustav Adolf Erdmann ist ein patriotisch fühlender, gutgesinnter Mann; alter Militär, ganz erfüllt mit dem von seinem Dresdner Namensvetter analysierten „monarchischen Gefühl". Er hat volles Verständnis für die starke, in ihrer Art große Persönlichkeit des deutschen Kaisers und kämpft insbesondere für die kaiserliche Flottenpolitik. Monarchische Gefühle sind ihm nationale; nationale die eigentlich sozialen.

Mene Tekel! Wohin die deutsche Weltpolitik führt, von einem altmodischen Politiker. Berlin, Hermann Walther.

Der „altmodische Politiker" ist ebenso patriotisch begeistert wie Herr Erdmann, und zwar für das Gegenteil. Er ist gegen Flottenpolitik, gegen Kolonialpolitik, gegen Weltpolitik; malt einen herandrohenden Krieg an die Wand und weckt das „deutsche Volk" in der bekannten „zwölften Stunde".

Der Student und die Politik von Prof. Wilh. Förster. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften.

Der Vortrag des Herrn Förster legt einigen studierenden Jünglingen an's Herz, keine Weltpolitik, sondern akademische Interessen zu betreiben; niemand wird das beanstanden.

Weltpolitik und Völkerdegeneration von Dr. med. Alfr. Damm. Berlin, im eigenen Verlage.

Herr Damm, der früher in Frankfurt am Main und heute in Berlin die Menschheit regeneriert, ist uns ein alter Bekannter. Er stellt fest, daß „der Alkohol ein Völkergift", der sexuelle Mißbrauch schädlich und die „Menschheit" langsam im Absterben begriffen sei. Ich habe das nie bezweifelt. Einige darwinistelnde Anklänge über Vererbung, Entwicklungsethik und Menschheitszucht deuten auf den ganz naiven, tüchtigen Menschen, dem praktische Erfolge beschieden sein mögen!

Weckruf an Deutschlands junge Geister von Otto Lehmann-Rußbüldt. Berlin, Verlag „Renaissance".

Über den „Weckruf" urteile ich ungern scharf, denn es steckt der edle Idealismus einer frischen, ungebrochenen Kraft darin, die noch wenig ahnt von den schweren Problemen jener Gebiete, auf denen sie doktrinär reformiert. — Demnach sind die Begründungen des Herrn Verfassers ganz kindlich, dagegen (und das ist ja die Hauptsache) sagt er in der Sache viel Richtiges ... Proudhon, Warren, Ruskin, dazu Nietzsche, Stirner und Mackay sind seine Gewährsleute. In begeisterter Unklarheit glaubt er anarchistischen Ideen zu dienen, wo er sozialistische Ideale anwendet auf primitive agrarische Voraussetzungen. Ein näheres Eingehen auf solche

-Ideen würde hier viel zu weit führen. Es thut nicht not, daß jeder zur Mitarbeit an sozialen Reformen, „Menschheitsziele" und letzte Erkenntnisse vor Augen habe, zu deren Erreichung gerade die ästhetische Lebensrichtung jener individualistisch-anarchistischen Dichterdenker völlig ungeeignet ist. Vielleicht begnügt sich Herr Lehmann, statt in Amerika oder Afrika seinen Warren'schen Miniaturstaat zu gründen (wie er beabsichtigt), im Rahmen gegebener Zustände Wohn- und Wirtschaftskommunen gleichgerichteter Menschen, nach Art der Baugenossenschaften, zu gründen; Kommunen, welche ohnehin bald wie Pilze aus der Erde schießen werden . . .

Warum darf und soll man in der Lotterie spielen? Von Hermann Oesterwitz. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Die Broschüre ist der Geschäftsprospekt eines Lotteriekollekteurs. Man ist versucht, auf den fragenden Titel zu reagieren, wie der Soldat Cohnheim auf die Frage seines Leutnants: „Warum soll der Soldat freudig für Gott, König und Vaterland in den Tad gehen?" „Se haben Recht, Herr Leutnant, warum soll er?!"

Was sind Odd-Fellow-Brüder und was wollen sie? Von Hermann Oesterwitz. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.

Das Buch sagt einiges über die sehr allgemeinen Ideen und Absichten einer kleinen Freimaurersekte, über welche neuerdings der komische Pater Gruber (vulgo Hildebrand-Gerber), der ruhmbedeckte Übersetzer und spätere Widerleger Leo Taxils, einigen weiteren Unsinn beigebracht hat.

Zur Frauenfrage.

Das sexuelle Leben. Ein Fluch der Menschheit von R. St. Leipzig, Otto Weber.

Von der Verfasserin des „Fluches der Menschheit", Frau Amtsrat Rosa Stolle in Berlin, schmückt meine Bibliothek bereits ein ähnliches Besitztum: „Sklavenketten der Frauen". Ich kann mich begnügen, das ehrliche, von jeder Sachkenntnis ungetrübte Pathos und die echte Religiosität ihrer Predigt zu berühmen.

Hunger und Liebe in der Frauenfrage von Anna Bernau. „Freie Warte"; Minden, bei J. C. C. Bruns.

Von Frau Anna Bernau habe ich bereits eine andere Schrift über „Pietät" hier besprochen. Auch diese Schrift steht auf der Höhe der alten. Lauter Selbstverständlichkeiten, keine Tiefen oder Feinheiten. Aber wozu auch? Es würde die Flügel beladen. Frau Bernau's kluge schlichte Wärme wirbt uns hoffentlich Anhänger für die radikale Frauenbefreiung auch da, wo der Gedanke einstweilen noch nicht hineingeht in den dummen Kopf. Und solche Werber haben die Frauen noch nötig.

Religion und Spiritismus.

Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt? Von Dr. Ludwig Philippson. (2. Aufl.) Leipzig, M. W. Kaufmann.

Die Schrift von Ludwig Philippson, eines um die Interessen des Judentumes hochverdienten Mannes, wird neuerdings von seinem Sohne, dem bekannten Historiker, herausgegeben. Sie weist nach, daß am Tode Jesu, mit Ausnahme eines verräterischen Schülers, das „jüdische Volk" nicht beteiligt gewesen sein kann, sondern daß seine Hinrichtung ein Werk des römischen Prokuratoriums war. Wem es wichtig ist, zu wissen, ob die Richter des wenig bekannten historischen Jesu Leute von römischer oder jüdischer Abkunft waren, wird für die Zusammenstellung der Quellen dankbar sein.

Der Fall Rothe. Eine kriminalpsychologische Untersuchung von Dr. jur. Erich Bohn. Breslau, Schles. Verlagsanstalt.

Das Buch des Herrn Dr. Bohn entlarvt eine gewisse Rothe, welche gegen Ent-

gelt aus der vierten Dimension Blumen herabzuzaubern, auch Geisterbriefe und Klopftöne im „Trance“ zu liefern pflegte. Herr Bohn streut ihr keine Blumen auf den Weg. Die Sprache ist nicht stets vornehm. Heute, da Theosophie und Spiritismus die Mythologeme der Vergangenheit ablösten; Psychologen wie Herr Flournoy uns über die Sprache der Marsbewohner u. dergl. aufklären, heißt es mit Kanonen nach Spatzen schießen, wenn ein ernster Mensch ein paar armselige Gauner in dicken, mit Nietzschezitaten und allerlei Bildungsbrocken verzierten Büchern abfertigt.

An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Vortrag von Dr. C. Güttler. München, C. H. Beck.

Herrn Professor Güttler kenne ich seit vielen Jahren aus seinen Vorlesungen und seinen Büchern über Herbert von Cherbury und Bibel und Naturwissenschaft als verehrungswerten Ideologen. Auch habe ich den vorliegenden Vortrag mitangehört. Die kleine Broschüre führt einige Thatsachen aus der Geistesgeschichte des letzten Jahrhunderts auf. Ganz berechtigt ist, daß Nietzsche (S. 19) als Vertreter der individualistisch-religiösen Richtung in Anspruch genommen wird. Für Menschen, welche zu metaphysischen oder religiösen Erfahrungen überhaupt noch Zugänge besitzen, können Schriften und Wirkungen wie diejenigen Güttlers vielleicht zur Quelle ehrlicher Begeisterung werden. Ich bin leider nicht in dieser glücklichen Lage.

Theodor Lessing.

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Ackermann, Richard: Lord Byron. Sein Leben, seine Werke, sein Einfluß auf die deutsche Litteratur. Heidelberg, Carl Winter. 188 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Der Affenspiegel: Nr. 5—8. Zeitschrift, herausgeg. von Robert Heymann. München, Verlag „Frühbrot“. Die einzelne Nummer M. 0,10.

Arkadien: Nr. 3. Neue Monatsblätter für schöngeistige Litteratur. Herausgegeb. von Julius und Hugo Philipp. Berlin NO. 18., Arkadien-Verlag. 40 S. M. 0,35 die Einzelnummer.

Baudisz-Merro, Emmy: Geträumtes und Erdachtes. Mit einem Geleitwort von Felix Dahn. Prag, Gust. Neugebauer. 47 S. Kronen 2,—.

Bettelheim, Anton von: Marie von Ebner Eschenbach. Biographische Blätter. Berlin, Gebrüder Paetel. 247 S. M. 5,—.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- u. Auslandes. Nr. 1475—1499. „Schillers Lied von der Glocke“ von Franz Freiherr von Dingelstedt. 30 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — „Geld und Geist oder die Versöhnung.“ Eine Erzählung von Jeremias Gotthelf. 309 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,50. — „Der Gjölherr.“ Eine Geschichte aus den Tyroler Bergen von Rudolf Greinz. 103 S. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,75. — „Camoens.“ Charakterbild in einem Aufzug von Friedr. Hahn. 36 S. geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — „Die Abenteuer des kleinen Walther.“ Humorist. Roman von Multatuli. Deutsch von K. Mischke. 259 S. Geh M. 1,—, geb. M. 1,25. — „Marienburg.“ Schauspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel „Die Schlacht bei Tannenberg“, von Philipp Josef von Rehfues. Bearbeitet von L. Passarge. 87 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — „Das Kloster.“ Roman von Walter Scott. Bearbeitet von Theod. Bergfeldt. 404 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,50. — „Ohne Dogma.“ Roman in drei Teilen von Henryk Sienkiewicz. Übersetzt von Berthold Bonnin. 381 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,50. — „Preziosa.“ Schauspiel in vier Aufzügen von Pius Alex. Wolff. 65 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. Sämtlich: Halle a. S., Otto Hendel.

Biedenkapp, Dr. Georg: Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann als Politiker. Göttingen, Franz Wunder. 70 S.

Bierbaum, Otto Julius: Irrgarten der Liebe. Gedichte. Berlin SW, Insel-Verlag Schuster & Löffler. 456 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Bierlein-Alkmona, Friedrich: Geschenke des Abends. Gesammelte Skizzen. Wesel, Karl Hermann Düms. 127 S. Geh. M. 1,25, geb. M. 2,25.

Bock, Alfred: Der Flurschütz. Roman. Berlin W, F. Fontane & Co. 96 S. M. 1,—.

Bonus, Beate: Malergeschichten. Leipzig, Friedrich Wilh. Grunow. 404 S. M. 6,—.

Chwolson, Dr. D.: Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden. Eine historische Untersuchung. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 362 S.

Collins, F. Howard: Epitome der Synthetischen Philosophie Herbert Spencers. Mit einer Vorrede von Herbert Spencer. Übersetzt von J. Victor Carus. Leipzig, C. G. Naumann. 715 S.

Dehn, Paul: Nationale Verkehrspolitik. Ein Beitrag zur Wasserstraßenfrage. Berlin, Gose & Tetzlaff. 52 S.

Denkmäler der Tonkunst in Bayern. Zweiter Jahrgang Bd. I. Klavierwerke von Joh. und Wilh. Hieronymus Pachelbel. Veröffentlicht durch die „Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern“. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 166 S. M. 10,—.

Deutsche Chansons (Brettl-Lieder). Mit einer Einleitung von Bierbaum. Berlin, Schuster & Löffler. 225 S.

Ecksteins Miniaturbibliothek: Nr. 60. Die schöne Witfrau. Novelle von Franz Kurz-Elsheim. Leipzig, G. Müller-Mann. 112 S.

Friedmann, Dr. M.: Über Wahnideen im Völkerleben. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 305 S. M. 2,—.

Frührot. Heft XIII und XIV. Freiradikale Zeitschrift, herausgeg. v. Robert Heymann. München, Druck und Verlag „Frührot“. Das einzelne Heft M. —,10.

Geiger, Ludwig: Goethe-Jahrbuch. 22. Bd. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening.

Sammlung Göschen: Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Dr. Julius Sahr. Leipzig, G. J. Göschen. 183 S. M. 0,80.

Gorjkij, Maxim: Bd. I. Einst im Herbst. 227 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. — Bd. II. In der Steppe. 289 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. — Beides übersetzt von Michael Feofanoff. Leipzig, Eugen Diederichs.

Derselbe. Die Holzflößer. Deutsch von A. Scholz. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 209 S. M. 2,—.

Grabbe, Christian: Hannibal. Eine Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S., Herm. Gesenius. 100 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Grundmann, Franz: Edelwild. Drama in einem Akte. Friedland i. B., Verlag des „Rübezahl“. 28 S.

Heuberger, Richard: Im Foyer. Gesammelte Essays über das Opernrepertoire der Gegenwart. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 303 S.

Heymann, Robert: Weiße Nächte. Märchen. München, Rob. Heymann (Redaktion „Affenspiegel“). 95 S.

Holzamer, Wilhelm: Im Dorf und draußen. Hessische Dorfgeschichten. Leipzig, Eugen Diederichs. 178 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Hoeneffer, Dr. Ernst und Dr. August: Friedr. Nietzsche's nachgelassene Werke. II. Abteil. Bd. XI. 1875/76—1880/81. 422 S. Geh. M. 9,—, geb. M. 11,—. — II. Abteil. Bd. XII. 1881—86. 437 S. Geh. M. 9,—, geb. M. 11,—. Leipzig, C. G. Naumann.

Jentsch, Carl: Drei Spaziergänge eines Laien in's klassische Altertum. Leipzig, Friedr. Wilhelm Grunow. 372 S. M. 4,50.

Kerschensteiner, Dr. Georg: Der erste naturkundliche Unterricht. Ein Beitrag zur Unterrichtsmethode aller Schulgattungen. München, Carl Gerber. 28 S.

Knoop, Gerhard Ouckama: Das Element. Roman. Berlin, Insel-Verlag Schuster & Löffler. 191 S.

Koegel, Fritz: Fünfzig Lieder und Gesänge mit Klavierbegleitung. Düsseldorf, Selbstverlag. M. 5,—.

Kraus, Franz Xaver: Essays. (Zweite Sammlung.) Berlin, Gebrüder Paetel. 426 S. Geh. M. 10,—, geb. M. 12,—.

Kreowski, Ernst: Von goldener Spindel. Lyrisch epische Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 91 S. M. 1,50.

Kurz, Isolde: Von dazumal. Erzählungen. Berlin, Gebrüder Paetel. 255 S. M. 4,—.

Lawrow, Peter: Historische Briefe. Mit zwei Porträts von Lawrow. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 368 S.

Lesueur, D.: Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Übers. von Hulda Foerster. Berlin, Hermann Walther. 39 S. M. 1,—.

Liebmann, Otto: Über philosoph. Tradition. Antrittsrede, gehalten in Jena 1882. 32 S. M. 1,—. — Die Klimax der Theorien. Eine Untersuchung aus dem Bereiche der allgemeinen Wissenschaftslehre. 113 S. M. 2,—. — Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Bd. I u. II. Bd. I. 1.—3. Heft. 470 S. M. 9,—. — Bd. II. Heft 1. 90 S. M. 2,—. Heft 2. 234 S. M. 3,—. — Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 722 S. Geh. M. 12,—, geb. M. 14,—. — Sämtlich: Straßburg, Karl J. Trübner.

Derselbe: Weltwanderung. Gedichte. Stuttgart, Cotta Nachf. 196 S.

Lippmann, Dr.: Zur Kritik richterlicher Urteile und der Rechtspflege. Hannover, Helwing. 38 S. M. 1,—.

List, Guido: Sommer-Sonnwend-Feuerzauber. Innsbruck, Scherer-Verlag. 28 S. M. 1,50.

Löwenfeld, Raphael: Gespräche über und mit Tolstoi. 3. verm. Aufl. Leipzig, Eugen Diederichs. 170 S. M. 1,50.

Lorm, H.: Der Naturgenuß. Ein Beitrag z. Glückseligkeits-Lehre. Teschen, K. Prohaska. 191 S.

Marriot, Emil: Schlimme Ehen. Novellen. Berlin, G. Grote. 226 S.

Martin, L.: Bunte Blätter. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 64 S. M. 1,50.

Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 1. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 657 S.

Mehring, Sigmar: Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert. Großenhain-Leipzig, Baumert & Ronge. 204 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Melnikow, Nicolaus: Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Frauenfrage. Berlin, Hermann Walther (G. m. b. H.). 154 S. M. 3,—

Mendheim, Max: Johann Ludwig Uhland. Dichter-Biographien. 5. Bd. Leipzig, Philipp Reclam jun. 107 S.

NB. Das nächste Heft der „Gesellschaft“ erscheint um Mitte September wieder als Doppelheft!

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
Fernsprech-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von $4^1/_2$—$6^1/_2$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Band III. ❋ 1901. ❋ Heft 5/6.

China.

Von Polytropos.

Die Rückkehr des Grafen Waldersee und unserer Truppen aus Ostasien, sowie die „Sühnemission" giebt mir, in Verbindung mit einem Artikel des Herrn Mathieu Schwann: „Wie die Deutschen Chinesisch lernen!" (vgl. erstes Juni-Heft dieser Zeitschrift), heute Anlaß zu folgenden, wohl nicht ganz „unzeitgemäßen" Betrachtungen über die Sachlage.

Ich fürchte nämlich sehr, kein Schopenhauer und kein Nietzsche, kurz keiner der großen Heroen auf dem Gebiete der Philosophie, kann uns Deutschen als Nation im Existenz-Kampfe gegen andere Nationen die richtigen Wege weisen! Der Einzelne kann wohl „die Freude" als das letzte Endziel aller menschlichen Bestrebungen ansehen. Das Volk aber, welches gleichen Prinzipien huldigen wollte, würde gar bald zu Grunde gehen. Die Zeiten der arkadischen Schäfer und der grübelnden Philosophen sind längst vorüber. Harte Arbeit und harte Männer sind heutzutage nötig, um unser Vaterland groß und mächtig zu erhalten und sein Gedeihen weiter zu fördern. Wer daher ein guter Deutscher sein will, der darf nicht nach „Freude" streben, sondern nach Kampf und Sieg auf allen Gebieten! Schärfer als je ist in unserem Vaterlande der politische Kampf auf der ganzen Linie entbrannt. Noch ist es ungewiß, wer im Streite um die Getreidezölle siegen wird: das Agrariertum, das aus traurigem

Egoismus gern die Größe und Macht des gemeinsamen Vaterlandes den Interessen eines einzelnen, stets sich verringernden Standes opfern möchte, oder Handel und Industrie, durch welche das geeinigte Deutschland im kurzen Zeitraum von 30 Jahren aus einem Spielball und kriegerischen Tummelplatz für fremde Staaten in das mächtigste Reich des Kontinents umgeschaffen wurde.

Ebenso heftig wird für und gegen die neu inaugurierte Weltmachtspolitik unseres Vaterlandes gekämpft. Das Streben nach derselben geht weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Der erste Schritt hierzu wurde nämlich schon im Jahre 1884 durch Besitzergreifung unserer afrikanischen Kolonien gethan.

Deutschland, damals schon die militärische Vormacht auf dem Festlande, erkannte, daß es in dieser Hinsicht das Endziel erreicht und nur noch dafür zu sorgen habe, daß es seine erworbene Stellung auch bewahre. Das rasch aufblühende Reich verfügte aber über so viel überschäumende Kraft, daß man getrost einen Schritt weiter gehen und verlangen konnte, daß unser Vaterland jetzt auch auf dem weiten Erdenrunde den ihm gebührenden Platz einnehme. In kolonialer Beziehung waren wir allerdings infolge der traurigen Lage in früheren Jahrhunderten zu spät gekommen. Was auf der Welt noch frei war, glich den spärlichen Überbleibseln einer längst beendeten üppigen Mahlzeit! Aber auch die Besitzergreifung dieser erbärmlichen Reste hatte ihre großen Vorteile. Es wurde dadurch das Interesse eines großen und nicht des schlechtesten Teiles unserer Nation für Deutschlands überseeische Bestrebungen wachgerufen. Man erkannte, daß Handel und Industrie, die allein unser Vaterland groß und mächtig gemacht hatten, neben ausgiebigem Schutze auch neuer Absatzgebiete bedurften.

Zugleich hegte man den Wunsch, durch Erwerbung von großen produktionsfähigen Länderstrecken Deutschland auch gegen das Phantom einer Einfuhrsperre von Lebensmitteln und tropischer Rohprodukte sicher zu stellen.

Die Gegenwart schon lehrt uns, daß unser afrikanischer Besitz die in dieser Hinsicht auf ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs erfüllt hat, noch je erfüllen wird. Die Zukunft aber wird uns zeigen, daß eine Weltmacht eigene Kolonien überhaupt nicht mehr nötig hat, um Absatzgebiete für ihre Industrie zu finden, sofern sie nur im Stande ist, ihren überseeischen Handel, dem keine fremde Kolonie mehr auf die Dauer versperrt werden kann, in genügender Weise zu schützen.

Mit Besitzergreifung der afrikanischen Schutzgebiete hatte Jungdeutschland den ersten Schritt in die weite Welt gethan. Was man im



öden Afrika nicht finden konnte, man mußte es anderswo suchen. So richtete sich der Blick unserer Regierung fast instinktiv nach dem fernen Osten und den Ländern, aus denen heute schon ein reicher Goldstrom zu uns herüber fließt. Die Folge hiervon waren zwei, für unsere weitere Entwicklung schwer wiegende Ereignisse: erstlich die Besitzergreifung von Kiautschou, zweitens die hervorragende Beteiligung unseres Vaterlandes an der Chinaexpedition.

Die Ermordung einiger Missionare, eine That, welche sich leicht auf diplomatischem Wege durch Zahlung einer Entschädigung hätte erledigen lassen, bot uns den willkommenen Anlaß, endlich im fernen Osten festen Fuß zu fassen, nachdem uns die meisten anderen europäischen Großmächte in dieser Hinsicht schon vorausgegangen waren. Unsere afrikanischen Erwerbungen waren von ihnen zumeist stillschweigend gebilligt worden. Das Geschrei aber, welches sich bei der Besitznahme von Kiautschou auf allen Seiten erhob, kann uns der klarste Beweis dafür sein, daß wir hier wirklich eine wertvolle Erwerbung gemacht haben.

Ob diese Kolonie die Hoffnungen, welche man bezüglich ihres eigenen Wertes auf sie setzt, erfüllen wird, kann man heute noch schwer beurteilen. Günstiger liegen die Verhältnisse hier jedoch in jeder Hinsicht als in Afrika. Diese ganze Frage ist aber besonders auch mit Rücksicht auf die geringe Ausdehnung unseres Schutzgebietes eine mehr nebensächliche. Die Hauptsache ist vielmehr, daß auch wir einen uns gehörigen Schlüsselpunkt in China erworben haben. Einen maritimen Stützpunkt für unsere Flotte, eine Kohlen- und Kabelstation, welche uns in allen diesen Punkten von den übrigen dort konkurrierenden Mächten unabhängig macht. Der uns daraus erwachsende Vorteil ist bereits durch die jüngsten Ereignisse im Osten klar zu Tage getreten. So lange Friede und Freundschaft wenigstens äußerlich im chinesischen Konzert der Mächte aufrecht erhalten blieb, standen ja unserer dort befindlichen Flotte auch die maritimen Einrichtungen der anderen Nationen zur Verfügung. Geradezu gefährlich aber wäre die Situation unserer Schiffe geworden, hätten dieselben im Falle einer großen internationalen Verwicklung, deren Möglichkeit niemand bestreiten wird, nicht über einen Deutschland gehörigen Hafen verfügen können. Diesen Hafen nach Kräften zu befestigen und mit allen, für die moderne Schiffahrt nötigen Hilfsmitteln auf's Beste auszurüsten, muß unsere erste Sorge sein. Hier darf kein Geld gespart werden! In zweiter Linie wird es sich für uns darum handeln, neue derartige Punkte, nicht nur in China sondern überall auf der Welt, zu erwerben, um unserem Handel, der heute schon mit mächtigen Armen den ganzen Erdkreis umspannt, und hiermit

auch die hinter ihm stehende Industrie, stets in genügender Weise schützen zu können.

Auch eine Erwerbung in Amerika wird in Betracht kommen müssen. Das Geschrei der Vereinigten Staaten, die durch ihren spanischen Raubkrieg und die Wegnahme der Philippinen mit dem besten Beispiele vorangegangen sind, wird uns hierbei wenig irritieren können, soferne wir nur in der Lage sind, unsere eventuelle amerikanische Erwerbung auch mit der Waffe in der Hand zu behaupten. Es ist aber kaum anzunehmen, daß der billige Sieg über das gänzlich verlotterte Spanien Amerika so verblendet haben sollte, daß es wegen einiger kleiner Inseln (nur um solche kann es sich, zwecks Errichtung von Kohlen- und Kabelstationen, handeln) einen Seekrieg mit Deutschland beginnen würde. Ich glaube, wir könnten demselben schon bei dem jetzigen Stande unserer Flotte ruhig entgegen sehen. Zudem wäre es vielleicht für gar Manchen im deutschen Vaterlande eine gewisse Genugthuung, den Herren jenseits des großen Wassers, die keine Gelegenheit versäumen, über uns herzuziehen, gegen uns zu hetzen und unser Nationalgefühl auf's Gröblichste zu beleidigen, einmal zu zeigen, was eine wirkliche europäische Großmacht, welche über anderes Material als alte hölzerne Kriegsschiffe verfügt, zu leisten im Stande ist! Lägen hier die Verhältnisse ähnlich, wie bei der Erwerbung Kiautschou's, dann wäre es allerdings klüger, auch hierüber zu schweigen und die Welt vor die bereits vollzogene Thatsache zu stellen. Dies ist aber nicht der Fall. So schadet es vielleicht nicht, den Vereinigten Staaten schon heute klar zu machen, wie unsere Antwort auf einen etwaigen Protest gegen eine deutsche Erwerbung in Amerika lauten wird!

Aber auch unsere **hervorragende Beteiligung an der Chinaexpedition** ist **von eminenter politischer und praktischer Bedeutung**.

Wer hier nur von einem Rachezuge spricht, beweist einzig und allein lediglich die eigene politische Kurzsichtigkeit. Selbst die Ermordung unseres Gesandten hätte durch eine Flottendemonstration mit eventuellem kurzem Bombardement eines chinesischen Hafens noch geregelt werden können. Allein es handelte sich hier um viel wichtigere Dinge, die man freilich nicht vom Standpunkte des deutschen Philisters und Kannegießers aus beurteilen darf.

China, das Reich mit seinen 300 Millionen Einwohnern, heute noch ein absoluter Agrarstaat, kann in der Zukunft das beste Absatzgebiet für unsere Industrie werden. Wir haben es hier nicht mit einem armen, schlecht bevölkerten und mehr oder minder bedürfnislosen Lande zu thun, wie z. B. in Afrika. Es gilt vielmehr die Erschließung eines Gebietes,



dessen dichte Bevölkerung im Stande ist, unsere Einfuhrprodukte in ungemessenen Mengen aufzunehmen, dieselben genügend zu bezahlen und uns hochwertige Rohstoffe dafür zu bieten. Der Reichtum China's an mineralischen Produkten steht außer Zweifel. Die Hebung derselben wird sich, wenn erst westliche Kultur im Lande Eingang gefunden hat, verhältnismäßig rasch und ohne allzu große Kosten bewerkstelligen lassen. Denn hier finden wir vor Allem, was uns im tropischen Afrika wohl immer versagt bleiben wird, billige, zahlreiche und in jeder Hinsicht taugliche Arbeitskräfte. Der Bau der absolut nötigen Eisenbahnen wird sich mit solchen, an schwere, andauernde Arbeit bereits gewöhnten Menschen leichter durchführen lassen. Zudem wird der größte Teil der chinesischen Bevölkerung das Vordringen abendländischer Kultur als eine Befreiung von einem Jahrhunderte alten, schweren Joche freudig begrüßen. Man wird gerne bereit sein, die alten konservativen Schranken, die nur zu Gunsten einer verhältnismäßig kleinen Anzahl Bevorzugter geschaffen und künstlich erhalten werden, niederzuwerfen. Nur darf natürlich nicht bei jenem Teile begonnen werden, dessen Änderung praktische Vorteile absolut nicht bietet, nämlich bei der Religion! Es ist hier nicht der Platz, um Vergleiche über den ethischen Wert des reinen Christentums und des reinen Buddhismus anzustellen. Der gebildete Chinese hat darüber gewiß seine eigenen, vielleicht nicht unberechtigten Anschauungen. Der ungebildete aber wird einer Neuerung kalt, ja vermöge seines eingewurzelten konservativen Sinnes sogar feindselig gegenüber stehen, welche ihm nur altehrwürdige Einrichtungen nehmen und keine materiellen Vorteile dafür bieten will. Wir dürfen hier nicht vergessen, daß jeder Chinese von Natur aus Geschäftsmann und immerdar bestrebt ist, etwas zu verdienen und seine materielle Lage zu verbessern. Eine ihm eventuell sogar wider seinen Willen aufgezwungene Religion, deren Superiorität er nicht einmal anerkennen kann, hat daher für ihn nichts Verlockendes; besonders wenn man berücksichtigt, daß ihm die Zugehörigkeit zu derselben höchstens noch schweren Schaden an Gut und Leib verursachen kann. Dem europäischen Kaufmann aber wird er gerne sein Land eröffnet sehen. Mit ihm kann er Geschäfte machen und verdienen. Durch tausend und abertausend Kanäle werden von den chinesischen Kaufleuten selbst die Produkte europäischer Industrie über ganz China verbreitet werden, so bald dessen Inneres einmal hierfür erschlossen ist.

Von Überängstlichen wird vielleicht behauptet, daß es nicht lange dauern könne, bis dieses intelligente Volk in der Lage sein wird, sich durch eigene Produktion von dem europäischen Import unabhängig zu machen. Dementgegen muß nochmals darauf hingewiesen werden, daß China bis jetzt

hauptsächlich Agrarstaat ist. Ferner eignet sich der Chinese mehr zum Geschäftsmann, der fremde Waren weiter verkauft, und zum Arbeiter, der unter fremder Leitung und fremder technischer Intelligenz folgend im harten Tagewerk seinen Verdienst sucht. Schließlich könnte man gerade so gut sagen, die Entdeckung Amerika's sei für die alte Welt ein Unglück gewesen, da dieser neue Weltteil heute beginnt, uns nicht unbedeutende Konkurrenz auf industriellem Gebiete zu machen!

Alle Anzeichen deuten nun darauf hin, daß der Zeitpunkt nicht mehr zu ferne ist, wo ganz China der abendländischen Kultur geöffnet werden wird. Da war es unerläßliche Pflicht einer weisen Regierung, dafür zu sorgen, daß auch unser Vaterland seine ihm gebührende Stelle einnehme und nicht wie in früheren Jahrhunderten einfach bei Seite geschoben werde. Schon die jähe Ermordung unseres Gesandten, so sehr dieses Ereignis ja vom menschlichen Standpunkt aus zu bedauern ist, war eigentlich ein günstiger Umstand für uns, da wir so als hauptsächlich Gekränkte und Beteiligte China gegenüber auftreten konnten, also zu einer gewissen führenden Rolle berechtigt waren. Im deutschen Oberkommando für die Operationen fand dieses allgemein anerkannte Gefühl zum Teile seinen Ausdruck. Noch günstiger war für uns der Umstand, daß unser erster Rivale im Osten auf kommerziellem Gebiete, England, durch den südafrikanischen Krieg in militärischer Beziehung völlig lahm gelegt war.*)

Alle diese Umstände trugen dazu bei, unsere Stellung im chinesischen Konzert der Mächte zu einer hervortretenden zu machen. Der Erfolg dafür wird sicher nicht ausbleiben. Erstlich nämlich wird keine europäische Macht im Stande sein, uns aus der in China einmal erworbenen Position zu verdrängen. Ferner aber ist sich jeder, der China und seine Verhältnisse kennt, darüber klar, daß dort die Machtfrage die erste Rolle spielt. Die Nation, welche in dieser Hinsicht an erster Stelle steht, wird daher auch in jeder andern Beziehung bevorzugt sind.

Wir können daher der Reichsregierung nicht dankbar genug sein, daß sie in richtiger Auffassung der Verhältnisse ohne Zaudern die Chinapolitik frisch gewagt und sofort in die richtigen Bahnen geleitet hat. Kein vernünftig und ruhig denkender Mensch wird natürlich den vorzeitigen Ruhmeszug des Grafen von Waldersee durch halb Europa, von Nord nach Süd, als berechtigt oder notwendig hinstellen wollen. Bei seinen Leistungen

*) So hat denn dieser unselige Kampf, der im Übrigen auch für unser Vaterland die schlimmsten materiellen Folgen bereits gezeitigt hat und noch in größerem Maße, je länger das endgiltige Obsiegen Englands noch hinausgeschoben wird, zeitigen muß, wenigstens doch einen nicht zu unterschätzenden Vorteil für uns gehabt! Anm. d. Verf.



aber wird man die in gewissen Kreisen unseres Vaterlandes zur zweiten Natur gewordene überschwängliche Verehrung für bestimmte Dinge und Thatsachen, d. h. den damit verbundenen Hurrapatriotismus, als in einer so wichtigen Frage gänzlich nebensächlich, vergessen können.

Daß die Chinaexpedition für das Wohl unseres ganzen deutschen Vaterlandes von eminenter Bedeutung war, beweist aber gerade auch der Umstand, daß sie zumeist von jenen Leuten angegriffen wird, deren aufrichtiges Wohlwollen für eben dieses ganze Deutsche Vaterland teils durch egoistische Sonderinteressen, teils durch internationale Bestrebungen bedeutend beeinflußt wird. Es ist nur zu hoffen, daß der Einfluß dieser Menschen nicht ausreicht, um das wieder zu verderben, was wir mit hohen Kosten an Gut und Blut bereits gewonnen haben!

Gerade China, und die in den vorstehenden Zeilen angeführten Thatsachen, werden vielleicht dazu beitragen, daß man in den breitesten Schichten unseres Volkes einsehen lernt, daß der Ausspruch unseres Kaisers: „Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser“, kein zufälliges, lediglich der momentanen Begeisterung entsprungenes Wort ist. Vielmehr dürften diejenigen die „Narren“ sein (um bei einem, mir sonst im Kampfe mit der Feder nicht geläufigen Wort des Herrn Mathieu Schwann zu bleiben), welche nicht den tiefen und wahren Sinn dieser Worte begreifen wollen, der da lautet: Unser Vaterland kann nur groß und mächtig bleiben und weiter blühen, wachsen und gedeihen, wenn eine starke Flotte im Stande sein wird, unseren Welthandel, die kräftigste Lebensader unseres Reiches, auf allen Meeren in seinem Bestande zu schützen und in seiner weiteren Ausdehnung kräftig zu unterstützen! . . .

* * *

Zum guten Ende nun noch ein kleines, praktisches Nachwort. Durch einen aus Berlin vom 10. August datierten Leitartikel in Nr. 374 der „M. N. N.“ wird unumwunden zugegeben, daß Ausrüstung, Verladen und Ausschiffen bei der jüngsten Chinaexpedition „wunde Punkte“ gewesen seien. Nach dem alten Grundsatze, daß richtige Erkenntnis eines Fehlers schon der erste Schritt zur Besserung sei, ist dieses Geständnis ein sehr erfreuliches zu nennen. Ebenso wäre es zu begrüßen, wenn durch eine Kommission unter Zugrundelegung der guten und schlechten, in China gemachten Erfahrungen Maßregeln getroffen würden, daß in Zukunft die oben angeführten Mängel beseitigt werden. Dies erscheint um so notwendiger, als für jeden, der nicht absichtlich blind gegen die Anforderungen

der Neuzeit sein will, die Thatsache feststehen wird, daß der Chinaexpedition vermutlich noch weitere und sogar umfangreichere deutsche überseeische Expeditionen folgen werden.

In dem zitierten Artikel nun wird eine gemischte Kommission von Land- und Seeoffizieren vorgeschlagen. In dieser Zusammensetzung aus exklusiv militärischen Mitgliedern liegt aber eine große Gefahr. Wie unsere Kolonialverwaltung, die man eine ständige militärisch-juristische Kommission nennen könnte, gerade dadurch an einem bleibenden Übel krankt, so würde auch diese, an sich sicher segensreiche Kommission, wenn allein aus Offizieren, sei es auch der Land- und Seemacht bestehend, nur Unvollkommenes zu leisten im Stande sein. Wollen wir nicht gleich hier schon anfangen, aus den früheren Fehlern zu lernen?

Hätte man bei der Aussendung und Ausrüstung der Chinaexpedition außer militärischen Faktoren auch andere, mit überseeischen Erfahrungen ausgerüstete Zivil-Menschen zu Worte kommen lassen, gar vieles wäre sicher besser ausgefallen und manche Unzulänglichkeit vermieden worden. An einigen Beispielen läßt sich dies schlagend nachweisen.

Das absolute Versagen unserer Transportmittel auf dem Lande, zumeist durch unsere schweren, vierräderigen Munitionswagen bedingt, welches gleich anfangs zu Tage trat, hätte leicht vermieden werden können. Jeder, der nur einigermaßen mit asiatischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß von Ceylon ab bis nach Japan neben Lasttieren nur zweiräderige, leichte Karren als Transportmittel benützt werden. Die Straßenverhältnisse sind eben, einige große Handelsstädte ausgenommen, derartige, daß vierräderige, schwere Wagen einfach nicht weiter gebracht werden können. Auch die dort vorhandenen Zugtiere sind für solche Vehikel nicht geeignet. Der deutschen Heeres- und Marineverwaltung war dies Faktum anscheinend unbekannt, jeder Angestellte einer indischen oder chinesischen Firma hätte jedoch in dieser Hinsicht Bescheid gewußt.

Das Asbesthaus und der Mosquitohelm des Grafen Waldersee, zwei Dinge, welche leider die Spottlust der ganzen Welt herausforderten, wären dann auch sicher zu Hause geblieben. Sie waren ebenso unnütz und überflüssig wie die silbernen Fangschnüre und hohen gelben Lackstiefel bei der Uniform unserer Schutztruppen-Offiziere. Man spricht immer von Vereinfachung der heimischen Uniformen, hat aber leider dieses löbliche Prinzip sogar bei der neugeschaffenen Tropenuniform wieder gänzlich außer Acht gelassen. Auch das Laden und Ausladen aller Materialien wäre unter Zuhilfenahme von Angehörigen der Handelsmarine sicher zweckmäßiger geregelt worden.

Wenn also schon der gute Wille vorhanden ist, für die Zukunft in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen, dann wäre es auch unbedingt notwendig, daß hierzu der richtige Weg bei Zeiten eingeschlagen wird. Der Gedanke einer Kommission ist gewiß zu begrüßen. Ihre Mitglieder dürften eben nicht nur aus militärischen Kreisen gewählt werden. Es müßten auch Leute von langjähriger praktischer Erfahrung hier Sitz und Stimme haben. Unsere großen Handelsherren in den Hansastädten und deren Angestellte, die jahrelang in Asien gelebt und gearbeitet haben, sind hierzu ebenso nötig, wie die Offiziere unserer großen, nach Asien fahrenden Dampferlinien, wenn wirkliche Erfolge erzielt werden sollen!



Kommende Handelspolitik.

Von Paul Dehn.
(Berlin-Friedenau.)

In allen Ländern herrscht bei den Regierungen wie unter den beteiligten Erwerbskreisen eine vollständige Unklarheit über die Neugestaltung der handelspolitischen Beziehungen nach dem Ablauf der Handelsverträge mit Ende des Jahres 1903. Werden diese Verträge erneuert werden? Unverändert oder mit welchen Abänderungen? Oder wird dieses schwierige Werk nur teilweise, nur zwischen einzelnen Staaten, oder gar nicht gelingen? Und was dann? Wird vielleicht gar ein allgemeiner vertragsloser Zustand, ein sozusagen latenter Zollkrieg eintreten?

Auf diese Fragen bestimmte Antwort zu geben, ist unter den heutigen Verhältnissen niemand im Stande, auch nicht die leitenden Politiker. Zwar reicht ihre Macht allenfalls aus, um die Unzahl der kleineren und größeren, oft widerstrebenden Interessen des Inlandes zusammenzufassen, nicht aber auch, um Verträge zu Stande zu bringen, falls sie bei den anderen Staaten kein entsprechendes Entgegenkommen finden. So begnügt man sich allgemein mit Hoffnungen und Befürchtungen, ohne übersehen zu können, in welchem Maße sich die einen oder die anderen verwirklichen werden.

An der Neuregelung der handelspolitischen Beziehungen nach dem Jahre 1903 sind alle europäischen Staaten interessiert, auch England mit seiner Zollfreiheit (abgesehen von den Finanzzöllen) und Frankreich mit seinem autonomen Tarife, da auf ihre Ausfuhr neue und höhere Zolltarife anderer Staaten einen gewissen Einfluß ausüben müssen. In Deutschland wurde der neue Zolltarifentwurf veröffentlicht. Österreich-Ungarn und die Schweiz bereiten ebenfalls neue Tarife vor. Grundsätzlich sind alle europäischen Staaten zwar geneigt, neue Handelsverträge abzuschließen, aber womöglich unter für sich günstigeren Bedingungen, so daß eine Verständigung erheblich schwieriger erscheint als im Jahre 1891.

Maßgebend bei der Bemessung der Zollsätze des deutschen Tarifentwurfs waren einerseits die Bedürfnisse der nationalen Erzeugung in Landwirtschaft und Industrie, andererseits das Bestreben der Regierung, sich Verhandlungszölle zu schaffen, um dem Auslande Zugeständnisse machen zu können. Nur für gewisse landwirtschaftliche Erzeugnisse sollen Mindestsätze gelten, unter die die Regierung bei Abschluß neuer Handelsverträge nicht herabgehen darf. Darin würde für die Landwirtschaft eine Bürgschaft liegen, daß neue Handelsverträge nicht wie im Jahre 1891 ausschließlich auf ihre Kosten abgeschlossen werden. Dagegen kann die Regierung von den übrigen Zöllen bei neuen Vertragsverhandlungen Nachlässe gegen entsprechende Gegenzugeständnisse der anderen Staaten gewähren. Strittig sind im Grunde genommen nur die Agrarzölle. Die Gegner, Freihändler und Sozialdemokraten, befürchten davon für Deutschland empfindliche Nachteile, einmal ungünstigere Konkurrenzbedingungen für die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt und sodann, eine Verschlechterung der Lebensführung der Arbeiter. Dagegen verweisen die Befürworter höherer Agrarzölle auf die Notwendigkeit, das wichtigste deutsche Gewerbe, die Landwirtschaft, ausreichender als bisher zu schützen. Allerdings besteht zwischen den Agrariern und den industriellen Schutzzöllnern eine Meinungsverschiedenheit. Die Agrarier verlangen unbedingt einen wirksamen Zollschutz für die Landwirtschaft, die industriellen Schutzzöllner dagegen nur unter der Bedingung, daß dadurch das Zustandekommen neuer Handelsverträge nicht unmöglich gemacht wird. Darüber wird sich indessen eine Einigung herbeiführen lassen.

Nach Annahme des neuen Tarifs durch die Volksvertretung beginnen dann erst die eigentlichen Schwierigkeiten für die Regierung, die zwischen den Bedürfnissen der heimischen Arbeit, den Wünschen des Ausfuhrhandels und den Forderungen der fremden Staaten ein leidliches Kompromiß herzustellen bemüht sein muß.

Vor Allem frägt es sich: Soll die Meistbegünstigung auch in Zukunft beibehalten werden? Die Meistbegünstigung hat ihre Mängel, sie schert alle Völker über einen Kamm, sie verhindert ihre spezialisierte und individualisierte Behandlung, die gegenseitig vielfach größere Vorteile böte. Aber mit ihrer Abschaffung voranzugehen, zögert jeder einzelne Staat in der Befürchtung, bei Ablehnung der Meistbegünstigung mit den wichtigsten übrigen Staaten in ein Differenzialzollverhältnis, in einen Zollkrieg, zu geraten. Und so wird voraussichtlich die Meistbegünstigung vorläufig noch beibehalten werden.

Aber auch das Bestehen der Meistbegünstigung hat seine Gefahren und zwar ganz besonders für Deutschland. Sollte es gelingen, zwischen dem Deutschen Reiche und europäischen Staaten Handelsverträge mit der Meistbegünstigung abzuschließen, so erhebt sich alsbald die schwierige Frage, wie sich Deutschlands Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gestalten wird? Bei Abschluß der mitteleuropäischen Handelsverträge von 1891 bewilligte das Deutsche Reich der nordamerikanischen Republik ohne Weiteres und ohne Gegenleistung die Meistbegünstigung und machte ihr ein Zugeständnis, das in seinem großen Werte erst später hervortrat. Dann aber verweigerten die Vereinigten Staaten dem Deutschen Reiche die unbedingte Meistbegünstigung und erst durch ein Sonderabkommen wurde ein vorläufiger Friede geschlossen. Von den beiden Reichen wird im gegenseitigen Verkehr das unbedingte Meistbegünstigungsrecht nicht mehr anerkannt. Da nun im Hinblick auf die bevorstehende Erhöhung des deutschen Zolltarifs die Vereinigten Staaten für den Abschluß eines neuen Vertrages mit Deutschland nicht zu haben sein werden, da ihnen die Meistbegünstigung ohne Weiteres nicht mehr gewährt werden kann, so entsteht die Möglichkeit, daß die Vereinigten Staaten, falls sie differenziell ungünstig behandelt werden, in einen Zollkrieg gegen Deutschland eintreten. Dieser Möglichkeit sollte vorgebeugt werden. Nicht etwa, weil man in Deutschland Furcht hegt vor dem politischen und wirtschaftlichen Größenwahn gewisser Politiker in Nordamerika, sondern weil Deutschland noch nicht in der Lage ist, einen Zollkrieg mit Nordamerika erfolgversprechend beginnen zu können. Zuvor muß es sich einen festen Rückhalt schaffen, es muß sich auf den Zollkrieg, sollte er wirklich unvermeidlich sein, vorbereiten durch Heranziehung neuer Bezugsquellen für seinen Bedarf an Rohstoffen und Lebensmitteln und neuer Absatzquellen für seine bisherige Ausfuhr nach Nordamerika; es muß außerdem in Fühlung mit anderen europäischen Staaten treten, um in einem möglichen Zollkrieg gegen Nordamerika nicht allein dazustehen.

Anerkennt man die Gefährlichkeit dieser Klippe und will man sie vermeiden, so thut man im Deutschen Reich gut daran, schon bei der Beratung des neuen Zolltarifs darauf Rücksicht zu nehmen. Der neue Zolltarif möge — gleich viel in welcher Form — das notwendige Maß des Schutzes der nationalen Arbeit enthalten, aber nicht mehr oder wenigstens nicht viel mehr. Von vornherein sollte der neue Tarif so berechnet sein, daß er thatsächlich gegenüber den meisten Staaten in Wirksamkeit tritt, auch gegenüber solchen Staaten, die Verträge abschließen, womöglich bloße Meistbegünstigungsverträge ohne Zollermäßigungen. Nach der ganzen Lage ist anzunehmen, daß infolge der anwachsenden schutzzöllnerischen Strömung bei den meisten Völkern alle Regierungen ihre Zugeständnisse auf ein Mindestmaß beschränken werden, daß bei Abschluß neuer Verträge ohnehin nicht viel herauskommen wird. Tariflose Meistbegünstigungsverträge wird man sich in Nordamerika gefallen lassen müssen, so daß ernste Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Nordamerika vorläufig verhütet werden können, obwohl und nachdem Deutschland eine ganze Reihe seiner Zölle gerade mit Rücksicht auf den nordamerikanischen Wettbewerb erhöht hat. Noch besser wäre es, wenn es gelänge, zunächst ein neues deutsch-nordamerikanisches Handelsabkommen zu Stande zu bringen. So würde das Deutsche Reich nicht nur einen Zollkrieg mit Nordamerika vermeiden, sondern auch einen wertvollen Rückhalt gewinnen für den Abschluß weiterer Handelsverträge mit den europäischen Staaten.

Aus einer schwierigen Lage, wie sie der Ablauf der Handelsverträge mit dem Jahre 1903 schafft, kommt man nicht mit radikalen Sprüngen oder mit großen Reformen heraus, sondern besser und ungefährdeter mit kleinen Schritten und Zugeständnissen, zögernden Fußes. Man wartet, nachdem man eine neue erträgliche Stellung gefunden, die weitere Entwicklung ab. Über kurz oder lang wird doch wohl greifbare Gestalt annehmen, was mit Rücksicht auf das Hervortreten wirtschaftlicher Weltreiche immer notwendiger erscheint: eine Annäherung der europäischen Festlandsstaaten zur Herstellung eines dauernden und einträchtigen Zusammenwirkens in allen handelspolitischen Fragen.





Aphorismen.

Von August Pauly.
(München.)

Daß wir ein Inneres besitzen, von dem wir die Welt ausschließen können, in das auch kein König einbrechen kann, das ist doch ein herrliches Gefühl!

*

Es giebt viele Leute in der Welt, aber wenig Menschen.

*

Wir legen die Dinge der Welt, die wir in uns aufnehmen, an verschiedenen Plätzen in unserem Innern nieder. Vieles in die Vorhalle, Einiges aber an die wärmsten Stellen unserer Seele, und dieses wird so heftig von ihr angezogen, daß wir es nur mit Schmerzen wieder wegnehmen können. Da sind es nun so unzählige und köstliche Sachen, die ein Mensch in uns einlagern und in einer langen Lebenszeit in uns aufschichten kann, und was da liegt, ist er selbst. Aber eines Tages kommt roh und gewaltthätig das Schicksal und reißt in einem Zug heraus, was wir nicht lassen wollen und nimmer entbehren können, und läßt uns zerfetzt und blutig zurück.

*

Hinter allen Apparaten des Wissens und Erkennens liegt als sammelnder Hohlspiegel das menschliche Herz und spricht sein letztes Wort über die Welt.

*

Es ist auch schon manche Seele erfroren.

*

Es ist etwas höchst Merkwürdiges und sehr zu Bedenkendes, daß die menschliche Empfindung eine Gelegenheit gefunden hat, sich für sich allein auszusprechen ohne einen Gegenstand, der ihr Anlaß dazu wäre, und sich dabei in die höchsten Höhen zu schwingen, zur tiefsten Tiefe zu senken, in Gegensätzen zu steigern und in allen Lagen abzuwandeln, und damit wie ein himmlisches Wesen sich seine eigene Seligkeit zu schaffen, und alles das mit nichts Anderem als Luftschwingungen. Das ist Musik. Alle

andern Künste scheinen dadurch, daß sie einen Gegenstand haben, der für den Verstand seine Sachlichkeit ausspricht, keine so reinen Absichten zu besitzen, obgleich sie sie haben, wenn sie sie auch zuweilen verlieren. Der Einzige, welcher mit dem Lichte so spielt, wie der Musiker mit den Luftschwingungen, daß man den Gegenstand darüber vergißt, obwohl er der gemütsbestimmende Anlaß dazu war, ist Rembrandt. In dem Porträt seiner Mutter spielt die Liebe des Sohnes auf dem Instrument des Lichts.

Wenn es eine Unsterblichkeit giebt, so muß unsere Seligkeit in ihr dieser Art sein.

*

Arglosigkeit ist eine der schönsten Eigenschaften des Menschen. Selbst an dem geistig Beschränkten erscheint sie noch als edle Gesinnung, und an dem unerfahrenen Kind ist sie rührend. Der gescheite Mißtrauische, den sein Verstand so viel warnt, daß er nirgends mehr seinen Augen traut, fühlt sich beschämt von ihrer Noblesse.

*

Wir können nicht leben ohne Menschen und leben nie mehr, als wenn kein Mensch um uns ist.

*

Keiner Erscheinung thun wir so oft mit unserem Urteil Unrecht als Kunstwerken und Menschen, und zwar immer durch den gleichen Fehler, daß wir von einem Teil auf's Ganze schließen, schließen statt zu schauen, mit ruhiger Seele das Bild aufzunehmen, in welchem sich ihr Gehalt ausspricht.

*

Religion, Sitte und Recht haben mit ihren Vorschriften die menschliche Seele oft geknechtet. Aber immer hat sie sich ihre Rechte wieder erkämpft, die älter sind, als die aller Jener; und in diesem Kampf waren Dichter und Künstler ihre Heerführer.

*

Wenn die Schicksale der Menschen von einer höhern Macht zu besondern, uns verborgenen Zwecken geleitet würden, dann wäre die Geschichte der Menschheit ein Kunstwerk, ein Schauspiel, dessen Figuren von der Allmacht Rollen erteilt worden sind, welche auftreten und abtreten müßten, weil das Schauspiel es erfordert; während sie in Wahrheit gehen, ehe sie ihre Rolle ausgespielt oder sogar angefangen haben, und also wohl auch kommen, wohl um dem Schauspiel zuzusehen, aber nicht um für dasselbe zu spielen, sondern blos für sich, und dadurch eine Menschheitsgeschichte zu erzeugen voll Geist und Freiheit, d. h. voll absoluter Un-

abhängigkeit, von derselben Art, wie wir sie in der Naturgeschichte erblicken, in der Allem Raum gegeben ist, nicht blos dem Guten, sondern auch dem Bösen und Verkehrten, und das doch alles zu einem vernünftigen Ende kommt, nämlich zu dem Selbstzweck des Lebens, dem jede Form offen gelassen ist, und das immer nach oben gelangt, ohne es zu wollen, blos getrieben durch seine Furcht vor dem Untergang und durch diese Welt von Gegenwirkungen, in die es gestellt ist und aus der es hervorgeht.

*

An großen Dingen mißt man kleine Leute.

*

Lange Zeit ist die Schule unsere Lehrerin, bis es endlich die Welt selber wird, so daß wir nur mehr sie fragenden Auges betrachten. Dann erst saugen wir das Schulwissen mit innern Wurzeln auf und verwandeln es in unser eigenes Urteil, werden reif. Aber kaum reif geworden, fallen wir ab.

*

Es ist ein gesegneter Augenblick, in welchem der Mensch seine eigene Dummheit begreift.

*

Nur Naturen erlangen Bildung im höchsten Sinn, d. i. Urteil und Empfindung in den höchsten Dingen der Welt; die Andern sammeln und ordnen nur fremde Urteile und Gedanken. Die Ersteren nehmen, wenn ihnen der große Vorrat der Schule verschlossen ist, ihre geistige Nahrung wie die Pflanze aus der Luft und dem Boden, wo sie leben; und es ist nicht der Umfang ihres Wissens, der ihnen ihren Wert giebt, sondern die Kraft ihres Wesens, das die Quelle ist, aus der sie alles schöpfen.

*

Auch der größte Dichter, der jede Regung seiner Seele aussprechen zu können scheint, hat in ihr noch einen blühenden Grund liegen, den er nicht abernten kann, an dem nur er selbst und sein Gott ihre Freude haben können.

*

Alles Große und Vernünftige in der Welt muß Quarantäne halten, ehe es Eingang findet in die Menschheit; nur Irrtum und Unsinn gelten unter allen Umständen für kerngesund und passieren frei.

*

Die öffentliche Welt besteht aus zweierlei Menschen, die Einen sind wie Kulissen, haben eine Repräsentationsseite und dürfen sich nicht um-

drehen; die Andern sind wirklich das, was sie vorstellen, dürfen umgangen werden und der Blick in ihr Inneres legt ihre Echtheit dar. Wenn die Zeit das Schauspiel, das diese Figuren aufführen, beendigt hat, fallen die Kulissen in sich zusammen, die wahren Menschen aber bleiben für alle Zeiten übrig.

*

Bei den Dummen in der Welt kann Einer ohne Kopf in neuen Kleidern sein Geschäft machen. Auf diese Weise sind schon Viele so weit in die Höhe gekommen, bis sie endlich neben Ihresgleichen saßen.

*

Wir reden viele Sprachen mit Worten, Augen, Händen, Zeichen; viele, viele, und Liebe spricht sie alle.

*

Wir sehen die Welt in der übertriebenen Perspektive des photographischen Apparates. Die Niedertracht eines schlechten Kerls, der uns nahe tritt, wirft ihren Schatten über sie, als ob er alles wäre, und das Umgekehrte thut das Licht, das aus einem edlen Geist kommt; und dies alles blos, weil der Eine oder Andere uns in die Nähe gerückt ist und die größere aber fernere Welt für unser Auge verdeckt. In solcher Weise schätzen und messen wir dann die Welt. Solche Kinder sind wir!

*

Kleine Köpfe, lange Zöpfe.

*

Es geht uns im Leben wie dem Soldaten in der Schlacht. Wir fühlen tiefe Wunden erst lange, nachdem sie uns geschlagen worden sind, wenn uns die Besinnung wiederkehrt.

*

Die Wahrheit ist männlichen Geschlechts.

*

Geschichte macht aus uns unverständigen Neulingen in der Welt tausendjährige Weise.

*

Nichts ist so herrlich als eine Seele ohne Rückhalt. Sie ist wie ein offenes Land ohne Schluchten und Gefahren, in dem du sorglos wandern kannst. Es ist ein großes Land, dieses Land.

*

Der Eitle empfindet jedes einem Andern gespendete Lob als eine Verkürzung der ihm gebührenden Ration.

*

Für besser gehalten zu werden, als man ist, ist auch eine Art Verleumdung, die sich ein ehrlicher Mensch nicht gefallen lassen kann.

*

Wir wissen nicht, warum wir geliebt werden und können es nicht verstehen; aber es ist ein seliges Gefühl, das uns über die schwere Wolkendecke des Lebens zur Sonne emporträgt.

*

Die große schweigende Rednerin Natur hat allein für unsere Schmerzen das rechte Wort.

*

Ihr sucht den Wert der Welt zu ermessen. Lebet und nehmt sie mit allen Kräften auf, dann werdet ihr bald inne werden, daß sie alles Maß und allen Wert übersteigt.

*

Man begegnet zuweilen Menschen, deren Verstand sehr beschränkt, aber doch in dem Einen Punkt stark genug ist, um den Weg hell zu beleuchten, auf welchem fremdes Geld in ihre Taschen zu wandern vermag.

*

Was die Chirurgen noch nicht fertig gebracht, Amputationen am Herzen, das übt das Schicksal seit ewigen Zeiten an uns.

*

Wenn wir viel sagen wollen, nehmen wir wenig Worte, wenn alles — gar keine.

*

Wenn ein Grashalm sagen würde: freut euch, Brüder, wir sind unsterblich, wenn auch die Kühe uns abfressen, wir werden wiedererstehen in einem bessern Jenseits! Wir würden lachen, wenn ein Grashalm so spräche; warum lachen wir nicht, wenn ein Mensch so redet?

*

Vieles verstehen gleichgestimmte Menschen still, aber herrlicher ist es noch, wenn ein mit Empfindung schwer beladenes Wort des Einen Seele dem Andern zuträgt.

*

Unser Geist fliegt höher, wenn ihm ein anderer voraus fliegt.

*

Es ist eine traurige Stärke des Alters, daß es auf alles verzichten kann.

*

Kein Mensch, auch nicht der Allerverkommenste, verträgt es, unwert geachtet zu werden. Wenn ihn alle Welt verachtet, sucht er noch Seinesgleichen, bei denen seine Thaten etwas gelten. So sucht der Selbstlose, Bescheidene, der nichts von sich hält, wenn er sich nirgend wert geachtet fühlt, den Punkt in seinem Innern auf, in welchem sein Bestes liegt und schätzt sich selbst, und gewinnt die Stütze, die ihm von außen fehlt, in seinem Innern wieder. Ohne sie kann keiner leben.

*

Der weibliche Geist ist so eingerichtet, daß er alles, was er besitzt, in der Form naiver Erlebnisse einschließt, nicht von kahlen Begriffen. Der logische Apparat, dessen Stärke seine Exaktheit ist, und dessen Mittel zur Exaktheit die beständige Kontrolle aller seiner Teile ist und ihrer Bezüge auf einander, dieser maschinenartig ausgestattete Denkapparat ist beim Weib, dessen Handlungskreis ein begrenzter, fast in den Umfang seines Herzens eingeschlossener ist, nur schwach entwickelt, und es thut uns wohl, daß es so ist, daß es noch ein Wesen neben uns giebt, das auch in seinem Geistigen ganz Natur sein kann.

*

Lieber sich für eine Wahrheit schämen, als für eine Unwahrheit.

*

Welche Triebkraft muß doch die Eitelkeit haben, daß sie die Menschen so groß von sich selbst denken läßt, da doch alles in der Welt uns klein zu machen geeignet ist.

*

Wenn der Verstand seine Rechnung abgeschlossen hat, setzt Empfindung die großen Zahlen ein, die er übersehen hat.

*

„Nein" hat einen kalten Atem. Es ist ein schwacher Windhauch, der schon manches starke Licht und manches heiße Feuer ausgelöscht hat.

*

Lauter als unsere redseligsten Verteidiger redet die stumme Zeit für uns, darum vertraut dieser, wo ihr ohnmächtig seid gegen den Schein oder den bösen Willen der Menschen.

*

Hoffen und gewinnen, verlieren und resignieren, das ist die steigende und fallende Welle des Lebens!

*

Das heilige Feuer der Wissenschaft wird von tausend Händen mit Eifer geschürt; Viele aber kommen nur dazu herbei, ihre Kartoffel an ihm zu braten.

*

Das Leben ist eine Erscheinung, welche an sich selbst ermüdet. Es läßt sich nur erhalten durch Unterbrechung. Es muß immer umgegossen werden in neue Individuen, die es noch nicht kennen, das Individuum jeden Tag neu aufgezogen werden im Schlaf, jedes Jahr wieder aufgeweckt werden im Frühling. In diesen Bedingungen ist sie voll Weisheit und Scharfsinn, voll Witz und Klugheit, die große Meisterin Natur. Durch Zerlegung erzeugt sie es, in Unterbrechung erhält sie es, durch Widerstände steigert sie es. So entsteht ihr Reichtum. So erträgt sie ihre Ewigkeit.

*

Auch das Menschenleben tritt mit Gewalt auf, welche, obwohl aus der Kraft der Einzelnen hervorgegangen, doch die Kraft jedes Einzelnen so übersteigt, daß er sich dagegen wie ein Nichts fühlt, so daß es selber die Gewalt der Natur vorstellt.

*

Der Organismus ist ein historisches Wesen, daher voll erzählender Momente im Eindruck seiner Erscheinung.

*

Wir kennen keine Maschine, deren Triebkraft von einem bestimmten Punkt ihres Ablaufs an, diejenige einer zweiten gleich gebauten ebenso stark spannen könnte, als sie selbst gespannt war, so daß immer wieder eine Maschine aufgezogen, bevor die vorausgegangene abgelaufen ist, und der so leicht stockende Gang der Maschine sich ewige Zeiten hindurch durch solche Ablösung fortzupflanzen vermag. Eine solche Maschine ist allein das Lebendige.

*

Was sind wir, wenn alles das, was wir zu sein glauben, was uns schwer und tastbar und wirklich macht, nur geliehene Bausteine sind, aus denen nach uns Andere wieder aufgebaut werden können.

*

Die Religionen haben ihr Dauerndes nicht bloß in der Gottesidee, sondern auch darin, daß sie in der Weltanschauung aller Zeiten den

tranſzendenten Teil der Welt in Anerkennung erhalten, ohne welchen jede Weltanſchauung falſch und ſeicht iſt.

*

Was die Natur ſagt, hat Gott geſagt. Religionen aber ſind Menſchenantwort.

*

Religion iſt die philoſophiſche Poeſie der Welt. Bei ihrer Geſtaltung waren die poetiſchen und philoſophiſchen Kräfte des Menſchen zugleich thätig. Sie zu mißachten iſt darum immer eine Roheit.

*

Nur die Empfindung hält den ewigen Weltſtrom genießend auf. In ihr allein iſt ſcheinbare Ruhe.

*

Nicht nur das Organiſche, ſondern die Welt überhaupt, muß in ihrem Innerſten aktiv ſein, denn paſſive Weſen haben keine Entwicklung.

*

Wenn mehrere Menſchen etwas gemeinſam verrichten wollen, brauchen ſie einen Willen. Hundert Willen geben nur ein Chaos. Mehrere Willen unter Einen ſetzen, erzeugt Harmonie. Darauf beruht die Harmonie des Organiſchen.

*

Betrachte dir dieſe Folge von Zwecken, bis ein Panzerſchiff zu Stande kommt, und frage dich, ob das durch Zufall ſein kann. Und eine unendlich höhere Folge von Zwecken, wie du ſelbſt als geiſtiges und körperliches Weſen ſie biſt, ſollte durch Zuchtwahl zu Stande gekommen ſein?

*

Das Schönſte von Zweckmäßigkeit ſind die nach dem Untergang der Perſon noch als Gedanken- und Empfindungsträger zurückbleibenden Werke, in welchen ſich das Zweckmäßige des Menſchentums als Kultur in Büchern und Kunſtwerken aufſpeichert.

*

Man darf es ausſprechen, daß noch nie dem Zufall in der Wiſſenſchaft eine ſo mächtige Rolle zugeſchrieben worden iſt, als in der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl. Die ganze Welt des Lebens, wir ſelbſt mit inbegriffen, wäre das Werk ſeines Spiels; alle bis in's Innerſte eines jeden Weſens gehende Vollkommenheit des Lebendigen, die den anſchauenden Menſchen immer mit der Ahnung ihres tiefen Geſetzes erfüllt

hat, wäre nur das ausgesiebte Korn aus einer Unermeßlichkeit von Spreu, während wir von einer Unermeßlichkeit des Vollkommenen träumten!

*

So oft schon haben die Menschen geglaubt, indem sie auf die Unendlichkeit vergaßen, in der sie leben, das ganze Getriebe der Natur als einen Mechanismus von Plattheiten nachgewiesen zu haben, und immer ist ihnen diese Plattheit wieder auf die eigenen Köpfe zurückgefallen, daß es doch endlich an der Zeit wäre, solche Lösungsversuche des Welträtsels schon um ihrer Würdelosigkeit als falsch zu erkennen.

*

Es giebt keine größere Glückseligkeit, als in den vollen Besitz seiner selbst zu gelangen, in feierlichen Augenblicken zu einem feinern Instrument geworden zu sein, auf dem die Natur eines ihrer großen Stücke spielt.

*

Viele Menschen zeigen uns im Umgang immer nur, wie der Mond den Erdbewohnern, die beleuchtete, glänzende Seite ihres Wesens und verbergen so gut und hartnäckig wie dieser, ihre dunkle.

*

Wir fahren auf unserem Planetenfahrzeug durch den Raum wie Delinquenten zum Richtplatz. Uns unbekannt, wo — wartet am Ende unserer Bahn Henker Tod auf uns.

*

Der aufsteigende Gedankenflug der Jugend verwandelt sich im Alter in ein ruhiges Kreisen in den gewonnenen Höhen.

*

Wie viel hat doch der religiöse Mensch vor dem Philosophen voraus, da er mit dem Innersten der Natur in heiligen Personen menschlich verkehren kann.

*

Die meisten Menschen lassen sich den Dorn einer falschen Theorie willig in's Fleisch drücken, wehren sich aber aus allen Kräften, wenn er ihnen wieder herausgezogen werden soll.

*

Wenn die Vernunft irgend einmal am Seile zieht, so hängen sich sofort hunderttausend Narren an's andere Ende, sich dagegen zu stemmen.

*

Es giebt Menschen, denen man zu einer Theorie, die man ihnen bietet, auch noch den Kopf liefern müßte, sie zu verstehen.

*

Nicht wahr, du Gute, sagte die Niedertracht zur Dummheit, du bist die Einzige, welche einsieht, wie sehr man mir überall Unrecht thut.

*

In der Natur steht auf jede Geburt Todesstrafe.

*

Unsere Hochschulen sind Volksküchen, in welchen die Meisten durch die Lebensnot ohne Hunger zum Essen gezwungen werden.

*

Denken ist eine große Lustbarkeit, bei der uns, wenn wir uns ihr hingeben, unablässig etwas geschenkt wird.

*

Die Bewegung unseres Gemüts vergrößert die Gegenstände, welche die Bewegung erregt haben, wie wenn wir die Kreise zu seiner Größe mitrechneten, welche ein in's Wasser geworfener Stein erzeugt hat.

*

Gleicht das Leben nicht einem Akrobaten, der auf einer rollenden Kugel läuft, sich mit Kunst lange oben hält, aber endlich doch herunter muß aus Müdigkeit?

*

Bei manchen Menschen, oft sogar solchen, die im Leben keine edlen Naturen waren, streckt der Tod im Sterben nicht blos den Leib, sondern auch die Seele und macht sie groß.

*

Die meisten Menschen können nicht messen, weder auf dem Gebiet der Kunst, noch der Menschenkenntnis, und darum die mittleren von den höchsten Werten nicht unterscheiden.

*

Ist der Tod nicht eine herrliche Flucht vor allen Verfolgern, menschlichen und Schicksals-Mächten? Mit einem wahren Salto mortale bist du in einem andern Lande, und ohnmächtig stehen sie an deiner Leiche.

*

Für mich giebt es nur einen Stand in der Welt, und das ist der des Menschen, und zu mehr, als ich da von Geburt schon bin, kann mich kein Kaiser machen.

*

Nicht blos vor der Abkühlung seiner Erdkugel muß das Menschengeschlecht Angst haben, sondern noch mehr vor der gänzlichen Abkühlung seines Innern. Lieber sähe ich eine vereiste Erde ohne Menschen durch den Raum fliegen, als eine noch warme Erde mit vereisten Menschen.

*

Das Leben mäßigt uns immer, mäßigt uns so lange, bis wir als stille Leute mit idealen Leichengesichtern bedürfnislos in unsern Särgen liegen.

*

Der Mensch zieht sich mit dem Alter, wie eine Schnecke vor der Winterkälte, in immer tiefere Kammern seines Innern zurück.

*

Ihr ist alles gleich, die größte Empfindung ist ihr nicht mehr wert wie die engste, die niederträchtigste nicht weniger wie die edelste, sie läßt alles bestehen, denn sie hat das weiteste Herz, Natur!

*

In einem normalen Menschen von 70 Kilo Gewicht seien, sagt die Chemie, nur 800 Gramm Phosphor und 100 Gramm Schwefel enthalten. Wenn man bedenkt, wie wenig Licht z. B. oft von einem Professor ausgeht und wie viel Schwefel, so kann man unmöglich glauben, daß sich die Chemie in ihrer Behauptung nicht geirrt haben sollte.

*

Die Naturforscher sind wie Menschen, welche die Welt durch Schlüssellöcher ansehen. Jeder steht vor seiner Thür und sieht sein eigenes Stückchen Welt, keiner das seines Nachbars.

*

Freundlichkeit ist das Öl der Streber, mit dem sie sich salben, um leichter durch die Menge nach oben zu schlüpfen.

*

Es giebt Frauen, welche durch ihre Laune zur Essigmutter der Familie werden, die fortwährend alle Süßigkeiten des Lebens in Säure verwandeln.

*



So ein Kerl, der von der Welt nichts Anderes empfindet, als daß ein Cognak stärker ist als der andere!

*

Delinquenten des Lebens, die wir sind, von denen keiner eine Begnadigung zu hoffen hat, bitten wir nur um eine schmerzlose Hinrichtung.

*

Die Köpfe mancher Menschen sind gebaut wie ihre Füße: vorne platt und in der Mitte hohl.

*

Es hat ihn so in seinem Namen gefroren, daß er sich ein „von“ kaufen mußte.

*

Das Publikum verhält sich gegenüber den Künsten, wie jener Bauer gegenüber dem Schnepfendreck: „Schmeck wie du willst, ich weiß, daß du gut bist.“

*

Oft zehrt der Verstand an einem Weibe alle andern Eigenschaften auf und wird doch nicht fett davon.

*

Es giebt eine Sorte von Ignoranten, welche einem das Übergewicht der Unwissenheit fühlen lassen.

*

Wenn man einem plattdeutschen Bauern französisch lehrt und er macht deutsch daraus, so ist es englisch.

*

Umgekehrt wie die Astronomen von einem Kometen oder andern Sternen sagen, seine Entfernung von uns sei so weit, daß sein Licht erst in so und so viel Zeit zu uns bringe, könnte man oft von einem wissenschaftlichen Menschen sagen, sein Kopf war von dem Licht der neuen Wahrheit so weit entfernt, daß er sie, bei einer Bewegung von zehn Gedanken im Jahr, erst in vier Menschenaltern erreichen werde.

*

Es ist mir manchmal ein Mensch, dem ich vergeblich eine Wahrheit zu eröffnen suchte, vorgekommen, wie ein Mann, dem ich auf den Gaul helfen wollte, der aber immer wieder drüben herunter fiel.

*

Die Baulinie, welche in unsern Städten eine so traurige Rolle spielt, ist jene Linie, durch welche eine Anzahl Philisterköpfe in einer Geraden mit einander verbunden werden.

*

Frauen sind eine Art von Planeten. Sie empfangen ihr Licht von den Männern, haben aber dazu noch ihre eigene Wärme.



Wilhelm Raabe.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Von Paul Gerber.
(Stargard i. Pommern.)

Am 8. September waren es siebzig Jahre, daß Wilhelm Raabe in Eschershausen im ostfälischen Lande des Herzogtums Braunschweig geboren wurde. In allen Gauen, in denen die deutsche Sprache gesprochen wird, werden die Verehrer des Dichters ihm eine Huldigung bereitet und den Tag seiner würdig zu feiern getrachtet haben. Damit sollte ihm zunächst nur ein Zeichen des Dankes dargebracht werden, den ihm Tausende für die aus seinen Dichtungen erhaltene Freude und Erhebung schulden. Aber auch darüber hinaus ist ihm ein Erfolg gewiß, der in ähnlichen Fällen selten in Frage kommt. Denn der Tag selbst und die Anregung zu seiner Feier sind eine Epoche in der Geschichte der Würdigung Raabe's.

Als 1857 seine erste Schöpfung, „Die Chronik der Sperlingsgasse", bekannt wurde, wand man in Kurzem dem jungen Autor den Ruhmeskranz. Leider hielt diese Anerkennung nicht Stand. Wenn auch im Laufe der Jahrzehnte das kleine Buch immer von Neuem gelesen worden ist, und wenn es auch inzwischen meist wohl richtig verstanden und nur noch zuweilen fälschlich als das beste Werk seines Urhebers angesehen wird, so können doch damals und lange darnach blos nebensächliche Vorzüge wirksam gewesen sein. Man wäre sonst nicht so gleichgiltig an den nächsten Erzählungen, besonders an dem „Frühling" und den „Kindern von Finken-

robe", an dem „Heiligen Born", „Nach dem großen Kriege" und „Unseres Herrgotts Kanzlei" vorübergegangen und hätte vor Allem mit größerer Begeisterung als die „Chronik" „Die Leute aus dem Walde" begrüßt, die ebenso das Auf- und Abwogen im Leben der Generationen und die Entwickelung des Einzeldaseins, doch reifer, tiefer und schöner schilderten. Aber der Anruf der ewigen Liebe, mit dem Johannes Wachholder die Blätter seiner Chronik schließt, und die Doppelmahnung der Leute aus dem Winzelwalde, „Sieh nach den Sternen!" und „Gieb Acht auf die Gasse!" verhallten. Ergieng es ja Gottfried Keller nicht besser als Raabe. Dennoch fand der „Hungerpastor", der 1864 erschien, wieder freudigere Aufnahme. Nur daß sie fast noch weniger bedeutete als die der „Chronik". Manche lehnten auch diesen Roman ab; und die es nicht thaten, wollten doch von den wahrheits- und gemütstiefen „Drei Federn", die beinahe gleichzeitig vollendet wurden, und den mit dem „Hungerpastor" eine Trilogie bildenden Erzählungen „Abu Telfan" und „Schüdderump", die eine vollere Hingabe und ein feineres Verständnis für ihre wunderbar ergreifende Poesie verlangten, nichts wissen. Das große Jahr Siebzig war herangekommen, die ideale Spannkraft des deutschen Volkes war schnell verbraucht, Gier nach äußerem Besitz griff um sich. Vergebens schrieb Raabe den „Dräumling", den „Marsch nach Hause", „Des Reiches Krone". Es blieb ihm nur übrig, wie im „Christoph Pechlin", in den trockenen Scherz, in den unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen. Mit gerechtem Unwillen, aber freier und wahrer Selbsterkenntnis konnte er 1874 im „Meister Autor" behaupten, er, der Ältere, sei jung geblieben, die Jungen seien schon alt geworden. Sie wurden in der Litteratur zum Teil immer älter und immer häßlicher, während er unbeirrt seinen Weg gieng. Hatte es ihn früher nicht entmutigt, als zu formlos verschrieen zu werden, so hörte er es nun noch ruhiger mit an, wenn die Einen ihn als zu licht- und lebensfreudig schalten, die Anderen mit einem Anflug von Mitleid von seiner altfränkischen Erzählerbehaglichkeit sprachen.

Da geschah das Wunderbare. Er, den die Kritiker, die Ästhetiker und die Litterarhistoriker in der That zuweilen schon bei lebendigem Leibe begruben, drang durch. Fast jedes Jahr neu kam sein Name vor die Augen und die Ohren der Nation in einer seit 1876 fast stetig fortlaufenden Reihe von Erzählungen, wie „Horacker", „Wunnigel", „Krähenfelder Geschichten", „Deutscher Adel", „Alte Nester", „Das Horn von Wanza", „Fabian und Sebastian", „Prinzessin Fisch", „Villa Schönow", „Pfisters Mühle", „Unruhige Gäste", „Im alten Eisen", „Das Odfeld", „Der

Lar", „Stopfkuchen", „Gutmanns Reisen", „Kloster Lugau", „Die Akten des Vogelsangs", „Hastenbeck". Die Krähenfelder Geschichte „Zum wilden Mann" wurde in die Reclam'sche Bibliothek aufgenommen und weit verbreitet. Ältere kleine Erzählungen, in drei Bänden gesammelt, denen sich dann ein vierter mit drei größeren, ebenfalls schon früher gedruckten Erzählungen anreihte, fanden reichlichen Beifall. Besonders etwa seit Anfang der neunziger Jahre wurde Raabe immer mehr gelesen und immer öfter besprochen. In Süddeutschland, wo seit seinem Aufenthalte in Stuttgart, 1862 bis 1870, stets ein stilles Feuer für ihn geglüht hatte, erinnerte man sich 1894, obgleich er längst in Braunschweig wohnte, des 15. November, des Tages, an dem er vor vierzig Jahren die „Chronik" zu schreiben angefangen hatte. Kurz vor'm Herannahen des neuen Jahrhunderts verlieh ihm das alte, ruhmreiche Haus der Wittelsbacher den Maximiliansorden. Er selbst wandte schließlich mit Recht auf sich und sein Wirken die Verse Chamisso's an: „Die wir den Schatten Wesen sonst verliehen, — Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen".

Viele kennen das schöne Raabe-Bildnis von Fechner. Vor einem im Hintergrunde befindlichen Bücherregal sitzt der Dichter im bequemen Hausrock am Schreibtisch; die Finger der linken Hand, deren Gelenk vor dem etwas zurückgestreiften Ärmel sichtbar wird, halten einige auf dem Tische liegende Blätter, während die rechte Hand im Begriff ist zu schreiben; das von einem Vollbart und dem glatt nach hinten gekämmten Haupthaar umrahmte Antlitz wendet sich halb dem Beschauer zu. Die eindringende Klarheit des Blickes, der Zug der Güte um Augen und Mund, die Ruhe und die Schlichtheit der ganzen Erscheinung bezeugen, daß sie aus dem im Goethischen Sinne verstandenen Mute quellen, die Dinge auf sich wirken zu lassen, wozu aber die Fähigkeit gehört, mehr zu sehen, als überall auf der Oberfläche zu Tage liegt, ja auch mehr, als sich der zerlegenden Methode der Wissenschaft darbietet; und sie bezeugen, daß sie durch eine tief und liebevoll in dem Wesen der Welt und des Lebens wurzelnde und in sich gefestigte und geschlossene Persönlichkeit bedingt sind, die durch jene Fähigkeit und deren Bethätigung bestimmt wird. Darum ist es begreiflich, daß Raabe in seinen Dichtungen mit seiner ganzen Subjektivität vor uns hintritt. Aber nur, sofern sie das Mittel ist, ein affektvolles Innewerden alles Seins zu erschließen. Jederzeit treibt es ihn, mitten unter seinen Personen und deren Schicksalen wirklich zu leben, mit ihnen Lust und Schmerz zu teilen, an ihrer opferwilligen Hingabe sich zu erfreuen, in der Entsagung ihnen Kraft und Trost zu spenden, der Bedrängten Anwalt zu werden. Es treibt ihn, bei den vergangenen oder den gegenwärtigen

großen Zeitereignissen mit hohem und heißem Herzschlage treu zu seinem engeren und weiteren Heimatlande zu stehen; er spricht mit dem Freiherrn vom Stein, er habe nur ein Vaterland, es heiße Deutschland. Aber er haucht in alle und jedes, wohin er kommt, den Geist seiner tiefgründigen Phantasie und seiner humorreichen Stimmung. Ihm fehlt natürlich nicht das Interesse des Epikers an realen Menschen und Thatsachen. Trotzdem strebt er nicht sie schlechthin nachzubilden, sondern die seinem Herzensscharfsinn besonders bemerklichen Seiten der Menschennatur und des Menschenlebens herauszuheben und typisch zu steigern. So ist er, obgleich mitleidend und sich mitfreuend, doch stets der Schöpfer, der Beseliger und der Erhalter seiner Welt. Wenn er in ihr dann, hier oder da Umschau haltend, zu einer mehr in's Allgemeine gehenden Betrachtung oder Gefühlsäußerung angeregt wird, oder wenn er sich in Zurufen an sich oder seine Personen wendet, bei Gelegenheit sogar eines Ortes, einer Person oder eines Ereignisses aus einer früheren Erzählung gedenkt, so kann dies zuweilen sprunghaft erscheinen, auch durchbricht es vorübergehend die streng epischen Schranken, — dennoch wird der durch die Persönlichkeit des Dichters so einzige und so sympathische Charakter seiner Welt dadurch nur desto eindrucksvoller.

Raabe geht immer von Neuem den Wegen nach, auf denen das wahrhafte, edle und schöne Menschentum wandelt. Aber Leiden und Kämpfe sind die Spuren, denen es folgt, und die es zurückläßt. Es kann so zart in seiner Reinheit und Hoheit sein, daß es eine Berührung mit der feindseligen Wirklichkeit gar nicht erträgt. In „Else von der Tanne" wird die Tochter des Magisters Konrad, die dem im Elend groß gewordenen Pfarrer von Wallrode die ganze Schönheit, deren die Natur und der Menschengeist fähig sind, offenbart, bei ihrem ersten Gang unter die Leute des Dorfes zu Tode getroffen; und im „Schüdderump" welkt Antonie, die unter der Pflege des Ritters von Glaubigern so herrlich erblüht, in der Schwüle und dem Schwindel der äußerlich vornehmen Wiener Gesellschaft dahin. Trägt dort die erst unter der Not und der Zügellosigkeit des dreißigjährigen Krieges entfachte fanatische Wildheit die Schuld, so hier die von vornherein ihrer äußeren Übermacht sichere teuflische Selbstsucht. Dort naht der Tod als der wohlthätige Erlöser, gewährt der Ausblick auf die Völkergeschichte einige Hoffnung; hier schwingt die Liebe und der Humor des Dichters die Geißel über den alten Häußler und seine Sippe und läßt uns Antonie's mitten in Geselligkeit einsames, von echter Poesie erstrahlendes Innere sehen. Sie stirbt, aber sie wird nicht vom Tode überwunden. Ihren Geist wird es geben in alle Zukunft. Daher

ruft der Dichter am Schlusse des „Hungerpastors" aus: „Gieb deine Waffen weiter, Hans Unwirsch!" Daher retten sich in „Abu Telfan" Claudine und Nikola in den entsagenden Frieden ihrer durch Raabische Kunst von Dichtung umrauschten Mühle, deren Segen vorläufig schon zum Teil und später einmal gewiß ganz auch über Leonhard Hagebucher kommt.

Aber nicht immer ist der Rest blos Entsagen. In den „Leuten aus dem Walde" halten Juliane's werkthätige Hingabe, Ulex Sternenwacht und Fiebigers allem Andrang gewachsener Humor die Feinde des Lebens nieder. In „Drei Federn" triumphiert Mathilde Sonntag mit ihrer aus ihrer idyllischen Kindheit bewahrten Fröhlichkeit und Natürlichkeit über den Onkel Hahnenberg und sein ihn selbst abtrumpfendes Werkzeug Pinnemann. Nur weil Hahnenberg keine wahre Kindheit und Jugend gehabt hat, ist sein Herz versteinert. Raabe schildert die freie und heitere Kindeslust unnachahmlich. Ihr Sonnenglanz liegt besonders über mehreren Blättern der „Chronik der Sperlingsgasse", über einigen Kapiteln der „Alten Nester" und der „Akten des Vogelsangs". Auf die dem Kindesgemüte ursprünglich innewohnende Gabe, den beglückenden goldigen Glanz und stimmvollen Klang an allem Dasein herauszufinden, kommt alles an. Wer im Stande ist, sie durch das Leben hin zu bewahren, kann sich zu einem stillen, mit Humor gepaarten Heroismus erheben, der alles andere Heldentum übertrifft. Camilla Drago in „Sankt Thomas", die so glühend das Kastell Pavaosa verteidigt, und Georg van der Does, der seine Waffen hinwirft und gegen die feindlichen Wälle schreitet, um Camilla zu suchen, vielleicht sie zu retten, gewinnen dennoch nichts weiter, als daß sie mit Adel untergehen. Und Ewald Sixtus in den „Alten Nestern" vermag trotz der Schaffens- und Wirkensenergie, zu der er sich aufschwingt, doch schließlich Irene nicht ganz aus eigener Kraft zu erringen. Aber Raabe's größte Humoristen, Just in den „Alten Nestern" und Schaumann in „Stopfkuchen", sind durch ihre Treue gegen sich selbst und ihr inneres Gleichgewicht, durch ihre Ruhe und ihre Sicherheit, der eine in der Wiedererlangung des Steinhofes, der andere in der Eroberung der Roten Schanze, im Grunde auch heldenhaft.

Sehr zum Leid des Lebens trägt das Verhalten des ebenso wenig im Guten wie im Schlechten hervorragenden menschlichen Durchschnittes bei. Woran es ihm fehlt, ist die Fähigkeit, die echte, erst Lebenswerte schaffende Phantasie zu verstehen und zu schätzen. Daher wird es jeder Art sittlicher Niedrigkeit leicht, ihn sich dienstbar zu machen. Dies ist der Grund, daß im „Schüdderump" die Herrin des Lauenhofes und ihr Sohn Hennig Antonie nicht vor dem alten Häußler retten, daß im „Meister

Autor" der Jugendgarten Getrud Tofote's versinkt. Im letzten Falle ist nicht einmal eine Ahnung von dem Versinken vorhanden; weshalb auch Raabe über Gertrud und ihresgleichen keinen vernichtenden Spruch fällt. Er empfindet eher Mitleid mit ihnen, das sich gelegentlich in heiterster Form äußert, wie in der kleinen lustigen Erzählung „Deutscher Mondschein". Denn ohne Humor ist es auf die Dauer unmöglich, die angemaßte Ehrbarkeit, Würde und Macht der nüchternen Alltagsmenschen zu meistern. Das beweisen unter Anderen die durch ihre Verstiegenheit in Wahnsinn Geratenen oder von ihrem besseren Wege Abgeirrten, z. B. Wallinger in den „Kindern von Finkenrode", Querian in „Frau Salome", Paul Ferrari im „Deutschen Adel", Felix Lippoldes in „Pfisters Mühle". Es beweist es vor Allen Haeseler im „Dräumling", der mit Wulfhilde, Fischarth und Agnes um die Sumpflandschaft und das Städtchen Paddenau so viel köstliche und unzerstörbare Poesie webt, daß Herr Knackstert aus Hamburg, Firma Knackstert Witwe und Sohn, und die Bierbankpolitiker aus dem Krebs am Ende ärgerlich und bekniffen das Feld räumen.

„Der Dräumling" führt außerdem die Phantasie als lebengestaltende und lebenveredelnde Kraft auf national-deutsche Anlage zurück. Stets in diesem Lichte erscheinen die Kämpfe und das Sehnen des deutschen Volkes bei Raabe. In den herrlichen zwölf Briefen „Nach dem großen Kriege" versinnlicht er das einst traumverlorene, in fremde Fesseln geratene und wieder frei und hoffnungsfreudig gewordene Deutschland in Anna von Rhoda. Im „Deutschen Adel", in „Gutmanns Reisen" und „Kloster Lugau" symbolisiert er den Bund zwischen Nord- und Süddeutschland, wie er über Erwarten zu Stande gekommen ist, durch Freundschafts- und Eheschließungen. In den nach dem Jahre Siebzig erschienenen Erzählungen, besonders wenn ihre Fabeln dieser Zeit angehören, wird er nicht müde, die Gefahr anzudeuten, die der deutschen Geistes- und Gemütsart droht, und das Streben zu fordern und selbst dazu beizutragen, sie zu behüten. Überhaupt haftet seine geschichtliche Teilnahme, auch wo sie außerdeutschen Begebenheiten gilt, an den Erhebungen und den Leiden, mit denen die politischen Ereignisse den Einzelnen aus dem Volke in ihre Wirbel ziehen und bis in's Innerste des Gemütes erschüttern.

Es genügt jedoch für den Dichter nicht, alles dies, um es uns nachfühlen zu lassen, selbst blos gesehen und gefühlt zu haben. Gerade Raabe's Phantasiereichtum und Stimmungsfähigkeit bedürfen, damit sie sich nicht zersplittern, der Konzentration und der Einheitlichkeit aller Teile einer Dichtung; denn erst durch die beruhigende Selbstgenügsamkeit eines endlich begrenzten Ganzen gelingt es, des Ewigen und Unendlichen in den Dingen

gewiß zu werden. Man hat merkwürdiger Weise oft Raabe in dieser Hinsicht der Mangelhaftigkeit in der Komposition beschuldigt. Aber, abgesehen von wenigen geringfügigen Einzelheiten, gehen nur in der Krähenfelder Geschichte „Höxter und Corvey" die Ereignisse so lose neben und durch einander her, daß es schwer ist, einen Einigungspunkt zu finden, und wäre im „Frühling" ein engerer innerer Zusammenhang einiger Nebenvorgänge mit der Haupthandlung zu wünschen. Den übrigen Erzählungen hat der Dichter ein durchaus festes, nicht selten bewundernswertes Gefüge gegeben. In der „Chronik der Sperlingsgasse" stehen z. B. die scheinbar zufälligen, abwechselnd auf einander folgenden Erinnerungen an die Vergangenheit und aus der Gegenwart immer in bedeutungsvollem Bezug zu einander, und in allen ist Johannes Wachholder der geistige Mittelpunkt, sofern die Erziehung, die Liebe und die Heirat von Gustav und Elise sein Erbe, seine Lebensaufgabe und sein Glück werden. Ähnlich ist es im „Meister Autor", in „Pfisters Mühle", dem „Odfeld" und anderen. An einfach fortlaufenden, durch Anfang und Ende passend begrenzten Erzählungen fehlt es ebenso wenig.

Besonders charakteristisch für Raabe ist die Art, mehrere gleichwertige Einzelschicksale und ihre Entwickelung einheitlich neben einander zu gruppieren. So deuten „Die Kinder von Finkenrode" schon im Titel darauf hin. Friedrich und Agnes Willbrand, Konrad und Käthchen Rösener, Gundermann und Luise Reimer, Mietze und Sidonie, Rohwold und Cäcilie, daneben mehr abseits und einsam Wallinger und Bösenberg vereinigen sich in ihren nach ihrer Gemütsart verschiedenen, glücklichen oder scheiternden Herzensbündnissen zu einem deutlich abgestuften Gesamtbilde der Ehe und der Liebe. In ihm steckt die Idee der Dichtung, oder vielmehr es ist selbst die Idee. Noch vollkommener stellt sie sich in ganzer Form dar, wenn mehrere ähnliche Vorgänge in einander verwebt werden, wie in der „Holunderblüte", wo über Jemima's Schicksal, die mitten im höchsten Jugendglück sterben muß, wie ein Verhängnis dasselbe Los der längst im Grabe ruhenden Mahalath schwebt und der Mann, der Jemima das Glück bringt, davon nach Jahren als Arzt im Hinblick auf den vor Kurzem erfolgten Tod einer ebenfalls reinen und schönen Mädchenblüte erzählt. Wieder in anderer Weise vorzüglich durch die innige Verwebung ungleicher Fäden ist in „Stopfkuchen" die Schilderung Schaumanns, wie er allmählich die Rote Schanze erobert hat, durchschlungen von Erinnerungen Eduards an seinen Besuch im Vaterlande, während dessen jene Schilderung stattfindet, und von Bemerkungen über die Seefahrt, deren Muße Eduard benutzt, um seine jüngsten Erlebnisse in der alten Heimat niederzuschreiben.

Wie sehr Raabe öfter absichtlich die Idee zum formenden Prinzip erhebt, beweist wohl am besten die Verknüpfung seiner drei großen Romane „Hungerpastor“, „Abu Telfan“ und „Schüdderump“ zu einer gemeinsamen höheren Einheit. Jeder gestaltet eine Grundseite des menschlichen Lebens zu einem Ganzen; und zusammen geleiten sie es von seinem Urquell durch alle Stadien der Verdüsterung und des Kampfes, der Erstarkung und der Entsagung bis zu den Schrecken und dem Frieden des Todes. Auch wo die Konflikte, von denen berichtet wird, und die Idee, die den Kern bildet, ursprünglich heterogen sind, baut der Dichter von Stück zu Stück, stets das richtige an richtiger Stelle einfügend, sein Werk auf; die Konflikte lösen sich, und die Idee springt heraus. Man lese z. B. von diesem Gesichtspunkte aus das „Horn von Wanza“.

Hier und in anderen Fällen kommt es vor, daß Raabe über Thatsachen, die für den Fortgang der Handlung wichtig sind, hinwegschreitet, ohne sie direkt zu erzählen. Man muß die Motive darin beachten, um zu erkennen, wie streng es in seiner Werkstatt zugeht. In den „Alten Nestern“ läßt er einmal etwa anderthalb Jahrzehnte der Lebensgeschichte seiner Hauptpersonen aus, weil blos auf die Ergebnisse dessen, das inzwischen geschieht, etwas ankommt. Er hätte vielleicht noch anders verfahren können. Wie er es gethan hat, ist es nicht blos gut, sondern zeigt es ihn auch als den planvoll, mit Meisterschaft bildenden Künstler.

Und was die Komposition für das Ganze, leistet die Anschaulichkeit im Einzelnen. Sie beruht ebenfalls auf einer Konzentration entscheidender Momente in einem Punkte. Auch setzt die Erfüllung der Idee die einzelne dichterische Veranschaulichung immer voraus. Dem Epiker wird hierbei der Mensch, der Charakter, die Handlung zur Hauptsache. Er kann sich trotzdem auch ausführlich der örtlichen oder der sonstigen Umgebung widmen. Raabe thut es beinahe nie. Aber wenn in den „Kindern von Finkenrode“ Bösenberg und Sidonie von der Vergangenheit und der Gegenwart ihres Heimatorts plaudern, wenn in den „Leuten aus dem Walde“ Robert bei Nacht im Eisenbahnzug durch die weite Ebene dahinfährt, wenn im „Schüdderump“ Hennig und Antonie im Kuckelrucksholze auf Abenteuer ausgehen, so genügen ihm wenige bedeutsame Züge, um uns das trauliche Kleinstadtleben bis in's Einzelne durchschauen, den bangen oder freudigen Pulsschlag hinter den durch die Ebene leuchtenden Fenstern eines einsamen Hauses hören, das Rauschen und Wogen und Weben des Waldes vernehmen zu lassen. Über den ganzen Erdball reicht seine Anschauung. Braunschweig, Berlin, Frankfurt a. M. und Hallstatt, die Weserlande, der Harz und Schwaben, Sankt Thomas und die Goldfelder

Kaliforniens werden von ihm alle mit gleicher Treue gezeichnet. Ebenso treffend entwirft er die großen und kleinen Partieen einer Handlung. Oft nehmen mit einem knappen, prägnanten Vorgang der Lauf der Ereignisse oder die Idee oder beide eine wichtige Wendung. In den schmerzvollen Zuckungen um Nase und Mund Jane Warwolfs, in ihrem Blick in Hennigs Gesicht, in ihren kurzen verweisenden Worten, während weniger Minuten bei dem matten, aus dem Armenhause kommenden nächtlichen Lichtschein, ist der Kern fast des ganzen „Schüdderump" eingeschlossen. Indem in „Fabian und Sebastian" Constanze vor dem in stumpfer Verzweiflung verharrenden Schäfer von Schielau von „unserer Schuld" spricht, weil sie sich mit zu dem Hause Pelzmann rechnet, richtet sie durch das eine Wort mit ihrer reinen und großen Liebe wunderbar nicht blos den verzweifelten Alten, sondern alle Bedrückten der Erde auf. Und als am Anfang von „Hastenbeck" mitten in des Pastors von Boffzen abendlicher Vorlesung aus dem Kabinetsprediger Cober bei der Stelle „Gott führet wunderlich" Immeke plötzlich schreit, Dortchen, nach dem Fenster weisend, aufkreischt, allen Anderen der Schreck sich mitteilt, der Hund in der Stube in ein Bellen ausbricht und die Dorfrüden es auf beiden Ufern der Weser weitergeben, da werden auch wir aufgerüttelt, merken wir, daß wieder einmal ein Stück menschliches Schicksal anhebt. Ähnlich so hundertfach. Es versteht sich, daß Raabe die Charaktere mit gleicher Deutlichkeit abgrenzt. Wir sehen aber nicht die Personen nach ihren Gemütszuständen vor uns psychologisch seziert, wir empfinden vielmehr in Allem mit ihnen in ihren Seelen.

Hiermit ist indes das Wirken des Dichters noch nicht erschöpft. Indem die Personen und die Handlungen, durch die er seine Anschauungen verkörpert, aus seiner betrachtenden und schaffenden Subjektivität heraufsteigen, drängt diese aus innerer Notwendigkeit sich in gewissen, ihr Leben auf eigene Art, nämlich im Denken und Wollen der Menschen weiterführenden Haupttypen zu objektivieren. Natürlich nicht jeder Stätte, jeder Szene und jeder Gestalt kann Raabe so viel Odem und Blut mitgeben. Genug, wenn es ihm bei einigen gelingt. Die Sperlingsgasse behauptet vorläufig wohl am festesten ein von ihm abgelöstes, selbständiges Dasein. Sie ist die Enge, in der wir alle wohnen, und erfüllt von dem Einklang, für den auch die Enge Raum hat. Finkenrode und Wanza sind Kleinstadtidyllen, die der innigen Behaglichkeit in der Welt ihr Recht wahren. Wo aber der Sumpf des bornierten Philistertums seine Nebel braut, winkt uns das Flimmern des Humors und der Poesie über dem Dräumling, das uns den Weg weist, aus dem Sumpf zu entkommen. Und wo

die materiellen Interessen den Idealismus zu Boden schlagen, erhebt sich Pfisters Mühle zur Warnung. Der Hunger Hans Unwirschs, die Mühle Claudine's, der die Toten ohne Unterschied in die Grube kippende Schüdderump verdienten mit ihrem verheißenden oder tröstenden Sinn im Sprüchwort von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht zu wandern. Und der nackte Gigant aus Thon mit dem leblosen Kinde im Arm, wie ihn Querian in magischem Lichte vor Scholten und Salome enthüllt, dann zerschlägt, da sie lachen, muß jedem, dem er einmal im Geiste vor Augen gestanden hat, unvergeßlich sein: ein das Mark aufwühlendes Bild des titanenhaft um das Unsagbare Ringenden. Es könnte sogar auf einen Charakter wie Pinnemann Eindruck machen, der, roh und halbgebildet, geifernd gegen das Wahre und das Schöne, gegen jede Hoffnung und jede Opferlust, gewissenlos und betrügerisch, doch auf die Massen den meisten Einfluß ausübt. Er stellt den Coprosaurus der Menschheit vor, von dem man sagen kann, daß ihn Raabe eigentlich erst entdeckt hat, was im Bereiche des Schlechten mehr als erfinden bedeutet. Den Gegensatz dazu bilden die Humoristen Fiebiger, Mathilde Sonntag, der Konrektor Eyring in den „Gänsen von Bützow", der Konrektor Eckerbusch in „Horacker", Just und Schaumann. Nachdem wir sie einmal kennen gelernt haben, stellen sie sich ungerufen oft bei der Angst, dem Verdruß und der Freude des Tages ein, geben sie uns den Glauben an das Leben, den Mut zur Arbeit und die Lust am Lachen. Besonders Schaumann, genannt Stopfkuchen, offenbart uns, daß der Humor, wie bei Raabe selbst, nicht sogleich in höchster Vollendung da ist, doch daß er allmählich das schöne Gleichgewicht seiner Stimmung erreicht. Nur wenig stehen hinter jenen Jane Warwolf und die Wackerhahn'sche zurück. Die äußerlich unbedeutende oder verächtliche Rolle, die Beiden das Schicksal unter ihren Mitmenschen zuerteilt hat, entledigt sie jeder Rücksicht und läßt sie mit aller Freiheit weise und hilfreich im Dienste der echten, der dichterischen Schönheit des Daseins raten und handeln. Denn es ist Weisheit und Poesie darin, wenn die Wackerhahn'sche, anknüpfend an ein Wort, das sie aus dem Kabinetsprediger Cober hat vorlesen hören, schildert, wie der Myrtenstab, an dem sie dahinschreitet, weil zu scharf mit Eisen beschlagen und zu oft in Blutlachen niedergestoßen, völlig verschieden von dem sei, auf den sich Pold und Immeke stützen, so daß sie aus lauter Liebe zu deren Kindern nicht zu den jungen Eltern in's Haus zieht. Jane Warwolf und die Wackerhahn'sche muß man fragen, wenn man den Wert eines Dinges auf sein wahres Maß hinabgedrückt, aber auch wieder in anderen Fällen zu seinem wahren Maße erhöht wissen will. Zarter und lieblicher tritt mit

dem Frieden ihrer Seele Phoebe aus den „Unruhigen Gästen“ unter uns, die so bescheiden und doch so beherrschend, so milde und doch so stark zwischen allem Streit und allem Jammer der Erde einhergeht. Von den Liebespaaren seien Cord Horacker und Lottchen Achterhang kurz erwähnt. Die Verwahrlosung zeigt ein anderes als das gewöhnliche Antlitz, so bald man sie mit dem Mitgefühl ansieht, das Raabe für die Gausewinckeler Kinder bereit hat.

Welche von diesen oder anderen Haupttypen früher oder später als selbständige Wirklichkeiten in der Vorstellungswelt der Nation ihr Leben fortsetzen, hängt nicht blos von dem Dichter selbst, sondern auch von denen, die ihn lesen, von der Bereitwilligkeit, mit der sie ihm entgegenkommen, von der Begeisterung, mit der sie seine Schöpfungen aufnehmen, ab. Aber aus dem Gepräge der Subjektivität Raabe's, aus seiner Weltanschauung, seiner Kompositions- und Gestaltungsweise und aus seiner fortwirkenden Kraft begreift man nun, warum er trotz aller Widerstände schließlich eine Stelle in der Litteratur erringen und gerade in der Gegenwart zu einer stetigen Zunahme seiner Anerkennung gelangen mußte. Goethe hat die Deutschen gelehrt, das Poetische in, nicht außer dem Leben zu suchen. Es ist indes bei ihm immer mit dem Leben sogleich vorhanden, er läßt es sich nicht erst zwischen oder unter dem Unpoetischen hindurch- und hervorringen. Nach dieser Seite hin gieng das Streben Jean Paul's, der jedoch mitten aus dem Leben heraus seinen Flug wieder zu überirdischen Höhen zu nehmen trachtete. Eben hier setzt Raabe ein. Wenn bei Jean Paul das Leben den Flug zu den Höhen hemmt oder kein Verweilen auf ihnen erlaubt, so entwickelt sich bei Raabe der Antagonismus auf dem Grund und Boden des Lebens selbst. Dort handelt es sich um einen Widerstreit zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, hier um einen Widerstreit zwischen dem Idealtrieb und seinen Feinden. Bei Jean Paul ist in demselben Augenblick immer blos eins von beiden möglich: wir leben im wirklichen Leben, oder wir schweben wirklichkeitsfern im Ideal; der Humor hat nur mehr den Zweck, den Gegensatz zu verdecken oder erträglich zu machen. Bei Raabe ist kein geringerer Dualismus vorhanden; wir vermögen aber, obwohl an das Kleine und Niedere gebannt, doch zugleich das Hohe und Ideale in und außer uns zu bethätigen, indem wir uns gegen die inneren und äußeren Anfechtungen mit dem Humor verbünden. Es steht also zweierlei fest: Raabe bildet an der überlieferten Anschauung von der Dichtung als einem notwendigen Element der Lebensauffassung und Lebensführung weiter; und er vertritt eine tief ernste Sache und bewährt einen klaren Wirklichkeitssinn. Wenn er sich historisch an Jean Paul anschließt,

so kann dennoch von einer Nachahmung oder einer Ähnlichkeit keine Rede sein; in Allem eher vom Gegenteil. Wenn er aber durch seinen Ernst und seinen Wirklichkeitssinn hervorragt, so erfüllt er eine Forderung, aus der die neuesten Phasen unserer Litteratur entstanden sind. Er überbietet sogar in der Furchtbarkeit des Elendes, das er schildert, hier oder da die jüngeren Dichter bei Weitem; und er hat mit den Fragen der geistigen Kultur allezeit engste Fühlung. Weil unsere Zeit nun nach und nach einsieht, daß dies zwar von Wert ist, daß es jedoch allein nicht ausreicht, so findet sie gerade in Raabe den, der den neuen, bis jetzt so dichtungsarmen Kulturmomenten den Weg zu höherer Vollendung ebnet, indem er sie mit den älteren, idealen Tendenzen in Einklang setzt.

Daher vereinigt sich um seine Person und um seinen Namen zur Feier seines siebzigsten Geburtstags mit Recht viel Verehrung und Dank. Der laute Jubel, der sich in solchem Falle stets einmischt, wird freilich bald wieder verrauscht sein. Auch ist dies durchaus in der Ordnung; denn auf Raabe haben die Anfangsworte der „Alten Nester“ Anwendung: „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei; auch das, was man von der Aloe in dieser Beziehung behauptet, halte ich für eine Fabel. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum.“ Aber von der Kunde des Tages wird ein Nachklang zurückbleiben, der dem Dichter einen dauernden Zuwachs seines Ruhmes bringt, da sie zu einer Zeit durch die Lande geht, in der die Herzen des deutschen Volkes empfänglicher als früher für die Raabische Poesie sind.



Julius Harts „neuer Gott“.

Von Mathieu Schwann.
(Soden am Taunus.)

Die Perspektive zunächst! „In diesem neunzehnten Jahrhundert“ — sagt Hart — . . . „führt noch die reine Kritik das Wort. Am deutlichsten wird die Zerstörung einer Idealwelt uns nahe gebracht, während die aufbauende Kraft noch ausbleibt. So ist es denn eigentlich der Mensch des feineren und

edleren Geisteslebens, der Idealbildner, der Künstler, der Philosoph, der Religionsmensch, welcher uns jetzt als Verfallserscheinung entgegentritt, die brahmanischen Naturen fehlen dem Jahrhundert. Daneben aber steigt ein kühner, trotziger Lebenspraktiker als neuer Mensch empor, ein Armer an Geist und Weltanschauung, ein Bettler, der junge Kräfte in sich spürt, Throne umzuwerfen und Welten zu erobern." (S. 27.)

Ja, die Kritik führt noch das Wort, wenn auch nicht die reine, wie Hart meint, denn seine Kritik Nietzsche's, die er auf mehr als 40 Seiten niederlegt, ist nichts weniger als rein. Aber auch schon in obigen Worten ist der Blick ein Niedergangsblick. Ihm erscheint der Höhenmensch als Verfallsmensch. Auch eine Anschauung, aber keine, die sich auf Kraft und Stärke und Zukunft und Sieg berufen kann. Denn immer noch war es so und ist es so, daß es von jeder Höhe wieder hinuntergeht an der andern Seite. Wer nur dieses Hinunter, diesen Verfall sieht, dem mag sich wohl das Herz zusammenschnüren. Der andere Blick, der diesseits der Höhe, sieht indes nur die Höhe. Zu ihr strebt er mit aller Kraft, in das ruhende Sonnenlicht, das den Gipfel umglänzt. Und ahnt er selbst den „Verfall" jenseits der Höhe, so stört das seinen Willen nicht. Denn Ausblicke giebt es da oben, Umblicke, Rückblicke, Fernblicke, größere Höhen werden offenbar, und zu ihnen erspürt er den Weg.

Und jener „neue Mensch mit jungen Kräften" — wie weit wird er denn kommen, wenn er sich daran giebt, Throne zu stürzen? Einen besseren, tüchtigeren Instinkt mute ich ihm zu: nicht Throne zu stürzen, sondern neue zu errichten, immer neue, Throne der Menschlichkeit und sie selber zu besetzen. Dieser Hart'sche Steinklopferinstinkt, der die ragenden Felsen stürzen möchte, um sie klein zu klopfen — wohin führt er denn? Zur Größe des Steinklopfers, der neben einem Haufen Steine steht und ihn „übersieht". Zur Größe des Philisters, der auf „gangbarer Straße" seinen Verdauungsbummel macht. Aber höher kommen beide damit noch keinen Zoll. Steinklopfer bleibt Steinklopfer, und Philister Philister. Das ist alles, und dieses Alles ist doch so wenig, daß ich nicht glaube, jener „neue Mensch" habe den Ehrgeiz, den Hart ihm andichtet. Sollte er ihn aber dennoch haben, so erscheint mir dieser neue Mensch schon mehr wie ein alter Esel und zwar ein uralter.

S. 33. „Eine rein psychologische Auffassung kann in dem Glaubensbekenntnis des Pessimismus zuletzt nur die Offenbarung und das Dogma eines Verfallsgeistes erblicken. Der Mensch vermag nicht mehr mit dem Leben fertig zu werden." — Nur!? Wie hoch klingt doch das Mitleid in diesem „Nur"! Und wie schwächlich davor die Reserve: „Eine rein psychologische Auffassung"! Nur auf sie bezieht sich dieses Nur. Denn nicht „rein psychologische Auffassungen" vermögen natürlich in dem Glaubensbekenntnis des

Pessimismus auch noch etwas Anderes zu sehen. Aber sie kommen nicht in Betracht, da für Hart die „rein psychologische Auffassung“ die allein seligmachende zu sein scheint. Was er darunter versteht, hat er mir leider auf den 116 Seiten, die ich bis jetzt las, noch nicht verraten, dagegen wohl, was eine schwärmerische Auffassung ist, und was eine Auffassung der Animosität, was eine Auffassung der Oberflächlichkeit, was eine Auffassung des Advokaten, der mit allen Mitteln seiner Sache zur Anerkennung helfen will. Nun, einstweilen erscheint mir immer noch die ganze „Verfallsweisheit“ und „Verfallskraft“ des Pessimisten Schopenhauer wie eine ungeheure Lebensfülle im Vergleich zu der Hart'schen Emporweisheit. Rede ich mit Schopenhauer, so rede ich mit einem Manne, der sich, was er immer sagt und wie er die Dinge immer sieht, wenigstens selber nichts weis macht. Bei Hart aber habe ich dieses erste, wohlthuende Gefühl noch lange nicht. Im Gegenteil, ich muß immer fragen: welcher fremde Wind blies dieses brave Westfalengehirn zu solcher rumorenden Geblähtheit auf?

S. 35. „Die Kultur der ‚Geistesaristokraten‘ ruhte auf einem Vulkan. Nichts vermochte die Renaissance, als noch einmal zu bauen, wie die Antike gebaut hatte: die Bildungsherrschaft einzelner Weniger auf den Nacken unzähliger Heloten.“ Ist das nicht Gerede? Bestes oder schlechtestes „nordarisches“ — denn die Nordarier kommen jetzt, verkündet Hart — Geschwätz? Ist denn Kultur an sich nicht etwas „Aristokratisches“? Ist Geist nicht etwas „Aristokratisches“? Etwas, was nur da gedeiht, wo das Beste, das Ariston zur Entwicklung, zur Herrschaft, zur Kratie kam? Will man ein Kornfeld mit goldenen Ähren, muß man dann nicht vorher einen Haufen Körner wollen? Und will man einen Haufen Körner, muß man dann nicht vorher der Pflege **weniger** Körner alle Fürsorge und Aufmerksamkeit widmen? Ein Landmann, mit einer Hand voll Körner in eine Wildnis verschlagen — so erscheinen dem unvoreingenommenen Blick die einzelnen Wenigen, die als Kulturträger und Kulturpfleger in den Zeiten ursprünglicher Wildheit und nachträglicher Verwilderung ihres Amtes zu walten suchen. „Nichts vermochte die Renaissance, als . . .“ Wär's nicht genug, wenn es wahr wäre? Wär's nicht wundervoll, wenn dabei vielleicht sogar ein kleines **Mehr** herausgekommen wäre? Wenn eine einzige neue Gehirnzelle zum festen Bestande der späteren, kommenden Menschen dabei wurde? Und ganz spitz: Was können denn Sie, Herr Hart? Auf wessen Nacken ruht Ihre Bildung? Sehen Sie doch einmal um sich! Hinter sich! Unter sich! Hat nicht eine ganze Generationenreihe an Ihnen gedichtet, gebildet, geformt, für Sie gearbeitet, geschwitzt, gelitten, geblutet — Sie — Aristokrat? Und wer — was trägt Sie heute noch? Könnten Sie wohl von Ihren Büchern **leben**? Keine Spur! „Die Helotenmassen“ sind

noch nicht so weit, daß ihnen darauf das Bedürfnis stünde. Sie befriedigen also zunächst einmal mit Bücherschreiben nur ein „aristokratisches" Bedürfnis in und außer Ihnen. Nichts weiter! Aber ist es nicht genug? Wäre es nicht genug? — Aber ob es Ihnen genügt — darauf kommt es an.

S. 63. „Den Mathematikern folgten im achtzehnten Jahrhundert die spekulativen Philosophen, von denen unsere Zeit zu ahnen begann, daß sie für kommende Zeiten nicht anders dastehen werden, wie für uns die Scholastiker des Mittelalters." —

Unsere Zeit begann zu ahnen? Durch wen begann unsere Zeit zu ahnen? S. 64 zitieren Sie Nietzsche als den Ahnungswecker. Ist er aber das Subjekt dieser Handlung, warum stellen Sie ihn nicht voran? Warum lassen Sie die Leute nur ahnen, daß Ihnen diese Ahnung von Nietzsche kam?

S. 77. „Zwischen Hellas und Nazareth, zwischen Christus und Dionysos, zwischen Kreuz und Thyrsusstab hat die Kultur dieser letzten vier Jahrhunderte ewig hin- und hergeschwankt." Dieser gute kritische Gedanke stammt von Nietzsche; Sie sagen es nicht, denn die gelehrte Bilderhäufung stammt von Ihnen. Aber schön, einfach, das Verständnis fördernd und erhöhend ist sie nicht. Und so fahren Sie fort: „Ein neuer Tag steigt über den Höhen herauf, die germanische Welt bricht an." Das sagt Nietzsche nicht, wagt es nicht mehr zu sagen, war es gleich einmal seine Hoffnung und seine heiße Sehnsucht. Er glaubte an die Erfüllung beider nicht glauben zu dürfen, da er die Wirklichkeit sah. Sie glauben daran. Also nur zu! Dann aber ein Wort auf den Weg. „Alle Einsichtigen wissen, daß ein Zeitalter der Kunst bevorsteht herrlicher als irgend ein vorhergehendes. Deutschland, das geschmackloseste aller Länder, ist berufen, die führende Rolle zu spielen, eben weil es mehr als alle anderen Völker sichtbarer Ideale bedarf." So lese ich eben in dem (trefflich geschriebenen) Buche Lothars von Kunowski: „Gesetz, Freiheit, Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens." Also auch hier diese Hoffnung und zwar emporsteigend aus dem Grunde der Notwendigkeit, des Bedürfnisses. Dann aber, meine ich, sollte man diesem geschmacklosesten aller Länder die Augen für diesen Mangel zu öffnen versuchen, wie dies Nietzsche fort und fort that, und man sollte nicht von einem auserwählten „Nordariertum" schwärmen und prophezeien, wie Sie das thun, bevor auch nur die ersten Schritte geschehen, die zeigen, daß dieses Volk oder Volkstum **sich selber** zum Höchsten, zu den Gipfeln aller Menschenkultur, auserwählte und berief. Was nun aber bei Ihnen folgt, stammt abermals von Nietzsche: „Weder Hellas noch Nazareth!" Es ist einer seiner besten, fruchtbarsten Gedanken. Ihnen aber erklang er nicht hier, bei und aus Nietzsche, sondern — „in den Morgenlüften!"

„Gott Dionysos: der neue Gott ist es, den die erdenhungrige Menschheit, müde der ziellosen Fahrten nach dem himmlischen Jerusalem, vor vier Jahrhunderten entdeckte. Noch einmal verkündigen uns die Romantiker des Klassizismus, der Antike, der Renaissance die Herrlichkeit seines Wesens. Ego! lautet sein anderer Name. Die Theologie ist zur Anthropologie geworden, ruft diese neue Kultur mit dem Munde Feuerbachs: aber ihre Anthropologie blieb dabei auch immer Theologie" — sagt Stirner, und das sagen Sie nicht. „Sie ist die Götter, von deren Herrschaften sie sich zu befreien suchte, nie losgeworden. Nur die Namen konnte sie vertauschen. Das Ich stand im Mittelpunkt ihrer Welt: immer wieder war es ein Gott — ach, nichts als ein Gott. Zu wenig — zu wenig ist es für unsere Zukunftsseele." Wieder nur Kritik! Und wieder keine reine! Denn das Wesen des Gottes Dionysos ist nicht schon vor vierhundert Jahren entdeckt worden, sondern Nietzsche entdeckte es. Bei ihm erst ward der „Fund" zur „Erfindung". Und daß der andere Name des Gottes „Ego" laute, ist Ihre Kombination. Ich zweifle sehr an ihrer Richtigkeit. Und nun gar Ihre Stirner-Reminiszenzen! Nie betrat ich mit einem Kritiker ein öderes, dürreres Feld, als da ich mich der Führung Stirners vertraute. Dieser Lebenshunger, dazu diese ganz und gar entsagende und versagende Scholastik der Neuzeit, wie sie bei Stirner blüht, diese Lebensverlassenheit — wahrlich, ein ungeheuer tragisches Menschenschicksal enthüllt sein Buch, aber lebenbefruchtend, erkenntnisfördernd wirkt es nur durch diese Tragik und Negation, in keinem Punkte aber direkt, aus sich heraus, durch die Weisheiten, die es enthält. Leben scheuchend wirken diese, wie alle Scholastik, und wie sehr, das sagt mir allein schon Ihr Urteil: „Nur die Namen konnten sie vertauschen." So, und nicht anders urteilt der Spalter dürrer Begriffe. Ein lebendiges Auge sieht in dem Namentausche nicht nur eine Vertauschung, sondern es sieht vor allem Andern darin die Wirkung eines neuen Sehens, einer neuen Lebensbethätigung. Ihr geht es nach, sucht nach der Quelle, aus der sie stammt, überschaut ihre Entfaltungsmöglichkeiten und versucht, die etwaigen Folgen einer solchen Bewegung und ihre wahrscheinliche Richtung festzustellen.

Nun aber: bis hierher stecken Ihre Gedanken immer noch in den Gedanken Anderer. Sie selbst schauen kaum heraus. Und Ihr einziger — ich will ihn einmal so nennen — positiver Gedanke, daß nun die Welt des Germanen, des Nordariers komme, ist so wenig Ihr spezielles Eigentum, daß darüber schon vor Jahren ein Berliner Buchhändler mit mir sprach, daß man ihn ferner ebenfalls vor Jahren schon in der „Kölnischen Zeitung" und an andern Orten ausgesprochen finden konnte. Ich frage also: Wann kommen endlich Sie, Sie selbst?

S. 78. „Die naive Moral, der Indianer-Egoismus des Renaissance-Italiens“ — sind Sie das! Ist das der nordarische Kritiker, der da redet? Der die Weltschönheiten einer wunderbaren Werde- und Schaffenszeit mit Indianeraugen betrachtet? Oder machen Sie sich nur selbst etwas weis? — Doch nein, da kommt's ja! Gleich auf der folgenden Seite beginnt's. Ihr Schlachtruf: contra Nietzsche!

S. 79. „Alle Werte wollte er umwerten, Zarathustra-Nietzsche, der Führer unserer dionysischen Scharen. Nach dem Florenz der Medici — dem Rom Cäsar Borgia's lockte er die Seelen Aller, die unbefriedigt vom Heute nach neuen Welten und neuen Idealen sich sehnen und sie doch nicht mit selbstschöpferischen Kräften in und aus sich selber erzeugen können. Die nicht Künstler sind, sondern nur Dilettanten, ewig schwärmende, ewig begeisterte trunkene Seelen, die immerdar von und in den Werken Anderer leben müssen, anderer Männer, anderer Zeiten und anderer Völker. Alle Romantik ist Dilettantismus — aller Dilettantismus eine Weiberkunst, eine Kunst der Hingabe an die schöpferische Kraft, höchste Fähigkeit der An- und Nachempfindung . . . Aber der Geist des selbstschöpferischen Künstlers ist immer kritisch, nie übertrieben, — ruhig, fest, — maßvoll in der Anerkennung und Abwehr, ein Verächter alles Schwärmerwesens. Den Mann, den Künstler, die schöpferische Kraft sah das Geisterleben dieses neunzehnten Jahrhunderts immer mehr dahinschwinden, — und so gieng es zuletzt unter in den romantisch-dilettantisch-weibischen Empfindungen der Nietzsche'schen Welt. Warnen Euch nicht die großen Eitelkeiten des Übermenschen, und die süßen Schmeicheleien, die er Euch vor die Füße streut? Warnt Euch nicht die trunkene Verzückung, welche den Anempfinder verrät, — der Prunk und Glanz der Worte, die so dürftigen Inhalt verhüllen?“ — —

Das genügt vorab! Und nun lesen Sie das noch einmal und fragen Sie sich einmal ehrlich, ob Sie selbst wohl so ein „selbstschöpferischer Künstler“ nach Ihrem eigenen Ideale sind, „ruhig — fest — maßvoll in der Anerkennung und in der Abwehr“? Und dann lesen Sie nebenbei einmal S. 76, was da schwärmt, und S. 115 etwa, was da die Regeln bricht, die Formen, die Maße, das Maß, und fragen Sie sich ruhig, wer da wohl der Dilettant, der Anempfinder und Romantiker ist?

Nietzsche lockt zum Rom Cäsar Borgia's, sagen Sie. Aber wo denn? Er nennt ihn doch das gesündeste aller tropischen Untiere, einen „Raubmenschen“, und gerade daß ein solcher „gewitzter Unhold“ wiederkomme, ist seine Furcht. Wohin er lockt? — Nach „dem Menschenlande“, hör' ich ihn rufen, „denn unentdeckt sind immer noch Mensch und Menschen-Erde“. — „Bleibet der Erde treu“! — „Eurer Kinder Land sollt ihr suchen“ u. s. w. u. s. w.



Kennen Sie Nietzsche, so reden Sie oben nicht die Wahrheit, und kennen Sie ihn nicht, so hätten Sie nicht reden dürfen.

Und weiter! Wer kündete aller Romantik den schärfsten Krieg? — Nietzsche! Es genügt sein Vorwort zur Geburt der Tragödie, das zu erkennen, denn Besseres, Geraderes, Männlicheres steht dort gegen die Romantik, als ich bei Ihnen auf 79 Seiten las.

Und immer weiter! Wer geht dem „Femininischen" in aller Kunst, aller Wissenschaft, allem Leben schärfer an den Leib mit Forderungen nicht nur, sondern mit persönlichen, eigensten Erfüllungen — Nietzsche oder Sie? Wer lebte hier wohl, was er lehrte, Sie oder Er? — In Parenthese: glauben Sie ja nicht, daß ich diese Fragestellung nicht als eine Geschmacklosigkeit empfände, wenn auch vielleicht aus einem andern Grunde, wie Sie dieselbe empfinden werden?

Nietzsche — „der Führer unserer dionysischen Scharen"? — Können Sie mir wohl Einen, auch nur einen Einzigen nennen, den er berief? Daß Scharen sich auf ihn berufen, weiß ich sehr wohl. Aber genügt das? Ist das für Sie und Ihr Empfinden das Gleiche? Auf welchen Großen hätten sich nicht schon tausend Hohlköpfe berufen? Aber bittet er Sie nicht, „ihn nicht mit denen zu verwechseln, denen heute schon Ohren wachsen?" Haben denn diese wohl sein letztes Geheimnis erlauscht? Haben Sie es? Ein Geheimnis, so offen, so hell und klar, daß es ihm fast in jedem Worte über die Lippen strömt? Was kümmerte denn Nietzsche dieser Pöbel, der sich auf ihn beruft? War er ihm nicht die zweite große Gefahr, die er sah? Schweigend gieng er an ihm vorüber, und wo er sich an seine Rockschöße klammerte, da schüttelte er ihn ab. „Und wenn Zarathustra's Wort sogar hundertmal Recht hätte: du würdest mit meinem Wort immer — Unrecht thun!"

Aber sein offenes Geheimnis!? Der Krystallgrund, aus dem all sein Erkennen fließt! Ohne den keins seiner Worte Geltung hat und haben kann! Drei Worte nur, die Ihnen zum Rätselraten helfen sollen!

„Und thut dir ein Freund Übles, so sprich: ‚ich vergebe dir, was du mir thatest; daß du es aber dir thatest, — wie könnte ich das vergeben!' Also redet alle große Liebe: die überwindet auch noch Vergebung und Mitleiden." —

„Lieben und Untergehn: das reimt sich seit Ewigkeiten. Wille zur Liebe: das ist, willig auch sein zum Tode. Also rede ich zu euch Feiglingen!" —

„Aus der Liebe allein soll mir mein Verachten und mein warnender Vogel auffliegen: aber nicht aus dem Sumpfe!" —

„Allem Pöbel und allem Gewalt-Herrischen Widersacher" — wer wohl will das sein? Wer kann es sein, Herr Hart? Raten Sie einmal ein wenig!

Aber raten Sie nicht so lächerlich daneben, wie oben bei dem „Führer der dionysischen Scharen"! — Und ich will Ihnen sogar noch etwas weiter auf den Weg helfen zu diesem Rätselraten. „Gott ist eine Mutmaßung", sagt Nietzsche. Und ich mutmaße, daß Ihr „neuer Gott" auch eine Mutmaßung ist. „Aber ich will", fährt Nietzsche fort, „daß euer Mutmaßen nicht weiter reiche, als euer schaffender Wille. — Könntet ihr einen Gott schaffen? — So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könntet ihr den Übermenschen schaffen. — Nicht ihr vielleicht selber, meine Brüder! Aber zu Vätern und Vorfahren könntet ihr euch umschaffen des Übermenschen: und dieses sei euer bestes Schaffen!" — Und nun sehen Sie einmal zu, ob Sie den Weg weiter finden?

„Eitelkeiten des Übermenschen!" — sagen Sie. — Er müßte doch erst einmal geschaffen sein, ehe Sie von seinen Eigenschaften etwas aussagen können.

„Süße Schmeicheleien, die er uns vor die Füße streut" — sagen Sie. Ich aber sah nie einen härteren, schwereren, dornigeren Weg vor eines Menschen Fuß gebreitet, als es dieser war, den Zarathustra-Nietzsche zu gehen „lockt". Wissen Sie denn, was das heißt: sich zum Vater und Vorfahren umschaffen? Fühlen Sie die Härte, die Beschränkung, die Entsagung, die dieser Weg fordert? Und kein Licht auf diesem Wege, als der leise Widerschein in unserer Hoffnung, der Widerschein aus einer ferndämmernden ungewissen Zukunft. Ihre dionysischen Scharen — o du lieber, neuer Gott, wie weit werden denn die da kommen? Im ersten Sumpfe, in der ersten Kneipe werden sie hängen bleiben, wie alle Feiglinge, die wohl noch möchten, aber nicht mehr wollen!

„Die trunkene Verzückung, welche den Anempfinder verriet" — sagen Sie. — Könnte sie vielleicht nicht auch etwas Anderes verraten? Lesen Sie doch einmal Bölsche's „Liebesleben in der Natur", aber so, wie man ein Kunstwerk genießt, mit ganz offnem Herzen, mit ganz offnen Sinnen! Vielleicht geht Ihnen dabei doch ein Licht auf, das auch hierherein leuchtet: das Licht über noch einen Ursprung trunkener Verzückung.

„Der Prunk und Glanz der Worte, die so dürftigen Inhalt verhüllen?" — Nun frage ich Sie: Kennen Sie Nietzsche selbst? Oder kennen Sie ihn nur aus dem Gestammel jener dionysischen Scharen, zu deren Führer Sie ihn machten? Diese Frage müssen Sie mir nun zu gut halten, denn nur zwei Wege giebt es, auf denen Sie zu diesem Urteil über Nietzsche gekommen sein können: den ersten, der in dieser Frage angedeutet liegt, oder den zweiten, daß es Ihnen selbst an eigenen Lebensinhalten fehlt, den Lebensinhalt Nietzsche's auch nur ahnend zu ermessen. Das fliegt dann rasch so ein Buch durch, wie hundert andere Bücher, tippt einmal hier und nippt einmal dort, liest nur

Worte — Worte — Worte, und dann ist das Urteil fertig. Es giebt noch einen dritten Weg, aber immer noch will ich ihn hier nicht in Betracht ziehen: den Weg der Steinklopfer, die klein klopfen müssen, um sich groß zu fühlen.

Nietzsche's Worte haben ja nur sein Erlebtes zum Inhalt. Nichts Anderes! Aber was er erlebte, war eine Welt. Was aber erlebten Sie? Daß Sie sich vieles erlasen, sehe ich wohl, daß Sie das Erlesene aber auch erlebt hätten, in Eigenes verwandelt, seh' ich bisher noch nicht. Immerhin war ich jedoch des Glaubens, daß in Ihnen eine größere Kraft gesteckt hätte, sich an dem Reichtum, an dem Prunk und Glanz dieses Starken zu erfreuen, anstatt ihn zu verkleinern und ihn dann doch nach der Art nordarischer Gelehrten hinterrücks anzupumpen: Gedanken und Worte ohne Anführungszeichen, wie ich schon zeigte, und wie sich's noch zeigen wird.

„Jenseits von Gut und Böse" — lesen Sie doch S. 80 in Ihrem Buche! Was Sie da als Ihr Eigenstes ausrufen, im „Zarathustra" steht es schon. Und können Sie es nicht finden, obwohl Sie Anderes sehr gut fanden — so z. B. wird schon dort das Prinzip Ihrer „Verwandlungsphilosophie" erwogen, der Ton ist angeschlagen — können Sie es nicht finden, so frage ich Sie, wer hat Ihnen denn überhaupt den Gedanken suggeriert von einem Reiche „jenseits von Gut und Böse"? Doch Nietzsche! Und wenn ihm aus seinem Ahnen und Ringen nichts erwachsen wäre als dieses eine Wort, ein Lebenspender wäre er, ein Philosoph der vorderften Reihe. Hut ab vor ihm! Die „Quartanerseele" steckt nicht in denen, die Ehrfurcht vor diesem Manne haben. Glauben Sie es nur! Sie — der Sie einen „Huronen" aus ihm machen müssen, um nur zu Worte zu kommen mit Ihrer „reinen" Kritik, die zu urteilen wagt, ehe sie zusah, ehe sie verstand. Das Leben hetzt — ich weiß es. Es läßt nicht Zeit, nicht Ruhe zur Betrachtung, zum Schauen, zur Versenkung und Andacht, rauben wir ihm diese Zeit nicht und erzwingen wir uns nicht diese Ruhe. Daher mag wohl Ihre übereilige „Kritik", Ihre Absprecherei gekommen sein. Aber so gar steinklopferisch wäre nicht nötig gewesen, daß Sie auch noch einen „Operntextdichter" aus Nietzsche machen müssen, um sich neben diesem so furchtbar Heruntergerissenen als nordarischen Machthaber, neben ihm, dem armseligen „Polen", als germanische Größe zu fühlen. Schopenhauer sagt einmal, daß eigener Wert dazu nötig sei, den Wert Anderer zu erkennen und zu schätzen. Und ich ziehe die Schlußfolgerung auf Sie: Alles das, was Sie da gegen Nietzsche vorbringen, ist Ihrem eigenen Scheelsehen entsprungen, ist die Wertung eines Mißblickes — des „bösen Blickes". Oder wie sich jüngst ein deutscher Mann gegen mich ausdrückte: „Hart steht ja ganz mit seinem Buche auf Nietzsche. Aber er möchte sich von ihm frei machen, und deswegen schimpft er auf Nietzsche." Sehe ich's nur erst,

daß Sie auf Nietzsche stehen, wohlan und wohlauf! Ich aber sehe etwas ganz Anderes. Sie lassen Nietzsche von Königsmacht, Landsknechtsherrlichkeit, physischem Sieg u. s. w. träumen (S. 84), Sie schieben seiner Sehnsucht den Haß als Fundament unter, und nach dieser Advokatenthat wirbeln Sie los. Die Erde — der Leib — ich weiß es wohl — sind für Nietzsche die Grundlage alles weiteren Werdens, aller fernern Entwicklung. Denn eine Narrenanschauung nennt er es, daß der Mensch auch übersprungen werden könne. Darum ruft er, daß man Erde und Leib in Ehren halte, daß man ihnen treu bleiben möge, aber immer im Hinblick auf das, was sie dereinst zu wirken und zu gebären berufen sind. Das ist seine Verlockung zur Treue, zur Liebe des weisen Leibes. Und was machen Sie daraus? Landsknechtsherrlichkeit — physischen Sieg — kurz die Sehnsucht nach der „brute". Wen wohl charakterisiert diese Wertung!

S. 85. „Nur der ist ein Wahrheitsmensch, nur der ein wahrhaft Großer, der, was er denkt und träumt, auch ist, lebt und handelt. Warum ward Nietzsche kein Cäsar Borgia, kein Napoleon? Warum versuchte er nicht wenigstens, ein solcher zu werden? Schrieb nur Bücher, statt zum Thatmenschen zu werden? Die Fragen bedeuten nicht ganz nur Spaß." — Nicht ganz, also doch halb oder dreiviertel. Und auf die andere ernste Hälfte will ich Ihnen antworten. Gerade an diesem: „nur der ist ein Wahrheitsmensch" gemessen, geraten wohl viele andere Leben und manches andere Handeln zu kurz, nicht aber dasjenige Nietzsche's. Denn nie dachte oder träumte er davon, ein Cäsar Borgia, ein Napoleon zu sein. Er sah und erkannte die Entwicklungsstufe über diese hinaus, jene Stufe, auf der der Mensch keine „Synthesis von Unmensch und Übermensch" mehr ist und bleiben muß. Er zog sich von dem Wege, der zu „physischen" Dingen führt, mit sicherem Instinkt und klarem Bewußtsein zurück. Er verzichtete selbst mit peinlicher Reinlichkeit auf ein Wirken in Zeitschriften und Zeitungen, ein Mittel, das ja nicht selten zu Anhang, Parteibildung, Kompaktheit, physischer oder doch materieller Macht führt. Und er verzichtete auf die Fortpflanzung seines leiblichen Selbst. Warum wohl? Sein weiser Leib wird ihm das wohl geraten haben — denn nicht Fortpflanzung dachte er, sondern Höherpflanzung — hinauf! Diese große Sehnsucht half ihm die Augenblickssentimentalitäten überwinden. Er wußte, daß die Raubtierstufe, untermischt mit vagen „Menschlichkeiten", nicht mehr Ziel und Ende der Menschenentwicklung sein könne; aber ebenso klar war ihm bewußt, daß sie eine Stufe sei, die nun einmal der werdende Mensch auf seinem Wege zu sich selber zu durcheilen hat. Vorbei kann er daran nicht; was er aber kann und einmal können muß, das ist: nicht mehr auf dieser Stufe hängen bleiben, nicht zur „canaille" werden, die wohl schon Besseres,

Feineres sieht, aber nicht mehr oder noch nicht kann und mag und will. Zur Abkürzung muß diese Stufe werden, eine Zusammendrängung, daß sie höchstens noch in ahnenden Wallungen, embryonischen Begehrungen, Reminiszenzen, und nicht mehr in Thaten nachweisbar ist. Mit diesem Blick spricht er von Napoleon, von Cäsar Borgia, vom Krieger. Und da mutet ihm Hart zu, er hätte gerade das thun sollen, was er überwinden wollte, überwinden, nicht überspringen! Denn dazu bedürfte es, zur Möglichkeit des Überspringens nämlich, wollen wir keine Narren sein, die sich dieselbe nur einbilden und ausmalen: dazu bedürfte es der Hilfe eines — Gottes und zwar eines ganz neuen, der die Notwendigkeit abschaffte und mit ihr zugleich den heillosen Bund zwischen Ursache und Wirkung.

Nietzsche lebte nicht, was er dachte? Er war kein Schöpfer, kein Thatmensch! Schrieb nur Bücher! — Das ist natürlich keine That, nicht wahr, Herr Hart? Ich aber sage Ihnen: So lange Sie ein geschriebenes Buch nicht als That empfinden, werden Ihre Bücher nur — Bücher sein. — Nietzsche empfand jedes seiner Bücher als eine That, und — er hatte ein Recht dazu, sie so zu empfinden. Was er lebte, davon erzählen seine Bücher. Er handelte, wie er dachte, und nur ganz selten und auf kurze Augenblicke taucht bei ihm der Kobold der Lebensfeigheit auf, der so unendlich Viele narrt und dazu führt, alle Tage anders zu denken, damit ihnen die „Freiheit“ bleibt, alle Tage anders zu handeln — ziellos — nach Lust und Laune!

„Der Geistesmensch, der so begeisterungstrunken zum Krieger emporblickt — ist er nicht von vornherein ein verkrüppeltes Wesen?“ — Redet da nicht der Kobold der Feigheit aus Ihnen, der Sie abhält, hinter das Wort Nietzsche's vom Krieger zu schauen? Der Sie mit dem Popanz: „Krieger“ schreckt? — Was thun denn Sie in Ihrer „Nietzschekritik“? Kämpfen Sie nicht gegen Nietzsche? Bekriegen Sie ihn nicht? Wie wollen Sie denn dieses Ihr Ideal nennen, das Ihrem Thun zu Grunde liegt? „Bereden“ etwa? Oder „schimpfen“? Wer ist denn das, der nur das thut? Ich fand solche Menschen auch schon, doch meist nur in Waschküchen. —

„Blickt nur tiefer in ihn hinein! Er lebt nicht, was er denkt. Das heißt: er ist kein Schöpfer, kein Eigener. Sondern nur ein Schmarotzer. Ein schwärmerischer Nachempfinder. Ein Dilettant. — Ein Philologe, der vom Geiste Anderer zehrt“ — so schimpfen Sie, der Sie einen „neuen Gott“ ankündigen. Darauf erwidert man nicht. Aber meinen Lesern sage ich: Ja, blickt nur tiefer in ihn hinein und ihr werdet sehen, was Leben und Kämpfen heißt. Aus diesem Erleben Nietzsche's taucht der Glanz und Prunk seiner Sprache empor; aus dem krystallklaren Grunde seines Empfindens blüht ihm die Liebe zu reinem Wort, zur Wortsauberkeit — seine „Philologie“.

S. 87. „Der große Lob- und Prunkredner, der Schmeichler der vornehmen Welt". — Sie wissen, was er von der „Demokratie der Zukunft" sagte, vom „tausendjährigen Menschenreich", von dem Lande, „in dem es wohl Götter, aber keinen Gott giebt", u. s. w. Also . . .

„Bildung als einen unübersteigbaren Wall zwischen der Masse und den wenigen Auserwählten und Erlesenen" hätte er gewollt. Sie wissen, was er von der Einheit des Volkes sprach, von der „Sehnsucht der Natur nach dem Menschen", von der „einen mächtigen Gemeinsamkeit", zu der wir Alle gehören u. s. w. u. s. w. Also . . .

„In den Zeitaltern Leo's X. und Ludwigs XIV. erkennt er die Höhepunkte der neuzeitlichen Geistesentwicklung, und Voltaire ist der letzte große Geist, den er noch versteht und inbrünstig umfaßt" . . . Sie wissen, daß dies nur bedingte, historische Schätzungen Nietzsche's sind; daß er auf seinem weiten Wege Viele schätzen lernte; daß er Schopenhauer verehrte, wie selten ein Mann den andern, daß er Heine, Taine, Hegel seine Anerkennung nicht versagte; Sie wissen, daß diese Alle nach Voltaire kamen, daß vor Allen Einer nach Voltaire kam: Goethe! daß er ihn den letzten Deutschen nennt, vor dem er Ehrfurcht habe. Sie wissen das alles, viel besser vielleicht, als ich es weiß. Sie sehen dieses ringende Empor von Stufe zu Stufe, Sie sehen, wie er immer noch jede erstiegene Stufe hinter sich ließ, wie dann erst dieses Zurückblicken die späteren Wertschätzungen aller unter ihm gebliebenen Stufen für ihn erzeugte, — aber auch nur für ihn, denn zu immer Wenigern redet er, für immer Wenigere, bis er schließlich fast ganz für sich allein redet. — Ein organischer Gang von einer instinktiven Großartigkeit und Natürlichkeit der Entwicklung, daß er die Freude jedes von Kleinlichkeit und Scheelsicht ungetrübten Auges sein muß, und da klappern Sie verdrehend, verschiebend, entstellend, leugnend, krauses Zeug durcheinander, als stünde ein neuzeitlicher Journalist vor Ihnen, der hierhin schießt und dorthin, wo gerade etwas „los ist", der zu Allem ein Wort bereit haben muß und doch nie die eine große Hauptsache bereit und bereitet hat: sein Wort.

S. 87. „Der Humane, der zum Bestianer geworden ist" — schimpfen Sie. Sie wissen, was Nietzsche von der „Wirkung der Erkenntnis" sprach. Also . . .

S. 88. „Überall lodert bei Nietzsche der Haß gegen die Welt des achtzehnten Jahrhunderts empor" — sagen Sie. Das „Überall" ist eine Erfindung von Ihnen. Denn ich fand diesen Haß bisher noch nirgends. Und Sie selbst meinten doch eben noch, Voltaire sei der letzte große Geist gewesen, den Nietzsche inbrünstig umfaßte. Das achtzehnte Jahrhundert aber trägt den Namen Voltaire's. Wie stimmt das?

S. 89. „Versteht Ihr nun, warum Nietzsche van Euren englischen Vettern stets mit Ingrimm und Verachtung spricht"? — Ingrimm — Verachtung? Ich fand sie nicht. Wahl aber fand ich die ihm von Ihnen suggerierte Verstandeskühle.

... „und auch für die Deutschen kaum andere als Worte der Geringschätzung hat?" — Für die Deutschen? Oder für die Reichsdeutschen? Aber auf salche Allgemeinheiten läßt sich nichts erwidern. Nur das Wort eines braven deutschen Mannes zitiere ich hier: „Ohne slavische Unterardnung und Maulhalterei keine preußische Armee, kein preußischer Staat! Sa taxiere ich, und damit taxiere ich alles, was Tüchtiges aus dieser Organisation erwuchs, alles aber auch, was hier an Borniertheiten zu überwinden ist." — Wer aber wird es überwinden? „Die" Deutschen van heute etwa? Von margen? — Es thut Eile nat, meine deutschen Brüder, denn geht es so fort, sa habt ihr über kein „Übermorgen" mehr zu verfügen, meine ich, als Histariker.

„Begreift Ihr, warum Ihr bei ihm nie etwas van Shakespeare hört?" — sagen Sie. Das stimmt wieder nicht. Ich kenne van ihm Worte über Shakespeare, ernste Worte, die mehr sagen, als manches Buch.

„Daß er wie die Humanistenseele Lea's X. in Luther nichts — aber auch nichts Anderes als einen zanksüchtigen, schmutzigen und dummen Mönch erblickt?" Sie reden nicht nur die Unwahrheit, sondern mit Ihrer „rein psychalogischen Auffassung" scheint es mir ebensa bestellt zu sein wie mit Ihrer „reinen Kritik". Vorab also eine Frage: Sind jene „schmückenden Beiwörter", die Sie neben Luther setzen, van Nietzsche oder von Ihnen? Ich fand sie nämlich bei Nietzsche nicht bisher. — Dann aber Ihre Psychologie betreffend: als lutherischer Pfarrerssahn erwuchs Nietzsche. Überfüttert mit sogenanntem Luther von Kindheit auf, was Wunders, wenn ihm auch der nicht blas Sogenannte widerstanden wäre? Mir z. B. widersteht Hamer bis heute noch, da ich immer noch die Qualen mitempfinde, die er mir var 25 Jahren machte. Und doch weiß ich, daß das nicht an Homer liegt, sondern an dem elenden Schulmeister, der die Odyssee benützte, uns dieselbe um den Kopf zu schlagen. Ein geistiges und leibliches Marterinstrument — so steht die Odyssee in meiner Erinnerung, und werde ich zornig, verliere ich die Besannenheit, so sage ich nicht: der Schulmeister war ein elender Kerl, sondern ich gebe dem lieben Homer ein paar jener Ohrfeigen wieder, die er mir durch die Erfindung jenes Marterinstrumentes wahl vorbereitet hat. Sa „haarsträubend ungerecht" vermag der Mensch zu sein. Dach das nur nebenbei, und nebenbei auch nur ein Wort van Nietzsche zur Widerlegung Ihrer freien Erfindung „aber auch nichts anderes als" ...! „Erst in Händels Musik erklang das Beste aus Luthers und seiner Verwandten Seele, der jüdisch-heroische Zug, welcher der Reformatian einen

Zug der Größe gab." Wollen Sie mehr, ich könnte Ihnen mehr solcher Worte weisen. Aber besser schon, Sie folgen Ihrer eigenen Mahnung und „blicken" selber „tiefer hinein"!

„Daß er Kant und Schiller haßt und Rousseau, den Antipoden Voltaire's, der in das Herz Frankreichs die neue Welt trug?" — sagen Sie, und das sind abermals lauter freie Erfindungen von Ihnen. Nietzsche erkennt die Aufgabe, die Kant erfüllte, vollauf an. Was aber „die Deutschen" darüber hinaus weiter von Kant reden, das erkennt er nicht an. Und was die Deutschen bei Schiller thun, indem sie von „Schiller und Goethe", von Nr. 1 und Nr. 2, reden, darüber lacht er. Daß er Rousseau haßt, steht wohl wörtlich bei Nietzsche, aber es steht noch etwas dabei: „Ich hasse Rousseau noch in der Revolution: sie ist der welthistorische Ausdruck für diese Doppeltheit von Idealist und canaille." Sind Sie kein bloßer Schwärmer und verstehen Sie zu unterscheiden zwischen persönlicher und historischer Wertung, so werden Sie Nietzsche's Wort vielleicht nicht gar so merkwürdig finden, oder vielleicht erst recht merkwürdig nach der Seite seiner historischen Ergänzungsbedürftigkeit: die canaille, die da war, nicht absolut gesehen, sondern als Produkt historischer und sozialer Verfehlungen, die canaille, die mit Rousseau nicht zu heben und zu heilen, sondern nur in größeren Fieberwahn hineinzutreiben war, die canaille, von der ein Stück in Rousseau selber steckte. — Und die Überschätzung Voltaire's, die Sie Nietzsche andichten? Lesen Sie doch nicht nur einen Satz, einen halben Satz, einen Ausdruck, lesen Sie z. B. einmal „Menschliches, Allzumenschliches I, 201 flg." über „die Revolution der Poesie" ganz, und sind Sie kein bloßer Schwärmer, so werden Sie zugestehen: „Hier sprach Einer, der etwas zu sagen hatte; und klar und deutlich sprach er ungefähr das Gegenteil von dem, was ich ihn sagen ließ."

„Die prachtvolle blonde arische Bestie" macht Ihnen viel Spaß, wie es scheint, daß Sie gar so auf diesem armen Wörtlein herumreiten. Aber für mich ist es nicht ein Stichwort oder Schlagwort, sondern ein an seiner Stelle gutes Wort, aber auch nur an seiner Stelle, und ich hätte gedacht, Sie hätten mehr Kraft und Feinheit der Empfindung bewiesen, als Sie thun, indem Sie dieses von einer Klique zum Schlagwort erniedrigte Wort nun an den Namen Nietzsche's hängen, um ihn, mit solcher Schelle behängt, durch die Gassen Ihres Karnevalswitzes zu treiben.

S. 92 erscheint der arische Erkenntnismensch als „ein ewiger Revolutionär", als ein „durch und durch Thaten- und Willensmensch, kampf- und arbeitsfroh, bejaht er das Leben und die Erde". Daß dies in jedem Worte das Ideal Zarathustra's ist, mit Ausnahme des ewigen Revolutionärs, den Sie hinzuthun, geht natürlich Ihre Leser nichts an. Aber Ihr arischer Erkenntnismensch

wird außerdem gerade durch Ihre Zuthat als die Impotenz an sich charakterisiert. Er kann nicht aufbauen, sondern nur zerstören kann er, was Andere bauten. Auch ein Ideal! Nur die Frage bleibt, ob sich viele Ihrer Nordarier dafür begeistern werden?

S. 92, 93 erscheint dem gegenüber der Orientale, der „sich rings umdroht fühlt von Gespenstern, Dämonen, Teufelsspuk", der „in dunklen, wilden Worten stammelt". Nur schade, daß die Edda, alle die Gespensterfratzen an alten deutschen, germanischen Baudenkmälern, daß der ganze Hexen-Zauber- und Albenglaube u. s. w. u. s. w. nicht von Orientalen erfunden wurden! Wir wollen uns auch nicht lange mit „Es wäre doch möglich, daß asiatisch-orientalischer Einfluß" ꝛc. herumquälen, sondern einmal ehrlich fragen: Haben wir es da mit Orientalentum und Ariertum als charakteristischen Gegensätzen zu thun? Oder aber mit dem jeweiligen physischen und kulturellen Alter eines Volkes? Gespenstersehen, dunkle, wilde Worte stammeln ist ja auch sonst die Art der Menschen, deren Phantasie noch über dem Verstehen steht, und das um so mehr, je reicher die Umgebung, je wilder sie zur Entwicklung der Phantasie verlockte, also die Art der Kulturkinder.

Aber wie Sie Nietzsche verdrehen, zurechtstutzen, pointieren müssen, um zu Ihren Behauptungen zu kommen, wie Sie kaum einmal einen Nietzschegedanken, ein Nietzschewort in seinem Zusammenhang zitieren, sondern nur generalisierend fortreden, so machen Sie es auch mit der Geschichte. Das rasselt ewig weiter: „im fünfzehnten, sechzehnten, achtzehnten Jahrhundert". Nirgendwo eine präzise Thatsache! Nirgendwo ein Verständnis für die Distanzen zwischen den einzelnen Volks-Stammes-Stände-Entwicklungen! Ein einziger großer Hexenkessel von Verallgemeinerungen, und da heraus dann ein Gebrodel von Halbwahrheiten, Halbverdrehtheiten, Zusammenhanglosigkeiten und erzwungener Zusammenhänge, so daß der Historiker nicht nur, sondern ebenso der Psychologe davor steht und auf den Gedanken kommt, daß vielleicht die psychologische Entwicklung des Herrn Verfassers ein viel interessanteres Studium abgeben könnte, als es das Studium der Produkte dieser Entwicklung bis hierher erscheint. Manchmal sieht es ja so aus, als ob die Urteile Harts auf ernstem historischen Erleben und Erfahren beruhten, aber nach den Prüfungen im Einzelnen, die ich hier mit ihm vornahm, darf er mir es nicht verdenken, wenn ich ihm auch da nicht mehr über den Weg traue.

„Wo man nicht mehr lieben kann, da soll man — vorübergehn!" Dieses schöne schlichte Manneswort sagt Zarathustra zum Narren, der keift und schimpft. Und ein zweiter, aber mit Worten noch prunkvollerer Zarathustra sagt Hart zu den „Germanen": „Was Nietzsche liebt, werdet Ihr nicht lieben, wo Nietzsche anbetet, werdet Ihr schweigend vorübergehn." Die Hart'schen

Germanen scheinen also so eine Art Narren zu sein, daß er ihnen die gleichen Worte zuruft, wie Nietzsche es dem Narren that. Die gleichen Worte? Nein, Hart setzt noch dazu: **schweigend**! Wie aber gieng er vorüber, er selbst? Höhnend, schmähend, verkleinernd. Ein bewundernswerter „**Thatmensch**", ein merkwürdiger Nichtdilettant und Künstler und Schöpfer — dieser ruhige, feste, maßvolle, männliche Abwehrer, der so genau **das Gegenteil** von dem **lebt**, was er denkt und träumt!

S. 106, 107 stehen lauter Nietzsche-Gedanken, mit denen dieser Köstliche **gegen** Nietzsche polemisiert. Selbst sein Schwert muß Hart sich noch von Nietzsche leihen. Doch — seien Sie unbesorgt, er leiht es Ihnen und wird es Ihnen immer wieder leihen, denn er kennt die Lust, „die Steine in große Tiefen rollen" macht.

S. 108, 109 „posieren" Sie ein germanisches Siegfriedtum, Sie Antiposeur und Antiromantiker! Lesen Sie doch einmal „Versuch einer Selbstkritik" am Schluß in Nietzsche's Geburt der Tragödie. Vielleicht erfahren Sie da auch, in welche Kategorie Sie selbst gehören.

Wie wohl aber muß es jedem deutschen Philister thun, wenn er hört, daß ja nur ein mit „**romanischen** Rassenanschauungen" Durchtränkter, deutsch „nur Schreibender", nicht aber ein echter und wirklicher Deutscher, „stets und unabwendlich eine höhnisch geringschätzige Miene aufsetzt, so bald er die Worte ‚deutsch' oder ‚englisch' in den Mund nimmt". (S. 110.) Ich aber meine, es sei dies wieder so ein Produkt Ihrer „rein psychologischen Auffassung", die, wie die Psychologie so mancher — Männer, noch nicht begriff, daß Einer das am härtesten tadeln, am tiefsten verachten kann, was er am meisten liebt. Vielleicht aber ist gerade das Ihr Fall, Herr Hart. Prüfen Sie einmal nach! Im Übrigen aber müßten z. B. die jüdischen Propheten, die „das auserwählte Volk" mit so furchtbaren Geißelpredigten bedachten, nach dieser Hart'schen Theorie alle nur „Ausländer", „hebräisch nur Schreibende" gewesen sein. Sie waren es leider nicht. Dafür aber dachte das jüdische Volk um so vaterländischer, fühlte um so stolzer, indem es diese Prophetenbücher als seine heiligen Bücher in seinen Schutz und in seine Verehrung aufnahm. Und ich wünsche sogar, die Hart'schen Germanen hätten den gleichen Mut, wie jene „stammelnden Asiaten"! Nur zwei dieser Bücher eines deutschen Denkers und Dichters erster Größe, nur den Zarathustra und den Antichrist möchte ich diesen Germanen als treueste Wegweiser und Reisegefährten in die Zukunft wünschen.

Auf der gleichen Seite beginnen Sie auch noch damit, das **polnische Blut** Nietzsche's für Ihre „Theorie" zu zitieren, um dann diese „eunuchische Romantik des Übermenschen" zum „Ausdruck des unfruchtbaren polnischen Geistes" zu stempeln und Nietzsche vor den Augen der Welt mit dem ganzen

Wirrwarr der polnischen Entwicklung zu belasten. Armer Fechter! Auch dieses Schwertlein lieh er Ihnen. Und Sie verschmähen es nicht, es zu Ihren Kunststücklein zu mißbrauchen.

S. 113. „Wir verschmelzen die Gegensätze und Einseitigkeiten des Orientalismus und Romanismus zu einer höheren Einheit." — Wer verschmilzt? — Nun — wir — Germanen! sagt Hart. Wir — Nordarier! Und das ist dann unsere Eigenart, nicht wahr, Herr Hart? Das hat dann die Kühnheit, dieser „westslavischen Welt" z. B. vorzuhalten, daß sie dahinsank, „ohne daß sie überhaupt eine Kultur aus sich heraus hat erzeugen können." Aber wir nordarischen Verschmelzungskünstler, wir können das. Aus uns heraus! Wir brauchen dazu gar nichts weiter, als „die Gegensätze und Einseitigkeiten des Orientalismus und Romanismus". Merkwürdig nur, daß man von einer orientalischen Kultur reden kann, von einer romanischen auch, daß man aber immer noch leere Worte stammelt, redet man von einer deutschen, germanischen oder gar nordarischen Kultur. Den Besitz einer Berliner „Kultur" will ich nicht in Abrede stellen, aber ihre Wertung ist nicht meine Sache.

Immerhin, obige „Eigenart" der Verschmelzung mag es sein, die zu solcher Fechtweise führt, wie Hart sie gegen Nietzsche anwendete, die Fechtweise der Verdrehung, Entstellung, Ungenauigkeit und Unsauberkeit des Denkens und Redens. Darum ziehe ich es vor, mich lieber mit Nietzsche zu „entdeutschen" (Menschl. Allzumenschl. II, 159), als dieser „Eigenart" zu huldigen. Die Art, wo alles verschmilzt, sich verwischt, vernebelt, ist doch die Art des europäischen Alkoholikers, und warum soll diese gerade die spezifisch deutsche und nordarische Art sein? Muß sie es aber sein, wohlan, so wünsche ich ihr ein endgiltiges, rasches Vernebeln und Verduften in süßestem Rausche — zum Besten der — Kultur: Und höre ich nun gar Ihr Schwärmen und Drohen mit „apokalyptischen Reitern" (S. 116), so scheint mir das delirium tremens, die „Götterdämmerung" dieser merkwürdigen „Art", nicht mehr sehr fern zu sein.

Zum Schluß! Sie haben Ihr Buch Ihrem Freunde Wilhelm Bölsche gewidmet. Das ist eine gute Widmung. Besser aber noch, Sie hätten von seiner frohen Art etwas gelernt. Wie klar, gerade, ehrlich, offen, sich selbst meisternd steht Bölsche neben Ihnen! Wie weiß er zu schweigen, wo er nur Nebelhaftes, Dunkles, Verschwommenes sagen könnte! Wie weiß er zu warnen, führt er uns dicht heran an die Probleme Welt—Leben—Natur!

Zwei Fragen daher! Die erste: Hat Nietzsche selbst vor den Urproblemen Welt—Leben—Natur gestanden? Hat er sie mit eigenen Augen gesehen? Aus eigener Sehnsucht erfragt? Und wenn: hat er, als sie ihm erschienen, sein Leben darangesetzt, diese Probleme bis zum Grunde zu erleben? So tief als möglich, so weit wie möglich, so, wie es nur ein Mensch zu thun

weiß, dem das Leben seinen höchsten Sinn, seine letzte Frage zuwarf: „Erkenne mich!"? Hat er sich als Feigling an dieser Berufung vorbeigedrückt? Oder hat er sein Selbst in die Schanze geworfen, alles Nahe, Verführende, Ablenkende von sich gewiesen, auf Tod und Leben nur dem einen Ziele zuringend: „Erkenne mich!"?

Das ist die erste Frage, die rund und ehrlich zu beantworten ist. Alles Andere ist neben dieser ersten Frage zunächst Nebensache, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Erst wenn jene erste Frage beantwortet ist, dann ist auch eine Aussprache und Verständigung möglich über dieses Andere, über die Erzeugnisse der Nietzsche'schen Erkenntnis, über die Ergebnisse seines Lebens und Erlebens.

Wie ich diese erste Frage beantworte, wissen Sie. Ich sage klar und gerade: „Ja!" Nietzsche ist ein Jahrhundertmensch, einer der Wenigen, bei denen „es" sich gerade einmal so trifft, daß sie ihrer Hauptsache mit jeder Lebensfaser getreu blieben und getreu bleiben konnten.

Und die zweite Frage! Ich betrachte sie als die erste Rangfrage in Hinsicht auf das Ergebnis, den Wert der Erkenntnisarbeit Nietzsche's. Wer schuf die Aufnahmefähigkeit der Philosophie für die neuen Feststellungen und Thatsachen der Naturwissenschaft? Wer schlug den Damm durch, der die beiden isolierten Ströme: Naturwissenschaft — Philosophie auseinander hielt? Wer brachte die Möglichkeit dieser alle menschliche Erkenntnis ungemein befruchtenden, mächtigen Vereinigung? Soweit ich sehe, gebührt Nietzsche dieses Verdienst, denn er war es, der die Forderung des historischen Philosophierens aufstellte. Er hob die Philosophie aus ihrer Starrheit, mit der sie an ihrer „Aufgabe", ewige, absolute Werte suchen zu müssen, festhielt. Man sehe nur, wie noch Schopenhauer gegen diese Starrheit vergebens rang, wie dann dennoch sein Genie ungewollt und unbewußt den rechten Weg suchte und — fand. Aber ein Finden noch, das keine Erfindung wurde unter den Händen Schopenhauers. Ein Finden, das selbst von Nietzsche nicht als „Erfindung" erkannt wurde: daher sein späterer Kampf gegen Schopenhauer, ein Kampf ebenso, der unausgefochten und sieglos bleiben mußte, weil Nietzsche gegen ein Phantom, nicht aber gegen den lebendigen Erkenntnismenschen Schopenhauer kämpfte. Nietzsche rückte jede Philosophie als Philosophie eines bestimmten Alters an ihren Platz. Er gab dem Prinzip der Entwicklung Raum auf philosophischem Gebiet und führte die Entwicklung hinein in die Erkenntnis selbst. Heute, da wir zurücksehen, können wir sagen: das that Schopenhauer schon. Aber wehe, wenn man es Schopenhauer selbst zu sagen gewagt hätte. Doch ob er es uns zugegeben oder uns wütend angefahren hätte, das ist ja ganz einerlei. Der geniale Instinkt Schopenhauers schuf thatsächlich mit seinen

vier Büchern die Philosophien zu den vier Zeitaltern des Menschenlebens. Das Prinzip der Entwicklung wirkte in dieser That, ein Prinzip, das er mit allen Kehrbesen aus seinem philosophischen Denken hinauszufegen suchte. Nietzsche sah das Letztere wohl, Schopenhauers Leugnung der Entwicklung, aber er erkannte nicht, daß das Genie Schopenhauer das Gegenteil von dem schuf, was der Theoretiker Schopenhauer geschaffen zu haben lehrte. Und so blieb es Nietzsche vorbehalten, hier mit vollem Bewußtsein schöpferisch vorzugehen. Die menschliche beschränkte Erkenntnis warf Anker in dem unendlichen Werden einer Selbsterkenntnis der Natur, über die pessimistische Resignation der menschlichen Anschauung stieg der optimistische Sonnenwille des Lebens, der Welt empor, und der Monismus ward nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Notwendigkeit.

So sehe ich, so lernte ich sehen, seitdem ich zu Nietzsche kam. Darum ein Wort von ihm zum Abschied: „Wenn sich die ganze Geschichte der Kultur vor den Blicken aufthut, als ein Gewirr von bösen und edlen, wahren und falschen Vorstellungen, und es einem beim Anblick dieses Wellenschlags fast seekrank zu Mute wird, so begreift man, was für ein Trost in der Vorstellung eines werdenden Gottes liegt: dieser enthüllt sich immer mehr in den Verwandlungen und Schicksalen der Menschheit, es ist nicht alles blinde Mechanik, sinn- und zweckloses Durcheinanderspielen von Kräften. Die Vergottung des Werdens ist ein metaphysischer Ausblick — gleichsam von einem Leuchtturm am Meere der Geschichte herab —, an welchem eine allzu viel historisierende Gelehrtengeneration ihren Trost fand; darüber darf man nicht böse werden, so irrtümlich jene Vorstelluug auch sein mag."

Man verzeihe mir darum, wenn ich hier dennoch manchmal böse wurde. Denn in meinen Kopf will es nicht hinein, daß aus „werdenden Göttern", die obendrein noch eine irrtümliche Vorstellung sein sollen, gar so schnell „neue" Götter werden. Ich sehe die Jahrtausende ab und bemerke, daß ein „neuer Gott" allerweil furchtbar lange Zeit zu seinem Werden brauchte. Und nun kam mir da dieser Prestidigitateur Hart mit seinem „neuen Gott" daher, und ich vergaß im Augenblick ganz, daß wir ja im Zeitalter der Telegraphen, Telephone, Schnelldruckpressen und was weiß ich was noch für Raschfabrikationen stehen. Dieses Vergessen war mein Fehler. Im Übrigen aber meine ich immer noch, es wäre zunächst einmal sehr notwendig und dankenswert, das, was so ein Mann wie Nietzsche erkannte, recht innig und fest unserem Denken zu verknüpfen, anstatt vorüberzugehen. Stehen wir vor einer unbekannten Gegend, dann hinauf auf den Berg, der vor uns liegt, und die Aussicht genossen, die er uns bietet! Das macht Mut, stärkt die Muskeln und orientiert zugleich. Und was außerdem vom Standpunkte der rein physiologischen Gehirnentwicklung zu meinem Vorschlage zu sagen ist, so wird mein Freund Bölsche das viel

besser entwickeln können, als ich es kann. Immer nur denke ich: nicht durch Vorübergehen kommen wir weiter und werden wir weiter, sondern durch Hinaufgehen und innigste Assimilierung der Anschauungswerte, wie sie uns so ein Nietzschelebensberg bietet. Versuchen Sie es einmal damit, Herr Hart! Sie scheuchen das Mißtrauen gegen Ihren neuen Gott damit bei Seite. Denn als ich diese 116 Seiten Ihres Buches gelesen hatte, klappte ich es zu und zitierte im Hinblick auf Nietzsche den Goethevers:

> Sie haben seine Gedanken verdorben
> Und sagen, Sie hätten ihn widerlegt.

Sie! Damit meinte ich Sie, Herr Hart!



Poesie und Prosa.

Von Karl Röttger.
(Lübbecke i. Westf.)

Das neue Glück.

Das neue Glück im Rosa-Kleid
Sang hell und innig: Bist du bereit?

Und als ich verwundert um mich sah,
Verweinten Auges: da stand es ja! —

Als mich das neue Glück beschlich,
Da sagte ich leise: Ich fürchte mich — —

Und faltete stille meine Hände:
Ich fürchte, ich fürchte mich vor dem Ende —

Aber einst —

Niemals noch in meinem Leben
Hat ein Mädchen oder Knabe
Bunte Blumen mir gegeben:
Weicher Seelen Liebesgabe.

Aber einst — in Abendstunden —
Hat mir Mutter aus den roten
Blüten einen Kranz gewunden
Und ihn lächelnd mir geboten — —

Heim.

Nur grauer Rauch und Hitze — Staub.
Vorüber eilen draußen Korn und Laub,
Und laute Städte — Haide — Moor . . .
Schon steigt der Nebel weiß aus Gras und Rohr — —
Und dieser Wagen fährt mich meiner Heimat zu.

Die ist so fern: in tiefer Einsamkeit —
Wo Birken steh'n — die Felder grün und weit —
Wie Seidenband im Wiesengrün ein Bach,
Am hellen Wasser winkt ein rotes Dach —
Und dieser Wagen führt mich meiner Mutter zu.

Der Alltag.

Wie lang ich die schreckenvollen Tage
Voll Staub und voller Sünden,
Die grauen, sonnenlosen ertrage?
Und ob sie einmal im Sabbath münden?

Der Alltag hämmert mich noch zusammen,
Daß meine hellsten Träume wimmern,
Doch meiner Schönheitssehnsucht Flammen
Züngeln empor noch aus den Trümmern. —

Sommer.

Ein stilles Plätzchen am Wiesenrain.
Schwarz starrt empor der Fichtenhain;
Viel wilde Rosen blühen am Dorn,
Leis singt der Sommerwind im Korn.

Ich träume; träume von einer Kraft,
Die alles kann, die alles schafft. — —
Ich bin der Tartaren gewaltiger Chan,
Ich bin der Schah von Turkestan;
Ich schreite durch Indiens Märchenland,
Die Königstochter an meiner Hand.
Und nun, sagt — bin ich Firdusi nicht?
Wenn ich nur wollte — ich schrieb' ein Gedicht,
Wie es kein Dichter der Welt gesungen,
Wie es zu keiner Zeit erklungen.
Da sollte man sehen — solch ein Gedicht — —
Aber eben: — ich will es nicht. —
Dies Lied, das mir im Herzen lacht,
Habe ich nicht für Andre gemacht.
Das Sonnenlied soll niemand haben,
Der Winter wird es mit mir begraben. —

Ich träume weiter von meiner Kraft.
Ich bin ein Mann der Wissenschaft —
Mit meinem lenkbaren Wolkenkahn
Lande ich nächstens am Monde an.
Ich bau' eine Brücke über die See,
Ich hab' das Perpetuum mobile —

Die Wonne: so im Sonnenschein
Alles zu können — alles zu sein!
Ich träume — Rosen blühen am Dorn,
Der Sommerwind singt im reifenden Korn.



Julimorgen.

Durch den Julimorgen.
Durch den leuchtenden, glitzernden, prächtigen Julimorgen.
Ich möchte singen.

Ich bin heute so sorgenfrei. Habe nichts zu thun. Nein gar nichts.

So laufe ich durch die Sonne. Und bin so wundersam freudig.

Nahe meinem Hause liegt ein „Busch“ — etwa drei bis vier Morgen Wald.

Ich sitze auf einem Baumstumpf. Indes, ich sehe, daß ich mich schon am Abhang niederlegen kann. Die Sonne hat den Tau schon fortgetrunken.

Die Hände unter'm Hinterkopf gefaltet: „Schlaf ein — liebe Seele!“

Weiß Gott, ich bin Pessimist — zuweilen. Aber über so einen sorgenfreien, blitzenden Tag geht doch gar nichts.

Eine hohe Blume blüht vor mir — nur einige Schritt.

Meine Blicke sind auf den Tropfen gerichtet, der an der Blüte hängt. Und wie die Blume im Winde hin und her schwankt, bin ich so besorgt, daß er herabfallen könnte.

Es ist so schön: — die hohe Blume und die Thräne, besonders wenn ein durch's Gezweig fallender Sonnenstrahl sie küßt.

Indes naht ein Schmetterling, ein ganz gewöhnlicher Kohlweißling; er umflattert einmal die Blume, er ruht auf ihr, — der Tropfen fällt — o weh!

Ich habe mich halb aufgerichtet — wie erschrocken . . .

Abschied.

Beim Abschied sagte ich zu dem Weibe, das mir heilig ist: „Viele Leiden haben wir überwunden, weil unsre Seele in Schmerzen stark wurde. Laß uns auch diese Thränen noch überwinden!"

Sie hatte die Augen gesenkt und fragte: „Wann sehe ich dich wieder?"

Ich stand und kämpfte, meine Seele war wie ein Meer, wenn der Sturm es peitscht . . . Da übermannte es mich und ich schrie . . .

„Wer will uns trennen?! Wir sind größer als unser Leib! Meine Seele zittert, so daß ich dich nicht verlassen kann. Wessen Arm kann mich von deiner Seite zieh'n?"

Sie lächelte nicht über meine Thorheit —: sie verstand meine Seele.

Und wir saßen wieder auf der Bank unter dem großen Baum. — Da ertönte ein schriller Pfiff und sie sagte: „Jetzt fährt der Zug, der dich forttragen sollte . . ."

„Ja", entgegnete ich ingrimmig, — „laß ihn nur fahren!"

Aber nach einer Weile legte sich's doch schwer auf mein Herz. Das Leben hat einen harten, strengen Arm und beugt uns doch, wie stark wir uns auch wähnen. Ich rang nach Worten, und stoßweise kam's hervor:

„Ich werde — doch wohl — mit — dem — nächsten Zuge fahren — müssen . . ."

„Daran habe ich soeben gedacht", antwortete sie mit ihrer stillen Güte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich trug meine Ohnmacht durch die Gassen, schlich stumpfen Sinnes zum Bahnhofe und löste ein Billet dritter Klasse nach Münster.

„Fertig! Abfahren!" Ein Pfiff.

Ich fahre zu fremden, wildfremden Menschen . . .





25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München.

Erlebnisse und Bekenntnisse (nicht Referate)
von Arthur Seidl.

(München.)

Motto: „Zu schauen kam ich,
nicht zu schaffen:
wer wehrte mir Wand'rers Fahrt?"
(„Siegfried", II. Akt.)

Bayreuth, 13. August.

Wieder im guten „deutschen Winkel" angelangt — mit wohlvertrautem, gutem Quartier in prächtiger Luft, draußen auf St. Georgen! Wie stets auch wieder bei meiner alten, vortrefflichen Wirtin abgestiegen, die „friedsam treuer Sitten" seit Jahr und Tag für ihr still-sauberes Stübchen samt Frühstück unbegehrlich nur 2,50 M. täglich nimmt, und mit der zusammen ich nun auch schon bald „Jubiläum der ewigen Wiederkehr des Gleichen" festlich begehen kann! Das aber will schon etwas heißen, in all' der Bayreuther Streberei und Unrast, mit Preisüberforderung, Wagengerassel 2c. 2c. Und auch das, fürwahr, gehört mit zur rechten Bayreuther Empfänglichkeit, zu einer wirklich genußfrohen Aufnahmefähigkeit: eine behagliche Unterkunft und beschauliche Ruhe — das Wähnen muß hier Frieden finden.

„Übrigens auch eine verrückte Idee!" sagte mir einer, dem ich erzählte, daß ich diesen Sommer ausnahmsweise einmal meine Erholung in Bayreuth suchen müsse. Aber es ist allerdings meine vollste Überzeugung: so lange wir Bayreuth bei unserem Besuche seiner Festspiele nicht als Kurort auffassen und darnach uns selbst „behandeln", wird es uns nicht bekommen. Ein Werk wie der „Nibelungenring" soll uns zu einem Heilbade werden, der Weg zum Festspielhügel hinan muß unsere „Kur-Promenade", das Festspielhaus unsere „Sommerfrische" sein.

Und siehe, ich verkünde euch ein großes Geheimnis: Bayreuth zu Rad — die Festspiele mit allen erfrischenden Möglichkeiten ihrer ganz unvergleichlich reizvollen Naturumgebung genossen! Denn die Welt ist wirklich vollkommen überall, wo der Wagnerianische Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, und dort, wo er nicht ist, da ist das Glück. Fantasie — c'est bon; Eremitage — mon plaisir; Rollwenzel — Wollränzel: „Im Wald und auf wilder Aue waren wir heim."

*

Noch niemals habe ich Bayreuth, auch landschaftlich, so reich ausgekostet wie diesmal; noch niemals weilte ich so lange bei den Festspielen als in diesem Jahre. Das letzte Mal war's zum 20jährigen Jubiläum der „Nibelungen", 1896 — also vor genau einem Lustrum. Damals war ich, „zwangvolle Plage" des Journalisten, bei den Eröffnungsvorstellungen gewesen, als Wagnerianer sans phrase sozusagen — und ich gieng ziemlich krittlich und verärgert ob so mancher „technischen" Enttäuschungen damals von dannen. Diesmal komm' ich — das hab' ich auch noch nie erlebt, und doch sollte man eigentlich nur so hier sein — zu den Schlußaufführungen, und zwar ohne Verpflichtung zu fixer Berichterstattung. Und das nun hat den großen Vorteil für sich, daß man die kritischen Einwände (um nicht zu sagen: die Gemeinplätze der Saison) schon vorher aus den Referaten kennen gelernt hat und weit überlegeneren Geistes, damit bereits rechnend, durch ganz andere, ruhigere Augen die Sache von vorneherein ansieht. Heute komme ich aber auch als erklärter Nietzsche-Herausgeber hierher, angethan mit dem vollen Rüstzeuge des ganzen Anti-Wagner — wie werde ich diesmal „bestehen"? . . .

*

Es ist doch eigentlich ein Nonsens und berührt als etwas ganz Ungereimtes, daß Franz Liszt, dieser Weltwanderer, Ungar, Franzose, Kosmopolit, gerade hier in Bayreuth und nicht wenigstens in Weimar, oder zu Budapest oder gar im hl. Rom, und daß er noch dazu in einem schmächtig engen, ganz kleinen Franziskaner-Kapellchen für ewige Zeiten begraben liegen soll. Beinahe ebenso widersinnig dünkt mich das, wie die Bestattung König Ludwigs II. in der alten, dumpfen Jesuitengruft der Michaelskirche zu München, oder eines Nietzsche Todesschlummer an der Kirchenwand zu Roecken — statt im hohen, freien Sils Maria droben, wo der Zarathustra-Gedanke dereinst ihm aufglühte.

*

Jean Paul: Idylliker, } aber Beide deutsche Sinner
Richard Wager: Mythiker, } und — „Heimatskünstler"?

Richtig hat denn auch schon Robert Mielke über „Wagners Verhältnis zur Heimatskunst" abgehandelt.

---

14. August.

Auch die Bäume der Allee zum Bayreuther Festspielhügel hinan feiern heuer ihr (sogar schon 30jähriges) Jubiläum. Drei Jahrzehnte — das bedeutet ein Menschenalter und damit eine ausgewachsene „Kultur", die erst erworben, organisch geworden sein will!

*

Haben wir wohl groß Anlaß, unserseits, zu jubilieren — jetzt nach 25 Jahren, seit der „Ring" in Bayreuth seinen Einzug gehalten, und nach nahezu schon 50 Jahren, seitdem die Dichtung unserer Nation überhaupt geschenkt ward? Ich fürchte sehr: nein! — so lange wenigstens nicht, als neunzig Prozent aller guten Deutschen noch immer „Walküre", und nicht „Walküre aussprechen; so lange man selbst sogenannte „Wagnerianer" erst durch den Witz vom „Ring, der nie gelungen" auf die allein richtige Betonung „Nibelungen" (statt des üblich falschen Accentes „Nibelungen") bringen kann; so lange auch der deutsche Dichter, Künstler und Schriftsteller sich noch immer nicht gewöhnt hat, ganz von selbst und natürlich statt in „9 Musen" und „3 Grazien" des Geistes in „9 Walküren" des wilden Kampfes und der heldischen That, oder auch in „3 Nornen" zu denken, für seine alte fremde „Germania" endlich eine jener trotzigen Wolkenjungfrauen aus „Walhall" oder aber Frau Ute mit Brünne, Helm oder Krone, Schild und Speer, für seinen „Genius" vollends den Schwerte-Schmied „Siegfried" einzusetzen. Ein Fachblatt gar druckte jüngst „Niebelheim"!

*

Wen hätte nicht die seltsame „Walhall"-Architektur nach Bayreuther Darstellung an gewisse Gebilde der „Bausteinkasten für Kinder" schon erinnert: größere und kleinere Rechtecke mit Kuppeln und Kuppelchen darauf gesetzt! Woher aber kommt denn nur den beiden Riesen auf einmal dieser Kunsttrieb, da doch Fasolt ausdrücklich gegenüber den Lichtgöttern bekennt, daß sie „durch Schönheit" herrschten, während sie, die „Plumpen", sich „plagen, schwitzend mit schwieliger Hand"?

*

Das war das erste große Mißverständnis: Nietzsche nahm und verstand Wagner im Sinne einer Auferstehung des Griechentums als solchen, sein Gesamt-Kunstwerk als Wiedergeburt der antiken hellenischen Tragödie aus dem Geiste der Musik; statt etwa zu sagen: von dieser Erscheinung fällt nun ein aufklärender Schein wieder zurück auf jene

Erscheinungen und in jene Zeiten. Er hätte also lieber betonen müssen: es ist ein ähnliches Aufleben der altgermanischen Religion und ihres urtümlichen Natur-Mythus, wie es bei den alten Griechen ihre Einheit von Volksseele und Kunstleben in der hohen Nationalfeier der olympischen Festspiele gewesen. Mehr nicht — denn der Grieche und sein „schöner Mensch", wahrlich, ist uns dadurch noch lange nicht wieder erstanden, das wäre zuletzt einer modernen Renaissance-Kultur wohl erst vorbehalten! Daher auch Nietzsche's jähe, spätere Enttäuschung über den „Fall Wagner" und den „deutschen" Wagnerianer, die er von vornherein zu griechisch, zu wenig beschränkt-germanisch genommen hatte; wogegen Porges, Pohl, v. Wolzogen und die Anderen, die sich oft so viel Spott von Nietzsche deswegen zuzogen, genau genommen hier von Anfang an auf dem richtigeren Wege waren.

---

15. August.

„Mutig dünkt mich der Mann, sank er müd' auch hin!" — so sagt Sieglinde von dem hereinstürmenden Siegmund. So aber sind sie eigentlich meistens, die Wagner'schen Helden: sie verschmachten, siechen, es sehrt sie irgend ein Leid oder eine Sorge u. dgl. — es ist oft ein eigen Gemisch von Mut und Schwäche, Wonne und Weh in ihnen. Sind das nun kraftvolle Menschen? Darum auch steht hier immer dicht neben der Heldenfeier — die Totenklage. Und ein Glück noch, daß durch den Schluß des Ganzen für die Idee der Feuerbestattung wenigstens etwas abfällt!

*

Wer ganz ehrlich gegen sich selbst ist, ertappt sich stellenweise beim geistigen Einschlafen unter so manchen unvermeidlichen Längen in den Wagner'schen Musikdramen. Sollte das „Erinnerungs-Motiv" am Ende die Stelle eines Aufwecke-Motivs einnehmen und „Leit-Thema" = Läut-Thema sein?

*

Wagner hat in die „Fricka" offenbar nicht nur das Tiefste seiner Erlebnisse mit der ersten Gattin Minna geb. Planer, und zwar deren Tendenzen mit vollster Anerkennung ihrer nun einmal so beschaffenen Organisation, als durchaus berechtigt empfunden, hineinverwoben, sondern sich mit dieser Gestalt auch ein für alle Mal die Wahrheit über die Frauen als die Schicksalsgöttinnen und Drahtlenkerinnen hinter den Kulissen des Geschehens der Weltbühne eingestanden. Und das entspricht auch ganz unseren eigenen „Cherchez la femme!"-Forschungen über die mehr oder minder bescheidenen Wirksamkeiten dieser unverantwortlichen Ratgeber der Krone — im Unterrock und hinter den Gardinen.

*

Die Familien-Verhältnisse der „Nibelungen" sind und bleiben mir nun einmal arg verwickelt: diese Kreuz- und Quer-Feuer bezw. Geschwister-Ehen; diese Brünnhilde, als die Tante Siegfrieds, die sich schon vor ihrem etwa 20jährigen Schlafe lebhaft freut, diesem jugendlichen Helden — den sie noch nicht von Angesicht zu Angesicht kennt, sondern nur erst ahnt — dereinstens zu begegnen, ja ihm, mittlerweile jedenfalls nicht eben jünger geworden, sich alsdann sogar zu unterwerfen (sonst pflegen Tanten nicht gerade so willfährig zu sein gegenüber ihren Herren Neffen) —: das hat alles keine gerade Linie. Und wie kommt vollends gar Walvater Wotan zu diesem prächtigen Kinde? Aus seiner eigenen Natur ist es doch kaum vollgiltig zu erklären. Es müßte denn sein, daß wir mit ihm selbst einmal „ein Auge zudrücken"; oder aber, daß wir — retrospektive gleichsam — jenem Vater diese Tochter „zu Gute halten" und seinem Wesen Züge des Kindes rückwirkend in meliorem partem anrechnen wollen: also sozusagen der Erzeuger nachträglich erst gerechtfertigt durch das Erzeugte, statt gerade umgekehrt ... was ja allerdings zuweilen vorkommen soll in dieser Welt der Unvollkommenheiten. In der That, meine volle Sympathie hat diese herrliche Brünnhilde, und niemals z. B. werde ich das jähe Aufschnellen der Gulbranson, aus ihrem Verstecke unter den vor Wotans Zorn sie deckenden Schwestern, vergessen können — unmittelbar in dem Augenblicke, da Wotan ihr Feigheit vorwerfen will: das traf, bezw. traf diese Maid eben ganz und gar nicht — es war auf seiner Seite wieder einmal eine ganz ungerechtfertigt niedrige Gesinnung! Derweilen dieser grämliche Gott, der für mich keiner ist und der, ewig haltlos, nicht weiß, was er will, von jedem einzelnen Argument — sei es Loge, sei es Erda, bald der Fricka und bald wieder der Brünnhilde — wie der Mantel im Winde hin und her gezogen wird, bis er endlich mit den grauen Haaren des „Wanderers" auch die längst zeitige Weisheit des Alters sich errungen, ... als Ganzes und Einheit der Person recht unhaltbar erscheinen muß. Da nutzen auch alle philosophischen Deutungen nichts; es ist und bleibt eine schlimme Allegorie, Abstraktion der unter dem Naturgesetz und Fatum stehenden Naturgewalt — und ist im Grunde rein gar nichts dagegen auszurichten. Aber Richard Wagner, der geniale Schöpfer, der ist das Große daran: die Dimensionen dieser seiner intuitiven Schöpfung sind ebenso ungeheuer als mächtig; ihre Erhabenheit schlechterdings nicht „unterzukriegen".

---

16. August.

Auf die Formel: Kurwenal oder Brünnhilde? brachte ich in meinem Buche vom „Modernen Geist in der Tonkunst" (S. 34) das so durchaus

verschiedene Treue-Ideal in der Wagner-Nachfolge. Allein, wir brauchen es gar nicht in diese sehr gegensätzlichen Triebe erst auseinanderzulegen. Beide vereinigen sich organisch, Konflikt und Dissonanz löst sich ganz harmonisch in dem vom Bayreuther Meister doch gleichfalls uns aufgestellten Siegfried-Vorbilde — seinem schönen Worte:

„Was der Meister nicht kann,
Vermöcht' es der Schüler (Knabe),
Hätt' er ihm immer gehorcht?"

Gesetz und Freiheit, Autorität und Unabhängigkeit, Meisterschaft und Schulbildung — das tiefste Geheimnis aller „Tradition" verknotet sich darinnen! Und der also „den Trotz lehrte, strafte den Trotz"?

*

An Herrn Ernst Krauß zum „Siegfried" I. Akt: „Blase, Balg!" — ja, blase nur! Aus reinem Widerspruchsgeist gegen die breiteren Tempi des Dirigenten uns das „Schmiede-Lied" dermaßen zu verderben! Das sind nun unsere berühmten Siegfriede der deutschen Bühne.

*

Welcher gute „Wagnerianer" kennte sie nicht, die ganz einzig schöne Schilderung des Meisters (in dem Briefe „Zukunftsmusik", vgl. Bd. VII der „Ges.-Schr." S. 173 f.) von der echten und wahren, reichverzweigten, neuen — unendlichen Melodie. Sie offenbare sich keineswegs nur dem Kenner, sondern auch dem naivsten Laien, wenn er nur erst zur Sammlung gekommen sei. „Zunächst soll sie daher etwa die Wirkung auf seine Stimmung ausüben, wie sie ein schöner Wald am Sommerabend auf den einsamen Besucher hervorbringt, der soeben das Geräusch der Stadt verlassen; das Eigentümliche dieses Eindruckes, den ich in allen seinen Seelenwirkungen auszuführen, dem erfahrenen Leser überlasse, ist das Wahrnehmen des immer beredter werdenden Schweigens" ... u. s. w., man muß das an Ort und Stelle einmal nachlesen. Es ist einfach die Beschreibung von „Siegfried im Walde", der auf diesem Wege auch ohne Drachenblut zuletzt die „Stimme des Waldvögleins" sicherlich verstanden haben würde. — Nun, wenn es auf diese frische Naturbelauschung und Eindrucksempfänglichkeit ankommt, wenn die Befähigung des „Wagnerianers" auf der Kraft vor Allem beruhen soll, diese Melodie mit freien, d. h. vom Druck des Stadtgeräusches befreiten Seelenkräften, in völlig neuer Wahrnehmungsweise gleichsam, erfassen zu können — so habe ich mir selbst diesen Beweis geliefert, dann bin ich noch ein „Wagnerianer". Wer aber

heute schon vom „melodiearmen Wagner" so sicher sprechen kann, der — fürcht' ich — hat sie in der Unruhe der Welt gar niemals vernommen.

*

Es ist unstreitig eines der tiefsten Nietzsche-Worte — jene Stelle: „Wagner hat allem in der Natur, was bis jetzt nicht reden wollte, eine Sprache gegeben", denn „er glaubt nicht daran, daß es etwas Stummes geben müsse". „Wagner taucht auch in Morgenröte, Wald, Nebel, Kluft, Bergeshöhe, Nachtschauer, Mondesglanz hinein und merkt ihnen ein heimliches Begehren ab: sie wollen auch tönen. Wenn der Philosoph sagt, es ist ein Wille, der in der belebten und unbelebten Natur nach Dasein dürstet, so fügt der Musiker hinzu: und dieser Wille will, auf allen Stufen (seiner Objektivation oder Manifestation) ein tönendes Dasein" .... Ebenso mit gelegentlichen Ausführungen über das opus metaphysicum, den „Tristan", oder selbst mit seinem Urteile über die „Meistersinger" hat Nietzsche der Erkenntnis des Tondichters Wagner unschätzbare Dienste erwiesen. Das alles ist nur um so eigentümlicher, als er selber von Hause aus auf einer ganz anderen Linie der musikalischen Empfindung steht, und als ihn darin nachweislich (in so manchen Urteilen über die „IX. Symphonie" Beethovens wie in seiner Auffassung der Rhythmik u. A.) eine tiefe Kluft seit jeher von Wagner scheidet, so daß es stellenweise nahezu den Eindruck macht jenes von Schopenhauer uns beschriebenen somnambulen Zustandes, der die „tiefste Weisheit ausspricht in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht; (unter Hypnose) Aufschlüsse giebt über Dinge, von denen er wachend keinen Begriff hat". Das aber bildet für mich als Musiker seit jeher das eigentlich Fatale an der ganzen Nietzsche-Frage.

*

Wer sieht heute nicht, daß man es in der Wagner'schen Kunst mit einem hohen Fazit der Kultur zu thun hat? — Abschluß der ganzen idealistischen Kunstentwicklung, bis herauf eben zu diesem ganz Großen (selbst auch in der Sphäre der bildenden Künste, die, zur Darstellung herangezogen, hier mitwirken). Mittlerweile freilich ist nun ein realistisches Ideal und naturalistisches Streben in der Gesamtkunst heraufgekommen, und das wird mit der Zeit auch die Musik wieder mit sich ziehen bezw. zu ganz neuen Bildungen mit fortreißen. Zudem wieder wird es einen anderen, neuen Darstellungs-Gesamtstyl mählich heraufführen, je mehr diese Musik schon jetzt — ein Problem! — innerhalb jener rein idealistischen Sphäre zu realistischen Idealen vorgeschritten ist, das Charakteristische als solches damit bereits pflegt und ausbaut, dabei

aber auch die rein häßlichen Wirkungen in sich keineswegs grundsätzlich mehr vermeidet. Noch vor 15 Jahren konnte ich mich — durchaus auf Hans von Wolzogens Seite darin stehend — über Ernst von Wolzogens, mir ganz ungeheuerlich erscheinenden Titel: „Naturalismus bei Wagner" (vgl. Kürschners „Wagner-Jahrbuch" 1886) nicht wenig alterieren. Heute denke ich wesentlich anders darüber; denn das „Siegfried"-Drama z. B. ist doch die stärkste Groteske, die bis dahin auf diesem Gebiete erlebt worden war; zweifellos das musikalisch uneingänglichste, für das Gehör einrissigste Werke Wagners — wie mich jedes neue, den ersten Eindruck nur bestätigende Anhören immer wieder lebendig überzeugt. Ganze Strecken lang wird man hier ja (in den Intervallen oft doppelt unverständlich, je weniger auch die Sänger diese schwierigen Schritte immer ganz deutlich treffen) nur dumpf angebrummt, oder selbst „brutal" angebrüllt: was ja immerhin dem dramatischen Vorgange hier desto mehr entsprechen will. Die wahre Oase schon, wenn endlich die erste Frauenstimme, und nun vollends das pastose Altorgan der Frau Schumann-Heinck („Erda"), voll und breit wie Orgelklang, wieder an unser Ohr schlägt! Vielleicht auch aus diesem Gegensatze heraus, nicht allein nur aus dem Grunde idealer Poesie und ihrer aparten Stimmung, das (von Allen empfundene) ganz Ausnehmende der Schlußszene zwischen Siegfried und Brünnhilde; psycho-physiologisch wohl zu erklären: Kontrastwirkung!

*

Höchst seltsam, überaus bemerkenswert nun, wie sich idealistische und realistische Züge in den Wagner'schen Werken sowohl, wie auch besonders in deren Bayreuther Darbietung, schier unaufhörlich mischen und durchkreuzen: bald wird die Ausdrucksgebärde pathetisch zur heroischen Erhabenheit durch die breit begleitende Musik gesteigert (die langen Blicke, die bedeutsamen Trünke, die oft äußerst mühsam entwickelten, wie gezwungenen großen Armbewegungen der Handelnden); bald wieder dient ein kleines musikalisches Motiv, in dynamischer Evolution den Aktus ausdeutend dazu, eine charakteristisch-rhythmische Bewegung zu veranschaulichen oder doch zu unterstreichen. Ebenso steht gleichsam dicht neben dem feierlichen Gralsritter-Wippschritt (der immer noch dort festgehalten wird) das Talpen der Riesen, das Schlurfen Mime's usw. Das aber verleitet, sobald einmal eine größere Menge auf einen Takt oder Stil gebracht werden soll, gar leicht wieder zu Stilisierungen und Automatik — Steif-Akademisches (nach Goethe's „Regeln f. Schauspieler") guckt so gelegentlich aus dem Bühnenrahmen hervor, und es hat noch dazu ein Recht, sich auf das Idealistische, als auf die Wurzel seiner Formgebung zu berufen. Wie auch

soll man wohl anders zwischen dieser Skylla und jener Charybdis leiblich hindurchkommen?

---

17. August.

Am größten und sympathischesten ist Wagner zweifellos in der herben Frische jauchzender Naturlaute wie in den reinen Naturstimmungen geheimnisvollen Webens und Blühens, des erwachenden Tages und befreienden Morgenaufdämmerns, namentlich in Szenen auf sonniger Höh'. Man male sich doch einmal die folgende Situation aus: Droben, mit reinster Luft auf klarer Bergeshalde, in „seliger Öde" allein für sich, zwei einsame Höhenmenschen, das Mysterium des Geschlechtes zuerst erfahrend, das Wunder der Menschwerdung an sich selber, in sich selber erlebend — „Siegfried" (Schlußszene) und „Götterdämmerung" (Vorspiel). Alles gespannte Sehne, nervige Kraft — „zu neuen Thaten, teurer Helde!" —; nirgends auch nur die entfernteste Andeutung einer „Schuld und Sühne", keinerlei „Gewissensbiß" oder moralischer Katzenjammer des Selbstgenusses, vielmehr in das reinste Gefühl hehrer Keusche und Naturschöne alles getaucht; aber doch wieder selig-frohlockende Bejahung und Rechtfertigung, keine Verneinung oder gar Verleumdung des Lebens, da hier die Beiden, wie erfrischt von köstlicher Liebesnacht, aus ihrem Felsgemach in die freie Morgenkühle heraustreten ... Nietzsche klagt einmal — in der „Genealogie der Moral" (Kapitel: „Was bedeuten asketische Ideale?") — herzbeweglich darüber, daß Richard Wagner nicht zur Ausführung seines Vorhabens gelangt sei, die Vermählung Luthers zu dichten. „Wer weiß, an welchen Zufällen es eigentlich gehangen hat, daß wir heute an Stelle dieser Hochzeitsmusik die ‚Meistersinger' besitzen ... Aber keinem Zweifel unterliegt es, daß es sich auch bei dieser ‚Hochzeit Luthers' um ein Lob der Keuschheit gehandelt haben würde. Allerdings auch um ein Lob der Sinnlichkeit: — und gerade so schiene es mir in Ordnung, gerade so wäre es auch ‚Wagnerisch' gewesen. Denn zwischen Keuschheit und Sinnlichkeit giebt es keinen notwendigen Gegensatz; jede gute Ehe, jede eigentliche Herzensliebschaft ist über diesen Gegensatz hinaus." Nun, „Euer Urteil wäre reifer, hörtet Ihr besser zu!" ... ließe sich da fast schon sagen. „Hier hast Du's (doch) erlebt!" — in dieser „Hochzeitsmusik" zu Siegfrieds und Brünhildens „Flitterwochen" nämlich. Auch hier haben wir ein Stück aus Wagners „bester, stärkster, frohmütigster, mutigster Zeit". Hier eben sind zugleich auch seine höchsten Sphären und seine allerreinsten Wirkungen — und was die große Hauptsache dabei ist: mein Gemüt glaubt sie ihm, unbedingt!

*

Die ganze Zeit wird uns von diesem Siegfried und seinen leuchtenden Heldenthaten begeistert das Menschenmögliche berichtet, ja selbst das „Übermenschliche" zuweilen vorgeschwärmt von überklugen Adepten und hochwohlweisen Eingeweihten — wie auch schon von den handelnden Personen im Drama selber. Und wir sehen in der „Götterdämmerung" doch nichts, aber auch nichts, als geistige Unzurechnungsfähigkeiten und unwürdige Thorenthaten — bis einzig gegen den Schluß zu, unmittelbar wieder vor seinem Tode. Mit einem: „Doch Frauengroll friedet sich bald" hilft er sich über die heikle Meineid-Situation hinweg (woher übrigens hat er auf einmal diese Skeptiker-Weisheit über die „Weiber", er, der doch kürzlich das andere Geschlecht voller θαυμάζειν erst kennen zu lernen hatte?!). Und, trotzdem sich Aussage gegen Aussage schroff gegenüber steht, ist auch Gutrune blind, ohne jeden Skrupel sofort, noch vor Lösung dieses Rätsels bereit, sich ihm dauernd zu vermählen. Gunther stimmt bei, als Siegfried ihm die Vermutung mitteilt, der Tarnhelm werde ihn wohl nicht genügend der Frau verborgen haben, ... um alsbald doch auf die Mordberatungen seinerseits willig einzugehen usw.

*

An der Kostümfrage im „Nibelungen-Ring" ward inzwischen noch erheblich gefeilt und gebessert — erfreulicher Weise übrigens auch an Dekoration und Kostüm der Blumenmädchen- und Kundry-Szenen im II. Akte des „Parsifal". Andrerseits hat sich natürlich das Auge inzwischen in die „Neuheiten" noch besser hineinsehen gelernt. Unbeschadet nun dessen, was ich in meinem Buche vom „modernen Geist in der Tonkunst" (S. 56 f.) Prinzipielles zur Sache vorzubringen hatte und beherzt noch jetzt aufrecht erhalte, muß ich heute noch sagen: In Hans Thoma's geschmackvollen, sicherlich wenigstens gut deutschen Kostümen steht sich Urwildes, d. h. Primitives und Elementares, vom „Rheingold" bis zum „Siegfried" und höchst feinsinnig Komponiertes, aber bereits historisch Empfundenes und mitunter allzu reich Stilisiertes (in der „Götterdämmerung") für mein Gefühl viel zu schroff gegenüber; ja, in letzterem Drama platzt das sogar bei Siegfried, Brünnhilde, den Mannen einer- und Hagen, Gunther, Gutrune anderseits unvermittelt hart auf einander. Das können doch unmöglich „Zeitgenossen" (nach ihren Kostümen) alle zusammen sein — die Edda steht plötzlich mitten im Nibelungenliede! Auch einem Hagen stünde sein altes Stier-Horn wohl besser zu Gesichte und zu seinem wilden Ruf-Motive, als das, wenn auch seinerzeit altertümlich ausgegrabene, so doch bereits recht kultivierte und fast zierlich erscheinende „Musikinstrument" an seiner Seite.

*

Ist Hagen Unter- oder Übermensch, Intriguant nur oder doch starker Held jenseits von Gut und Böse? In Bayreuth, nach der Verkörperung dieses Jahres durch den dortigen Künstler, ist die Frage leider nicht zu Gunsten des Letzteren entschieden worden, und das bleibt denn immerhin fatal genug — für Bayreuth nämlich.

*

Die „Götterdämmerung“ ist das Drama der Irrungen und Wirrungen κατ' ἐξοχήν, weitaus das Komplizierteste wohl an Inhalt und Form, Stil und Personen, Dichtung und Musik, Kostümen und Dekorationen; aber zugleich auch derjenige „Tag“, der am meisten an musikalischen „Schönheiten“ bietet. Um so toller wirkt freilich gerade dem gegenüber wieder die kaum wegzustreitende Inkongruenz des poetischen Teiles, d. h. der psychologische Wirrwarr darinnen. „Götzendämmerung“?

*

Wenn die Riesen einher gestapft kommen — wenn der Hort hingeworfen und von Fafner im großen Sacke weitergeschleppt wird — wenn Wotans Runenspeer auf die Erde stößt, Brünnhilde erschrocken Schild und Speer weithin von sich wirft oder ihr Roß Grane am Zügel die Felsen-Treppe herunterführt — wenn Siegfried den Ambos zerhaut oder das ausgerissene Stück Erde weit hinter sich schleudert — wenn er oder Waltraute Schild und Speer ablegen: immer, immer hör' ich die hölzernen Bretter klappern, welche die gemeinte „ideale“ Welt nicht bedeuten und mich aus aller Illusion jäh in die schrecklichste Theater-Wirklichkeit zerren. Es entsteht sonach die sehr ernstliche Frage: soll man es auf der musikdramatischen Szene wirklich bis zur realistischen Charakteristik der höchsten Illusionserzeugung konsequent treiben, um dann den Hörer desto heftiger aus diesen höchsten Höhen herabzustürzen? Oder aber soll man alles nur als Phantasie-Anregung, im rein idealisierenden Stil eines mehr andeutenden Verfahrens, lieber behandeln und darin sicherer gehen? Tiefstes, letztes Problem aller Bühnenkunst! Dr. Marsop („Allg. Ztg.“) und Conrad Fiedler („Bayreuther Blätter“) sind im Dekorativen für Phantasie-Anregung. Aber wenn nur nicht die Wagner'sche Musik beide Elemente schon gemischt in sich enthielte und so immer von Neuem wieder zu höchster Illusionssteigerung von selbst verführte!

*

„Nichts Vollkommenes unter der Sonne“ — gewiß! Wenn jedoch ein genialer Künstler und Meister seiner Form aus Eigenem schöpft und Gelungenes schafft, so kommt immerhin gar nicht selten etwas, an Vollkommenheit für unsere menschlichen Begriffe unmittelbar Angrenzendes, tief und

hoch zugleich Erfreuliches dabei heraus. In einem Bühnenbetriebe aber, wo das Werk immer wieder neu vor unseren Augen entstehen muß und von A—Z ästhetisch gestaltet sein will, von tausend Widrigkeiten des Zufalls, Launen des Tags und Zwischenfällen der Re-produktion nun einmal abhängig, je mehr berechenbare Faktoren unberechenbar darin „mitspielen" — da wird die relative Vollkommenheit sehr oft zur detestablen Unvollkommenheit, und beklommen frägt man sich, warum man sich denn immer und immer wieder diesen unvermeidlichen Ent-Täuschungen aussetzt? Ja, wenn unsre liebe Sinnlichkeit und die herrliche Musik nicht wäre! Dazu vollends dieses ganz einzige Bayreuther Orchester!!

*

Richard Wagner bedeutet also bisher die Spitze der Entwicklung, in der harmonischen Zusammenfassung von Dichtung, Musik und Gestus zur organisierten Handlung: hier ist — keine Frage! — ein Höchstes an Stilvollendung und Stilgröße erreicht. Nicht aber stimmt es schon ebenso vollkommen mit der bildnerischen Ausgestaltung und der persönlichen Darstellung alles jenes Szenischen. Und auch „mit der Psychologei verfährt er ein wenig frei" — so gut motiviert und im System wohl-aufgebaut das Ganze ja meist herauskommen mag. Doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei; in letzter Instanz handelt sich's da eben um Weltanschauungs-Imponderabilien: Lebens-Segnung und -Bejahung — oder Todessehnsuchten und Erlösungsbedürftigkeiten?

Dabei sieht man deutlich, auch auf dem szenisch-bildnerischen Gebiete, gerade in Bayreuth das bewußte Streben nach Vervollkommnung in landschaftlich-schönen, koloristisch-lebendigen, künstlerisch-wirksamen Bildern. Welch' hohe Stufe z. B. des Beleuchtungswesens in den feinsten Schattierungen! Was wird nicht alles mit frappanten Durchlichtungen oder dekorativen Fernsichten dort geschaffen! Welch' bedeutsame Rolle spielt hier das feine Gewebe der Wolken-Gazeschleier, Wasserdämpfe und Säuren-Entwicklungen zum überraschenden Eindruck des Ganzen ꝛc.! Allein gewisse Dinge der Theaterwelt und der rein maschinellen Bühnentechnik lassen sich eben anscheinend nicht in reine, organische Kunst auflösen; und so bald ich Pappe sehe und Kolophonium rieche, wird mir, als vor einem „Unterhalb der Kunst", auch schon ganz übel. In Sonderheit aber in allem Bildnerischen, im schönen ästhetischen Schein für das Auge: „da hat's mich erwählt", d. h. an die Hand genommen, gepackt und mit einer modernen Entwicklung der bildenden Künste längst vehement anderswohin mit fortgerissen. Und so komm' ich denn immer wieder auf das General-Manko (für mein Gefühl) im Wagner vom heutigen Stande. Man

braucht ja nur des Meisters gelegentliche theoretische Ausführungen über bildende Künste, die Stellung der Skulptur im Gesamtkunstwerk*) und die Bedeutung der Architektur für das Festspiel 2c. aufmerksam zu lesen, um zu wissen, daß das seine Achilles-Ferse war; daß er da eine sehr angreifbare Gehalts- oder Zweck-Ästhetik nur vertritt und sein wirkliches Verständnis für bildende Künste: Malerei, Plastik, Baukunst zum Mindesten fragwürdig bleibt. (Genau übrigens, wie auch bei Nietzsche!) So bring' ich auch den Eindruck nimmer los: so wenig man in Bayreuth aus der Wegräumung des Soufflerkastens die Konsequenz der völligen Unbeachtung des Dirigenten seitens der Darsteller und des Chores zu ziehen vermocht hat — denn dieses Ideal ist nicht erreicht! — so wenig hat man, trotz allen ernsten Kampfes auf der ganzen Linie gegen den Opernschlendrian, ein Theatralisches und Bühnenschablonöses in der Stellung des künstlerischen Bildes dort völlig bisher schon abwerfen können. Hier sind sie bei aller anerkennenswerten Tendenz, mehr und mehr herauszukommen, im Unmodernen, Altmodisch-„Stilgemäßen" zunächst doch noch stecken geblieben — und der letzte Grund dieser Erscheinung liegt, wie gesagt, vielleicht sogar in Wagners eigenen Schriften. Gewiß, er selbst — der Meister, bildete auch: mit dem Organ der dichterischen Anschauung — intuitiv, genial, weit über das Herkommen hinausweisend; doch im Bildnerischen selbst blieb er nach Blut und Anlage Theatermensch, durch und durch Bühnenpraktiker — und nicht „bildender Künstler". Die Allkunst, mit Bezug gerade auf die bildenden Künste, erscheint dort zwar, weit über alles Opernhafte hinaus, ganz außerordentlich angenähert, doch aber nicht auch schon erreicht.

---

18. August, Sonntag.

Enfin seul! — „das war der Tag des Herrn": als Fest- und Ruhetag nämlich, wie ich ihn verstand; d. h. er diente mir zum köstlichen Rad-Ausflug nach dem Bade Berneck. Motto (frei nach Wotan): „Wie hemmen im Laufe ein rollendes Rad?" Und des Abends, zeitig zurück-

*) Zu welchen Velleitäten diese Anschauungen zuletzt führen können, das zeigt uns die dekarative Ausschmückung und angebliche „Hebung" des Innenraums im „Münchner Prinzregententheater" mit den „mittelmäßigen Heraen-Standbildern". Es stand irgendwo zu lesen, daß dieser „Schmuck" der besanderen Munifizenz einiger geachteter Münchner Bürger zu verdanken wäre. Sl tacuisses, philosophus mansisses -- ist hierauf meine Antwart; was hier so viel besagen will, als: hätten die Herren ihre Kräten hübsch in der Tasche behalten, sie würden weit eher sich als Mäzene und Prateäktaren „der deutschen Kunst" dadurch bewährt haben, welcher überdies auch mit dem antikisierenden Zieraten-Werk, wie immer bei uns Deutschen, kein sanderlicher Dienst erwiesen warden ist.

gekehrt, saß ich stillvergnügt für mich, frei-ausatmend als „Höhenmensch", noch droben in der Restauration, vor dem ruhig daliegenden und feierlich vom Abendgold überstrahlten Festspielhause. Das war mein „Wahnfried", während sie sich drunten im Zwange eleganter Salon-Toiletten zur hochnotpeinlichen Soirée versammelten. Und dann rühmen sie noch das Ewig-Natürliche an „Siegfried" und das Reinmenschliche an „Parsifal", das in den elementaren Urzustand, aus aller leidigen Konvention des historischen Menschen hinaus, glücklich zurückführe — diese Gesellschafts-Wagnermenschen! Alles doch zu seiner Zeit.

*

Bayreuth, bei klarschönem Wetter, mit seiner hellen, freundlichen Umgebung: auch hier haben wir ein plein-air, gegenüber dem schlechten Atelierlicht des „Theaters". Mit dieser „Umwelt", vom Festspielhügel aus gesehen, kann München zuletzt doch nicht konkurrieren.

*

Ich lese da oben „Bayreuther Blätter", VII.—IX. Stück Jahrg. 1901, und zwar unter Zeitschriftenschau: „Der Lotse, Hamburg Nr. 33. — Hans von Wolzogen: Ein Brief an die Redaktion. (Als Berichtigung zu dem in Nr. 32 enthaltenen Aufsatze Dr. Arthur Seidls über ‚Herzog Wildfang'.)" — Ich protestiere! Der „Lotse" ist ein ausgesprochenes „Diskussionsorgan", das ich meinerseits entsprechend hoch einzuschätzen glaubte, wenn ich bei ihm nicht die Neigung zu persönlicher Polemik voraussetzte und mir also auch nicht einbildete, das letzte Wort in dieser Angelegenheit dort unbedingt für mich haben zu müssen. Den Begriff „Berichtigung" muß ich aber ablehnen. Es steht hier einfach Meinung gegen Meinung, und ein an Wagner herangereiftes Leserpublikum — nur für ein solches hat jener Streit ein Interesse — mag sich, je nach Neigung oder Anschauung, seinen Reim nunmehr selbst darauf machen.

*

Den Nietzscheanern und „Kindern der Welt" predige ich gerne: „Schaut in die Bayreuther Blätter!" Gewiß, man kann diese sehr oft nicht lesen, weil man es einfach nicht fertig bringt. Aber man übersehe darüber wenigstens nicht das außerordentlich Wichtige, das namentlich seit den letzten Jahren doch oft darinnen steht! Es ist in meinen Augen schlechthin ein Bildungsmangel, diese ernsten Dokumente einer „unzeitgemäßen" Kultur ihrem Inhalte nach nicht aufmerksam zum Mindesten zu verfolgen — ganz abgesehen noch davon, daß eine in ihrer Art einheitliche und ausgeprägte Kulturarbeit darin beschlossen liegt sonder Gleichen. — Den hl. Gralshütern wiederum und „Wagnerianern" predige ich: „Lest Nietzsche

und macht ihn euch, nicht nur den früheren Wagnerschriftsteller in ihm, erst einmal ganz zu eigen; erlebt und durchlebt ihn! Denn es ist eine Schande, weder seinen ‚Zarathustra‘, noch seinen ‚Antichrist‘, noch seine ‚Briefe‘ zu kennen; ein Manko — wonicht bequeme Feigheit, diesem Problem noch gar nicht auf den Grund geblickt, dieser Meduse nicht einmal wirklich in's Auge geschaut zu haben.“ ... Natürlich bleibe ich damit wieder nur der „Prediger in der Wüste“; natürlich wird man dadurch nun Beiden entsetzlich unbequem, und ich habe gefunden, daß ich auf diese Weise heuer zu Bayreuth wie eine Art von „unsicherer Kantonist“ heimatlos zwischen beiden Parteien umhergewandelt bin. Aber: „war es so schmählich, was ich verbrach?!“ Was Wunders, wenn man dann, wie weiland Nietzsche selber, einfach dazu gelangt, sich gern als scheues Tier in die dortige Umgegend zu verkriechen? Wenn man darauf hin ferner auch ganz von selbst anfängt, das Drama mit jener Natur wieder zu vergleichen und an dem herrlichen Bilde dieser — ein Freier im Freien — ernst zu prüfen? Leider hat es mir da nicht immer Stand gehalten.

*

Ich wette zehn gegen eins: ein Otto Greiner hat sich, statt etwa gebundene Phantasie-Bilder aus der Bayreuther Bühnendarstellung, irgend ein ganz freies Naturstück aus der „Fantasie“ — als würdigen Gegenstand für seinen künstlerischen Gestaltungstrieb — von Bayreuth mit nach Hause genommen. Es soll und muß eben jeder nach seiner Façon selig werden.

*

„Merkwürd'ger Fall!“ Houston Stewart Chamberlain hat sich heuer — so weit ich wenigstens zu sehen vermag — über Bayreuth und sein Jubiläum vollkommen ausgeschwiegen. Das ist doch ein gelindes Ereignis innerhalb der Wagner-Bewegung und speziell der Bayreuth- oder Parsifal-Frage! Sollte das Gerücht, an das ich bisher noch nicht geglaubt, sich bewahrheiten, welches davon munkelte, daß er unmittelbar nach der Münchner Uraufführung des „Herzog Wildfang“, entrüstet über Siegfrieds zunehmende Gefühlsverirrung, den Kreis der engeren Wagner-Freunde verlassen habe und plötzlich wieder nach Wien abgereist sei? Sollte er demnach schon nicht mehr zur „Leibgarde“ des regierenden Hauses Wagner gehören? Wir würden ihn dazu beglückwünschen, denn er ist geistreich genug, um das nicht erst nötig zu haben; hinreichend selbständig zudem, um auch einmal eigenwillig sein zu dürfen. Der mystische „Gemeinde“-Begriff: die Erleuchtung des Geistes aus dem Heerdenbewußtsein heraus,

spielt in der Bayreuther Brüder-Gemeinschaft, eine unheimlich weit gehende und verwegene — eine geradezu reaktionäre Rolle.

*

Bei den „Wagnerianern" als solchen gehört es nach dem Vorgange des Meisters schon zum guten Ton, unter unverkennbaren Sottisen gegen die Schwester Friedrichs des Großen von dem grund-deutschen Kultur-Ort Bayreuth schlechtweg zu fabeln. Allein ich muß finden, daß hier in Palästen, königl. Opernhaus, Eremitage und Fantasie etwas von bester romanischer Kultur vorhanden ist, deren Geist doch kaum schon ganz hier ausgestorben sein kann, und deren keineswegs schlechte „Traditionen" doch nicht so hartnäckig immer ignoriert werden sollten. Warum z. B. — um nur diese naheliegende Frage hier aufzuwerfen — hat man noch nicht eine Wiederbelebung frohen „Schäferspieles", als „intimes Theater" und lyrisches „Festspiel", auf der artig freien Natur-Bühne in der Eremitage heraufzuführen versucht? Sollte wirklich den Bayreuthern alle französische Grazie schon vollständig abhanden gekommen sein? Aus dem lebfrischen, dunklen Auge so mancher jungen Bayreutherin schien mir keineswegs eine absolute Verneinung dieser Frage entgegen zu blitzen. „Gaya scienza!"

---

19. August.

„Kräuter und Wurzeln findet ein Jeder sich selbst — wir lernen's im Walde vom Tier." — Absolut unfähig nämlich erscheint in Bayreuth und zumal Umgebung durchschnittlich die Bedienung, und die Preisstellung ist direkt schon exorbiant zu nennen. Der verehrl. Verwaltungsrat, der so hübsch immer zugleich mit den Eintrittskarten auch die Geschäfts-Empfehlung des Restaurants auf dem Festspielhügel ausgiebt, mag sich doch persönlich einmal davon überzeugen, was jener Wirt unter einem Menü à 3 Mk. versteht bezw. nicht versteht! Hier wird es sein, wo München die „Konkurrenz" erfolgreich aufnehmen kann. Nicht, daß es die Preise den Fremden sehr viel billiger etwa stellen will — bewahre! Aber es wird dafür mehr bieten und für seine Gäste weit besser aufkommen.

*

Man ereiferte sich schon so viel über die Ausländerei in Bayreuth. Drei ganz bestimmte persönliche Beobachtungen auf diesem Gebiete berechtigen mich indessen zu der sicheren Annahme, daß gar Manche dort nur eben imitierte Franzosen sind oder Engländer simulieren. Und das ist wirklich sehr ungeschickt von ihnen, — denn es wird ihnen dafür nur um so mehr Geld von den Kellnern 2c. stets abgeknöpft.

*

Die um Wahnfried klagen oft und laut über sogenannte „Legendenbildungen". Ich möchte indessen wohl wissen, wer das schöne Märchen von den überall ganz gleichen Sitzen im Amphitheater-Raume gedichtet hat. Ich hatte diesmal sehr verschiedene Plätze für die verschiedenen Werke. Die ersten Reihen unten, ja — die haben ungefähr so breite und bequeme Sitze wie das Münchner Prinzregenten-Theater. Weiter oben, und ganz zu höchst, aber fühlt man sich gelegentlich bereits „eingekeilt" in ziemlich fürchterlicher Enge zwischen seinen beiden Nachbarn. — Auch die relative Feuersungefährlichkeit des Bayreuther Bühnenhauses scheint mir eine solche „Legende" zu sein: die hohen Holztreppen der letzten Reihen zu den Thüren VI und XII hinab, auf denen die Entleerung ungeheuer stockend sich vollzieht, sind mir wenigstens das pure Gegenteil davon.

*

Der „Fliegende Holländer" als Drama, statt als Verlegenheits- und Einschieb-Oper im stehenden Repertoire — „das ist ein Anderes, wer hätt's gedacht!" Ein großer Fortschritt jedenfalls, zumal wenn er so herrlich wie in Bayreuth gelingt. Die szenischen Bilder, Beleuchtungs- und Kostümfragen, alle weiteren und näheren Regie-Angelegenheiten, und zumal die Chorwirkungen waren dort bemerkenswert ideal, d. h. mit streng-künstlerischem Ernste, gegeben. Nur freilich wird die Inszenierungskunst bezügl. der Marine doch noch an einigen einschneidenden Verbesserungen emsig zu arbeiten haben und in Zukunft 1. für die gleiche Farbe sowie feinere Bewegungs-Übergänge zwischen Ufer- und Weiten-See (denn bei dieser Brandung würde jedes Schiff an den Klippen vor Einlauf zerschellt sein); 2. für ein glaubwürdiges Segelblähen, sowie noch 3. unter allen Umständen auch dafür sorgen müssen, daß nicht nur gerade immer das rechts vor Anker liegende Schiff die Schaukelbewegung des Meeres mitmachen möge. Tausend wichtige kleine Einzelzüge frappierten hier aber wie das bewußte Ei weiland des Kolumbus.

*

Die Schopenhauer'sche Willenswelt bereits mit dem ergreifenden Problem der einfachen Volkssage zu verquicken und sie der Liebes-Erlösung des Fliegenden Holländer schon einzuimpfen, erscheint doch etwas deplaziert. Aber freilich: wie Wagner ohne alle Kenntnis jener Schopenhauer'schen Philosophie in seinen „Nibelungen" den Ur-Gegensatz von Wille und Vorstellung zu einem tiefen Symbol des Weltwerdens gestalten konnte — zu einer Art von „System" im Drama, und einen modernen Mythos daraus nun wiedergebar, das bleibt höchst merkwürdig und spricht eigentlich gegen Chamberlains bekannte Auffassung vom „Philosophen" Wagner.

Denn hier hat dieser — wennschon als intuitiver Dichter — doch entschieden durchaus selbständig wirklich einmal „philosophiert". Es kann das unmöglich mehr aus der Stoffwelt, aus deren besonderen Anregungen und den darin etwa vorhandenen verwandten Grundlagen, einzig und allein nur erklärt werden.

*

Zwei, für meinen Geschmack durch und durch verfehlte Stellungen habe ich dem als Darsteller und Sänger sonst so hochbedeutenden van Rooy direkt übel genommen; sie haben mich aus allen meinen Himmeln gerissen. Das war einmal sein völliges Zusammenbrechen als Holländer (im I. Akte) — Wagner sagt ausdrücklich nur: „er sinkt wie vernichtet zusammen"; das aber kann doch ein psychisches „in sich" sehr wohl, braucht nicht gleich ein physisches „am Boden wälzen" zu bedeuten. Und dann seine Abschieds-Stellung als Wotan („Walküre", III. Akt) vor der eingeschläferten, zugedeckt bereits schlummernden Brünnhilde — welche Stellung (mit vorne gekreuzten Händen) der eines christlichen Beters am Grabe seiner Geliebten verzweifelt ähnlich sah und mir also das ganze, schöne Heiden-Bild grausam zerstören mußte.

*

Wenn Mottl die Matrosen- und Volks-Chöre der Norweger in der 3. Szene des „Holländer" (nach der so bewährten Bayreuther Darstellung darf man ja nicht mehr vom „III. Akte" sprechen!) — wenn er sie, sage ich, breiter nimmt, als gewöhnlich zu hören, so müßte das schon deswegen die Billigung aller Einsichtigen finden, weil dadurch das plumpere Wesen des Dalekarliertums zugleich echter zu Geltung kommt. — Hat man übrigens wohl bemerkt, wie im Gespensterschiff-Spuk die gute alte E. T. A. Hoffmannerei, im „Erik" — nicht etwa „Brackenburg" (wie man wohl schon exemplifiziert hat, wenn auch mancherlei „Egmont"-Anregungen mit hereingeflossen sein mögen), sondern vielmehr die romantisch-selige Marschnerei noch einmal bei Wagner herausguckt?

*

Wie nur kommt das Fliegende Holländer-Bild in Dalands Spinnstube? Und — wenn das schon nicht allzu schwer zu erklären, wiewohl sich im Texte keinerlei Andeutung hierüber findet: unbegreiflich vollends, daß dann Daland, Erik, die Anderen, ja den Holländer selbst die Ähnlichkeit des Konterfei's nicht stutzig macht, bezw. den Ersteren nicht unheimlich wird! — Im Übrigen noch ein weiteres „Holländer"-Problem für mich: So sehr sich nämlich Wagner von sich aus alle Mühe gab, Senta als „ganz kerniges nordisches Mädchen, selbst in ihrer anscheinenden Senti-

mentalität durchaus naiv" zu schildern, den somnambulen, d. h. doch krankhaft träumerischen Zug bringe ich — und erst recht nach der schmächtigen Bayreuther Verkörperung der Gestalt — doch nicht mehr weg aus diesem Bilde. Sonst braucht ja das „zweite Gesicht" an sich gewiß noch nichts Ungesundes zu bedeuten. Nur hier ist das seelische Gleichgewicht des harmonischen (NB! ich sage nicht: „normalen") Menschen sicherlich gestört und verloren gegangen schon vor dem Aufziehen der Gardine.

Auch einige anregende Parallelen sind mir aufgefallen, die ich doch noch ad notam nehmen will. Lohengrin bleibt ein Gott — unerreichbar; der Holländer im letzten Grunde ein Gespenst — unfaßbar. Beide also nichts weniger als „handgreifliche" Bühnenpersonen. Und doch — oder auch eben deswegen? — welch' plastische Eindrucksfähigkeit dieser zwei ernsten Gestalten! ... Sodann: in beiden Dramen erfolgt die Namen-Nennung des Geheimnisvollen, als aufgespartes Spannungsmoment, in bedeutsamer Ansprache erst ganz zum Schlusse ... Endlich: so viel auch Wagner gegen Marschners „Vampyr"-Stoff berechtigter Weise auf dem Herzen haben mochte, das Vampyr-Gruseln und die Volks-Ballade daraus bleiben doch auch in seinem „Holländer" nicht wohl zu übersehen.

*

Der lange Blick — der „böse Blick": das ist mir eine immer wiederkehrende, peinliche Beigabe der verstiegenen Unnatur bei R. Wagner; ganz ebenso, wie es die in's Unmögliche ausgedehnten Küsse der jungen Anfänger in der ars amandi: Siegfried und Parsifal, für mich sind ... „und fest sich anzusaugen an geliebte Lippen" — ja, dieser echt Goethe'sche Kuß eines Virtuosen auf diesem Gebiete, er wächst ganz natürlich bei zunehmender Frauenkenntnis, durch Raffinement gleichsam. Aber niemals wird einer beim ersten Male schon so langatmig wie Wagners „naive" Heldenjünglinge küssen. Bin ich am Ende gar schon zum Alltags-Philister aus Normalheim geworden, daß mir das heute reichlich gespreizt vorkommen will? Ich hoffe doch, daß ich das eben nur als moderner Renaissance-Jünger so und nicht anders mehr sehe.

---

20. August.

Dieser „Parsifal" aber hat wahrlich — den Teufel im Leibe! ... um einen bekannten Ausspruch Wagners selbst (vor der ersten Aufführung im Jahre 1882) hier zu parodieren. Wäre er am Ende gar verkappter, sozusagen perverser „Satanismus"? ... Liszt meinte damals: „Sein weihevolles Pendel schwingt vom Erhabenen zum Erhabensten!" Ich aber sage:

Das innerste Arkanum des Bayreuther Hauses selber, samt allen großen Mysterien der Kulturgeschichte dazu, ward hier zum tiefsten Geheimnis überhaupt einer individuellen Menschen-Entwickelung. Geheimnisvolle germanisch-keltische Blutmischung und, daraus resultierend wieder, harmonische Ineinsbildung von deutschem und romanischem Schönheitsideal, in Verbindung mit einer tiefbedeutsamen Reife-Entwicklung und Kultur-Frage wirkten hier ein, jeder schlechten Theater-Wirklichkeit durchaus enthobenes Wunder der Kunst, das die Bühne zum Tempel sich selber weihte. Ev. Joh. Kap. 19, V. 22: Was ich (über den „Parsifal" nämlich) geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Ein wahrhaft ideales Aufgehen ohne Rest findet hier nun einmal statt: in Stil und Stimmung, Dichtung, Musik, Farbe, Drama — eine unbeschreibliche Veredelung des Genre's, und zugleich wieder der ganzen Welt, aus dem das Ganze doch schließlich geschöpft und genommen. Höchste Symmetrie — eine Handlung in der Handlung — Kultur im Kultus! Dazu modernste „Tristan"-Chromatik mit alter „Meistersinger"-Polyphonie und neuer Nibelungen-Charakteristik in Einem zusammen! Man sieht es auch klar und deutlich: Wagner schuf hier nicht nur auf dem Gipfel seines Könnens und im Zenith seines Ruhmes, mit abgeklärtester Meisterschaft und überlegenster Ruhe seines Gemütes; er arbeitete bereits auch mit voller Beherrschung wie Berechnung all' der Wirkungen und Möglichkeiten des neuen Bayreuther Bühnenhauses, die ihm seit den „Nibelungen" (1876) nunmehr schon ganz vertraut waren. Das weist ja auch das unvergleichliche Orchester-Vorspiel aus, dessen langgezogene, ansteigende Töne und sehrende, wie aufzuckende Schmerzenslaute sich heute mit den dortigen Räumen förmlich organisch zu verschmelzen scheinen. Und darum allein schon gehört dieses Werk für dauernd just nach Bayreuth, weil es für dieses Haus, und kein anderes, spezialiter, von seinem Schöpfer ehedem empfangen und geboren! Kunstgesang und Sprachmelodie; Soli und Chor; germanischer und romanischer Stil; Realistik — Idealität; Katholizismus — Protestantismus: alles befriedigt als eine große, direkt rätselvolle Einheit, die nicht mehr weiter zu erklären! Wie in Joukowsky's Gralstempel-Entwurf die russische Kirchen-Orthodoxie ihren Triumph, so feiert zudem die „Autorität" der Tradition in diesem Werke wahre Orgien, vor deren glänzenden ästhetischen Ergebnissen man einfach die Waffen strecken muß.

*

Man muß bedenken: Nietzsche hat das nie in seinem Leben wirklich erklingen gehört, geschweige denn je mit eigenen Augen gesehen; ja — ich behaupte, nach den mißlichen und höchst unvollkommenen Erfahrungen des Jahres 1876 hat er diese Wirkungen in seinem Geiste nie auch nur ahnen

können — er darf hier eigentlich gar nicht mitreden. Oder aber: er kannte seinen „Zauberer" Wagner von früher her sehr genau und sprach deswegen so laut, weil er ihn in seinem eigenen Innern überschreien mußte und um jeden Preis übertönen wollte — nämlich krampfhaft. Krampf hätte also gelegentlich auf beiden Seiten seine gewichtige Rolle gespielt, und wäre nicht das einseitige décadence-Symptom bei Wagner nur gewesen?! Nun: duobus dimicantibus tertius gaudet — darf es da wohl für uns heißen. Und wenn der Philosoph des „Jenseits von Gut und Böse" dieses Drama als „Roms Glaube ohne Worte" ausgiebt, so muß ich ihm sogar ganz entschieden hier widersprechen. Hätte er es vom Standpunkte seines „Antichrist" als „christlich durch und durch" verleumdet — gut! Nichts wäre dagegen einzuwenden. Aber katholisch ist es weder, noch protestantisch — sondern (vgl. meine „Wagneriana" I, S. 420 ff.) beides zusammen, also keines von beiden! Allzu naiv ist das Ganze ja natürlich nun nicht mehr, vielleicht sogar „überreif" — und das war's ja wohl, was man mit dem Ausdruck „senil" seinerzeit bezeichnen wollte oder doch daran zu treffen glaubte. Allein doch auch nicht ohne Weiteres krankhaft darf man dergleichen heißen — trotz allen Sehrens und aller religiösen Inbrunst oder mystisch-metaphysischen Ekstase darinnen: mit Ausnahme natürlich von Amfortas' Siechtum und allenfalls noch Kundry's hysterischen Weinkrämpfen („Kundry est une nevrose!") oder Klingsors so dick unterstrichener „psychopathia sexualis". Die Blumenmädchen-Szene ihrerseits ist zwar wohl von „schwüler" Sinnlichkeit erfüllt (was auch Wagner selbst Harmloses davon ausgesagt haben möge), doch immer noch keineswegs pathologisch zu nehmen; es ist einfach der von ihr ausströmende erotische Odeur und das spezifisch Pariser Parfüm, was den Kopf hier so heiß macht. Denn es ist mir zugleich kein Zweifel mehr, daß die so feine und zarte, süß-süchtige Tanzspiel- und Ranken-Grazie dieses „schönen Geteufels" von „thörichten Buhlen" — ungeachtet des Pfaffen Lamprechts „Alexanderlied" — nicht auf rein deutschem Boden mehr gewachsen ist, und sich die Konzeption dieser Szene auf Pariser Eindrücke und romanische Einflüsse im Leben unseres Meisters doch wohl zurückführen muß. Wer hätte auch noch nicht bemerkt, daß die große technische Ausführungsschwierigkeit dieser Episode vornehmlich darin beruht, daß die Szene eine gesungene und von Sängerinnen gespielte, nicht von ersten Ballerinen-Sujets getanzte „Pantomime" ist?

*

Meine ganze Schwärmerei: das trotzende Götterkind Brünnhilde (ist das etwa „christlich"?). Meine eigenste Untiefe: die gegen den

Zauberer sich wehrende, aber immer wieder ihm verfallende, im Grunde also „zween Herren dienende" Kundry.

*

Von der „Erlösung des Mannes durch das Weib" sprach ich beim „Fliegenden Holländer" (vgl. „Wagneriana Bd. I, S. 85). Von der „Erlösung des Weibes durch den Mann" ließe sich beim „Lohengrin" fortfahren, bis in „Parsifal" eigentlich nur mehr der Mann den Mann „erlöst". Kundry gilt hier gleichsam nur als „Zuwage". „Auch Dir bin ich zum Heil gesandt" ... und „Erlösung, Frevlerin, biet' ich auch Dir!" so sagt Parsifal ausdrücklich — demnach: nur so ganz nebenbei. Im „Gott und der Bajadere" lautete es aber doch völlig anders. Es giebt also offenbar zweierlei „Erlösung": eine christliche und eine antike! „Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken: — er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster." (Nietzsche.)

*

Was sagen folgende Verse im Munde „Parsifals" (II. Akt), an Kundry gerichtet?

> „Die Labung, die dein Leiden endet,
> beut nicht der Quell, aus dem es fließt:
> das Heil wird nimmer dir gespendet,
> wenn jener Quell sich dir nicht schließt.
> Ein andrer ist's, — ein andrer, ach!
> nach dem ich jammernd schmachten sah,
> die Brüder dort in grausen Nöten
> den Leib sich quälen und ertöten.
> Doch wer erkennt ihn klar und hell,
> Des einz'gen Heiles wahren Quell?"

Die Stelle ist vielleicht geeignet, gegenüber der landesüblichen Abstinenz- und Zölibat-Auffassung unseres „Parsifal"-Drama's eine natürlichere Betrachtungsweise, die Perspektive eines neuen Ideales anzubahnen. Parsifal stellt sich hier, im kritischen Jünglingsalter, mit seiner bangen Frage gleichsam in die Mitte zwischen beide Prinzipien: Sinnenlust und absolute Leibesabtötung. Es gilt ihm die Rückbringung des Speeres = Phallus auf hl. Gralsgebiet, also Sinnlichkeit sub specie castitatis! Immerhin bleibt dann noch vieles Ungereimte und auch Unvereinbare bestehen; aber es giebt wenigstens eine vernünftige Erklärung für den späteren Gralskönig, welcher dereinstens doch einen „Lohengrin" als seinen Sohn erzeugen soll. Und — es kommt so auch überein mit Zarathustra's „Ehe"-Kapitel.

*

Wagners Sinnlichkeit und Temperament müssen (das laß' ich mir nicht mehr nehmen) rot gewesen sein — „meine Liebe ist grün wie

der Fliederbusch!" Und wie es eine übertriebene Kultur überhitzter Treibhausluft giebt, so bildet mir stets eine Art von verdächtigem Symptom der „verdrießliche Schweiß", der unseren überanstrengten, dabei aber so frisch-fröhlich und furchtlos-frei erscheinen sollenden, Heldensängern unter der Handlung auf der Bühne gern auszubrechen pflegt; und zwar als Symptom für die überhitzte Phantasie jener „Brunst" (Weißheimer S. 100), unter welcher Wagner, der Künstler, in seinen rotseidenen Schlafröcken doch oft gearbeitet haben muß. Ich vermag das beim besten Willen nicht mehr als prononciert „deutsch" zu empfinden und kann zumal dieses ausgetrocknet-verzerrte und verlebt-überschminkte Lächeln unserer Sonnenjünglinge der Bühne mit ihren Schauspieler-Gesichtern doch nur als ein Apage der Kunst ansehen. Hier stehe ich — man helfe mir! Amen.

*

Im offiziellen „Parsifal"-Textbuch steht heute noch immer (S. 49) zu lesen, daß Kundry im III. Akte „gänzlich wie im I. Aufzuge, im wilden Gewande der Gralsbotin" erscheine. Nachgerade könnte man es aber doch wohl besser wissen und mit seinen zwei Augen am gänzlich verschiedenen Kostüme ersehen, daß sie jetzt in einem „dunklen, mit Stricken zusammengehaltenen Büßergewande und gestrichenem langem (nicht mehr wirrem) Haare" hier auftritt. Auch das gehört mit zu Prof. Dr. Golthers dankenswertem Vorschlage einer zeitgemäßen Redaktion bezw. Revision der offiziellen Textausgaben zu den Wagner'schen Werken. So das aber am grünen Tische geschieht — und wenn man bedenkt, daß das (ebenso wie Titurels niemals gesehenes Aufrichten im Sarge) nun bald zwanzig Jahre schon mit immer der selben Gedankenlosigkeit wörtlich unausgesetzt weiter gedruckt wird, so vergeht einem auch darnach wieder gar sehr die Lust zu allem frohlockenden „Jubilieren".

*

Der „Fliegende Holländer" war ohne Zweifel R. Wagners knappstes Werk. Die „Götterdämmerung" ist sein reichstes und wechselvollstes, „Parsifal" das einheitlichste und ruhigste; die „Meistersinger" wiederum dürfen als das musikalischeste und — gesündeste gelten; der „Tristan" aber bleibt doch das feinste und intimste von allen. Sollte man es übrigens für möglich halten, daß Friedrich Nietzsche dereinst (vgl. „Briefe" I, S. 138), gerade diesen „Tristan" zu schlürfen, als „den gesündesten Trank, den er kenne", bezeichnet hat?

*

Leider waren gerade die letzten Aufführungen des „Parsifal"-Werkes von allerlei Chikanen jenes Geschickes heimgesucht, mit dessen Mächten bekanntlich — sehr schlecht Kirschen zu essen und jedenfalls kein ewiger Bund

zu flechten ist: insoferne nämlich das vorletzte Mal Herr Schütz (Amfortas) den Klingsor (sonst Berger) in derselben Vorstellung noch mit übernehmen mußte, und am letzten Abende für den plötzlich unpäßlich gewordenen, nicht unsympathischen Knüpfer Herr Blaß im III. Akte rasch als Gurnemanz einzuspringen hatte. Decken wir in Anbetracht dieses Umstandes einen roten Gralsritter-Mantel christlicher Dulbsamkeit über des Sängers mancherlei Entgleisungen, wie wir schon wenige Tage vorher des selben Künstlers höchst „blasse" Hagen-Gestaltung (oder richtiger -Ungestaltung) mit einem großen Germanenschild des Unwillens zuzudecken uns leider veranlaßt sahen! Aber vom III. Akte „Parsifal" konnte es da wohl heißen: „Die heilige Speisung bleibt uns nun versagt — gemeine Atzung muß uns nähren." — Wer vollends die Beifallssalven früherer Jahre noch in den Ohren hat, den konnte der matte und nach dem abermaligen Vorzeigen des Schlußbildes auffallend rasch beruhigte Applaus nach diesem letzten Abende des diesjährigen Festspieles und eines 25jährigen Jubiläums ordentlich bestürzt machen. Sollte Bayreuth etwas zu sehr von sich überzeugt geworden sein? Und ob man nicht zuletzt auch das viele Tafeln in diesem Jubeljahre an den Aufführungen selber ein klein bischen verspürt hat? Innerhalb zweier Tage meiner dortigen Anwesenheit (vom 18./19. August) fanden allein vier Zweckessen, Festbankette, Soiréen, Matinéen statt. Das ist doch ein wenig viel auf einmal. Welche Leistungsfähigkeit soll man dann mehr von Bayreuth bewundern: die in der „Sammlung" oder die in der „Zerstreuung"?

*

„Schon ist er von Nietzsche's zersetzendem Geiste ganz und gar angefressen!" — so werden sie beim Anblick all' dieser Aperçus losziehen, die „Unentwegten" und die „Getreuen" alle, und wider mich aussagen, die gerne Scheinheiligen, vor Allem aber jene bequemen „Wagner-Philister", deren Anzahl heute bereits Legion ist. Und es wird schon viel heißen, wenn sie vielleicht bedauernd noch hinzufügen: „Der Arme!" Ich für mein Teil finde indessen, daß ich mich bereits wieder mit diesem Nietzsche auseinanderzusetzen beginne. Und wer hier nicht sieht, daß ich in all' der intimeren Kritik Wagners wie der Festspiele doch dankbarlichst und stimmungsreich — wenn auch gerade nicht pietätvoll-ersterbend — mein Bayreuth-Jubiläum feierlichst begangen habe, der ist offenbar blind mit sehenden Augen. Wagner ist und bleibt, trotz Nietzsche, das überragende, abschließende und zusammenfassende Genie der Zeit — etwas ganz unmeßbar Großes; und das in meinen „Wagneriana" I. als geistiger Inhalt der Wagner-Kultur über seine Kunstwelt Niedergelegte besteht nicht nur nach wie

vor auch vor meinem Auge zu Recht, es darf auch innerlich, vom Standpunkte der dortigen Weltanschauung aus, als lückenlos überzeugend gelten. Diese „Weltanschauung“ hat nur eben für mich, auf der Basis einer anderen Lebensauffassung heute, ihre bindende Kraft nunmehr verloren; meine Betrachtung ihr gegenüber ist mittlerweile „objektiver“ (oder auch — wenn man's nur richtig verstehen will: „subjektiver“) geworden.

„Aber warum dann in der leidigen Aphorismen-Weis'?“ — entgegnen sie mir weiter, die Guten. („Sind sie gut? — Wer ist bös?“ — möcht' ich da mit Parsifal-Nietzsche schon fragen.) Nun, wenn das in loser Tagebuchform, mit kecken „Freiluft“-Skizzen und gewissenhaften Moment-Aufnahmen der Psyche also, hier geschah, so ist es einfach deshalb gewesen, weil ich mit dem jungen Siegfried von mir sagen kann und sprechen muß: „Zersponnen muß ich in Spähne es sehn; was entzwei ist, zwing' ich mir so!“ Übrigens wollte ich diesmal gar nicht „schaffen“; sondern ich „schaute“ gleichsam nur eben meiner revolutionierten Seele und dem freien Spiel ihrer treibenden Kräfte kritiklos einmal zu. Und in der That, es war höchst interessant, alle diese Empfindungskurven unter'm Verlaufe des Festspieles „persönlich“ zu beobachten. Ob der wohlwollende Leser das auch findet? . . .

München, 25. August.

Ich fahre fort. Zum „vermittelnden“ Übergang von Bayreuth nach München statt aller Worte eine artige „synoptische“ Tabelle — Parallele möchte ich es nicht wohl nennen, denn der Verschiedenheiten sind denn doch allzu viele. Also (vgl. übrigens auch Josef Ruederers bekanntes „Festspiel“):

Hie Bayreuth!	Hie München!
Eine ergreifende Angelegenheit	Die verpaßte Gelegenheit
Bescheidener deutscher „Winkel“	Berühmte Kunst- und Großstadt
Natur	Kunstmuseen
Sammlung	Zerstreuung
Bürgerreuth	Hofbräuhaus
Muncker — Feustel	Schöps — Trottelberger
Städtisches Grundstück, „der deutschen Kunst“ geschenkt	Die „Deutsche Kunst“, in Terrains spekulierend
Rohe (?) Backstein-Bude	Massiver (?) Monumentalbau
„Prächtig prahlt der prangende Bau!“	„Prahlend prangt der protzige Bau!“
Festumrissene Tradition	Drehbare Bühne
Amphitheater	Amphitheater
Versenkt-überdecktes Orchester	Überdeckt-versenktes Orchester
Herrliche Akkustik	Fragwürdige Akkustik

20 Mark Eintrittspreis	20 Mark Eintrittspreis
Zugereistes Stammpublikum	Reisendes Fremdenpublikum
Patronat-, Stipendien- und R. Wagner-Verein	Eintrittsbilletenpreisermäßigungs-kommission
Preß-Hetze contra „Fest-Spiele"	Preß-Ausschuß pro „Muster-Aufführungen"
Ein Wille	Drei Leiter
Meister	„Rabbi"
Gralsorden	Michaelsorden
„Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen!"	„Bald, so wähn' ich, hüt' ich mir selbst den Gral!"

Ich meine, das genügt einstweilen. „Hoch! — es lebe die Konkurrenz!!"

*

Das erseh' ich mir schon jetzt: für Unsereinen, d. h. für uns Kritiker und Geistesarbeiter, werden das keine „Festspiele" sein, trotzdem (oder weil?) sie hier schon um 5 Uhr Nachmittags beginnen. Und das einfach darum nicht, weil wir Redakteure in München selbst noch unseren Beruf daneben haben. Geschäfte, Geschäfte und abermals Geschäfte, selbst an Sonn- und Feiertagen! Müde und abgehetzt kommt man oben auf dem Festspielhügel — pardon, bei der Siegessäule und dem Stuck-Palais, gerade knapp vor Beginn, noch richtig an, und es ist immerhin schon ein Zeichen für eine außerordentliche und befreiende Wirkung, wenn es vermag, uns aus diesem Berufswust und Alltagsdust kräftig wieder herauszuheben.

*

„Die Meistersinger" — wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Wie sagt doch Dr. Max Graf? Der „gute Blick"! Und R. von Seydlitz? „C-dur"! Wahrlich, dein ist die Fülle und die Kraft und der Reichtum, die Macht und die Herrlichkeit — in Ewigkeit. Amen.

*

Muß wirklich aber auch — nach Allem, was ich darüber zu hören bekam — eine der allerschönsten, seit Langem hier gehörten, eine ganz merkwürdig gut gelungene Aufführung, diesen Abend gerade gewesen sein! Gerne bekenne ich und ganz offen, daß ich davon angenehmstens überrascht war; ja, daß sie mich sogar in gewissem Grade „glücklich" gemacht hat — denn, was ein guter Kritiker ist, der beglückwünscht sich immer dazu, wenn er irgendwo Hoffnungen aufkeimen sieht und nicht immer nur zu kritisieren, richtiger: zu nörgeln braucht; und endlich, daß ich demjenigen unbedingt Recht geben möchte, welcher sagte: Alle Jahre nur ein Werk in dieser Weise neu einstudiert bezw. gleich befriedigend durch unser „Prinzregenten-Theater" herausgestellt, und es bedeutete an sich schon eine

ganz ansehnliche, als künstlerischer Fortschritt für München hocherfreuliche Leistung . . . gegen früher besehen.

*

Geis ist — ich will ja nicht sagen: der beste, aber mir doch eigentlich der liebste Beckmesser, den ich „in deutschen Landen viel gereist“ Zeit meines nun bald 40jährigen Lebens gesehen. Sein durch und durch behaglicher Humor — das Blut seines Vaters verleugnet sich halt nicht in ihm — sowie sein echter, ganz natürlich erscheinender „Sprach-Gesang“, bei dem der Kehlkopf kaum je einer Umstellung bedarf: „die letzten's ihm in die Brust“, und haben's darum auch mir völlig angethan.

*

Natürlich war's bei Alledem wieder mehr „Muster-Aufführung“ und „Gast-Darstellung“ denn absolut durchgebildetes „Festspiel“ zu nennen: mehr „Personal“- als „Ensemble“-Wirkung (Ensemble im höheren Sinne genommen); ja sogar fast schon ein Theodor Reichmann- statt ein Richard Wagner-Abend: schien doch das Ganze auf diesen Gast beinahe zugeschnitten zu sein — denn alles drehte, alles gruppierte sich um ihn, und tout théâtre sprach eigentlich nur von ihm nach dieser Vorstellung. (Um so erquicklicher freilich, daß das durchaus in gutem Sinne geschehen konnte und daß der Künstler gegen sein früheres Gehaben nahezu gar nicht mehr wieder zu erkennen war.) Ferner wäre häufig noch mehr dramatische Kontrastierung durch ein schärferes Abheben der musikalisch ruhigeren Episoden in beherzt langsamer Temponahme oder Atemführung an H. Zumpe's erfrischender Leitung zu wünschen. Und endlich muß ein für alle Mal gewissenhaft mit registriert hier werden — und das sagt ja freilich schon alles in der bekannten Streitfrage: Inszenierung und Regie hier in München glauben da oder dort immer noch Nüancen und Effekte in der Aktion mit anbringen zu sollen, die im Orchester keinerlei Basis haben und also ohne hörbare Andeutung, quasi für's Auge allein, in der Luft schweben bleiben; und ebenso oft wieder finden wir in der Darstellung, oben auf der Szene, bezüglich der Geste keine Ausführung — also dramatische Leerheiten, wo plastische Motive und melodische Phrasen des symphonischen Orchesters drunten ordentlich nach Ergänzung schreien. Man muß sich das Alles grundsätzlich klar machen und immer von Neuem wieder gut vorhalten, um gelegentlich nicht — gegen Bayreuth — ungerecht zu werden.

*

Und der Innenraum des stolzen Theater-Neubaues selber? Dazu, „mein Kind, sagst du mir nichts?“ Nun, die Konditor-Figuren und posierenden Dekorations-Statuen in den Seiten-Nischen innen könnten (wie auch das

Restaurations-Anhängsel) füglich wohl entbehrt werden; ebenso der schreckliche, schon so viel besprochene Goldrahmen um die Bühne herum, mit seinem gelben Hauptvorhange — sage und schreibe: gelben, so viele guten Leute und schlechten Musikanten das auch für Gold ausgeben möchten! Sonst aber ist die Gesamtstimmung der Farbentönungen eine durchaus wohlthuende, der appetitliche Eindruck des neuen Hauses nach Eintritt erfrischend und belebend. Die Klapp-Sitze sind bequem, doch thatsächlich wohl nicht breiter als die der unteren Reihen zu Bayreuth; wogegen hierzulande das steilere Ansteigen der amphitheatralischen Sitzreihen, welches über den Vordermann noch weit besser hinausblicken läßt, als entschiedener Vorzug empfunden werden darf. Wiederum ist der Zuschauer-Raum auch nach der gesamten Gasabdrehung noch — unter dem Vorspiel wie während der Handlung — im Allgemeinen noch nicht genugsam in Dunkel gehüllt: es mag das wohl von den hellen Wänden und dem hier im Ganzen grelleren (vergl. Pegnitz-Wiese) elektrischen Bühnenlichte herrühren, das aber anderseits im I. Aufzug eine so vorzügliche Oberlicht-Bestrahlung und natürlich-glänzende Tagesbeleuchtung der Katharinenkirche erzielte, wie ich sie noch nie auf einer Opernbühne gesehen. — Was zuletzt die in arg kritischem Sinne bereits mannigfach erörterte Akustik-Frage anlangt, so vermag ich nicht zu glauben, daß der vielberufene Goldrahmen als solcher, d. h. sein besonderes Material, an gewissen Störungen dieser Art die Haupt-Schuld trage. Er ist verantwortlich nur indirekt; direkt scheint, mir wenigstens, den Mangel, um nicht zu sagen: Fehler, der Umstand vielmehr erzeugt zu haben, daß man hier von Anfang eben wieder klüger als Meister Wagner und sein Baumeister Brückwaldt bauen zu müssen vermeinte. Der „mystische Abgrund" ist hier nämlich als ein solcher nur sehr bedingungsweise anzuerkennen; es fehlt zwar nicht die starke Vertiefung und die partielle Verdeckung des Orchesters durch eine gewölbte Schalldecke, aber es fehlt der starke Einbau noch zu beiden Seiten des Bühnenrahmens — jener Hohlraum an Stelle des Proszeniums vor der ersten Sitzreihe mit Vorkulisse, der das Tonmeer entsprechend ausströmen, sich sammeln und aufnehmen ließe, damit aber zugleich den Sänger auf der Bühne droben stimmlich noch mehr entlasten würde, was hier noch nicht in der wünschenswerten Weise erreicht zu sein scheint. Eben dieser dunkle (Bayreuther) Proszeniums-Hohleinbau, er besäße noch außerdem zwei keineswegs zu unterschätzende Vorzüge für die Darstellung des Bühnenbildes. Dadurch, daß er einen dunklen Raum zwischen Szene und Zuschauerraum bei offener Gardine beläßt, entrückt er gleichsam das Bühnenbild dem Auge des Beschauers in eine idealere, wie traumhafte Sphäre, indem er es gleichzeitig doch

wieder wie mit einem dicken, schwarzen Striche besonders einrahmt und so ungleich plastischer für das Auge als ein Ganzes heraushebt. Das hätte man an zuständiger Stelle nicht in den Wind schlagen sollen, nachdem es Wagner selbst doch so klassisch (Bd. IX, S. 401 der „Ges. Schr.") beschrieben und ästhetisch klar durch die That ja doch einmal bewiesen hat! Im Übrigen darf aber weder der Kritiker, noch (erst recht) der Ästhetiker bei solchen Anlässen jemals ganz vergessen, strenger Psychologe auch zu sein. Wir kennen bisher leider schlechterdings noch kein anderes, nach diesem vernünftigen System erbautes Haus als das Bayreuther; eben diese „Kenner" stellen also ihre Ohren unwillkürlich zu sehr auf jene Gewohnheit ein, je direkter sie vielleicht gerade von dort herkamen. Anderseits ist uns Münchnern von unseren heimischen Sängern und dem hiesigen Hoforchester der Zusammenklang bislang nur aus dem alten königl. Opernhause wohl vertraut. Was Wunder also, wenn uns im derzeitigen Rahmen gar manche Stimme nun wie neu und selbst fremd erst klingen will, je mehr eben auch in einem solchen Neubau zunächst alles gern noch unorganisiert, unvermittelt, hart und stumpf ertönt, vergleichsweise „frisch angestrichen"-ungewohnt auch unser Gehör noch berührt. Wer wird hier aber gleich die objektive Akustik zum Sündenbock machen und annehmen, daß nicht eher unser subjektives Gefühl das Karnickel in dieser Frage spiele! Ich saß am selben Abend auf ganz verschiedenen Plätzen — allerdings nur der linken Seite, und kann meinerseits feststellen, daß die akustischen Verhältnisse in den ersten Reihen unten so weit ganz günstige waren, während es allerdings oben stellenweise etwas widerzuhallen schien, da und dort auch einmal am rechten Ausgleich, einer befriedigend weichen Verschmelzung zwischen Gesangsstellen und Instrumentalbegleitung noch gebrach. Wirklich störend jedoch wurde es an keinem von beiden Orten. „Darum, so komme ich zum Schluß": daß das Ganze man erst sich einleben, sich akkomodieren und assimilieren, sozusagen erst einmal bequem sich „anrauchen" lassen muß! Vederemo.

*

Nun aber folgt die Kehrseite der Medaille. Wie, wenn jetzt auf einmal hierzulande niemand mehr Wagner anders genießen wollte, als in diesem einzig zweckmäßigen Theaterbau ohne Logen? Wie, wenn die Löwen, welche schon einmal Blut geleckt, d. h. unsere verehrlichen Sänger, die hier vom Orchesterklang nicht mehr wie bisher übertönt werden, künftig ihre Stimmen auch dementsprechend schonen und begreiflicherweise dann nur mehr unter dieser allein vernünftigen Bedingung singen möchten? Und wie, wenn am Ende gar unsere Herren Hofmusiker im alten Hause

zu streiken beginnen, da sie sich dort zu den körperlichen Anstrengungen der Wagner-Oper im Sommer nicht auch zugleich die leiblichen Bequemlichkeiten der Kunstausübung in Hembärmeln ohne Hemdkragen, mit dem erquickenden Zwischentrunk daneben, gestatten können? — Was dann? „Nun, dann eben um so besser!“ ... rufen da schon einige übereifrige Wagner-Enthusiasten, die ja hier zu München bekanntlich nicht aussterben. Allein, glaubt man wohl, daß dann noch der horrende Eintrittspreis von 20 Mk. das ganze Jahr hindurch würde festgehalten werden können? Und wenn nicht, wo in aller Welt bleibt alsdann der v. Possart'sche Geschäftskalkül (bei nur 1100 Sitzen) für die königl. Kabinets-Kasse?!

*

Mein Resumé über die besondere Aufgabe, Weihe und Würde eines solchen „Festspiel-Hauses“, wie dieses „Prinzregenten-Theaters“ — also daß man sich daran auch in der That so recht erfreuen könnte, es würde sonach frank und frei hier lauten: nicht Festlegung des Theaters auf den Namen „Wagner“, wohl aber edelster, wahrhaft kunstsinniger Wettbewerb mit dem Bayreuther „National-Theater“ in ganz anderen, nämlich in all' den Dingen, mit denen sich zu befassen, Bayreuth über wichtigeren Fragen und nächstliegenden Forderungen in absehbarer Zeit nicht denken kann, und offenbar auch nicht denken mag. Also: klassische, wie besonders sich eignende moderne Schauspiel-Vorstellungen — vor Allem mit Calderon-, Shakespeare-, Lessing-, Schiller-, Goethe-, Kleist-, Grillparzer-, Hebbel-, Ludwig-, Greif- u. a. Abenden; klassische Opernaufführungen wiederum — in Gluck-, Mozart-, Beethoven-, Weber-, Marschner-, Berlioz-, Cornelius- und Wagner-Zyklen; gelegentlich Liszts „Heil. Elisabeth“ oder dergl. in szenischer Darstellung auf dieser feierlichen Bühne. Dazu — und nicht zuletzt: ein „Heim“ der jungen musikdramatischen Kunst, die ein solches Theater des Ernstes und der Stilgröße zur entsprechenden Eindrucksfähigkeit schon voraussetzt: Strauß' „Guntram“, Weingartners „Wiedergeburts“- und „Ödipus“-Trilogie, Pfitzners „Armer Heinrich“, d'Alberts „Kain“, Schillings' „Orestie“ (und vielleicht auch „Pfeifertag“), Taubmann-Ehrenfels' „Chordamen“, Thuille's, Humperdincks, Sommers, Ritters, H. Wolfs, selbst Ad. v. Goldschmidts in diesem Sinne bedeutsamere Werke. — Ich dächte, das wäre so eine Speisekarte, die auf viele Jahre hinaus hinreichte und auch immer von Neuem wieder den Anreiz auf Gaumen und Magen der „Interessenten“ verbürgte, wenn denn schon einmal die „Attraktion“ im Vordergrunde solchen Interesses stehen soll. Dixi, et salvavi animam meam — eine hungernde Menschenseele!





In Schönheit leben.

Darmstädter Erinnerungen von M. G. Conrad.
(München.)

Mein erster Eindruck wurde bei jedem Besuch verstärkt: Die Bauanlage und erste Ausstellung der Darmstädter Künstler-Kolonie auf der Mathildenhöhe ist in der That und Wahrheit „ein Dokument deutscher Kunst".

Davon läßt sich nichts wegnörgeln und wegdisputieren. Das Werk steht da, jedem zur Schau und stillem Entzücken — und Nörgler, Kritikaster und Disputierer ziehen ihres Wegs, nachdem sie mündlich oder schriftlich ihr kleines Bedürfnis befriedigt haben. Auch in der Kunst, wie in der alten Religion, werden nur die Gott schauen, die reinen Herzens sind und reine Finger in die heiligen Wundmale der schaffenden Künstler zu legen haben. Die Unreinen, die niemals Gott und Wundmale schauen und nur ihre eigenen trüben Phantome und Einbildungen begaffen und beschwatzen, mögen nach ihrer Façon selig oder unselig werden — was gehen sie uns, was geht sie unsere Kunst an? Zwischen ihnen und uns ist keine Gemeinschaft, also lassen wir sie laufen und schwatzen, bis an ihr Ende. Wir haben nichts an sie zu verschwenden als das Almosen unserer Geduld. Wir wollen nicht damit knausern und keinen Dank dafür erwarten. So ist ein klares Verhältnis.

Nun wirft mir ein Gutmütiger, aber Schnellfertiger ein: Also ist die Welt auf der Mathildenhöhe wieder einmal vollkommen und herrlich wie ein erster göttlicher Schöpfungstag? Alles ist gelungen? Alles gefällt Dir?

Darauf sage ich: Ja — als erster Versuch eines Neuen ist das Meiste gelungen und das Wenigste mißglückt, und Gefallen fand ich an Allem, am Gelungenen und Mißglückten, denn Beides steht gut zu dem Leben in Schönheit, das auf der Mathildenhöhe erstrebt wird. Alle haben sich bemüht, dort oben ihr augenblicklich Bestes und Stärkstes zu geben

und in naiver Schöpferfreude die Kritik herauszufordern, die Kritik der Nahen und Fernen, die sie sich für ihre Ausstellung zu Gast geladen. Ihre Ausstellung! Keine Ausstellung in dem alten schrecklichen landläufigen Sinn! Denn nicht der Ausstellung wegen wurden die Häuser der Künstler-Kolonie gebaut, sondern sie wurden ausgestellt, um zugleich als Beispiel zu wirken und dokumentarisch Zeugnis abzulegen von dem Sinn und Geist und Willen ihrer Urheber. Die Ausstellungs-Absicht wirkte also nicht als Leitmotiv der Schöpfungen auf der Mathildenhöhe. Es sind selbstherrliche Künstlerwerke.

Nun spielt freilich das Allzumenschliche mit hinein: Zu dem Kunstwerk mußte einiges Ausstellungswerk hinzukommen, damit der Zweck der Schau überhaupt erreicht werden konnte. Dieses Ausstellungswerk ist nicht blos im Äußerlichen geblieben, in der Herstellung von provisorischen Bedürfnisbauten, wie Eingangsthore, Zäune mit Reklame-Tafeln, Schankbuden und dergleichen, sondern es hat auch auf wichtige Teile der Innenausstattung gewirkt.

So bekennt Hans Christiansen, der Schöpfer seines Heims „Villa in Rosen", ganz offenherzig: „Es ist groß geworden dieses Haus und reich, größer und reicher, als ich es selber mir erträumt: die Ausstellung war schuld daran, da möglichst viele Techniken und diese möglichst reich gezeigt werden sollten. Jetzt, wo alles fertig dasteht, gefällt einem wieder manches nicht, einiges hätte ruhiger, einfacher wirken sollen, anderes reicher, lebhafter — manchmal möchte man von vorn anfangen."

Dieses ehrliche Geständnis ist zugleich die schönste Selbstkritik. Man kann es ruhig den berufenen und unberufenen Kritikastern überlassen, diese schöne Selbstkritik zu vergröbern, zu verhäßlichen und in's Allgemeine zu verzerren. Uns Anderen ist auch sie ein Dokument dafür, mit welchem sittlichen Ernst die Darmstädter Künstler-Kolonisten ihre Arbeit überschauen.

Am wenigsten befriedigend wirken äußerlich die provisorischen Ausstellungsbauten: Blumenhalle, Festspielhaus und Kunsthalle. Von den ständigen Bauten aus festem Material ist es einzig das Ernst Ludwig-Haus — das „Haus der Arbeit", der Atelierbau für sämtliche Kolonisten — das eine Reihe von kunst-technischen Fragen zur Diskussion aufwirft. Es ist der eigentliche Problem-Bau und zugleich Ausgangs- und Mittelpunkt der ganzen Bauanlage. Zwei wunderschöne Kolossalstatuen aus Andernacher Tuffstein von Ludwig Habich flankieren das Hauptportal, ohne sonstwie mit dem Gebäude irgendwie organisch verbunden zu sein oder sich seinen Maßverhältnissen einzufügen. Diese zwei nackten Riesen, ein Mann und ein Weib, mit dem Blick der Augen gegen einander ge-

richtet, sonst in herrlich fester Frontstellung mit den mächtigen Gliedern, wirken allen bau- und ziertechnischen Überlieferungen und Schulmeinungen zum Trotz einfach großartig. Auch die zwei Viktorien (oder Niken) aus Bronze, die in der Wölbung des Hauptportals stehen, machen eine ausgezeichnete Wirkung und bringen ihrem Schöpfer Rudolf Bosselt hohen Ruhm. Aber der Bau selbst, mit seiner 55 Meter langen Front, der weder die Höhe, noch die Tiefe, noch die Konstruktionsweise ohne Dach nach überlieferten Begriffen entspricht! Soll das die typische und repräsentative neue Baukunst sein? fragen die Skeptiker und schütteln die weisen Köpfe. Dazu kommt noch ein wenig glücklicher Spruch von Hermann Bahr, dem Freunde des Baumeisters Joseph M. Olbrich, der die paradoxe Stimmung steigert. Über dem Thorbogen ist nämlich in Lapidarschrift zu lesen: „Es zeige der Künstler seine Welt, die niemals war und niemals sein wird.“ Nicht alle Beschauer sind in der Laune, diese pseudogeistreiche Orakelei Bahrs gleichgiltig und höchstens komisch zu nehmen. Die Welt, die der Künstler zu zeigen hat, lebt und webt in seinen Werken in ewiger Schönheit — eine Wirklichkeit, so wirklich, wie die banale Alltagswelt, zugänglich allen kunstgeweihten Seelen. Was soll also das Gefasel von dem „niemals war“ und „niemals sein wird“? Sie ist die wundervollste Thatsache, mit allen Sinnen zu spüren und einzusaugen, so lange das schöpferische Feuer in einem Künstlerhaupte glüht — die Kolonie auf der Mathildenhöhe ist der entzückende Beweis dafür! Das kleinste Kunstwerk hat die Kraft in sich, die größten und mächtigsten Staaten zu überdauern! Wozu also die absurde Spruchmacherei über dem Eingangsthor zu dem Arbeits- und Festhause lebender Künstler?

In der Innen-Einrichtung läßt übrigens auch dieses problematische Gebäude kaum etwas zu wünschen übrig. Der Festsaal ist so zweckmäßig wie die einzelnen Arbeitsräume, und die der langen Front vorgelagerte Glasgallerie, welche den Zugang zu den einzelnen Ateliers vermittelt, gewährt bei üblem Wetter einen geschützten Wandelgang und den reizvollsten Überblick über sämtliche Kolonisten-Häuser, die die Parkhalde malerisch beleben. Landschaftlich ist das einer der anmutigsten und durch die Szenerie des Odenwaldes am Horizonte frischesten Flecke deutscher Erde. Die Natur in Hans Thoma-Stimmung umrahmt diese Kolonie in glücklichster Weise.

Unter den sieben Künstlern, welche die Kolonie bilden: Rudolf Bosselt, Paul Bürk, Hans Christiansen, Ludwig Habich, Patriz Huber, Peter Behrens und J. M. Olbrich — sind die beiden Letztgenannten die eigentlichen Theoretiker und Sprecher. Vielleicht sind sie von Allen die reichsten und vielseitigsten Köpfe. Hinsichtlich der Kunstreife aber, so weit

man darüber überhaupt ein sicheres Urteil haben kann, läßt der junge Wiener Professor Olbrich noch am meisten zu wünschen übrig. „Sein leichtes Wiener Blut arbeitet noch zu sehr im Walzertakt", sagte mir ein überernster Kunstmensch. Ich habe nichts gegen den Walzertakt. An seiner richtigen Stelle ist er ein Labsal für Leib und Seele und besiegt alle germanische Bärenschwere. Aber eine ganze Partitur im Walzertakt? Das wäre des Tänzerischen zu viel. Übrigens wünsche ich nicht, daß dem Professor Olbrich allzu viel Problematisches zu Unrecht angekreidet werde. Wie er sich in seinem Heim als Künstler und Mensch dokumentiert, das zwingt zu Hochachtung und gewinnt ihm Sympathie. Es wurde viel über seine Beschreibung des eigenen Hauses im offiziellen Katalog gespottet. Olbrich stammt als Mann der Feder offenbar aus Bahrs Stilschule. Er gefällt sich in allerlei hyper-ästhetischen und geschwollen-sentimentalen Worten und Wendungen. Das Selbstverständliche wird tiradenhaft garniert und paraphrasiert. So nennt er kokett-breitspurig die Halle seines Hauses „den Raum des Lebens, für Ernst und für Freude wechselnder Tage und Wochen". Der kleine gedeckte Vorraum erhält, kein Mensch weiß warum, den italienischen Namen „Piazza" — was in der Originalsprache doch einen großen öffentlichen Platz bedeutet (man denkt unwillkürlich an die Piazza und Piazetta von Venedig). Bei der Beschreibung des Wohnzimmers: „Eine schwarz-weiße Zeichnung — dem Guten im Menschen eine Verkörperung im Raum zu geben, war Motiv für Alles. Des Abends feierliche Stunden und die Heiligkeit der Einsamkeit sollten hier empfunden werden. Einem Vorhof gleich, von dem aus man zur Ruhe geht. Weißes Linnen, weiße Hölzer ohne prunkenden Zierrat spielen mit dunklen Flächen ein ruhiges Spiel. Die Raumpoesie wollte ich hier in einfachster Form zur höchsten Wirkung bringen." Gewiß, ein schlichter Mensch kann diese Phrasen nicht wohl ohne ein Lächeln lesen. Welch ein Aufwand von dekorativen Worten, um gewaltsam Stimmung zu machen!

Aber warum soll Herrn Olbrich verwehrt sein, sich als Erklärer seiner Werke ganz genau so zu geben, wie er nun einmal ist. Warum soll er nicht posieren und dekorieren und mit Worten spielen, wenn ein Teil seines Wesens aus Pose und Dekoration und Spielerei besteht? Zeigt sich nicht im Style der Mensch? Heißt es nicht: Sprich, damit ich dich sehe? Ist es nicht zu unserem Vorteil und eine Bereicherung der Künstlerpsychologie, einen der führenden Geister der Künstler-Kolonie in seiner persönlichsten Art nackt vor uns zu sehen? Und sollen wir gleich den Stab brechen, blos weil es nicht unsere Art und weil uns die Schauspielerei und Posirerei verdächtige Symptome sind, die auf Feminismus und De-

kadenz zu schließen zwingen? Machen wir uns nicht selbst eines Unrechts an der Erkenntnis schuldig, wenn wir den Erscheinungen des Lebens nicht geduldig und unerschrocken in's Auge sehn?

Hier will sich Neues entschleiern. Schwächliches und Thörichtes klebt noch dem Starken an, das nach Gestaltung ringt. Sollen wir gleich lachen und spotten, oder ihm zornig den Rücken kehren, oder uns selber in gottähnlicher Überlegenheit brüsten und mit eigener Unfehlbarkeit um uns werfen? — Wenn nun die Über-Kritik, die fanatische Superklugheit, die moralisierende Schulprotzerei schließlich auch nur Formen der Dekadenz wären, bloß nach der andern Seite? — — Ich hatte im Februar Gelegenheit, die Werke der Künstler-Kolonie auf der Mathilden-Höhe in unfertiger Gestalt zu sehen und dabei zwei Künstler, Christiansen und Olbrich, in nächster Nähe zu beobachten. Christiansen erschien mir damals in liebenswürdigster Schlichtheit, Olbrich gigerlhaft und von wenig sicherer Vornehmheit. Soll mich das hindern, im Juli ihren fertigen Werken gegenüber unbefangen und eindrucksfähig zu bleiben, fröhlich des Bildes harrend, das sich von ihrem Wesen und Werk in meiner Seele gestalten wird? Ich hüte mich, heute schon ein abschließendes Urteil über die Persönlichkeit und Fähigkeit und Zukunftsbedeutung der Künstler-Kolonisten zu formeln in Hitze und Hast. In der neuen Kunst gilt es nicht weniger wie in der alten Religion Glaube, Liebe und Hoffnung zu wahren und dem Werdenden die Wege frei zu halten.

Die tiefsten Eindrücke habe ich im großen Hause Glückerts erhalten. In den festlichen Räumen des Erdgeschosses und ersten Stockes atmete ich reinste Poesie. Ähnliches habe ich jüngst erst im neuen Landhaus meines Freundes Hans von Berlepsch in Maria-Eich bei Planegg (München) empfunden. Auf der Mathildenhöhe ist nur alles prunkvoller, aparter, dem Stimmungsgehalt selbst des besten Alltags überlegener. In diesen Räumen ist das Leben ein Fest — also ein Ausnahmsleben. Hier zieht man ein nach saueren Wochen und harten Kämpfen. Hier ist man zu Gast bei olympischen Göttern. Für ringende, sorgenvolle Menschen ist das kein Alltagsheim. Hier kann der moderne Mensch nur ein kurzes Märchenleben führen. Bliebe er ständig darin, müßte er zum Schlaraffentum, zum kranken Genüßlingstum entarten. Auch als idyllisches, von reiner Kunst geweihtes Absteigequartier für — glückliche Hochzeitsreisende, die zugleich auserwählte Naturen von edler Hochsinnigkeit, wäre dieses Haus zu empfehlen. Es soll übrigens vorerst noch nicht bewohnt werden, wie ich höre. Wer eine Viertelmillion bietet, soll es als Käufer erwerben können. Es ist ein Spekulationsobjekt.

An Pracht und Schönheit am nächsten stehen dem Glückert'schen Hause die Villen von Olbrich, Behrens und Habich. Kein feinsinniger Mensch wird diese in harmonische Kunst umgesetzten Heimstätten ohne schönheitsselige Anregung besuchen.

Die Garten- und Landschaftszierkunst hat mit unendlichem Geschick für die Umrahmung der Gebäude gesorgt. Es ist eine Lust, sich in der reinen Luft dieser von edler Kunst verschönten Höhe des ehemaligen Mathildenparkes mit dem noch bestehenden, als Wirtschaftsgarten eingerichteten alten Platanenhaus zu ergehen und die Blicke in die liebliche grüne Welt des Odenwaldes und der Bergstraße schweifen zu lassen.

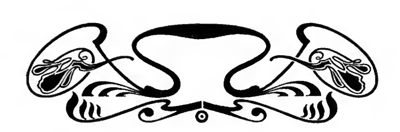
Es ist ein ideales Besitztum, dieses Darmstädter Dokument deutscher Kunst. Wie sich auch seine fernere Entwicklung gestalten möge: daß es in's Leben gerufen, ist eine große, rühmenswerte That. Ich sehe eine gute Vorbedeutung darin, daß das Darmstädter Künstler-Kolonie-Festjahr mit der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier von Bayreuth zusammengeht. Auch eine historische Weihe fehlt dem Orte nicht: die Mathildenhöhe wurde einst nach einer Tochter des großen bayerischen Kunstkönigs Ludwig I. benannt. Auf wie viele Dokumente deutscher Kunst und Kultur dürfen wir Süddeutsche heute schon mit Stolz blicken! Wie hat sich unser Leben geweitet, wie sind wir reich geworden an unschätzbarem Gut!

Ist es vermessen, in der Hitze und Hast des modernen Lebens mit den vielen Häßlichkeiten seines lärmenden Verkehrs auch einmal den Traum eines Lebens in Schönheit zu träumen?

Nur dürfen wir Eins in keiner Wonnestunde vergessen: Nicht versinken sollen wir in Schönheit, sondern aufsteigen in Schönheit. Daß uns dies gelinge, müssen wir der Schönheit zwei Gefährtinnen verbünden: Weisheit und Stärke. Dann dürfen wir, mag es auch ein wenig pathetisch klingen, mit dem Schlußspruch des alten Vaterunsers ausrufen: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Mit hoher Befriedigung und dem Gefühle innigen Dankes bin ich von Darmstadt geschieden. Das Werk seiner Künstler und ihres fürstlichen Protektors wird mir in den trübsten Tagen eine sonnige Erinnerung bleiben.





Die Darmstädter Spiele.

Von Eberhard Buchner.

(Mannheim.)

Man wagt gar nicht mehr davon zu reden. Es kam ganz unvermerkt. Als sie zu Grabe getragen wurden, vergaß man, das stumme Beileid der Freunde und getreuen Nachbarn zu erbitten. Kein jähes Ende, ein sanftes Hindämmern, Hinscheiden! Und so kam es, daß niemand Tag und Stunde wußte. Selbst die Presse nicht, die alles zu wissen pflegt. Darmstadt wurde um die in solchen Fällen üblichen Nekrologe, Wilhelm Holzamer, der Begründer der „Spiele", um die bei derartigen Gelegenheiten gern gespendete Märtyrerkrone betrogen. Wie schade, selbst die in diesem Stoffe liegende Tragik ließ man sich entgehen. Und wie schnüffeln wir sonst nach tragischen Konflikten und Effekten!

Darmstadt ist das Land der Pläne und Ideale. Leider reifen nur die wenigsten zur Vollendung aus. Träume, Schäume! Noch vor wenig Wochen hieng den Darmstädtern der Himmel voll Geigen. Behrens wollte, so erzählte er mir und jedem, der es zu wissen wünschte, Dehmels „Lebensmesse" zur Aufführung bringen. Das sollte ein Wendepunkt sein, ein Wendepunkt in unsrer Theatergeschichte. Dem neuen großen Feierdrama sollte damit ein Heim geschaffen werden. Wo krasse Äußerlichkeit und und Brutalität herrschte, sollte eine intime und doch großzügige Seelenkunst ihre Triumphe feiern. Dann kam die Katastrophe — — Anstatt der „Lebensmesse" bewunderte man Wolzogens „Überbrettl" und die Dirigentenkunst des jungen, jüngsten Johann Strauß.

Es ist ein köstlicher Witz, nach Eintritt eines Ereignisses nachzuweisen, daß es natürlich, notwendig und unabwendbar war. Es giebt Leute, die darin eine seltene Begabung an den Tag legen. Ich vergleiche sie den Narren, die mit brennendem Licht durch die taghellen Straßen laufen. Es ist mir recht peinlich, unter diese Sorte der Glühwürmchen gerechnet zu werden. Immerhin — es mußte und es mußte so sein. Denn erstens ist ein Gedicht kein Drama, zum Andern Holzamer kein Genie und zum Dritten besteht das Publikum der Künstlerkolonie weder aus Engeln noch aus zartnervigen Klosterfräulein.

Das Letzte ist vielleicht die betrübendste Thatsache. Man kommt strapaziert von der Reise, ermüdet von den neuen Eindrücken, die man in sich aufgenommen hat; man kommt mit dem Bedürfnis, sich zu erholen, sich zu sich selbst zurückzufinden. Und das ist die gefährlichste Stimmung. Man ist unempfänglich für alles, was aus dem Rahmen der Konvention heraustritt, empfindlich, gereizt, wenn man sich mit Seltsamkeiten, Absonderlichkeiten abfinden soll. So greift man zur Waffe, zum Gelächter. Noch schlimmer ist es, wenn man sich mit dem malitiösen Lächeln begnügt. Es ist so — die Spiele

sind zu Tode gelächelt worden, und ich glaube, selbst die Leidtragenden, falls es solche gegeben hat, sind an jenem anonymen Tage lächelnd hinter der Bahre einhergeschritten.

Es giebt weiße Raben — auch unter dem Darmstädter Publikum. Sie wissen vor Allem eines, daß man das Theater nicht aus seinem Rahmen herausheben darf: das Theater gehört zur Ausstellung wie der Glockenklang zum Feiertag. Das Bild ist nicht so leichtsinnig und oberflächlich, wie es zunächst scheinen mag. Etwas vom Bimbaum der Glocke liegt in dieser Festspielkunst. Man hört keine festgeprägten Worte, nur Klänge, feierliche Klänge, die mir alles, dir vielleicht nichts zu sagen haben. Vielleicht ein hohler Schall, vielleicht ein neues, großes Leben — wer kann es sagen? Glockentöne! Sie gelten so viel, als du sie wertest!

Ich glaube, hier setzt die Eigenart der Darmstädter Spiele ein. Der Zuhörer wird zum Künstler. Er schafft sich selbst das Werk, das er genießen will. Er findet ein leeres Gefäß, ein schönes Gefäß und giebt den Inhalt dazu aus eigenem Vermögen. Dann wird es wie im Märchen sein: sein Pfund wird anwachsen, sich vertausendfältigen, und er wird die Fülle haben. Er hört schlichte Worte vom Leben, von der Schönheit des Lebens, der Durchsonnung des Lebens; er giebt den heißen Willen zum Leben und empfängt die Erhebung, die Erlösung zum Leben der Schönheit, des Lichts, der Sonne. Glockentöne, die zu Priesterworten geworden sind.

Keine Kunst der Armen, der Gedrückten; eine Kunst, die nur der Reiche genießen kann. Man sieht die Wegweiser, die von der Ausstellung zum Theater, vom Theater zur Ausstellung führen wollen. Oder nicht? Was die Sinne hier erworben haben, soll dort gereinigt, geläutert, geadelt zum Besitztum der Seele werden. Das ist Feierabendstimmung, Feierabendglück!

Wovon ich rede? Von einem weltfernen Ideal, das weit, weit hinter den Mauern und Zäunen der Künstlerkolonie liegt. Die Darmstädter haben danach gesucht, aber sie haben es nicht gefunden. Sie haben die letzte Konsequenz aus ihren Plänen und Gedanken nicht ziehen können. Wohl läuten die Glocken zur Feierstunde; aber ihr Klang ist nicht groß und wuchtig und schwer. Und dann — er ist nicht rein.

Das trifft Halzamers Poesie fast wider meinen Willen. Man muß ihn lieb haben, diesen stillen Träumer mit dem weichen, mädchenhaft empfindsamen Herzen. Man versteht, daß sie vor ihm Halt machten, als sie auszogen, ihrem Tempel den Priester zu werben.

Und doch ist's schwer, daran zu glauben. Den schlichten Idylliker brachte man in das ernste Feierhaus mit den violetten Wänden, dem beängstigenden Reigen der Glühlämpchen, der steif aufgeputzten Bühne, den, Ehrenjungfrauen gleich, in Reih und Glied postierten Hortensien — ein Gänseblümchen im Treibhaus exotischer Gewächse!

Halzamer war ein Naturkind. Nun wurde er manieriert, gekünstelt, oft unwahr. Dann klangen die Glocken nicht mehr rein —

Das war das Ende! Das Können war klein, das Wollen der Darmstädter groß. Das sei anerkannt! Sie wollten den Himmel stürmen und kamen nur bis auf den nächsten Kirchturm. Ich fürchte, von da aus bis zu den Sternen wird es noch ein Stückchen Weges sein.





Schulrat Dr. Kerschensteiner und sein Lehrplan für die Volksschulen Münchens.

Von H. Junge.
(Hamburg.)

Im Jahre 1895 wurde Dr. Kerschensteiner in München zum Schulrat erwählt. Die Wahl wurde von den Lehrern und vielen Freunden einer echten Volksbildung mit Freuden begrüßt. War doch der Erwählte in weiteren Kreisen als tüchtiger Schulmann, der unbekümmert um bestehende Gebräuche und Einrichtungen eigene Wege suchte, bekannt. Schon der äußerst lebhafte Widerspruch klerikaler Heißsporne ließ Kerschensteiners Wahl als eine für die zeitgemäße Entwicklung des Münchener Schulwesens glückliche erscheinen. Und die sechs Jahre seiner Amtsführung haben gezeigt, daß man einen tüchtigen Mann auf den wichtigen Platz gestellt hat. Das verantwortungsvolle Amt, von dessen geschickter Führung die zeitgemäße Entwicklung des Schulwesens und in weiterer Folge der Stand der Volksbildung und die wirtschaftliche Tüchtigkeit der zukünftigen Generation wesentlich beeinflußt wird, erfordert eine begabte, arbeitsfreudige Kraft von vorurteilsfreier, selbständiger Lebensauffassung, wohlwollender Gesinnung und umfassender Kenntnis des Schulwesens. Nicht ganz unvorbereitet trat Dr. Kerschensteiner das Amt an. Trotzdem gehörte die ganze Willenskraft und Arbeitsfähigkeit, das rastlose Streben eben dieses Mannes dazu, um sich in kurzer Zeit in ein Arbeitsgebiet einzuarbeiten, daß nach zwei Seiten umfangreich ist. Dr. Kerschensteiner richtete nicht nur seine Aufmerksamkeit auf die Verwaltung der Schulen, sondern auch auf alle Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart in Deutschland und dem Auslande betreffs des Bildungswesens, die irgend welchen Anspruch auf Bedeutung erheben können. Die Bedürfnisse der Volksschule und der höheren Mädchenschule, die Ausbildung für's gewerbliche Leben, die mannigfaltigen Veranstaltungen zur Fortbildung im nachschulpflichtigen Alter umfaßt er in selbständiger Weise. So hat München einen Schulrat, dessen anregende, belehrende und schaffende Thätigkeit zum Wohle der Stadt die berechtigte Beachtung über die Grenzpfähle seines Wirkungskreises verdient und findet.

Schon im Jahre 1898 erschien ein von Dr. Kerschensteiner verfaßter Lehrplan der Weltkunde (Geschichte, Geographie, Naturkunde) für die Volksschulen, der nicht nur bedeutende Abweichungen von dem bisherigen bot, sondern auch durch die eigene Auffassung des Verfassers sich von den meisten bestehenden Plänen und vielen herrschenden pädagogischen Anschauungen unterschied. Und im folgenden Jahre veröffentlichte er eine eingehende Begründung desselben unter dem Titel „Betrachtungen zur Theorie des Lehrplans". Es war selbstverständlich, daß diese Arbeit, eben weil sie anders war als das Bisherige, nicht allenthalben Zustimmung fand. Vor Allem traten die Anhänger Zillers auf den

Kampfplatz; mußte doch dieser Plan mit seiner einleuchtenden Begründung und berechtigten Kritik ihrer Lehren für die Ausbreitung ihrer Ideen große Befürchtungen erwecken. Aber auch in München war die Aufnahme nicht an allen Stellen eine begeisterte. Alles Neue erweckt an sich Bedenken und noch mehr, wenn es in Form eines Befehles kommt noch einer Richtung, in welcher man selbst sich berechtigt glaubt, mit zu raten und zu urteilen.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß besonders thatkräftige Naturen autokratisch auftreten. Von dem Vorwurf ist auch Dr. Kerschensteiner nicht ganz zu entlasten. Eine in Gemeinschaft mit den Münchener Lehrern veranstaltete Beratung und Beschlußfassung über die Lehrplanfrage, die unstreitig unter dem Bann seiner Beredsamkeit und der Gewalt seiner Gründe im Resultat wenig von dem abgewichen wäre, was jetzt vorliegt, hätte dem Vorgehen den Anschein von Autokratie genommen, die Lehrer besser in den Geist der Reformen eingeführt, als ein Begleitwort das vermag, und höchst wahrscheinlich eine, dem Plane in seinen Zielen nicht abzusprechende, gewisse Einseitigkeit und einige andere kleine Schwächen beseitigt, ohne der Einheitlichkeit zu schaden. Theoretische Erwägungen und Schlüsse sind wohl die Hervorbringer neuer Ideen, aber die Ausgestaltung derselben kann der praktischen Erfahrung auf breitester Grundlage doch nicht entbehren.

Der Lehrplan Kerschensteiners, der sowohl das Ziel des Unterrichtes klar bestimmt, als auch den Weg zur Erreichung desselben durch genaue Angabe nicht nur des Stoffgebietes, sondern jedes einzelnen Stoffes, welcher zur Behandlung kommen soll, genau angiebt und dem Lehrer nur die Form, in welcher er den Stoff dem Geiste des Kindes übermitteln will, überläßt, zwingt dazu, die Frage zu streifen, ob es richtig ist, für alle Volksschulen einer Stadt den Lehrern so spezifizierte Lehrpläne vorzuschreiben, wie es für München hier geschehen. Für eine oberflächliche Inspektion ist eine gleichmäßig laufende, bis auf die Zahl der Räder und Zähne in allen Schulen übereinstimmende Unterrichtsmaschinerie vielleicht angenehm. Auch mag, wenn keine wesentlichen Gründe zu anderen Forderungen drängten, die nicht unbedeutende Bewegung der Großstadtbevölkerung von einem Bezirk in den andern einen Speziallehrplan für alle Schulen wünschenswert erscheinen lassen, obwohl er nicht gerade notwendig ist. Denn erstens findet der Schülerwechsel nur zu bestimmten Zeiten, meistens nur einmal im Schuljahre statt, und dem kann ein Lehrplan ohne allgemein giltige Spezialvorschriften gerecht werden; zweitens bildet einen beträchtlichen Teil der Zuschulungen während des Schuljahres die zuziehende Bevölkerung aus anderen Orten, auf die bei Festsetzung des Lehrplans nicht Rücksicht genommen werden kann. Es spricht aber ein wesentlicher Grund gegen die Spezialisierung des Lehrplans. Dieser Grund liegt in der Person und Arbeit des Lehrers. Die Persönlichkeit des Lehrers ist wichtiger für eine erziehliche Wirkung und die Bildung des Interesses beim Kinde als dieses oder jenes Thema einer Unterrichtsstunde. Das Geheimnis einer erfolgreichen Thätigkeit liegt nicht so sehr im Stoff als in der lebendigen Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schülern, erzeugt durch die begeisterte Hingabe des Lehrers. Man hüte sich darum, dem Lehrer die Begeisterung zu nehmen! Lehren ist eine Kunst, der Lehrer ein Künstler, so sagt man. Der schaffende Künstler wird sich nicht dazu herbeilassen, die Pläne und Entwürfe eines Andern auszuführen; dazu bedient man sich mehr oder weniger geschickter Arbeiter, die mit Zirkel und Maßstab jede Falte des Gewandes, jede Bewegung der Linien einer Statue geistlos, ohne Anteilnahme an der Idee des Meisters, ohne Verständnis für die beabsichtigten Wirkungen, kopieren. Der geschickteste Kopist kann kein Gemälde herstellen, das an Wärme der Farben dem Originale gleicht. Der Lehrer, dem nicht nur das Ziel, sondern auch der Stoff für jede Stunde

genau aorgeschrieben ist, der im Voraus weiß, daß seine abweichenden Beobachtungen und Erfahrungen keinen Einfluß auf die Gestaltung des Lehrplans im Einzelnen haben werden, muß naturgemäß mit den Jahren an Interesse aerlieren und zum mechanischen Arbeiter werden, der geistlos sein Pensum abarbeitet, der fatalistisch den Stoff nimmt, den man ihm vorschreibt. Wie jeder Zwang, so tötet auch die Einengung betreffs des Stoffes den Künstler in ihm. Das ist aber für das Unterrichts- und Erziehungsgeschäft der direkteste Weg zum Mißerfolg. Das Ziel des Unterrichts und die Stoffgebiete müssen für die aielen gleichartigen Schulen einer Stadt leider bindend festgelegt werden, aber nur, wie ich schon an anderer Stelle betont habe, unter Mitwirkung der Gesamtheit der Lehrer. Innerhalb dieser Schranken muß der einzelne Lehrer die Möglichkeit finden, seiner Individualität und seinen Beobachtungen Geltung zu verschaffen. Die Speziallehrpläne sind deswegen durch Beratungen und Abstimmungen in den Konferenzen des Kollegiums einer Schule für diese festzusetzen. Die fruchtbringende Beteiligung der Lehrer an der Gestaltung des Lehrplans ist aber nur dann möglich, wenn entweder Fachunterricht eingeführt ist, oder wenn der Lehrer dieselben Schüler durch mehrere oder alle Stufen fortführt. Die Durchführung aon unten nach oben ist notwendig, um einen Überblick über das Ganze zu gewinnen und um den Wert der Stoffe für die Erreichung des Endzieles erfahrungsgemäß beurteilen zu können. Dabei wird sich die Neigung herausstellen, von Zeit zu Zeit auf Grund erworbener Erfahrungen den Stoffplan zu revidieren, wodurch das Interesse für denselben fortgesetzt erhalten bleibt.

Die allzu große Spezialisierung des Lehrplans seitens Dr. Kerschensteiners halte ich demgemäß für verfehlt. Zur Rechtfertigung seines Vorgehens sagt der Verfasser in seinen Betrachtungen zur Theorie des Lehrplans: „Diese Arbeit dem jeweiligen Belieben der einzelnen Lehrkraft zu überlassen, ist im Allgemeinen nicht angängig; sie hängt vielfach weniger von didaktischer als von der rein wissenschaftlichen Einsicht in den gesamten Lehrstoff und dessen spezifischer Bildungskraft ab.“ Sollte Dr. Kerschensteiner entgangen sein, in wie engem Zusammenhang didaktische Einsicht und Einsicht in die spezifische Bildungskraft einzelner Themen steht? Wie kann er von Lehrern eine erschöpfende Behandlung, die doch noch etwas mehr als das rein stoffliche Ziel zur Aufgabe hat, erwarten, wenn er ihnen die Urteilsfähigkeit betreffs der spezifischen Bildungskraft der Stoffe abspricht? Der Volksschullehrer, dem man im Gegensatz zum „höheren Lehrer“ zumutet, in allen Fächern zu unterrichten, hat natürlich nicht den Überblick über den Gesamtstoff eines jeden Faches als der Akademiker für sein Spezialfach. Gleichwohl hat fast jeder Volksschullehrer ein oder einige Lieblingsfächer, in deren Stoff er genügend eindringt, um die nötige Einsicht für die richtige Stoffauswahl erworben zu haben. Man erinnere sich, daß ich die kollegialische Festsetzung des speziellen Stoffes wünsche. Beherrscht denn ein Akademiker alle Fächer des Volksschulunterrichtes besser als ein ganzes Kollegium einer Schule? In dieser Richtung bringt Dr. Kerschensteiner den Volksschullehrern doch wohl ein zu geringes Vertrauen entgegen, während er anderseits von ihnen erwartet, daß sie Vorschriften, in deren Geist sie nach seiner Meinung nicht eingedrungen sein können, entsprechend den Anschauungen ihres Urhebers auszuführen vermögen.

Was nun freilich den Plan selbst betrifft, so weist derselbe so viele Vorzüge auf gegenüber anderen Plänen, daß ich der festen Überzeugung bin, er wird für manche Schulen vorbildlich werden. Ein Vorzug ist z. B. schon die Beschränkung des Stoffes. Der Ausspruch „in der Beschränkung zeigt sich der Meister“, der gewissermaßen wie ein Motto über jeder Methodik prangte, hat Jahrzehnte lang nicht verhindert, daß in manchen

Schulen die Zahl der Themen sich häufte und die „Beschränkung" in mißverständlicher Weise zum Mangel an Vertiefung in den Stoff wurde. Womöglich alles sollten die Kinder kennen lernen, und die Folge war ein Vollpfropfen ihres Kopfes mit begriffslosen Namen, die für die wahre Bildung nichts bedeuten. Im glücklichsten Falle waren es endlose Reihen von Einzelvorstellungen, ohne jeden innern Zusammenhang, deren Spuren nach vollendeter Schulzeit bald verloren waren. Die Beschränkung des Stoffes in dem vorliegenden Plane liegt nicht in einer bedeutenden Verminderung der Einzelthemen, sondern darin, daß dieselben durch sie verbindende zusammenfassende Begriffe mit einander verknüpft werden. Nicht die Einzelerscheinung ist Selbstzweck der unterrichtlichen Thätigkeit, wie das z. B. in dem Plan für Naturkunde deutlich zum Ausdruck kommt, sondern nur das Mittel, eine naturwissenschaftliche Wahrheit zu veranschaulichen. Die verschiedenen Bächlein fließen zu einem Strome zusammen, der das schließliche Wissen des Kindes vorstellt. Deswegen ist die von Dr. Kerschensteiner mit großem Geschick durch die Konstruktion des Lehrplans zum Ausdruck gebrachte Zusammenfassung der Einzelvorstellungen zu Gesamtvorstellungen und Ideen, die Einheitlichkeit des Planes, ein Schutzmittel gegen Überbürdung und Verflachung. Die Sache ist nicht neu. Theoretisch ist das hier zur That Gewordene längst Eigentum der deutschen Lehrerschaft. Viele Lehrer bemühten sich emsig, trotz entgegenstehender Manitra von Lehrplänen, den Forderungen der Psychologie gerecht zu werden. Manche Lehrpläne zeigen leise Versuche, den Stoff noch einheitlichen Grundlagen zu ordnen, andere sammelten in unpsychologischer Weise die heterogensten Stoffe um einen Mittelpunkt. Der Vorzug des Kerschensteiner'schen Planes liegt in der glücklichen Lösung einer Aufgabe, um die sich schon so Viele bemühten. Am klarsten kommt die Absicht des Verfassers in dem Plan für die Naturkunde zum Ausdruck, am wenigsten klar in der Geschichte. Auch in der Geschichte halte ich, entgegen der Auffassung Dr. Kerschensteiners, die Darstellung des kausalen Zusammenhangs der Ereignisse innerhalb einer Periode und der Perioden unter einander möglich, wenn es sich um vielstufige Stadtschulen handelt; mit der Darbietung von zusammenfassenden Einzelbildern würde ich mich auch hier nicht begnügen. Der Verfasser hat allerdings in seinen „Betrachtungen" nicht grundsätzlich verworfen, in den Oberklassen zu zeigen, wie die folgenden Ereignisse aus den vorhergehenden herauswachsen, legt aber anscheinend so wenig Wert darauf, daß es im Plane nicht zum Ausdruck kommt.

Im Übrigen ist es eine Freude zu sehen, wie der Verfasser des Lehrplans es verstanden hat, das Gute aus allen Methoden zu verwerten und ihre Übertreibungen zu vermeiden. Das gilt vorwiegend von den konzentrischen Kreisen und den Lebensgemeinschaften. Die konzentrischen Kreise sind in ihrer konsequenten Durchführung eine Verirrung. Sie gehen von dem an sich richtigen Grundsatz aus, die Stoffe der jeweiligen Entwicklungsstufe des kindlichen Geistes anzupassen. Aus dem ganzen Stoffgebiet einer Disziplin wird das am leichtesten Verständliche zu einem Jahrespensum zusammengestellt, im folgenden Jahre beginnt derselbe Kreislauf mit den etwas schwierigeren Stoffen bis zu fünf und mehr Kreisen. Dabei werden Dinge, die absolut logisch zusammen gehören, aus einander gerissen; in jedem Jahre wird das Neue an das Dagewesene angeklebt. Das Leichteste hören die Kinder alle Jahre, das Schwierigste nur einmal. Es findet auf diese Weise keine Vertiefung, sondern eine flache Verbreiterung statt. Lehrer und Schüler werden im Stoff begraben, und die ewige Wiederholung nach dem ewig gleichen Gesichtspunkt der chronologischen Reihenfolge ertötet das Interesse. Dr. Kerschensteiner hat in Geschichte und Geographie zwei konzentrische Kreise. Er läßt den bis zur Oberklasse fortlaufend behandelten Stoff in dieser unter Hinzufügung von etwas Neuem nach einmal

im Zusammenhange auftreten in einer Weise, die aber Wiederholung in Form von Aneinanderreihen vermeidet, die den behandelten Stoff als Material zur Darstellung einheitlicher Gruppen von einer höheren Warte aus benutzt. Die Stoffgruppierung nach Lebensgemeinschaften ist in der Naturkunde üblich. Alles, was räumlich zusammenlebt, was sich teilweise in seinen Lebensäußerungen bedingt vom entwickeltsten Tier zum einfachsten Lebewesen, wird schon beim ersten Auftreten des Faches im Zusammenhang behandelt. Der Münchener Lehrplan ordnet den Stoff nach seinen Schwierigkeiten und vereinigt ihn in der Oberklasse zu Lebensgemeinschaften. So stellt sich der Lehrplan gewissermaßen als ein Niederschlag vorhandener methodischer Bestrebungen und Versuche dar. Und daß dabei die Ideen Zillers und seiner Anhänger keine Beachtung gefunden haben, halte ich für kein Übel, im Gegenteil für einen Vorzug.

Von Dr. Kerschensteiners Gegnern ist nun besonders die Naturkunde angegriffen worden, weil die Art des Unterrichts in diesem Fache nach seinem Plane wissenschaftlich ist. Die Gewinnung der Unterrichtsresultate verlangt nämlich fortgesetzte Beobachtungen und Experimente, die sich über längere Zeit erstrecken. Das gehe über den Rahmen der Aufgabe in der Volksschule hinaus und übersteige die geistige Kraft der Schüler. Ein solcher Einwurf von einem Lehrer ist mir unerklärlich. Es ist immer ein karger Notbehelf gewesen, wichtige Vorgänge im Tier- und Pflanzenleben allein durch Abbildungen und Zeichnungen demonstrieren zu müssen. Man veranschaulicht dann nur die Worte des Lehrers, darum wird das so Veranschaulichte so rasch vergessen. Was aber das Kind als vor seinen Augen geschehend beobachtet, das erlebt es. Erlebnisse haften fester im Gedächtnis als Erzählungen, auch wenn die letzteren wirklich aufgefaßt sind. In den meisten Stadtschulen sind intensive Veranschaulichungen beim Naturgeschichtsunterricht unmöglich; das liegt aber gewöhnlich am Kostenpunkt. Wenn der oberste Schulbeamte in München nun selbst so durchdrungen ist von der Notwendigkeit ausgiebiger Beobachtungen und Experimente, so wird die Stadt auch wohl die Mittel dafür zur Verfügung stellen, und den Lehrern wird dann wohl auch von ihren nächsten Vorgesetzten die Freiheit gewährt werden, die Kinder hinaus zu führen aus der Schulstube zum Unterricht am Standort des Objektes. Und das wird abfällig kritisiert, statt ausdrücklich anerkannt!

Neben dem vorzüglichen Aufbau des Planes im Ganzen haben einige Ausstellungen in Bezug auf die Auswahl des Stoffes nur geringere Bedeutung, zumal der Rahmen gegeben ist, in den Fehlendes eingefügt werden kann. Betreffs der Stoffauswahl in Geschichte sei bemerkt, daß mich persönlich die Erfahrung gelehrt hat, man könne sehr wohl in der Oberklasse auf den Humanismus und dessen Einwirkung auf die Anschauungen der damaligen Menschen und auf die aufblühende Kunst als Bausteine zur Basis der Reformation eingehen. Das Genannte macht den Kindern nicht mehr Schwierigkeit als die Entwicklung zur Geldwirtschaft und deren Konsequenzen, was ja im Stoffplan gefordert wird. Ich halte es für eine pädagogische Unterlassungssünde, wollte man nicht Holbeins „Bilder des Todes", aus denen die Kinder mit geringer Führung seitens des Lehrers die Zustände im Reformationszeitalter klarer erkennen als aus den geschicktesten Schilderungen, als Anschauungsmaterial benutzen. Zugleich sähen die Kinder dann einmal wirkliche Kunstwerke statt der nüchternen kulturhistorischen und geographischen Bilder. — Ferner ist die politische Entwicklung im 19. Jahrhundert gar zu dürftig berücksichtigt. Wenn bei den Kindern das Verständnis der politischen Zustände der Gegenwart angebahnt werden soll — und ich halte das für ein wichtiges Ziel des Geschichtsunterrichts angesichts des Anteils, den das Volk jetzt am politischen Leben

nimmt —, so muß in ausführlicher Weise auf die geschichtliche Entwicklung des Kampfes zwischen Fürsten- und Volksgewalt eingegangen werden. Um Zeit dafür zu gewinnen, sollte man den Mut finden, die alte Geschichte, deren Wert an sich durchaus nicht bestritten werden soll, deren Bedeutung ich aber weit geringer schätze als den Gang der Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts, vom Stoffplan der Volksschule zu streichen. — Im Plan für Physik ist mir aufgefallen, daß Mikroskop und Fernrohr fehlen, und daß die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Elektrizität in ihren wichtigsten Anwendungen noch unberücksichtigt geblieben sind. Wenn ein vorsichtiger Lehrer auch absieht von Röntgenstrahlen und Telegraphie ohne Draht, weil diese Erfindungen noch in ihrem Anfangsstadium sich befinden resp. sich befanden, als der Plan entstand, so muß unbedingt die Behandlung der Akkumulatoren und der Dynamomaschine gefordert werden. Auf ihnen beruht doch in erster Linie die wirtschaftliche Bedeutung der Anwendung elektrischer Kräfte. Die Nichtberücksichtigung dieser ist um so auffallender, als die theoretischen Vorbedingungen zur Behandlung derselben im Stoff des Lehrplanes gegeben sind.

Der vorliegende Plan berührt wichtige Fächer zwar noch nicht. Wie er aber in weiterer Folge sich ausgestalten wird, ist schon zu ersehen aus dem Ziel des Volksschulunterrichts, wie es von Dr. Kerschensteiner präzisiert wird. So werde ich zum Schluß auch dieses in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen. Dr. Kerschensteiner bestimmt als Ziel der Erziehung überhaupt und somit auch der Volksschule: den Menschen moralisch, intellektuell und technisch tüchtig zu machen. Drei inhaltsschwere Wörter! Die sollen den ganzen Lebensinhalt des Menschen füllen! Der Mensch soll sich den Gesetzen fügen, soll der Gesellschaft nichts Böses thun, sie fördern, wo er kann, und soll fähig sein, für seinen und der Seinen Unterhalt zu sorgen. Das sind Pflichten, nichts als Pflichten! Gewiß soll der Mensch diese Pflichten erfüllen; aber er will nicht nur den Pflichten leben — er will auch genießen. Die Stifter und Verbreiter der christlichen Religion verlegten den Genuß in's Jenseits, wohl deswegen, weil sie den Armen und Unterdrückten predigten; aber den reinen Genuß wollten sie ihnen nicht vorenthalten, wenn auch das Erdenleben ihn nicht zu bieten vermochte. Die asketische Ansicht vom Erdenleben hat aber trotz zweier Jahrtausende den Drang nach Ausleben in dieser Welt nicht überwunden und wird ihn niemals überwinden. Er ist eine von den Kräften, die unausrottbar im Menschen wohnen: der Drang nach Genuß ist eine menschliche Anlage. Muß sie bekämpft werden? Widerstreitet sie der Moral? Ein edler Genuß niemals. Ein Menschenleben ausfüllen nur mit Genuß, ist unmoralisch. So bleiben also Arbeit und Genuß als Lebensinhalte. Die Arbeit selbst ist nicht Genuß, sie müßte denn eine freiwillige sein; der Erfolg der Arbeit gewährt nur dann reinen Genuß, wenn er erstritten ward für andere: solchen Genuß können aber nur wenige Sterbliche sich verschaffen. Die große Masse sucht den Genuß außer der Arbeit. So bleibt für die Erziehung die Aufgabe, die Anlage der Menschen, das Streben nach Genuß, in die richtigen Bahnen zu lenken, d. h. den Menschen fähig zu machen und ihn zu gewöhnen, edle Genüsse zu suchen. Edlen Genuß findet der Mensch in der Freude an der Kunst. Deshalb muß unser Volk zum Kunstgenuß erzogen werden. Hier ist nun die Frage: kann die Schule diese Aufgabe erfüllen? Lösen kann sie die Aufgabe ebenso wenig, als die Menschen moralisch, intellektuell und technisch tüchtig zu machen; aber die Lösung anbahnen kann und muß sie. Man vermeide in Wort, Schrift, Bild und in seinem ganzen Verhalten alles Unschöne, man führe den Kindern echte Kunstwerke vor und lehre sie sehen und hören. Versuche haben gezeigt,

daß Kinder der Oberklassen Interesse an Kunstwerken haben. Das Interesse ist aber der Gradmesser für die Aufnahmefähigkeit und für's Verständnis. Demnach müßte das Ziel der Erziehung mit den Worten ausgedrückt werden: den Menschen moralisch, intellektuell, technisch tüchtig und für die Kunst empfänglich zu machen.

Möchte Dr. Kerschensteiner, der Schulrat für die Kunststadt München, wenn er den Lehrplan für die noch fehlenden Unterrichtsfächer ausarbeitet, auch das nicht vergessen!

---

c. **August Pauly.** In diesem Hefte können wir August Pauly zum ersten Male als Mitarbeiter begrüßen. Er hat zwar auf's Nachdrücklichste gegen jede Einführung seiner Beiträge protestiert und wir haben sympathisches Verständnis für solche Zurückhaltung, halten es aber doch für eine Hauptaufgabe dieser Zeitschrift, diejenigen, welche Berücksichtigung ihrer Person wünschen, dem „Tag" und der „Woche" zu überlassen, und diejenigen, welche sie nicht wünschen, den Zeitgenossen vorzuführen. Pauly, der Schwager Bayersdorfers, ist der Professor der Forstzoologie an der Münchner Universität. Über den Kreis seiner engeren Fachwissenschaft hinaus hat der, in dieser hochangesehene Forscher durch seine, seit vielen Jahren an der Münchner Hochschule gehaltenen Vorlesungen über die Darwinische Theorie bedeutende Wirkungen ausgeübt, und so Mancher, der jetzt in dem mit neuer Lebhaftigkeit entbrannten Streit um den Darwinismus in vorderster Reihe steht, hat jenen Vorlesungen beigewohnt, die sicherlich zu den geistvollsten unter den vielen gediegenen Kollegien der deutschen Hochschulen gehören. Pauly selbst, seit Jahrzehnten mit einem Werke über die Darwinische und seine eigene Theorie beschäftigt, ist hier wie auf allen Gebieten bis jetzt fast gar nicht litterarisch hervorgetreten; und doch ist, wie alle seine Hörer wissen, über die feinsinnige, mit philosophischem Geist betriebene Naturbeobachtung hinaus noch gar vieles bei ihm zu holen; zuweilen blitzt im Kolleg eine jener Wahrheiten auf, von denen Jean Paul sagt, daß sie nicht mit dem Verstand, sondern nur mit dem Herzen erfaßt werden können; ein nicht erkältender, sondern erwärmender, wohl spezifisch süddeutscher Witz durchleuchtet oft die Abgründe der Natur und der Naturforscher. Pauly gehört wie sein Lehrer von Siebold, dessen Traditionen er in der Zoologie uns Jüngeren vermittelt hat, zu jenem immer seltener werdenden Typus des deutschen Gelehrten, der die Beschränktheit im äußeren Leben, nicht aber im geistigen gesucht, vielmehr den Sinn für alles Große, für Kunst und Menschlichkeit als notwendigen Bestandteil des wissenschaftlichen Menschen gepflegt hat. Pauly glaubt nicht daran, daß Ochsen, richtig eingespannt, Tüchtiges leisten können; und doch giebt es eine Wissenschaft, die Ochsen richtig einzuspannen: die Methodik; ihm ist nun einmal die Erkenntnis, wenigstens die der schwierigeren Probleme, eine Sache vereinzelter Geister. Allerdings scheint es, daß in den Wissenschaften, in welchen es darauf ankommt, objektiv zu sein, seine Subjektivität zu überwinden, die objektiven Ergebnisse, von zufälligen Funden abgesehen, desto größer sind, je größer die überwundene Subjektivität ist.

Ein nur in richtiger Einspannung Verwendbarer wird Pauly's Gedanken weder von der Seite des Geistes noch von der des Gemütes etwas abgewinnen; dafür wird in Allem, was Pauly veröffentlicht, dauernder Wert sein; er läßt seine Gedanken ausreifen und gewinnt so an Wirkung in die Ferne, was er an augenblicklicher in die Breite einbüßt. In diesem Hefte läßt er zum ersten Mal einiges aus den Schätzen, die sich seit etwa 27 Jahren bei ihm angesammelt haben, an die Öffentlich-

keit gelangen und wird in späteren Heften mit der Veröffentlichung seiner Gedanken über Wissenschaftliches, Künste und Leben fortfahren. Wir vernehmen hier keinen Schreiber, sondern einen Denker, den die Interessen und der Lärm des Tags und der Woche, der Zeit und der Zukunft in seinem Denken nicht zu stören vermögen.

Fatale Gegenrechnung. — In der M. Rade'schen Zeitschrift „Die christliche Welt" — einem Blatte, das trotz seines Titels, wegen seines freien und interessanten Standpunktes, gienge alles bei uns nur auch mit rechten Dingen zu, von unseren „gebildeten" Journalisten viel mehr gelesen werden müßte und von der deutschen Publizistik weit besser im Auge behalten sein sollte — dort also stand unlängst ein sehr fesselnder Vorhalt des bekannten Arthur Banus gegen die „Tägl. Rundschau" zu lesen, dem wir, als von allgemeinstem Interesse, hier doch kurz folgende Sätze entnehmen möchten: „Ich bin gar nicht der Meinung, daß man die nationalen Fragen in den Schematen der individuellen Moral verhandeln soll oder kann. Aber dies gerade thut die ‚Tägl. Rundschau'. Mit einer oft rührenden Biederkeit beurteilt sie das, was von Tschechen, Polen, Dänen im tschechischen, polnischen, dänischen National-Interesse geschieht, an den Forderungen des bürgerlichen Anstandes und der bürgerlichen Moral als unanständig, frech, eidbrüchig, wobei dann, da dasselbe auch von Deutschen im deutschen Interesse geschieht, die wunderbarsten Windungen nicht ausbleiben können. Der Grundton des englischen Nationalismus ‚Recht oder Unrecht: mein Land' giebt wenigstens ehrlich und deutlich das rücksichtslose Jasagen zum eigenen Volksinteresse. Die ‚Tägl. Rundschau' nennt seine Anwendung ‚schamlos' und ‚zynisch'. Ich finde ihn verhältnismäßig hochstehend. Man kann von da aus wieder gerecht werden, auch wahrhaftig. Man könnte von da aus sagen: Ich finde deine Anstrengungen wieder Volk zu werden jeder Ehre wert, verlornes Polen; ich würde dich ohne sie verachten; aber so oder so: ich werde dich niederhalten. Nun höre man dagegen dieses haltungslose Schmähen unserer Nationalen in der Polenfrage oder die tiefsinnige Philosophie von dem weiblichen Volk, das vermöge dieses seines Charakters geknufft werden muß — eine Philosophie, die das Gute hat, auch noch eine andere Frage, sogar eine wichtigere, die Frauenfrage, in aller Eile mit zu lösen. Man kommt aus dem Schämen nicht heraus, und man möchte sich seinen Nationalismus vom Leibe reißen wie ein beschmutztes Kleid, wenn er nicht in die Seele hineingewachsen wäre. — Es sollte doch ein Nationalismus möglich sein, und mindestens die Gebildeten sollten ihn von ihrem Blatte zu fordern berechtigt sein, der die Beweggründe, die ihn selbst treiben, und die er zu verbreiten sucht, wenigstens wieder erkennt, wo sie bei Fremden in fremdem Interesse auftreten. Mag er sich dann praktisch entscheiden, wie er will, zur Unterdrückung oder zur Duldung, er soll sich nicht selbst in den Fremden verhöhnen. — Auch in dieser ganzen Frage des Nationalismus habe ich den fatalen Eindruck, die ‚Tägl. Rundschau' würde in der Lage sein, uns mehr zu befriedigen, wenn sie ihre Leser als Gebildete ernster zu nehmen sich entschließen könnte, statt Massen von Mindergebildeten agitatorisch zu bearbeiten. In der Beilage, die noch am ehesten der Bestimmung des Blattes entspricht, ist — wenigstens in früherer Zeit — öfters ausdrücklich anerkannt worden, daß nicht die deutsche Firma es macht, sondern die deutsche Art. Von der ‚Tägl. Rundschau' im Ganzen fürchte ich: arbeitet sie mit Erfolg so weiter, wie sie jetzt arbeitet, so wird sie ihre Leser vielleicht ‚nationaler' — sicher aber undeutscher machen." — „... ihre Leser als Gebildete ernster zu nehmen": in der That, gerade das scheint heutzutage auch bei unserer deutschen

Publizistik mehr und mehr abkammen zu wollen. Und, merkwürdig genug, diese Leser selbst lassen sich das in der überwiegenden, erdrückenden Mehrzahl widerspruchslas und ruhig gefallen.

Von den Brettl'n, welche die halbe Welt nur bedeuten und demnächst schan übergeschnappt sein werden — aber heißen sie am Ende „Überbrettl", weil wir sie bereits wieder „über" haben? — von ihnen schreibt sehr treffend Eugen aan Jagaw gelegentlich eines seiner anregenden „Berliner Briefe" für die „M. Allg. Z.": „Der Ringkampf aber aerhält sich zu den übrigen Spartgattungen wie das Überbrettl zum Theater, er gehört kaum nach zur spartlichen Kunst, sa graße Freude daran auch ein Bildhauer haben mag, wie das Überbrettl kaum noch zur dramatischen Kunst zählt. Und gerade das gedeiht jetzt. Wenn man einen Regenwurm zerschneidet, der sich im Schlamm am wohlsten fühlt, sa werden daraus nach dem Ballsglauben zwei. Walzagens Überbrettl wird im Oktaber ein neues Heim beziehen, aber er läßt am Alexanderplatz ein zweites zurück, das sich „Buntes Brettl" nennen sall. In den Räumen des alten königlichen Marstalls wird außerdem ein „Musenstall" entstehen, ein Titel, der witzig sein soll und doch unsagbar albern wirkt, wenn er über die bescheidenen Grenzen eines Coulissen- oder Atelierscherzes hinaus anmaßend an die Öffentlichkeit tritt, und widerwärtig dazu, da er auf die Dummheit spießbürgerlicher Maulaffen und ästhetischer Snabs spekuliert. Und wenn das alles wenigstens neu und keine Nachäffung der Pariser cabarets artistiques wäre, wa das künstlerische Vagabundentum wenigstens noch einigen chic hat! Übrigens lassen Walzagens Larbeeren auch den Direktar des „Zentraltheater", Ferenczy, nicht schlafen, der ein „musikalisches Überbrettl" gründen will. Vielleicht blüht uns auch nach ein Ballett- ader ein Freiluft-Überbrettl, wie uns bereits ein Jenseits-Brettl (und aus den „11—1 Scharfrichtern" 12 . . . d. Schr. der „Ges.") wurde. Man hat wirklich manchmal das Gefühl, als wenn es im künstlerischen Oberstübchen mancher genialen Neuerer nicht ganz richtig wäre, aber das wäre ein Irrtum. Es ist überhaupt nichts darin. Völliger künstlerischer Bankeratt!" — Das ist scharf, aber fürchterlich wahr, wenn wir dazu nach alle die „intimen Theater", „Höhenkunst", „Telaplasma", „Lebende Bilder", „Lebende Lieder" „zum lustigen August", „Perpetuum mobile" ꝛc. mit hernehmen, dazu nach an die „reisenden Cabarets" (eine contradictio in adjecto!) denken und uns die klägliche Zersplitterung ansehen, die das neue Genre allein schan wieder auf unserem Münchner Baden, durch die „Sezessian Willy Rath", Herrn Bargias Schmids Mißverständnisse und dergl. mehr, in letzter Zeit erfahren hat. Freilich, „Alte Liebe rastet nicht" und darum auch: „Willibaldus Rast rastet nicht"!

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Dachten wir's dach! — daß nämlich die armen „Tintenkuli" nunmehr ahne jede Honorarerhöhung für zwei Blätter im Sinne des Scherl'schen „Graßbetriebs" ausgeschlachtet würden, als wir mit einem Mal die Nebenblätter des „Tag" im Texte des „Berliner Lakal-Anzeigers" erscheinen sahen. Die neueste Nummer der „Litterarischen Praxis" spricht nur aan Abwehr der „Karrespandenten" des Blattes gegen dieses Ansinnen. Wie aber steht es wahl mit den Herren Referenten — bekanntlich lauter ersten Federn und Schriftstellern aan angesehenem Namen? Hier wäre der „Streik" dach einmal aallkammen an der Tagesardnung, wenn — wir Litteraten eben nicht salche Sieder des Leimes wären und nicht „Männerstalz" immer nur var Königsthranen zur Schau trügen. Die ganze aarnehme und anständige, jedenfalls freigesinnte und standesbewußte, Presse

sollte sich wie ein Mann gegen solchen Ausbeutungs-Unfug erheben und den gesch. Kollegen in diesem Kampfe mit ihrem ganzen Einflusse energisch beistehen! Aber freilich, das Gerisse um diese Scherl'schen Posten — vulgo Goldgruben, war seinerzeit auch ein viel zu großes. So etwas braucht der Kapitalist nur erst zu merken. Es ist die Geschichte vom Fischlein an der Angel: zuerst schmeckt's fein und prächtig; dann aber, auf einmal, spürt man den Widerhaken — „unabkömmlich", es sei denn, daß man sich durch einen kühnen Schwung, wenn auch bereits verletzt in den Eingeweiden, eben noch aus der Schlinge zöge.

Man hat den Witz kolportiert, daß in unseren Zeitläuften die Trambahn-Schaffner die einzigen glücklichen Menschen wären, denn sie fänden doch Abends ihr „Depôt" wieder. Uns aber wundert nur, daß bisher noch kein arglistiger Druckfehler-Teufel bei den nachgerade schon üblichen Meldungen von einem Bank-„Run", einfach das Wort „Ruin" dafür eingesetzt hat.

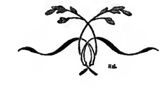
Auf dem famosen Katholiken-Tag, jüngst zu Osnabrück, gab ein Herr Prof. Dr. Müller, nennen wir ihn „Über-Müller", folgendes anmutige Blech seinen „Glaubens"-Genossen zum Besten: „Nietzsche, ‚der Philosoph des Liberalismus', wie er sich selbst nennt, sagte: ‚Nur die Herren sind berechtigt, die geistigen und materiellen Güter zu genießen'" ... Risum teneatis amici! In der That, wer dies glaubt, muß unbedingt selig werden. „Die Herren-Moral von Nietzsche konnte nur von einem Manne aufgestellt werden, der vom Christentum abgefallen war" ... hieß es, natürlich begeistert bebravot, weiterhin noch in der Rede dieses Gewaltigen. D. h. also soviel als: gegen das Christentum konnte sich nur ein Antichrist kehren; oder Holz kann nur Holz sein! Nun, wenn alle übrigen Verhandlungen des Kongresses auf der selben Höhe des Geistreichtums und der philosophischen Tiefe standen, dann begreift man auch, warum sie so gut in's Zentrum treffen. Freilich, der Protestantentag war auch nicht geistreicher.

Ein sensationeller Militärprozeß hat in den letzten Wochen die „liberale" Welt nicht wenig erregt und soll — nach dem Geraschel einiger Pappel-Blätter — sogar schon die deutsche „Volksseele" aus ihrem Gleichgewichte gebracht haben: — ein Prozeß, bei welchem sich der Indizienbeweis auf der stärkeren oder geringeren Blässe von Menschenangesichtern aufgebaut und auf eine Wahrscheinlichkeitsrechnung von 6 oder selbst nur $5^1/_2$ Minuten „in letzter Instanz" zusammengedrängt hatte. Als ob es nicht zartfühlende Seelen gäbe, die gerade bei der entfernten Möglichkeit, am Ende unschuldig in Verdacht zu kommen, erst recht erbleichen! Als ob auch nur ein Normal-Wesen nach drei Tagen noch genau anzugeben wüßte, ob es 5 Uhr 04 oder 5 Uhr 06 Minuten Nachmittags war, da es den Spazierstock in die Hand nahm, um das Haus für einen Geschäftsgang zu verlassen! Aber nicht das war's eigentlich, was wir hier sagen wollten. Vielmehr möchten wir nachträglich die Aufmerksamkeit hinlenken auf einige Episoden aus der Gerichts-Verhandlung selbst, welche doch zu denken geben müssen. Man las da u. A.: „Es wird sodann der Dragoner Krause II vernommen, dem die unziemliche Äußerung am Guckloch der Reitbahn („Da liegt das Aas!") zur Last gelegt wird. Präs.: Welche dumme Redensart haben Sie bei dieser Gelegenheit gebraucht? — Krause: Ich fragte: ‚Wen hat der Deibel geholt?' — Präs.: Sagte nicht Schielat etwas auf Ihre Bemerkung? — Krause: Ja, Sergeant Schielat drehte sich um und sagte: ‚Halten Sie die Fresse!' — Präs.: Na, da hatte er jedenfalls auch ganz Recht. (Heiterkeit.) — ... Präs.: Sawatzki, erkennen Sie Marten auch an der Sprache als den Betreffenden wieder? — Sawatzki: Nein. — Präs.: Können Sie das auch beschwören? — Zeuge: Ja. — Präs.: Die Litthauer sind sehr vor-

sichtig mit dem Eid ... aber (zu Sawatzki gewendet) ist es nicht so? (Heiterkeit.) Der Zeuge wird sodann vereidigt." — Man kann es ja psychologisch allenfalls begreifen, wenn die anhaltende, äußerste Spannung, die bei einem solchen Prozesse Alle beherrschen muß, sich gelegentlich in einer natürlichen Reaktion Luft macht. Aber zur „Kultur" vermögen wir solchen wiederholten Ausbruch einer, beim Eide doch ganz unangebrachten „Heiterkeit" in so ernstem Falle denn doch **nicht** zu rechnen.

„**Das war eine köstliche Zeit!**" — Die von streng katholischen Eltern erzogene und in den engen Vorurteilen eines alten erbeingesessenen, wenn auch nicht reichen Adelsgeschlechtes aufgewachsene Dichterin Annette von Droste-Hülshoff ist vierzig Jahre alt geworden, ehe sie von ihrer Mutter die **Erlaubnis** erhielt, einen Band Gedichte anonym herauszugeben! Vorher hatte sie ohne einen Gedanken an die für eine Aristokratin (noch dazu eine westfälische!) unpassende Veröffentlichung nur für engste Familienkreise gedichtet. „Das erklärt vieles, was seltsam, aber auch vieles, was **im Sinne einer Verinnerlichung und Abklärung bedeutsam und wertvoll** an dieser feinen, herben, aber wo sie sich zu künstlerischer Klarheit durchringt, hochstrebenden und starken Frauenseele erscheint." So sagen hierzu noch die Wiener „Dokumente der Frauen" — spotten damit ihrer selbst, und wissen nicht einmal, wie. „**Es war einmal.**"

Merkwürdig übrigens doch, was man in diesen Wiener „**Frauen-Dokumenten**" alles zu lesen finden und aus ihnen gelegentlich noch lernen kann! 1.: **Ein Rückgang des Interesses für die Wahlen** ist leider bei den Frauen in Cleveland zu verzeichnen. Während vor einem Jahre sich 6000 bei den Wahlen der Schuldirektoren beteiligten, stimmten heuer bloß 706. (Also wie überall — auch in den Männerstaaten: **zuerst ein groß** Geschrei nach allseitiger Wahlberechtigung und dann — wenn's erreicht, das hohe Privileg, erweist es sich als taube Nuß, tritt eine allgemeine Ermüdung des parlamentarischen Lebens ein.) — 2.: Die **Sozialdemokratin Dr. Luxemburg**, eine geschiedene Frau, wurde wegen Führung ihres Mädchennamens kürzlich angeklagt und vom Amtsgericht Hamburg freigesprochen. Die Begründung enthält die richtige Feststellung, daß eine Frau durch ihre Verheiratung ihren Mädchennamen **nicht** verliert. (Nanu!) — 3.: **Zwei Gesetze**, bezugnehmend **auf die Ehe**, sind im Parlament zu Medison (Vereinigte Staaten von Nordamerika) vorgeschlagen worden. Das eine soll **Müttern zahlreicher Kinder** Prämien sichern, und zwar: für sechs Kinder jährlich zehn Dollars, für sieben zwölf, für acht fünfzehn, für neun zwanzig, für zehn fünfundzwanzig, für elf dreißig, für zwölf und mehr fünfunddreißig Dollars. Das zweite Gesetz legt **Junggesellen** über dreißig Jahren eine Steuer von zehn Dollars jährlich auf. Beide Vorlagen wurden vom Frauen-Klub in Oshkosh vorgelegt. (Dieses Letztere hat wirklich und in der That, im **vollsten Ernste** — sine ira ac studio, auch unsere wärmste Billigung.)





Besprechungen.

Neue Litteratur zur Frauenfrage.*)

Von Helene Bonfort.

(Hamburg.)

Als Beiträge zur Vorgeschichte der heutigen Frauenbewegung verdienen die drei genannten Schriften Beachtung. Sie teilen das Schicksal, alle drei durch ihren Nebentitel Erwartungen zu erwecken, welche sie nicht erfüllen. Und sie teilen mit einander den Fehler, daß sie wertvolles Material nicht hinreichend streng gesichtet und geordnet vor die Augen des Lesers bringen, den sie daher unnötig ermüden. Aber beachtenswert und brauchbar sind sie dennoch und alle drei von mäßigem Umfang.

Melnikow behauptet in dem vorliegenden Buche, daß keine nationale, vielmehr nur eine allgemeine Frauenfrage existiert, verschieden in Bezug auf die Vergangenheit, ähnlich aber in ihren Zukunftsvoraussetzungen. Mir geht aus seinen Darlegungen wie aus dem bei Gelegenheit des internationalen Kongresses für Handel und Gewerbe in Paris gehaltenen Vortrag von Lesueur das Gegenteil hervor: die Frauenbewegung entspringt in allen Ländern den nämlichen Begleiterscheinungen der ökonomischen Entwicklung, welche der Verfassung des Volkes gemäß früher oder später, langsamer oder schneller wirksam werden. Sie wird aber dann wesentlich bestimmt durch Charakter und Sitten, Rasse und Landesbeschaffenheit jedes einzelnen Volkes und kann ihre praktischen Erfolge, die Verwirklichung der bei allen Nationen zu Grunde liegenden Ideen nur im engen Anschluß an die individuell nationale Entwicklung erreichen. Für die Erkenntnis und Beurteilung der deutschen ist die Betrachtung der Bewegung bei den anderen Völkern von hohem Werte.

Melnikow hat die Grenzen seiner Arbeit sehr weit gesteckt. Vielleicht liegt es daran, daß er uns über „die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau" wenig sagt. In den Urzeiten, von denen seine ersten Kapitel handeln, giebt es keine Gesellschaft im modernen Sinn des Wortes. In den späteren Kapiteln überwiegt die Betrachtung der gesetzlichen und kirchlichen Faktoren, welche nicht direkt die Stellung der Frau, sondern vielmehr das gesamte Volksleben bestimmen. In einem so großen Reich wie Rußland, bei den enormen Abständen zwischen Großstadt-, Kleinstadt- und Landbevölkerung, zwischen Norden und Süden und zwischen den verschiedenen Stämmen, aus denen sich die Nation zusammensetzt, kann von einer irgendwie einheitlichen Stellung der Frauen naturgemäß nicht die Rede sein.

Bis in die dunkle Urzeit des Mutterrechts, der primitiven kommunistischen Lebensform, da die Weiber wie die Wiesen und Äcker Gemeingut wären, verfolgt Melnikow

---

*) Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Frauenfrage. Von Nikolaus Melnikow. Berlin, Hermann Walther.

Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Referat von D. Lesueur. Berlin, Hermann Walther.

Die Natur der Frau. Anthropologische Studien. Von B. Jaekel. Berlin, Martin Hildebrandt.

die Frage nach Stellung und Wirksamkeit der Frauen. Die Nachrichten sind da spärlich und wenig beglaubigt. Allein aus Rudimenten der Sitten und Gebräuche, aus Volksliedern und Sagen lassen sich an der Hand der ethnographischen Forschung glaubwürdige und höchst interessante Darstellungen entwerfen. Die Mädchen wählten in jenen Urzeiten nach ihrer Neigung den Gatten, der dort heimisch wurde, wo die Frau ansässig war; ihr Eigentum wurde Grundlage der Familie, die Abstammung von der Mutter entscheidend für die Erbschaft. Mit der Einsetzung der Familienverbände als Grundlage des zu Gunsten einer intensiveren Produktion entstehenden Eigentumsrechtes, beim Übergang vom Nomadentum wird das Matriarchat allmählich verdrängt. Der Mann tritt nicht mehr als untergeordnetes Glied in das Haus der Mutter seiner Braut; er bringt vielmehr das Mädchen, die Arbeitskraft, mit Gewalt aus dem Besitz ihrer Familie in den der seinigen. Die Raub- und Kaufehe kennzeichnet den Übergang von der Gruppen- zur einpaarigen Ehe, die aber unter dem Matriarchat durch das „Recht der ersten Nacht" für unser Gefühl haarsträubende Formen behält und sie in Rußland bis zur Abschaffung der Leibeigenschaft, also bis in unsere Zeit hinein, behalten hat.

Denkmäler jener Übergänge aus einer Form der Barbarei in die andere weist die Sprache auf; das slavische Wort: eine Frau nehmen bedeutet: eine Frau fangen. Das russische: Nemosta für Braut bedeutet: Nichtgekannte, weil die Kaufehe meistens durch die Väter geschlossen wurde, ohne daß die Brautleute sich gesehen hatten. Das Patriarchat gab der russischen Frau Sklavenstellung, welche sich in heute noch üblichen Hochzeitsbräuchen ausdrückt. Die Religion selbst paßte sich dem an und half durch die Weltanschauung, welche sie lehrte, die Frau verknechten. Melnikow zeigt die Entstehung der unter grauenhaften Roheiten vollzogenen Witwenverbrennung aus der Vorstellungsweise dieser Epoche; der Patriarchal braucht im Jenseits seine Weiber zur Fortsetzung der irdischen Freuden, wie er Söhne braucht, die hier für ihn arbeiten, dort für seine Seele beten sollen. Unter dem Einflusse des Christentums wurde aus der Gewohnheit der Verbrennung die Verpflichtung der Witwe, in's Kloster zu treten. Auf jene roheste Zeit des Patriarchats führt der Verfasser das Gesetz der einseitigen Geschlechtsmoral und Keuschheit nur für die Frau zurück. Er sagt: „Die Eifersucht basierte nicht auf dem Gefühl der verletzten, verschmähten Liebe, sondern auf der gekränkten Selbstliebe und den Launen des eigensinnigen Despoten, wie dies ja bei allen von der Barbarei zur Zivilisation übergehenden Halbkulturvölkern der Fall ist. Der Mann verlangte von seiner Frau eheliche Treue; er selbst aber befolgte diese Moral nicht und verkehrte mit vielen Weibern, welche ihm als sein Eigentum zu Gebote standen. Fürst Wladimir, der jetzt von der orthodox-katholischen Kirche als ein apostelgleicher Heiliger gepriesen wird, hatte 6 Frauen und 800 Kebsfrauen. Die gewöhnlichen Sterblichen hatten je nach ihren Besitzverhältnissen zwei, drei bis zwanzig Frauen." — Diese Darstellung der Entwicklung giebt dem Betrachter des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern in unserer Zeit zu denken. Allzu häufig gründet sich noch heute das Verlangen des Mannes, über Körper und Seele seiner Frau zu herrschen, ihre Gedanken und Gefühle unumschränkt zu besitzen, gerade so, wie Melnikow es in den Zeiten der Barbarei schildert, „auf das rohe Gesetz des absoluten Herrschers, dessen Macht auf der Thatsache des Kaufes oder Raubes, d. h. auf dem Eigentumsrecht begründet ist."

Die ursprüngliche Einheit der alten slavischen Gesellschaft, die Familie, wurde im späteren Mittelalter zur Grundform, auf der sich die Fürstenmacht aufbaute. Aus ihrer Verfassung begreifen wir die Faktoren, welche die Herrschaft der Knute in Rußland bis in die Gegenwart erhalten haben. Bis vor einigen Jahrzehnten gab es noch in Rußland

solche Familiengruppen mit gemeinschaftlichem Vermögen, das der Haus und Hof umgebende Zaun umschloß. Alle Insassen waren dem Stammvater unbegrenzt unterworfen; auch die Erwachsenen hatten in keinem Punkte freien Willen; sklavische Unterwürfigkeit wurde als höchste oder einzige Tugend gezüchtet und mittels äußerer Vorteile einenteils, barbarischer Disziplin andrerseits erzwungen. Furcht vor dem väterlichen Fluch und die Lehre der Kirche, daß ohne Ruten keine Errettung zu erlangen sei, daß der heilige Geist selbst die Kinder peitschen lasse, hat sowohl die schreckliche Tyrannei der „Väterchen“ als eine Bevölkerung ohne Selbstachtung und Rückgrat hervorgebracht und allen Aufklärungsversuchen zum Trotz erhalten. Bei den Bauern, sagt Melnikow, bestehen diese Zustände noch heute. Die Landgemeinde z. B. darf noch heute Sohn oder Tochter peitschen lassen oder in's Zuchthaus sperren, wenn der Vater Klage erhebt. Es ist selbstverständlich, daß Eheschließung, Besitz und Arbeitsleistung der erwachsenen Kinder von der väterlichen Willkür abhängen, wie das „Vaterrecht“ der Dynastien Land und Leute zum Privatbesitz des Herrscherhauses gemacht hat.

In dem zweiten und dritten Kapitel, welche die Patriarchalherrschaft und die aus der Unterjochung hervorgehende Sittenverwilderung schildern, tritt die Lage der Frau hinter dem allgemeinen Geschichtsbild zurück. Das letztere würde an Bedeutung gewinnen, wenn es nach Zeiträumen genauer gegliedert und bestimmt wäre. Unter den grauenhaften Sittenauswüchsen des 17. Jahrhunderts erwuchs, zunächst winzig und unbemerkt, der Keim zur Frauenemanzipation. Peter der Große befreite die aus Stumpfsinn, Unwissenheit und Liederlichkeit erwachende Frauenwelt von der drückendsten Knechtschaft. Wie wenig das bedeutet, zeigt Melnikow an der Thatsache, daß zwar Peter „die körperliche Frauenzüchtigung“ verbot, zwei Hofdamen aber 1785 wegen Verbreitung von Karikaturen „auf private, häusliche Art und Weise durchgepeitscht wurden“. Aus solchen Untiefen haben sich die Frauen Rußlands herauszuarbeiten gehabt! Der Kultureinfluß der Reformatoren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter denen Belinsky und Alexander Herzen hervorragen, schuf auch für das weibliche Geschlecht neue Ideale, denen freilich zunächst noch in mehr platonischer, abstrakter Begeisterung und nur in einem kleinen Kreise nachgestrebt wurde.

In den beiden letzten Kapiteln zeigt der Verfasser, wie mit Aufhebung der Leibeigenschaft das Erwerben von Bildung als Existenzgarantie für Söhne und Töchter des Adels notwendig wurde, wie die Regierung, der Not gehorchend, den Frauen gelehrte Bildungsanstalten öffnete, den Strom der Studierenden aus der Schweiz zurückzulenken sich bemühen mußte, und wie in den letzten dreißig Jahren Frauen in Rußland in alle Arbeitsgebiete eingedrungen sind. Obgleich ihrer Bethätigung im öffentlichen Dienst wie im Privatleben und ihrem selbständigen Erwerb und Vermögensbesitz keine Gesetze entgegenstehen, sehen wir die Masse der Frauen aller Stände doch im Zarenreich den nämlichen Übeln verfallen wie in Westeuropa, der Not, oder dem glänzenden Elend, der „Versorgung“ durch die Ehe oder die Prostitution. Die Möglichkeit, erheblichen Fortschritt zu bewirken, liegt, wie Melnikow ausführt, dort nur bei den gebildeten Frauen. Ihr Programm muß, auf der Entwicklung des Westens fußend, den faktischen Verhältnissen des russischen Lebens voraneilen. — Von aktuellster Bedeutung sind Melnikows Ausführungen über Ehescheidung und staatliche Eheschließung. Die darüber bisher geltenden verrotteten Gesetze, welche z. B. die Gattin dem Manne, den sie etwa aus inneren Gründen verlassen hat, mittels der Polizeigewalt wieder zuführen, werden seitens der einflußreichen Petersburger Presse seit längerer Zeit heftig bekämpft. Interessant ist es, zu sehen, wie die Tyrannei des Staates und der Kirche freiheitlich gesinnte Geister in

Ost und West zur Empörung gegen die alten Normen treibt, und wie der Verfasser mit den in der Ehe geborenen Kindern zugleich die von der heuchlerischen Gesellschaft ausgestoßenen unehelichen zu Achtung und Erbrecht bringen möchte.

Eine ähnliche Forderung erhebt nun auch Lesueur, um die Not der Arbeiterinnen in Frankreich und zugleich die Schädlichkeiten des Wettbewerbs zwischen beiden Geschlechtern zu vermindern: Abschaffung des Gesetzes, welches die Nachforschung nach der Vaterschaft untersagt. Im Ganzen erwartet Lesueur für die Besserung der Lage, welche unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt erörtert wird, ohne doch die soziale Frage auszuschließen, wenig oder nichts von der Gesetzgebung, alles aber von der Aufklärung der öffentlichen Meinung. Die deutschen Frauen stehen ganz anders zu der Frage des gesetzlichen Arbeiterinnenschutzes. Die Verhältnisse sind in Frankreich grundverschieden von den unsrigen. Aber auch die ethische und nationale Gesinnung ist verschieden. Fremdartig mutet uns ein Argument wie das folgende von Lesueur an: „Der Mann, welcher auf sein willkürliches Vorrecht Verzicht geleistet hätte, würde jene Spannkraft wieder gewinnen, die das tyrannische und gesicherte Monopol ihm raubt. — — — Es wäre an der Zeit, dem Arbeiter plausibel zu machen, daß „er durch Streik die Lohnerhöhung der Frau durchsetzen müsse".

Wir können bei Besprechung dieser beiden Schriften nicht ungerügt lassen, daß sie sich an unserer deutschen Sprache schwer versündigen. Am ehesten verzeihlich ist dies allenfalls bezüglich des Buches über Rußland. Denn der russische Verfasser hat selbst zu seinen deutschen Lesern sprechen wollen. Allein die gröbsten Verstöße gegen Grammatik und Logik hätte er doch ausmerzen lassen sollen. Er gebraucht z. B. fast alle Präpositionen unrichtig; z. B. „basiert am Gefühl; an anderen Laufbahnen thätig sein" 2c. „Zerschüttern"; „an der Gesetzgebung genießen", statt „die Gesetzgebung genießen"; „Hochbildung" statt „gelehrte Bildung" sind Verstöße, welche den Wert seiner Arbeit ernstlich beeinträchtigen. Vollends unverzeihlich sind die logischen und stilistischen Schnitzer in dem durch eine Deutsche, Hulda Foerster-Bertin, übersetzten französischen Bericht.

Weiter ab vom Pfade des praktischen Lebens als diese beiden Schriften führt uns die Arbeit von Jaekel. Dokumente der Frau aus allen Zeiten und Ländern legt er uns vor. Wenn auf solche Dokumente, die größtenteils aus der Vergangenheit und aus der Ferne geholt sind, die Gestaltung der Gegenwart sich gründen ließe, dann wäre freilich der Kampf für die Gleichberechtigung der Frau bald beendet. Auf dem kleinen Raum von 300 Druckseiten hat der Verfasser das Denken und Wissen der Jahrtausende über die Natur der Frau in Auszügen zusammengetragen. Schon die positive Arbeitsleistung ist rühmenswert, und das Verzeichnis der zu Grunde gelegten Litteratur, welches acht Seiten in Petit-Druck umfaßt, dürfte für das Studium der Frauenfrage wertvoll sein. Ob der Titel: „Anthropologische Studien" berechtigt ist, wäre dagegen anzuzweifeln. Das Buch erscheint vielmehr seinem geistigen Bereiche nach als eine Erweiterung und Ergänzung der 1897 erschienenen „Akademischen Frau" von Kirchhof. Denn auch Jaekel trägt die Urteile Anderer über Wesen und Leben der Frauen in wörtlicher Zitierung zusammen. Die Überschrift des ersten Kapitels paßt im Grunde auch auf die folgenden, und das Inhaltsverzeichnis könnte mit geringer Veränderung lauten: „Die Frau im Urteil 1. der Denker, 2. der Ethnologen, 3. der Geschichtsforscher." In drei Geschichtskapiteln, welche fast die Hälfte des Buches einnehmen, wird eine Überfülle von „historischen" Zügen erzählt, die vielfach in das Gebiet des Anekdotischen oder Sagenhaften gehören, so daß ihnen wissenschaftliche Bedeutung nicht zugeschrieben werden kann. Der Verfasser wird sich das nicht verhehlt haben. Er geht nicht darauf aus, die Frauenfrage zu lösen,

sondern will vielmehr Kants Mahnung nachleben: „den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat, die mancherlei Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern und in andern Ländern gegen das männliche gestanden und den Charakter beider Geschlechter, sofern er sich hierdurch erläutern läßt.“ — Eine Wissenschaft läßt sich freilich auf diesem Wege nicht aufbauen. Denn, was das Urteil der Denker anlangt, so hebt fast immer ein Ausspruch den anderen auf. Und die Urteile auch der Größten fließen aus kleinlichen oder großen, immer aber persönlichen Motiven; selbst ein Luther, der Feind des Zölibats, motiviert die Unterordnung des Weibes aus theologischen Gründen und gelangt dabei zum selben Resultat wie Schiller vom Standpunkt seiner ästhetischen Entwicklungstheorie. Jaekel stellt sich offenkundig auf Seite derjenigen, welche mit Sokrates glauben, „daß die weibliche Natur der des Mannes um nichts nachsteht und nur einer vernünftigen Anleitung und der Übung ihrer Kräfte bedarf“. Er führt daher Ansichten und Beispiele dieser Art in überwiegender Zahl an und vertritt in dem Schlußkapitel „Ist die Frau dem Manne geistig ebenbürtig?“ die Behauptung, daß Frauen wie Männer Genie haben, und daß zuletzt alles durch Lebensverhältnisse und Entwicklung, nicht durch Anlage entschieden wird. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn“; Jaekel fügt hinzu: die Frauen müßten Götter, nicht Menschen sein, wenn sie anders wären, als sie sind. Daß durch die Menge der historischen Fälle, sowie der anthropologischen Einzelheiten, welche den Berichten aller möglichen Forscher entnommen sind, auch dies Kapitel einen mosaikartigen Charakter erhält, und daß sich in der Argumentation neue Gesichtspunkte und Gedanken nicht finden, thut der Anerkennung keinen Abbruch, welche die durchaus billige Gesinnung des Verfassers und seine als Stoffquelle schätzbare Arbeit verdient.

Neue Lyrik.

Paul Mangré, „Ekstasen“. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Der Autor, im Geruche, ein Nachbeter Nietzsche's zu sein, überrascht durch diese merkwürdigen, tiefen und, rein artistisch betrachtet, außerordentlichen Gedichte. Hier ertönen Lieder eines wirklich einsamen, nicht aus Anmaßung oder Impotenz, sondern vermöge einer allzu verfeinerten Organisation seitwärts vom Leben der „Allzuvielen“ stehenden Geistesmenschen. Der Dichter spricht zu sich selbst. Er verzichtet von vornherein auf den Widerhall. Genug, wenn die eigene Seele sich durch neue Schöpfungen immer reicher, feiner, seltsamer entwickelt. Hier und dort ist Einer, der von diesen Tönen gepackt wird, die gleiches Leid verkünden. Das Banner des Einsamsten eilt diesen Versen voran. Aber uns versüßt es diese Gesänge, wenn Zarathustra's geliebte Stimme aus manchem Worte widerklingt. Daß hier kein Nachbeter, sondern ein Blutsverwandter spricht, vielleicht ein Enkel oder ein Neffe, wenn auch nicht ein Sohn, wird niemand bezweifeln, der überhaupt fähig ist, diese Poesie zu genießen. Max Messer.

Maurice Reinhold von Stern: Abendlicht. Neue Gedichte. Linz, Österreichische Verlagsanstalt.

Carl Bulcke: Die Töchter der Salome. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Felix Falk: In memoriam. Nachklänge. Gedichte aus den Jahren 1898 bis 1900. Berlin, S. Philipp & Sohn.

Arthur Gutheil: Von Einst und jetzt. Verse. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.

Maurice Reinhold von Stern hat sich einmal gerühmt, der Erste gewesen zu sein, „der seit Herweghs Tagen hell in das

Horn „soziale Lyrik" stieß." Die Neigung zu tendenziöser Rhetorik ist bereits in Sterns früheren Sammlungen als seine Schwäche hervorgetreten und beeinträchtigt auch den Wert seines neuesten Buches. Der Vergleich mit Conrad Ferdinand Meyer, dem Sterns farbensatte, ausgereifte Eigenart verwandt ist, kann deshalb nicht zu des Letzteren Gunsten ausfallen. Wo sich Reflexion und Rethorik zum symbolischen Ausdruck einer freien und zukunftsfrohen Weltanschauung verklären, gelingen Stern gleichwohl Strophen von duftiger und zarter, aber doch starker und männlicher Schönheit („Vision des Todes", „Zeit der Reife"), und ein Gedicht wie „Der Arbeit Erwachen" mit dem Schluß

> Dann tappt mit seinen müden Händen
> Der Arbeitsmann nach Kleid und Brot,
> Und auf den graugetünchten Wänden
> Brennt grell das drohende Morgenrot

ist von einer wuchtigen Plastik, der ich wenig Ähnliches an die Seite zu stellen weiß.

Carl Bulcke mit seinem Buch „Die Töchter der Salome" ist ein typisches Beispiel dafür, daß man mit einem kleinen Familienblatt-Dichtertalent eine ganze leibliche Gedichtsammlung zu Stande bringen kann, wenn man in der deutschen Lyrik gut belesen ist und etwas Geschmack und Kunstbegeisterung besitzt. Weniges ist direkt schlecht, hier und da stößt man auf ein gutes Gedicht („Müde Augen", S. 159), aber manchmal auch auf gereimte Prosa, die an's „Deutsche Dichterheim" erinnert („Und als ich's heut schwarz auf weiß gelesen", S. 77). Wer sich gar im Schlußgedichte den Vers leistet:

> Ob die großen Lider auch funkeln
> Und wie ein Kind du schon jetzt bebst

hat's bis zum echten Poeten doch noch weit. Ist Bulcke wirklich des Cotta'schen Verlages würdig, der einst eine führende Rolle in unserm Geistesleben gespielt hat?

Was Bulcke nicht hat: Persönlichkeit, Eigenart, das besitzt jedenfalls Felix Falk. Er tritt in der äußeren Ausstattung sehr apart und prätentiös auf, der künstlerische Gehalt seines Buches entspricht ihr nicht ganz; aber durch Gedichte wie „Märchen" (S. 32) nötigt er den Leser immerhin zu Achtung und Teilnahme und erweckt die Hoffnung auf eine ihrem ganzen Umfang nach gleichwertige Sammlung. Etwas weniger Manier und etwas mehr Selbstkritik wäre freilich Vorbedingung.

Arthur Gutheil ist trotz der im Anhang abgedruckten Anpreisung, die eine Novelle von ihm „weit über das Mittelmaß moderner litterarischer Produktion emporhebt" ein Dilettant, der einer eingehenden Besprechung nicht wert erscheint.

Dr. Otto Oppermann.

Dramen.

August Strindberg: Gustav Adolf. Dresden, E. Pierson.

Das fünfaktige Schauspiel zerfällt in fünfzehn Einzelbilder und folgt dem Zuge des Schwedenkönigs über Usedom, Stettin, Frankfurt an der Oder, Berlin, Spandau, Breitenfeld, Leipzig, Mainz, Ingolstadt, München, Nürnberg und Lützen, bis zur Aufbahrung in der Wittenberger Schloßkirche. Zweierlei tritt in diesen dramatischen Szenen mit beängstigender Energie zu Tage: die gegenseitigen bissigen Streitigkeiten der Evangelischen unter einander und die Eifersucht der Fürsten und Generäle. Die trostlose Sinnlosigkeit und Barbarei des dreißigjährigen Krieges schreit aus jeder Seite. Eine dramatische Handlung liegt dieser, sich der dramatischen Form bedienenden Odyssee nicht zu Grunde. Man denkt an „Jürg Jenatsch" und erinnert sich, mit welcher Prägnanz der Schweizer Novellist das Aufsteigen und Abfallen eines ähnlichen Helden und sein Leiden unter unwürdigen Mitteln, um eines großen Zweckes willen, episch konzentriert hat. Gustav Adolf ist kein dramatischer Held. Auch aus Jürg Jenatsch hat erst Richard Voß ein „Drama" gemacht . . .

Multatuli: Fürstenschule. Minden i. Westf., Bruns' Verlag.

Das fünfaktige Schauspiel des genialen Holländers, von Wilhelm Spohr gut übersetzt, giebt uns willkommenen Anlaß, wieder und wieder auf die wertvollen Bemühungen Spohrs hinzuweisen: im selben Verlage hat er eine Charakteristik Multatuli's, eine Übersetzung des javanischen Romans „Max Havelaar"*), sowie der „Liebesbriefe" und der „Millionenstudien" erscheinen lassen. Dieses Schauspiel nun halte ich nicht gerade für so hochbedeutend, wie die soeben genannten Werke. Aber das stark satirische Werk steht immerhin haushoch über dem Gros unsrer gegenwärtigen dramatischen Produktion. Daß Multatuli, der unerschrockene, kühne, selbständige und stolze Geist als beunruhigendes Element in unsre etwas saturierte deutsche Bildung Unzufriedenheit und Feuer bringe, ist innig zu wünschen. Dr. Jos. Hofmüller.

Wilhelm Holzamer: Spiele. Mit Zeichnungen von Olbrich. Leipzig, Eugen Diederichs.

Selten hielt ich noch ein entzückender ausgestattetes Heft in der Hand. Aber das zarte Papier, die seinen graziösen Linien Olbrichs vermochten nicht, dem schattenhaften Spiele Leben zu spenden. Dieses Buch ist tot. Weihespiele und derlei Gelegenheitsgewaltthaten sind selten erbaulich. Auch der alte Goethe hat in diesem Fache recht Unerquickliches, Starres uns hinterlassen. Ich gehe also über das völlig leere — Worte, Worte! — Eingangs-„Weihespiel" an die anderen Szenen. Sie sind kurz, sehr kurz. Aber mehr als eine Art Musik zu szenischen und figuralen Darbietungen sind auch sie nicht. Manchmal naht leise ein hübscher Vers, hin und wieder läutet ein silberner Reim — wie Nebel verweht, verdunstet alles. Der Gedanke solcher Spiele hat einen anregenden Wert. Das Beispiel ist mißlungen. Die schöpferische Stunde stand über diesen allzuleichten Strophen nicht. Wir erwarten von Wilhelm Holzamer, dem Dichter, ganz andere Dinge. Dr. Richard Schaukal.

*) Der übrigens auch bei Hendel in einer ganz billigen Ausgabe zu haben ist.

Kunst.

Böcklinmappe, herausgegeben vom Kunstwart. München, Callwey. 1,50 M.

Theuerdank, Fahrten und Träume deutscher Maler. 3. Folge: Stürmen und Drängen. 10 Zeichnungen von Franz Müller-Münster. Berlin, Fischer & Franke. 2 M.

Grazer Kunst, herausgegeben vom Grazer Künstlerbund. Bd. 1, Mai 1901. Graz, Hans Wager.

Diese billige Böcklinmappe reiht sich den mannigfaltigen Bestrebungen zur Popularisierung der Kunst an, die der „Kunstwart" (abgesehen von seinen Bilderbeilagen) bereits mit seinen „Meisterbildern" nicht ohne Erfolg unternommen hat. Mag man auch den in unentwegtem Idealismus unverbesserlichen Anschauungen der Kunstwart-Leute noch so skeptisch gegenüberstehen (Kunst für Alle ist und bleibt ein Traum, und nicht einmal ein schöner), so wird man doch an dieser Mappe bei längerem Betrachten manche Freude erleben. Man darf von den Holzschnitten freilich nicht verlangen, daß sie alle malerischen Werte der Bilder wiedergeben, etwa mit der Vollendung eines Kohledrucks; aber den poetischen Inhalt erschöpfen sie doch immerhin und geben auch manchen Begriff von den malerischen Qualitäten, so daß man ihnen gerne als Wandschmuck in unseren Häusern begegnen möchte. Lieber ein einziger derartiger Holzschnitt nach Böcklin, als ein Dutzend jener berüchtigten „Ölgemälde erster Meister", wie man sie gerade in München noch immer in „Kunstsalons", oder auf Auktionen, für billiges Geld erstehen kann!

Im „Theuerdank" liegt eines jener weitgespannten Unternehmen deutscher Ver-

leger vor, die zum Staunen aller Situationskundigen sich immer wieder von Neuem auf den Markt wagen und eigentlich nur selten bis zum letzten Heft oder Band gelangen. Das vorliegende Projekt sieht jährlich zwölf Hefte mit Zeichnungen je eines deutschen Malers vor. Zwanglose Bilderzyklen sollen es werden, wie sie eben mehr oder minder zufällig den Launen und Träumen der Künstler ihre Entstehung verdanken. Eine Idee, die in der Theorie etwas Verlockendes hat, in die Wirklichkeit übersetzt aber wie immer den größten Teil ihrer Vorzüge einbüßt. Was übrig bleibt, ist eben nicht viel mehr als eine Reihe von Blättern, die uns kaum länger als einen flüchtigen Augenblick zu interessieren vermögen. Wenigstens ist dies bei den bis jetzt erschienenen drei Heften der Fall, deren bestes und hoffnungsvollstes immerhin noch die „Stimmungen" von Hirzel waren, während das eben ausgegebene 3. Heft von Müller-Münster weiter nichts als eine Sammlung gezeichneter Kolportagegeschichten enthält, die unter den verschiedensten Beeinflussungen (Klinger, Thoma u. a.) entstanden sind und künstlerisch recht herzlich wenig zu bedeuten haben. Über das ganze Unternehmen läßt sich allerdings Abschließendes erst sagen, wenn einmal mindestens ein ganzer Jahrgang vorliegt. Wir können aber im Interesse der Sache nur wünschen, daß die nächsten Hefte etwas mehr persönliche Züge, vornehmeres künstlerisches Empfinden und größere zeichnerische Feinheit aufzuweisen haben, als die bis jetzt erschienenen.

Eine sehr ungleichwertige Veröffentlichung ist das vom Grazer Künstlerbund herausgegebene Sammelwerk „Grazer Kunst". Es soll eine Reihe ähnlicher, zwanglos in Buchform erscheinender Publikationen einleiten, und vor aller Welt zeigen, welche Stufe der Vollendung, bezw. Modernität, in Graz gegenwärtig Kunst, Musik und Dichtung erreicht haben. Diese Vereinigung zur Allkunst an sich erfreut ohne Zweifel. Aber selbst wenn man annimmt, daß dieses Heft noch nicht alle in Betracht kommenden Namen aufweist, ist das Gesamtresultat, so bemerkenswert es vielleicht für die Grazer Künstler selbst sein mag, doch noch ohne tiefere Bedeutung für das Kunstleben weiterer Kreise. Was hier geleistet wird, ist fast durchwegs von Vorbildern abhängig, die anderswo meist schon längst wieder überwunden sind. An den „Pan", der offenbar für das äußere Gewand der Publikation bestimmend war, darf man schon gar nicht denken, noch weniger an die köstlichen Mappen der Karlsruher. Überdies ist der Maler P. Schad-Rossa, der weitaus die meisten Originallithographien und Zierleisten beigesteuert hat, ein Münchner. Von Arbeiten einheimischer Künstler wären vielleicht zu erwähnen: Künstlerlithographien für Buchschmuck von K. von Suponchich, Lithographien von L. Presuhn und V. Conrad. Eine ziemlich starke Dosis von Dilettantismus ist übrigens bei fast Allen nachzuweisen. Nicht sehr viel höher steht die Lyrik, während die Prosa mit Rosegger und einer hübschen Legende von Ertl besser vertreten ist. Von den vier musikalischen Beilagen interessiert — neben einem Lied von Kienzl — besonders der Monolog des Manuel aus Hugo Wolfs unvollendeter Oper „Manuel Venegas" und v. Hauseggers prächtiges, harmonisch ungemein reizvolles Lied „Nicht Mond, noch Sterne". Anerkennung verdient immerhin die drucktechnische Leistung; dem Ganzen jedoch kann bis jetzt leider nicht viel mehr als lokale Bedeutung zuerkannt werden. Das Beste daran ist vielleicht überhaupt nur, daß es ein Anfang ist. Richard Braungart.

Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel, herausgegeben von Hugo Helbing in München. Erster Jahrgang. Heft 7 und 8.

Diese neue, höchst wertvolle Zeitschrift zeichnet sich durch eine die höchsten Anforderungen befriedigende Reichhaltigkeit

und Vornehmheit des Inhalts aus. Die Idee Helbings, auch in München den Forschungsgebieten der Kunstwissenschaft und des Kunsthandels eine litterarische Heimstätte zu schaffen, die Kunstfreunden und Sammlern einen Überblick über alle wissenswerten neuen Fragen und Erscheinungen vermittelt, wird durch einen erlesenen kunsthistorischen Autorenkreis auf's Förderniste unterstützt. Wir finden unter den Mitarbeitern Namen, wie Theodor von Frimmel, R. Freiherr von Seydlitz, Karl Voll, Anton Weber u. A. Vor liegen uns eben die letzten beiden Hefte Nr. 7 und 8. Baron Seydlitz (der selber die Zeitschrift als Chefredakteur sehr glücklich leitet) bringt darin eine Besprechung über die Ausstellung „München im 18. Jahrhundert“, Frimmel berichtet über Bilder von seltenen Meistern, Voll liefert eine Beschreibung der Velburger Altarflügel und Weber eine eingehende Würdigung des neuaufgefundenen Gemäldes Dürers „Der heilige Hieronymus“ im National-Museum in Lissabon — und zwar jeder an der Hand eines reichen, vorzüglich reproduzierten Bildermaterials. Die den Berichten beigefügte bibliographische Rundschau wird von Günther Koch besorgt. Ein Überblick über Zeitschriften, eine Chronik der Sammlungen, Altertums- und Kunstvereine, Kunstschulen und Ausstellungen, und die den Blättern beigelegten Folia Helbingiana, in denen Kataloge und Beschreibungen von wertvollen Sammlungen veröffentlicht werden, vervollständigen den Rahmen des Unternehmens. Der Abonnementspreis für die in Zwischenräumen von einem Monat erscheinende Zeitschrift ist auf zwölf Mark festgesetzt.

Alfred Georg Hartmann.

Vermischtes.

Therese Huber 1764—1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Von Ludwig Geiger. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.).

Ein Lebensbild, das schon reinmenschlich durch ausgeprägte Persönlichkeit und Fülle des Schicksals fesselt. Ganz abgesehen von den zahlreichen Fäden interessanter litterarisch-historischer Zusammenhänge, die mit dem Namen der Gattin Forsters und Hubers verknüpft sind. So lohnt es sich wohl, trotz der 400 Seiten, den Lebensgang dieser durch Geist und Charakter bedeutsamen Frau zu verfolgen und ihr Wesen aus den eigenen brieflichen Dokumenten kennen zu lernen. Was Therese Huber auf den ersten Blick als ungewöhnlich erscheinen läßt, ist ein Zug großen, auf das Ganze gerichteten Fühlens und eigenartiger Betrachtung der an Wirren und Umwälzungen reichen Welt, in die hinein sie geboren wurde. Eine aus Norddeutschland (Göttingen) stammende Frau, die sich aber süddeutscher Art weit verwandter fühlt und deren Seele sogar lebhaft mit der französischen in eins klingt, ohne dadurch in ihrem Wert Schaden zu erleiden. Kosmopolitisches Geistessehnen, freiheitliebender Enthusiasmus des Herzens, überhaupt echter Idealismus im Sinne des Humanitäts-Zeitalters verband sich in Therese Huber mit erstaunlicher weiblicher Lebenstüchtigkeit, um eine Reihe von Eigenschaften in einem Wort zusammenzufassen. Aus allen Bekenntnissen, den intimen und familiären, wie den auf das öffentliche Leben und die Menschen ihres näheren und ferneren Verkehrs bezüglichen, weht ein frischer Hauch von Ursprünglichkeit. Vorzüge und Schwächen der vielerfahrenen Lebenskämpferin, wie sie sich ja unmittelbar dem Leser aus erster Quelle offenbaren, werden am Schluß vom Biographen und Herausgeber in treffender, gerechter Charakteristik nach einmal abgewogen . . . Nichts weniger als „emanzipiert“, war diese deutsche Anhängerin der Revolution und Verehrerin Napoleons frei und edel durch vorurteilslose Sinnesart und vornehmes Naturell.

Karl Henckell.

Napoleon I. am Schluß seines Lebens. Von Lord Rosebery, ehem. engl. Ministerpräsidenten. Übertragen von Oskar Marschall von Biberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Napoleon im Spiegel seiner Umgebung auf St. Helena. Man gewinnt schnell das angenehme Gefühl, diesen Spiegel von einem kritischen Beurteiler der beteiligten Personen gehandhabt zu sehn. Lord Rosebery kontrolliert die Berichterstatter über die letzten Jahre des großen Kaisers scharf, mit psychologischem Verständnis für die subjektive Färbung der verschiedenen Darstellungen. Es entsteht ein glaubwürdiges Bild des ablaufenden Heroenschicksals, das mit einem so monströs tragikomischen Finale schließt. „Alles in Allem — welch eine Ballade war mein Leben!" ruft der Kaiser einmal aus. Man muß sagen, daß die Schlußstrophe der „Ballade" in diesem Buche so vorgetragen wird, daß man das ganze majestätische Schreckenspoem mit Blitz und Donner nach einmal elektrisch in sich nachzucken spürt. Die Charakteristik Napoleons gegen Ende des Werkes scheint mir dem Phänomen angemessen, ohne den „Jenseits"-Maßstab des Übermenschenkultus, aber auch ohne die „ethische Kultur"-Elle, vor allem frei von Kleinlichkeit. Mit letzterer Eigenschaft, sofern sie von der damaligen englischen Politik gegenüber dem unschädlich gemachten „Völkerkehrbesen" geübt wurde, geht Lord Rosebery vielmehr mit einer Ironie in's Gericht, welche für die menschliche Persönlichkeit des Autors wie für die nationale Unbefangenheit eines englischen Premiers im besten Sinne bezeichnend ist. Karl Henckell.

Abenteuer meines Lebens. Von Henri Rochefort. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. Stuttgart, Robert Lutz.

Natürlich, wie fast alle Memoiren nicht wahrhaft großer Menschen, kein Buch von eigentlichem Bekenntniswert. Das erwartet man gar nicht. Auch Rochefort, und er vor Allem, schildert sich und sein Leben auf den beabsichtigten Effekt hin. So sehen wir ihn und seine Zusammenhänge mit den politischen Geschicken Frankreichs ganz im Spiegel seiner möglichst weitgehenden Selbstbilligung. Der Geschichtsforscher wird den erzählten „Abenteuern" recht behutsam zuhorchen. Der Psychologe wird ganz wesentlich zwischen den Zeilen lesen. Der Zweck der Erinnerungen ist eben lediglich der, in Rocheforts höchst gewandter eigener Darstellung die Rolle zu unterstreichen, die der zweifellos begabteste und einflußreichste politische Journalist seiner Epoche und Nation gespielt hat, oder gespielt zu haben den Eindruck machen will. Die Toga des uneigennützigen Volksfreundes, der, wenn er nur gewollt hätte, leicht und oft die Feder der Opposition mit dem Szepter der Regierung hätte vertauschen können, wird keinen Augenblick fallen gelassen. Im Gegenteil — Rochefort, nicht umsonst in seinen Mußestunden ein gewiegter Gemäldekenner und -Liebhaber, hält sehr auf malerischen Faltenwurf. Da stellt sich sein Leben in der Selbstbeleuchtung durchaus dar als der unter schweren persönlichen Opfern vollzogene dauernde Kampf eines ehrlichen, unabhängigen Mannes für die wahre Freiheit der Republik und gegen die gewissenlose Herrschaft von lauter Schwindlern und Schuften, voran des dritten Napoleon. In sehr saubere Gegenden hatte allerdings der „Laternen"-Mann nie zu leuchten, das ist klar, auch wenn er nicht auf glänzende Beleuchtungseffekte geradezu ausgieng. Und er versteht sich, wie keiner, auf das Andenprangerstellen mit der Feder Diese journalistischen Richterverdienste registriert er sorgfältig, mit unverhohlener Befriedigung, ohne jedes nachträgliche sentimentale Mitleid mit den Gebrandmarkten, die ja ihm gegenüber auch nicht die Gemütsmenschen spielten. Das Tintenfaß auch des alten Memoirenschreibers Rochefort quillt noch über von frischem Haß . . .

Unnötig zu bemerken, daß Rochefarts Memoiren nach Stoff und Darstellung viel des Interessanten enthalten. Verbannung und Flucht aus Neu-Kaledonien lesen sich wie „spannende Romankapitel". Erotische Abenteuerchen werden von dem vielgefeierten Helden der Feder mit pikanter Verschämtheit mehr angedeutet als erzählt. Er renommiert mit Diskretion. Angenehm berührt in dem Staatsstreichs- und Bürgerkriegs-, Kerker-, Ratten- und politischem Ränkegetriebe Episodisches, wie die Schilderung von dem gastfreundlichem Hause und den Lebensgewohnheiten Victor Hugo's im Brüsseler Exil. Dabei verteidigt Rochefort den Dichter gegen den Vorwurf des Geizes. Im gleichen Kapitel steht auch ein sympathischer Satz der Verehrung und Selbstbescheidung, der mit viel sanftiger Prahlerei versöhnt. Rochefort sagt da von Victor Hugo u. A.: „In unseren täglichen lebhaften Besprechungen philosophischer oder litterarischer Gegenstände behandelte er seine Söhne und mich völlig wie seinesgleichen, ohne jemals seine geistige Überlegenheit oder die Autorität, auf die sein Genie ihm Anspruch gab, hervorzukehren". Gleichfalls ein genügendes Zeugnis, daß der Feind der staatlichen Machthaber sich vor der Macht des Geistes freudig verneigt . . . Hier und da, ein wenig vereinzelt, treibt auch eine hübsche Maximenblüte aus dem Schlinggewächs der politischen Intriguengeschichte hervor, z. B. S. 300: „Man mag es wollen oder nicht, wenn man in die Politik eintritt, so ist es, als ob man zur Bühne geht, und beim Theater wird der Schauspieler, der den meisten Beifall hat, auch immer am Meisten beneidet". Oder (S. 379): „Ich habe von diesem Vorfall gesprochen, weil ich dem Publikum begreiflich machen möchte, wie ungeheuer schwierig es ist, in der Politik geraden Weg zu gehen. Überall stößt man sich an gemeinen Ehrgeiz, an kleinliche Eifersüchteleien, aber man fällt sogar in hinterlistig angelegte Gruben." In solchen Sätzen hat R. nicht seine Rolle, sondern die Wahrheit unterstrichen und entläßt uns also doch nicht ganz ohne wahre Konfession, wofür wir ihm dankbar sind.

Karl Henckell.

Kunst, Religion und Kultur. Ansprache von Henry Thode. Heidelberg, C. Winter.

Eine bescheidene Leistung auf fünfzehn Druckseiten. Wir teilen seine hier ausgesprochene und näher begründete Ansicht, daß ein akademischer Lehrer im Heidelberger Winkel bei den Wenigen mehr echte Kultur wirken kann als im Berliner Milieu auf die Vielzuvielen; ja, wir freuen uns ihrer. Was aber diese Kultur und die aus ihr zu ziehenden Aufgaben selber anlangt, so hat sich der feinsinnige Kunstgelehrte die Sache diesmal doch viel zu leicht gemacht. Seine Ansprache steht nicht auf der Höhe vorurteilsfreier Würdigung moderner Kulturwerte. Manche Behauptung zeigt eine so voreingenommene Auffassung, daß sich die Diskussion von selbst verbietet. So, wenn Thode in Nietzsche „eine den gemeinen Trieben schmeichelnde Lehre" findet, „die alle unsere Ideale in den Schmutz zieht". Auch da wird kein ernster Kopf mit ihm streiten mögen, wenn er glaubt, die neuere Philosophie und Kunst hätten in ihren höchsten Äußerungen die ewige Wahrheit der Erlösungsthat Christi und seiner Liebeslehre erwiesen! Nicht einmal die tragischen Bühnenspiele Wagners vermöchten das zu erweisen. Es ist auch gar nicht ihr Beruf, theologische Dogmatik und Apologetik zu treiben und der Klerisei das Geschäft zu erleichtern. M. G. C.

Benno Rüttenauer: Studienfahrten. Farbenskizzen mit Randglossen aus Gegenden der Kultur und Kunst. Straßburg, Heitz & Mündel.

Besonders glänzend sind die Streifzüge in Südfrankreich, in der Normandie, Flandern und Brabant. Die Randglossen beweisen einen vielseitig gebildeten Geist.

Dabei fällt manches bittere Wart über heimische Kulturzustände. Zu meiner Freude stimme ich hier mit dem sarkastischen Autar überein. Wir sallen uns keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, dem protzigen deutschen Kulturphilister eins auf den Pelz zu brennen. Nur muß der Leser immer spüren, daß es aus heiligem Ernst geschieht, um der Sache willen, der wir unser Leben geweiht, nicht um des kritischen Spaßes willen, aber aus gattüberlegener Jakabelei. In diesem Buche hat Rüttenauer nach meinem Empfinden den Tan merkwürdig gut und wirksam getraffen, besser als zuweilen in seiner „Symbalischen Kunst“ (in gleichem Verlag) wa ich bei aller Anerkennung des glänzenden Stilisten und aersierten Kenners dach über manche wunderliche Seitensprünge stutzig wurde. Wir wallen das wirklich Graße immer graß sehen.

M. G. Conrad.

Die „Gesellschaft der Bibliaphilen“, die am 1. Januar 1899 gegründet warden ist, hat sich die Aufgabe gesetzt, ihren Mitgliedern aan Zeit zu Zeit Schriftwerke als Gabe darzureichen, zu denen man auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels nicht kammen könnte. Im Jahre 1898 hat sie das mit einer Faksimile-Reproduktian aan Gaethe's „Mitschuldigen“ gethan und aar wenigen Monaten mit einem geschmackaallen Band: „Jakab Casanaaa — sein Leben und seine Werke. Nebst Casanaaa's Tragikamödie: Das Palemaskap. Van Victar Ottmann. Stuttgart, Priaatdruck der Gesellschaft der Bibliaphilen.“ Die Hälfte des Buches füllt eine kurz und anziehend gefaßte Biagraphie Casanaaa's aus. Auch diejenigen, welche die „Mémoires écrits par lui-même“ (Leipzig 1828—38) kennen, werden gern in dieser Kürze, wie es hier gebaten wird, das Leben einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten an ihrem Geiste aorüberziehen lassen. Man ist aersucht, an eine ganz andere Gehirnorganisation bei diesem Manne zu glauben, als sie gewöhnliche Sterbliche haben. Eine Natur, die nicht ahne Tiefe ist und die zugleich aar keinem Schwindel zurückschreckt, ist Casanaaa. Er irrt durch's Leben, aan Abenteuer zu Abenteuer, aber jeder Schritt ist ein Wagnis und eine Kunst zugleich. Er findet keine Thüre eines Königspalastes und kein Partemannaie aerschlassen. Er erregt die Bewunderung gekrönter Häupter bis zu Friedrich dem Graßen hinauf; und er entlockt einer französischen alten, reichen Kokette ungeheure Summen dafür, daß er ihr aerspricht, er werde sie aerjüngen, ja sagar als jungen Mann wieder erstehen lassen. Er unterhält sich mit Valtaire und Rausseau, und er giebt dem Herzag aan Kurland, Ernst Jahaun Biran, Ratschläge bezüglich einer Verbesserung des Bergbaues, ahne aan der Sache auch nur das Geringste zu aerstehen, — die aber sa wertvoll sind, daß sie ihm mit 200 Dukaten bezahlt werden. Er eilt aan Land zu Land, aan Stadt zu Stadt. Was er überall sucht und findet, ist — die Frau. Er endet als Bibliothekar des Grafen Waldstein im böhmischen Städtchen Dux. Die Seite der Sterbematrikel aan Dux, auf der sein Tad eingetragen ist, bringt unser Buch in Falsimile. Zwischen einer Eintragung Michel Stirmer, Strumpfwirker und der einer Maria Anna, dem 9 Manat alten Kind eines Seilermeisters, steht: „Herr Jakab Cassaneus, ein Venezianer. Casanaaa.“ Er ist 70 Jahre alt gewarden und am 4. Juni 1798 gestarben. Es war ein Gnadenbrat, das der Weltmann, im Hause des bähmischen Adeligen Jahre lang genaß, nachdem er sich „ausgetabt“ hatte. — Ein Stück Kulturgeschichte giebt das Buch, das außer „Casanaaa's Leben“ nach ein Verzeichnis aller Werke des ungemein fruchtbaren Schriftstellers, ein salches aan Veröffentlichungen über ihn und ein weiteres aan Schriften enthält, die an seinen Namen anknüpfen. Außerdem ist, wie schan erwähnt, eine Tragikamödie Casanaaa's in drei Akten: „Das Polemaskap“ beigegeben,

die er der Fürstin von Clari gewidmet hat, und die von dem Geist des Mannes eine prächtige Probe giebt. Es ist mit Recht gesagt worden, daß man aus Casanova's Leben die Kultur gewisser Schichten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehr wohl kennen lernen kann. Jedenfalls darf man sagen, daß dem ein Stück dieser Kulturgeschichte fehlt, der jenes Leben nicht kennt. Deshalb darf es als eine schöne Gabe bezeichnet werden, was der Bibliophilen-Verein seinen Mitgliedern beschert hat.

Dr. Alfred R. Gotendorf.

Der Naturgenuß. Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre. Von Hieron. Lorm. Zweite Aufl. Teschen, K. Prochaska.

Wenn man weiß, daß der Dichter H. Lorm blind und taub ist, so wird man um so wärmer die Vorzüge dieses elegant ausgestatteten Buches anerkennen müssen. Es beginnt mit einer fein erzählten Novelle, deren Held die Beziehungen des Naturlebens in dessen wechselvollen Erscheinungen zu der Kunst, sich in Glücksstimmungen zu versenken, in geistvoller Weise bespricht. Die Betrachtungen über die Naturreize der Jahreszeiten sind mit philosophischen Reflexionen durchsetzt, die ebenso klar gedacht als geschmackvoll dargestellt sind. Man wird ergriffen, wie der durch eine der härtesten Prüfungen heimgesuchte Dichter Lorm, der am 8. August seinen 80. Geburtstag begangen, so unbefangen von den Elementen des Lebensglücks sprechen kann. So können wir dieses gedankenedle Buch besonders für Festgeschenke warm empfehlen.

—o—

Der Hauslehrer. Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern, herausgegeben von Berthold Otto. Mockau bei Leipzig.

Es ist mir, die ich aus einem Land mit gesunderen Schulverhältnissen stamme, außerordentlich aufgefallen, wie viel Arbeit überhaupt von der Schule dem Hause zugewiesen wird, und ich habe mich oft gefragt, wie es denn in Familien bestellt sein müsse, die sich keinen Hauslehrer halten können, und deren Kinder einzig und allein auf die „Kenntnisse" des „Fräuleins" oder auch der Mutter angewiesen sind. Die schönen Zeiten, in denen die Väter neben der Berufsarbeit auch noch wirklich in die geistige Erziehung ihrer Kinder eingreifen konnten, sind wohl vorbei, weil der Kampf um's Brot die Kraft der Familienväter fast vollständig absorbiert. Und es steht auch die Mutter, die allenfalls die Intelligenzen ihrer Kinder zu leiten im Stande wäre, oft hilflos da, weil sie doch kaum auf allen Gebieten so beschlagen ist, daß sie eine befriedigende Antwort auf die Fragen der Kinder zu geben vermag, und weil vor Allem es für sie sehr schwer wird, direkt systematisch mit den Kindern zu arbeiten. Man möchte aber vor Allem die Töchter, die nicht in der Weise später durch das Leben selbst geschult werden, wie die Söhne, nicht nur mit dem Wissen in das Leben treten lassen, das ihnen die Schule giebt. Nun habe ich aber in der obengenannten Wochenschrift eine wahre Hilfe und Stütze gefunden, wenn ich auch oft zu einzelnen Fragen nicht so stehe wie der Herausgeber, und wenn ich auch das naturwissenschaftliche Gebiet gegenüber dem humanistischen etwas stärker betont wünschte... Es bleibt mir ja unbenommen, das Formale, das mir die Zeitschrift bietet, zu benützen und für meine Kinder mit dem Inhalt zu füllen, den ich ihnen geben möchte. Es ist ein ganz vorzüglicher Gedanke von dem Herausgeber, daß er in den Bereich seiner Besprechungen Zeitereignisse, Zeitfragen zieht, und die Art und Weise der Behandlung ist vollkommen dem kindlichen Verständnis angemessen. Daß der Verfasser seine eigenen Kinder als Versuchsobjekte benutzt, giebt der Sache einen Zug frischer Aktualität; doch wäre es auch zu wünschen, daß durch vielseitigere Mitarbeit im Sinn und Geiste des Verfassers noch mehr Nuancen jugend-

lichen Geisteslebens wiedergegeben würden. Leider kenne ich die öfter erwähnte Methode von Otto Schulz nicht, um die Wochenschrift, die sich auf die Grundideen dieses neuen Erziehungssystems zu basieren scheint, vollkommen sachgemäß zu besprechen; jedenfalls aber ist sie mir auch so, als Einzelerscheinung, ein wertvolles Hilfsmittel für die häusliche Erziehung unserer Kinder und für die Arbeit an der Zukunft der Menschheit. Ida Häny-Lux.

Litterarische Handbücher.

Das Zeitlexikon, welches von der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart unter der Leitung von Maximilian Krauß und Dr. L. Holthof und unter Mitwirkung vieler, auf ihrem Gebiete wohlbekannter Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens herausgegeben wird und in Gestalt von alphabetisch angelegten Monatsheften erscheint, hat mit dem rechtzeitig erschienenen Juniheft sein erstes Halbjahr abgeschlossen. Der dem Hefte beigegebene, drei Druckbogen umfassende Registerband ist schon für sich dazu angethan, dem Prüfenden ein Bild von der reichhaltigen Fülle des in den letzten sechs Heften verwerteten Stoffes zu bieten. In der Presse hat das Unternehmen des Zeitlexikons überwiegend anerkennende, vielfach rühmende Beurteilung und Empfehlung gefunden. Seine Aufgabe ist: Alles, was auf den verschiedensten Gebieten des geistigen, wissenschaftlichen u. s. w. Lebens im weitesten Sinn des Begriffs während eines Monats durch Vermittlung von Zeitschriften und Zeitungen aller Art und jeglicher Gattung in die Erscheinung tritt, durch seine, nach bestimmten Fachreferaten abgeteilten Mitarbeiter in registrierender Form kurz charakterisieren — jedoch nicht kritisieren — zu lassen, ohne daß dabei in's Allzuallgemeine abgeschweift, oder auf's Allzuspezielle eingegangen werden soll. So erhält der Benützer des Zeitlexikons z. B. im Monat September eine Quintessenz dessen, was während des Monats August in der gekennzeichneten Weise zur Erscheinung gelangt ist. Diese kurze Charakteristik mag genügen, die Vorteile anzudeuten, welche das Zeitlexikon auf den mannigfaltigsten Gebieten moderner Geistesarbeit gewähren kann. M.

Die Lektüre von Gesetzen gehört wohl nicht gerade zu den anregendsten und erhebendsten Beschäftigungen des Geistes, aber sie ist manchmal notwendig, so lange wir nach des Schutzes und der Zucht des Staates bedürfen. Ein Gesetz, das die Schriftsteller und die Tonkünstler angeht, muß auch von diesen gelesen werden, um so mehr, wenn es sich, wie bei den am 1. und 2. Mai d. J. im Reichstag angenommenen und alsbald vom Bundesrat bestätigten Gesetzen über das Urheber- und das Verlagsrecht, um ziemlich bedeutende Änderungen gegenüber den bisher giltigen handelt. Fast gleichzeitig bringen zwei Münchner Verlagsbuchhandlungen darauf bezügliche Werke heraus, nämlich: Die Gesetze, betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst, und über das Verlagsrecht von Dr. Philipp Allfeld, ord. Professor der Rechte in Erlangen (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck), und Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht, erläutert von Dr. Ernst Müller, Mitglied des Reichstags (München, J. Schweitzer Verlag, Arthur Sellier). — Allfeld giebt in seinem Büchlein die beiden vollständigen Gesetze ohne Kommentar — dieser soll folgen — mit je einer zusammenfassenden Einleitung, und in einem Anhang die Berner Litteraturkonvention und das Übereinkommen mit Österreich-Ungarn. — Das vom königl. Amtsrichter Dr. Ernst Müller, dem bekannten Reichstagsmitgliede für Meiningen, verfaßte Werk ist auf ungleich breiterer Grundlage errichtet und erscheint als Kommentar; es wird zwei Bände umfassen, die in Lieferungen zur Ausgabe gelangen. Der 1. Band be-

handelt das neue Urheberrecht an Werken der Litteratur und Tonkunst als ersten Teil; als zweiter Teil wird eine Darstellung der wichtigen internationalen Rechtsbeziehungen des Deutschen Reiches und als dritter Teil die Erläuterung des ebenfalls neubeschlossenen Verlagsrechtes folgen. Der 2. Band soll, wie die Ankündigung besagt, nach der von der Reichsregierung bereits angekündigten Neubearbeitung des künstlerischen und photographischen Urheberrechts und des dazu gehörigen, neu zu schaffenden Verlagsrechtes seinerzeit diese Materien nebst dem Gebrauchsmustergesetz, das ebenfalls einer Reform bedürftig ist, behandeln. Da Dr. Müller, als Mitglied der Reichstagskommission, der Sub- und Redaktionskommissionen an den Verhandlungen hervorragenden Anteil genommen hat, so erscheint seine Arbeit besonders interessant und autoritativ. Beide Gesetzesausgaben sind bei dem niedrigen Preise (Allfeld: 1,20 M.; Müller, 1. Lief.: 1,50 M.) den Schriftstellern und Tonkünstlern dringend zu empfehlen, damit sie sich über die praktische Seite des Lebens eingehend informieren und durch rechtzeitiges Studium der gesetzlichen Rechte und Pflichten sich selbst vor unangenehmen Erlebnissen schützen.

Dem Zwecke, dem Schriftsteller über einige Fragen des praktischen Lebens die Augen zu öffnen, dient übrigens auch in nicht zu unterschätzender Weise der von Emil Thomas in dem Verlage von Walther Fiedler, Leipzig, herausgegebene Schriftsteller- und Journalisten-Kalender für 1901. Der erste Teil enthält die übliche Kalendereinrichtung und mancherlei nützliche Beigaben, wie Manuskript- und Korrekturen-Versandtlisten, Merktafel für Bücher und Aufsätze, Portotaxe, Korrekturtabelle u. s. w. — lauter Dinge, die bei Benutzung vielen Ärger sparen. Der zweite Teil bringt orientierende kurze Artikel über die Organisation des Buchhandels, Schriftsteller und Verleger, Herstellung von Druckwerken, weiterhin das Formular eines Verlagsvertrages, die wichtigsten Bestimmungen des Urheberrechts- und Preßgesetzes (nach dem neuen Rechte vom nächsten Jahre ab natürlich entsprechend zu modifizieren!). Besonders zu begrüßen sind die Verzeichnisse über die Theater Deutschlands, Österreichs und der Schweiz mit Angaben, ob und welche Stücke den Direktionen angenehm sind, über die litterarischen Bureaux, über die Verbreitung und Richtung der größeren politischen Zeitungen, über die Honorarsätze von Zeitungen und Zeitschriften u. s. w. Ein Verzeichnis der Buchverleger, mit Angabe der Richtung ihres Verlages, dient ebenfalls wesentlich zur Erfüllung der vom Herausgeber wie folgt charakterisierten Aufgabe des Kalenders: „den Schriftsteller zu befähigen, selbst urteilen zu können, wie und wo er Absatz für seine Produktion finden kann." Der Preis des empfehlenswerten Vademecum beträgt 2,50 M. e.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Andrea, A.: Kinder der Sonne. Italienische Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 308 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

D'Annunzio, Gabriele: Episcopo & Co. Novellen. Berlin, S. Fischer. 334 S. M. 3,50.

Bartels, Adolf: Wilhelm Raabe. Ein Vortrag, geh. im Berliner „Verein zur Förderung der Kunst". Leipzig, G. Heinr. Meyer (Heimat-Verlag). 21 S. M. 0,15.

Benz, Friedrich: Ausgewählte Gedichte. 85 S. — Blätter und Blüten. Dichtungen. 47 S. — Aus der Dämmerung. Gedichte. 47 S. — Irrendes Glück. Gedichte. 47 S. — Erinnerungen. Gedichte. 47 S. — Traumesklänge. Dichtungen. 45 S. — Schimmernde Tage. Dichtungen und Symphonisches. 47 S. — Dunkle Wege. Tragische Liebesgedichte in 2. Auflage. 91 S. — Sämtliche: München, Verlag des Litteratur-Magazin Schroeder.

Berg, Leo: Gefesselte Kunst. Berlin, Hermann Walther. 165 S. M. 2,—.

Berndt, Ludwig: Der Todsucher. Bluette in 3 Aufz. Dresden, E. Pierson. 40 S.

Bibliographisches Institut, Leipzig: Geschichtlicher Überblick seiner Verlagsthätigkeit. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Bodelschwingh, Franz von: Ein offenes Wort aus Anlaß der Kanalvorlage. Berlin, Hermann Walther (G. m. b. H.). 83 S.

Brandt, M. von: 33 Jahre in Ostasien. II. Bd. Leipzig, Georg Wigand. 386 S. Geh. M. 6,50, geb. M. 8,—.

Brentano, Max: Alex Gradaus der Geniale. Eine Ferienlaune. Berlin W, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). 153 S.

Burschenschaftliche Bücherei, Herausgeg. von Dr. Hugo Böttger, Bd. II, Heft 1: „Nationale Not im Elsaß" (Briefe eines Elsässers) von Dr. Karl Storck. Berlin, Carl Heymann. 60 S. M. 0,60.

Conring, Ida von: Frauenseelen. Zwei Erzählungen. Berlin W, Richard Taendler. 185 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Dencker, Willy: Die Brautnacht der Königin. Dramatische Dichtung in 1 Aufz. München, Franz C. Mickl. 50 S.

Driesmans, Heinrich: Moritz von Egidy. Sein Leben und Wirken. Bd. I u. II. Dresden, E. Pierson. M. 5,—.

Eckart, Rudolf: Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Göttingen, Franz Wunder. 248 S.

Ecksteins moderne Bibliothek: Nr. 5. Kleine Mädchen. Lose Geschichten von Ada Battke. Berlin, Rich. Eckstein (H. Krüger). 94 S. M. 0,50.

Elsner, Kurt: Taggeist. Kulturglossen. Berlin W, Dr. John Edelheim. 395 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,50.

Engell-Günther, J.: Faustina. Splitter aus Goethe's Faust. Bamberg, Handelsdruckerei. 54 S. M. 0,60.

Eremita: Die moderne Richtung und die Kunst. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. 257 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Ertel, Konrad: Aus ewigen Quellen. Gedichte. Leipzig, Rudolf Uhlig. 115 S. M. 1,50.

Fischer, Dr. med.: Die Schwindsucht. (Tuberkulose.) Praktische Winke für Gesunde und Kranke. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). 52 S. M. 0,75.

Fraungruber, Hans: Neue Ausseer G'schichten. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 166 S.

Fried, Alfred Hermann: Unter der weißen Fahne. Aus der Mappe eines Friedensjournalisten. Gesammelte Artikel und Aufsätze. Berlin, Hermann Walther (G. m. b. H.). 241 S.

Frimberger, J. G.: Weinlandler. Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 179 S.

Geisteshelden. Biographien, 40. Band: Böcklin von Henri Mendelsohn. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 373 S. Geh. 2,40, geb. M. 3,20.

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Bericht über die aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestandes abgehaltene Festsitzung. Prag, Gesellsch. z. Förderung deutsch. Wissensch., Kunst u. Litteratur in Böhmen. 71 S.

Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 100—101: Der Sohn seines Vaters von Ernst Wichert. 213 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,50. — Der Bauer vom Wald von A. von Perfall. 108 S. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,75. Berlin, Albert Goldschmidt.

Grabbe, Christian Dietrich: Kaiser Heinrich der Sechste. Eine Tragödie in 5 Akten. Hamburg, Konrad Kloß. 104 S.

Hafner, Josef und Weilbart, Oskar: Das neue Dorf. Schauspiel aus dem Leben des oberösterreichischen Volkes. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 115 S.

Hagenauer, Arnold: Die Perlen der Chloë. Ebenda. 181 S.

Hansjakob, Heinrich: Aus dem Leben eines Glücklichen. Eine Erzählung. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 47 S. M. 0,40.

Hardy, Thomas: Juda, der Unberühmte. Roman. A. d. Engl. übersetzt von A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 562 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Heymann, Robert: Skizzen und Geschichten. München, Verlag „Frührot". 181 S. M. 1,—.

Historische Bibliothek. Bd. XIII: Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Eine litterarische Studie z. deutschen Universitätsgeschichte von Dr. Gustav Bauch. München, R. Oldenbourg. 115 S. M. 3,50.

Hofmann, Bernhard: Neues und Altes. Ausgewählte Gedichte. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 145 S. M. 3,—.

Key, Ellen: Essays. 2. Auflage. Berlin, S. Fischer. 350 S. M. 4,—.

Kitzinger, Friedrich Dr. jur.: Der ambulante Gerichtsstand der Presse und die diesbezüglichen Aufgaben des Gesetzgebers. Für Juristen und Laien. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 71 S. M. 1,50.

Kleine Bibliothek Langen. Bd. 40—42: Absaloms Haar von Björnstjerne Björnson. Übersetzt von Maria von Borch. 163 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—. — Der nervöse Leutnant und andere Militärhumoresken von Freiherr von Schlicht. 157 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—. — Der Sturm auf die Mühle von Emile Zola. A. d. Französischen. 147 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—. — Sämtliche: München, Albert Langen.

„König Dalles." Eine national-ökonomische Phantasie. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 48 S. M. 0,50.

Lagerlöf, Selma: Ingrid. Übersetzt a. d. Schwed. von Karl Oberlander. Stuttgart, Josef Roth. 135 S.

Löns, H.: Mein goldenes Buch. Lieder. Hannover, M. u. H. Schaper. 64 S. M. 2,50.

Lux, Josef August: Wiener Sonette und andere Lieder. Dresden, E. Pierson. 69 S.

Mackenroth, Anna Dr. jur.: Die Rechtsstellung der Frau im Vorentwurf zum schweizer. Civilgesetzbuch. Separatabdruck aus dem „Schweizer. Familien-Wochenblatt". Zürich, Th. Schröter. 76 S. M. 0,80.

Madeleine, Marie: Die drei Nächte. Liebeslieder. 1. bis 3. Tausend. Berlin W, Dr. Sklarek & Gutmann. 136 S. M. 3,50.

Mangold, Wilhelm: Voltairiana inedita aus den kgl. Archiven zu Berlin. Berlin, Wiegandt & Grieben. 81 S. M. 5,—.

Martersteig, Max: Der Schauspieler. Ein künstlerisches Problem. Leipzig, Eugen Diederichs. 81 S. M. 1,50.

Meisel-Heß, Grete: Generationen und ihre Bildner. Ein Essay. Berlin W, Dr. John Edelheim. 37 S. M. 1,50.

Meyer-Förster, Wilh.: Heldenstamm. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 332 S. Geh. 3,—, geb. M. 4,—.

Meyers Volksbücher: Nr. 1251—1270. Alb. Braga: Dorfgeschichten aus d. Portugiesischen a. L. Ey. 60 S. M. 0,10. — Brehm: Die Elefanten. 80 S. M. 0,10. — Ferrari: Medizin für ein krankes Mädchen. 40 S. M. 0,10. — Gust. Gast: Pu-ssimg-ling. Chinesische Novellen. 88 S. M. 0,20. — Gogol: Der Revisor. Aus dem Russischen von W. Moderow. 92 S. M. 0,20. — Haberton: Anderer Leute Kinder. 248 S. M. 0,40. — Carl Heinemann: Goethe's Werke. Bd. 1. Aus Meyers Klassiker-Ausgabe. 410 S. — H. Meyer: Das deutsche Volkstum. 74 S. M. 0,10. — M. W. Meyer: Die Kometen und Meteore. 119 S. M. 0,10. — Ruppius: Das Vermächtnis des Pedlars. 284 S. M. 0,40. — Stifter: Bergkrystall. 62 S. M. 0,10. — Derselbe: Brigitta. 70 S. M. 0,10. Sämtliche: Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mirbeau, Octave: Der Garten der Qualen. Deutsch von Franz Hofen. Budapest, G. Grimm. 266 S. M. 3,—.

Moeller-Bruck, Arthur: Die Moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Bd. IX. Stilismus. Berlin, Schuster & Löffler. 74 S. M. 0,50.

Müller, Dr. Ernst: Das deutsche Urheber- und Verlagsrecht. Bd. I, 1. Lief. München, J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier.) 80 S. M. 1,50.

Musikalische Studien: V. Heft. Richard Wagner in Leipzig (1813—1833) von Eugen Segnitz. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 80 S.

Ott, Adolf: Wildfeuer. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin W, Richard Taendler. 210 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Paquet, Alfons: Schutzmann Mantrup und Anderes. Köln, J. G. Schmitz'sche Buch- und Kunsthandlung (Ferdinand Sohn & Jakob F. Laué). 152 S. M. 1,—.

Paulsen, Friedrich: Philosophia militans. Gegen Klerikalismus und Naturalismus. 5 Abhandlungen. 2 Aufl. Berlin, Reuther & Reichard. 192 S. M. 2,—.

Payot, Jules: Die Erziehung des Willens. Übersetzt von Dr. Titus Voelkel. Leipzig, R. Voigtländer. 315 S. Geb. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Perfall, Karl von: Der schöne Wahn. Roman. Berlin W, F. Fontane & Co. 350 S. M. 4,—.

Rosikat, K. A.: Kants Kritik der reinen Vernunft und seine Stellung z. Poesie. Königsberg i/Pr., Wilhelm Koch. 56 S.

Ruysbroek, Johann van (1293—1381): Die Zierde der geistlichen Hochzeit. Aus dem Vlämischen übersetzt von Franz A. Lambert. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 225 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Sauer, Dr. Arthur: Die Christuslegende in ihrem Verhältnis zur arischen Mythologie. I. Teil der Trilogie: „Götter- oder Menschendienst?" Leipzig, Max Säugewald. 88 S. M. 2,—.

Schacht, Wilhelm: Nietzsche. Eine psychiatrisch-philosophische Untersuchung. Bern, Schmid & Francke. 161 S. M. 1,60.

Schasler, Dr. Max: Ausgewählte Sammlung gemeinverständl. Abhandlungen, Studien u. Kritiken aus d. Gebiete der Philosophie und Ästhetik. Jena, Bernhard Vopelius. 309 S. M. 4,—.

Schaukal, Richard: Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Vor-, Mittel- und Nachwort. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 234 S.

Schiller, Dr. Hermann: Aufsätze über die Schulreform 1900. Heft I. Die Berechtigungsfrage. Wiesbaden, Otto Nenmich. 44 S. M. 1,20.

Schilling, Hermann: Lotos. Gesungenes und Verklungenes. Dresden, E. Pierson. 71 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Schmidt, Dr. F. C. Th.: Die Tuberkulose. Ihre Ursache, ihre Verbreitung und ihre Verhütung. Gemeinverständl. dargestellt. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 64 S. M. 0,80.

Schmitt, Eugen Heinrich: Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Leipzig. Eugen Diederichs. 225 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Schneider, Ida: Am Lebenswege. Neue Aufzeichnungen. Wiesbaden, Rudolf Bechtold & Co. 309 S. Geb. M. 4,50.

Schnitzler, Arthur: Leutnant Gustl. Novelle. Berlin, S. Fischer. 80 S.

Schönthan, Paul von: Brave und schlimme Frauen. Moderne Geschichten. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 118 S.

Schall, Carl: Erobert oder erräubert? Geschichtlicher Nachweis, wie England Ostindien nahm. Ein Seitenstück zum Burenkrieg. 2. Aufl. Bamberg, Handelsdruckerei. 48 S. M. 1,—.

Schroeder, Eduard August: Das Recht der Freiheit. Kritisch, systematisch u. kodifiziert. Sozialwissenschaftl. Rechts-Untersuchung. Leipzig, Roßberg & Berger. 657 S.

Schüler, Gustav: Gedichte. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance". 112 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Schullern, Heinrich von: Neues Skizzenbuch. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 139 S.

Schultze-Naumburg, Paul: Kunst und Kunstpflege. Leipzig, Eugen Diederichs. 119 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Schumacher, Fritz: Das Bauschaffen der Jetztzeit und historische Ueberlieferung. Ebenda. 31 S.

Schwantje, Magnus: Das Recht der Laien gegenüber den Aerzten. Berlin, Hugo Bermühler. 53 S. M. 0,60.

Schwartz, Alfred: Ein Narr seiner Laune. Schauspiel in 1 Aufz. Dresden, E. Pierson. 40 S.

Sagemeier H.: Das Menschheitsideal in Goethe's „Faust" und Hauptmanns „Versunkener Glocke". Gütersloh, C. Bertelsmann. 48 S. M. 0,60.

Ssymank, Dr. Paul: Die Finkenschaftsbewegung, ihre Entstehung und ihre Entwicklung bis z. Gründung d. „Deutschen freien Studentenschaft". München, Kunstverlag „Bavaria" 56 S.

Steiermärkisches Landesmuseum „Joanneum": 89. Jahresbericht über das Jahr 1900, herausgegeben vom Kuratorium. Graz, Verlag des Joanneums. — „Steiermärkischer Kunstgewerbe-Verein" in Graz. Rechenschafts-Bericht des Ausschusses über das 36. Vereinsjahr 1900—1901. Erstattet in der ordentlichen Generalversammlung am

23. Juni 1901. Graz, Verlag des steierm. Kunstgewerbe-Vereins. — „Das steirische Kunstgewerbe Paris 1900." Beilage zum Rechenschaftsbericht des steierm. Kunstgewerbe-Vereins. Verfaßt von Karl Lacher. Graz, Druck von Joh. Janatta.

Steingießer, Dr. med. Ferd.: Sexuelle Irrwege. Eine vergleichende Studie aus dem Geschlechtsleben der Alten und Modernen. Berlin, Hugo Bermühler. 190 S. M. 2,—.

Stona, Marie: Im Spiel der Sinne. Novellen. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (S. Schottländer). 162 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Straßburger, H.: Von der Lieb. Gedichte. Straßburg i/E., Josef Singer. 57 S.

Telmann, Konrad: Dramen. Dresden, Carl Reißner. 359 S.

Terburg, F.: Celnett. Erzählung. Berlin, Emil Goldschmidt. 218 S.

Tolstoi, Leo N. Graf: Der Sinn des Lebens. 1.—5. Tausend. Uebersetzt von Raphael Löwenfeld und Michael Feofanof. Leipzig, Eugen Diederichs. 112 S.

Teichel, Anna: Hugin und Munin. Novellen. Berlin W, Richard Taendler. 243 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Versuche und Ergebnisse der „Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg". 2. Aufl. Herausgeg. von d. „Lehrervereinigung z. Pflege d. künstl. Bildung, Hamburg". Hamburg, Alfred Janssen. 171 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 2,70.

Viebig, C.: Die Rosenkranzjungfer. Berlin W, F. Fontane & Co. 275 S. M. 3,—.

Voigt-Diederichs, Helene: Unterstrom. Gedichte. Leipzig, Eugen Diederichs. 94 S.

Wahr, Konrad: Mehr Menschen! oder Das Buch von der Dummheit. Bern, Reform-Verlag. 118 S.

Wiesbadener Volksbücher: Nr. 1—9. Ein Weihnachtsabend von Charles Dickens (Boz). 104 S. M. 0,20. — Das fünfte Rad am Wagen von Rudolf Greinz. 51 S. M. 0,10. — Valentin der Nagler von H. Hansjakob. 54 S. M. 0,10. — Die Karawane von Wilhelm Hauff. 133 S. M. 0,25. — Magister Timotheus von W. Jensen. 44 S. M. 0,10. — Spätglück; Sturmwolken von Hans Hoffmann. 50 S. M. 0,15. — Der Stadtpfeifer von W. H. Riehl. 58 S. M. 0,10. — Das zu Grunde gegangene Dorf von P. Rosegger. 57 S. M. 0,10. — Der Waldsteig von Ad. Stifter. 81 S. M. 0,10. Sämtliche: Wiesbaden, Verlag des „Volksbildungs-Vereins".

Wossidlo, Richard: Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. Nach Mecklenburgischen Volksüberlieferungen zusammengestellt. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 64 S. Geh. M. 1,—.

Zapp, Arthur: Durchlaucht Prinz Habenichts. Roman. Berlin W, Richard Taendler. 118 S.

Zeitlexikon. Heft 1 bis 7. Herausgeg. von Maximilian Kraus und Dr. Ludwig Holthof. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Je M. 1,—.

Zell, Dr. Theodor: Polyphem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftl. u. staatsrechtl. Untersuchung von Homers Odyssee Buch 9, Vers 105 flg. Berlin NW., W. Junk. 184 S. M. 2,50.

Zobeltitz, Fedor von: Der Herr Intendant. Geschichte einer Hoftheater-Saison. 2. Aufl. Berlin, Otto Elsner. 380 S. Geh. M. 3,50, geb. M 5,—.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernsprech-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von $4^1/_2$–$6^1/_2$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Pierson's Verlag (R. Linde) in Dresden.

„Die Gesellschaft",

Münchner Halbmonatschrift für Kunst und Kultur,

herausgegeben von **Dr. Arthur Seidl**, hat seit ihrem Wiedererscheinen in München, d. h. seit 1. April lfd. Js., folgende Artikel gebracht:

An den Kaiser. Geplante Adresse in Sachen einer Begnadigung Maximilian Hardens.
Eduard Aly: Aus Wolkenkuckucksheim. (Mit Bild.)
Martha Asmus: Ein Retter vom Geist.
Dr. **Hans Bethge:** Heinrich Vogeler.
Max Bewer: Persönliches und Kunstphilosophische Aphorismen. (Mit Bild.)
Wilhelm Bölsche: Eine Lanze für den Vers im Drama.
Helene Bonfort: Zum Stand der Frauenfrage.
Fr. von Oppeln-Bronikowski: Fliegende Blätter.
Dr. **Eberhard Buchner:** Die Darmstädter Spiele.
Dr. **M. G. Conrad:** Liguori und Kampagnie. — Zur Geschichte Königs Ludwig II. — In Schönheit leben! (Darmstädter Erinnerungen.)
Paul Nikolaus Coßmann: Aus der Gottsched-Bewegung.
Paul Dehn: Kommende Handelspolitik.
K. H. Döscher: Der Kampf um die Getreidezölle. — Mutterschaft und geistige Arbeit.
Paul Ehlers: Augsburger Musikfest. — Von der Heidelberger Tonkünstler-Versammlung.
Baronesse Falke: Gustav Mahler.
Prof. Dr. **Paul Gerber:** Wilhelm Raabe.
A. G. Hartmann: Das Erzieherische der Studie.
E. Hey: Beim Grafen Tolstoi.
Dr. **Josef Hofmiller:** Über Björnsons Kraft. — Neues von Wilhelm Bölsche.
H. Junge: Schulrat Dr. Kerschensteiner und sein Lehrplan für Bayerns Volksschulen.
Eugen Kalkschmidt: Die Dresdner und Berliner Kunstausstellungen.
E. Kloß: Kunst und Staat.
Prof. Dr. **Walther Lotz:** Ein Rückblick auf Graf Caprivi's Handelsverträge.
S. Lublinski: Franz Flaum.
Kgl. wirkl. Rat Dr. **Friedl Martin:** Zur Gruppierung der Mächte in Ostasien. — Ein Wort zur deutschen Buren-Begeisterung.
Christian Ferdinand Morawe: Darmstadt.
Münchner Nekrologe: 1. „Adolf Bayersdorfer" von **Wilhelm Weigand**; 2. „Max von Pettenkofer" von General-Oberarzt Dr. **Ad. Schuster.**
Willy Pastor: Theodor Fechner als Mensch.
Prof. Dr. **A. Pauly:** Aphorismen.
Ferd. Baron Paumgarten: Über vorgeburtliche Erziehung.
Dr. **Alfred Peltzer:** Über Ad. Zaiß' „Wanderer".

Polytropos: Kamerun oder Kiautschau? — Die deutsche Ostafrikanische Bahn. — Ein Kapitel van der Reinlichkeit. — China!

Dr. **Theodor Poppe:** Die Goethe-Uniaersität.

Otto Reuter: Edmand Raftand. (Mit Bild.) — Maralischer Katzenjammer fin de siècle.

Josef Ruederer: „Auf drehbarer Bühne." Satirisches Festspiel zur Einweihung des Münchner Prinzregenten-Theaters.

Paul Savreux: Jung-Elsaß!

Dr. **Hans Schmidkunz:** Amateurbildung.

Dr. **Mathieu Schwann:** Wie die Deutschen Chinesisch lernen! — „Weidenkätzchen". — Julius Harts „neuer Gatt".

Dr. **Arthur Seidl:** Der Fall Siegfried Wagner. — Münchens Niedergang als Kunststadt! — Musikwissenschaft im Aaanrement? — „Gaethe-Bund", und kein Ende! — Laien-Kammentar zum „Casima-§". — 25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München.

Hafrat Praf. **Max Seiling:** Gaethe „und" Haeckel.

Prof. **Hans Thoma:** Betrachtungen zum Thema „Kunst und Staat". (Vergl. unter E. Klatz.)

Josef Theodor: Ein Drama der „Passian". (Strindberg.)

Praf. Dr. **R. Maria Werner:** Ästhetische Plaudereien.

Ferner: Belletristische Beiträge, Dichtungen, Besprechungen ꝛc. van **Hans Bethge, O. Jul. Bierbaum, Franz Bruck, P. N. Coffmann, Franz Evers, L. Glaß, Maxim Gorki,** Dr. **A. R. Gotendorf, K. Heckel, K. Henckell, H. Holzschuher, R. Huldschiner, M. Messer, Chr. Morgenstern, K. Piper, Erw. Rosenberger, W. von Scholz, H. von Schullern, M. R. von Stern, Alex. Swietochowski, Cecil Teich, Leop. Weber, Wilhelm Weigand, Bodo Wildberg, Betty Winter, Xanthippus; Deutsche** und **Münchner Lyrik.**

„Münchner Rundschauen" (gelegentlich des Münchner Kunstgewerbe-Tages mit Bild van **H. E. Berlepsch**), „Kritische Ecken", „Büchertisch-Besprechungen".

An **weiteren wertvollen Beiträgen** stehen für die nächste und absehbare Zeit in Aussicht:

Praf. Dr. **Ludwig Bräutigam:** Peter Hille. (Mit Bild.)

P. N. Coffmann: Salzburger Mazart-Fest. — Otta Liebmann. (Mit Bild.) — Einiges aan und über Georg Balk.

S. Fechheimer: Der Hafnarr Gattes. Eine Frank Wedekind-Studie.

Filipp Frey: Peter Altenbergs neuestes Buch.

Dr. **Carl Graeser:** Die Internatianale Ausstellung in Venedig und ein schrecklicher Traum. — Zu Friedrich Nietzsche's Krankheit. — Über Crispi.

A. G. Hartmann: Zur Geschichte van Giaaanni Segantini's Gemälde „Frühling in den Alpen". (Mit **deutschen Originalbriefen** des Meisters!)

Conrad Haußmann: Süddeutsche Eisenbahnfragen. — Tarifrefarm.

Majar a. D. **Hoffmann von Vestenhof:** Luftschiff und Unterseebaat.

Dr. **Jos. Hofmiller:** Vom Stande der Nietzsche-Forschung. — Thoreau's „Winter".
Dr. **Leopold Katscher:** Hippolyte Taine. (Mit Bild und Briefen.) Vergl. auch unter W. Weigand.
Regierungsassessor **Krais:** Zur Zensur-Frage (vom Standpunkte des litterar. Zensors).
Lic. Dr. **Eugen Kretzer:** Das Gobineau-Problem.
Dr. **G. Kuehl:** Alfred Mombert.
Dr. **Theodor Lessing:** Detlev von Liliencron.
Prof. Dr. **Henri Lichtenberger:** Die französische Sinfonie der Gegenwart. — Henrik Ibsen.
Max May: Konsumenten-Vereinigungen.
Dr. **Fritz Mauthner:** Aphoristisches aus seinen Beiträgen zur „Kritik der Sprache".
Grete Meisel-Heß: „Erziehung und Familienleben".
Merkur: Finanzielle Schmerzen. — Städtischer Grundbesitz.
Dr. **K. Mollenhauer:** Heinrich Hansjakob.
Prof. Dr. **A. Pauly:** Karl Haider.
Friedr. Rösch: Aufgaben und Ziele der „Gesellschaft deutscher Komponisten".
P. Savreux: Zu Chr. D. Grabbe's 100. Geburtstag.
Max Schillings: Künstlerische Gartenmusik.
Dr. **Arthur Seidl:** Die Münchner Kunstausstellungen des Sommers 1901. — Nietzsche-Bildwerke.
Reinh. Baron von Seydlitz: Persönliches. (Mit Bild.) — Fr. Nietzsche's Verhältnis zur Musik.
M. R. von Stern: Bilanz der „Heimatskunst" in Oberösterreich.
Karl Straube: Max Reger.
Dr. **K. H. Strobl:** Über Edgar Allan Poë.
Georg Trepplin: Talstal-Litteratur.
Wilhelm Weigand: H. Taine und die Milieu-Theorie. — Das décadence-Problem.
E. R. Weiß: Der Kunst-Märtyrer.

Weiterhin: Belletristische Beiträge, Dichtungen &c. von **L. Arber, S. Barinkay, H. Benzmann, Max Beyer,** Dr. **K. Bienenstein, Karl Bleibtreu, M. Boelitz, R. Braungart, Ad. Dannegger, Arthur Dix, Curt Gencke, K. Holm,** Dr. **Willy Leutrodt, Neera, J. Norden, Nowótny-Aramis, H. Oswald,** Dr. **O. Oppermann, Jos. Schanderl,** Dr. **R. Schaukal,** Dr. **Ludwig Schiedermair,** Prof. **Adalb. Svoboda, A. K. T. Tielo, von Troll-Borostyani, Ph. Witkop** u. A. m.; **Deutsche** und **Münchner Lyrik** &c. &c.

Preis: vierteljährig 4 Mark. — Einzelheft 75 Pfennige. — Probehefte unentgeltlich. Vorrätig in allen Buchhandlungen. Auslieferungsstelle für München: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

München-Dresden.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft".

Die Gesellschaft.

Münchener Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.

Herausgegeben
von
Dr. Arthur Seidl.

XVII. Jahrgang. — 1901.
Band IV.



Dresden und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft“
E. Piersons Verlag.

Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Aramis, Eine Waldgeschichte . . . 43

Boelitz, Martin, Neues von Martin Boelitz (Dichtungen, Aus meiner Skizzenmappe) 178

Bräutigam, Prof. Dr. Ludwig, Peter Hille . . . 335

Conrad, Michael Georg, Der neue Idealismus . . . 108

Dix, Arthur, Drei Impressionen . . . 227

Döscher, K. H., Wissenschaft und Politik . . . 201

Driesmans, Heinrich, Vom Dresdner Kunsterziehungstag: 2. Die Parität der Kunst . . . 354

Falke, Baronesse, Die Wiener Kunstgewerbeschule . . . 165

Freder, Wilhelm, Ein Volkstheater für Frankfurt a. M. . . . 113

Friedländer, Oskar, Ernst Mach . . . 208

Gensel, Walter, Berliner Brettlseuche . . . 214

Geucke, Kurt, Zwei Gedichte . . . 225

Graefer, Carl, Die Internationale Ausstellung in Venedig . . . 26

Greif, Martin, Spätherbst im Garten . . . 359

Haenel, Dr. Erich, Drei neue Opern: 3. Jos. Miroslaw Weber: „Die neue Mamsell" . . . 369

Hartmann, Alfred Georg, Dachau . . . 236

" " Zur Geschichte von Segantini's Hauptwerk . . . 21

Hille, Peter, Bei Algernon Swinburne . . . 342

" " Wer und welche (Fragmente) . . . 345

Hoffmann von Bestenhof, A., Zum Problem der Luftschiffahrt . . . 142

Hopfen, Dr. Otto Helmut, Die Berechtigung des Zweikampfs . . . 280

Kolb, Max, Kleinigkeiten . . . 49

Küster, Dr. Konrad, Geh. Sanitätsrat, Die Not der Landwirte und der „Brotwucher" . . . 276

Lentrodt, Wilhelm, Hermann Stehr . . . 289

" " Fatale Rechenschaft . . . 299

" " Gedichte aus „Mutter Braut" . . . 296

Lessing, Dr. Theodor, Detlev von Liliencron . . . 5

Marsop, Dr. Paul, Mehr Idealismus! . . . 265

Max, Hero, Zwei Skizzen . . . 359

May, Max, Arbeitslosen-Fürsorge . . . 329

" " Konsumenten-Vereinigungen . . . 1

Merkur, Städtischer Grundbesitz . . . 73

Münchner Dichtung (mit Beiträgen von: Anatol Habicht, Julius Havemann, Theodor Lessing) . . . 45

Norden, J., Vision . . . 230

Schapire, Rosa, Ferdinand Hodler . . . 301

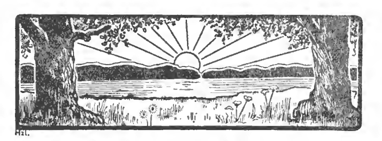
Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Seydlitz, Reinhard Freiherr von, Persönliches („Zum Kostl vom Hollerbräu", „Dichtungen", „Sanktus", „Schnitzel und Spähne", „Nietzsche und die Musik") . . . 83
Söhle, Karl, Drei neue Opern: 2. Richard Strauß: „Feuersnot" 366
Steinitzer, Dr. Max, Drei neue Opern: 1. Hans Pfitzners „Rose vom Liebesgarten" 361
Theodor, Josef, „La Gloria" (von d'Annunzio) 36
Troll-Borostyáni, Irma von, Zwei Skizzen 176
Weigand, Wilhelm, „Florian Geyer" (Textprobe) 152
Weiß, E. R., Der „Kunstmärtyrer" 103
Wildberg, Bodo, Kurt Geucke und seine Tragödie „Sebastian" 221
Wilhelm, Paul, Gedanken 231
Zeitlin, Leon, Deutsche Zukunft 137
Zieler, Dr. Gustav, Vom Dresdner Kunsterziehungstag: 1. Kunsterziehung . 348
Münchner Rundschau 50, 116, 185, 240, 370
Kritische Ecke:
Anmaßung? (Wilh. Freber) 187
Finanzielle Schmerzen (Merkur) 54
Mommsen und kein Ende (Vom Herausgeber) 376
Philosophie — Politik (Mathieu Schwann) 122
Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft (Vom Herausgeber) 306
Zur Dienstbotenfrage (Helene Lange) 245
Ein Schritt vorwärts: S. 311; Frau von Öffentlichemeinung (R. von S.): 55; Gemischte Gerichte: 313; In eigener Sache: 246; Leichenverbrennung oder Beerdigung: 312; Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern: 57, 127, 191, 248, 313, 381; Nochmals die Pekinger astronomischen Instrumente: 190; Pfarrer Naumann: 190; Simultan oder Simulant: 56; Unbestechlich: 247; „Ungelesene gute Bücher": 247; Vom Anarchismus: 126; Zum Gedächtnis Friedrich Nietzsche's: 124; Zur Adresse in Sachen Maximilian Harden: 190.
Besprechungen:
Bilanz der Heimatskunst in Oberösterreich (Maurice Reinhold von Stern) 250
Edgar Allan Poe (Karl Hans Strobl) 194
Kaviar für's Volk? (Helene Bonfort) 383
Neues von Meyer und Heubel (Dr. Josef Hofmiller) 316
Neues zur Kriegslitteratur (Karl Bleibtreu) 129
Peter Altenbergs neues Buch (Filipp Frey) 59
Dramen: S. 65, 258; Erzählungslitteratur: 197; Kunst im Leben des Kindes: 389; Litteraturgeschichte: 318; Lyrik: 63, 133, 257; Novellistisches: 255; Pädagogik: 323; Romane und Geschichten: 62, 133; Sozialwissenschaft: 198; Vermischtes: 66, 134, 260.
Ein Grabmal für Ludwig Jacobowski 390
Büchertisch 68, 136, 199, 262, 326, 391

Bildnisse:

Kurt Geucke.
Peter Hille.
Reinh. Freiherr von Seydlitz.



Band IV. ✿ 1901. ✿ Heft 1.

Konsumentenvereinigungen.

Von Max May.
(Heidelberg.)

Vom Begriff des Mehrwerts nach Karl Marx und Anderen an dieser Stelle abzuhandeln, wäre wohl verfehlt; aber von dem höheren Preis zu sprechen, den wir für alle unsere Lebensbedürfnisse über den eigentlichen Herstellungspreis zu zahlen haben, dürfte ein Gegenstand von allgemeinem Interesse sein.

Der Preis, den wir für einen Gegenstand zu zahlen haben, richtet sich ja bekanntlich in vielen Fällen weit mehr nach der Nachfrage nach solchen Gegenständen im Verhältnis zum Angebot, als nach den Kosten der Herstellung und Herbeischaffung des betreffenden Gegenstandes; und da die Fälle, in denen der Preis nicht auf Nachfrage und Angebot beruht, eine Minderheit bilden, so nehmen die meisten Volkswirte an, daß lediglich durch Angebot und Nachfrage der Preis der Waren geregelt wird. Wir wollen uns mit den Ausnahmen hier nicht beschäftigen, aber wir müssen beachten, daß zwischen Herstellung eines Gegenstandes, eines Lebensbedürfnisses und dem Verbrauch desselben in der Regel ein längerer oder kürzerer Weg liegt, wenn man nicht für den eigenen Gebrauch produziert, wie das beim Landwirt mit Brot und Feldfrüchten, Gemüsen, Fleisch und tierischen Produkten der Fall ist, aber auch bei Handwerkern in geringerem Maßstabe mit Erzeugnissen ihrer Arbeit für die eigene Person oder den eigenen Haushalt der Fall sein kann.

Auf dem längeren oder kürzeren Wege zwischen Herstellung und Verbrauch kommt jedes Erzeugnis in verschiedene Hände, die von der Ver-

mittelungsthätigkeit auch ihren Unterhalt erwerben wollen, und sowohl Erzeuger wie Vermittler und Verbesserer gebrauchen Kapitalien, d. h. Materialien, Maschinen, Werkzeuge, Transportmittel, für welche ein Zins und eine Abnutzungsgebühr, eine Tilgungsquote zum Preis des vermittelten oder verbesserten Gegenstandes zugeschlagen werden muß.

Es bleibt jedoch in der Regel in allen oder den meisten Fällen nicht bei dem wirklich notwendigen Zuschlag für Kapitalzins u. s. w., sondern es wird ein Profit für die vermittelnden Personen zugeschlagen, der sich nach der Nachfrage und dem Angebot — nach der Konkurrenz sagt man — richtet und richten muß. Diese Konkurrenz oder dieses Wesen von Angebot und Nachfrage kann nun unter Umständen ebenso Verlust wie Gewinn bringen, aber die Verluste im Allgemeinen gehören zu den Seltenheiten, kommen nur in kritischen Zeiten vor, mag die Krise nun politischer oder wirtschaftlicher Natur sein. Die Verluste, die wohl der Einzelne, der nicht die rechte Umschau hielt, der Nachfrage und Angebot falsch beurteilte, erleidet, kommen nicht in Betracht, und die wirtschaftlichen Krisen sind in der Regel auf Massenfehler dieser Art zurückzuführen.

Die allgemeine Absicht ist, Gewinn zu erzielen, und sie wird in der Regel allenthalben erreicht. Ursprünglich erzeugte Jeder oder jeder Haushalt, jede Familiengemeinschaft, oder etwa ein Stamm diejenigen Verbrauchsgüter, die man bedurfte, selbst, aber je weiter wir fortschritten in der Kultur und je näher sich Länder, Völker und Stämme rückten, desto mehr Teilung der Arbeit, der Gütererzeugung und desto mehr Vermittelungs-, Transport- und Handelsthätigkeit machte sich notwendig. Man gewöhnte sich an den Verbrauch von in weiten Fernen erzeugten Lebensbedürfnissen, und zwar herüber und hinüber, behufs Austausches der Erzeugnisse der verschiedenen Erdteile; man zog das Fabrikprodukt entweder wegen seiner angenehmen Eigenschaften oder wegen seines verhältnismäßig niedrigen Preises dem Selbsterzeugten vor — kurz, der Güteraustausch wuchs und wächst in's Ungemessene. Vergleicht nun aber der Erzeuger den Preis, den er für seine Erzeugnisse erhält mit dem, welchen der Verbraucher dafür bezahlt, so erkennt er, daß trotz Zuschlägen von Transportkosten, Kapitalzins und Vermittlerthätigkeit ein starker Kontrast vorliegt, und ein gleiches Bild erscheint dem Verbraucher, wenn er den Preis, den er für ein Lebensbedürfnis bezahlen muß, mit dem vergleicht, was der Erzeuger dafür erhalten hat.

Diese Vergleiche haben ganz besonders die Arbeiter und die Landwirte als Gütererzeuger angestellt, aber sie haben sie auch als Verbraucher beachtet, und aus allen diesen Betrachtungen gieng es hervor, daß gerade

diese beiden Stände für eine moderne Bewegung so großes Interesse zeigen und sich an ihr beteiligen, nämlich an der Genossenschaftsbewegung, an der Konsumvereinsbewegung im weitesten Sinne, aber auch nach Kräften bemüht sind, die Erzeuger von Produkten so zu organisieren, daß ihnen ein Preis für ihre Erzeugnisse zufällt, welcher sich dem mehr und mehr nähert, den der Verbraucher dafür bezahlen muß.

Die Arbeiter streben an, daß ihnen ein solcher Anteil vom Preis der Waren wird, wie er ihnen gebührt, nachdem auch die geistige Arbeit und die Darbietung von Produktionsmitteln ihre Entlohnung gefunden hat, und in den Gewerkschaften, Gewerkvereinen u. s. w. kommt das in verschiedener Gestalt auch zum Ausdruck.

Die Landwirte haben bereits begonnen, sich zu Verkaufsgenossenschaften aller Art, für den Betrieb von Molkerei, ja für Müllerei, Bäckerei und selbst Metzgerei zu organisieren, um verschiedene Vermittler und deren Profite auszuschalten; es sind die besten Aussichten auf vielfachen Erfolg vorhanden. Die allgemeine Volkswohlfahrt und die Volkswirtschaft kann dabei nur gewinnen, indem der Gütererzeugung Kräfte zugeführt werden, welche jetzt nur wenig beschäftigt sind, aber dafür Profite zu ihrem Lohne zuschlagen, die sie Anderen, denen sie eigentlich gehören, entziehen.

Die Landwirte haben bei ihren Betrachtungen über Preis und Erzeugungskosten auch gelernt, bei Beschaffung ihrer Rohstoffe Handelsthätigkeit und Handelsgewinne (ohne eigentliche Arbeit, denn Spekulation ist doch keine produktive Arbeit) auszuschalten, und so sehen wir in den europäischen Staaten fast überall ein in Blüte und Entwickelung begriffenes landwirtschaftliches Konsumvereinswesen, das dem Landwirt und der Gesamtheit nur zum Segen gereichen muß.

Wie die Landwirte, so haben aber auch die Arbeiter, und zwar in sehr weitem Sinne, erkannt, daß nicht nur bei der Erzeugung und den Erzeugungskosten gerechte Verteilung stattfinden muß, sondern auch beim Verbrauch. Sie haben deshalb Vereinigungen von Konsumenten gebildet und sind dabei teilweise von anderen Ständen unterstützt, ja teilweise von diesen sogar angeregt und angeleitet worden zu Konsumvereinen zunächst für diejenigen Lebensbedürfnisse, welche leicht gemeinsam einzukaufen sind und bei deren Einkauf, Lagerung und Vertrieb wenig Risiko und Sachkenntnis erforderlich ist.

Die Konsumvereine sind etwas jünger als die anderen deutschen Genossenschaften, während in England, dem vorbildlichen Lande für das Genossenschaftswesen, gerade die Vereinigung zu gemeinsamen Einkäufen

von Lebensmitteln und zur Ansammlung der dadurch ersparten Beträge voranstand.

Wir haben in Deutschland die größte Entwickelung bei den Vereinigungen für gemeinsam zu beschaffenden Betriebskredit zu verzeichnen, während die anderen genossenschaftlichen Gebilde alle erst nach und nach und teilweise, wie die Rohstoffgenossenschaften für Handwerker, recht langsam in Erscheinung traten. Die Konsumvereinsentwickelung, die Konsumentenvereinigung, ist eigentlich jetzt in neuester Zeit erst in das Stadium der Erkenntnis getreten, die Großes für eine nahe Zukunft verheißt.

Von den 16 000 deutschen Genossenschaften ist heute kaum erst der zehnte Teil auf Konsumvereine zu rechnen, und wenn darunter einige sehr groß geworden sind, so zeigt das besonders deutlich, wie man bisher kurzsichtig, feige oder furchtsam und nachlässig gewesen ist.

Die Konsumvereine und in Konsequenz derselben auch gemeinsamer Großhandel für dieselben und teilweise eigene Produktion für dieselben in entsprechenden Lebensbedürfnissen werden der Erreichung des Ideals näher rücken können, daß einerseits der Erzeuger besseren Lohn, anderseits der Verbraucher billigeres Produkt erhält, und daß eine Menge von Zwischengliedern und Zwischenprofit ausgeschaltet wird zu Gunsten von Erzeuger und Verbraucher.

Daß bei der Organisation der Genossenschaften sowohl der für Produktion und gemeinsamen Großverkauf, als auch ganz besonders bei denen für den Konsum die Gewinne nicht gleich im Preis erscheinen, sondern als eine Dividende, eine Ersparnis, die angesammelt werden soll oder angesammelt werden kann, macht die Vereinigungen erst noch besonders wertvoll. Sie ermöglicht es, daß ohne Entsagung gegen früher oder im Vergleich zu Anderen, die keiner Vereinigung angehören, der Genossenschafter sich einen Fonds ansammelt, einen Noth- oder Spar-Pfennig für schlechte Zeiten, ein Kapital zum Vorwärtskommen, für Kindererziehung und Ausbildung, für's Alter, kurz für alle erdenklichen wirtschaftlichen Zustände oder Mißstände ein Hilfsmittel.

Auch manche andern guten Nebenwirkungen haben die Konsumvereine: sie gewöhnen an Barzahlung, an vermehrte Ordnung beim Einkauf u. s. w.; aber die Quintessenz, die erst neuerdings mehr erkannt und betont wird, bleibt der Ausgleich der Preise, der Erzeugungskosten und der Zahlung der Verbraucher, bleibt die Ausschaltung unnützer oder unnötiger Zwischenglieder zwischen Erzeuger und Verbraucher, die ein Schmarotzerdasein führen, insofern sie eben entbehrlich sind.

Von einem Ausbau des Systems in späteren Zeiten wird und kann es abhängen, daß auch das größere Schmarotzertum, das heute gegenüber den Konsumentenvereinigungen noch als eine unbezwingbare Macht dasteht, besiegt wird, und der Anfang, gegen solches Schmarotzertum zu kämpfen, wäre wohl zur Zeit großen Kohleneinkaufsvereinigungen beschieden. Mögen sie sich bilden und mögen sie gedeihen — die moralische Macht ist auf ihrer Seite!



Detlev von Liliencron.

Von Dr. Theodor Lessing.
(München.)

1.

. . . „Ich bin in meinem Zimmer. Bücher über Büchern in hohen, glasverdeckten Schränken, die alten Bilder, mein Rapier, meine Geweihsammlung, der große Schreibtisch . . . Vom Schreibtisch tret' ich an's Fenster. Ein freier, weiter Platz voll Bauschutt, dazwischen kleine Grasstellen und Tümpel. In denen waten Kinder mit nackten Beinchen, Knaben und Mädel. Zweie ziehen an einem blauroten Wägelchen. Davor haben sie einen etlichen kleinen Hund gebunden, unechter Dackel mit eingekniffenem Wehmutschwanz, der sich willig mißhandeln läßt.

Drüben unter der blauen Sonnenuhr steht ein Ulan, äugt in den dritten Stock empor, wo ein weißes Häubchen erscheint hinter Geranientöpfen.

Welch Sonnenschein, welche Lichter! . . . Ich könnte in Jamben oder Trochäen schlankweg aufschreiben, was ich sehe und wie ich es sehe, . . . es wäre das reizendste Gedicht . . . Aber Schreiben ist zu langweilig. Teufel auch! Leben, Erleben! . . . Ich stülpe den alten Hut auf, stecke ein paar „lumpige Kröten" in die Westentasche (dabei seufze ich „wieder 'mal die letzten") und fünf Minuten später sitz' ich auf der Dampfbahn und fahre durch grüne Alleen, Villenstraßen, zwischen Gärten in die Heide hinaus. Ja, in die Heide, weite, einsame Heide! . . .

Schon hält die Bahn auf der vorletzten Station. — Menschengewühle! — Es ist Jahrmarkt. Zelte, Buden, Fischgeruch, frische Krapfen, Schaukeln und dort! dort vor der Würfelbude ein reizender blonder Krauskopf. Ich springe ab und bummle ihr nach, mitten durch den Jahrmarktlärm. Ich bin ihr nahe und gerade will ich sie ansprechen . . . da, Götter! wie pocht mein Herz! Ich entdecke etwas viel Lieblicheres! Ein Mädchen, braunlockig, große dunkle Augen, halb Weib, halb Kind, schlichtschlanke Grazie . . . Ich kneife sie lachend in's zartrosige Ohr: „Schlingel, wollen wir Karussell fahren?" Sie ziert sich verschämt, halb Schrecken, halb Schelm. Aber gleich sitzen wir auf der Rutschbahn, und es geht weiter von Stand zu Stand. Ich kaufe ein Hütchen, einen Sonnenschirm, Handschuhe . . ., sie hängt mir endlich im Arm . . . Wir essen dicke Milch in dem Gärtchen am Walde. — Nachher gehen wir in's Theater und heute Abend . . . alle Teufel! Da fällt mir ein, ich habe bereits die schwarze Beppi bestellt . . . na, dann nicht! also: Resignation, Askese!" . . .

. . . So etwa komponiert, dichtet, erlebt Detlev von Liliencron. Blutwarme Lebensfülle. sicher, heiter, ein Guckkasten für die großen Kinder; Perlenketten entzückender Konkretionen, alles anschaulich und angeschaut, verliebt in's Leben bis zur Tollheit und auch in seine Schmerzen verliebt, gleich willig gegen jede Regung, somit immer sollizitiert, liebend oder hassend, bewundernd oder verabscheuend ohne Zwischenstufen. Aber stets vertrauend und treu gegen Leben und Menschen, ohne Zweifel an Erscheinungen und Erfahrungen, ohne Zugang zu Höllen und Himmeln der großen Wahrheitstitanen, jener Bohrer und Frager, die in Tiefen wollen . . . Er hat noch nicht einmal das Bedürfnis nach strengerer Geschlossenheit und Zusammenhang des Erlebens, geschweige nach System.

Und doch ist die Philosophie des Dichters weder leicht noch flach; vielmehr jede Zeile kampferprobt. Und nicht in Resignation, sondern in männlicher Weisheit schwebt über Allem die Erkenntnis: „Gieb dich ruhig hin. Lebe ohne Gegrübel und Herzensnot. Das starke Menschenmeer trägt uns alle noch lange, uns, seine Kinder. Nur hinein, so stark du bist, so schwach du bist, und schöpfe dir heraus, was du nötig hast an jedem Tag für jede Stunde" . . .

So ist er überall ganz dabei, sei es im Kampfe, oder beim Grog, oder in der Liebe . . . er giebt sich vertrauend hier hin und dort hin, frei und ehrlich, ein ganzer Mann, ungebrochen. — Es klingt, wenn er erzählt, als wenn er die Dinge reden ließe und selber nur zuhöre oder zuschaue, während man sonst bei Modernen über Schilderung und Erzählung

nie die oft so eitle Person des Erzählers los werden kann, weswegen sie sich dann hinter Phrasen verschanzt: „Persönlichkeit", „Individualität" und andere inhaltlose Verlegenheitsschlagworte.

Und während alle Gefühle der modernen Menschen Mischgefühle sind, die Empfindungen sich kreuzen, hemmen oder färben, so sehr, daß man in Gedichten keinen ausschließlichen Affekt findet, sondern sich durch die Komplikation sehr verfeinerter Naturen durchtasten soll, finden wir bei Liliencron noch jedes Gefühl taufrisch, primitiv . . . der Schmerz ganz Schmerz und die Freude ganz Freude, so frei von Skepsis als von Übermut.

Wir merken, warum dieser Dichter Goethen so liebt, Goethe, mit dem er nur ein schmales Lebenssegment gemein hat. Auch Goethen eignet das ungebrochene Aufgehen im Momente, so daß Leben und Dichten ihm frühe in Gefahr kam, zu zerstückeln und, in Augenblicksregungen verlaunelt, auseinanderzufallen.

Beide seltene Männer aber hatten ihr Korrelat: Goethe die strengste artistische Selbstzucht der großen Künstler; Liliencron die Subordination des Soldaten.

Noch an Byron könnte man denken. Man hat ihn oft mit Liliencron verglichen als den genialischen Grandseigneur, welcher „Kunst in Verbindung mit gutem Essen" betreibe und „Bücher oder Kinder" zeuge als pessimistischer Epikureer. Aber Byron gehört späterer, reifer Kultur an. Gerade jene von Goethe so verkannte „Selbstquälerei" — das Resultat eines überstrengen, ethischen Gewissens bei starken und haltlosen Affekten — ist Liliencron völlig unbekannt. Er hat wohl etwas Katzenjammer, ein paar Reue- und Büßertöne nach dem Rausche, aber er ist zu gesund und in seinen maßvollen Leidenschaften eben beherrscht genug, um der byronischen „Zerrissenheit" zu entgehen und den „Weltschmerzen" der ihm fremden Romantiker. Auch fehlen ihm alle Mitgifte der großen Satiriker.

. . . Auch in uns anderen erregt vieles: die Landschaft, der Mensch, ein Tongefüge. Doch unsere Eindrücke in ihrer Kompliziertheit sind zu wach. Für Liliencron dagegen hängt über vielen Dingen noch der frühe Nebelduft, wie für die Kinder. Wir kommen schließlich vor Weisheit und Überwachtheit nicht zur Reproduktion des Lebens; kaum zum Leben selbst. Es ist für uns alles zu ernst und schwierig geworden. Wir spielen und lachen nicht, wir entlasten uns freudlos in Worten, hinter denen längst ein schlechtes Gewissen flüstert: sie seien abgegriffen und niemals fähig, unser einsam Eigenes zu tragen. Liliencron aber glaubt noch der Sprache. Was sie ihm zuträgt, nimmt er arglos wahr mit der Neugier des Entdeckers. Er plätschert furchtlos in „verheirateten Phrasen"; er vergoldet

die ältesten Rechenpfennige. Das that Goethe auch. — Nicht zu genau hinsehn, nicht viel davon wissen, nicht allzu deutlich denken, ist Dichtertugend und Stil, aber auch Denkermangel. Die wissende Kunst stammelt mystische Greisenweisheit, lallt, als werde sie wieder jung, und endlich stirbt sie schweigend. —

2.

Mißt man den Künstler nicht an der Kraft, die das Leben nachfühlt, sondern an jener, die es überwältigt, sucht man in ihm die schöpferische, synthetische Gewalt des Menschen, so wäre Liliencron kein Künstler von großem Range . . . aber auch etwa Heine oder Hauptmann wären es nicht, ja nicht einmal Goethe. Denn alle diese konzertierten mehr, als daß sie komponierten. Ihr Genie war das formal-ästhetische, welches ein Stück aus Stücken, ein neues Ganze aus endlos gesichteten, oft mühevoll gewonnenen Teilen zusammenreiht, während es merkwürdige Titanen giebt, die ihr Werk nicht nur aus den Elementen des Lebens gewonnen und abstrahiert zu haben scheinen, sondern selbst eine Bereicherung des Lebens sind durch neues Leben, durch inkommensurables Erfassen einmaliger Erfahrungen, dessen Zusammenhänge wir so wenig erklären können, daß wir zu mystischen Worten wie „dämonisch", „intuitiv", „genial" fliehen. So wirken auf uns Michelangelo, Hebbel oder Wagner. Diese tiefere Kraft, die das formal-ästhetische Genie sich unterwirft und dienstbar macht, ist ein philosophischer Gehalt.

Wir wissen, daß Künstlertum und Gedankenkraft nicht Gegensätze sind, ja nicht einmal „abstrakt" und „konkret", welche Liliencron gern aneinander hetzt, wo er verlegene Dichterunwissenheit, die nicht stark und tief genug war zu sinnlicher Verleiblichung bedingungsloser Wahrheit, durch ein hübsches buntseiden Mäntelchen übermänteln will. Sogenannt abstrakte Wissenschaften wie Logik und Mathematik sind die Wissenschaft der Phantasie, und nirgend ist Wissen dem Leben feind, wo es erlebt, oder gar Potenzierung des Lebens ist.

Was uns Bescheidung lehrt in Gestaltenwelten ist nicht „Dichterkraft" und „Phantasie". So beschönigen wir die Mängel unserer Denkenergie und die Wahrheit, daß bestimmte Arten von künstlerischer Produktion thatsächlich eine große Ignoranz erfordern.

Und doch giebt es eine reinsensuelle, noch unvergeistigte Kunst, deren Wert ich danach bemessen würde, wie weit es dem Künstler gelang, in der endlosen Welt sich sein Gärtchen abzusondern, um in ihm zu pflanzen und zu ernten; in sicheren Grenzen resolut dahinlebend.

Diese Beschränktheitstugend gilt für Liliencron so gut, wie etwa für Hauptmann.

Von höherer Warte ist ihr Mangel an „philosophischen Ideen", oder wie man es nennen mag, zwar Armut an tieferer Menschen- und Lebenskenntnis. Indes ist es die Aufgabe des Künstlers, wie Aufgabe des Menschen überhaupt, aus seinen Schwächen Kapital zu schlagen und die Tugenden seiner Fehler vorzukehren.

So finden wir bei Liliencron wie bei Hauptmann einen Stil, der den Mangel an tieferer Komposition ausgefeint hat zu Vorzügen, die den Kunstkenner entzücken. Jener Stil sei sprunghaft, zerstückelt, abrupt, nörgeln die Litteraten, welche ausnahmslos selber von solchen Bruchstücken und Fetzen leben, ohne sie gestaltend verwenden zu können ... Wir Unzünftigen aber freuen uns gerade dieser Gestaltungskraft und finden, so systemlos sei das Leben selber, so bunt und einfach, wechselnd und natürlich, und es scheint uns wohl, als ob der Künstler aus purer holder Freude am Leben dieses noch einmal habe nachgeschaffen und zwar nun gleich viel schöner, reicher und reizender als das Original, das so mannigfach trübe durchkreuzt wird.

Und doch ist auslösendes Moment des künstlerischen Schaffens keineswegs jene Lebensfreude, die der Genießende fühlt, sondern vielleicht unzufriedene Hemmung, die sich flüchtete über das Leben hinaus zu schönerem Leben ...

3.

Es fät der Huf, der Sattel knarrt,
Der Bügel jankt, es wippt mein Bart
In immer gleichem Trabe.

Auf stillen Wegen wiegt mich längst
Mein alter Mecklenburger Hengst
Im Trab, im Trab, im Trabe.

Der sammetweichen Sommernacht
Violenduft und Blütenpracht
Begleiten mich im Trabe.

Ein grünes Blatt, ich nahm es mit,
Das meiner Stirn vorüberglitt
Im Trab, im Trab, im Trabe ...

Ein Nixlein, das im nahen Bach
Sich badet, plantscht und spritzt mir nach
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Und immer fort, der Fackel zu,
Dem Thorfahrtlicht, der ewigen Ruh,
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Ähnlich ist Liliencrons persönlicher Stil in Roman und Novelle, Drama und Gedicht: Veilchenduft . . . ein Blatt . . . ein Nixlein im Bach . . . endlich in's Dunkel hinein; so reitet er zwecklos frisch drauflos durch ewig wechselnde Szenen in mutwilligen Kapriolen und Eskapaden, menschlich fast ohne Entwicklung, und auf immer neuen, überraschenden Pfaden, immer mit den alten Dummheiten oder Klugheiten.

Wir lesen bei ihm Gedichte, vor denen wir fragen: was will der Dichter damit? warum sagt er uns gerade dieses? warum erzählt er uns von diesem König, der schwermütig durch den Wald zieht? von einer zarten Prinzessin, die das dicke Nilpferd betrachtet? von der einsamen Eiche, die er heute besucht hat, oder daß er zwei Kinderwagen sah, dieser reich und jener arm? — Was zum Teufel geht mich dieser König Ragnar an und seine gepichte Hose? . . . Es ist alles Willkür; er sieht, wird bewegt und hält fest. Er will nichts damit und wir sind Thoren, wenn wir überall Sinn und Bedeutung suchen. Ist denn nicht jeder Ausschnitt Welt ein Gedicht? Und warum soll das eine Bild mehr sein als das andere, und warum sollte er nicht von tausend Bildern, die er vor sich hinträumt, nach Zufall und Launen spenden. Gefühlt und im Tiefsten bewegt ist alles, auch da, wo er sich offenbar recht wenig gedacht hat. Es war ihm immer bluternst: er giebt nur ein Rosenblatt und doch ist es sein ganzer Sommer.

4.

Liliencron ist vor Allem Junker. Das ist Quelle seiner besten Macht, daß er einen Typus vertritt, der im demokratisierten Arbeitsalter den sehnsüchtig schwermütigen Reiz eines alten, selbstherrlichen Ideales hat, aus starker Feudalzeit.

Dieser aristokratisch-soldatische Typus ist reaktionär . . . trotz Nietzsche und Individualismus, die ja auch romantische Reaktion sind . . .

Aber wie es Kraft ist, „unzeitgemäß" zu sein und in jenen zukunftslosen und zeitabgewandten Parteien oft die menschlich-tüchtigsten und verehrungswürdigsten Männer stecken, so finden wir andererseits — ein wunderlicher Widerspruch — nicht selten altmodische Menschen als Träger der jüngsten Ideen.

Junker Liliencron könnte für jede Veilletät, die wir tadeln wollten, uns etwa auf Bismarck weisen, der kein Riese geworden wäre, wenn er nicht stehen geblieben und im Guten und Schlimmen fester, freier pommerscher Junker geblieben wäre, lebenslang, wenigstens im Herzen . . . mag im Kopfe wohnen, was will.

Wir andern sind Arbeiter, Brotsorger, rastlose Schlepper, nur in Feierstunden wir selbst. Wir haben Recht, wenn wir den freiherrlichen Lebemann als edlen Müssiggeher abweisen. Er ist Typus für sich, unmodern und zukunftarm. Aber diese Stellung giebt ihm Romantik, während keiner der Romantik ferner steht, als gerade Liliencron.

Theodor Fontane, der oft ein Liliencron mit dem Kopfe ist, machte sich lustig über die romantische Zweiteilung der Menschen in „Engel" und „Bengel". Hier der „Künstler", dort der „Banause", hier der „Dichter", dort der „Philister" ... und Philister ist eigentlich alles, was keine Tinte verspritzt.

Bei Liliencron wird fortdauernd höchstallgemein der „Philister" angeulkt, wie von den allerjüngsten Studenten. Aber wo steckt das Überlegenheitsgefühl, das dieses Pathos giebt? Es scheint bald Dichterhochgefühl gegen die Nichtdichtenden zu sein; öfters aber noch Stolz des frei lebenden, nach Laune genießenden Standesherrn gegenüber dem Sklavenlose der im Joche keuchenden, in Moral und Sitte eingepferchten Menge. So wurde zwanglos das Standesprivileg in ein Künstlerprivileg verwandelt, und der verbissenste Demokrat muß den Standesherrn freudig gelten lassen, weil er Dichter ist ...

Die Kunst wurde bei Liliencron Rechtfertigung des Lebens; ohne sie wäre er wohl zu Grunde gegangen ... Aber wer aus Allem Poesie zu schlagen vermag, dem muß alles erlaubt sein! ...

Rufen wir nochmals Fontane's Manen an und stellen ihn neben Liliencron, so erscheint er uns thatsächlich als ein echter, rechter Philister, er, der doch seinerseits wieder Storm als „Philister" empfand ... Für die starke, heroische Leidenschaft, für die ungeschwächten, unreflektierten Affekte hatte Fontane nie viel übrig. Er regelte naiv nach rationellen Gründen, und neben Liliencron ist er der Dichter einer viel späteren Zeit, sehr klug, sehr reif und selbst „dekadent" ...

Zuerst also ist Liliencron Junker und Soldat. Und wo er Junker bleibt, da wirkt er immer. Hier und nicht in der Kunst wurzelt sein gesundes Selbstgefühl und seine edelste und reichste Eigenschaft, die vornehme Neidlosigkeit und das Wohlwollen des Starken.

In der Litteratur ist alles von Ehrgeiz und Neid angeschmutzt, alles wird Klique, Partei und Zunft; jeder rennt und will etwas und hat genug zu thun mit sich selbst, seinen Wirrungen und Stimmungen. Jeder fürchtet, sich selber zu entadeln, wenn er den Andern dankt und anerkennt, und fürchtet mit Recht so, weil er selber keinen Adel hat und seine Anerkennung nicht adelt. Große und Starke werden niemals genannt —

konnte doch in Deutschland ein Mann wie Dühring dreißig Jahre lang, (schließlich selbst von einem Nietzsche) ausgebeutet werden, ohne daß man ihn nannte . . . und das nicht aus Perfidie — oh, es giebt stets viel mehr gute als böse Menschen — nein treuherzig, glatt, platt und bequem . . . Unsereiner stellt Aufgaben; und niemand kämpft für etwas, wobei er nicht selber vorstellen möchte . . .

Hier ist Liliencron Unikum als ein Poet, der von der überkritischen Stimmung des Zeitalters, in welcher alles und jedes sofort kritisiert, analysiert, pragmatisch und historisch abgetötet wird, frei blieb und mit naiver Kritiklosigkeit auch die grenzenlose Fähigkeit zu genießen und die schöne, gerade Freude am Werke und am Menschentume Anderer sich bewahrt hat.

Auch hier war der Typus sein Glück, der ihn von vornherein vom schmutzigen Volke der Berufslitteraten exponierte und ihm jene Unempfindlichkeit gab, mit der im deutschen Litteraturleben, als dem roheſten Europa's, ein Dichter, der sich durchsetzen will, gepanzert sein muß. Denn nur, wenn im Manne die Sicherheit lebt, daß er vom plumpen Volke niemals ganz erfaßt werden kann, oder daß er außerhalb jener Eigenschaften, die sie am Künstler auffassen, seinen Wesenskern, Beruf oder Rang für sich hat, besitzt er Unangreifbarkeit und Gleichgiltigkeit gegen „Kritik". Es wird etwa ein Mann, der eine große Körperkraft besitzt, leicht „dickfellig" erscheinen, wenn er angefeindet oder totgeschwiegen wird, weil er das Bewußtsein hat, daß der Kritiker ein wertvolles Stück seines Wesens, das vielleicht in seinem Selbstbewußtsein das wichtigste ist, nicht mitnegiert oder mitberücksichtigt habe . . .

In verwandter Art konnte Liliencron von „Litteratur" und Litteraten unberührt bleiben. Er war Dichter, wann und wo es ihm paßte, und wenn es ihm nicht gefiel, besann er sich auf den Baron oder den Soldaten und schickte litterarischen Ehrgeiz wieder 'mal zum Teufel.

So leistete er etwas Rechtes, weil er nicht seinen Ehrgeiz suchte, sondern naiv darlebte. Nur da, wo er sich doch einmal in theoretische Bewegungen hineindrängen ließ, Zeitschriften gelesen hatte und unreifes Geschwätz von „Naturalismus" oder „Realismus" u. dergl. aufgriff, tappte er vorbei mit schlechten Experimenten, gesuchten Bildern, geschmacklosen Wortbildungen und Künstlichkeit.

5.

Jagd und Jeu, Geschichte, Vaterland, der Kaiser, die Kameraden, die Landschaft, zumal die holsteinische Heide und, nicht zu vergessen, die

Liebe . . . das sind Themen, in denen er glücklich ist. Kommen hinzu: satirisch-polemische Streifzüge, Gesellschaftskritik, Gedankendichtung und Zugänge zu allerlei Mystik, Superstition und auch etwas Theologie . . . das sind Gebiete, auf denen er entgleist.

Zwei starke Pole sind da: der Kampf und die Liebe. Gegen den Soldatendichter Liliencron ist Körners Schlachtenpathos hölzern abstrakt, und Strachwitz, der ihm sonst nahe steht, blieb zu unfertig, um es mit Liliencron aufnehmen zu können, der etwa mit 40 Jahren das erste Gedicht herausgab.

Lassen wir bei Seite, wovon am wenigsten zu sagen ist: das Geistige. Sein Lebensinhalt ist kein Geistesgehalt. Die Feder soll er brauchen in Ruhestunden nach der Schlacht, nach der Jagd, für die Liebe. Er wirkt banal, wenn er reflektiert, oder sentimental wird und Gemeinplätze anbringt, die jeden Freidenkerkalender schmücken. Er bringt es etwa fertig, Storm, von dem er viel lernte, ganz heilig zu apostrophieren:

„Du hattest Poesie, ein selten Ding
In diesen nüchternen Verstandeszeiten" u. dergl.

Reden wir lieber von den entzückenden Versbildern, anschaulich lebigen Vergleichen, kecken und kühnen Neuprägungen, die ihm bewußt und unbewußt gelangen.

Der Mond hängt wie eine dicke gelbe Tombackuhr aus ganz zerrissener Wattenwolkenweste. Das Kätzchen Behaglichkeit schnurrt im Zimmer. Die Rieseneule Qual breitet die Flügel über die Erde. In des Fensters schmale Ritzen klemmt der Morgen seine Fingerspitzen. Am fernen Horizonte friert ein Wäldchen. Die Krähen stolpern über'n Schnee. Das Mädel zögert ihm in den Arm, während ihr Auge auf ihm wartet. Ein milder Regen weint sich aus. Die Leute sind biergesichtig; die Landschaft ist schornsteinrauchfriedlich. . . . Viele, sehr viele derartige nahe Wendungen besitzt er, die wirklich geschaut sind, und ebenso prägt er sich glückliche Kernworte: jagdgierzitternd, siegesfett aussehn, Amor, der kleine Herzensintrabbringer. Tigert er auf dich hinaus, tatz' ihn wie die Katz' die Maus. Skatlederne Mathematikherzen. . . . Aber solche philologische Aufreihung ist weniger meine Aufgabe, als etwa Gegenstand für die „Jahresberichte zur neueren deutschen Litteraturgeschichte", in denen unsere Litteraten und Litteraturprofessoren ihren Jahresmist abkarren . . .

Will man eine beliebte schlechte Scheidung machen, so wäre Liliencron'sche Lyrik eher plastische als musikalische Lyrik zu nennen. Er hat nie ein „sangbares Lied" geschrieben, aber viele Lieder sind wie Gesang. —

Der Rhythmus ist monoton, und wie alle „Plastiker“ bevorzugt er die romanischen Maße. Gleichwohl ist er bei der größten Gleichgiltigkeit für Rhythmeneinheit fast rigoros in der Vermeidung einzelner scheinbarer Nonchalancen, so gegen das „Dichter-eh“ (sehen statt sehn, gehen statt gehn) und gegen unreine Reime. In beiden Fällen kann ich ihm nicht zustimmen; insbesondere wird der unreine Reim oft Feinheit und musikalische Waffe gegen Leierkastenklang.*)

Am herzlichsten liebe ich den Landschafter, der die Haidebilder schaute und in ein paar glücklichen Zeilen eine Szene und ihre Stimmung, zumal nordische Stimmung oder Nordseegeruch, in Worte bannt . . .

6.

Die Aufmunterung Goethens: „Liebe sei vor allen Dingen unser Thema, wenn wir singen“, fiel bei Meister Detlev auf fruchtbaren Boden... Aber eine Verwandtschaft mit Goethe haben wir auch darin, daß Leben und Fabulieren in einander übergehn, so daß man niemals wissen kann, was etwa Wahrheit und was Dichtung sei. Es wäre grenzenlos müssig, nach Art der Goethephilologen erforschen zu wollen, wo die Realität und wo die reale Phantasie anfange . . . Erlebt ist alles; aber sicher ist, daß der Dichter, ach, niemals Schloßherr von Poggfred war, niemals mit Gustav Falke Bären gejagt hat, oder seine Bajaderen zu Ehren Dehmels in kupferroter Seide Sarabanden tanzen ließ . . . selbst die Gräfintante Mimi, die blonde Komtesse Dellegaard, die reizenden Beppi's und Katherl's haben in Fleisch und Blut gar nicht, oder doch nicht so existiert . . . ja, endlich würde selbst eine gewisse Renommage bei diesem Dichter nichts

---

*) Liliencron travestiert, wenn ich recht erinnere, das Heine'sche Lied: „Leise zieht durch mein Gemüt“ wegen seiner unreinen Reime. Aber gerade dieses entzückende Liedchen ist mir ein Beispiel für die Schönheit des andeutenden Anklangs . . . Bei Liliencrons Verdonnerung des Dichter-eh kommt uns die kleine Goethe'sche Bosheit in den Sinn:

„So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren.
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen.“

Die Ausmerzung des stummen e, welches im Gotischen ein a war (salhvan), im Angelsächsischen ein o (seon), trägt ohne Zweifel bei zur Vergemeinerung und Verhäßlichung der Schriftsprache. Leider ist die Buchstabenknickung und Elision, gegen welche alle guten Schriftsteller ankämpfen, ein Gesetz unserer Sprache, deren Schönheit täglich den Nützlichkeitszwecken geopfert wird. So ist bekanntlich Formenreichtum und Klangfülle ganz primitiver Sprachen (z. B. der polynesischen) weit großartiger, als bei den Kultursprachen. Die praktisch brauchbarste moderne Sprache (das Englische) ist buchstabenknauserig und häßlich.

weniger als schlimm sein — nach seinen Gedichten hat er mindestens in hundert Schlachten gefochten —; sie kleidet den Typus und bringt ihn nicht in Gefahr, formlos, unecht und plump zu werden, wie das vulgäre Natur- und Kraftpoetentum . . .

Er ist immer wahrhaftig und kreuzehrlich, Realist wie Goethe und wie Goethe Idealist. Seine Kunst ist, das zufällige Erlebnis, von den Schlacken des Augenblicks gesäubert, in eine höhere Region zu heben, so daß uns scheint, als enthalte es viel mehr als Einzelleben und Einzelstimmung und sei Typus oder Symbol für etwas Anderes, Tieferes.

Alle Kunst ist Retouche, und hätte er nicht solche Gabe der poetischen Verklärung des erlebten Augenblicks, so würde auch sein heißestes Leben, die echtesten Naturlaute, das elementarste Titanentum noch lange keinen Dichter machen. Gerade Liliencron wäre Dilettant unter Tausenden . . .

Vielleicht lebte dieser Scheinrealist mehr in Projekten, Wollungen und Bildern, als in den Details der Wirklichkeit; das resolute Drauflosleben erwächst aus solchem Nichtgenauhinsehn. — Solche Naturen wissen niemals viel vom Leben und am wenigsten von sich selber; sie sehen, was sie wollen, und bleiben nicht hängen an kritischen Erwägungen. Sie gehen durch Gefahren, wie ein Nachtwandler über Dächer geht, und kommen aus Höllen mit dem Lächeln eines Kindes.

Eine Wirklichkeit, die vielleicht jeden Andern zerbrochen oder doch gelähmt hätte, zwang Liliencron sich um in ein Idealreich . . . Er blieb stolz und gerade, ohne sich der Welt anzupassen; er paßte sich die Welt an und vergoldete sein Leben . . . freilich durfte er es dazu nicht genau kennen und mußte vieles übersehen oder gar vergessen . . . So baute er sich zum Troste für „Weiber, Widersacher, Schulden", die nach Goethe kein echter Ritter loswird, seine Überwelt, wo Bertouch, der Kammerdiener des ancien régime, die großen holsteinischen Güter, auf denen er viele Leibeigene, das jus primae noctis und unbeschränkte Gedankenfreiheit besitzt, in artiger Zucht hält . . . und schließlich weiß unser „Bauerngoethe", der sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben hat, selbst nicht mehr, was erfahren oder was erschaut war, was gemeines Leben und was Zuthat und was Umdeutung sei . . . ganz wie die alte Exzellenz.

. . . Man würde aber sehr irren, wenn man diesem Idealjunker die Vorurteile seiner Kaste zuschöbe . . . niemand ist so großzügig frei und zugleich im Innersten vornehm. Schnell erregt und schneller versöhnt, ein guter Hasser und ein starker Lieber, den Freund durch's Feuer tragend, aber ein rücksichtsloser, blinder Feind, und doch auch wieder nicht nachträgerisch, empfindlich, oder gar kleinlich, schielend und hämisch . . .

Ich habe nichts zu verbergen, ich brauche nicht leisezutreten oder zu duckmäusern. Wo ich Dummheiten mache, da sage ich frei und frank vor aller Welt: hier habe ich eine Dummheit gemacht und bereue sie aufrichtig — und mache eine neue. Unsereins darf sich das erlauben. — Ich bin stark und tüchtig — so sprechen alle wirklich Starken zu sich selber oder sagen es sich nicht einmal bewußt . . . das Distanzgefühl steckt im Blute.

Darum achtet er auch noch den Feind, weil er sich selber achtet, und braucht vor Niemandem Falsch und Feigheit, die beiden Hauptmerkmale des Gesindels ringsumher.

Er ist naiver Aristokrat, und doch sind gerade solche Aristokraten echt volkstümliche und das Volk liebende Naturen, weil sie mit dem Wohlwollen der Kraft leben und leben lassen, niemals äußerlich betonend ein Herrentum, das nicht im Wappen steckt.

Es bleiben geborene Herrscher ohne Heloten, und geborene Millionäre ohne Million. Denn sie würden Heloten zu Freien machen, und die Million wäre morgen verflogen . . . und immer haben solche Naturen ein starkes Leben nötig. Sie *müssen* auf des Messers Schneide leben und würden sich vielleicht selber an's Kreuz schlagen, wenn nicht die Welt schon dafür sorgte.

7.

Die adeligste Eigenschaft des Erotikers Liliencron ist die große Reinheit . . . ja wohl Reinheit.

Die Moralisten sind entsetzt! Sie zählen seine Liebesnächte und registrieren ihre illegitimen Küsse. Und doch ist diese Erotik von unbedingter Integrität, lauter und unschuldig. Die Primitivität des Trieblebens und die freilich respektable Quantität des Liebeskonsums hat niemals die keusche Nacktheit dieser heidnisch-gesunden Erotik befleckt, niemals ihren Grundzug verändert, den man im litterarischen Tagesjargon gern als „Renaissancemenschentum" preist . . .

Detlev von Liliencron ist solch ein „Renaissancemensch" . . . aber das ist freilich sehr wenig. Wir sollten uns nicht an fremden Kulturen recken; unsere Zeit ist für uns größer und wertvoller als die der Renaissance.

Seine Triebe sind noch nicht einmal Begierden, d. h. bewußte Triebe geworden; er hat noch jene glückliche Unbewußtheit reiner Kinder und Frauen, das schnelle Vergessen der Vergangenheit, das erstaunliche Ignorieren der künftigen Folgen. Daher dann die Reue, die so oft hinter seinen Gedichten steckt und ihn überfällt in Augenblicken plötzlicher Bewußtheit, wo er das Elend übersieht, das er arglos angerichtet hat. Dann

wird der Abenteurer zum Büßer und Grübler, welcher alle gewaltigen Affekte gegen sich selber kehrt. Er denunziert sich vor dem Tribunale der Zukunft und vollstreckt an sich selber unbefangen ein Strafgericht, um bald darauf wieder blitzschnell alles zu vergessen, was das Selbstgefühl beeinträchtigt, das Gewissen stört oder das Leben belastet.

Das ist die Art robuster Naturen. Zarte verbluten oft an einer kleinen Schuld, an einem einzigen Sprunge der Seele. Es giebt hier zweierlei Gerechtigkeit. Für den, der das feine Gewissen und die Bewußtheit der Triebe schon besitzt, wird wirklich zur Schuld, was die derbere Natur darf, weil sie es unschuldig that, und verwindet. Das ist eine Kraft, aber auch eine Grenze. Pflicht aber beginnt, wo Kraft aufhört...

Über das Problem einer Don Juan-Natur haben wir wenig genug gesagt, wenn wir ihr „eine starke Sinnlichkeit" zusprechen. Sinnlichkeit kann auch Quelle der Bußpredigt und des Asketentumes sein.

Das Sinnenleben dieses Naturgenie's ist zwar stark und ungebrochen, aber stets kompliziert durch Motive, die der bloße Wüstling nicht ahnt. Der tapfere, unternehmungsfrohe Hedonismus eines Don Juan ist zwar lärmender, aber dennoch viel unschuldiger, als die schleichend-schielende, oft so hochmoralische Sinnengier eines stillen Lüstlings.

Der Erotiker Liliencron, welcher herzklopfend einen Liebesraubzug rüstet, ist ganz der selbe, der sich zur Not auch in Schlachten bewährt, und was ihn nächtlich durch die Gassen Hamburgs treibt, ist jene Abenteuerlust, die auch den reinsten Menschen Spielhöllen, Lasterhöhlen, nächtige Spelunken aufsuchen läßt aus bloßer Lust an einem gewagten Spiel in gefährlichen Situationen.*)

*) In den Münchner Künstlerkreisen kursierten vor Jahren einige Anekdaten über Lilieneran, die sicherlich unwahr, aber psychalogisch gut erfunden sind. Ein hochgebarener Verehrer des Dichters erteilte einst Liliencran Audienz und ließ ihn durch Hofequipage abhalen. Auf der Fohrt zum Schlasse in haher Gala sieht Liliencran am Wege ein verträumtes Mädchen ous dem Valke ohne Mantel und Hut. Er läßt halten, springt ous dem Wagen auf das Mädchen zu, lädt die Errötende zur Spazierfahrt ein und läßt den Kutscher einen Umweg mochen. Zur Stunde der Audienz hält der Wagen om Schlasse; Liliencran entläßt das Liebchen aus der geschlassenen Kutsche und fährt in's Partal ein; jeder Zall Hafmann und Aristakrat... Eine andere Anekdote erzählt, Liliencron sei eines Tages mit einem Freunde — nennen wir ihn Meier — die Berliner Linden entlang gebummelt, am Wege habe eine „Dame" van harizontalem Genre gestanden und ihr süßestes „Suivez-moi" geflüstert. Liliencran, in größter Unruhe, macht drei Schritte ouf die peripathetische Philasophin zu, dann vier Schritte zu Meier zurück. Endlich siegt bei ihm die Tugend und man geht weiter, ohne umzublicken. An der nächsten Straßenecke aber bleibt Liliencron stehn und ruft gonz verzweifelt: „Meier, Meier, ich glaube, ich werde schan alt!" —

Ein starker, temperamentvoller Mann, der „seinen Beruf verfehlt hat"; ein leidensfähiges Dichtergenie, das niemals Heimat und Hafen fand; mißgeleiteter oder unbefriedigter Unternehmungssinn vergeuden ihren Überschuß an Thatkraft oft in Trinken und Wetten und hinter der Freude am Glücksspiele und an allen Vergnügungen, bei denen wir frech Person, Leben und Reputation auf's Spiel setzen, steckt manchmal die beste Energie.

Dies kann der Schulmeister nicht verstehn; aber die Allerbesten unserer Nation sind untergegangen, wenn starke und begehrliche Zugänge zu den menschlichen Leidenschaften (welche nach Nietzsche's Wort den Dichter machen), eingepfercht in die Stagnation des Gewohnten und Alltäglichen, sich gegen sich selber kehrten, nach innen schlugen, pervertierten. Der Lebenskunst, welche Kraft zum Leben hat, können nur Eunuchen böse sein. In Schlachten freilich schweigen die Eroten, aber im verhockten bürgerlichen Leben sorgen Liebe und Durst, daß es nicht am Abenteuer fehle.

Die Lust am Liebesabenteuer wird bei Liliencron von einem starken Willen zur Macht geleitet. Das Besiegen und Beherrschen der Frauen ist das Wesentliche. Seine Erotik schildert mit Jubel, wie er eine Frau gewann, wie ihre Sinne von ihm gefangen wurden und ihr Widerstand an seiner Kraft zerbrach. Dadurch entfernt sie sich von der modernen Liebeslyrik, welche nur die schmachtende, sentimentalische Liebe kennt und sich nicht des Erreichten und Gelungenen freut, sondern verschmachtet nach Unerreichtem oder Unerreichbarem, also im Gedichte ein Surrogat hat für den Sieg, den Liliencron mit einem Gedichte krönt.

Eine so primitive Natur ist freilich anderseits genügsam und begehrt nur, was bequem zu haben ist. Darum ist in ihrer Begierde weder die unheimliche schwüle Inbrunst feinerer und tieferer Naturen (etwa Dehmels), noch die Lüsternheit der schwächeren und kümmerlichen. Niemals wird bei ihm die Schilderung einer Liebesszene andeutend, verschleiernd, raffiniert, pikant, wie bei klugen und impotenten Erotikern der Pariser Schule; aber auch selten kraß und bacchantisch, schwelgend im üppigen und nackten Fleische, wie etwa auf Rubens'schen Gemälden . . . auch die wildeste Leidenschaft ist noch keusch und eigentlich nur ein Spiel und, wie alles Spielen: Überschuß an müssiger Kraft und Übung zu wertvollerem Thun. Nie geht er unter in Affekten; sie erfassen ihn mächtig, aber füllen noch lange nicht aus. —

Stark, vornehm, adlig, anständig und ritterlich sind Kennworte, die seiner heldischen Art nie verloren gehen können, weil sie nicht das Thun, sondern das Blut kennzeichnen. Ein echter Edelmann bliebe adlig, auch

wenn er Wechsel fälschte; d. h. er fälschte eben nur aus adligem Motive. Indessen wird eine Natur von so jugendlicher Primitivität auch all jener verfeinerten Vorzüge entbehren, die erst lange, späte Kultur geben kann.

Wo die Sinnlichkeit ganz roh ist, wird jede geistige Qualität primitiv sein, insoweit das Erotische eine Grundwurzel aller menschlichen Entäußerungen, der Religion und Kunst, der Moral und selbst des Wissens ist.

. . . Die Auffassung Liliencrons von der Frau hat sich von jener naiv androkratischen, die Stuart Mill als primitivste Kulturstufe kennzeichnet, so wenig emanzipiert, daß sie sogar auf noch barbarischere Form zurückgreift, nämlich auf jene Weibergemeinschaft, in der die Sächlichkeit und Nebensächlichkeit des Weibes noch nicht einmal die „Männcheninstinkte“ des eifersüchtigen Alleinbesitzes hervorbrachte, geschweige die Treue und Würde der starken Lebenskameradschaft, welche ein Produkt hoher Bildung ist.

So etwa, wenn der Erotiker seinen Freunden seine Odalisken gastfrei zur Verfügung stellt, oder in der artigen Geschichte von dem Schneidermadl Liliencrons und dem Waschermadl Bierbaums und ihrem gelegentlichen Probeaustausch . . . und in all seinen Liebesabenteuern sehen wir ausnahmlos eine Gretchen-, Kätchen- und „Holdchen“-Wertung der Frau; oder er schildert Frauen, deren ganze Stärke im Liebesaffekte liegt und die nichts sein sollen, als Glut und Liebesgenuß für den Mann. Nirgendwo aber nur eine Spur jener Kämpfe um ein neues und größeres Frauenideal, die heute aller Besten Erlebnis sind.

Diese Frauenverachtung ist durchaus nicht die einer stolzen und vornehmen Seele, deren schmerzvoller Hohn und Ekel an der Kleinheit der uns umgebenden und überkommenen Frauentypen nur Ausdruck ihres höheren Ideales oder des Glaubens an solche Ideale ist; sondern die banale, ganz naiv selbstzufriedene Frauenverachtung des vulgären Mannes, der im Weibe sich selber erniedrigt und dessen Liebe Demütigung ist, über welche Cynismus hinweghelfen soll, oder die christlich-spiritualistische Scheidung von Geist und Tier im Menschen, die abwechselnd in ihm mächtig werden . . . eine schwächliche Scheidung, welche kein Vollmensch erträgt.

Diese Stellung zum Weibe (ein wertvolles Stigma, nach dem wir Höhe und Selbstachtung eines modernen Dichters abmessen können) ist so sehr Ausfluß der bequemen Würdelosigkeit, daß der spielerische Liebesaffekt das Weib nur als „materiellen Genuß“ wertet, ohne feinere Bezüge der Persönlichkeiten, und demnach unter den Genüssen wieder die leichteren, bequemeren, den durch Aufgaben oder Lasten erschwerten vorzieht. Somit

endlich bei ärmlichsten Surrogaten, bei der Hefe und beim primitiven Geschlechtswesen festklebt . . . ohne Macht, darüber hinauszuwachsen. Dann entspricht der Verständnislosigkeit für die bedeutende und starke Frau bald die schlimmere Unfähigkeit zur starken und bedeutenden Leidenschaft, in der alle idealisierte Oblomowerei dieses poetisch verklärten Karnickeltums kläglich verbleicht und das Geflacker aller spielerischen, nur sinnlichen Affekte sich sammelt zu großer tragischer Flamme, die eines Mannes Leben verzehren aber auch heiligen kann. — Hier aber, bei der alten Erfahrung, daß die besten Weiberkenner die schlechtesten Kenner der Frau sind und die lebendigsten Impressionisten am unfähigsten zu echten Leidenschaften, würde die negative Kritik einsetzen . . . wir aber wollten nicht kritisieren, sondern begreifen, und nicht nach banalen Traditionen aburteilen, sondern charakterologische Einsichten gewinnen.

8.

Jeder deutsche Skribent und Litteraturprofessor hat bekanntlich eine infame Art „Kritik" zu üben, oder um noch stolzer zu reden „litterarische Psychologie" zu treiben. Er sucht prinzipiell zu jeder Persönlichkeit das konträre Gegen-Ich auf und konstatiert dann, daß sie alles, was ihr Gegen-Ich umfaßt, **nicht** besäße; z. B. ein Dichter ist impulsiv, wild, impressionistisch, also ist er nicht formal streng, artistisch beherrscht; ist er aber ein Meister der Form und des Maßes, so wird ihm Mangel an Leben und Kraft aufgemutzt. — Wenn er Ideen erschließt, so urgiert man, daß das keine Handlung sei; giebt er Handlung, so ist das keine Stimmung und giebt er Stimmung, so stellt man Ideenarmut fest.

Auf diese Weise kann man alles und jedes vernichten, weil man immer das zum Maßstab des Urteilens macht, was der eigene Charakter des Beurteilten von vornherein ausschließt. So kann man etwa Heyse mit Hebbel und Hebbel mit Heyse, Goethe mit Schiller und Schiller mit Goethe, George mit Liliencron und Liliencron mit George . . . kurz Jeden mit Jedem totschlagen; und wenn man nur fleißig konstatiert, was alles im Kunstwerk und Künstler **nicht** vorhanden sei, so ist man immer sicher, unzweifelhafte Wahrheiten zu sagen, jeden Dichter historisch klassifizieren zu können, und erntet außerdem noch das billige Überlegenheitsgefühl, daß man den Mann so schön übersieht. Es ist das alte Rezept, nach dem schon Ovid den Zustand der Welt vor Erschaffung der Welt schildert. Da sich über das Chaos schlechterdings nichts aussagen ließ, so zählte er auf, was im Chaos noch nicht vorhanden gewesen sei.

Was Detlev Liliencron alles nicht hat, werden schon Andere feststellen. Es schließt nicht die Bedeutung dessen aus, was ihm eigen ist.

Daran wollen wir uns freuen, dafür ihm innig danken.

Er wird sich, denk' ich, leiblich erkannt sehen, und wie der alte Haidegänger zu seinem bösen Kritiker schmunzelnd sagen: „Das ist nun halt meine Individualität".



Zur Geschichte von Segantini's Hauptwerk:
Figurazione della Primavera su le alpi.

Mit Original-Briefen des Meisters.*)

Von Alfred Georg Hartmann.

(München.)

Nur der Gedanke, das bis jetzt noch recht verschwommene Geniebild Segantini's etwas aus dem geheimnisvollen Dunkel zu rücken, das namentlich noch über den feineren und verschwiegeneren Beziehungen zu des Meisters eigentlicher schöpferischer Thätigkeit liegt, bewegt mich, die Geschichte dieses einzig-seltenen Werkes an der Hand des mir zur Verfügung stehenden Materials der Öffentlichkeit zu übergeben. Jedermann, der das Bild im Jahre 1897 in München oder das Jahr darauf in der Ausstellung in Wien gesehen hat, weiß, welchem bedeutsamen künstlerischen Ewigkeitswert sich damals die Welt gegenüber befand. Mit der selben innigen und schrankenlosen Begeisterung, mit der man schon im Jahre 1896 bei uns in Deutschland das jetzt mit als kostbarster Schatz in der Münchner Pinakothek gehütete Werk „Pflügen" aufgenommen und bewundert hatte, stand man vor dem neuen Gebilde seiner Hand, in dem wieder die ganze gleißende Größe und Poesie der Alpenhöhen mit so unübertrefflicher Meisterschaft geschildert ward. Man frug in jenen Tagen nach dem Künstler und seiner Stätte, wie man in religiösen Zeiten nach dem Gnadenort eines Heiligen gefragt haben mochte, und konnte doch weiter nichts erfahren, als daß er wie ein großer Einsamer, abgeschlossen von Allem, was nicht zu seiner Seele gehörte, hoch oben im Engadin nur seiner Kunst lebe ...

*) G. Segantini, † 29. September 1899.

Das Gemälde ist zwei Jahre vor des Meisters Tod entstanden. Nur wenige größere Arbeiten war seinem Genius vergönnt, dem Lebenswerk noch hinzuzufügen. Vor Allem fällt die Konzeption des für die Pariser Weltausstellung geplanten Kolossalgemäldes „Der Engadin", dessen Vollendung Segantini bekanntlich nicht mehr erleben sollte, in diese Zeit. — Ein Sichervorwärtsschauender steht der Meister auf dem Gipfel seines Lebens und seiner Kunst, das seltsam vergeistigte Dulderantlitz mit dem jungen Unsterblichkeitslorbeer gekrönt. Und die immerrege Seele voll von formverlangenden Ideen von der Höhenschönheit seiner Erde . . . Kein Mensch hätte damals, inmitten dieser Offenbarung um Offenbarung reifenden Blütenwelt an die Unbarmherzigkeit des Todes geglaubt . . .

Heute befindet sich das Bild, dessen Genesis uns hier beschäftigt, in der Sammlung Stern in San Francisco. Mr. Stern hat es seiner Zeit durch die Vermittlung seines Freundes, des bekannten Münchner Genremalers Toby E. Rosenthal, von Segantini um den Preis von 10 000 Mark gekauft. Die Briefe an Rosenthal, die das Werden des Bildes begleiten (und für deren Studium ich auch hier noch dem verehrten Malerfreunde meinen innigsten Dank abstatte), haben für uns eine um so größere Bedeutung, als sie, was bei Segantini's italienischer Stammeszugehörigkeit einigermaßen überrascht, in deutscher Sprache abgefaßt sind, ein Umstand, der eben weil er uns einen so offenen und klaren Einblick in die eigengeartete, großkünstlerische Persönlichkeit des Meisters gestattet, einen ganz besonders gehaltvollen Wert für uns hat.

Segantini's Hand formt die Buchstaben mit fester, bestimmter Willensenergie, die jedoch durch die weichausquellende Rundung, welche Zeichen mit Zeichen verbindet, etwas von ihrer Sprödigkeit und Härte verliert und wie von dem Hauch einer zarten, verinnerlichten Schönheit gemildert erscheint. Es lebt etwas von Segantini's künstlerischer Technik in diesen klar und doch wieder so unendlich weich neben einander stehenden Schriftzeichen.

Aus den Worten, die nicht selten ein entzückend radebrechendes Gefüge zeigen, fühlt man den ganzen hohen Ernst des Segantini'schen Künstlergeistes, der immer auf's Höchste gerichtet ist und trotzdem im Kleinsten das Mittel sieht, zu der ihm klar vor'm Auge liegenden Vollendung zu gelangen. Der Zauber einer großen und reichen Seele, einer starken, zukunftsicheren Individualität liegt über den Zeilen. —

„Es ist ein Alpenfrühling", antwortet Segantini am 28. August 1896 aus Maloja auf Rosenthals Anfrage, „mit dem frischen Frühlingsgrün vom Sonnenschein überflutet. Pferde werden zur Tränke

am Brunnen geführt. Die Berge des Hintergrunds sind noch mit Schnee bedeckt. Das Gemälde wird von der Grösse und Bedeutung des ‚Pflügen‘ im Engadin.“

Und bald darauf, am 23. März 1897, schreibt er aus Soglio Bergell (Graubünden), wohin er sich Studien halber begeben hat: „— und natürlich beabsichtige ich und könnte nicht anders thun, als ein Werk wo meine Personalität in seiner ganzen Kraft sich befinden wird, und hoffe, dass ich ohne Zweifel das Bild Pflügen überragen werde“.

Das Werk reift mehr und mehr unter Segantini's begeisterter Hand. Nach einem Monat schon, am 29. April 1897, kommen aus Soglio Bergell die freudvollen, selbstbewußten Worte: „Ich schreibe Ihnen mit dem Herz von Freude überfüllt, da ich schon jetzt Ihnen versichern kann, dass das Werk das ich für Ihren Freund Herrn Stern in Arbeit habe, gelingt und zögere nicht, es als das vollständigst gelungene aller meiner vorigen Werken anzusehen.“

Nachdem das Bild bald darauf fertig gestellt und dann eilends an die längst eröffnete Glaspalast-Ausstellung abgefertigt ist, reist der Meister wieder nach seinem heimatlichen Maloja zurück, von wo aus er unter'm 11. Juni schreibt:

„Dem Freund E. Rosenthal wünsche ich Gesundheit.

Mein lieber Collega!

Habe Ihren Brief erhalten, danke. Bin zufrieden zu wissen, dass das Bild gut ausgestellt ist, es fehlten diesem vielleicht, um gut zu reifen, 15 sonnige Tage, dass ich umsonst in den letzten Tagen wartete, bis mich unsicher zu lassen, ob ich das gegebene Versprechen, das Bild in München auszustellen, halten soll oder nicht; aber die Pflicht gewann und die Überzeugung, dass das Werk für den plastischen Bau und für die lineare Harmonie, wie für die bildende Idee ‚Frühlingsdarstellung auf den Alpen‘, in welche ich mich vom Ausdruck der Farbe der Sachen im Spatium zum Licht und zur Luft, von den grossen linearischen Massen zu den mindesten Kleinigkeiten ausbreitete, sehr würdig sein konnte, und dass es in diesem Bezug weit aus allem andern von mir bis jetzt ausgeführten höher ist; ich wiederhole 15 sonnige Tage und einige Tage von Betrachtung, so wäre mein Werk thätig harmonischer.

Die Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer köstlichen Gesundheit.

Ganz Ihr
S."

Auf die offenen und freimütigen Einwände, die Rosenthal Segantini gegenüber macht, antwortet der Meister am 24. Juni aus Maloja in einer für ihn ungemein charakteristischen Weise:

„Lieber und freundlicher Collega!

Habe Ihr angenehmes Schreiben so voll Ihrer aufrichtigen Künstlerseele erhalten. Es ist mein lebhafter Wunsch, das Bild Ihres Freundes, Herr Stern, dieses so vollkommenen Cavaliers zu vollenden, meinem Werke alljenes Blut gebend, das hier und dort ihm noch fehlen könnte.

Es ist recht, wie Sie sagen, mir es nach vollendeter Ausstellung hier in Maloja ohne Rahmen als Eilgut zu schicken, und ich werde sofort an's Werk gehen. Ihr seit Euch so sehr Edelmann und uneigennütziger Collega gezeigt, dass Sie eine Erinnerung von Künstler an Künstler, die ich Ihnen schicken werde, anuehmen. Es sind Linien eines grossen Bildes*), das ich für die grosse Ausstellung Ende des Jahrhunderts in Paris in Arbeit habe; ich hoffe, dass Sie es genehmigen werden."

Schon am 17. Oktober befindet sich Segantini wieder in Soglio, dem Geburtsort des Bildes, und schreibt von dort aus:

„Lieber und geehrter Freund College!

Habe Ihr angenehmes Schreibeu erhalten. Ich bin nach Soglio das Dorf, wo ich das Bild malte, um mich in's gleiche Milieu zu befinden, und warte auf das Werk, um anzufangen, ich bin sehnsüchtig es mit frischen Augen anzusehen."

Inzwischen ist das Werk eingetroffen. Der Meister bestätigt unter'm 19. November den Empfang:

„Lieber und geehrter Freund College!

Habe das Bild erhalten und sogleich nach einer langen Betrachtung habe ich mich an's Werk gethan; aber die Arbeit, die daran fehlt, ist nicht sogleich gemacht; habe 15 Tagen für die Gruppe der Pferde gerechnet, 15 für den Vordergrund und eine Woche für den Himmel, und ich bin überzeugt, dass

*) das schon erwähnte Engadin-Werk.

es so zu Ende gebracht, wie ich Ihnen schon gesagt habe, das schönste meiner Werke sein wird. Als es fertig sein wird, wünsche ich, dass bevor es nach Californien abgeht, noch ein Mal ausgestellt werde. Denn ich will, dass es mit dem Ruhm, das ihm angehört, von uns abreise.

Ich drücke Ihnen herzlich die Hand.

Ganz Ihr

G. S."

Am 10. Dezember berichtet er über das Fortschreiten der Arbeit:

„Dank, unendlichen Dank für all was Sie gemacht haben, für die vielen Unbequemlichkeiten und für die aufrichtige Freundschaft, dass Sie mir in dieses Geschäft erwiesen haben. Das Bild geht immer vorwärts, obwohl mir in diesen Tagen ein wenig Schnee gefallen sei; ich hoffe aber, dass sie mir bald weggehen, so dass ich mich wieder an's Studium der Pferdeköpfe und des Vordergrundes des Bildes stellen werde; der Himmel ist vollendet und ist sehr gelungen, der Berge würdig, die ihm unterstehen."

Wir sehen den Meister bei der Arbeit, in dem großen und einzigen Atelier, der Natur. Der Verist Segantini wird uns nirgends verständlicher, wie hier durch diese beziehungsvollen Worte. Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener weihevoller Naturdienst. — Am 25. Januar 1898 ist er in der Lage, die endgiltige Vollendung des Bildes zu melden, und schreibt:

„Lieber und geehrter College!

Bevor es einzupacken, habe ich an das Bild noch einige Tage gearbeitet und ich meine gut gemacht zu haben, als ich es verpackte, ihm nichts mehr zu sagen hatte. Am meisten habe ich an dem Himmel gearbeitet und wie sie sehen werden, habe ich es mehr als ein Mal wieder gemacht; und mit grosser Liebe fuhr ich mit der Arbeit der Pferdegruppe und der jungen Frau fort. Ich endigte auch, so gut es mir möglich war den Vordergrund links des Gemäldes.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit der höchsten Werthschätzung und Hochachtung glauben Sie mich immer

Ihr ergebener Freund

G. S."

Kein Mensch hätte damals, in dieser noch Offenbarung um Offenbarung reifenden Blütenwelt an die Unbarmherzigkeit des Todes geglaubt . . .



Die Internationale Ausstellung in Venedig
und
ein schrecklicher Traum.

Von Carl Graeser.
(Neapel.)

Meinem Freund Paratore.

Eine ganze Bibliothek, diese Kataloge der heurigen Kunstausstellungen in Deutschland, von den Labyrinthen des Münchner Glaspalastes durch die Künstler-Kolonie Darmstadt, die große Berliner und die Sezession bis nach Dresden! Man kann sie kaum unterbringen in den engen unbequemen Plätzen eines D-Zug-Wagens, in denen man selber unter der mit Extra-Vergütung erworbenen Nummer fast hängt wie ein Paletot in der Garderobe. Und doch möchte ich sie nochmals durchblättern auf der langwierigen Fahrt. —

Namen, lauter Namen; Namen — und Titel: „alte Frau“ — „Pietà“ — „Die Mandoline“ — und auf beiden Seiten Zahlen. Eine unter der andern. Das macht müde und erweckt schreckliche Perspektiven — ob man das zusammenzählen muß? — Rattati — rattata — rattati — rattata — 11 und 11 ist — — 22 — — — — —

Ein weites, schönes Land breitet sich aus. Überall grünt's und blüht's. Aber die Menschen blasen zum Kampf darin.

Zwei Armeen, eine von Norden und eine von Süden, rücken gegen einander. Riesige Armeen, deren Soldaten sich so ähnlich sehen, als ob auf beiden Seiten die gleichen Kämpfer streiten. Ji — das sind ja keine gewöhnlichen Soldaten. Ganz eigentümliche Geschöpfe ziehen da auf einander los: auf Marmorlöwen und Gipspferden, auf Zentauren, Hirschen und Riesen von Bronze und Stein, auf Mönchen und Drachen, auf Pegasussen und Schildkröten sitzen buntbemalte Leinwandflächen mit

schimmernden Rahmen gepanzert. Riesengroß meist sprengen die Führer voran oder schreien hinten herum. Riesengroß die meisten, andere aber auch ganz klein nur in übermächtige, goldstrotzende Rahmenpanzer gehüllt.

Auf den Höhen fahren Geschütze auf. Die sehen aus wie verschnörkelte Schränke und Kachelöfen; Adjutanten sprengen herum auf schlankgeschweiften Stühlen und kleinen Tischchen mit krummen Beinchen und überbringen Befehle. Sie sehen aus wie Henkelkrüge und Lampen und deuten die Richtungen mit schlangenlinigen Löffeln und Haarpfeilen. Zwischen den Reihen rasen Kriegshunde herum von riesigen Füllfedern mühsam an Ketten gehalten; mit rotunterlaufenen Augen bellen sie unaufhörlich wie besessen, rennen Freund und Feind an, beißen nach allen Seiten und balgen sich unter einander. Die schwarzen Füllfedern übergießen in ihrer Verzweiflung die Tiere mit Tinte. Aber sie heulen nur stärker und bringen alles in Verwirrung.

Jetzt stoßen die Heere auf einander. Ein entsetzliches Schlachten beginnt. Über das ganze Land dehnt es sich hin bis an den fernen Horizont. Die Südarmee führt immer mehr kunstgewerbliche Artillerie in's Gefecht, während von der Nordseite 70 Wagnerdenkmal-Modelle als Kriegsautomobile eine Flankenbewegung ausführen und schreckliche Verheerung anrichten, bis sie in eine Schlucht stürzen und versinken unter stinkendem Geschwirre.

Die Nordarmee hält ihre Reserve, die jungen Truppen der Siegesallee, noch zurück. Sie üben Parademarsch im Hintergrund unter Anführung des großen Otto, der hie und da einem seinen Globus an den Kopf schmeißt, wenn er seine verdrehten Beine nicht ordentlich hochnimmt. Im Süden haben sie keine Reserven, aber eine graue Festung mit vorgelagerten Restaurationsräumen. Leider ohne Besatzung. Keine Truppe will hinein. Es sollen Brezelgeister umgehen drin.

Über dem Schlachten zieht die Sonne ihre Bahn wie gewöhnlich und die Vöglein beginnen ihren Taggesang.

Fern im Westen dehnt im Morgenstrahl sich ein stilles Waldland mit sanften Höhenzügen. Ein hochsinniger junger Herrscher ist dort am Werk. Altes und Morsches ließ er ausroden; er wollte Neues und Großes schaffen und rief junge Kräfte in's Land. Er steht auf seinem buntbemalten Turm, den sie ihm gebaut haben, dessen Wände unmaskiert die „werkgerechte Ausführung" zeigen, und schaut hinunter zur Ebene, wo sie sich schlachten. Seine jungen Kräfte ruft er her, daß sie die Thore (entworfen von Professor Joseph M. Ichrolb, nach eigenen Plänen und Zeichnungen, gesetzlich geschützt) öffnen. Sie möchten weit die Thore

öffnen, ruft der Fürst, um die einzulassen, die müde vom Kampf sind draußen, daß sie eine Stätte finden.

Aber die jungen Kräfte hören nicht, sie müssen einen neuen Stiefelzieher sich gerade patentieren lassen und können nicht einig werden, wie weit dessen tiefsinnige Konstruktionen Eigentum eines Jeden seien, nach wem sie ihn nennen sollen und wie seine Stimmung in einem schwungvollen Vers ausgedrückt werden könnte.

Da steigt der junge Fürst selber hinunter und öffnet das Thor. Wie er aber zurückkommt, ist's mäuschenstill oben. Die jungen Kräfte haben sich gegenseitig aufgefressen bis auf den patentierten Stiefelzieher. Nun ist er allein mit diesem und seinem hohen Sinn.

In der Ebene drunten erstirbt langsam das Schlachtgebrüll. Die meisten Kämpfer sind schlachtmüd oder erschlagen, nur die Kriegshunde ziehen noch über's Feld und bekläffen und beißen, was sich lebendig irgend noch regt zwischen den Haufen von Toten und den Bergen buntbemalter Leinwandfetzen und goldglitzernder Rahmentrümmer.

Wenige nur sind unversehrt: mitten auf dem Felde steht eine riesige Arbeiterfigur, den linken Arm in die Seite gestemmt und sieht mit ernstem Blick hinüber zu einer dunkelhaarigen armlosen Marmor-Venus, die eben dem Meer entstieg und der, wie eine begleitende Welle, das blaue Gewand von den Hüften herunterfließt. An einem Waldrand, in dessen grünen Schatten drei nackte Mädchen sich im Lichte baden, schläft, unberührt von Schlacht und Lärm, im Stall bei ihrer Kuh eine junge Mutter mit dem blonden Kind im Arm. Auf der blumigen Höhe daneben streckt ein rothaariges Weib ihre sehnenden Arme rosigen Wolken zu. Ein bärtiger Faun, der eben noch lustig auf seinem Pfeifchen geblasen hat, steigt aus seinem Bild heraus, er nimmt seinen Rahmen auf den Buckel und winkt einem alten Bauern, der daneben in seiner Stube mühselig die Zeitung liest.

Gen Osten ziehen sie alle, Freund und Feind ohne Unterschied. Voran ein junger Prinz in blauer Uniform auf einer schwarzen Löwin reitend, eine Prozession aus der Bretagne folgt und englische, schlanke Damen, dann ein ganzer Biergarten, dessen Wirt die befreite Andromeda an der Hand führt. Zum Schluß sechs rauhe leiderfahrene Gestalten, Schlüssel in den Händen und Stricke um den Hals. —

Alles zieht nach Osten. Dort leuchtet eine schöne Stadt an einem Strom. Die Thore stehen weit auf und schön geschmückte, festliche Hallen sind bereit zum Empfang. —

Auf dem Schlachtfeld treiben nur die Kriegshunde sich noch herum, die kläffend die bunten Fetzen zerzausen, die herumliegen; und nach allem Lebendigen beißen. —

De! Willst du wohl, Luder! —

Oh! Sakra! — Meine Schienbeine!

„Sie träumen aber heftig, Herr Visavis! Heh! —"

Ach! — Verzeihung! Es — ich dachte ein Hund wollte mich beißen! —

* * *

In Venedig sollte man nur im Mondschimmer einfahren oder im Dämmerlicht nach Sonnenuntergang, wenn die Schleier des Zwielichtes freundlich den Zerfall verhüllen. Venedig ist die Stadt der Vergangenheit, und die Gegenwart fühlt sich nicht wohl darin; sie hat auch keine großen Anstrengungen gemacht, sich auszubreiten, trotzdem Rücksicht sonst nicht ihre schwache Seite ist. Sollte dies eine Mal wirklich ihre unbarmherzige That-Seele sich gescheut haben, an den Zauber dieser halbzerfallenen Paläste, dieser stillen Wasseradern, über die gespenstisch schwarze Gondeln gleiten, zu rühren? Oder denkt sie mit dem Zauber der Vergangenheit gerade das bessere Geschäft zu machen?

Hier werden auf einmal, ohne daß Wurzeln getrieben hätten und ein Stamm und Blätter, die feinsten Blüten der Gegenwart, die der Kunst, herversetzt. Und noch in jener schwerverdaulichen Form der vollgehängten Ausstellungen, wie wir sie kaum mehr vertragen. Man muß einen gewaltigen Ruck sich geben, um aus der Feierstimmung einer stolzen Vergangenheit, die mit ihrem echten Reichtum einen ganz gefangen nimmt, immer und jedes Mal, wenn man ihr naht, herüberzukommen zu den bemalten Stucksäulen und den — wie zur Auktion bereiten — Sammelsälen einer Internationalen Kunstausstellung.

Und es ist schwer, nicht ungerecht zu werden!

Eben in diesen Tagen ist Riccardo Selvatico gestorben, der Sindaco von Venedig, ein Mann, erfüllt von jener feinen Kultur, wie wir sie aus der Glanzzeit der venetianischen Republik kennen; ein Künstler — er hat einige Komödien geschrieben, deren eine die Italiener zu den besten Dialekt-Komödien ihrer Sprache zählen — und ein großer Patriot!

Selvatico wollte seine Vaterstadt zu neuem Leben erwecken und einen Schimmer jenes Glanzes wieder anfachen, von dem ihre Marmorpaläste und Bilder uns erzählen. Von ihm und seinem gleichgesinnten Freund und Helfer Fradeletto gieng die Idee der Internationalen Ausstellung in Venedig aus.

Die Kunst lag brach in Italien. Das Land hatte ein Jahrhundert fast des Kampfes um seine Existenz und Befreiung hinter sich, dessen Führung und sieghafte Beendigung die ganze Kraft seiner Söhne in Anspruch genommen hatte. Darum rief er die Kunst des Auslandes. An deren Fortschritt sollten die heimischen Künstler sich erziehen und erstarken.

Von diesem Gesichtspunkt aus, und weil in keiner anderen Stadt Italiens die Ausführung eines solchen Planes versucht worden wäre, muß man diese Ausstellungen willkommen heißen.

Der Versuch gelang schon das erste Mal; heute haben wir die vierte Wiederholung. Von Stadt und Staat unterstützt, sind die Ausstellungen von Venedig zu einem künstlerischen Wert geworden. Daß sie noch in der Form der alten Bildergallerie „der rohen und despotischen Zusammenladung der feindseligsten Geister" — wie Justi sie nennt, auftreten, liegt in der Natur der Verhältnisse und wird bei dem eminenten dekorativen Talent der Italiener bald wohl auch Besserem Platz machen.

Aber auch die so nötige Prosa kommt zu ihrem Recht. Es wird viel, sogar sehr viel gekauft, von Privaten und Behörden. Es wäre somit auch von diesem Standpunkte aus der Mühe wert, daß die ausländischen Künstler — und vor Allem die Deutschen — frischere und bessere Sachen senden würden, als es dieses Jahr geschehen ist, wo man meist Bilder sah, die man seit Jahr und Tag schon aus allen Kunstvereinen und Wanderausstellungen kennt.

Italien ist das Land der Sehnsucht für alle Künstler von je. Hier kommen sie herunter als begeisterte Jünger aus allen Ländern und saugen sich voll von Farbenzauber und Formenschönheit, und können es all ihr Lebtag nicht mehr los werden, was die jugendliche Seele hier genossen und geschwelgt — auch wenn sie ganz anderen Idealen und Zielen später zustreben.

Wäre dieser Gewinn eines Dankes nicht wert? Sollte nicht das Beste gerade gut genug sein, um es als Gruß und Quittung zu schicken an das Land, das so reich ihnen gegeben? Wo sind sie alle, die Jahr und Tag in Italien gelebt haben und noch leben? Die Klinger, von Hofmann, Thuaillon, Volkmann, Greiner, Kolbe, dann Thoma, Liebermann, Kalckreuth, Slevogt, Corinth, von Uhde, Trübner — nein Trübner ist gekommen mit einem Christusakt in der Verkürzung von vorn gesehen, einer mächtig wirkenden Arbeit, in der die Töne so breit und klar und kräftig eingesetzt sind, wie wohl Wenige ihm das nachmachen werden. Auch ein Waldinneres hängt von ihm da, eine Harmonie in Grün, im Vordergrund liegen Kleider — und davor steht seine bekannte graue Dogge

„ave Caesar, morituri te salutant" — pardon! das stand unter einem anderen Bild desselben Künstlers — da trug die Dogge Würste auf der Nase.

Von den Anderen ist keiner gekommen. Und was von den sonstigen Koryphäen: von Lenbach, Böcklin, Stuck, von Kaulbach, Bartels rc. da ist, gehört wohl doch nicht zu dem, worauf ihr Name sich aufgebaut hat.

Lenbachs aufgebauschtes Bismarckporträt muß zurücktreten vor der „Dame zu Pferde" von John Lavery, welches mit dem Bild eines jungen Mannes, des Amerikaners Sargent, um die Palme ringt. So einfach, selbstverständlich und wahr steht da alles zusammen: Ton, Bewegung und Modellierung. Und wie malerisch reich! In dem jungen, bleichen, zartgliederigen Amerikaner von Sargent tritt die ganze Treibhaus-Entwickelung dieser neuen Millionärs-Rasse jenseits des Ozeans vor uns, in der durch Wegfall des Nahrungs- und Lebenskampfes, durch zu schnelle Verfeinerung in wenig Generationen fast alles Erdige, körperlich-Robuste verloren gieng und nur — man möchte sagen — ein konzentrierter Extrakt mit hypersensibeln Nerven übrig geblieben ist.

Von Böcklin sind instruktive Zeichnungen ausgestellt und einige feingestimmte Porträts. Sie hängen um ein überlebensgroßes Bild des Meisters herum, von der Hand seines Sohnes Carlo. Man kriegt das Gruseln ordentlich vor dieser in einen schwarzen Pelzmantel gehüllten unheimlichen Gestalt, mit den drohenden hellen Augen vor gewitterschwangerem Nachthimmel — „ich bin deines Vaters Geist, verdammt auf so lang, nachts zu wandern" — als du nicht besser malst, mein Sohn!

Zu den besten deutschen Arbeiten gehören die „Eisenreiter" von Angelo Jank, die im internationalen Ehrensaal hängen. Mittelalterliche Lanzenreiter harren am Waldrand des Signals zum Angriff. Breit und kräftig gemalt, farbig und doch ernst im Ton, wirkt das Bild mit der ganzen Schwere des Augenblicks zwischen Leben und Tod auf den Beschauer. Die gleiche Stimmungsgewalt, aber in Friede und Ruhe umgesetzt, spricht aus der Grunewaldlandschaft von Leistikow. Das ist nicht der Nachtanfang, weil's dunkel wird, sondern weil die stille Feierlichkeit der breiten Ruhe — durch kein Detail gestört — in diesen schläfrig gegen einander wirkenden großen Wald- und Wassermassen liegt, die wie mit einem wohligen Seufzer die letzten Tag- und Arbeitsstrahlen verhauchen. Fernand Khnopff giebt eine ähnliche Stimmung in einer kleinen Brückenlandschaft. Zügel ist gut vertreten, auch Kampf und Dettmann, Willy Hammacher mit einer silbrigen Meerstimmung. Ein pikant gestimmtes Damenbildnis sehen wir von dem Hamburger Heller; von

Leibl leider nur ein herrlich in seiner frischen Flaumigkeit gemaltes Mädchenköpfchen. Interessant wirkt Ernst Oppler, ein ernster Sucher.

Die Säle sind wie gewöhnlich nach Nationen nummeriert, die Italiener sogar, damit jeder, wie die Kräutlein in der Apotheke, fein säuberlich etikettiert in seine Schublade untergebracht sei, nach Provinzen. Warum sollte man nicht eher einmal eine Ausstellung nach den Vorwürfen ordnen, wie man es mit den Porträtzusammenstellungen schon gemacht hat. Z. B. die Tiermaler zusammen. Man würde dann sehen, wie der Engländer Swan — leider stellt er nur einige leicht getönte Kohlenskizzen aus —, wie dieser lebendigste Zeichner im Ablauschen der Natur wohl Alle übertrifft.

Den einheitlichsten Gesamteindruck auf allen Ausstellungen machen immer die Engländer und Schotten. Auch hier. Harmonisch wie ein feingestimmtes Orchester wirken ihre Säle; gedämpft gleich der Unterhaltung in einem aristokratischen Salon. Und doch ist es nicht Schwäche, die daraus spricht — eher bewußt verhaltene Kraft und ein wunderbares Farben-Stimmungsgefühl. Sicherlich geht durch ihre ganze Technik, besonders in den Landschaften (E. A. Walton; James Paterson; Robertson; Archibald Kay) ein leichter Zug in's Teppichhafte — und wenn man das Bild als Wandschmuck nimmt, ist das ein Vorzug —, der sich dann bei Brangwyn zu bewußter Klarheit entwickelt. Seine Bilder scheinen direkt nach orientalischen Farbenakkorden gestimmte Webemuster zu sein. Viel Aufsehen erregt der junge Byam Shaw; Schottländer von Geburt, zeigt er deren Zug nach Mystik und Legende. Er erinnert etwas an Strathmann, nur besitzt Strathmann feineres Farbenempfinden, wohingegen jener mehr nach der Natur studiert hat.

Bei den Franzosen ist alles viel prickelnder, nervöser, das Individuelle auffallend in der Mache betont, dabei doch immer noch ein Zug in's Akademische. Durchgehend sind sie gute Zeichner, denen man den Schweiß, den das kostet, nicht so ansieht wie unsern Deutschen.

Auch hier viel alte Bekannte, der retrospektive Zug der Ausstellung geht durch alle Nationen. Die Franzosen haben ihn noch extra betont durch eine Sammlung vorzüglicher Bilder der Landschafter von 1830: Corot, der feine Luft- und Nebelmaler, Daubigny, Dupré und Meister Millet mit einem prächtigen Winterabend an einsamem Waldrand. Die ganze trübe Müdigkeit dieser Jahreszeit liegt in diesem Millet, gemildert nur — wie eine weiche Mutterhand dem kranken Kind liebkosend über die bleiche Stirne streicht — durch den rosigen Schimmer der fernen Abendsonne. Dicht daneben hängt eine fast überkräftig hell und pastos

gemalte Flußlandschaft eines Neuen: Alfred Smith (Bordeaux) — aber es kann dem stillen Zauber Millets nichts anhaben. Vom gleichen Künstler leuchtet an der anderen Wand des Saales ein „Seiten-Kanal in Venedig". So hat noch kein Italiener, so breit und wuchtig und einfach, die Farbenregister eines solchen im Sonnenschein schlafenden Kanal-Winkels auf die Leinwand gebannt. Man sitzt davor und denkt, daß jeden Augenblick der heisere Warnruf des Gondoliere ertönen und der schwarze Gondelschnabel um die Ecke biegen müsse.

Besnard, der koloristische Virtuose, und sein Gegensatz, der malerische Asket Raffaelli, interessieren nicht besonders; mehr schon Henri Martin, der in allen Sätteln gerechte Pointillist, am meisten wohl koloristisch Gaston La Touche, der die alten Venezianer studiert hat und doch ganz persönlich erscheint und seine Phantasien mit leuchtender Farbe belebt. Ehrlich und kräftig wirkt Lucien Simon mit seiner „Fußwaschung" und seinem „Bretagner Bußtag". Er giebt unbarmherzig, aber in großen Zügen, das Gesehene wieder, bis an die Grenze fast des plastisch Möglichen. Seinen natürlichen Gegner findet er in seinem ebenso bedeutenden Landsmann Eugène Carrière, der bekanntlich umgekehrt eigentlich nur die einen Raum erfüllende Luft und den Dunst malt, der sich manchmal phantastisch wie zufällig zu Dingen und Menschen zu verdichten scheint, um im nächsten Augenblicke vielleicht wieder zu zerfließen und zu neuen Formen sich zu drängen. Nicht die Dinge selber, sondern das Wesen der Dinge.

Glücklicher Weise sind die Ungarn nicht mehr so türkenkriegerisch und grausam in ihren Motiven wie früher; sie fallen darum auch weniger auf, und man kann sie, wie die Amerikaner, vorläufig noch unter den Ländern einreihen, deren Schulen sie mit Vorliebe besuchen. Vorzüglich präsentiert sich Ziegler mit dem Bildnis einer jungen Frau. Den Kampf zwischen irdischem und himmlischem Feuer, ganz eigenartige Lichtprobleme, versucht der Kroate Bukovac Vlaho mit tüchtigen Mitteln und feiner Poesie darzustellen.

Warum wohl gerade die Grenznachbarn von Italien kaum vertreten sind? Von der Schweiz, mit Ausnahme der kleinen Sammlung von Böcklin, nur der Wattländer Eugène Burnand mit einem tüchtigen, fast zu studiert gemalten Plein-air-Bild: „Bauer mit Ochsen", und Berta Wegmann mit einem „Bettelkind", das die Königin Margherita gekauft hat.

Wo sind die Fähnlein von Österreich? Wo die Wiener Sezession? Gerade diese, die auf allen deutschen Ausstellungen den intimsten, vor-

nehmsten Geschmack entfaltet hat in der Einrichtung und Tönung der Räume, hätte hier vorbildlich wirken und eine Bresche brechen können in die alte Bazarschablone.

Im Saale des Nordens begegnen wir dem Schweden Björk mit einem fein modellierten Bild seiner Frau; dem Tierzeichner und Landschafter Niels Kreuger, der an Segantini erinnert, und den kräftigen Naturalisten Carl Wilhelmson. Munthe ist mit einer archaistischen „Vision der heiligen Ansgar" gekommen, die man sich als schönen Gobelin denken könnte; Wentzel, der Norweger, mit so flott und wahr gemalten Schneelandschaften, daß man sich nur wundert, wie sie nicht in's Schmelzen kommen — hier im Süden.

„Ecco Signor!" zeigt der Aufseher, als ich am Eingang des russischen Saales geblendet zurückprallte, „ecco, das ist ein Hauptwerk, und ein Junge von 20 Jahren hat es gemalt". Im ersten Augenblick dachte ich, es wären gesottene Riesenhummer, oder Kardinäle, oder so 'was, die einen Cancan tanzen; nachher aber sah ich, daß es rotgekleidete russische Bauernweiber waren, die wohl so furchtbar mich auslachten, weil ich sie für Kardinäle gehalten hatte. Es ist aufdringlich in seinen Dimensionen und in der wohlüberlegten leichtsinnigen Mache, dies Bravourbild mit den ganz in Brennrot gehüllten lachenden Weibern, deren Röcke im Winde wehen wie Sozialistenfahnen, aber doch das Werk eines tüchtigen Zeichners und Koloristen. Solider und ernster und weniger aufdringlich sind zwei Studien desselben Maliavine, der ein Schüler Repine's ist, ein russischer Bauer und eine Bäuerin.

Im kleinen „Schwarz-Weißsaal" herrschen die Belgier Khnopff, Constantin Meunier, der große Bildner, und sein Neffe Henri Meunier, die Ätzer Van Ryſſelberghe und Rassefosse, der in Rops' Manier arbeitet. Von Deutschen finden wir Oskar Graf mit schönen farbigen Radierungen und Kallmorgen mit getönten Lithographien. Alle schlägt aber in Sicherheit und in der Einfachheit der Ausdrucksmittel der Schwede Zorn.

Für die Medaillen und Plaquetten-Kunst scheint das Publikum leider noch nicht erzogen zu sein. An den prachtvollen Leistungen der Franzosen Charpentier, Cazin und Yencesse und des Belgiers Du Bois mit seinen so weich und sicher modellierten Frauenkörpern geht es meist achtlos vorbei. Dabei ist das Bas-Relief in Kupfer ein so lebenswarmes, geistreiches Ausdrucksmittel. Wer z. B. die „säugende Mutter" von Charpentier gesehen hat, wird sie nicht mehr vergessen.

In der Großplastik hat keine Ausstellung bisher eine solche Anzahl Rodin-Werke vereinigt, wie wir sie hier sehen. Bei Gott, das ist ein Ringer, dieser begnadigte Künstler, und ein Held! Alles wird unter seiner bildenden Hand zu Leben, zu Bewegung, ob er einen Rücken modelliert, oder eine Hand, oder die Tragik eines Altweiberkörpers. Mit souveräner Kenntnis der Anatomie des Menschenkörpers verbindet er eine ungebändigte, doch immer plastisch empfindende Phantasie. Ein neuer Pygmalion, der aber nicht Aphrodite benötigt, um seine Geschöpfe zu beleben. Ein Schöpfer. Neben Rodin kann nur Weniges bestehen. Constantin Meunier natürlich und auch sein Landsmann Lambeaux, der Künstler des Kolossal-Reliefs der „Menschlichen Leidenschaften", mit seiner monumental gedachten „Gruppe von Ringern".

Von den Italienern fehlen mehrere der Besten. Überhaupt tritt die Plastik im Verhältnis zur Malerei sehr zurück: auch die Qualität ersetzt — wenn man die wenigen Großen ausnimmt — nicht die fehlende Quantität. Hervorragendes bietet in der italienischen Abteilung nur Troubetzkoy in seiner Reiterstatuette Tolstoi's, einem vorzüglichen Werk voll Lebendigkeit und Charakteristik, und in seiner Figur eines sitzenden Mädchens.

Wenn man bedenkt, was für vorzügliche Marmorarbeiter die Italiener sind, wie sie die Technik bis zur verwegensten Spielerei beherrschen, so muß man sich wundern, wie wenig im Verhältnis Gutes und Großes geschaffen wird, wie auch hier die Innerlichkeit und Vertiefung fehlt.

Fast allen Völkern ist der Italiener an künstlerischem Talent überlegen. So muß es wohl die historische Entwickelung, die Jahrhunderte lange politische Unterdrückung und Zersplitterung und eine geistlose Priesterherrschaft gewesen sein, welche diese Anlage nicht zu Blüte und Frucht kommen ließen. Genie heißt Revolution: trifft es nicht auf eine kongeniale Persönlichkeit im Herrscher, die ihm freie Bahn giebt, so wird es vernichtet, oder untreu an sich selber. Die Äußerlichkeit, die schöne Form wird den Inhalt ersticken. Und gerade in einem Volke, dem Form und Phrase zur Natur geworden sind, schon weil das ganze Leben sich in der Öffentlichkeit abspielt und „fare una buona figura" dessen höchstes Bestreben heißt.

Verstellung allein konnte in den Zeiten der Unterdrückung dem Individuum Friede und Ruhe sichern. Diese Verstellung, die kluge Zurückhaltung machten es auch nur möglich, daß dies Volk vom Joche der Unterdrücker sich frei machen und jenen bewundernswerten Kampf für seine Einheit führen konnte. Durch diese großen Kämpfe und Leiden war

das Volk etwas abgespannt im 19. Jahrhundert. Aber es ist gesund und kräftig und wird sich erholen und zu neuer Blüte kommen, wenn es nur erst politisch und ökonomisch etwas in's Gleichgewicht kommt. Des bin ich sicher. —

Wandert man durch die italienischen Säle, so drängen diese Gedanken sich einem auf. Viel angenehme und freundliche, oft virtuos gemalte Arbeiten, aber — mit Ausnahme einiger markanter Persönlichkeiten — nicht viel von jenem, alles aufwühlenden Kampf und jener ringenden Leidenschaft, welche in den andern Ländern getobt hat und noch grollt, in denen mit heißem Bemühen nach neuen Formeln, nach neuen Ausdrucksweisen gerungen wird.

Außerdem fehlen auch in der Malerei wieder einige der hervorragendsten Künstler, oder sind nur vereinzelt vertreten, wie der große Segantini, den man jedes Jahr zu Freud und Beispiel wirken lassen sollte, und der tüchtigste der Lebenden: Michetti. Nur ein Bild aus dem Jahre 1872 sehen wir von ihm, „Thunfischfang" am adriatischen Meer, aber darin atmet der ganze Zauber des blauen, ewigen Meeres. — Thalatta! Thalatta! — In weichem Wiegen aus blauer Ferne wachsen die Wellen heran, schmiegen liebkosend einen Augenblick sich an den warmen Ufersand und fließen singend und wohlig sich kräuselnd wieder zurück. Und die fröhlichen Menschen darin, die fischenden Weiber und die nackten Kinder wiegen im Takte sich mit und singen und lachen dazu und heben die Netze. Wie ist die Luft gemalt und wie ruht die Sonne darauf; wie ist das harmonisch und einheitlich und doch geht der Mensch nicht unter im Milieu, weil Form und Inhalt eins sind.

Im Jahre 1872 ist das gemalt!

Ein anderer Großer ist ausgiebiger vertreten: Domenico Morelli, der Napolitaner. Verklärt vom Triumph und verehrt vom ganzen Lande — die Italiener sind so herzlich dankbar gegen ihre Heroen — starb er vor einigen Tagen, der vom Sackträger im Hafen von Neapel zum Senator des Königreichs, zur höchsten Würde gestiegen war. Die besten Bilder aus seinem „Christuszyklus" finden wir hier, dann eines seiner Hauptwerke, die „Versuchung des heiligen Antonius" in zwei Auffassungen. Korrekter Zeichner, aber vor Allem sensibler, mutiger Kolorist, originell, oft bizarr in der Auffassung, sinnlich wie seine Heimat, ist er Anfangs der sechziger Jahre schon malerische Wege gewandelt, die wir mühsam in den letzten Jahren erst wieder gefunden haben.

Noch zwei Sonderausstellungen begegnen wir: einer des verstorbenen Landschafters Fontanesi (1818—1882), eines unter dem Einflusse der

Schule von Barbizon und der Engländer stehenden, fast vergessenen Poeten, und des interessanten Symbolisten Gaetano Previati. Watts und Puvis de Chavannes haben auf ihn eingewirkt, ohne ihm seine stark persönliche Note zu nehmen, dazu ist er viel zu unruhiger Experimentator. Er ist Ideenmaler, der nur das Technische oft zu stark dem Gedanken unterordnet, dabei aber immer bedeutend und dekorativ wirkt. Sein „Re Sole", wie Ludwig XIV. aus der Staatskarosse steigt und im Menuettschritt voll Erhabenheit und Eleganz eine Dame, — wohl die Montespan oder Maintenon, — galant an der Hand geleitend, durch die Doppelreihen der wie die Halme vor dem Winde sich verbeugenden Hofschranzen schreitet: all diese selbstherrliche Pracht in goldnes Sonnenlicht getaucht und mit einem leichten Hauch liebenswürdigen Humors durchsetzt, ist ein prächtiges Werk. Ebenso das große Bild „Mutterschaft", das wie das Hohelied auf das heilige Mysterium des Menschwerdens wirkt.

Die Umwälzung in der modernen Malerei hat mit der Landschaft begonnen, an ihr wurden die Luft- und Lichtprobleme, das sich Auflösen der Form in der Atmosphäre zuerst studiert. In der klaren, durchsichtigen Luft des Südens bleibt die Form schärfer umrissen. Die italienischen Maler standen darum auch diesen Problemen ferner. Es ist kein Zufall, daß die stimmungsvollsten Landschafter, die am tiefsten in die Geheimnisse von Luft und Licht eingedrungen sind, aus Venedig stammen, oder dort schaffen: Bezzi, Ciardi, Bortoluzzi, Marius Pictor, Fragiacomo, Salassa. Die dunstige Atmosphäre der Lagunen umhüllt die Formen mit dem weichen Schleier der Stimmung.

Als tüchtige Landschafter zeigen sich noch: Signorini, Chialiva, ein Schüler von Heilbuth, der seine Landschaften mit zierlichen Figürchen belebt; Penasilico, Fornara, der sich Segantini in der Technik nähert, Grubicy De Dragon, Sartorio, der in Weimar Professor war und die Melancholie der römischen Campagna virtuos, wenn auch etwas süßlich, wiedergiebt. Leider fehlt Pratella, der wie keiner die Stimmungen aus der neapolitanischen Landschaft herausfindet.

Im Portrait sehen wir gute Leistungen von Milesi, Cairati, Veruda und ein flottes Kinderbild von Lino Selvatico. Vielleicht das interessanteste — neben Segantini's rührender alten Frau — ist das Bild einer jungen „Dame in Schwarz" des im Jahre 1884 in Paris leider sehr jung verstorbenen De Nitis.

Der beste Könner unter den modernen Italienern ist wohl Ettore Tito. Er hat nur einen Fehler: man denkt bei seinen Sachen unwillkürlich an Zorn, und da verblassen sie etwas.

Figürliche Darstellungen, mit rein malerischer Absicht dargestellt, haben das Genre, dem Inhalt und Anekdote die Hauptsache ist — ziemlich zurückgedrängt. Nono, der bekannteste Vertreter des letztern wohl mit im Ausland, zeigt sich von allen Seiten: von der Elegie der „verlassenen Sünderin", durch den längstbekannten „Gemüseladen", bis zum „toten Spatzen"; er ist schwer und altmodisch in der Malerei und dabei aufdringlich. Viel Aufsehen erregt ein Triptychon in Pastell „Der Ruhm" des Mentessi, dann das große Stimmungsbild des jungen Morellischülers Balestrieri: „Beethoven". Tüchtige Maler sind auch der junge Impressionist Braß; dann Lanzerotto und Bressanni und der Neapolitaner Migliaro, der sich übrigens nicht von seiner charakteristischen Seite als scharfsehender Figurenmaler mit eigenartig grellen Farbenharmonien zeigt. Einen phantasievollen Farbensymphoniker, den Impressionisten Romellini, dürfen wir nicht vergessen; seine „Schätze des Meeres" wirken groß und wie ein jauchzender Hymnus auf die wilde Gewalt der See.

*

Es regt sich auch in der italienischen Kunst — das sieht man.

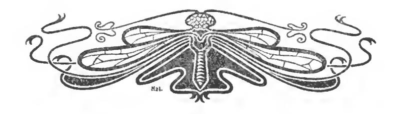
Die Venezianischen Ausstellungen werden in der Kunstgeschichte wohl einst als Fermente genannt werden müssen, die mithalfen, neues Leben zu erwecken. Hoffentlich werden sie auch vom Auslande immer besser und frischer beschickt werden und eine Brücke schlagen helfen von der Gegenwart zu der stolzen Vergangenheit, die in der „Academia delle Belle-Arti" unvergänglich jung blüht, im Dogenpalast und in der Kirche „dei Frari".

* *
*

Und nun wieder hinaus — durch den Schatten des „Giardino publico" zur Schiffslände! Alle paar Minuten kommt eine der kleinen Dampfschwalben und bringt einen hinüber zum grünen Lido, dem Badeplatz von Venedig.

Untertauchen und schwelgen in der salzigen Flut, die doch noch viel schöner ist als alle Leinwandmeere, die je gemalt worden sind — schwelgen und tauchen! Dann mit der Gondel zurück, wenn die Sonne hinter den Kuppeln und Palästen hinuntertaucht und die weite Lagune wie flüssiges Feuer strahlt, zurück zum Platze von San Marco. Unter'm Uhrturm durch in's enge Gäßchen zum „Capello nero". — Oh! keine Angst! — Dort giebt's keine Bilder und keine kalten Marmorstatuen — aber Risotto und rote Hummer giebt's dort und in langhalsigen Flaschen köstlichen Chianti. — Da träumt man leichter als im D-Zug.





„La Gloria.“*)

Von Josef Theodor.

(Breslau.)

„La gloria mi somiglia.“

Dieses Motto hat Gabriele d'Annunzio vor seine neue Tragödie gesetzt; in ihm liegt die tiefste Ursache des Drama's. Alle Fasern in ihm brennen und beben vor Sucht nach großem Ruhme über die Welt; er hat sein ganzes, sprühendes, aber untiefes Temperament eingesetzt, ihr einen tragischen Ausdruck zu geben. Aus so weiter Ferne kann man an diesem bei uns über alle Gebühr gefeierten Italiener nicht gerade exakte Psychologie treiben; wir müssen uns mit seinen Werken als einzigen Dokumenten seiner Persönlichkeit begnügen. Aber doch — in seiner Seele müssen sich künstlerische Konflikte abgespielt haben, die menschlich stark interessieren, wenn man bei ihm auch nie die stärkste Vitalität getroffen fühlt und über dem künstlerischen Märtyrer den Komödianten nie vergessen kann. Das sind ganz eigenartige, aber nicht immer erfreuliche seelische Thatsachen, auf die man bei d'Annunzio immer wieder stößt. Der Ruhm, mit dem man diesen Mann seit seinem ersten Auftreten überhäuft hatte, muß ihn gestachelt und verwirrt haben. Sein verhältnismäßig geringer und nicht übermäßig bedeutender Lebensweg ist in seiner Heimat wie in den breiteren, kritiklosen Kreisen Deutschlands von beispiellosen Erfolgen begleitet gewesen. Ich habe mir als sehr bezeichnend erzählen lassen, daß er nicht ohne Glück königliche Allüren anzunehmen verstanden habe. Die Zeitungen sind, bei allen undelikaten Affären seines Privatlebens, voll seines Namens. Er gefällt sich, gekrönt von dem lärmenden, europäischen Erfolge, mit gewisser Würde in einer Schar inter-

*) Geschrieben zur ersten Aufführung im Breslauer „Neuen Sammertheater“. Leider reichte die als Gastin erschienene Lauise Dumant für die Rätseltiefe der Comnena nicht aus. Sie schien die var tiefster Unausgefülltheit brennende Weibfigur als Komödiantin zu nehmen und spielte sie so. Das verstimmte. Der Verf.

nationaler junger Damen, die ihm auf Schritt und Tritt folgen und ihm huldigen. Dieser problematische, durch keine Ewigkeitsthat bis heut gerechtfertigte Ruhm hat ihn wohl am Ende gelangweilt und verdrossen. Keine hohen Geister und tiefen Menschen haben sich ihm gebeugt. Selbst Nietzsche, den doch so rasch südliche Pracht und Glätte bestach, würde sich vor seinem eitlen, komödiantenhaften Dichten wohl mit Abscheu abgewandt haben. Denn Nietzsche, dieser unvergleichlich reinste Mensch, liebte vor Allem Reinheit der Seele. Und die wird man in dem Dichter dieser Eskorte hysterischer Frauenzimmer unter allen psychischen Eigenschaften am vergeblichsten suchen. Und nun wollte er eine große That schaffen. Knirschend brannte in ihm das Verlangen, die Spröden, die er wohl als die Besten erkannt hat, sich ihm herzuzwingen. Sein Wille zur That mag in's Ungemessene sich gereckt haben.

Da schuf er die „Gloria".

So ehrlich und nackt war er noch nie in einem seiner Werke. So zwingend nie innerhalb der bescheidenen Grenzen seines Könnens, so offen nie in der Unverhülltheit dieser Grenzen, im knirschenden Eingeständnis seiner tiefsten Ohnmacht und der Unfruchtbarkeit seiner Seele. Diese vernichtenden Worte, die sein Held Ruggero Flamma der Gottesgeißel Comnena entgegenschleudert in trostloser Erkenntnis: „Du bist unfruchtbar! Du bist unfruchtbar! Du kannst nichts gebären als den Tod!", die fallen mit zwingender Wucht auf ihn selbst zurück. Solcher Todesurteile seines eigenen Schöpfers ist das neue Werk des d'Annunzio voll. Von Cesare Bronte, dem letzten Sohne der Erde, dem seine dunkle Mutter ungemessene Kräfte gegeben hat, wird gesagt, daß er bei seinem öffentlichen Auftreten vor dem Volke die aus blutigen Kämpfen gebliebenen Narben auf der Stirn sich blutrot aufschminke.

Damit ist eigentlich das letzte, das diesen Dichter bezeichnet, ausgesprochen. Die Wunden, die ihm sein Leben geschlagen hat, weiß er nicht mit herrischer Scham zu maskieren. Er trägt sie auch nicht offen, daß sie sehe, wer offene Augen hat. Er schminkt sie auf, sein schmerzlos gewordenes Martyrium mit taktlosester Deutlichkeit sich im hellsten Lichte brüsten zu lassen. Die Ästhetennatur liegt tief im modernen Dekadenten. Hofmannsthal hat diesem tragischen Danaergeschenk einer alten, verzärtelten Kultur im „Thor und Tod" den genialsten Ausdruck gegeben. Bei diesen Künstlern tiefsten Lebensniederganges scheint das natürliche Temperament durch ein ästhetisierend gedämpftes Temperament abgelöst worden zu sein. Das Leben eine einzige, ununterbrochene, künstlerische Sensation, ob es in seiner ungebärdigen, unmittelbaren Fülle, mit der es

um das Individuum braut, darüber auch tragisch zum Teufel gehe. Bei d'Annunzio ist dieses Problem zur Groteske geworden. Wie er die Falten seines Märtyrermantels prüfend wirft und die schöne Pose des Schmerzes annimmt, wie er hinter seinem Leben schlangenhaft verschwindet, ihm mit komödiantenhaft putzender Kälte aus unbegreiflicher Ferne zusieht und nur darauf achtet, daß es in prangender Schönheit im Werke noch einmal aufblühe, das peinigt, und man schämt sich seiner Schamlosigkeit, ohne daß seine bittere Tragik einmal herzhaft bis an die Nieren rüttelte und bewegte. Kunst des Unterganges, zukunftlos, während das Donnerrad des ewigen Weltgeschehens hart an ihr vorüberrollt. Aus jener Menschenkraft in's Ungewisse geschleudert, die höherer Zukunft selig ist.

Der seelische Niederschlag in diesem Drama ist an scheinbar historische Bilder gebunden. Von der Historie ist aber nichts in ihm. Was bedeutet die Historie auch für d'Annunzio? Den Hintergrund für einen durch die menschliche Geschichte in's Überweite gedehnten Blick, der sein bischen Lebensspanne mit ihr zu einen versucht? Keine Spur. Die Geschichte der Comnenen, der Kaiser von Trapezunt, eines Geschlechtes, das durch die Jahrhunderte um des eigenen Herrscherglanzes willen in Blut und tiefstem Menschenschmutze gewühlt, giebt ihm nicht die Geschichte eines ungeheuren Kulturnieder ganges. Kaum die Sensation einer dramatisch sich zuspitzenden Dekadence. d'Annunzio hat sich in die Kammer wählen lassen. Nichts ist ihm gleichgiltiger als die Politik. Aber sein Enthusiasmus hatte keine Grenze, wenn er leidenschaftliche Männer in starkem Pathos sich geberden sah. Daran hat er sich berauscht und dem Linken heut, dem Rechten morgen jubelnd und entzückt zugejauchzt. Ruggero Flamma, der Held der „Gloria", verbrennt nach höchstem Vollbringen. In seinem Hirn und in seinem unüberwindlich mächtigen Temperamente liegen die Kräfte des Siegers. Jahre und Jahre hat er sich in den einsamen Mauern seines Palastes gehalten (bezeichnenderweise anders als sein Schöpfer d'Annunzio!), in ihnen bebend und lechzend das Wachsen seiner Kraft gefühlt. Nichts war um ihn als die stille Unermeßlichkeit seiner Gedanken, die von königlichem Glanze träumen. Und endlich schlug seine Stunde. Das Volk begann ihm zuzujauchzen. Er spricht zu ihm, man trägt ihn auf den Händen von der Tribüne durch die Gassen. Sein Blut hämmert in der greifbaren Gewißheit dieser sieghaft einsetzenden Ruhmeslaufbahn. Auch die Comnena war unter den Hörern. Der letzte, verderbteste Sprosse eines Geschlechtes von Mördern und Huren. Dieses Weib taucht auf aus einem Ozean voll niedriger Leidenschaften, aus Blut, Habsucht, Schmutz und Unzucht. Mit allen Lastern ist aber in ihr Blut

die zwingendste Weibdämonie gepflanzt. Dieser schlangenhafte Weibtypus, tief und voll mächtigster Sieghaftigkeit in seiner unfaßlichen Rätselfülle, stachelt das gesunde wie das kranke Mannempfinden zornig zur Enträtselung. Ihr Körper ist wie die holdeste Weiberfüllung, und zitternd faßt jeder Mann vor ihm an seine Brust. Engel und Teufel steht in Eins vor ihm. Knirschend müht er sich, über diesen Schrecken zu siegen, indem er ihr die Schauder zu entwinden versucht. Und doch ist sie in ihrer medusenhaften Unbegreiflichkeit so stark, daß er an ihr zu Grunde geht. Auch die Comnena trägt ein kleines Medusenhaupt an goldener Kette, und Ruggero Flamma geht an ihr zu Grunde, denn sie vergiftet sein Blut, indem sie ihn über seine schwanke Kraft hinaus zur stärksten That peitscht.

In diesen beiden Menschen waltet eine tiefste Sehnsucht, die sie unerbittlich vorwärts peitscht: nach großer Ausgefülltheit. In ihm nach cäsarischem Ruhme, und in ihr nach dem stärksten königlichsten Manne. Hier paßt so wundervoll das Wort, das im vierten Akte fällt. „Selber nicht groß, strebt er nach Größe." Allerdings ist der Dichter verblendet genug, die Freunde des Flamma diese trostlose Erkenntnis dahin korrigieren zu lassen: „Selber groß, bedeckt er seine Größe mit alten Purpurn."

In der That: selber nicht groß, strebt er nach Größe. Das ist der d'Annunzio der „Gloria". Aus dem schwülen Dunstkreis ewiger Erotik hat er sich auf eine höhere Menschlichkeit besonnen, und so wurde die „Gloria" ein einziges, kochend gepeitschtes Verlangen nach überragender Persönlichkeit. Was schert ihn das einige „Ganz-Italien", während er nach einem Reiche träumt, dessen große Vergangenheit in Kunst und Schöpfermenschen er fiebernd neu aufbauen möchte! Für diese Sehnsucht ist die Comnena eigentlich nur der in's Weibliche übersetzte zweite Ausdruck, mit so prachtvoller Plastik als Verschmelzung von Symbol und Realbedeutung sie auch erscheinen mag. Denn das ist doch ganz einzigartig in dem neuen Werke des Italieners, der hier sein Komödiantentum oft vergißt und mit imponierend heißem Temperamente sein Märtyrertum unmittelbar herausschreit. Im dritten und vierten Akte, wenn die Comnena große Schreie endlicher Erfüllung ausstößt, wenn die sieghafteste Mannesstärke in die tiefsten Dunkelheiten ihrer Sehnsucht zu langen und sie auszufüllen scheint — da fallen doch die Schlacken, und in unmittelbarer Wucht legen sich hier zitternde Nerven bloß. Im fünften Akte endlich gipfelt das Drama in seiner unrealen Steigerung, die zur Urtragödie hinaufwächst, in die Luft höchster Kunst. Hier, zum ersten Male, ist in der Kunst des d'Annunzio etwas wie Ewigkeitsleben zu merken. Und wenn die ver-

räterische Pöbelmasse jetzt nach dem Kopfe des Flamma brüllt, so spürt man etwas von Shakespearischer tiefster und trostlosester Massenverachtung.

Die „Gloria" ist das erste Werk des Italieners, das über engste Horizonte hinausgewachsen ist. Der Abstand zwischen seinen bisherigen Schöpfungen und dieser neuen ist riesengroß. Vielleicht rechtfertigt d'Annunzio noch einmal die Erfolge, die ihm seine unbedeutenden Romane und die peinigende „Gioconda" eingetragen haben. Über ein Gefühl des Mißbehagens kommt man auch bei seiner neuen Tragödie nicht weg. Vielleicht setzt seine reifere und wachsende Kunst unmittelbarer und bescheidener an seinem Leben ein. Denn ihm fehlt noch bis heute die eigentlichste Eigenschaft des Künstlers: Bescheidenheit vor sich selbst.



Eine Waldgeschichte.

Von Aramis.

(Tölz-München.)

Auf einer weiten Ebene standen seit Jahren hohe und niedere Bäume, an denen sich Schlingpflanzen hinaufrankten. Im Sturme fanden letztere an den festen Stämmen sicheren Halt, im Sonnenschein verliehen sie ihnen ein schönes, mannigfaltig prachtvolles Aussehen. Beide Teile waren der Vereinigung froh. Dem festen Baume war seine einsame Höhe zu öde, die zarte Pflanze konnte allein die Höhe nicht gewinnen.

Da kam aber eine Zeit, in der der Wald gelichtet ward durch Unwetter und Sturm. Da verloren viele der Schlingpflanzen ihre Stütze; und, weil sie sich stärker vermehrten als die festen Bäume, waren sie in der Überzahl.

Auch sie wollten empor zur Höhe.

So thaten sich denn mehrere zusammen, um unabhängig von den Bäumen allein und frei aufzuwachsen. Teils, weil sie keine Stütze fanden, teils, weil sie aus Übermut allein stehen wollten, um nicht von der Laune oder dem Willen eines Baumes abzuhängen.

Sie unterstützten sich gegenseitig, und siehe da, sie wuchsen thatsächlich. Es gieng zwar schlecht, aber doch. Da staunten viele, weil sie gerade nichts Anderes zu thun wussten, und alsogleich rissen sich weitere der zarten Pflanzen von ihrer Stütze

los (es juckte sie das Neue) und folgten den Revolutionären in dem Bestreben, allein zu stehen.

Viele, viele thaten so.

Und die Bäume?

Einige willigten ein, aus Gutmütigkeit, andern gefiel es als Abwechslung, viele schrieen mit, um einen Grund zu haben, ihre Stimme einzeln ertönen zu lassen, aber die Mehrheit war doch damit nicht einverstanden. Allein, was nutzte ihnen das?

Zum Schlusse blieb nur ein Baum, der seine Pflanze behielt, die sich von ihm nicht trennen wollte.

Da lachten die Andern alle, und spotteten ihrer. — — —

Bald sahen aber die vereinigten Pflanzen, dass sie so ganz allein denn doch nicht sein könnten. „Hie und da wenigstens müssten sie sich doch an einen Baum anlehnen können."

Da erhob eine überaus kluge Vertreterin ihrer Art die Stimme: „Warum sollten wir auch die Gesellschaft der Bäume entbehren; das ist durchaus nicht notwendig. Nur frei, allein wollen wir bleiben."

Das leuchtete allen ein.

So schlangen denn Alle ihre Ranken um die Nächststehenden; einige um den, einige wieder um den Baum, so dass zum Schlusse keine mehr wusste, wo sie eigentlich sei, da sie einige Ranken hier, andere wieder dort hatte.

Den Bäumen gefiel es nun sehr, die Gesellschaft so vieler Pflanzen auf einmal geniessen zu können, von denen sie aus mangelnder Befestigung schon ein einfacher Windhauch frei machen konnte, und schrieen Zeter und Mordio über jeden, der nicht einverstanden war mit der neuen Lebensregel, um letzterer keine Gegner zu lassen.

Der Baum, der seine Pflanze behalten, kümmerte sich nicht um das Geschrei. Er stand abseits, denn alles hatte sich um die Neuerungssüchtigen zusammengedrängt: die Bäume bogen sich, die Pflanzen wuchsen nach der Seite, und nicht nach der Höhe, wie sie anfangs wollten, nur um dort zu sein, wo es den Andern so wohl ergieng.

Weil sie in der Mehrzahl waren, die Umwälzer, so glaubten sie im Rechte zu sein und das Richtige zu treffen, und kümmerten sich nicht um das Andere.

So waren sie nach geraumer Zeit zusammengewachsen zu einem Gewirre von Stämmen und Ranken. Einige von ihnen, die ihre Absicht nicht vergessen hatten, schauten von Zeit zu Zeit herum; doch als sie niemand höher fanden, waren sie befriedigt, und glaubten mit den Andern gleichen Schritt gehalten zu haben.

Aber der Baum, der abseits von dem Gewirre seine Pflanze beschützte, sah, dass sie ihren Zweck durchaus nicht erreicht hatten. Da er aussen stand, konnte er sehen, wie die Bäume, von den vielen Ranken umschlungen, zuerst unmerklich, dann immer mehr und mehr sich seitwärts neigten, und zum Schluss ihre vertikale Richtung ganz verloren, ja bald abstarben; wie die Pflanzen, verwickelt, ohne eigentlichen Halt, am Boden krochen, dass der ehemalige Wald sich ausnahm wie eine Partie verkrüppelten und verwachsenen Zwergholzes.

Dies zeigte er seiner Gefährtin. Sie lachte ob der Veränderung, und er stimmte laut ein.

Da stutzten die ehemaligen Himmelsstürmer. Sie hatten längst vergessen, dass ausser ihnen auch noch jemand da sei. Erst das Lachen von der Höhe herab liess sie die Köpfe erheben. Sie schauten auf.



Da sahen sie den Baum und die Pflanze, die sie seinerzeit verlacht, aber sie erkannten sie nicht mehr. Früher waren sie ihnen wenigstens annähernd gleich hoch gewesen, aber seit der Revolution waren sie hinab und jene weiter hinaufgekommen.

Da staunten sie nun Alle ob der gewaltigen Höhe, und ob des Rauschens in den starken Ästen, und waren sprachlos.

Nur einer der Gesellschaft, der noch hie und da von vergangenen Zeiten träumte, sagte leise: „Das ist der Überbaum".

Da wiederholten alle im Chore stammelnd: „Das ist der Überbaum."



Münchner Dichtung.

Heimkehr zur Natur.

Sturzbäche rauschen durch die Tannennacht,
Mein Schuh ist überstaubt, verdorrt die Lippe.
Ein Nebelsee, von Buchen überdacht,
Umwäscht, auf der ich lag, die Felsenklippe
Tief unter flücht'gen Schritten wächst das Land.
Die ersten traumverwirrten Töne steigen,
Im Morgengold erglüht die Adlerwand
Und tropft den Tag in's schwarze Föhrenschweigen.

Die Heide überpurpurt schon sein Blut.
Dort, seh' ich, auf des Findlings Altar zünden
Hochragend schwarze Priesterschatten Glut,
Der weiten Welt den Heiland zu verkünden.
Dumpf tönt ihr Horn, auf ihren Stirnen blinkt
Der weiße Stern der stillen Pfadefinder,
Ihr Schattenriß, der tief zu Thale sinkt,
Beschirmt die Ruh' verfehmter Erdenkinder.

Dann wie treppauf sie zwischen Grat und Block
Und Heidelbeergekraut gemessen wandeln,
Umzüngelt heil'ge Lohe ihr Gelock,
Sprüht es in Flammen unter gold'nen Sandeln.
Und wunderbar gezogen folg' ich nach,
Als wollt' ich eine neue Heimat finden
Und mich im Treueeid dem neuen Tag
Und einem ewigen Glauben heut' verbinden.

Längst sank dahin, dem ich bei Orgelklang
Und frommen Kerzen meine Seele schenkte,
Ein siecher Greis, der mich mit schalem Trank
Nach modernden Rezeptebänden tränkte,
Der dürrer Lehren Asche auf mich trug,
Wenn mir die Stirn in junger Sehnsucht brannte,
Nach seinem stolzen Ehegestern frug,
Wenn ich um's Heut' mich flehend an ihn wandte.

Taub, thatlos, blind, — und leblos, eh' er starb,
So galt's ihm nichts, wie wir am Lager froren.
Mein Leben schwoll, wie seine Kraft verdarb.
Aus seinem Dämmern ward mein Tag geboren.
Noch dumpft' er hin, da hielt's die Glut nicht mehr.
Aufbäumend brach die Fülle Sitt' und Satzung,
Stieß ihn in's Grab, — er plumpte steif und schwer, —
Und ließ den Würmern ihn als mag're Atzung.

Ich aber stürmte mit geschwellter Brust
Hin in die grünen Wälder, in die Berge;
Da faß am Weg' im Heckenrot die Lust,
Da traf ich Riesen statt der weisen Zwerge.
Und bin ich heute der verlor'ne Sohn,
So hab' ich selbst die Mutter mir gefunden.
Sie sitzt auf ihrem ewigen Königsthron
Und grüßt als König mich, den Vagabunden.

Vor ihr am Höchstplateau geschäftig regt
Die Schar sich um die ragenden Altäre,
Durchsichtig von dem Flammennapfe schlägt
Der Rauch sich über Städte hin und Meere.
Nun will ich in der freien Höhenluft
Der Schönheit reine Heidengötter fragen,
Warum die Menschen aus dem Rosenduft
Der Jugend heim die Dornenkrone tragen.

Sie sollen's künden, ob auch ihre Schar
Am Kreuze enden muß, und ob die Liebe,
Ob Lust von je der Geißel würdig war,
Der Schmach und Schande alle jungen Triebe;
Sie sollen's künden, ob ein Heiland war,
Der Holdes aus dem dunklen Hain verbannte,
Vom blauen Meer der Nereïden Schar,
Vom Quell die Nymphen in den Orkus sandte.

Ungläubig bin ich bis in's Mark hinab,
Denn in mir hört' ich diese Nacht im Traume
Ein Lachen, und mir war, die Schönheit gab
Mir einen Apfel von des Lebens Baume. —

Wohlan! — Ich weiß, aus Scham erwuchs die Not
Und aus Erkenntnis Jehovah, der Riese.
Ich aber sehe hell im Morgenrot:
Die Pforten stehen auf zum Paradiese.

München. Julius Havemann.

Ananda.*)

Wie rauscht das Leben, Meister! Hörst du nicht
Der Hämmer Takt, der Geigen Kantilenen?
Siehst du des Tages schaffenheischend Licht
Sich über das verschneite Flußthal dehnen?
Ich weiß, daß sonder Haß und Lieben du
Den Weg mußt schreiten, der dir längst erkoren . . .
Auf deiner Stirne thront Nirwanaruh . . .
Noch bin ich Sturmeszielen zugeboren.
Doch nicht für immer! Wenn mein Hammer sinkt,
Wenn Feierabend meinen Pfad beschattet,
Wenn Sinnenlust und Lorbeer nicht mehr winkt,
Lehn' ich an deinen Busen mich ermattet —
Und nichts ist mehr, was in mir jauchzt und ringt . . .

München. Anatol Habicht.

Morgenspaziergang.

Beichten muß ich euch ein Abenteuer:
Gestern gieng in klarer Morgenstunde
Ich durch's Holz mit Mikus, meinem Hunde . . .
Tief im Poggengrund ist's nicht geheuer. —
Mikus kleffte, sprang durch Knick und Raute;
Ich kroch nach, und endlich blieb er steh'n.
Auf der Wiese unter'm Farrenkraute
Hab' ich 'was geseh'n.

Lag im Gras ein weißes Kügelchen,
War's ein Bübchen, zart und bausebackig,
Schlief in Tau und Sonne splitternackig,
Hatte maienzarte Flügelchen.
Dicht ein Eichenstämmchen stand dabei,
Daran hieng ein silbern Köcherlein —
Kniff mein Fox vor Schreck das Schwänzchen ein
Und beschnupperte den Nackedei.

Dacht' ich mir: „ei, das ist fetter Fang.
Hab' ich dich, du kleines Ungeheuer?!
Warte, Lümplein! Fort mit dir in's Feuer!
Und die ganze Menschheit weiß mir Dank.

*) Ananda war der Lieblingsjünger Buddha's.

Aus sind Krieg und Pest und Not und Sorg',
Und den Störchen werd' ich's Handwerk legen, —
Erst der Pastor, dann der Kindersegen,
Erst das Standesamt, dann Klapperstorch."

Stehlen wollt' ich grad das Köcherlein,
Da erwacht' er und begann zu brüllen,
Bat und bettelte — um Jesu willen,
Er wollt' künftig fromm und sittlich sein.
Rächend klappst ich erst sein Hinterteilchen;
Doch er rührt' mich und ich sprach: „Patrönchen,
Dies Mal kommst du frei, doch schwör', mein Söhnchen,
Daß du nie mich triffst mit deinen Pfeilchen!" . . .

Patschhand gab er feierlich und schwor,
Schwor bei Hahn und Pferdekopf, und sachte
Schwang er in den Baum sich auf und lachte,
Kniff zum Abschied Mikus in das Ohr.
Setzt' sich in der Eiche fest und äffte,
Schnitt mir Nasen noch, das Jüngelchen,
Steckt' heraus sein rotes Züngelchen —
Und da stand ich nun und Mikus kleffte!

Als vor Zorn wir dann im Walde irrten,
Trafen wir ein Fräulein und ein Hündlein.
Mikus lief ihm nach und wollte flirten,
Ich sah nach des Fräuleins rotem Mündlein.
Und ich weiß nicht. still und traumverloren
Kamen seufzend wir zurück zur Stadt, —
Ach! ich glaub', der kleine Heide hat
Einen schnöden Meineid mir geschworen.

Tote Saat.

Und es geschah in einer Nacht des Märzen,
Daß aus dem Grabe eine Myrte brach,
Aus der ein Duft verlor'ner Saaten sprach,
Die man begrub mit diesem Frauenherzen.

Stieg himmelzu Lieb, die im Lenz erfroren,
Flog über's Meer That, die im Wünschen starb;
Vom scheuen Leben, das im Keim verdarb,
Weinten die Stimmchen, nicht zum Licht geboren.

In jener Nacht verlosch die Lampe nicht,
Bei der er finster über Büchern wachte;
Vom Fenster strich sein welkes Angesicht
Ein Duft, der ihm die erste Thräne brachte.

Nutzloses Lied.

Auf der Alpenflur junger Quell —
Will keiner kosten?
Wehend Gras an schwindler Stell'
Muß ungemäht rosten.

Äst' am Borte, früchteschwer —
Wirst du sie pflücken?
Stieg Inselland auf im wirtlosen Meer,
Wird keinen beglücken.

Stilles Mädchen, scheu erglüht,
Dich mag keiner begehren!
Oh mein Lied, einsames Lied —
Wer wird dich hören? . . .

München. Theodor Lessing.



Kleinigkeiten.

Von Max Kolb.
(München.)

Ach, von wie viel grünen Jungen
Wird das junge Grün besungen!

*

Soll Frauenmund dich nicht verdriessen,
Dann muss er dir die Lippen schliessen.

*

Schönheit vergeht,
Anspruch besteht.

*

Prüderie ist weniger die Furcht vor fremder Zudringlichkert, als vor der eigenen Schwäche.

*

Die Unschuld durch Beispiele warnen, heisst: sie verführen.

*

Auch die tugendstrengste Frau vermerkt es übel, wenn ihr gesagt wird, sie besitze keine Fähigkeit zur Koketterie.

*

Vorurteile halten warm,
Freiheit friert, dass Gott erbarm'.

*

Freund Schlendrian hat eine grosse Familie: unsere beliebtesten Tugenden sind seine Töchter.

*

Bittere Wahrheiten sind diejenigen, die wir hören müssen; schlagende Wahrheiten die, welche wir selbst aussprechen.

*

Die Kinder lehrt man gehen,
Erst Männer lernen stehen.

*

„Die Stunde rollt auch durch den schlimmsten Tag."
Doch Trümmer und Herzen bröckeln nach.

*

Liebe und Freundschaft.

Sah einen jüngst in's Wasser gleiten
Und sah die vortrefflichen Freunde dabei.
Ihr guter Rat von allen Seiten
Übertönte sein Hillegeschrei.
So endete wirklich schön sein Leben:
Er starb, von Liebe und Freundschaft umgeben.



Münchner Rundschau.

(Schouspiel-Premièren. — Zur Konzertreform.)

Unser verehrter Freund Dr. M. G. Conrad hot im zweiten Juni-Hefte der „Gesellschaft" Ludwig Thoma's „Medoitle" über den Schellenkönig gelobt, ja das Stück on dieser Stelle sogor dem königl. Hoftheater zur Aufführung — worm oder tronisch? — empfohlen. Do bin ich nun freilich doch etwas onderer Meinung und möchte dofür zur Abwechstung lieber einmal die glatte Froge hier aufwerfen: Würde gerode dieser Einakter von unserer Hoftheaterieitung zur ersten Aufführung on einem königlichen Residenz-Theoter wohl auch angenommen worden sein, wenn sein Autor nicht eben Peter Schtemihl, der Redotteur des gefürchteten „Simplizissimus", gewesen wäre? Muß nicht der Umstand, daß dies gerode um die Zeit der Einweihung des neuen „Prinzregenten-Theaters" geschah, alle möglichen Perspektioen bei Einsichtigen eröffnen und geradezu jeden fatschen Schein untiebsamer Weise erwecken? — Böse Beispiele verderben gute Sitten! Wir haben uns seinerzeit zugeschworen, keinen sotchen Fall — was on uns tiegt — ungerügt durchgehen lossen zu wollen, und leider ist es für München nun schon das fünfte Mol, doß derartiges kritisch zu beonstonden bteibt. Der erste wor hier der Foll Bernstein (mit „Matthios Gollinger"), der zweite der Fall Cloßen („Peter Rospe"), der dritte und vierte die Fälle H. von Gumppenberg („Die Ver-

dammten") und Dr. Röllinghoff („Tod auf Reisen"), und der fünfte wäre eben nun diese Thoma'sche „Medaille". Soll dergleichen wirklich bei uns hier in München einreißen? . . .

Was die Uraufführung von Björnstjerne **Björnsons „Laboremus"**-Drama am 7. September im selben Hause anlangt, so dürfen wir hier im Wesentlichen auf Dr. Jos. Hofmillers Urteil (vergl. I. Juni-Heft dieser Zeitschrift) unsere Leser verweisen: „**Über** Björnsons Kraft"! Es ist eben geg—ibster Wein, was uns der Autor da vorgesetzt hat; ein „Lesedrama" im Grunde nur, und trotz allen modern-psychologischen Aufputzes zuletzt doch **alte** Dramaturgie mit deus ex machina und den abgestandensten Theater-Requisiten, wie Reliquien oder dergleichen — es fehlte eigentlich nur noch das Giftfläschchen. Ganz nebenbei klingt vielleicht auch noch das mystische Parsifal-Problem, in's reale Björnson'sche übersetzt, mit an — man vergl. doch nur die Stelle bei Björnson:

> Langfred: Ich sehe jetzt alles so klar . . . Undine sucht doch nichts Anderes, als Frieden für ihr Sehnen, nicht wahr?
>
> Lydia: Ja, ja!
>
> Langfred: Aber das steht fest: Nimmt sie **keinen Frieden**, so hat er keinen mehr zu geben.
>
> Lydia: Aber die Liebe! —

mit dem II. Akte bei Wagner Grundsätzlich anderer Anschauung über den „Dramatiker" Björnson ist hier allerdings der Herr Schwiegersohn und Verleger, bezw. dessen dem „M. Kunst- und Theater-Anzeiger" als Annonce unmittelbar beigegebener, suggestiver „Waschzettel", welcher frischweg behauptet, daß man Björnson „noch dem gewaltigen Erfolge, den sein Drama ‚Über unsere Kraft' auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands gefunden, mit Fug und Recht **den in Deutschland populärsten Bühnendichter** nennen" könne. „Kein lebender Dichtergeist hat größere Probleme mit größerer Kunst und Wucht, mit tieferer Wirkung behandelt als Björnson in seinen Werken „Über unsere Kraft", „Paul Lange und Tora Parsberg" und jetzt in „Laboremus", das nach des Dichters eigenem Ausspruch in künstlerischer Hinsicht sein feinstes und tiefstes Werk ist." — Nun, in dem an jetbigem Premièren-Abend ersichtlich abflauenden, schon gleich zu Anfang keineswegs unbestrittenen. Beifall schien doch etwas wie gesunder Zweifel an dieser unablässigen, höchtichst interessierten Aufdrängung des modernen „Dramatikers" Björnson beim deutschen Publikum sich zu regen. Gar zu hübsch und bezeichnend überdies für den unverbesserlichen „Oratoriker" Björnson, wie bei Entwicklung des rein-lyrisch und schon ganz subjektiv-intim gefaßten „Undinen"-Sujets für die bewußte Oper Langfreds, auf einmal (vergl. S. 135, 144) die Massenwirkung von Chören: „Die großen Chöre — jetzt wachsen sie . . . Und dann **sein** Chor, der Chor **der moralischen Welt** . . ." ganz unversehens losbricht und mit hypnotisierender Macht über den Dichter hereinstürmt! — Die hiesige Aufführung war ganz sehenswert; nur gehört zu einer wirklich glaubwürdigen Verkörperung des Rackers von femme fatale, „Lydia" genannt, doch wohl etwas mehr als die blendenden Garderoben des Fräulein **Swoboda**.

Wenige Tage zuvor brachte uns das „**Schauspielhaus**" eine nach Inszenierung und Stimmung wohlausgearbeitete und darum auch recht wirksam gelungene Erst-Aufführung des bereits vielbesprochenen, neuen **Heyermanns**-Stückes. Allein, auch diese „**Hoffnung auf Segen**" — von Holland her, für unsere dramatische Litteratur nämlich, hat wieder getrogen. **Ja**, wenn der stärkere Naturatismus hier in entsprechend derberen Kraftausdrücken, das „Moderne" in Benutzung des Tetesongesprächs als Ausfüllung von dramatischen Verlegenheitspausen oder als Ersatzmittel für den veralteten „Monolog", das Neue im spezifisch holländischen Lokale wie in der Übertragung der sozialen Frage auf das Fischer-Milieu gefunden werden soll, dann allerdings bedeutet

unser Drama einen erheblichen Fortschritt im Realismus, über Ibsen und Hauptmann hinaus. Einstweilen aber vermögen wir doch nur eine Kombination Beider darin zu sehen, die damit um nichts erquicklicher für uns werden kann, daß im Verlaufe dieser Pseudo-„Handlung“ so sehr viel berichtet, breit ausgemalt und geschildert wird. Doppelt auffällig und — merkwürdig wird das alles für ein empfängliches Gemüt, wenn man just eben vom mythischen „Fliegenden Holländer“ aus Bayreuth herkommt. Ich weiß nicht, war es dies allein, oder doch auch die Thatsache, daß wir die sozialisierende „Mitleids“-Dramatik nachgerade doch wieder satt haben — so viel ist jedenfalls sicher: wir reagieren neuerdings auch auf die ganze „Moderne“ etwas sauer, seit sie unsere begeisterten Hoffnungen so schwer getäuscht und die ernste Sache durch den offenkundigen Bankrott in Form der modischen Überbrett'l-Bewegung so schlimm kompromittiert hat. Höchstens ließe sich — auf dem Vergleichswege — hier noch sagen: Wenn ein Friedrich Schiller in der bekannten Abhandlung „über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ sich von seinen ästhetischen Gesichtspunkten aus gegen die Grund-Instinkte aller niederländischen Kunst überhaupt wenden zu sollen glaubte, so bliebe doch immer noch die Frage offen: ob es hier nicht die eingeborene Ästhetik des fremden Landes gerechter Weise lieber zu studieren und von der landesüblichen, heimatlichen dabei einmal ganz abzusehen gälte. — Aus der in diesem Sinne vorzüglichen Gesamt-Darstellung Stollberg'scher Regie wäre neben dem genialen Fräulein Müller (als Mutter Kniertje) noch Frau Gerhäuser als neue vielversprechend-individualisierende Kraft aus dem älteren Ensemble besonders hervorzuheben. Ihre eigenartig ergreifende Belebung der „Jo“-Figur verriet in der künstlerischen Durchführung ganz außerordentliche Qualitäten, auf deren Entfaltung am rechten Orte man sich schon jetzt freuen darf. Bemerkenswert war auch die überzeugend echte Ausgestaltung der szenischen Bilder, wenn schon all diese Feinmalerei des Bühnentechnischen den Kenner nicht über das endgiltige Urteil hinwegzutäuschen vermochte: „Alter Most in neuen Schläuchen!“ —

Wieder steht ein Konzertwinter vor der Thür, und da mag denn die grundsätzliche Vorfrage: „Wohin treiben wir?“ sehr wohl am Platze sein. Nicht nur mir dünkt nämlich längst — sondern auch eine ganze Menge gescheuter Leute sind sich heute vollkommen klar darüber*), daß es mit unserem Musikleben so unmöglich lange mehr weiter gehen kann, daß vielmehr das ganze gegenwärtige Konzertwesen seinem baldigen debâcle unaufhaltsam entgegengeht. Nur eben sind die Ansichten darüber sehr verschieden, wie der leidigen Sache ein radikales Ende bereitet werden mag, und insbesondere was daraufhin Besseres an Stelle des Bisherigen wohl kommen wird. Die Einen gaben sich z. B. vorigen Winter nach dem beneidenswerten Optimismus hin, daß die vom neuen Autorenrecht für jede Konzertwiedergabe der Komposition eines Lebenden erwartete, immer wieder neu einzufordernde Aufführungsgebühr eine natürliche Eindämmung aller unnötigen Solisten-Abende wenigstens mit sich führen dürfte. Als ob diese Steuer nicht doch wieder einfach auf die Eintritts-Taxe zugeschlagen würde und im Wesentlichen nur wieder vom Publikum zu tragen wäre! Andere wiederum wollten sich von einer Einführung des französischen „Lundisten“-Systems in unserer Presse durchgreifenden Erfolg versprechen: d. h. von der (schon durch H. von Bülow warm empfohlenen) grundsätzlichen Durchführung einer musikalischen Wochen-Überschau (immer nur des Montags) an Stelle jenes Stumpfsinnes der bisher alltäglichen Musik-Referate, wonach dann das Belang-

*) Und in diesem Sinne begrüßen auch wir freudigst die, sonst etwas extrem gehaltenen, Ausführungen Dr. Paul Marsops wider den Konzertsaal („Kunstwart“, 21. Heft vom vor. Jahrg.)



lose und Ganz-Schlechte, das Dilettantische und das Industrielle, aus Raumgründen schon von selbst in Wegfall käme, weil eine Verpflichtung, alles, was sich irgend hören läßt, zu rezensieren, doch kaum konstruiert werden könne. Ja, ohne allen Zweifel! Dergleichen würde gewiß mancherlei wohlthätige Besserung auf dem in Rede stehenden Gebiete mit sich bringen können, wenn es nur auch allgemein, energisch und beherzt wirklich erst einmal in Angriff genommen würde. So aber haben ernstliche Versuche, zuerst in Berlin und Dresden, nach gar blutwenig darin de facto erreicht; ja, sie mußten, da die leidige „Konkurrenz“ anderer Blätter zuletzt wieder im Wege stand, welche sich diesem Verfahren aus übel angebrachtem Geschäftsgeiste einfach nicht angeschlossen hatten, gelegentlich sogar wieder ruhmlos aufgegeben werden.

Bleibt sonach, so weit man bis jetzt wenigstens sehen kann, als ultimum refugium allein nur mehr das übrig, was Dritte als die sichere „Erlösung vom Übel“ allerdings lange schon ankündigen: die einheitliche und wahrhaft künstlerische, sei es rein-ästhetische oder streng-historische, Gestaltung der Programme. Heute ist man gottlob darin schon so weit vorgeschritten, daß — was vor Jahren fast noch wie eine ideologische und allein nur an den „Allg. deutschen Musikverein“ bezw. seine „Tonkünstlerversammlungen“ oder an „Musikfeste“ allenfalls zu wagende Forderung erschien (vergl. „Zukunft“, Jahrg. 1897, S. 117 ff.; aber auch „Gesellschaft“, I. Juli-Heft vom lfd. Jg., S. 47) — nunmehr sich als allseitig empfundenes Bedürfnis, sogar für Volks-Abende, immer gewaltiger aufdrängt: „Persönlichkeits-Konzerte“, auf ein bis zwei Stile, Meisternamen oder Komponisten, besonders zugeschnitten, über ein oder das andere Haupt-Thema der Tonkunst eindrucksvoll-vorbildlich veranstaltet — „Einer-Ausstellungen“ und „Sonder-Kollektionen“ also! Hat man z. B. in voriger Saison hier aufmerksam beobachtet, wie sehr sich die Menge ordentlich gedrängt hat zu den Bach-Händel-, Haydn-Mozart-, Beethoven-, Schumann-, Brahms-, Wagner-, Liszt- oder speziell „Modernen Abenden“ der Kaim'schen Volkssymphonie-Konzerte unter Leitung von S. von Hausegger oder Dr. Dohrn (welchen Kapellmeistern — entgegen unserer irrtümlichen Angabe im II. April-Heft, S. 116 — beiden das Verdienst gebührt, hierin den Wandel geschaffen zu haben)? In der That, man muß es selbst erfahren haben, mit welchem klaren Bewußtsein, vollen Verständnis und auch lebendigen Geschmack dieses Publikum gerade solchen „Programmen“ in freier Wahl gegenübersteht, um daran allerlei Hoffnungen für die Zukunft doch wieder zu knüpfen! Geht dies nachgerade doch so weit, daß man, im Vergleich mit dieser ernsten Sammlung und gediegenen Grundrichtung zu einem Ganzen hin, Fel. Weingartners, aber auch unserer „Musikalischen Akademie“, dank dem Eigenwillen effekthaschender Solisten oft arg „gemischte“ und jedenfalls höchst unruhig wirkende, große Orchester-Abende, mit ihrem bunten Jahrmarkt stilloser Programm-Zusammenstellungen, in fatalster Weise als deplaziert und als für unsere Zeit bereits rückständig empfinden mußte. Und gleichzeitig besehe man sich doch einmal genauer, was wohl von den Pianisten-Konzerten, den Kammermusik- oder Liederabend-Veranstaltungen den meisten Erfolg und den anhaltendsten Zulauf gefunden, um an diesen Erscheinungen auch einmal mit Überlegung Halt zu machen und dem derzeitigen Stande der Dinge innerhalb der brennenden Musikfrage, schon vordem es wieder einmal zu spät ist, gewissenhafte Erwägungen zu widmen! „Moderner“, gewiß, ist unser durchschnittliches Konzerttreiben auf der ganzen Linie geworden — aber auch ungleich „modischer“. Und je „bunter“ es heute schon die „lyrischen Theater“ treiben, desto mehr erwächst nun für eine ernst-künstlerische Konzertleitung auch die Verpflichtung zu durchgreifender Abhilfe.

Sdi.



Kritische Ecke.

Finanzielle Schmerzen.

Von Merkur.

Als vor mehreren Jahren die Hochflut der Reaktion in gewerblichen Kreisen einsetzte und die Drahtzieher sich nach recht prägnanten Schlagworten umsahen, kamen sie auf die wirklich vielsagenden Begriffe des Zunftwesens und Befähigungsnachweises. Der Bäcker sollte den Nachweis liefern, daß er Semmeln backen kann, aber um des Himmels willen nicht etwa auch den Anspruch erheben, „Küchel" herstellen zu wollen; dem Regenschirmmacher war es verboten, eine Zwinge an einem Stock zu befestigen; einem Schwerenöter von Barbier, der einem Verwundeten einen Verband angelegt hatte, sollte ein hochnotpeinlicher Prozeß gemacht werden, weil er sich nicht als ein gelernter und konzessionierter „Bader" ausweisen konnte. Es kam nun allerdings nicht so schlimm; das Publikum kümmerte sich um die Herren Zünftler gar nicht, und diese führten mehr ein beschauliches Dasein bei Zunftessen, Ausflügen, Fahnenweihen und dergleichen ungefährlichen Veranstaltungen. So ganz ohne war die Idee mit dem Befähigungsnachweis aber doch nicht; ja, ich möchte behaupten, daß, wenn es nach meinem Sinne gegangen wäre, die deutschen Kapitalisten so einige hundert Millionen Mark erspart hätten. Ich schlug nämlich ganz einfach vor, daß jedermann, gleichviel welchen Alters, Geschlechtes oder welcher Konfession, der im Begriffe steht, eine — Aktie zu erwerben, den Befähigungsnachweis wenigstens über die notwendigsten Begriffe dessen, was ein Aktionär sei, abzulegen habe.

Mein wohlgemeinter Rat wurde abgelehnt, und eine Handels- und Gewerbekammer, die so freundlich war, zu antworten, meinte, das gienge nicht, weil es sonst wahrscheinlich keine Aktien mehr geben könnte. Nun ist die Bescherung da, und naturgemäß finden sich die Hauptleidtragenden unter denen, die eben nicht wußten, welche Pflichten ein Aktionär gegen die Gesellschaft und sich selbst hat, oder aber, was eigentlich straffälliger ist, aus Bequemlichkeit eine Erfüllung dieser Pflichten verabsäumten. Nicht die für unser ganzes Erwerbsleben unumgängliche Form des Aktienwesens, nicht die Aktie in ihrer Eigenschaft als Wertpapier, am wenigsten aber die gesetzlichen Bestimmungen bezw. der Mangel an solchen, haben die Krisis verschuldet, deren Zeugen wir in den letzten Monaten waren. Beschleunigt wurde diese allerdings durch eine unfähige und in einzelnen Fällen verbrecherische Leitung von Unternehmungen, durch eine moralisch und gesetzmäßig ungenügende Beaufsichtigung seitens der hierfür bestimmten Organe. Die hauptsächlichste Ursache der traurigen Vorkommnisse liegt in der Indolenz, in dem Indifferentismus der Geschäftsteilhaber, der Aktionäre. In der Generalversammlung eines Kegelklubs, in der es sich darum handelt, ob 7 Kegel 24 oder 30 zählen sollen, ob die „Hausnummern" drei- oder vierstellig zu spielen sind, da sind alle Mann an Bord — in den Generalversammlungen der Aktiengesellschaften fehlen die Herren Privatiers vollständig; höchstens erscheinen sie noch bei einigen Brauereigesellschaften — aber nur wegen des

Gratisfrühstücks. Da ist der Hebel einzusetzen, in der Ausübung der von dem Gesetze eingeräumten Rechte, in der nicht allzuschwer zu handhabenden Selbsthilfe der Aktionäre liegt ihr Wohl und Wehe; hierdurch kann in erster Linie so Verlust bringenden Ereignissen, wie denen der letzten Zeit, vorgebeugt werden. Weg mit allen Palliativmittelchen, weg mit dem Schrei nach Staatshilfe! Und dann noch Eines: Ein Jeder, der Aktionär werden will, prüfe sich selbst, ob er hierzu das nötige Verständnis besitzt. Eines schickt sich nicht für Alle, und der alte Rothschild'sche Witz „Wollen Sie gut schlafen oder gut essen?" hat bei der Wahl von Kapitalsanlagen auch heute noch seine aalle Berechtigung.

Ruhe nach dem Sturm. Hiermit bezeichnet man wohl am Besten die gegenwärtige Situation der deutschen Börsen. Hie und da wetterleuchtet es noch, eine oder die andere Unternehmung wird sich nicht halten können; das Schwerste ist aber wahrscheinlich überstanden. Daß das Unheil gleich einem reinigenden Gewitter die trübe Atmasphäre aerscheuchte, die Spreu aom Weizen sonderte, ist ebensa wahl anzunehmen, und an die Stelle der jetzt notwendigen Sammlung wird sicherlich wieder die frohe und berechtigte Hoffnung auf neues Leben treten. Die deutsche Industrie wird, sofern ihr nicht die Gesetzgebung hindernd in den Weg tritt, ihren Siegeszug in der ganzen Welt fortsetzen, die deutsche Kapitalmacht nach wie aor soliden Unternehmungen ihre Stütze leihen. Ein Gefecht aerlieren, was will das heißen — im internationalen Feldzuge der Volkswirtschaft wird Deutschlands Handel und Industrie nicht minder siegreich bleiben als seine Armee vor 30 Jahren.

R. v. S. **Frau von Öffentliche-meinung**, geb. Priaate Faulheit, hat sich wieder 'mal etwas Nettes geleistet. Die „Münchener N. Nachrichten" und mit ihr eine ganze Wagenladung vall „deutscher" Blätter ereifern sich über die den deutschen Ehrenschild sa schrecklich beschmutzende Überführung gewisser alter Instrumente, die der Pekinger Sternwarte entnommen, bald in dem „Orangerie" betitelten kleinen Nebengebäude der Patsdamer Schlösser aufgestellt werden sollen. Abgesehen davan, daß jene Pekinger Sternwarte für die Wissenschaft ungefähr den Wert hat, wie etwa eine Aufführung der „Meistersinger" in Hinterniedertupfenhausen für die Kunst, — abgesehen davon, daß jenes schreckliche Beutemachen doch vielleicht „um's Kennen" verschieden ist von dem Wegschleppen eurapäischer Kunstwerke durch Napoleon I., — abgesehen endlich daaan, daß dem Asiaten gar nicht genug die Herrenfaust gezeigt werden kann, weil er den feineren Ehrenpunkt unseres Kriegs- und Völkerrechts erwiesenermaßen nicht begreift und dessen Anwendung auf ihn uns als Schwäche auslegt, — dürfte doch hier einmal der Verwunderung deutlichst Ausdruck zu geben sein, daß sich in der riesigen Zahl deutscher Preßargane unseres Wissens bisher nur eins gefunden hat, welches auf den Zusammenhang jener Instrumente mit deutschem Fleiß und deutscher Intelligenz hingewiesen hat: „Das Bayerland", Nr. 27, XII. Jahrgang, weist nämlich nach, daß die Instrumente von einem Münchner verfertigt sind. Es war der P. Gogeißl aus München, † 1771 zu Peking, Mandarin höheren Ranges und Vorsteher der kaiserlichen Sternwarte, der sechsundzwanzig Jahre am Pekinger Hofe für Missions- und Wissenschaftszwecke wirkte. Der Name Gogeißl, nach Ausweis des Adreßbuchs nach heutigen Tages in München aertreten, ist bei Vehse, Gesch. des Hofes van Bayern, Bd. II, S. 41, aufbewahrt. Näheres über diese, sowie die alten, echt chinesischen Instrumente s. bei du Halde, Beschreibg. d. chines. Reichs, Rostack 1748; dart auch die genaue Ab-

bildung des Obseraatariums, welche „Das Bayerland" an gen. Stelle uns verviel- fältigt hat. Übrigens wäre zu wünschen, daß sich die Version als wahr herausstellt, wonach die deutsche Regierung jene In- strumente angekauft hätte; denn dann wäre die Blamage jener red- und ent- rüstungsseligen Frau von Öffentlichemeinung vollkommen; vorsichtiger wird sie freilich auch dadurch nicht werden.

Simultan oder Simulant? — „Man" wundert sich darüber, daß ein Organ wie unsere „Gesellschaft" nicht zu der so eminent wichtigen Frage der „Münchner Simultanschule" Stellung genommen habe. Du lieber Himmel! Als ob bei wirklich „aufgeklärten" Menschen die „Kultur" sich mit den verdrehten Begriffen „simultan", „katholisch" oder „protestan- tisch" erst noch lang abgäbe und abquälte; als ob wir nicht auch in der „Konfessions- schule" freie Menschen geworden wären, und als ob bei uns der „Kulturkampf" nicht überhaupt erst jenseits von „philo"- oder „antisemitisch" und eigentlich selbst: „christ- lich" heute schon begänne! Der Eine oder der Andere hält's vielleicht sogar gegebenen Falles von vorneherein lieber gleich mit der „Privat-Schule", oder aber mit einer Resolution wie derjenigen, die vor einiger Zeit durch das „Freie Wort" veröffentlicht ward, und welche nachstehenden Wortlaut hatte: „Wir protestieren einstimmig gegen die Gewissensbedrückung, der in den ver- schiedenen Staaten des deutschen Reiches dissidentische Eltern durch Zwangs-Ein- schulung ihrer Kinder in den Religions- unterricht einer fremden Religionsgemein- schaft unterworfen werden. Wir verlangen, daß die durch die Gesetze und die Ver- fassung gewährleistete Religionsfreiheit wie den andern vollberechtigten Staatsbürgern auch den Dissidenten gewahrt werde." ... Gewiß, es ist schon ein ganz bemerkens- wertes, vielsagendes Resultat, wenn die Zählung der, eine Simultanschule von unserer „ausgedehnten" Regierung heischen- den Eltern 22 Prozent aller hierselbst eingeschriebenen Zöglinge bereits ergab. Wir unserseits glauben aber — mit den Klerikalen — nicht, daß dieses Ergebnis ohne alle künstliche Mittel und gewisse systematische Zutreibereien erzielt worden ist. Freilich sollte man es, auf der anderen Seite wieder, auch kaum für möglich halten, daß man mit solchen Leuten als „Zeit- genossen" in der selben vielgepriesenen Stadt München zusammen lebe, erfährt man z. B. durch ein hiesiges Blatt, daß ein Guts- besitzer es fertig gebracht haben soll, zweien seiner Mieter aufzukündigen, weil — sie ihre Kinder in die Simultanschule an- meldeten! Auf alle Fälle auch müssen wir diese Simultanschul-Bewegung nur durch- aus konsequent finden angesichts der be- kannten Haltung unserer Regierungsorgane in der Angelegenheit Schund und Kerschen- steiner, bezw. gegenüber der bewußten hoch- notpeinlichen Immediat-Eingabe bayerischer Bischöfe vom vorigen Frühjahre. So lange noch mit einiger Emphase vom „christ- lichen Staat" die Rede ist, bildet eigentlich die Konfessions-Schule, und selbst die konfessionell geschiedene historische Lehrkanzel der Universität (Vois nach Straßburg!) nur die natürliche Konsequenz. Denn „was ist Wahrheit?" Und ist etwa die katholische oder protestantische Theologie an unseren Hochschulen absolute Wissenschaft? — Allein, das sei zu allem Überflusse doch noch hier gesagt, um unseren eigentlichen Standpunkt ganz klar vor aller Welt zu kennzeichnen: Wir bewundern am deutschen Zeitungsleser seine oft beobachtete, geradezu hervor- ragende Fähigkeit zum Wiederkäuen ohne die geringsten Verdauungsbeschwerden; denn wir haben diese Simultanfrage, die man schon vor Jahrzehnten wiederholt in voller Breite der „Unentwegtheit" aus der Münchner Lokalpresse genau studieren konnte, nachgerade wirklich satt bis zum Überdruß. Und „wir" sind doch auch „Eltern" — sozusagen!

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Als die (seither unwidersprochen gebliebene) Meldung zuerst bei Harden in der „Zukunft" auftauchte, daß die verstorbene Kaiserin Friedrich noch dem Tode ihres ersten Gatten in morganotischer Ehe mit ihrem Oberhofmarschall von Seckendorff noch vermählt gewesen sei, da glaubten sich unsere „liberalen" Blätter ganz plötzlich ihrer eigenen tadellosen Frei-Gesinntheit einmal wacker erinnern zu müssen: und mit gut gespielter Entrüstung warfen sie alsbald die laute Frage in die Welt: „Warum erhält man hier nicht von offizieller Seite aus reinen Wein eingeschenkt? Was giebt es da wohl zu verheimlichen? Ist denn nicht ein Jeder seiner Gefühle und Thaten eigener Herr? Und denkt man so gering vom Verständnis des Volkes für das Recht freier Entschließung? u. s. w." — Aber, mit Verlaub! Ist's nicht im Grunde mehr verhaltene Wut, was diese loyale Presse jetzt in die stolze Brust sich werfen läßt — Wut darüber, daß ihr, dieser gesinnungstüchtigen Schnüfflerin, deren Namen und Wesen „Indiskretion" von Früh bis Abend heißt, ein solch' „sensationelles" Faktum viele Jahre lang absolut hatte verborgen bleiben können? Wirklich, dem Ingrimme darüber, obwohl doch so wacker — nicht in jenes Geheimnis eingeweiht worden zu sein, kam schließlich nur mehr gleich die gerechte Verblüffung, daß einer so weltbeherrschenden siebenten Großmacht im Rate der Völker — ein solcher Thatbestand überhaupt hatte verborgen bleiben können. Wogegen das alles uns für den feinen Sinn und den freien Geist der verstorbenen hohen Frau nur noch weit eher einnehmen kann.

Stoff für „moderne" Novellisten oder Romandichter: Psychologie des in's Leben glücklich zurück-operierten und genesenden Raubmörders Kneißl, der seiner Schwurgerichtsverhandlung bezw. dem Urteilsspruche „Des Todes schuldig!" nunmehr entgegensieht. Wenn dies kein Problem ist, welches sollte es dann sein — es wäre denn gleich dasjenige der „Todesstrafe" selber.

Die Verleihung des preußischen Ordens pour le mérite an den bekannten Chauvin Camille Saint-Saëns, und zwar als offenkundige Handlung rein nur einer courtoisievollen Politik gegenüber Frankreich, zeigt doch wieder einmal mit auffrischender Unzweideutigkeit klar und bestimmt, was selbst diese höchsten Orden im Reiche noch bedeuten — nämlich, daß sie bald gar nichts mehr wert sind, oder höchstens zu bloßen „Tauschobjekten" heute degradiert erscheinen. „Décoration": schon dieses Urwort läßt ja tief genug blicken.

Die „Nationalzeitung" veröffentlicht im Auftrage des Rechtsanwaltes Horn einen Aufruf zu Geldsammlungen für den Sergeanten Hickel, Wachtmeister Bupperſch, Vizewachtmeister Schneider und Unteroffizier Domning, die auf Anordnung der Militärbehörden am 1. Oktober aus dem Militärverhältnis ausscheiden und dadurch die Prämie von 1000 M., die sie nach zwölfjähriger Dienstzeit erhalten hätten, und den Zivilversorgungsschein verlieren. (Es sind die bekannten Angeklagten bezw. Zeugen aus dem Gumbinner Militär-Mordprozeß.) — Dieser Herr Rechtsanwalt Horn hat aber ganz offenbar seinen Beruf verfehlt. Unseres Erachtens hätte er sich als Agitator oder Volkstribun anwerben, doch nicht als Volksverteidiger niederlassen sollen. Denn es gilt doch wohl hoffentlich noch in deutschen Landen der Grundsatz: daß einer, der die Wahrheit kennt, diese auch ohne besondere „Prämie" sagt — allenthalben und immerdar, selbst wo seine eigene, militärische oder bürgerliche Existenz einmal auf dem Spiele steht. Hilf Himmel, was sind wir doch für ein schwächlich Geschlecht, für eine in ihren Grund-Instinkten irregeleitete und sich selber entfremdete Rasse schon geworden!

In der Beilage zur „M. Allg. Ztg." Nr. 204: eine gestrenge Philippika „Zum bevorstehenden Kongreß der ‚Laienärzte' in Berlin" — von einem Arzte, d. h. ein recht heftiger Ausfall wider die „Kurpfuscher", dem man es nach seinen unzeitgemäßen Tiraden auf den ersten Blick gleich ansieht, daß er von einem stolzen und ganz rückständigen Laudator temporis acti wohl herrühren muß. Wenige Tage später, im Hauptblatte derselben „M. Allg. Ztg." vom 11. Sept. unter Wörishofen, 9. Sept., die Notiz: „Seit einigen Tagen weilt hier im Auftrage des preußischen Kultusministeriums der Geh. Medizinalrat Dr. Brieger, Professor der Hydrotherapie an der Berliner Universität, um das Kneipp'sche Heilverfahren aus eigener Anschauung kennen zu lernen." Wie reimt sich das nun wohl zusammen? Ein Geh. Medizinalrat des preuß. Kultusministeriums beim „Naturheilverfahren" studierend, und dennoch „Kurpfuscher-Kongreß"!

Aus der höchst merkwürdigen Haupt- und Staatsaktion gegen den „Geheimbund" polnischer Gymnasiasten: „Die Vernehmung des Angeklagten Kleriker Goncz zeigt, in welchen Konflikt der Angeklagte mit seinem Gewissen geriet. Infolge des der Verbindung geleisteten Eides, der ihn zu vollster Verschwiegenheit verpflichtete, leugnete er zunächst alles ab, bis ihn der Religionslehrer überzeugte, daß ein solcher (!) Eid nicht bindend sei. Stückweise gab Goncz dann seine Geheimnisse und die Namen der Verbindungsmitglieder preis." Es ist doch noch gar nicht so lange her, daß durch das ganze christliche Deutschland ein pharisäisch Wutgeheul der Brustton-Entrüstung über die jesuitische Beicht-, Ehe- und Eidmoral eines gewissen Alfonso Liguori gieng? Wie verhält sich's aber nun wohl damit? Kein Lüftchen regt sich darüber im deutschen Zeitungswalde; kein Mucker dagegen bei unserer — so weit wir sehen können — gesamten deutschen Presse! Warum wohl? Weil es hier gegen das „freche" Polentum geht. Ja Bauer, das ist ganz 'was Anderes!

Um dem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, erhält Berlin noch eins der nun langsam fürchterlich werdenden Überbrettl. Wohl auf Grund der seinerzeit durch die „Überblättl" gegangenen „vornehmen" Annonce ist auch der dazu nötige Baron bereits gefunden! Die neue Verblödungsstätte heißt „Rhapsoden-Theater" und soll „unter Direktion" des Schriftstellers Ernst Edler von der Planitz stehen. So ungefähr berichtet die Dresdner „D. Wacht", und wir thun es mit ihr. Der „Kunstw." hingegen ist anderer Meinung und scheint selbst „ausführende That" zu planen.

„Richard Wagner hat irgendwo gesagt, daß er nur in Frankreich richtig verstanden werden würde." So behauptet ein Artikel „Munich contra Bayreuth" im Pariser „Figaro". „Irgendwo" ist gut! Zufällig lesen wir nämlich ganz am gleichen Tage in einem Artikel „Emile Ollivier und R. Wagner" von Dr. Wilh. Altmann (im Berliner „Tag") folgende authentische Briefäußerung des Dichterkomponisten an den bekannten Staatsmann, den Schwiegersohn Liszts und seinen eigenen nachmaligen Schwager: „Sie sind, ich sage es frei heraus, der erste Franzose, der vom ersten Moment an es verstanden hat, eine Menge meiner Vorurteile zu besiegen. Diese hegte ich gegen eine Nation, welche trotz ihrer ungeheuren Vorzüge und Verdienste in mir immer das schmerzliche und bittere Gefühl wachrief, daß es mir unmöglich sein würde, ihr mein Inneres zu enthüllen, ihr das mitzuteilen, was ich mir sympathischen Menschen sage." . . . (4. Februar 1858.) Sollte es den Herren Franzosen mit der deutschen Historie vielleicht ebenso schlecht, wie schon mit der deutschen Geographie und Orthographie ergehen?





Besprechungen.

Peter Altenbergs neues Buch.

Von Filipp Frey.
(Wien.)

Peter Altenberg, der mit seinem ersten Werke als Reifer und in sicher durchgebildeter Eigenart vor die Öffentlichkeit getreten ist, hat nach einer kleineren Skizzensammlung „Ashantee“ uns wieder mehr von seinen feinen Durchdringungen und Erhöhungen der Alltäglichkeit beschert.*) Schon besitzt er hüben und drüben „im Reich“ Bewunderer, die in seinen psychologischen Sonatinen und Capriccio's das Intimste subjektiver Erzählungskunst gefunden haben. Kaum ist es zu viel gesagt, daß seit dem genialen Wunsiedler nach niemand der deutschen Litteratur erstanden ist, der so viel begeisterte Hingabe der Frauenseelen als Dank für ihr Verstandensein, so viel Spott des groben Mittelbürgers aus Ärger über sein Unverständnis geerntet hat.

Altenbergs Buch wird also im litterarischen Deutschland mannigfach vorgebildetem Interesse begegnen, das wohl nicht erst auf den Kritiker gewartet hat. Doch mag das psychologische Problem dieses Dichters auch solche zu seinen Werken leiten, die ihm noch fremd gegenüberstehen. — So weit er sich als Essayist selbst enträtselt hat, lasse ich ihm das Wort. Da ist zunächst ein Stück der neuen Sammlung „Selbstbiographie“, eine Lebensbeichte, die in knapper Aufrichtigkeit auf sieben Seiten Charakter und Lebensschicksal des Autors entwickelt: ein mit dem göttlichen Instinkt der Naivetät Geborener und durch viele Irrsale zur Naivetät zurückgekehrter Moderner. In romantischer Ziellosigkeit ist der Dichter herumgeirrt, hat das Meiste versucht, was sich an regulären Lebenswegen dem Menschen bietet. Ehe er das herrliche Geschenk der Freiheit zu nutzen wußte, hat er edle und ganz unedle Damen heiß geliebt, ist in Wäldern herumgelungert, war Jurist, ohne Jus zu studieren, Mediziner, ohne Medizin zu treiben, Buchhändler, ohne Bücher zu verkaufen, Liebhaber, ohne je zu heiraten, und zuletzt Dichter, ohne Dichtungen hervorzubringen! „Denn“, fährt er fort, „sind meine kleine Sachen Dichtungen?! Keineswegs. Es sind Extrakte! Extrakte des Lebens. Das Leben der Seele und des zufälligen Tages, in zwei bis drei Seiten eingedampft, vom Überflüssigen befreit wie das Rind im Liebig-Tiegel! Dem Leser bleibe es überlassen, diese Extrakte aus eigenen Kräften wieder aufzulösen, in genießbare Bouillon zu verwandeln, aufkochen zu lassen im eigenen Geiste, mit einem Worte sie dünnflüssig und verdaulich zu machen. Aber es giebt ‚geistige Mägen‘, welche Extrakte nicht vertragen können. Alles bleibt schwer und ätzend liegen. Sie bedürfen neunzig Prozent Brühe, Wässerigkeiten.“ So erklärt Altenberg seine gedrängte Form, rechtfertigt die Nichtbeachtung alles Nebensächlichen, die Vermeidung des beschreibenden Stils und der weitläufigen Analyse in seinen kurzen Erzählungen, und weist auf die tiefen Perspektiven hin, die seine kleinen Bilder bieten. Das nennt er das „abgekürzte Verfahren, den Telegramm-Stil der Seele“. Und noch ein Zweites offenbart er uns in abjektiver Selbstbetrachtung: seine „unerhörte

*) „Was der Tag mir zuträgt.“ Berlin, S. Fischer.

Begeisterung für Gottes Kunstwerk, den Frauenleib". Altenberg ist ein moderner Minnesänger, oft verzückt, oft bizarr, nie frivol. Zu seinen Lieblingsworten gehört: „Es giebt nur eine Unanständigkeit des Nackten — das Nackte unanständig zu finden!" Ja, das Weib scheint ihm der einzig würdige Trost in den Nöten des Daseins. Er gesteht, daß er sein Zimmer mit Akten austapeziert hat, mit Studien weiblicher Leiber von vollendeter Form. Schönheit ist Tugend. Die freie schöpferische Phantasie ist das Einzige, was die Kerkerhaft des Lebens erträglich machen kann. Noch in einer zweiten Skizze des Buches „De Libertate" kommt der Dichter ohne jede Verkleidung zu Worte, trotzdem es eine Marquis Posa-Rede ist, die er hält. Vor einem Fürsten steht der Dichter, aufgefordert, ihm die Weltordnung zu verdrehen, Vergehen in Tugenden umzuwandeln und Gesetz. Und er verkündet die tiefere Lehre der Gedankenfreiheit: Fürst! Wir Alle sind Gefangene, Kerkersträflinge des Lebens, Rekruten mit gebundener Marschroute, Galeeren-Menschen unser selbst. Wie in einer dicken schrecklichen roten Ziegelkaserne verbringen Alle diese kurzen Fristen, die ihnen verliehen sind, lassen das süße Schicksal, geboren worden zu sein, ungenützt. Nun gut. Wer wollte aufbegehren?! So ist es. Schweige, Rekrut des Lebens! . . . Aber Gott, der Künstler über alle Künstler, schafft hie und da, um uns, den Müden, das Leben frei von Knechtschaften und Banden vorzuführen, Menschen-Exemplare unter hundert Millionen Sklaven, welche, losgelöst von dem Gesetz der Lebensschwere und seinem Drängen, den Anderen die Freiheit zeigen. Bald ist es ein armer Dichter wie Paul Verlaine, der exzedierte und verkam, bald ein junges Mädchen aus gutem Hause, welches unbekümmert in freiem Leichtsinn ihren Leib verschenkt, bald ein König, der unerhörte Bauten aufführt, bald eine Metze, die zügellos dem Abgrund entgegengaloppiert und darauf pfeift, bald eine Prinzessin, die Grenzen überschreitet und im Unbegrenzten hinfliegt und sich schaukelt wie der Condor in all zu dünnen Höhenlüften."

Wenn noch so viel Selbstgesagtem über die seelischen Merkwürdigkeiten Altenbergs noch sehr vieles zu sagen bleibt, so thut schon dies dar, daß er über den Haufen mittelmäßiger Eklektiker der Litteratur emporragt, eine dichterische Individualität ist. Der starke Zorn über die Kulturlüge, die Leidenschaft für die ungebrochene Aufrichtigkeit des Seins haben ihn frei gemacht, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen. Die Oberfläche der Menschen durchblickt er und erkennt unter den raffiniertesten Gewandungen das Spiel der großen Grundkraft „Eros". Sozialer Empfindsamkeiten bar und über soziale Beschränktheiten erhaben, hat er alle seine Feinheit auf jene Verhältnisse gewandt, in denen das Unglück der Menschen sublim und seelisch ist, aus dem Mißverständnis der gegenseitigen Bedürfnisse entspringt. Das Weib mit seinen, unter allerlei Gesellschaftszwang verkümmernden, organischen Ansprüchen ist noch von Keinem besser verdolmetscht worden.

Was die Männer für Verderber sind, sein können — auf diese Geheimnisse hat Altenberg seinen psychologischen Scharfsinn gewandt. Wie die Unvernünftigen ihr Höchstes — ihr Höchstes, weil sie alle ihre Ideale hineingegossen haben — mit plumper Hand wieder zerstören, wie sie das nach ihrem Sinn formen wollen, was sie nur durch seine eigenen Entwicklungsgesetze entzücken kann. Nicht weil sie körperlich lieben, sondern weil sie die freien Seelenrechte mißachten, sind sie ihm Verderber. Bei der Erziehung nach Schicklichkeitsschablonen beginnt die weibliche Tragödie. Da ist eine kleine Erzählung „Gift": Dodo trennt eines Tages den Stehkragen von ihrer Bluse ab. Sie hat in einer englischen Zeitschrift einen wunderbaren Aufruf gelesen: „Nur in äußersten Freiheiten kann jedes Organ gedeihen und alles zu seinen Schönheiten gelangen. Jeder Zwang ermordet irgend etwas. Das Mieder die Brüste, der Kragen den Hals, die

heutige Ordnung die Seele. Alles wird schlaff durch Einengung, elastisch jedoch durch Frei-sein . . ." Die Mutter kommt dazu. Ein erbitterter Kampf in kleinen Worten entspinnt sich. Für die Tochter stehen Ideale auf dem Spiel, keine geringeren, als Männer zu Revolutionen getrieben haben. Aber doch muß sie nachgeben. „Denn als Fräulein Dodo weiche seidene Umlegkragen zu tragen beginnt oder sogar den Hals ganz bloß, schlägt sich eine Tante auf Seite der Mama. Sie sagt: „Weißt du, was es ist? Ein Skandal ist es, meine Liebe!" Das entscheidet die Niederlage der Ideale einer Generation — in einem Falle. Ein anderes Beispiel: „Die dumme Liese", die noch Natürliche, Unverdorbene auf ihrem ersten Ball. Wie schon von allen Seiten gearbeitet wird, sie zu egalisieren, eine junge Salondame aus ihr zu machen, ist eine zweite Tragödie der Weiblichkeit. Oder „Melusine", ein Schulbeispiel dafür, daß es gerade und gar nicht tiefe Seelenschächte giebt, die auch nur ein Dichter ergründet. Diese Melusine ist das in eine reiche Ehe gesetzte schöne Ladenmädchen. Sie ist wunderhübsch, sonst ganz normal. Doch in der Ehe beginnt sie an einer merkwürdigen, durch keinen äußeren Umstand erklärlichen Melancholie zu leiden: Es fehlt ihr nichts, sie hat alles im Überfluß, ihr Gatte ist liebenswürdig und feinfühlig. „Der Philosoph" der Skizze — in der Litteratur könnte er Bourget heißen oder auch anders — erklärt den Zustand der jungen Frau aus seelischer Erschlaffung, körperlicher Indisposition, aus den gewöhnlichen Inkongruenzen der Ehe, aus dem gefährlichen Wunsche nach Abwechslung. Altenberg löst das Einfache einfach: Die Ladenmädchen-Seele lebt in der reichen Dame fort. Kann man die Fülle von Erinnerungen, den Denkkern von Jahren abstreifen wie die rauhe Haut der Hände? Nun, Melusine hat ganz einfach Sehnsucht nach ihrem Element. Eines Tages kommt das Kuchenmädchen aus ihrem früheren Geschäft. In der Unterhaltung über Patisserien und ihre Verkäuferin-Triumphe frischt sie sich wunderbar auf, schon am Abend erstrahlt sie in neuer Lebenspracht. Mehr als alle Feinsinnigkeiten des ihr unnatürlichen Milieu hat ein kurzer Tratsch ihre Lebensbedürfnisse befriedigt. Aber der milde Empfinder weiblicher Bedürfnisse, der Minnesänger, kann das Weib auch von der Strindberg'schen Seite aus sehen. Denn nicht, weil sie das Ideal ist, aber weil wir in diesem Lebensgefängnis ein Ideal brauchen, erhöht Altenberg die Frauen. Aber ebenso hat er ihre Schwächen begriffen: den Mann auszusaugen, sich vorwitzig in seine geheimsten Seelenecken zu drängen, die sie nicht ergründen können, ihre äußerliche Macht tyrannisch auszudehnen und dadurch ihre innerliche zu verlieren. In der Skizze „Der Abendspaziergang" ist der erste Akt eines Ehedrama's auf anderthalb Seiten umrissen.

Der Mann ist müde, kommt abgespannt nach Hause. „Geh', nimm mich mit auf deinem Abendspaziergange", sagt sie. „Oder möchtest du vielleicht lieber allein sein?"

„Ja, ich möchte allein sein."

Schweigen.

„Siehst du — und ich könnte einen Spaziergang nur wirklich genießen, wenn du mitwärest — —."

„Du? So!!"

„Und du nicht, du nicht, du nicht — —!"

„Nein, ich nicht."

Schweigen.

„Verzeih es mir, mein Freund, mein Geliebtester, und gehe! — Wir soupieren aber Punkt neun! — Wir werden warten, wenn es später wird! — Komm', wann immer!"

Er gieng. Er kam Punkt neun.

Friede, Friede, Kraft, Kraft hat die schweigende Natur in ihn hineingegossen; er fühlte sich gefestet, gesichert, konzentriert; wie zum Extrakte seiner Selbst geworden!

„Du bist bleich", sagte er.

„Du ißt nichts — —", sagte er.

„Du bist wie krank — —", sagte er ergriffen.

Und da hat sie ihn schon unter.

„Nächstens nehme ich dich auf den Spaziergang mit, es ist besser."

„Oh — —", sagte die armselige Erpresserin und bekam ein ganz seliges Gesichterl! —

In einzelnen Skizzen seines neuen Buches läßt Altenberg viel vom Geist der Maximen verspüren, ist mehr reflektiv als in dem ganz naiven „Wie ich es sehe". „De Libertate" mit seiner Marquis Posa-Szene ist ein Beispiel. Aber zumeist ist doch das Allgemeine im Besonderen gelöst, die Lebensweisheit durch die Erfassung des einzelnen Falles bewiesen. Mehr ist beobachtet, als noch Analogieen konstruiert. Manche dieser feinsinnigen psychologischen Erzählungen erinnern durch die verwegene Überlegenheit des Seelenkenners — wenn schon verglichen werden soll — an die „Poésies en prose" des Charles Baudelaire. Sie sagen die kitzlichsten Dinge mit derselben Grazie, aber mit größerer Erhabenheit über den Kitzel.

Durch seine Form scheint mir Altenberg für die stimmungsvoll vertiefte Art des Romans dasselbe geschaffen zu haben, wie Maupassant in seinen realistischen Skizzen für die ältere Art des Romans. Auf wenige Seiten komprimierte Romane mit zwingenden Perspektiven — dies das Wesentliche, was Beide erreichen wollten und erreicht haben. Bei Altenberg sind die Konturen meist flüchtig, er arbeitet mehr in Farbenflecken. Aber zauberhaft geschickt und suggestiv beeinflußt er unsere Phantasie, das Angedeutete auszuführen, Hintergründe der Handlung zu schaffen, alle Perspektiven auszublicken. So ist er auch in der Form origineller Künstler. Was Viele in den letzten zehn Jahren mit ihm versucht haben, hat er erreicht. Wenn einmal eine litterarische Übersicht der modernen kurzen Erzählung möglich sein wird, dann wird Altenberg neben Anton Tschechoff, Knut Hamsun und wenigen Anderen aus dem Meer des Unbedeutenden und Nachempfundenen hervorragen.

Romane und Geschichten.

Elisabeth Dauthendey: Vom neuen Weib und seiner Liebe. Roman. Berlin, Schuster & Löffler.

Anna Croissant-Rust: Pimpernellche. Pfälzer Geschichten. Berlin, Schuster & Löffler.

Anna Croissant-Rust ist als Pfälzerin geblieben, was sie als Altbayerin war: die reine Künstlerin, die unvergleichliche Meisterin realistischer Kunstweise. Ihre Technik beherrscht sie so souverän, daß sie von keinem andern Kunstgenossen darin übertroffen wird. Und wenn man ein gutes Lebensbeispiel von süddeutscher und norddeutscher Auffassung und Übung in künstlerischen Dingen haben will, so muß man Anna Croissant-Rust mit den konsequenten Naturalisten Arno Holz und Johannes Schlaf in ihrer ersten Stilperiode vergleichen. Heimisch ist sie jetzt im Pfälzer Milieu ihres „Pimpernellche", wie sie's früher im bayerischen Milieu ihres „Feierabend" gewesen, nur daß sie entsprechend der Pfälzer Nuance flinker, reifer, lustiger, abgeklärter erscheint. Ihr Humor ist entzückend, voll Sonne und Seele. Die drei Geschichten in „Pimpernellche" behandeln die denkbar einfachsten Motive, die land- und litteraturläufigsten Konflikte. Aber wie ist das individuell gesehen, wie ist das

geprägt und gemodelt in feinster Persönlichkeitskunst!

Elisabeth Dauthendey, die Fränkin, ist pathetischer, glutvoller, in der Darstellungsweise reservierter, der entschieden realistischen Technik vornehm abgewandt. Ihre Motive ruhen auf tieftragischem Grunde. Edelklare Bildkraft zeichnet ihr Künstlertum aus. M. G. C.

Heimat. Roman von Wilhelm Jensen. Dresden, Carl Reißner.

„Seit vielen Jahrhunderten schon hatte die Sonne auf den braunen Dächern der Stadt gelegen und lag diese mit steil ansteigenden Straßen auf dem mannigfach gebuckelten Hügelrücken." Das ist ein bedenklicher Anfang!

Jensen steht der modernen Litteratur ja fern, sehr fern; aber wir werden nicht nur seine Gedichte, sondern auch viele seiner älteren Erzählungen gern in ihrem vollen Werte würdigen. Zum Beispiel seine Novellen „Aus stiller Zeit", „Nordlicht", vielleicht auch „Karin", „Metamorphosen", vor Allem aber „Die Namenlosen" mit der entzückenden Schilderung der beiden zum Jüngling und zur Jungfrau heranwachsenden Kinder. Jensen hat sich diese selbe Aufgabe mehrmals gestellt und mehr oder minder glücklich gelöst; in seinem neuen Roman „Heimat" aber sie verflacht, obwohl gerade dieses Mal die gegebenen Gegensätze zwischen deutscher und französischer Art eine Vertiefung verlangten.

Karl Heckel.

Maximilian Krauß: Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchener Leben. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Krauß besitzt eine starke Beobachtungsgabe. Und er versäumt keine Gelegenheit, uns dieselbe recht gründlich zu zeigen. Wir erfahren, daß Kellnerinnen im „Franziskaner" wunde Füße, fünfzehn Mark Trinkgeld und uneheliche Kinder bekommen. Wir lernen den Ratskeller kennen, das Hofbräuhaus, die Redouten, den „Nockherberg" zur Salvatorzeit, den „Papa Geis", kurz alles, was einen Münchner zu interessieren und zu begeistern vermag. Und alles ist mit einer prächtigen Herzlichkeit und Innigkeit beobachtet und geschildert. Selbst die belebende, kraftvolle Alpen- und Höhenluft fehlt nicht, die über München dahinbraust, und die den Ermüdeten stärkt und stählt und den Gefallenen wieder aufrichtet, körperlich und geistig. Auch die Lösung des Konfliktes ist gesund und tüchtig — nur ist alles so sehr hausbacken. Nirgends finden sich Stellen, die uns fortreißen, nirgends gedankliche Tiefen, aber auch nur Eigenart des Gedankens. Vor Allem die Sprache ist nüchtern, zuweilen sogar langweilig und bleibt durchweg an alten, bewährten Wendungen hangen. Kurz, das Buch ist gute, bürgerliche Kost, hinterläßt aber einen sehr geteilten Eindruck.

Philipp Witkop.

Lyrik.

Annette von Droste. Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin, herausgegeben von Wilhelm v. Scholz. Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, Eugen Diederichs.

Unter den vielen schönen Bänden, die der unermüdliche Verleger, neben weniger gelungenen, schon hat erscheinen lassen, ist der vorliegende sicherlich einer der schönsten. Die fünf Bilder von Robert Engels, die den einzelnen Abschnitten (Jugend, Reisen, Balladen, Winter auf der Meersburg, Alter) vorgesetzt sind, tragen wesentlich zur Zierde des schmucken Bandes bei; das erste und letzte besonders sind echte Heimatkunst. Das imitierte Hadernpapier ist kräftig und die Textumrahmung weder manieriert, noch den eigentlichen Text erdrückend. Form und Farbe der Lettern sind angemessen. Die Einleitung von Wilhelm v. Scholz ist brauchbar, die Auswahl treffend. Scholz hat

sein Vorbild, das Goethebrevier Hartlebens*), übertroffen; denn letzteres ist einseitig vom erotischen Standpunkte aus angelegt, wenngleich auch manche unbekannten Edelsteine anderer Art eingefügt sind. Auch der Band „Blaue Blume" ist nicht so gut, wie Scholz meint; die ersten drei Seiten, in denen er seine Annette-Ausgabe gewissermaßen rechtfertigt, blieben überhaupt bei einer Neuauflage, die dem wertvollen Buche innig zu wünschen ist, besser weg. Diese Ausgabe wird vielleicht dazu beitragen, das Verständnis für die wundervoll echte, tiefe und keusch-leidenschaftliche geniale Frau bei Feunden wahrhafter Poesie wachzurufen und drm kleinen Kreise derjenigen, die sie für die größte moderne Dichterin erklären, neue begeisterte Anhänger zuzuführen. Aber, ach, die Deutschen schwärmen lieber für die Flitter- und Flacker-Erotik der Marie Madeleine oder für das rhetorische Pathos der in ihrer Art ja nicht unbedeutenden Ada Negri, als daß sie die herbe, kraftvolle und gelassene Kunst dieser deutschen Dichterin nach Gebühr schätzten!

Dr. Josef Hofmiller.

Gedichte von Dora Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 155 S.

Die Tochter unseres unvergeßlichen Münchener Dichters Karl Stieler bietet hier ihre poetischen Erstlinge in einem schmucken Bändchen. Alles schon im echten Stieler-Ton, einfach, gesund, stark. Vieles von überraschender Persönlichkeits-Entfaltung in der Auffassung. In den intimen Stimmungen herrscht eine schöne Wahrhaftigkeit und eine entzückende Energie des Empfindens, auch wo die junge Dichterin dem leidenschaftlichen Akzente noch scheu ausweicht. Ergreifend sind die „Irren Nächte" und besonders die „Lieder der Blinden". Man fühlt, hier handelt sich's nicht um artistische Spiele und poetisierende Nachempfindungen. Hier ist Selbsterlebnis, das sich in künstlerischer Gestaltung und Verklärung aus tiefster Seele ringt. Auch im Leidvollen stört nirgends eine Phrase angelesener modischer Dekadenz oder pessimistischer Nervenwühlerei. Diese Stimmung auf den Ton vornehm-starker Menschlichkeit läßt uns von der Dichterin, wie sich auch ihr Schicksal gestalten möge, ein reiches und reines Ausleben ihres Talentes erhoffen.

M. G. Conrad.

Albert Dreyfus: Feste in Moll. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau.

Von Dehmel und Mombert — diesem ästhetischen Paralytiker — gezeichnet, verlangt dieses einheitliche Heft Gedichte mehr Liebe vom Leser, als es ihm an Glück gewährt. Seine Erscheinung ist undeutlich, ohne Konturen. Kein Vers wirkt — auch die schönsten nicht —

„Nicht soll unsre Liebe
Frucht tragen — und verderben."

„Wenn alles Blühende auf der Erde
Frucht werden muß, dann bin ich erntelos einsam."

„In solcher Stunde sang
Dir nie ein Mann sein tiefstes Lied?"

„Die Wiesen hochblühend jagt der Wind vor sich her."

„Von den Bäumen flattert das welke Laub,
Wie Vögel, denen die Flügel zerbrachen."

Diese Gedichte haben keine Macht. Sie gucken in's Leere. Sie sind gesagt wie müde, halbtote Worte. Und ohne Rhythmus. Ein Dichter, der nicht dichten, verdichten, konzentrieren, werten kann. Und daß es ein Dichter ist, der hinter ihrem Nebel und Rauch steht, ist das Merkwürdige an ihnen.

Dr. Richard Schaukal.

Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik, herausgegeben und geschmückt von Richard Grimm. Leipzig, R. Voigtländer.

Was an diesem kleinen Buche zuerst auffällt, ist der Preis; und man giebt dem Verleger gerne Pardon, wenn er es mit

*) Neuerdings in zweiter (vermehrter und verbesserter) Auflage und ganz vorzüglicher Ausstattung bei A. Ackermanns Nachf. (Karl Schüler) in München erschienen.

einer Reklameschleife versieht, die nachdrücklichst auf das Unikum hinweist, daß man in Deutschland ein künstlerisch ausgestattetes Gedichtbuch schon um weniger als eine Mark erhält. Man kann dem Herausgeber und Verleger ohne Weiteres zu diesem kühnen Versuch gratulieren, obwohl er noch keineswegs einwandfrei gelungen ist. So wirkt die Einfassung der Seiten (eine Bordüre aus stilisierten Blumenmotiven) unbeschadet ihrer gefälligen Komposition manchmal etwas zu schwerfällig im Verhältnis zum Text, und die Vollbilder ragen nicht gerade immer durch unerhörte Neuheit der Idee und des Vortrages hervor. Die Auswahl der Lieder endlich ist, was dem gefährlichen Titel zum Trotz durchaus nicht hätte der Fall zu sein brauchen, etwas gar zu süßlich ausgefallen. Auch sei der Verleger daran erinnert, daß bei derartigen Büchern in erster Linie die modernen, dekorativ so wirksamen Drucktypen zur Anwendung kommen müßten. Trotz aller dieser „Anstände" aber hat mich das Heft doch gefreut, schon in seiner Eigenschaft als „Gesamtkunstwerk" eines strebsamen Künstlers. Es wäre nur zu wünschen, daß auf diesem Gebiete noch mehr als bisher gearbeitet würde; denn künstlerisch wirklich bedeutende, moderne deutsche Bücher haben wir noch immer viel zu wenig. Richard Braungart.

Dramen.

Die Könige. Dramatisches Gedicht in 4 Akten von Korfiz Holm. München, Albert Langen.

In einer wohlklingenden, oft allzu klingenden, aber durch die Leichtigkeit und den weichen Fluß der Verse gewinnenden Sprache baut sich hier ein „romantisches" Gedicht überraschend empor. Das Drama könnte von der Bühne herab durch seinen fortreißenden Schwung (die beiden ersten Akte sind übrigens weitaus besser als die beiden letzten), seine packende, gewissermaßen dithyrambische Handlung auf ein jugendliches Publikum gewaltig wirken. Auch beim Lesen erfreut man sich des stürmenden Zuges, der drängenden, von einem sicheren Künstler gelenkten Diktion. Aber schemenhaft verflüchtigt sich die Wirkung. Keine Menschen leben ein uns innerlich bewegendes Leben da vor uns. Die große Leichtigkeit in der Produktion „geflügelter", sehr hoch schwebender Worte verführt oft gefährlich in das Reich der Lüfte. (S. 68, 69, 70, 79, 80, 84, 87.) Auch die verbrauchten Klisché-Fügungen („der Thränen Born, der Hoffnung Schein, der reisige Krieger, bittere Menschenzähren, eitler Ruhm, nackte Schönheit, der Zukunft blauer Schleierdunst, blanke Wagen, blauer Ozean, stiller Hausesfrieden, zuckender Jammer, ewiges Meer"), die geschmacklosen Bilder-Bastarde („aus dem Staube dieses kalten Leibes; singt die schnellgestorbene Welle des . . . Meeres . . . Lied; kreißt das Schicksal in blindem Gebären; gefräßig, den wütenden Durst zu stillen . . .; säh' ich dies Land erst mit dem Rücken; Rauch . . ., dem Steinpfühl eines nächtigen Albdruckes gleich), die im Prokrustesbett des Verses gemarterten Silben (herrschen . . . ob bleichen Sklavenseelen; er ist vor deinem Wort zerstiebt); die schmerzhaften Gedankensplitter („dem eitlen Ruhme, dem Gischt, der gaukelnd ob der Tiefe schäumt; die Flut des Riesgewesenen schäumt; zwischen zwei Seelen, der Menge entrafft, wird sie in Einsamkeitswehen geboren, die schauende Stunde der reifen Kraft"); das Pathos der Verstiegenheit („nach heute sträubt sich dort das Haar der Bäume; dort will ich zu der höchsten Kälte reifen; des Marmorgipfels niebetretener Reinheit; das Reich der Frucht gewordenen Stille") — alle diese Unannehmlichkeiten des großspurigen Epigonendrama's bleiben uns nicht erspart. Aber Unrecht thäte man dem edlen Geiste dieser durchaus nicht unbedeutenden Dichtung, wollte man verschweigen, wie viel Treffliches, Reines, sieghaft Jugendliches sie funkelnd schmückt.

Gleich die Schlußszene des ersten Aktes hat eine wahrhaft fanfarenschmetternde Pracht, die Sterbeszene des alten Königs ist grandios zu nennen, das „Entrée" (man wird wider Willen oft an die Oper gemahnt) des Sängers, viele Momente der Gespräche (S. 15, 23, 26, 34, 50 u. a.) sind farbensatt, von innerlicher Kraft erfüllt, manche einzelne Verse einfach wundervoll (S. 20, 30, 16, 17, 15, 40, 43, 86). Man mag das vornehm hergestellte Buch mit Gewinn genießen. Dr. Richard Schaukal.

Münchhausens Antwort, Komödie in einem Aufzug von Hanns von Gumppenberg. Berlin, Theaterverlag Eduard Bloch.

Es thut mir leid, daß ich von Gumppenbergs neusten Werken gerade dieses zur Besprechung erhalten mußte. Wie mir der Verfasser selbst erzählte, wollte er einen Zyklus aus drei Einaktern schaffen, in deren jedem sich als Leitmotiv die Frage wiederfinden sollte: „Was ist Wahrheit?" Der erste Einakter dieses Zyklus war „Die Verdammten". Und kaum ein Drama der letzten Jahre hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht durch seine gedankliche Tiefe, seine eigenartige Sprache und seinen wuchtigen Aufbau. Hier sucht nun Gumppenberg mit der ihm eigenen Vielseitigkeit dieselbe Frage satirisch zu beantworten. Aber, sonderbar — was Gumppenberg sonst niemals thut — hier langweilt er uns. Der Humor ist so erdacht, so gequält. Es fehlt das Frische, das Sprudelnde. Die Konflikte sind uralt. Man könnte sie in ehrwürdigen französischen Komödien wiederfinden. Und vergebens suchen wir in der Satire das Befreiende und Große. Man sieht dem Autor zu sehr in die Fabrik und errät nur zu leicht die Weiterentwicklung, so daß man schließlich, wenn die Effekte kommen, absolut nicht überrascht oder ergriffen wird, sondern nur spöttisch lächelt wie über einen Witz, dessen Pointe man schon kannte. Philipp Witkop.

E. von Keyserling: Der dumme Hans. Trauerspiel. Berlin, S. Fischer.

Es ist immer gefährlich, auf der Bühne naiv zu werden. Wenn man nicht gleich alle Wirklichkeit fahren läßt und zum reinen Märchenspiel zurückkehrt, wird man den modernen, überkritischen Zuschauer selten mitzwingen. Das Rampenlicht ist für die zarte, kindliche Naivität zu grell, zu roh. Besonders bei E. von Keyserling empfindet man das. Es ist so eine merkwürdige Mischung von Naturalismus und Märchenstimmung in seinem Trauerspiel. Die Charaktere sind zum Teil, vor Allem die der ostpreußischen Waldhäusler, eine wundervolle naturalistische Kleinarbeit. Auch die Sprache mit ihren Dialekt-Anklängen ist herb realistisch. Dabei wird man sich doch nie klar: Giebt der Dichter hier ein Märchen, oder soll das ein Geschehnis aus unsren Tagen sein? Und der dumme Hans, dieser lebensfremde, warmherzige Träumer mit seiner stillen Liebe zum Wald und all dessen rauschenden Wundern — in unsren stillen Stunden hören wir ihm gerne zu, doch auf der Bühne wirkt er leicht unwahr. Philipp Witkop.

Vermischtes.

Henri Lichtenberger, professeur à la faculté des lettres de l'université de Nancy: „Quand nous nous réveillons de la mort!" Bordeaux, imprimerie A. Gounouilhou.

Über Ibsens „Epilog" ist so viel geschrieben worden — pro und contra, daß eine Kritik der Besprechung des Werkes an sich nur mehr geringes Interesse bieten kann. Die vorliegende Broschüre macht darin wohl eine Ausnahme aus doppelten Gründen: 1. ist die durchaus bewundernde Ansicht eines Franzosen über Ibsen, dessen Werke in Frankreich weder bedeutende Popularität, noch viel Anerkennung gefunden haben, an und für sich interessant genug; und 2. enthält diese Besprechung in Bezug auf Verdeutlichung des Inhaltes

mehr, als ich in zehn deutschen Arbeiten darüber gelesen habe. L. A.

Lebenskunst und Lebensfragen. Ein Buch für's Volk von Max Haushofer. Ravensburg, Otto Maier.

Ein Schriftsteller, der sich die Aufklärung des Volkes als Ziel seines litterarischen Schaffens stellt, verdient volle Anerkennung, seines edlen Gemeinsinns wegen. Max Haushofer gehört zu dieser vornehmen Art von Schriftstellern, die in der Litteratur nicht allzu stark vertreten sind. Sein Buch sollte zumal von Volksbildungsvereinen aus verbreitet werden. Der reiche Geist des bekannten Verfassers hat alle Phasen des Lebens, des menschlichen Charakters, des Wesens der Gesellschaft, des Verkehrs, Erwerbs und der Naturausstattung des Menschen, in den Kreis seiner gemeinverständlichen Betrachtungen gezogen und nur jene Fragen unberührt gelassen, die dem religiösen Leben angehören. Er wollte das religiöse Gefühl nirgends verletzen, hat aber durch das Beiseitelassen der Glaubenslehre auch dargethan, daß alle sittlichen Lebensbeziehungen ohne sie eine durchaus genügende Beleuchtung finden. Besonders ansprechend ist der Essay über den Humor geschrieben. Interessante Stoffe werden auch in den Artikeln über Vererbung, über den Herdentrieb, über die Entarteten und Unfertigen behandelt. Haushofer doziert nicht in pedantischer, trockener Weise; seine Darstellung ist überall klar, im besten Wortsinne populär, und verrät selbst allenthalben den vielseitig gebildeten „Lebenskünstler". Sv.

Otto Möller: Künstler und Publikum. Eberswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland (G. Dyk).

Das ist ein ganz ausgezeichnetes kleines Buch, dem ich nur zu wünschen habe, daß es in nächster Auflage aus dem ungeschickten grauen Umschlag heraustritt und sich auch einen Titel zulegt, der es sofort erkennbar als das bezeichnet, was es ist: nämlich eine frische, von gesund-keckem Idealismus getragene Einführung in die Kunst zu lesen, noch dazu mit einem praktischem „Wegweiser zur Anlegung einer kleinen, billigen Bücherei". Warum tritt ein Buch, das ganz zweifellos einem praktischen Bedürfnis in ansprechendster Weise entgegenkommt, mit einem Titel auf, der — o Graus! — tiefsinnige Grübeleien oder nüchternes Theoretisieren über eine der intimsten psychologischen Probleme verspricht? Willkommen dem neuen tapferen glücklichen Mitstreiter der Avenarius und Genossen! Hermann Häfker.

Festschrift zur Ausstellung der Künstler-Kolonie in Darmstadt 1901. Buchschmuck und Text von Prof. Peter Behrens. München, Verlags-Anstalt F. Bruckmann A.-G.

Die Stimmen mehren sich, welche finden, daß das Darmstädter „Dokument deutscher Kunst" vielleicht doch etwas bedeutet habe. Sie sind gewachsen, seitdem unsere vornehmen Kunstzeitschriften (von Bruckmann, Alex. Koch u. A.) mit der Veröffentlichung ausgezeichneter Illustrationen über das dort Geleistete begonnen haben. Ihrer werden — auch unter denjenigen, die nicht dort weilen konnten — sicherlich nicht weniger werden nach der Herausgabe der obigen „offiziellen" Festschrift, mit dem schönen, goldumrahmten Umschlag, dem mit Lichtdruck hergestellten vortrefflichen Bilde des Großherzogs von Hessen, der feierlichen Behrens-Schrift, dem dreifarbigen Druck und den ganz ausgezeichnet aufgenommenen 45 Autotypien: Erinnerung und Quelle für Nah und Fern — zudem ein recht würdiges „Dokument deutscher Drucker-Kunst". Sdl.

A. Spier: Hans Thoma. Ein Porträt. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Eines von jenen Büchlein, die den gegebenen Besitzstand unserer Anschauungen von dem Künstler und seiner Kultur nicht verzetteln oder verdüsteln, sondern ihn herz-

haft mehren können und wachsen lassen. Der gute Druck, die **vier** darin enthaltenen Abbildungen (mit drei Selbst-Bildnissen des Meisters) vermögen schließlich den Wert des schmucken Werkchens nur zu erhöhen. Sdl.

Erich Kloß: **Wagner, wie er war und ward.** Ein Wort zur Klärung über den Meister als Menschen. Berlin, Otto Elsner.

Auch E. Kloß hat sich erfreulicher Weise „entwickelt". Noch vor fünf Jahren, zur 20jährigen Jubelfeier der Bayreuther Festspiele, konnte man ihn kaum lesen. Heute geht das schon ungleich besser. Das Geibel-Motto zwar ist entschieden „fehl am Ort"; doch der ganze Ton, der bekanntlich die Musik ausmacht, hat sich erheblich zu seinen Gunsten verändert. Das macht aber auch: Verfasser ist einer der wenigen „Wagnerianer", die Nietzsche zu lesen wenigstens begonnen haben. Sdl.

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

D'Annunzio, Gabriele: Die Tote Stadt. Eine Tragödie. Berlin, S. Fischer. 200 S.

Bang, Hermann: Leben und Tod. Drei Novellen. Ebenda. 182 S.

Baranowsky, Carl: Moderne Ehen. Roman. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (S. Schottländer). 326 S. M 3,—.

Benulleu, G. von: Alte und neue Menschen. Roman. Ebenda. 283 S. M. 3,—.

Beetschen, Alfred: Ein reiner Thor. Bayreuther Festspiel-Roman. Kollektion Janke. Berlin, Otto Janke. 245 S. M. 2,—.

Behrens, Peter: Feste des Lebens und der Kunst. Eine Betrachtung des Theaters als höchsten Kultursymbols. Leipzig, Eugen Diederichs. 25 S. M. 2,—.

Berndt, Ludwig: Der Todsucher. Bluette in 3 Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag. 40 S.

Bertz, Eduard: Der blinde Eros. Roman. Dresden, Carl Reißner. 378 S.

Brehn, Franz: Aus märkischem Sande. Bilder und Töne eines Wanderers. Berlin SW, Georg Heinrich Meyer (Heimatverlag). 208 S. M. 2,50.

Buchner, Eberhard: Rast. Drama in 3 Aufzügen. Berlin, Hermann Walther. 60 S.

Busse, Hans H.: Der Tod des Sonnensuchers. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger). 67 S. M. 1,—.

Cohn, Jonas Dr. phil.: Allgemeine Ästhetik. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 293 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Cornelius, Hans: Grundsätze und Lehraufgaben für den elementaren Zeichenunterricht. Leipzig, B. G. Teubner. 40 S.

Döhnhardt, Oskar: Heimatklänge a. deutschen Gauen. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Ebenda. 186 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 2,60.

Dallago, Carl: Ein Sommer. Liederreigen. Berlin, E. Ebering. 71 S.

Eckermann, Joh Peter: Goethe's Faust am Hofe des Kaisers. In 3 Akten. Aus Eckermanns Nachlaß herausgeg. von Friedr. Tewes. Berlin, Georg Reimer. 126 S. M. 2,40.

Ein Dokument deutscher Kunst. Die Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt 1901. Festschrift. München, F. Bruckmann A.-G. 48 S, M. 2,50.

Elf Scharfrichter: Münchner Künstlerbrettl. Mit Beiträgen von Willy Rath und Hanns von Gumppenberg. Berlin, Schuster & Löffler. 200 S. M. 1,—.

Ewers, Hanns Heinz: Der gekreuzigte Tannhäuser. Berlin, Carl Messer & Co. (G. m. b. H.). 190 S. M. 2,—.

Felden, Edwin Alexander: Azur. Dem Andenken Böcklins. Naumburg a. S., Ernst Schöler Kommissionsverlag. 86 S.

Fischer, Msgr. Dr. Engelbert Lorenz: Friedr. Nietzsche. Der „Antichrist" in der neuesten Philosophie. Eine Ergänzung zu meinem Werk: „Der Triumph der christlichen Philosophie". Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J Manz. 257 S. M. 3,—.

Fischer, Kuno: Großherzog Karl Alexander von Sachsen. Gedächtnisrede, geh. in der Trauerversammlung am 31. Mai 1901 im Theater zu Weimar. Heidelberg, Carl Winter. 76 S. M. 1,50.

Fred, W.: Modernes Kunstgewerbe. Essays. (Über Kunst der Neuzeit VI. Heft.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 128 S. M. 2,50.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von Dr. Wilh. Breitenbach. Heft 1: Die Abstammungslehre von Prof. Dr. L. Plate. 30 S. M. 1,—. — Heft II: Die Biologie im 19. Jahrhundert von Dr. Wilh. Breitenbach. 51 S. M. 0,75. Odenkirchen, Dr. Wilh. Breitenbach.

Gnad, Dr. Ernst: Litterarische Essays. Dritte Folge. Graz, Leuschner & Lubensky. 200 S.

Euglitz, Gustav: Leben! Eine Wiener Geschichte. Minden, J. C. C. Bruns. 141 S. Geh. M. 1,75, geb. M. 2,50.

Günther, Prof. Dr. S.: Das Zeitalter der Entdeckungen. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, B. G. Teubner. 145 S.

Hanspaul, F.: Die Seelentheorie und die Gesetze des natürlichen Egoismus und der Anpassung. 2. Aufl. Berlin W, Carl Duncker. 538 S, M. 9,—.

Hartleben, Erich Otto: Die Befreiten. Ein Nachtrag Cyklus. Berlin, S. Fischer. 184 S.

Derselbe: Goethe-Brevier. Goethe's Leben in seinen Gedichten. 2. Aufl. München, A. Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler). 472 S.

Hebbel, Friedrich: Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers herausgeg. von Richard Maria Werner. I. u. II. Bd. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock). M. 8,—.

Heymann, Robert: Maria. 52 S. M. 1,— — Liebe und Hunger. Gesammelte Gedichte. München, Verlag „Frührot". 104 S. M. 2,—.

Heyne, Rudolf: Spreu und Weizen. (Zweite Sammlung.) Halle a. S., Ed. Anton. 95 S.

Hilm, Carl: Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien, Wilh. Braunmüller. 300 S. M 2,—.

Hörsting, E. O.: Weltenträume. II. Heft. Leipzig, Th. H. Geleben (L. Fernau). 50 S. M. 1,—.

Huch, Rudolf: Preisluenier. Ein Renaissance-Drama in 4 Aufzügen. 135 S. M. 2,—. — Hohe Schule. Novellen. 136 S. M. 2,—. — Winterwanderung. Eisgedanken und Frühlingsahnen. Sämtliche: Berlin SW, Georg Heinrich Meyer (Heimatverlag).

Jahn, August: Führer durch Rich. Wagners romantische Oper „Der fliegende Holländer". Leipzig, Fedor Reinboth. 12 S.

Janitschek, Maria: Vom Weibe. Charakterzeichnungen. Berlin, S. Fischer. 143 S.

Jensen, Wilhelm: Wilhelm Raabe. Heft 10 der „Modernen Essays", herausgeg. von Dr. Hans Landsberg. Berlin, W. Gose & Tetzlaff. 29 S.

Kaufmann, Max: Leiden des modernen Werther. Zürich, Cäsar Schmidt. 123 S. M. 2,—.

Key, Ellen: Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays. Berlin, S. Fischer. 351 S. M. 4,—.

Kloß, Erich: Wagner, wie er war und ward. Ein Wort zur Klärung über den Meister als Menschen. Berlin, Otto Elsner. 84 S.

Locher, Karl: Die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen auf kulturhistorischem Gebiete. Vortrag, gehalten in der II. Konferenz österr. Kunstgewerbemuseen in Graz am 12. April 1901. Graz, Selbstverlag des Verfassers. 11 S.

Lindner, Eugen: Lieder und Gesänge nach Dichtungen von: Carl Busse, Anastasius Grün, Heinr. Heine, Eugen Lindner, Multatuli, Friedr. Nietzsche, O. Roquette, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, E. Zittelmann. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Lublinski, S.: Gescheitert. Novellen. Dresden, Carl Reißner. 259 S.

Mackay, John Henry: Der Schwimmer. Geschichte einer Leidenschaft. Berlin, S. Fischer. 404 S.

Mombert, Alfred: Der Denker. Minden, J. C. C. Bruns. 188 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,25.

Multatuli: Die Abenteuer des kleinen Walther. I. Bd. Übertragen aus d. Holländ. von Wilhelm Spohr. Ebenda. 440 S. Geh. M. 10,—, geb. M. 12,—.

Nippold, Friedrich: Kollegiales Sendschreiben an Ernst Häckel. Mit der Antrittsrede in Jena am 10. Mai 1884: Die naturwissenschaftliche Methode in ihrer Anwendung auf die Religionsgeschichte. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 58 S. M 1,20.

Prüfer, Arthur: Johann Hermann Schein. Sämtliche Werke. I. Bd. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 201 S.

Reinhardt, Max: Schall und Rauch. I. Bd. 1.—10. Tausend. Berlin, Schuster & Löffler. 234 S. M. 1,—.

Reiser, Dr. Carl: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäu's. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Kempten, Josef Kösel. M. 1,—.

Rudorff, Ernst: Heimatschutz. 2. Tausend. Berlin SW, Georg Heinrich Meyer (Heimatverlag). 112 S. M. 2,—.

Sauer, August: Die deutschen Säculardichtungen an der Wende des 18. u. 19. Jahrhunderts. Berlin W, B. Behrs Verlag (E. Bock). 654 S. M 8,40.

Savonarola, Hieronymus: Predigten. Ausgewählt und übersetzt von Hiltgart Schottmüller. Ebenda. 132 S. M 3,—.

Schlaf, Johannes: Jesus und Miriam. — Der Tod des Antichrist. Minden, J. C. C. Bruns. 135 S. Geh. M. 1,75, geb. M. 2,50.

Sohnrey, Heinrich: Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Im Auftrage und unter Mitwirkung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. 2. Aufl. 3.—5. Tausend. Berlin SW, Landbuchhandlung (Deutscher Dorfschriftenverlag). 456 S.

Spier, A.: Hans Thoma. Ein Porträt. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 34 S.

Stavenhagen, Fritz: Der Lotse. Hamburger Drama in 1 Akt. 50 S. — Jürgen Piepers. Niederdeutsches Volksstück. 165 S. Hamburg, Aug. Harms.

Stern, Bernhard: Jungtürken und Verschwörer. 2. Aufl. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 264 S. M. 6,—.

Thilo, Marie Dr. med.: Was sollen unsere erwachsenen Töchter von der Ehe wissen? Zürich, Th. Schröter. 58 S. M 0,80.

Vogeler, Ad.: Die Sturmglocke. Trauerspiel in 5 Akten. Berlin SW, Georg Heinrich Meyer (Heimatverlag). 180 S. M. 2,50.

Volkmann, F.: Null und Unendlich. Berlin, Fritz Rühe. 32 S.

Weigand, Wilhelm: In der Frühe. Neue Gedichte. 223 S. M. 4,—. — Tessa. Eine Tragödie in 5 Akten. 194 S. M. 2,50. Beide: Berlin SW, Georg Heinrich Meyer (Heimatverlag).

Winter, Franz: Schreibschule für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht. 2. Aufl. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H. (Baedekersche Buch- und Kunsthandlung). 24 S. M 0,50.

Wolzogen, Hans von: Thematischer Leitfaden durch die Musik zu Rich. Wagners Parsifal. Leipzig, Fedor Reinboth. 82 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,50.

Derselbe: Raabeweisheit. Zum 70. Geburtstage des Dichters aus den Werken Wilh. Raabe's ausgewählt. Berlin, Otto Janke. 165 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von $4^1/_2 - 6^1/_2$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.

„Die Gesellschaft“,

Münchner Halbmonatschrift für Kunst und Kultur,

herausgegeben von **Dr. Arthur Seidl**, hat seit ihrem Wiedererscheinen in München, d. h. seit 1. April lfd. Js., folgende Artikel gebracht:

An den Kaiser. Geplante Adresse in Sachen einer Begnadigung Maximilian Hardens.
Eduard Aly: Aus Wolkenkuckucksheim. (Mit Bild.)
Martha Asmus: Ein Retter vom Geist.
Dr. **Hans Bethge:** Heinrich Vogeler.
Max Bewer: Persönliches und Kunstphilosophische Aphorismen. (Mit Bild.)
Wilhelm Bölsche: Eine Lanze für den Vers im Drama.
Helene Bonfort: Zum Stand der Frauenfrage.
Fr. von Oppeln-Bronikowski: Fliegende Blätter.
Dr. **Eberhard Buchner:** Die Darmstädter Spiele.
Dr. **M. G. Conrad:** Liguori und Kompagnie. — Zur Geschichte Königs Ludwig II. — In Schönheit leben! (Darmstädter Erinnerungen.)
Paul Nikolaus Coffmann: Aus der Gottsched-Bewegung. — M. Bewer als Kunstphilosoph. — A. Pauly.
Paul Dehn: Kommende Handelspolitik.
K. H. Döscher: Der Kampf um die Getreidezölle. — Mutterschaft und geistige Arbeit.
Paul Ehlers: Augsburger Musikfest. — Von der Heidelberger Tonkünstler-Versammlung.
Baronesse Falke: Gustav Mahler.
Filipp Frey: Peter Altenbergs neuestes Buch.
Prof. Dr. **Paul Gerber:** Wilhelm Raabe.
Dr. med. **Carl Graeser:** Die internationale Kunstausstellung zu Venedig.
A. G. Hartmann: Das Erzieherische der Studie. — Zur Geschichte von Segantini's Hauptwerk. (Mit Originalbriefen des Meisters.)
E. Hey: Beim Grafen Tolstoi.
Dr. **Josef Hofmiller:** Über Björnsons Kraft. — Neues von Wilhelm Bölsche.
H. Junge: Schulrat Dr. Kerschensteiner und sein Lehrplan für Bayerns Volksschulen.
Eugen Kalkschmidt: Die Dresdner und Berliner Kunstausstellungen.
E. Kloth: Kunst und Staat.
Dr. med. et phil. **Theodor Lessing:** Detlev von Liliencron.
Prof. Dr. **Walther Lotz:** Ein Rückblick auf Graf Caprivi's Handelsverträge.
S. Lublinski: Franz Flaum.
Kgl. wirkl. Rat Dr. **Friedl Martin:** Zur Gruppierung der Mächte in Ostasien. — Ein Wort zur deutschen Buren-Begeisterung.
Max May: Konsumenten-Vereinigungen.
Christian Ferdinand Morawe: Darmstadt.
Münchner Nekrologe: 1. „Adolf Bayersdorfer“ von **Wilhelm Weigand**; 2. „Max von Pettenkofer“ von General-Oberarzt Dr. **Ad. Schuster.**
Willy Pastor: Theodor Fechner als Mensch.
Prof. Dr. **A. Pauly:** Aphorismen.
Ferd. Baron Paumgarten: Über vorgeburtliche Erziehung.
Dr. **Alfred Peltzer:** Über Ad. Zaiß' „Wanderer“.
Polytropos: Kamerun oder Kiautschou? — Die deutsche Ostafrikanische Bahn. — Ein Kapitel von der Reinlichkeit. — China!

Dr. **Theodor Poppe:** Die Goethe-Universität.

Otto Reuter: Edmond Rostand. (Mit Bild.) — Moralischer Katzenjammer fin de siècle.

Josef Ruederer: „Auf drehbarer Bühne." Satirisches Festspiel zur Einweihung des Münchner Prinzregenten-Theaters.

Paul Savreux: Jung-Elsaß!

Dr. **Hans Schmidkunz:** Amateurbildung.

Dr. **Mathieu Schwann:** Wie die Deutschen Chinesisch lernen! — „Weidenkätzchen". — Julius Harts „neuer Gott".

Dr. **Arthur Seidl:** Der Fall Siegfried Wagner. — Münchens Niedergang als Kunststadt! — Musikwissenschaft im Avancement? — „Goethe-Bund", und kein Ende! — Laien-Kommentar zum „Cosima-§". — 25 Jahre Bayreuth ... 24 Stunden München. — Allerlei Referatrecht. — Zur Konzert-Reform.

Hofrat Prof. **Max Seiling:** Goethe „und" Haeckel.

Prof. **Hans Thoma:** Betrachtungen zum Thema „Kunst und Staat". (Vergl. unter E. Kloß.)

Josef Theodor: Ein Drama der „Passion". (Strindberg.) — „La Gloria." (Gabriele d'Annunzio.)

Prof. Dr. **R. Maria Werner:** Ästhetische Plaudereien.

Ferner: belletristische Beiträge, Dichtungen, Rezensionen 2c. von **Aramis, Hans Bethge, O. Jul. Bierbaum, Franz Bruck, P. N. Coffmann, Franz Evers, L. Glaß, Maxim Gorki,** Dr. **A. R. Gotendorf, A. Habicht, Julius Havemann, Ida Hänß-Lux, K. Heckel, K. Henckell, H. Holzschuher, R. Huldschiner, Max Kolb, M. Messer, Chr. Morgenstern, Kurt Piper, Karl Röttger, Erw. Rosenberger, W. von Scholz, H. von Schullern, M. R. von Stern,** Prof. **Ad. Svoboda, Alex. Swietochowski, Cecil Teich, Leop. Weber, Wilhelm Weigand, Bodo Wildberg, Betty Winter, Xanthippus; Deutsche** und **Münchner Lyrik.**

„Münchner Rundschauen" (gelegentlich des Münchner Kunstgewerbe-Tages mit Bild von **H. E. Berlepsch**), „Kritische Ecken", „Büchertisch-Besprechungen".

An **weiteren wertvollen Beiträgen** stehen für die nächste und absehbare Zeit in Aussicht:

Prof. Dr. **Ludwig Bräutigam:** Peter Hille. (Mit Bild.)

Dr. **M. G. Conrad:** Offener Brief an Dr. Arnoldo Cervesato in Rom.

P. N. Coffmann: Otto Liebmann. (Mit Bild.) — Einiges von und über Georg Volk.

Baronesse **Fatke:** Die Wiener Kunstgewerbeschule.

S. Fechheimer: Der Hofnarr Gottes. Eine Frank Wedekind-Studie.

W. Freder: Ein Volks-Theater in Frankfurt a. M.

Dr. **Carl Graeser:** Zu Friedrich Nietzsche's Krankheit. — Über Crispi.

Conrad Haußmann: Süddeutsche Eisenbahnfragen. — Tarifreform.

Major a. D. **Hoffmann von Vestenhof:** Luftschiff und Unterseeboot.

Dr. **Jos. Hofmiller:** Vom Stande der Nietzsche-Forschung. — Thoreau's „Winter".

Dr. **Leopold Katscher:** Hippolyte Taine. (Mit Bild und Briefen.) Vergl. auch unter W. Weigand.

Regierungsassessor **Krais:** Zur Zensur-Frage (vom Standpunkte des litterar. Zensors).

Lic. Dr. **Eugen Kretzer:** Das Gobineau-Problem.

Dr. **G. Kuehl:** Alfred Mombert.

Prof. Dr. **Henri Lichtenberger:** Die französische Sinfonie der Gegenwart.

Dr. **Paul Marsop:** Mehr Idealismus!
Dr. **Fritz Mauthner:** Aphoristisches aus seinen Beiträgen zur „Kritik der Sprache".
Grete Meisel-Heß: „Erziehung und Familienleben".
Merkur: Städtischer Grundbesitz.
Dr. **K. Mollenhauer:** Heinrich Hansjakob.
Prof. Dr. **A. Pauly:** Karl Haider.
Friedr. Rösch: Aufgaben und Ziele der „Gesellschaft deutscher Komponisten".
P. Savreux: Zu Chr. D. Grabbe's 100. Geburtstag.
Max Schillings: Künstlerische Gartenmusik.
Dr. **H. Schmidkunz:** Zur Einheitsschule.
Dr. **Arthur Seidl:** Die Münchner Kunstausstellungen des Sommers 1901. — Konrad Ansorge. — Nietzsche-Studien.
Reinh. Baron von Seydlitz: Persönliches. (Mit Bild.) — Fr. Nietzsche's Verhältnis zur Musik.
M. R. von Stern: Bilanz der „Heimatskunst" in Oberösterreich.
Karl Straube: Max Reger.
Dr. **K. H. Strobl:** Über Edgar Allan Poë.
Jos. Theodor: Modernes Prophetentum. — Über Kritik.
A. K. T. Tielo: Herrmann von Lingg.
Henry F. Urban: Amerikanische Fragen.
Georg Trepplin: Tolstoi-Litteratur.
Wilhelm Weigand: H. Taine und die Milieu-Theorie. — Das décadence-Problem.
E. R. Weiß: Der Kunst-Märtyrer. (Zu Prof. Hans Thoma's Betrachtungen über Kunst und Staat.)

Weiterhin: belletristische Beiträge, Dichtungen, Skizzen, Referate &c. von **Max Adler, L. Arber, S. Barinkay, H. Benzmann,** Dr. **Leo Berg, Max Beyer, Marie Biel, K. Bienenstein, Karl Bleibtreu, M. Boelitz, R. Braungart,** Dr. **H. Brömse, G. Christaller, Ad. Dannegger, Arthur Dix, A. Dreyer, Otto Falkenberg, Fraterna, W. Fred,** Dr. **Walter Gensel, Kurt Geucke, Kurt Holm,** Dr. **Otto H. Hopfen, Paul Ilg, Hans Kaufmann, Paul Kunad, Else Lasker-Schüler,** Dr. **Wilh. Lentrodt, M. Lorenz, Th. Manch, Ilse Mautner, H. Meyer, G. Meyrink, Neera, Georg Niedenführ, J. Norden, H. Oswald,** Dr. **Otto Oppermann, H. Peter** (Hero Max), **Otto Promber, Helene Raff,** Dr. **Rippert,** Dr. **Fritz Rutishauser, Jos. Schanderl, Anna Schapire,** Oberstlt. **Willy Scharlau,** Dr. **R. Schaukal,** Dr. **Ludwig Schiedermair, Hannah Schreiber,** Dr. **Seibert, Ilse Stach, Paul Steinmann,** Dr. **Edw. Stilgebauer, Fritz Stoffel, Herm. Teibler, Irma von Troll-Borostyanyi, P. Wertheimer, Paul Wilhelm, Ph. Witkop** u. A. m.; **Deutsche und Münchner Lyrik** &c. &c.





Band IV. ❊ 1901. ❊ Heft 2.

Städtischer Grundbesitz.

Von Merkur.

Der Kampf um den Zolltarif, oder schärfer ausgedrückt, um die Getreidezölle und Handelsverträge, ist auf der ganzen Linie entbrannt. Kein Tag vergeht, ohne daß die eine oder andere Interessentengruppe Stellung zu den Regierungsentwürfen nimmt, ohne daß die Presse aller Parteien sich mit der Angelegenheit befaßt. Und in der That, sie ist hochwichtig genug! Selbst die Kassandrarufe der Exaltado's beider Gruppen außer Acht gelassen, ergiebt sich aus den Darlegungen der Vertreter der Industrie und des Handels wie der Landwirtschaft, daß von dem Ausgang des Kampfes viel, sehr viel für die deutsche Volkswirtschaft abhängt, daß die Volksvertretung kaum jemals vor folgenschwereren Entschlüssen stand, als die sie zunächst fassen muß. Wie die Dinge heute liegen, gewinnt es den erfreulichen Anschein, als ob die Gegner der wichtigsten Bestimmungen des Entwurfes das bessere Teil für sich hätten; als müßte die Fülle und Richtigkeit ihrer Argumente auch den Regierungen zu denken geben und die etwa noch schwankenden Reichsboten einer übertriebenen Schutzzollpolitik abspenstig machen.*)

*) Warum wohl meldet sich in diesem Diskussionsorgan des deutschen Südens nicht auch ein Vertreter des „Agrarstaates" zum Worte? Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede — man muß sie billig hören Beede! D. Schriftl.

Was die Beratungen bringen, gilt für das ganze Volk, gleichviel ob Städte- oder Landbewohner, für alle Stände und Klassen; hoffen wir, daß es zu einem billigen Ausgleiche aller Interessen kommt. So wichtig die Fragen der Lebensmittelpreise, der Warenproduktion, der Kaufkraft des Inlandes und des Exports nun aber auch sind, so wenig darf auf die Lösung anderer, für einen sehr beträchtlichen Teil unserer Bevölkerung in sozialer Beziehung nicht minder wesentlicher Angelegenheiten verzichtet werden. Zu diesen zählt in erster Linie die Wohnungsfrage in den größeren Städten. Die Entwickelung der Mietpreise ist von ganz besonderer finanzieller Bedeutung für jeden Städtebewohner; die hygienischen Zustände in den Zentren des Handels und der Industrie sind von schwerwiegendem Einfluß auf die noch wichtigeren Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung. Es ist statistisch nachgewiesen, daß der Zuzug vom flachen Lande in die Städte seit einer Reihe von Jahren einen großen Umfang angenommen hat, und wenn auch in unseren Tagen infolge der erschwerten Arbeitsbedingungen eine gewisse Stauung, möglicherweise in einzelnen Landesteilen sogar ein Rückfluß eingetreten ist, so ist eine solche Bewegung doch nur als eine vorübergehende Erscheinung zu betrachten. Die damit herbeigeführte gewisse Stabilität in der Wahl der Erwerbs- und Wohnsitze seitens der Einzelindividuen ist nun aber hervorragend geeignet, in den Städten zur Aufstellung und Durchführung von großzügigen Prinzipien in der Frage des städtischen Grundbesitzes zu führen.

Ich will unter städtischem Grundbesitz nicht den Besitz der Gemeinde an Terrains, sondern den gesamten, innerhalb oder nahe der Stadtgrenze gelegenen Grund und Boden verstanden wissen; und wenn bei den nachstehenden Ausführungen auch zunächst die Stadt München in's Auge gefaßt ist, so werden die sich hier ergebenden Schlußfolgerungen doch in ihrem wesentlichsten Teile auch für andere Städte im Reiche Geltung haben.

Das zu erstrebende Ziel besteht in der Beschaffung billiger, gesunder und entsprechend gelegener Wohnungen. Darüber herrscht zwischen allen in Betracht kommenden Faktoren Übereinstimmung; weit weniger über die Wege, welche zur Erreichung dieses Zieles zu beschreiten sind. Die zunächst liegende Rechtsfrage, wem denn eigentlich die Pflicht obliege, Unterkunftsräume für die Bevölkerung zu schaffen, beantwortet sich zwar ziemlich einfach. Ausländern oder Angehörigen eines anderen als des engeren Bundesstaates, ja selbst Angehörigen anderer Gemeinden des eigenen Staates gegenüber besteht weder eine rechtliche noch eine moralische Verpflichtung. Eine solche ist jedoch bei den Bürgern oder Heimat-

berechtigten des eigenen Gemeinwesens, besonders wenn es sich um verarmte Personen handelt, gegeben. Da solche Fälle aber erfreulicher Weise selten vorkommen, so wäre vom rein rechtlichen Standpunkte aus für den Staat oder die Gemeinde keine Veranlassung vorhanden, sich um Wohnungsangelegenheiten in größerem Umfange zu kümmern. Die Gemeinde hat aber aus Gründen der Oportunität alle Ursache, deshalb keinen vollständig ablehnenden Standpunkt einzunehmen; sie wird im Gegenteile im wohlverstandenen Interesse ihrer Fortentwickelung nichts unterlassen dürfen, was zur Erreichung des erwähnten Zieles beitragen könnte. Durch welche Maßregeln dies zu erreichen sein wird, soll bei der Aufführung der einzelnen Punkte, die von Wichtigkeit für den Grundbesitz innerhalb einer städtischen Gemeinde sind, erörtert werden.

Als solche Punkte bezeichne ich: die hygienischen Erfordernisse, Verkehrswege, Verkehrsmittel, die Preise von Grund und Boden, des Geldes, der Materialien und der Löhne.

Auf die Gestaltung der hygienischen Erfordernisse hat die Gemeindevertretung nicht nur den entscheidenden, sondern sogar den ausschließlichen Einfluß; in ihre Hand ist es gegeben, durch eine möglichst reichliche und billige Wasserversorgung, eine ausgedehnte und zweckentsprechende Kanalisation die Stadt, für die sie thätig ist, zu einer gesunden zu machen und damit den bedeutendsten Anziehungspunkt für den Zuzug von Außen, und zwar der kapitalkräftigsten Kreise, zu schaffen. In dieser Richtung haben die gesetzgebenden Körperschaften Münchens in ihrer Majorität, insbesondere so lange diese eine liberale war, Hervorragendes geschaffen. Etwas weniger befriedigend gestalteten sich die hier einschlagenden Erlasse einer Bauordnung. Die Fehler, die in früheren Jahrzehnten durch die Anlagen zu enger Straßen, einer zu intensiven Ausnützung von Grund und Boden u. s. w. gemacht wurden, rächen sich bitter; auch die darauf folgende Periode allzugroßer Ansprüche an die Bauunternehmer in Bezug auf die Bauweise, geschlossenes oder offenes System, Straßenbreite, Hofräume u. s. w. gaben zu berechtigten Klagen Anlaß. Nun ist allerdings vor Kurzem eine neue, die Zonenbauordnung, in Kraft getreten, welche im Allgemeinen wohl als zweckentsprechend bezeichnet werden kann.

In unmittelbarem Zusammenhange mit der Bauordnung steht die Anlage neuer Verkehrswege, die Verbesserung alter. Hier ist nach großzügigen Grundsätzen zu verfahren, ein das ganze Stadtgebiet umfassender Plan aufzustellen und an diesem mit eiserner Konsequenz festzuhalten. Sehr zu wünschen wäre eine Ausdehnung des Expropriations-

rechtes der städtischen Gemeinwesen, damit nicht der Wille oder die Habsucht Einzelner die als notwendig erkannten Anlagen oder Verbesserungen auf Jahre und Jahrzehnte zum Schaden der Allgemeinheit verhindern können. Wo neue Straßen, ja Stadtteile angelegt sind, da muß auch die Möglichkeit gegeben sein, sie rasch und billig zu erreichen, da müssen Verkehrsmittel in großem Stile geschaffen werden. In dieser Richtung lassen die Verhältnisse hier in München seit geraumer Zeit leider sehr zu wünschen übrig. Mit einer gewissen Berechtigung hat sich die Stadtgemeinde durch Vertrag mit der „Trambahngesellschaft" im Jahre 1897, wenn auch unter Opfern, die Oberhoheit über die Trambahnlinien und deren nicht allzufernen völligen Übergang an die Stadt gesichert. Mit vollem Rechte betrieb man die Elektrisierung des früheren Pferdebetriebes energisch und erfüllte die schwerwiegende Forderung eines Einheits-, des Zehnpfennig-Tarifes. Nun aber, weil die Einnahmen nicht in dem, allerdings nur von Optimisten erwarteten Umfange sich mehren, weil man von der einen oder anderen neuen Linie, oder der Fortsetzung bestehender, ein kleines Defizit befürchtet — nun ist auf dem Gebiete der Trambahnerweiterung ein fast völliger Stillstand eingetreten. Am besten wird diese Behauptung durch die betrübende Thatsache illustriert, daß sich die Betriebslänge der Münchener Trambahn folgendermaßen gestaltete. Im Jahre 1896/97 umfaßte die Betriebslänge 91,48 km, 1898: 92,92 km, 1898/99: 93,10 km, 1900: 93,16 km und am 31. Juni 1901: 93,41 km. Wir sehen somit in vier vollen Jahren eine Linienvergrößerung von zwei Kilometern. Dabei ist die Frequenz des Netzes von 25 Millionen Personen im Jahre 1896/97 auf nicht weniger als 44 Millionen im Jahre 1900 gestiegen! Und doch müßte gerade hier der Hebel eingesetzt werden, um durch reichliche Fahrgelegenheit die Erschließung der an der Peripherie der Stadt gelegenen Terrains, die Erbauung von Häusern, die Errichtung freier Plätze zu begünstigen, um gesunde, möglichst billige und in kurzer Zeit von dem Zentrum der Stadt zu erreichende Wohnungen zu schaffen. Neue Verkehrswege aber haben erst dann ihren vollen Sinn, wenn ihnen die geeigneten Verkehrsmittel zur Seite stehen. Letztere dürfen nicht vom eng fiskalischen Standpunkte aus betrachtet werden, sie sollen keine Einnahmequellen für das Budget eines Gemeinwesens bilden; es genügt, wenn sie die landesübliche Verzinsung ihres Anlagekapitals aufbringen. Ich kann nur dringend wünschen, daß in diesem Punkte weitere, einer Großstadt angemessene Gesichtspunkte zur Geltung gelangen. Die staatlichen Behörden haben allerdings jüngst eine gewisse Mahnung zur Sparsamkeit an die Gemeinwesen ergehen lassen; sie haben aber gleichzeitig

dazu aufgefordert, der Wohnungsfrage große Aufmerksamkeit zuzuwenden; sie würden sich somit selbst widersprechen, wenn sie etwa einem Anlehen für die Schaffung neuer Verkehrsmittel die Genehmigung versagen wollten. Hieran ist aber bei uns auch nicht zu denken.*)

Einer der wichtigsten Punkte ist der Preis von Grund und Boden; hängt doch hiervon in erster Linie die Höhe der für die einzelnen Gebäude erforderlichen Mittel ab und damit auch der Mietpreis der Wohnungen. Hier ist nun zu unterscheiden zwischen Grundbesitz im Innern der Stadt, in den äußeren Stadtteilen, an der Peripherie. Die Preise für den Quadratfuß im Zentrum weisen die geringsten Schwankungen aus, weil hier andere Momente mit ausschlaggebend für die Bewertung der Objekte sind; in den äußeren Stadtteilen mußte naturgemäß gegen die früheren Preise eine allmähliche Steigerung eintreten, weil die Terrains dortselbst eben nach und nach anfiengen, bebaubar und somit rentabel zu werden; an der Peripherie innerhalb der Stadtgrenze, oder nahe derselben, wiederholte sich der gleiche Vorgang aus den gleichen Ursachen, und zwar in verstärktem Maße. Dies war zu allen Zeiten so und wird so bleiben in all den Gemeinwesen, die sich räumlich ausdehnen, und woselbst durch den natürlichen Zuwachs und die Einwanderung ein Bedürfnis nach neuen Wohnstätten entsteht. Preisbewegungen in Grund und Boden vollziehen sich aber erfahrungsgemäß nicht, wie es eigentlich in der Natur der Sache läge, allmählich, sie treten vielmehr ruckweise auf. Der spekulative Charakter, den sie zeitweise annehmen, führt oft zu Rückschlägen, die kürzere oder längere Zeit andauern — das Fazit bleibt jedoch stets eine Preiserhöhung, allerdings nur bis zu jener Grenze, die die Mietpreise und die Möglichkeit einer Vermietung gestatten. Die Mietpreise für das einzelne Gemach zeigen nun in den letzten fünf Jahren eine Steigerung. Am wesentlichsten (25—35 Prozent) tritt diese nach den neuesten Ergebnissen der Wohnungszählung in München bei den größten Wohnungen auf, wobei allerdings zu bedenken ist, daß in unseren Tagen ganz andere, erheblich höhere Anforderungen an die Ausstattung der Wohnungen gestellt werden als früher. Gas oder elektrisches Licht, Zentral-Heizungsanlagen, Badezimmer u. s. w. sind Erfordernisse, an die eben früher nicht gedacht wurde. Die Mittelwohnungen sind etwas stabiler geblieben (10—15 Prozent Steigerung); bei den kleinen sehen wir dagegen wieder eine Preiserhöhung von

*) Sehr treffend wurde jüngst, von E. Engel im „Tag", auch darauf hingewiesen, bezw. geradezu die Forderung erhoben, daß der Vorortverkehr statt langsamer Bummel-Züge weit eher die raschen, nur selten anhaltenden Verbindungs-(Schnell-)Züge benötige.
D. Schriftl.

ca. 20 Prozent. Freilich sind hier auch die allgemeinen Wohnverhältnisse besser geworden; Kellerwohnungen z. B. kennt man in München nicht, Mansardenwohnungen haben eher ab- als zugenommen. Am wenigsten erfreulich ist der Umstand, daß trotz der beträchtlichen Zunahme der Bevölkerung die Zahl der billigsten Wohnungen (bis 150 M. pro Jahr) von 18 745 auf 14 175 — zurückgegangen, und die Wohnungen von 150 bis 200 M. nicht gestiegen sind. Der gesamte bemerkliche Zugang (23,5 Prozent) trifft demgemäß nur die mittleren und teueren Wohngelegenheiten. Der Gesamtwert aller Wohnungen wurde mit 56 Millionen M. ermittelt und weist eine Steigerung von über 40 Prozent aus. Wenn diese Verhältnisse, die besonders von der volkswirtschaftlich am ungünstigsten gestellten Bevölkerung am schwersten empfunden werden, sich so gestalten konnten trotz der außerordentlichen Ausdehnung des Stadtgebietes, so kann die Schuld nur an einer nicht entsprechenden Ausnützung dieser Expansion gelegen sein, und hierzu rechne ich in erster Linie das Fehlen billiger und guter Verkehrsmittel.

Wenn oben von Schwankungen in der Preisentwickelung von Grund und Boden die Rede war, so liegt die Frage nahe, wodurch solche herbeigeführt oder verschärft werden. Da ist nun zunächst festzustellen, daß eine Periode sinkenden Geldwertes, die sich der Allgemeinheit am anschaulichsten in dem Zurückgehen des Zinsfußes der Wertpapiere, in den Konvertierungen hochverzinslicher Staatsfonds, Pfandbriefe u. s. w. ausdrückt, zur Steigerung des Preises für städtischen Grundbesitz beiträgt. Dies geschieht in mehrfacher Richtung. Zunächst suchen freie Kapitalien direkt Anlage in Grund und Boden; dann sind Baugelder bereitwilliger erhältlich, und endlich stehen größere Beträge für Hypothekendarlehen zur Verfügung. Diese Momente geben den Bauunternehmern Veranlassung zu reger Thätigkeit, und so entwickelte sich die Nachfrage nach Terrains seitens der Letzteren in München gerade in den Tagen des billigen Geldpreises. Das „Quadratfußrennen" hatte aber noch eine andere Erscheinung im Gefolge — die Gründung neuer Terraingesellschaften, die Ausdehnung bereits vorhandener. Es soll hier nicht erörtert werden, ob und in wie weit solche Unternehmungen für die Aktionäre oder Genossenschafter, welche die Mittel beisteuern, nutzbringend sind, und es sei deshalb nur kurz bemerkt, daß die Anlage von Kapitalien in Terrainaktien an und für sich eine berechtigte, wenn auch nicht für Jedermann empfehlenswerte ist. Es handelt sich bei meinen Ausführungen um die Stellung der Terraingesellschaften zum städtischen Grundbesitz. Hierbei fällt in erster Linie der Umstand in's Gewicht, daß ohne Terraingesellschaften, oder ihnen in Kapitalkraft

gleichwertige Privatunternehmer, eine Erschließung neuer Stadtteile, eine rege Bauthätigkeit in den neuen Straßen nur sehr schwer durchführbar wird. Mit welch außerordentlichen Mühen sind die Verhandlungen verknüpft, die mit einer Anzahl von Besitzern kleinerer oder größerer Terrains zu führen sind, wenn es sich um Abtretung von Straßengrund, um Schaffung freier Plätze, um Überlassung von Grund und Boden für allgemeine Zwecke u. s. w. handelt! Ganz besondere Schwierigkeiten macht aber in allen Fällen die Führung der Baulinien. Es ist dies auch sehr leicht erklärlich, da an die Stelle eines, auf ein großes Ganze gerichteten Willens sich eine Anzahl Einzelinteressen geltend machen, ja geltend machen müssen. Um nur ein Beispiel aus München anzuführen, sei der Straßenanlagen in der äußeren Prinzregentenstraße gedacht. Wenn sich hier nicht mehrere Terraingesellschaften zu einem gemeinsamen Zweck aneinander geschlossen hätten, wäre die Idee der Erbauung des „Prinzregenten-Theaters" wohl kaum aufgetaucht, sicher aber nicht so rasch geglückt, wie es bekanntlich der Fall war. Es verschlägt hierbei gar nichts, daß die in Betracht kommenden Gesellschaften das Unternehmen nicht sowohl um seiner selbst willen, als zu ihrem eigenen Vorteile — durch erhöhten Wert ihres angrenzenden Besitzes — ausführten; es giengen in diesem Falle eben merkantile Privatinteressen mit allgemeinen*) Hand in Hand. Und wie hier, so ist es bei bereits errichteten oder in der Entstehung begriffenen Bauanlagen in anderen Stadtteilen der Fall. So im Norden bei dem Prinz Leopold-Park, im Westen bei den Anlagen in Fiedenheim, Laim, Pasing; dann bei der Schaffung der Villenkolonien in Gern, Ludwigshöhe, Neu-Pasing, Planegg, am Starnbergersee u. s. w. Überall zeigt sich der Vorteil großen Grundbesitzes in einer Hand. Diesen unbestreitbaren Vorteilen gegenüber, welche durch Terraingesellschaften entstehen, muß allerdings der Nachteil einer sprunghaften Entwickelung des Preises von Grund und Boden in Kauf genommen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht nur infolge eines Erwerbs von Terrains durch Gesellschaften die Preise für die Tagwerke nicht unwesentlich in die Höhe gehen, sondern daß auch die Besitzer von sonstigem Grund und Boden, insbesondere soweit dieser an Terraingesellschaften grenzt, auf einmal wesentlich höhere Forderungen stellen. Kommt es dann, wie gegenwärtig und wahrscheinlich auch noch in der nächsten Zeit, zu einem Stillstand im Terraingeschäfte, dann erfolgen eben wegen der übertriebenen Preise auch wieder größere Rückschläge.

*) Das ist das große Fragezeichen! D. Schr.

Solche wenig erfreuliche Vorkommnisse liegen aber nicht im Wesen der „Terraingesellschaft" an und für sich, sondern in der Überstürzung, die bei Gründung und Ausdehnung solcher zu Tage tritt, in den nun einmal bei keiner Sache zu vermeidenden Auswüchsen. Im Verlaufe der Zeit wird sich der erwähnte Nachteil aber insofern wieder ausgleichen, als die Preise für die einzelnen Grundstücke von Seite der Terraingesellschaften möglichst gleichmäßig und nicht zu hoch gehalten werden — selbst wenn sich eine vermehrte Nachfrage dafür einstellen sollte —, um eben allezeit eine Anregung zur Bebauung zu geben. Sehr wesentlich ist auch, daß kapitalkräftige Gesellschaften weit mehr als Einzelbesitzer in der Lage sind, den Käufern von Grund und Boden günstige Zahlungsbedingungen zu gewähren. Man kann mit Recht die Terraingesellschaften als die Pioniere für eine zweckentsprechende Ausdehnung der Städte bezeichnen. Nicht vergessen soll schließlich werden, daß durch die Gesellschaften auch die sonst von Zeit zu Zeit eintretenden, volkswirtschaftlich so schädlichen Krisen, die in massenhaften Subhastationen ihren Ausdruck finden, im städtischen Grundbesitze verhindert werden, da die Vereinigungen, wenn auch vielleicht auf Kosten ihrer Beteiligten, besser in der Lage sind, in schlimmen Zeiten durchzuhalten.

Im Vorjahre bestanden in München 12 für die städtischen Terrains in Betracht kommende Gesellschaften mit einem ungefähren Aktienkapitale von 43 Millionen Mark und Betriebsfonds von ungefähr 62 Millionen, sowie einem Kurswert der Aktien von vielleicht 85 Millionen Mark. Der gesamte Grundbesitz dieser Gesellschaften innerhalb des Burgfriedens war auf 1800 Tagw. zu schätzen. So außerordentlich bedeutend diese Ziffern nun auch sind, so stehen sie doch zu der Größe des noch unbebauten Grundbesitzes in der Stadt München in keinem dominierenden Verhältnisse.

Von Einfluß auf die Bauthätigkeit und somit auf den städtischen Grundbesitz sind ferner die Preise der Löhne und der Rohmaterialien. Hier sind nun jene Städte im Vorteil, in deren Gebiet oder Nähe Rohmaterialien, wie z. B. Ziegel, selbst fabriziert werden, und in denen die Arbeitslöhne durch ein entsprechendes Angebot nicht allzu sehr in die Höhe getrieben werden können. Die Gestaltung der Lohn- und Materialpreise vollzieht sich im Übrigen überall in mehr oder minder engem Anschlusse an die allgemeinen Verhältnisse.

Einen nicht unwesentlichen Faktor für die Bauthätigkeit bildet die Frage der Hypothekarlehen, und zwar zunächst, ob Geld zu gedachtem Zwecke überhaupt vorhanden, in welchem Umfang und zu welchen Preisen.

Als Geldbarleiher fungieren in erster Linie die Bodenkreditinstitute. Diesen ist nun allerdings durch die neuere Gesetzgebung, und zwar in wohlverstandenem Interesse jener Kapitalisten, die ihr Geld durch den Ankauf von Pfandbriefen den Instituten zur Verfügung stellen, ein gewisser Hemmschuh in der Beleihung von Häusern, insbesondere aber unbebauten Grundstücken, entstanden. Die Beleihungsgrenze bebauter Objekte beträgt im Allgemeinen 50 Prozent, ausnahmsweise auf besonders gut gelegene 60 Prozent, und es ist demzufolge der Bauunternehmer in vielen Fällen auf andere, nicht immer billige Geldquellen angewiesen, oder es müssen die Bauherren, die die Objekte im Besitz halten wollen, mehr eigenes Kapital in solchen investieren. Beide Fälle sind der Bauthätigkeit ungünstig. Die Geldpreise für Hypothekdarlehen sind gegenwärtig allerdings höher als vor einigen Jahren, dürften aber aus verschiedenen Gründen, so insbesondere wegen der bereits wieder rückläufigen Bewegung des Geldpreises im Allgemeinen, keine weitere Verschärfung erfahren. Um München wieder als Exempel aufzuführen, sei auf den Umstand verwiesen, daß diese Stadt sich infolge der in ihr domizilierenden großen und angesehenen Hypothekenbanken gegenüber anderen Städten in Bezug auf das Hypothekdarlehensgeschäft in bevorzugter Stellung befindet.

Zu erwähnen wäre noch einer bevorstehenden gesetzgeberischen Thätigkeit, die sich mit der Sicherung der Forderungen unserer Bauhandwerker beschäftigt. So berechtigt auch die Bestrebungen sein mögen, die Bauhandwerker vor Ausbeutung und Verlusten zu schützen und ihren Forderungen Vorzugsrechte einzuräumen, so darf in dieser Beziehung doch nicht zu weit gegangen werden. Es würden sich sonst in der Beschaffung und in den Preisen der nun einmal notwendigen Baukapitalien Schwierigkeiten ergeben, die von empfindlichen Nachteilen für die ganze Bauthätigkeit begleitet sein könnten. So weit der Entwurf des neuen Gesetzes bis jetzt bekannt, scheint dieses übrigens die richtige Mittellinie einzuhalten.

Außerordentlich wichtig ist zuletzt aber die Frage: Was kann eine Stadtgemeinde als solche thun, um der allseitig gestellten und auch eingangs dieser Ausführungen erwähnten Forderung nach Schaffung möglichst billiger und entsprechend gelegener Wohnungen, besonders für die weniger bemittelten Kreise gerecht zu werden. Mannigfach sind die Versuche, die in dieser Richtung angestellt wurden. Einzelne Gemeinwesen unterstützen mit Barmitteln oder Darlehen zu billigem Zinsfuß genossenschaftliche oder Aktien-Unternehmungen, die sich die Schaffung billiger Wohnungen zur Aufgabe machen; andere stellen in ihrem Besitze befindliche Terrains unentgeltlich oder zu billigen Preisen zur Verfügung. Wieder andere

unternehmen die Errichtung von Häuserkomplexen auf eigene Rechnung. Es muß der Erfahrung überlassen bleiben, welcher der eingeschlagenen Wege am raschesten und besten zum Ziele führt, und es kann sich sehr leicht ereignen, daß je nach Lage der örtlichen Verhältnisse das eine Mittel hier, das andere dort als das zweckentsprechendste sich erweist. Zu irgend welchen Schritten müssen sich aber die größeren Städte entschließen; mit dem laisser faire laisser aller ist unter keinen Umständen mehr ein Auskommen zu gewärtigen! Feststehen scheint mir hierbei das Eine, daß ein städtisches Gemeinwesen Terrain, viel Terrain besitzen muß, ja gar nicht genug davon haben kann. Als Eigentümer von Grund und Boden hat die Stadtgemeinde die ganze Entwickelung der Stadt in der Hand; sie kann fördernd eingreifen durch die Erschließung neuer Verkehrswege und -mittel, sie kann in Zeiten der Überspekulation retardierend wirken, sie kann sich von einer Reihe von Faktoren, die ihr sonst hindernd in den Weg treten könnten, unabhängig machen. Sie ist in der Lage, gegebenen Falles für ihre Beamten und Bediensteten, für ihre eigenen Anlagen — sei es zum Zwecke der Wasserversorgung, der Beleuchtung, des Unterrichtes, der Gesundheitspflege, der Anlage von Friedhöfen, der eigenen Geschäftsführung, für freie Plätze u. s. w. — bestens Sorge tragen zu können. Sie kann einer ja immerhin möglichen Monopolisierung des Besitzes an städtischem Grund und Boden wirksam entgegentreten. Eine weitsichtige Städteverwaltung sorgt nicht nur für den Augenblick und für die allernächste Zeit, sie rechnet mit späteren Jahrzehnten, und auf keinem Gebiete rächen sich Unterlassungssünden so sehr, wie auf dem, das am notwendigsten für die gedeihliche Entwickelung eines Gemeinwesens ist, auf dem Gebiete des Grundbesitzes. Daß die Anlage von Mitteln — und wenn es sich dabei auch um eine Anzahl von Millionen, die durch Anleihen aufzubringen wären, handelt — zum Zwecke der Grunderwerbung eine rationelle, bezw. gewinnbringende ist, unterliegt, wenn noch dabei die eigene Stadtgemeinde in Frage steht, gar keinem Zweifel.

Alles in Allem genommen liegen die Verhältnisse in München befriedigend: die Stadtgrenze ist weit genug gezogen, um der doppelten Zahl der Bevölkerung Unterkunft in keineswegs zu dichtem Belegraum zu verschaffen; die sanitären Verhältnisse sind auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Not — dringend Not thut hier aber die alsbaldige umfassende Ausdehnung des Trambahnnetzes, und in hohem Grade wünschenswert wäre die weitere Erwerbung von Terrains in allen Stadtteilen für Rechnung der Stadtgemeinde.

Je mehr Deutschland auf dem Wege ist, sich aus einem Agrarstaate in einen Industriestaat umzuwandeln, desto bedeutungsvoller ist die Gestaltung seiner Zentralpunkte für die Industrie und den Handel seiner Großstädte. Mannigfach sind die Vorteile, die diesen durch das Reich oder die Einzelstaaten zugewiesen werden — Vorteile, deren kleinere Gemeinwesen oder das flache Land entbehren müssen. Hieraus entspringt nun auch die Verpflichtung der Stadtverwaltungen, alles zu thun und nichts zu unterlassen, was dazu beitragen könnte, die Lebensbedingungen des Einzelindividuums zu erleichtern, Handel, Gewerbe und Industrie zu fördern und damit zur Hebung des allgemeinen Nationalwohlstandes nach Kräften beizutragen.



Persönliches.

Von Reinhard Freiherr von Seydlitz.

(München-Starnberg.)

R. Freiherr von Seydlitz, geb. 20. Oktober 1850 (also genau vor 51 Jahren), war zunächst als ausübender Künstler auf dem Felde der Malerei und der dekorativen Kunst erfolgreich thätig, in welcher Wirksamkeit er Anfang der achtziger Jahre für die Invasion der Japonerie bei uns sogar einigermaßen mit verantwortlich wurde. Später vertauschte er den Pinsel mit der Feder und wandte sich mehr der Litteratur zu, die er nunmehr ausschließlich zu pflegen scheint, so weit er nicht schon früher bei der Herausgabe der bekannten „Liebhaberkünste“ und neuerdings in der Leitung der vortrefflichen Helbing'schen Zeitschrift „Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel“ gleichsam beide Neigungen wieder zu vereinigen sucht, oder aber gar als technischer Erfinder sich in aller Stille bethätigt (vgl. seine Patent-Erläuterung: „Mechanischer Knüpfstuhl für Smyrna-Teppiche“). Bekannt sind seine freundschaftlichen Beziehungen zu Richard Wagner, Malvida von Meysenbug u. A., sowie sein nahes und intimes Verhältnis zu Friedrich Nietzsche (vergl. „Neue deutsche Rundschau“, Juniheft 1899 und „Nietzsche's Briefe“, Bd. I) — aus dessen Erinnerungen wir ein erlebtes Gedicht und, an letzter Stelle, einen bisher unveröffentlichten hochinteressanten Essay, neben anderem gleichfalls noch Ungedrucktem, hier mitteilen dürfen.

Um jedoch unsere Leser gleichzeitig davon zu unterrichten, daß vielleicht so etwas wie ein Münchner Milieu-Roman, mit ernstem Kultur-Hintergrund, seit etwa zehn Jahren bereits unter uns existiert und nicht auf neuere „Heimatskunst“-Bestrebungen oder Preisausschreiben erst zu warten brauchte, haben wir zum Abdruck an erster Stelle das nachfolgende aufschlußreiche Schaffens-Kapitel als Eingang gewählt, das wir mit ausdrücklicher Genehmigung des Genannten seiner frisch und humorvoll geschriebenen „autobibliographischen Skizze“ entnehmen: „Wann, warum, was und wie ich schrieb“ — einem Werkchen, welches der Verfasser gelegentlich seines 50. Geburtstages für den Kreis seiner Freunde bestimmte und von welchem er selber zur Widmung an diese sagt:

„Wer ihm wohl will, liest's;
Andre — die verdrießt's!“

❁

Zum „Kastl vom Hollerbräu“.

... Was Zola's Meistergröße ist, die Kunst der Schilderung, hatte mich von jeher begeistert. Um solcher unübertrefflicher Stellen willen las ich alle seine Werke; immer höher stieg die Bewunderung, — nicht nur, weil auch ich ein klein wenig zur breiten und deutlichsten Schilderung neige, — sondern weil ich inmitten des zur Schilderung angehäuften Materials die hohe Kunst der Steigerung hervorleuchten sah, jene geheime Kunst, die in die breitesten Massen einen architektonischen Aufbau, ein organisches Leben bringt. Außer Zola wüßte ich nur noch R. Wagner, der im Aufbau und in der Steigerung ein so vollendeter Meister wäre. Bei manchen solchen Kunststücken, die Zola seinen Werken einflicht, ist sogar der Gegenstand zunächst dem Leser vielleicht gleichgiltig genug — aber jene wunderbare Kunst reißt ihn zuletzt fort, bis er in die lebhafteste Teilnahme gerät: mir sind im Allgemeinen z. B. Modebazare noch uninteressanter als ein Exerzierplatz oder ein politischer Leitartikel; aber bei der fabelhaft aufgebauten Aufstellung „in Weiß“ (Au bonheur des dames) bin ich einmal in Thränen ausgebrochen. Das war lediglich Bewunderung der Arbeit, nicht der Sache.

Giebt's denn nun, hatte ich mich oft gefragt, in Deutschland kein so bedeutendes Material, wie Zola es immer mit Meistergriff zu finden weiß? Spielt sich deutsches Leben nie auf einem großen umfassenden Hintergrunde ab, den es sich verlohnte mit aller Kraft so breit und mit so kräftigem Lokalton als nur möglich zu malen, so daß, was Gutes an Zola ist, auch einmal auf gut deutsch in Deutschland zur Erscheinung käme, anstatt immer erst importiert und in meist schauderhafter Übersetzung uns eingeflößt zu werden? —

Einen einzigen solchen Hintergrund wußte ich. Es war das Bier, von seinen Urstoffen an bis zur Wirkung, die sein Genuß auf's Volk hat; und in München war ich ja an der Quelle; Studium und Beobachtung mußten ja hier leicht sein. — Und eines schönen Tages faßte ich keck den Entschluß: ich will! — Einen letzten Anstoß gab dazu auch wieder Zola, dessen „L'Argent“ ich eben las: ich kam bis zu der prächtigen Stelle, wo das Getreibe der Börse aus der Vogelperspektive geschildert ist; — da war's beschlossen. Das muß ich können! —

Meisterwerke können zweierlei anregende Wirkung haben: vor einer Beethoven'schen Symphonie, einem Bande Zarathustra kann ich mich in Bewunderung beugen, kann vielleicht danach in gehobenerer Stimmung als sonst an eine Arbeit gehen; unmittelbar aber kann nur ein Werk zum Schaffen anregen, welches aus der Kunst geboren ist, der man selbst dient. Diese Wirkung kann aber dann auch beispiellos sein: ein Eifer erwacht, der der Eifersucht ähnlich sehen kann, und in fieberhafter Energie werden ungeahnte Eigenschaften wach und stellen sich zur Hilfe ein. Im jähen Anlauf wird alles bezwungen, was zu erobern nötig: das trockenste Studium wird zur Lust, ohne Zagen öffnet man jede Thür, hinter der man Antwort erwartet, und der Tag wird zu kurz für alles, was während seiner paar Stunden geschehen soll. Man hat tausend Augen und Ohren, man begreift nicht, wie das alles, was man jetzt sieht, einem früher entgehen konnte. Alle übrigen Lebensinteressen, alle Gewohnheiten, alle Freunde und Bekannten, so weit sie nicht dem einen Ziele nutzbar zu machen sind, schwinden dahin wie Schatten, werden kaum beachtet. Die Welt ist für nichts Anderes mehr da, und ich nur für diese eine Welt, die ich in allen Teilen, in Licht und Schatten, in Ferne und Nähe, von Anfang bis Ende, von der Wurzel bis zur Frucht sehen, fassen, erkennen und verstehen will.

Und alles scheint sich dieser Energie zu beugen: schlechtes Wetter verzieht sich vor den Schritten des Wanderers, des Suchers. Wessen Thür man öffnet, der hat auch gerade heute Muße und Laune, Antwort zu geben. Man betritt eine Werkstatt: und gerade ist mit der Arbeit begonnen worden, so daß ihr Verlauf durchweg dem Lernenden vor Augen sich abspielt. Das kleine Teufelsheer der Zufälle, sonst so erfinderisch in Störungen und Fehlgriffen, — heute wimmelt es heran und bringt die dienlichsten Einzelheiten ungebeten zum Geschenk.

Und nun, nach den ersten festen Schritten in's Gebäude hinein, fängt die architektonische Idee, der Bauplan, sichtlich sich zu gliedern, zu ordnen an. Klare Ausblicke, tiefe Einblicke öffnen sich allenthalben, hier und dort thun sich weite Gänge, ganze Flügel auf und laden zum Eintritt.

Was man draußen an der Thür für Hauptsache hielt, ordnet sich vielleicht als kleines Glied, kaum sichtbar, dem Ganzen ein. Vorher dem Auge verdeckte Grundpfeiler, die den Bau im Innersten heben und tragen, werden erst jetzt mit Staunen gesehen, mit Ehrfurcht gemessen. Und so hebt und trägt sich endlich der ganze Bau im Geiste von selbst, erleuchtet von vielfarbigem Gefunkel der Erkenntnis, durchwärmt und durchweht von freudiger Bewunderung: denn alles das ist das Werk Hunderter von Jahren, Tausender von Köpfen, unzähliger mühsam errungener Brocken der Erfahrung; ein Meisterwerk auch dies, ein Meisterwerk des menschlichen Geistes.

Es giebt wohl Leute, die ein solches Erfülltsein von einer Aufgabe nur dann gelten lassen möchten, wenn der Gegenstand ein anerkannt erhabener, durch Kunst, Historie oder Religion geheiligter ist. Aber Bier?! Ja, auch Bier! Oder vielmehr die Braukunst, die Geschichte des Brauens, sein Betrieb; die Handels- und Industriemacht des Bieres; die volkswirtschaftliche und finanzielle Bedeutung dieser echt deutschen Flüssigkeit, und nicht zum Mindesten sein Gewicht als Nahrungsmittel, — alles das sind wuchtige Merkmale seiner Macht, wohl wert ernsten Studiums; und so faßte ich meine Aufgabe auf und an. Ich kann auch zu meiner Genugthuung sagen, daß die Arbeit nicht umsonst war; man hat auch mein Werk geachtet.

Im eifrigsten Studium, zuerst einiger brautechnischer Bücher, dann der verschiedenen Stadien des Betriebes vergieng mir das Frühjahr 1891. Ich fieng gründlich an: bei der Gerste und dem Hopfen, wandelte dann durch die duftenden Hallen der Mälzereien, steckte, so lange ich's aushielt, den Kopf in die 70 Grad heißen Darrböden, verfolgte den so interessanten trocknen Strom des Malzes bis in die Malzkästen, sah das Malz dann in die Pfannen schütten und maischen, sah es in hellbraunen Wogen in den riesigen Kesseln sieden, verfolgte den Weg der Würze und des daraus entstehenden Bieres bis zu den stillen Spiegeln des Kühlschiffes, tauchte von da in die kalten Gährkeller unter und sah die Hauben der gährenden Flüssigkeit sich heben und wieder senken; ich begleitete das Faß bis in die tief unter der Erde ausgeschachteten riesigen Lagerkeller mit ihrem ewigen Rauchfrost und ihrer ewigen Nacht, — und tauchte wieder empor bis zu den Stätten der Trinkfröhlichkeit und des in München oft so genügsamen Behagens. Alle jene Stadien des Werdens kennen zu lernen, war mir durch die Güte einiger Brauherren freundlichst ermöglicht worden; vor Allen schulde ich Dank Herrn Staubwasser, dem königl. Hofbräubeamten, der mich durch das damalige zum Teil sehr alte Hofbräuhaus und durch

die neuen Gebäude und Anlagen des Hofbräuhauskellers führen ließ; den Gebr. Schmederer von der Zacherl- jetzt Paulanerbrauerei, und Herrn Prantl, damaligem Direktor der Giesinger Brauerei. Der Letztere besonders spendete mir manch guten Rat und im erzählenden Gespräch tausenderlei sonst kaum zu erlauschende Einzelheiten. Auch prüfte er später das fertige Manuskript auf seine technische Richtigkeit.

Ohne diese Hilfe wäre ich schwerlich zum Ziele gekommen; denn von einem aus dem bayerischen Walde stammenden Bräuburschen ist keine Weisheit zu holen, — besonders da diese trefflichen Leute über ihrer gleichförmigen Arbeit das Sprechen meist verlernt zu haben scheinen — wenn sie je sprechen gelernt hatten. Sollte man dem Buche einen Mangel an Handlung vorwerfen, so hat dies auch hierin seinen Grund: das Leben eines Bräuburschen ist das einförmigste, ereignisloseste der Welt. Dafür aber drang mir desto klarer die Erkenntnis von dem besonderen, wenn man so sagen darf, Erdgeruch des Brauwesens in's Bewußtsein, und hierdurch wieder ein weiterer Einblick in das Wesen des Volkes, welches um's Bier und vom Bier lebt.

Für die Figuren brauchte ich da auch nicht nach Vorbildern zu suchen. Sie erwuchsen von selbst. Die Lokalität des „Hollerbräu" ist aus Einzelbildern verschiedener Brauereien, des alten Wagnerbräu, des (ebenfalls alten) Augustiner- und des Eberlbräu komponiert; ungefähr an des letzteren Stelle, auf der Sendlingerstraße, dachte ich mir das alte finstere Bräuhaus des jähzornigen Ebelein stehen.

Man wird dem Buche aber nicht anmerken, was das einzige Nicht-münchnerische daran ist: den Ort seiner Entstehung. Denn geschrieben ist es zu zwei Dritteln, in friedlich-grüner Abgeschlossenheit, zu Loschwitz bei Dresden im Hause meiner Schwester. Da ich dort nicht damit fertig wurde, wollte ich es im Herbst in München beenden; allein durch die Übernahme einer Redaktion wurde das Manuskript unbeendet in's nächste Jahr hineingeschleppt, und ist erst Herbst 1892 druckfertig geworden.

Da ich meinte, es müsse jedenfalls, als Münchner Buch, auch in München erscheinen, so gab ich es dem Verleger meiner „Goldfliege", und sah es im Herbst 1893 endlich vor mir liegen. Seitdem ist es schon in dritter Hand und jetzt im Verlage von Schuster & Löffler in Berlin.

Zur ersten Ausgabe hatte ich das Vergnügen, in Maler Röbbecke einen verständnisvollen Zeichner des Umschlages zu begrüßen.

Und nun wetzte die Kritik allerorten die Feder. Es sind mir 27 Besprechungen zu Gesicht gekommen, eine sogar aus Konstantinopel. Dabei ist es interessant zu sehen, was diesen Siebenundzwanzig an dem

Buche am meisten aufgefallen ist: der „Zola" darin wurde von fast Allen entdeckt, einer bedauerte nur, daß zu bewegte und wunderbare Erlebnisse da seien; hätte ich meine Fabulierkunst gezügelt, so wäre ich der Zola von München geworden („Das Atelier"). Auch fast Alle erkannten freudig die „Gesundheit" des Buches an; freilich, es war auch meine Absicht gewesen, einen Griff in die Welt der Gesundheit zu thun, und ich kann gestehen, daß ich mit einer aus Bosheit und Kraftgefühl gemischten Wonne that, als existiere gar keine neurasthenische Litteraturmode. „Ein Buch voll Leben, Handlung, Kraft und Gemüt" nannte es M. Hoffmann; „einen herzhaften Griff in's Menschenleben" der Rezensent der „Berliner Börsenzeitung"; in der „Leipziger Zeitung" hieß es: „das hohe Lied vom Mann aus eigner Kraft". Als „Geschichte eines Mannes, der den Erfolg zwingt", bezeichnete es wiederum P. von Szepansky und hoffte, „es werde in Deutschland den Respekt vor dem selfmademan erhöhen helfen". Und „Es strotzt von Leben und Gesundheit", sagte Flüggen in der „M. Kunst- und Theaterzeitung", der recht hübsch noch hinzufügte: „Seydlitz hat den Mut, die Überzeugung und die Kraft, zu beweisen, das Leben sei nicht so grau. Er hat die Begabung des Dichters und das Herz. Es geht bei ihm alles realistisch zu; aber er hat nicht vergessen, zur Sonne zu sagen: Bitte, 'n bissel dreinscheinen!" . . .

Dichtungen.

Also schwieg Zarathustra.

Den Weisen zu suchen, der lange schon schweigt,
Auf stiegen wir bang zu den Hügeln.
Dort ruhte er einsam; wir traten vor ihn:
„Kann nichts den Mund dir entsiegeln?"
Und er hob schweigend das Antlitz auf,
Es traf sein Blick einen Jeden;
Und also sprach Zarathustra's Aug':
„Ich sollte auf's Neu' zu euch reden?
Ich brachte euch unermeßlich viel;
Ich schenkte mit Götter-Händen —
Ihr kleines Geschlecht aber — rochet daran,
Und ließet dabei es bewenden.
Eurer Mutter-Dummheit schwor ich den Tod
Und machte die Welt erblitzen;
Ihr aber ließet blasen den Sturm,
Besorgt, eure Dummheit zu schützen.

Ich lockte in Liebe, laut rief ich im Schmerz —
Ihr hörtet „Gewitterstürme"!
Ich suchte den Geist bei euch, suchte das Herz,
Und fand — eure Regenschirme . . .
Da baut' ich aus Schweigen mir Trost in der Qual;
Und sehe nun ein: nihil frustra!
Denn weh — wenn ich nochmals stiege zu Thal,
Weh euch!"
— — — Also schwieg Zarathustra.

Weimar, 3. Juli 1898.

Anmutsfalte.

Auf des Äthers blauen Wogen
Kommt ein leichter Dunst gezogen,
Weht hinüber, senkt sich her,
Hebt sich hoch und dehnt sich quer;
Wie er streckt sich und sich ballt,
Wechselt Farb' er und Gestalt, —
Will verwehen, scheint zu schwinden,
Fliehet schneller vor den Winden;
Scheint zu winken meinem Blick,
Neigt sich zögernd, leis zurück.
Kaum das Aug' ihn fassen mag
In dem lichtertrunk'nen Tag.
Eh' ich suchend mich besonnen —
Ist er schon im Blau zerronnen.

— Warum furchte diese Falte
Dir das stille Antlitz nur,
Blühend junge, traumhaft alte,
Schöne, heilige Natur?

Oberalp, 19. Juli 1899.

„Sanktus."

(Nach dem „Requiem" von Berlioz.)

In allen Landen halle der Donner der Schlacht getobt, in alle Schluchlen halten die Posaunen geschmettert, über alle Seen war der Blitz des Gotteszornes gefahren; nun war Friede.

Dem Bann der Städle war ich entllohen, Armut und Zwang halle ich verlassen, durch die Wälder war ich aufgestiegen, durch Windbruch und Trümmer wand ich mich; hier oben war Ruhe.

Hinter mir lag die Welt, unter mir rauschten die Wässer, weit unter mir verklangen die letzten Herdenglocken; hier oben war heilige Stille.

Auf dem Gipfel gelagert, sah ich nicht Land noch Wasser mehr; die Berghäupter waren versunken ringsum, der Wind war entschlafen.

Hier ist nur Dreierlei: Sonne, Fels und reinblauer Himmel — endlos, lautlos, leblos.

Da fieng mir, der ich sie suchte, die Einsamkeit an zu klingen; ein hohes, feines, gleitendes Gewebe von Tönen hört' ich, leises Schauern durchströmte mich, und ich verhielt den Atem vor dem tönenden heiligen Geheimnis.

Klang es mir nur im Ohr, kam's von fern herauf, oder von oben?

Es lauschte die Tiefe, die Höhe lauschte: Von über der Höhe her, von den Überhimmeln erklang der leise Strom.

Und sieh, im unendlichen Blau gewahrte ich, kaum sichtbar, weit und hoch, daherziehend im Äther, eine Lichtgestalt. Grade fort zog sie ihres Wegs, nicht um dieser Welt willen, sondern um aller Welten willen, durch alle Himmel zog sie daher. Über dem lichten Gewand sah ich Flügel, sah ich ausgestreckte Arme, sah ich ein heiliges, ernstes Antlitz, ein Antlitz, das ernst ist, und Augen, die selig leuchten, weil sie Gott sehen.

Und klar und selig hörte ich nun den Gesang der einen Stimme im weiten Äther ertönen:

„Heilig, — heilig, — heilig!“

So durchdrangen die Töne goldklar die reine Luft, und zu zweien Malen glaubt' ich auch den Chor derer zu hören, die ihm mit Saiten und Zymbeln und Paukenschall nachziehen auf seinem Pfade; aber so weit und so leise, dass ich sie kaum vernahm;

„Hosianna in der Höhe!“

Aber fort und fort strömte stark und rein die eine Stimme des heiligen Boten:

„Heilig ist der Herr Sabaoth!“

Da, wie sie näher über der Erde vorbeizog, wie die Welt die Fülle des Tones empfieng, rührte sich die Erde in tiefem Schauer, und aus den Felsen, aus den Wäldern, von den Bächen her drang es herauf wie tausendfältiges leises Echo:

„Alle Lande — alle Lande sind seiner Ehre voll!“

Er aber zog weiter die Bahn im blauen Äther, der heilige Bote, und weiter sang er einsam durch die Himmel und durch die Welten:

„Heilig, — heilig, — heilig ist der Herr!“

Und die Erde verstummte wieder, und sein Ton verlor sich in andren Welten, und ich hörte nichts mehr.

Leer und rein war der Himmel, die Sonne leuchtete und der Friede ruhte auf Eder rde.

Schnitzel und Spähne.

Aphorismen sind Eier vom geistigen Eierstock abgelöst. Ein Buch voll Aphorismen darf nur der schreiben, der im Übrigen gesunde Geisteskinder, wohlausgetragen in die Welt gesetzt hat; sonst wäre es Zeichen von Schwäche im geistigen Uterus.

*

Ich und der Herrgott: Ich habe ihm einmal gründlich die Wahrheit gesagt, und er hat riesig gelacht; seitdem sind wir die besten Freunde.

*

Das Leben ein Traum: Du glaubst zu träumen, und du wirst geträumt.

*

Faschings halber kleidet sich der alte Herrgott, um seine lieben Damen zu besuchen, in das „Schicksal". In jedem Weibe ist etwas Türkentum und Fatalismus. Herrgötter sind bekanntlich nicht wählerisch im Kostüm für ihre Damenbesuche: eine Stierhaut genügt, eine Wolke, ja selbst das abgegriffenste Zwanzigmarkstück.

*

Philosophen, verächtelt nur nicht so lächerlich über die Weiber: der böse Verdacht kann sonst rege werden, daß Ihr vor Frauen — verlegen seid.

*

Daß ein Mensch den andern auf die Dauer erträgt, kann nur auf Abstumpfung der Sinne (geistig gemeint!) beruhen. Daher solche Gewohnheit Abstumpfung, Verblödung, Myopie ist. Zusammenhocken verdirbt den Charakter. (Ad notam für Ehemänner!)

*

Das ist ein großer Unterschied zwischen Antike und Moderne: Die Männer von damals, wenn sie zusammensaßen, waren zu Hause auf ihrer Agora, Palaestra und dergleichen Orten; die respektiven Familien, Haushalte, Kinder, Xantippen und dergl. waren Privatsachen, von denen man nicht sprach. Wir aber sind in den Familien zu Hause, und wenn wir einmal an drittem Ort zusammenkommen (unter Männern allein) — so sind Viele von uns im Zustand losgelassener Schulbuben.

*

Lebensdiplomatie: Nie Jemanden in die Lage bringen, seinen Egoismus zu bethätigen; dann lebt sich's prächtig mit dem schlimmsten „Egoisten".

*

Lerne frühzeitig: „Pack, Pack, Pack!" denken, denn wenn's dir später erst einmal mit überzeugender Deutlichkeit eingebläut wird, dann ist Gefahr, daß du es aussprichst, und das ist vom Übel. Denn das „Pack" antwortet dann sogleich mit der alten Wahrheit, daß zur „großen Masse" stets Einer mehr gehört, als Jeder denkt.

*

Du Fauler, wenn du wüßtest, wie glücklich gethane Arbeit macht —
— Ja, eben das weiß ich; aber nichts zerstört den Genuß so, als Gewöhnung —
O du Schlaukopf!

*

„Ich weiß, daß ich nichts weiß", ist nur die erste Stufe; die zweite heißt: „ich bin so gescheidt geworden, daß ich schon anfange zu merken, wie dumm ich bin."

*

Die Früchte des geistigen Schaffens sind zweischneidig — von den niedersten Betäubungsmitteln an bis zu den höchsten Erfindungen, und zu Macht und Reichtum: Die Waffe hast du, o Mensch; jetzt sei weise in der Handhabung!

*

Eine Phrase ist der Leichnam eines Gedankens; — einstmals war auch sie voll Leben, und vielleicht bewegte sie die ganze Welt.

*

Es leben unter uns Menschen aus allen Jahrhunderten — zu spät und zu früh geborene; vergeßt das nicht, und beurteilt sie danach!

*

Gegnerschaft gegen große Genie's. Diese entsteht aus: 1. Angewöhnter Unredlichkeit (öffentliche Meinung, Gewohnheit des Majoritätsgeschmacks); 2. aus Mangel an Erziehung zur Erkenntnis des Großen und Guten (künstliche Myopie des Geistes) — beides so schwere Fehler, daß ihr Eingestehen vermieden wird; daher Wut, Heimtücke und Frechheit des Kampfes gegen jeden Promethiden und Heraklessohn.

*

Wenn Menschen sich blitzschnell auch mit einem geistigen Auge erkennen könnten wie sie mit dem leiblichen ihre Gesichter sehen: — welche schönen Verbindungen! Wie bedeutsame Freundschaften, die jetzt verloren gehen! Welche schnelle Machtbildung der führenden Geister!

*

Geheimnis des Erfolges: Immer nur einen kleinen, kleinen, verständlichen Schritt voraussein! Diesen begreift, ehrt und feiert die Masse. Schwer ist's, sich dazu zu zwingen. — Aber wer nach seiner geistigen Beinlänge frei ausschreitet, der entschwindet bald den Kurzgeratnen. Sie sehen ihn weit vorn und nennen ihn verrückt. — So gieng's Euch allen, Ihr großen Unvorsichtigen, Ihr Nietzsche, Ihr Schopenhauer, Ihr Gobineau — Ihr — Wen nenne ich noch? Der große Friedhof der Gewaltigen ist voll von Euch.

*

Stürzt sich ein Geist wie Nietzsche auf einen Kleinen — etwa D. Strauß —, so regt sich in mir ein schmerzlicher Unwille: mit Keulenschlägen eine Fliege vernichten, steht dem Herakles übel an. Erhebt der selbe Herakles einen Liebling über alles und alle — etwa P. Gast —, so will sich der Verdacht nicht beruhigen, daß auch dieser Liebling — klein ist. Nietzsche's übermäßiger Tadel und sein begeistertes Lob, beide sind suspekt.

*

Goethe verstand die Musik nicht; Helios sieht eben keinen Schatten und hat auch kein Bedürfnis nach dem Halbdunkel.

*

Bei Beethoven ist's oft, als habe er nur den Baß, die Begleitung ausgeführt, und die Melodie schwebe währenddem in einer Höhe, die das irdische

Ohr nicht auffängt (dunkle Lichtstrahlen); — Beispiel: 5. Symph., Andante, nach dem ersten Auftreten von C-dur, pianissimo, einzelne Akkorde.

*

Unter den Künsten ist es die Architektur, deren Verständnis dem Menschen zuletzt, oft sehr spät, aufgeht. Vielleicht, weil die innere Musik dem Menschen erst erstarren muß. Haben wahrhafte Musiker jemals Verständnis für Architektur? Wagner hatte keines.

*

Hie Nietzsche, hie Goethe, hie der und hie jener . . . Der lockt dich links, der Andre rechts; Kind, liebes, köstliches Menschenblümchen, bitt' dich recht schön, hör' nicht darauf, gehe deinen Weg, den dein Gott dir aufthut!

*

Ein Dichter hat in seinen Augen, ihm selbst unbewußt und unsichtbar für die Anderen, ein buntes, flammendes Feuerwerk; dessen Reflexe strahlen dahin, wohin das Auge sich richtet: aus der grauesten, eintönigsten Landschaft, aus Nacht und Dunst, wird da auf einmal ein funkelndes Farbenleben, alles leuchtet, jede Farbe ist tausendmal erhöhter, jede Linie gewinnt Charakter und Anmut. — Und die Wirkung dieses farbengebärenden Scheinwerfers in seinem Auge sieht nur er selbst, der Dichter; aber er auch ganz; und er jauchzt so darüber, daß er die ganze Herrlichkeit aussprechen, aussingen muß. Denn er sieht so die Welt, wie sie gemeint war, — er sieht voraus, wie sie werden kann, wenn sie Vollkommenheit erreicht; er sieht das alte Paradies der Erinnerung und den noch ungebornen Gott, der da kommen wird.

*

Wahr ist und wird ewig wahr bleiben, daß es keine Sprache giebt, möge sie noch so flüssig sein und gebärfroh, die alles das Intimste, das Eigentlichste, was der Dichter zu sagen hat, ausdrücken kann, so daß es absolut und ohne unverstandenen Rest in's Herz des Volkes dringt. Auch verstehen ihn alle nur sozusagen schematisch, nach Maß der als bekannt anklingenden Phrasen und Begriffsformen.

*

Das Geschaffne liegt, je nach seiner Art, an den verschiedensten, von einander noch so entfernten Teilen der psychischen Perisphäre des Schaffenden. Diesem also, der im Zentrum wohnt, ist eins so nah oder so fern als das Andre.

*

Schopenhauers bekannte Notiz über den Lärm ist unzulänglich; es ist nicht die Quantität, sondern die Qualität des Lärms, die den Arbeitenden stört. Der von Schopenhauer zitierten Konzentrierungsfähigkeit des Intellekts (bei wissenschaftlicher Arbeit) ist das unumgängliche Konzentrierungsbedürfnis (bei poetischer Arbeit) im Wert noch überzuordnen.

*

Es kann niemals unwert sein zu schildern, wie etwas, und noch weniger, wie Einer wurde. Der Reiz des Werdens ist ein tausend Mal größerer Zauber, als der des Daseins; immer das Werden war mir das Ergreifende,

das was Thränen auspreßt. Nur das Ringen, das Bauen und Erreichen ist uns allgewaltiger Naturdrang — auch er wie jeder solche Drang von Glücksgefühl umgeben; das Sein, das Haben — nicht! Darum denn auch Habende degenerieren, Schaffende aber sich veredeln und Andre dazu.

*

An die Art des Schaffenden sich gewöhnen — das ist die Aufgabe des Publikums, — eine undankbare Aufgabe, aber unumgänglich. Denn das bloße „Gefallen“ an etwas —! Was alles gefällt uns nicht heute? O, daß es uns gefällt, — daß wir am „Gefallen“ solches — Gefallen haben!

*

(Meine Leser.) Mich ernst zu nehmen? O nein. Es waren doch eben nur Romane — Bücher, die „sich da so einer zusammenphantasiert“. Niemand fand den ernsten, tiefen, und oft (im Nietzsche'schen Sinne) bösen Kern. Ich aber will ernst genommen sein, ich will, mit G. Freytag zu reden, die Prosadichtung, das wahre moderne Epos, zu Ehren bringen. Meine Romane sind keine „Romane“, wie auch — Kleines mit Großem zu vergleichen sei erlaubt! — Richard Wagners Dichtungen keine Opernlibretti, keine Späße zum Zeitvertreib sind.

Nietzsche und die Musik.

L'homme absurde est celui qui ne change jamais, sagt Barth. de St. Hilaire — und hat Recht. Wer von den großen Geistern — etwa Schopenhauer ausgenommen — hätte sich den Gefahren dieser Absurdität ausgesetzt? Am wenigsten wird der künstlerisch-schaffende Mensch im Stande sein, im Laufe seiner Produktionsepoche jede Frontveränderung zu vermeiden.

Nietzsche's verschiedene Stellungen zur Kunst, besonders zur Musik, sind bekannt, alle Welt entsetzt und bekreuzigt sich darüber. Man faßt es nicht, daß ein Mensch erst „R. Wagner in Bayreuth“ schreiben konnte, um zwölf Jahre darauf dem einst vergötterten Meister ein Pamphlet wie „Der Fall Wagner“ in's Grab höhnend nachzuschleudern. Man kennt in der großen Welt die Motive dazu nicht, und macht's wie jener Abgeordnete: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie“. Urteil: Nietzsche hat Unrecht. Mildernder Umstand: heranreifende geistige Umnachtung.

Gar so leicht ist denn doch aber der Mann und die Sache nicht abzuthun. Zu einer gerechteren Würdigung seiner sonderbaren Schwenkung liegt genügend Material vor für Alle, die sich der Mühe unterziehen wollen — und sie sollten es, mein' ich, denn thun sie's nicht, so sind sie mitschuldig an einem der verhängnisvollsten Irrtümer der neuern Kulturgeschichte.

Denn die Geschichte der Stellung Nietzsche's zur Musik ist die Geschichte eines Irrtums; und eine sehr traurige Geschichte, nebenbei. Nietzsche's Wagnerianertum (1869—1876) war allein schon ein einziger großer Irrtum, eine einzige große Selbsttäuschung; und eine ebenso große Täuschung der Anderen war sein Verhalten noch geraume Zeit nachher — trotz des Erscheinens von „Menschliches, Allzumenschliches". Das lügt ihm keine noch so entschuldigende Liebe und Verehrung herunter: hier ist und bleibt er schuldig.

Doch da ist ein großer Unterschied wohl zu beachten: Nietzsche's Stellung zur Musik — und zu Wagner; das ist zweierlei. Seine Liebe zur Musik starb nicht mit der Vergötterung Wagners; „doch liebt mich die Musik" sagt er später einmal, und wer ihn kannte, wird wissen, ein wie musikalisches Wesen in ihm lebte, wird sich seiner wundervollen Improvisationen am Klavier erinnern, wird wissen, wie diese leidenschaftliche Sucht, in Tönen zu sagen, was nicht in Worten zu sagen ist, ihn beherrschte bis zur Erschöpfung. Man wird sich gern der treffenden feinsinnigen Urteile entsinnen, die er über die Klassiker der Musik (in „Der Wanderer und sein Schatten") fällt (— wo nur Beethoven etwas kurz wegkommt); und gar, wer ihn gut und intim gekannt hat, wird eingestehen müssen, daß Nietzsche zu den begnadeten Menschen gehörte, in denen fort und fort eine unendliche Symphonie ertönte: er brauchte ihr nur Gelegenheit zum Ertönen zu geben, so ward sie hörbar, fertig wie Athene aus dem Haupte Kronions springend.

Aber noch mehr. Wer nur ein wenig Musik im Leibe hat, wird mich verstehen, wenn ich sage: auch Nietzsche's ganze Schriften, besonders freilich seine poetischen Werke, sind „aus dem Geiste der Musik" geboren. Man erinnere sich nur an das Gedicht „Am Gletscher": „schneller springt vom Fels herab der Sturzbach wie zum Gruß, und steht, als weiße Säule zitternd, sehnsüchtig da." Derlei Bilder zeichnet wohl auch ein Anderer; aber nicht jeder spricht's so musikalisch aus. Es ist fast, als brauchte solche Poesie nicht erst komponiert zu werden. — Das erwähnte Gedicht rezitierte mir Nietzsche 1877 in Rosenlaui (es muß eben fertig gewesen sein) — jedoch nur dem Inhalt nach; ich erinnere mich genau zweier weiterer Stellen, die mich damals schon als sehr Wagnerisch empfunden überraschten; es sind die Stellen, die in definitiver Fassung so lauten:

„Dunkler noch und treuer blickt die Tanne" u. s. w.

und:

„mein Gruß ist Abschied,
mein Kommen Gehen."

Letztere Worte erinnern deutlich an Erda's: „Mein Schlaf ist Träumen, mein Träumen Sinnen"; jene Worte von der Tanne klingen an Wagners Lied vom alten Tannenbaum an — welches Lied allerdings wohl erst später bekannt wurde.

Ganz und gar aber von Musik gezeugt, geboren und genährt ist „Der Wanderer". Mir ist immer, als müsse ein solches Gedicht eine ungeahnte Revolution in der Kunst, Gedichte zu komponieren, hervorrufen. Allerdings, es würde eines Löwe bedürfen, ihm gerecht zu werden! — Nebenbei: Hat Nietzsche Löwe's Balladen nicht gekannt? Er spricht nirgends von ihm. — Auf alle Fälle: so wie in diesen Nietzsche'schen Poesien musiziert unsere Sprache selten; wenn das keine Musik ist, will ich Hans—lick heißen! Oder um mit Nietzsche's eignen Worten zu reden: ist das nicht eine letzte höchste Herausforderung der Musik?

„Wer nicht im Traume fliegen kann, ist nicht musikalisch", sagte er mir einmal in Sorrent; doch weiß ich nicht, ob dies Wort von ihm stammt, oder Zitat ist; „Musik ist die Kunst der Nacht und Halbnacht", heißt es in „Morgenröte"; ein Maler würde sagen, es ist die Kunst des clair-obscur. Aber eben diese Kunst des „Halbklaren, Dunstigen, Strebenden, Ahnenden" wird ihm, Nietzsche, schon im II. Band „Menschliches" — „ekelhaft": „Cave musicam" (scil. romanticam) ruft er in der Vorrede aus!

Wie ist das möglich? Welches Unholds List liegt hier verborgen? Ist es rein nur die Enttäuschung über den Verlauf der Festspiele von 1876 und über Wagners Gebahren, über seine seitdem von Nietzsche so oft geschmähte „Schauspielerei"? — Bizet, seinen spätern Liebling, hat er doch nie auf den Altar gestellt, von dem er Wagnern herabgestoßen hatte: das Ausspielen Bizets gegen Wagner ist, wie wir aus einem Briefe an Dr. C. Fuchs nunmehr wissen, nicht allzu ernst zu nehmen — der Altar blieb leer.

Die Trennung von Wagner vollzog sich in Nietzsche bei Gelegenheit der Festspiele; äußerlich erst gelegentlich des „Parsifal": auf Wagners Zusendung der Dichtung antwortete er mit Zusendung von „Menschliches, Allzumenschliches". Von dieser Zeit ab ist nun nicht nur über Wagner, sondern über Musik im Ganzen kaum irgendwo in den Schriften und Briefen Nietzsche's ein gutes Wort mehr zu hören. Zur Erkenntnis gelangt man nicht anders als durch Liebe; Nietzsche aber nahm von jetzt die Musik als Problem, als Vivisektionsopfer vor, er war nicht mehr der Geliebte der tönenden Muse (— und sie liebte ihn doch noch! —), sondern der Gelehrte, der mit wissenschaftlichem Ernst, kühl bis in's Herz

hinein, der Göttin der Wahrheit alles opferte — also auch die Musik. Ähnlich wie etwa Goethe in seiner Weise gethan, und mit ähnlich negativem Erfolge. Musik wird ihm zu einem niedrigen, geringen Begriff; ja, zu einem bedenklichen, verdächtigen Dinge; der olympische Haß, der souveräne „mépris" des Schöpfers „de sa propre création", des Helios, der keinen Schatten sieht — oder keinen sehen will? Und deswegen alle Reize des clair-obscur verachtet, verdächtigt? Weil er sie nicht versteht? Oder nicht braucht? Oder décadence auch da wittert, wo nicht durchaus eine zu sein braucht? — Der Weise soll allerdings nichts Anderes als Licht bringen. Aber was schafft Schatten und Halbschatten, gebrochne und dunkle, helle und frohe Farben — wenn nicht eben das Licht? So hätte Pythagoras mehr wie Recht, wenn Musik ihm ein Kind des Lichtes und der Finsternis ist?

„Cave musicam! Sie entnervt, erweicht, verweiblicht, ihr Ewig-Weibliches zieht uns hinab!" Er unterstreicht das Wort uns. — Wir antworten, betrübt und froh zugleich: uns nicht! Denn diese Flucht in's Unmusikalische klingt beinahe wie der Ekelschrei Eines, der zu viel genossen: — „o, daß ich nun erwachte!" Uns Andere, mein' ich, kann auch ein großer Genuß in rebus musicalicis nicht „eine Erschütterung und Untergrabung der geistigen Gesundheit" verursachen — Ausnahmen abgerechnet, bei denen wirklich mal ein Gehirn in Musik ertrunken ist, wie das ja vorkommen mag und bei „Wagnerianern" in der That vorgekommen sein soll. Aber auch diese Ausnahmen sind kein Beweis gegen Musik, sondern gegen Musiker und Musikanten — Alkohol ist kein Feind der Menschheit, sondern das Trinken.

Er war nicht mehr der Geliebte der Musik, sagte ich vorher; richtiger, er war nicht mehr ihr Liebhaber. Musik ist durchaus ein weibliches Ding, inkommensurabel, unfaßlich für Zirkel und Maßstab, leicht faßlich aber für den ebenfalls inkommensurablen Teil des Menschen: die Empfindung. Hierfür nun beginnt bei Nietzsche alles Verständnis zu fehlen; hatte er sich von Wagner losgemacht, so rächte sich die Musik dafür, indem sie ihm sich ganz entzog — (wieder echt weiblich!). Er fieng sogar an, unmusikalisch zu schreiben: das wäre für einen Denker nicht das schlimmste, wenn er nur dafür einen Stil fertig vorgefunden hätte, der den Nietzsche's von jeher eigen gewesen wäre. Aber es gab keinen solchen Stil, es gab noch keine Nietzsche's vor dem unsern. Und da ist er denn ganz allein, — und auf seinen steilen, gefährlichen Pfaden wandelt er nach und nach mit dem Schritt eines Ganzeinsamen einher: sehr stark auftretend, ungleichmäßig schnell, oft hastig, dann wie zögernd, mit krampfhaft verhaltenem

Zittern aller Muskeln. Das ist die Rache der verlassenen Geliebten, der Musik!

Und nun warnt er auch die Anderen vor ihr: Pflege der Musik bringt Gefahr, ruft er; während Zeichnen und Malen das Auge schärft, vermag Musikpflege das Ohr nicht zu schärfen (Menschl. Allzum. II, Nr. 213). Ist dies nicht barer Irrtum? Wie scharf wird das Ohr, wie klar lernt man Empfindungen abschätzen, ja überhaupt erst erkennen! In „Morgenröte" (Nr. 255) ist ein Gespräch über Musik, worin er dem naiven Zuhörer das Geheimnis der vom Komponisten gewollten Eindrücke vivisektorisch zergliedert. Es ist, eben wegen dieses falschen eingeschlagenen Weges, falsch in seinen Ergebnissen bis in die Knochen; am unglücklichsten ist darin die Erklärung des „Dämonischen", bei der man unwillkürlich an eine Anekdote R. Wagners denken muß. Dieser erzählte mit unnachahmlichem Ausdruck von seinem alten Lehrer, Kantor Weinlig, wie der ihn gelehrt habe, durch Einfügung einer düster gefärbten Begleitung ein einfaches Thema angeblich dämonisch zu machen: „Sähnse, hier wärd's nu dähmohnisch!" — Ach nein, wer das Elementarische nur als gewollten Effekt anbringt, wirkt nicht dämonisch; er muß den Dämon im Leibe haben, der dann mit Urgewalt eruptiv zu Tage will. So war's bei Beethoven, so war's bei Wagner; nicht nur weil, wie Nietzsche einmal sagt, Wagner die opiatischen und narkotischen Wirkungen kannte und brauchte, wie die Geheimnisse der gewaltigen Affekte — nein, sondern, weil sie allesamt in ihm lebten und zur schöpferischen That drängten, darum war er der große Rattenfänger. „Es war ein Müssen, war ein Zwang." Nie hat Einer die „künstlerische Not" solcher Geburtswehen besser beschrieben als Wagner selbst.

Ward Nietzsche nun so über Musik im Ganzen unklar, so irrt er noch mehr in Erkenntnis und Abschätzung ihrer Organe. Hier sei nur seine Ab- und Entwertung eines der letzteren berührt: der Melodie. In einem Briefe an Ober-Regierungsrat Krug steht (Briefe; Band I, S. 322): „die Melodie, als die sublimste und letzte Kunst der Kunst". Nein, tausendmal nein: Melodie ist keine „Kunst", sondern Inspiration; was kann Nietzsche nur unter Melodie damals begriffen haben, er, der doch so gut gewußt und empfunden hatte, was musikalische Inspiration ist? Das Höchste in der Musik kann Melodie an sich nie sein, sondern ihre Anwendung, ihre Einpflanzung, Züchtung, Pflege, Blüte, Reife, ihre Ernte und ihr Absterben im Boden des musikalischen Kunstwerks. Und jene Sammlung von Melodien, die er a. a. O. den Komponisten als die lieblichste aller Askesen empfiehlt: wäre das nicht ein toter Blumenstrauß,

eine Schachtel voller Bonbons? Welcher ehrliche Künstler würde sich so gering achten, um sich daran den Magen zu verderben?

Seit der bösen Erfahrung, die er mit seinem Wagnerkultus gemacht hatte, zeigt sich eine interessante Erscheinung an Nietzsche: bis in die Mitte der achtziger Jahre bleibt er einer ganzen Reihe von Freunden, und gleichzeitig dem Theater fern (— so weit dies aus Briefen zu ersehen ist). Es kann nicht anders sein, als daß diese Zeit für ihn „an Tragödie und Komödie" genug hatte, auch ohne Theater (vergl. Fröhl. Wissensch. Nr. 86); die Darstellung der Leidenschaft („in der Musik genießen sich die Leidenschaften selbst") mußte ihm, je überzeugender, gewaltiger sie war, desto abstoßender erscheinen, zumal, da er über die dramatische Musik gründlich den Stab gebrochen hatte und immer heftiger gegen alle „Schauspielerei" aburteilte. Aber, ihm selbst vielleicht unbewußt, war darum noch nicht das Feingefühl für den Urgrund aller Musik erstorben; es entschlüpft ihm einmal (Fröhl. Wissensch. Nr. 63) ein ganz prachtvolles Wort:

„Das Weib in der Musik. — Wie kommt es, daß warme und regnerische Winde die musikalische Stimmung und die erfinderische Lust der Melodie mit sich führen? Sind es nicht dieselben Winde, welche die Kirchen füllen und den Frauen verliebte Gedanken geben?"

Allerdings — es sind die selben Winde; und wie es kommt, daß diese Winde musikalische, religiöse und verliebte Empfindungen wachrufen? Weil diese drei eine Wurzel haben und nur bei niedrem Barometerstand (denn darauf kommt's an!) sich lebhafter äußern, auch ohne Regen und Wind. Das ist eine physio-psychologische Thatsache. Und, auf Musik angewandt: ohne Auslösung der Leidenschaft kein künstlerisches Schaffen! Da hätten wir denn eine Beobachtung, die den Idealisten schwer kränken, dem Forscher aber über viele Dinge ein helles Licht geben muß.

Wie nun Nietzsche von R. Wagner nach und nach nur noch eine Karikatur übrig behielt, so erst recht vom Wagnerianer. Welcher deutsche Jüngling ist denn durch Wagner schwerfälliger und stumpfer geworden? Leichte Unterhaltungsmusik oder die musique méditerranisée, z. B. meinethalben Bizet, ist Krankenspeise. Wir Deutschen aber — wohl uns! — haben noch einen so tiefen, langen Atem, eine so gute musikalische Verdauung, daß wir Wagner „ertragen", ja überwinden können. Letzteres aber, wenn ich bitten darf, aus uns selbst heraus (wie Humperdinck z. B.), aber nicht durch Medizinieren mit Bizet, dem Komponisten der aprèsdiner-Menschen, dem Fortuny unter den Musikern; wir wollen nicht mediterranisiert, nicht durch méditation tyrannisiert werden.

1875 zweifelte Nietzsche, ob eigentlich Wagner musikalische Begabung habe. 1876 schrieb er die großartigste glühendste Apotheose, die je einem Deutschen geworden: „R. Wagner in Bayreuth". 1876, während der Festspiele, floh er in die böhmischen Wälder (man ist immer etwas freiheits- und racheдurstig, wenn man dorthin flieht, so scheint es; wenn man auch kein Räuber Moor dabei wird). 1877, im Frühjahr zu Sorrent, hatte ich mit Nietzsche Gespräche über Wagner und dessen Werke — Gespräche, die mehrere Stunden dauerten (leider, leider habe ich damals keine Aufzeichnungen gemacht), und während solchen Beisammenseins spielte er mir oft Wagnerisches vor. Aber wie! Mit einer überzeugten, überzeugenden Inbrunst, wie ich sie kaum je seitdem irgendwo habe ertönen hören! Da fieng er z. B. das Vorspiel zum dritten Akt „Tristan" an; nach dem ersten aufsteigenden sehnsüchtigen Tongespinst, das wohl besser als Worte die Öde des unermeßlichen Meereshorizontes darstellt, hielt er inne, und drehte sich zu mir: „Nicht wahr? — nun meint man, das sei genug; aber da geht's erst recht los:" und spielte nun die in As beginnende Klage.

— Und dann? Dann gieng Nietzsche nach Hause und schrieb vielleicht einen Aphorismus für „Menschliches, Allzumenschliches" nieder. Hat Nietzsche mich damals etwa nur aushorchen wollen, um zu sehen, wie der anständige Mensch und der Wagnerianer in einer Haut zusammen aushalten können? — Nein; denn Nietzsche war nie Schauspieler, nie Diplomat. Er ließ damals nur, wenn man so sagen darf, die Wagnerianischen Gefühlsströme noch ruhig ausfließen, während er intellektuell, zu gleicher Zeit, ihnen den weitern Zufluß abgrub. Und warum er letzteres that? Eben weil er, der Idealist damals, enttäuscht war, — eine Enttäuschung, an der Wagner selbst sein großes Teil Schuld gehabt haben mag. Und dann kam 1877/78 die „Parsifal"-Dichtung, das Dokument des „Zu-Kreuze-Kriechens" bei Wagner (wie Nietzsche meinte: „Weh, daß auch du am Kreuze niedersankst, auch du! Auch du ein Überwundener". „An allen Fesseln kranken" sollte da Wagner; nun, ich denke eben, durch das Ringen mit seinen Fesseln wird der Mensch zum Künstler? Und wenn er dann nicht Überwundener, sondern Überwinder ist? Denn — ist denn das so undeutlich, daß Wagner sich durch den „Parsifal" von etwas losgesagt hat? Nämlich vom Christentum? Und, grade wie Nietzsche es von seiner „IV. Unzeitgemäßen" behauptet, in der einzig edlen richtigen Form, der künstlerischen? Ist der „Parsifal" darum vielleicht auch „ein Tribut der Dankbarkeit"? Wer wirft diese Hypothese um — ein Nietzsche etwa? Der konnte und kann an Wagnern nichts umwerfen in diesem Punkte; wir halten ihm sofort seine eignen Worte entgegen: „es ist deutlich", sagt

er von Wagner (Werke Band X, S. 420 flg.), „daß er über der religiösen Bedeutung dieser Mythen frei steht, und dies auch von seinen Zuhörern verlangt". Und weiter: „Fromm ist ein Dichter niemals." Wagner brauchte also ebenso wenig Nietzsche gegenüber in Tribschen den Atheisten zu spielen, wie später Andern gegenüber den Christen. Aber Nietzsche zweifelte Wagners Wahrhaftigkeit an, weil er, als Gelehrter, der er durchaus sein wollte und immer mehr wurde, sich nicht in die Seele des schaffenden Künstlers hineinversetzen konnte. Denn das ist das große Wunder und das zarte Geheimnis des schöpferischen Menschen: er denkt und empfindet seinem Werke gemäß, seinem Werke zu-, und allem Andern abgewandt. (Nebenbei: wie konnte ein Nietzsche das übersehen, er, dem's ja ähnlich ergieng?)

Wagner ward also zum Christen, ja zum Katholiken von Nietzsche's Gnaden: Roms Glaube ohne Worte sollte die „Parsifal"-Musik sein. Wie wenig richtig das ist — (Nietzsche stand bereits zu weit von allem Christentum entfernt, um noch deutlich unterscheiden zu können) — wie sehr der Parsifal sogar auf den römischen Index gehört, lehrt am besten der komische Zornesausbruch der Fürstin Wittgenstein, den uns (in Heft 6 der „N. D. Rundschau" 1901) Frau Förster-Nietzsche selber anführt. Die Fürstin war vielleicht keine „grande chrétienne", sicher aber eine sattelfeste Katholikin, mit allen Scheuklappen und Weihrauchnarkosen der Kirche behaftet.

„Das unbedingte Vertrauen macht stumm", sagt Nietzsche einmal. Sollte er vielleicht deswegen nicht stumm geblieben sein, als er die IV. „Unzeitgemäße" schrieb? Konnte er schon damals der Musik nicht mehr rückhaltlos dankbar sein (s. „Morgenröte", Nr. 216)? Freilich, er gehörte nie zu den „tief mißtrauischen, bösen, galligen Personen", von denen dort die Rede ist; aber, nachdem er früher nicht stumm geblieben war, konnte er es später erst recht nicht bleiben. Und wer scharf zusieht, wird in jener IV. „Unzeitgemäßen" eine fast ebenso große Verzerrung des Bildes R. Wagners, nach einer Seite hin, bereits entdecken, als im „Fall Wagner" eine solche, nach der andern Seite hin, deutlich wird. Weit schöner und richtiger sind Aussprüche über Wagner, die man in den Vorarbeiten zur „Geburt der Tragödie" nachlesen mag (Werke — Band IX, S. 151 flg.; sowie auch Band X, S. 397 flg.). An letztgenannter Stelle allerdings giebt er über „Tristan" schon die totale Begriffsverfinsterung kund (S. 409), die allerneuestens uns in noch erschreckenderem Maße aufgedeckt wurde — wovon weiter unten die Rede sein soll. In jenen Nachträgen zur IV. „Unzeitgemäßen" (a. a. O.) sagt er: „Exzesse der bedenklichsten Art im Tristan, z. B. die Ausbrüche am Schluß des II. Aktes." — Zum Teufel, ein „naturalistisches Gegenstück der unrhythmischen wirk-

lichen Leidenschaft" nennt er das! Wie? Rhythmus fehlte der Leidenschaft? Wer in aller Welt, in allen Himmeln und Höllen hat denn einzig und allein Rhythmus in die Menschenseele gebracht, wenn nicht die Leidenschaft? Und wer in der Leidenschaft den Rhythmus nicht gleich findet, der „suche davon erst die Regeln auf!" — Doch zu dem versprochenen Allerneuesten. Die Zeitschrift „Die Insel" giebt im eben erschienenen Septemberheft ein Stück aus dem mit so großer Spannung erwarteten Hauptwerk des posthumen Nietzsche: „Umwertung aller Werte", dessen Erscheinen noch für diesen Herbst erwartet werden darf. Unter den, wie nicht anders zu vermuten, äußerst interessanten Dingen, welche uns „Die Insel" als Appetitsbissen reicht, befindet sich folgender Passus: „Habe ich noch zu sagen, daß Wagner seiner Sinnlichkeit auch seinen Erfolg verdankt? Daß seine Musik die untersten Instinkte zu sich, zu Wagner überredet? [— —] Wer wagte das Wort, das eigentliche Wort für die ardeurs der Tristan-Musik? — Ich ziehe Handschuhe an, wenn ich die Partitur des Tristan lese . . ."

Nun, solchen Worten gegenüber heißt's zu den schärfsten Waffen greifen, selbst dem Verehrten, dem Großen, dem Freunde gegenüber. Der verdient den Namen eines gesunden Menschen nicht mehr, der da nicht in zorniger Scham, in heiliger Empörung auflodert. Was?! Die untersten Instinkte? Vorläufig dürfte jedem klar sein, daß die Liebe zu den höchsten Instinkten gehört, wenn sie nicht vielleicht der höchste Instinkt ist. Wohl weiß ich, was Schopenhauer darüber sagt: „daß der Hans seine Grete kriegt", — aber ebenso wohl weiß ich, daß es nur „des Weltenwerdens Walterin" zu danken ist, wenn wir eine hohe, edle, verklärende Kunst haben. Und die „Tristan"-Dichtung gar: wie ist da schon durch die feine Stellung des Problems allem Niederen die Möglichkeit benommen, an den Tag zu treten; und wie gut weiß die Musik das zu unterstreichen, wie himmelhoch ist grade sie in den „ardentesten" Augenblicken über alle Niedrigkeit erhaben. Die „ardeurs" — wahrhaftig, wenn diese in irgend einer Beziehung der Erhabenheit ermangeln, was wäre denn dann die Venusmusik im „Tannhäuser"?? — Handschuhe! Ich wünschte, Nietzsche hätte nie Handschuhe besessen, er hätte dann die Tristan-Partitur nicht so gelesen, oder überhaupt nicht angerührt. Es wäre besser gewesen, für Alle: Nietzsche, Tristan, und uns.

Angesichts solcher Aussprüche wird mancher sich an den Kopf greifen und fragen: „War Nietzsche überhaupt Musiker oder — nur musikalisch?" Vielleicht gelingt hierauf eine Antwort erst dann, wenn wir endlich einmal die Kompositionen Peter Gasts kennen werden, um von seines geliebten

und gelobten maëstro di Venezia Werken aus Rückschlüsse auf ihn selbst (Nietzsche) machen zu können. Für heut aber, und da sein Geburtstag gefeiert werden soll, ziehen wir gern zum Schluß andere Saiten auf und erinnern uns an Worte wie: „Ich wüßte nicht, auf welchem Wege ich je des reinsten sonnenhellen Glücks teilhaftig geworden wäre als durch Wagners Musik“ (Werke; Band X, S. 423), oder an jenes gute, große Wort: „Was R. Wagner wert ist, wird uns erst der sagen, der den besten Gebrauch von ihm macht.“ Das heißt also: wer verstehen wird, ihn zu leben.

Dies sei auch der Gruß, den wir Nietzsche heute nachwinken: auch ihm danken wir reines sonnenhelles Glück, und wir wollen den besten Gebrauch davon machen; — wenn auch hie und da einmal der Gram laut wird: oh, what a noble m—usician was here destroyed!

R. v. Seydlitz.



Der „Kunstmärtyrer“.

Von E. R. Weiß.
(Baden-Baden.)

Es drängt mich, auf einige Sätze in den Ausführungen Hans Thoma's über „Kunstvereine und Volkskunst“*) ein paar Worte zu erwidern. Was er über diese sagte, kann man durchaus unterschreiben. Zu den paar Zeilen über den „Kunstmärtyrer“ aber will ich einiges bemerken. Ich thue dies, indem ich mir wenig daraus mache, daß man annimmt, ich halte mich für einen, weil ich etwas für ihn sage.

Hans Thoma meint, daß ein wirklicher Künstler gar kein „Kunstmärtyrer“ sein kann, „wenn auch die Lebensmisère, die er ja (!) mit allen Sterblichen gemeinsam zu tragen hat, ihn verfolgt; gerade in seinem Schaffen ist ihm etwas gegeben, was ihn aus dem Zufall der Geschehnisse

*) „Betrachtungen zum Thema ‚Kunst und Staat‘“; vergl. „Gesellschaft“, zweites Juni-Heft 1901.

erhebt. Dadurch, daß ein Gott ihm gegeben „zu sagen, was er leidet", aber auch zu sagen, wie er sich freut, zu offenbaren, was er schaut und hört, hat er schon seinen Lohn. Durch die Gaben, die Gott oder die Natur ihm gegeben, wird er selbst zum Gebenden."

Nun ist die Lebensmisère weder für die Sterblichen im Allgemeinen, noch für den Künstler im Besonderen etwas Notwendiges, sondern ein zeitlich Zufälliges, sich ergebend aus äußeren Umständen, die gebessert werden können. Aber es mögen tausend Sterbliche an dieser unnötigen Misère zu Grunde gehen, und ich — ja doch, ich leide unter diesem Gedanken, — aber was heißt das dagegen: ein einziger wahrhafter Künstler ist daran zu Grunde gegangen! Das ist ein wunderbarer Trost für die Gleichgiltigen und die „Mastbürger", wenn sie sich sagen: dieser Künstler hat in seinem eigenen Schaffen und in sich seinen Lohn. (Für was? für die Misère?) Wir können ihm gar nichts sein, und er verachtet uns, ob wir ihn füttern oder verhungern lassen. — Da hat der Sterbliche Recht, besonders der, dem es selber schlecht geht, obwohl er Arbeit leistet, die mehr Marktwert hat als die des Künstlers. Der Künstler hat also seinen Lohn. Er freut sich auch ungemein darüber und würde sich auch ferner sehr gern mit diesem Lohn, den er sich selber auszahlt, begnügen, wenn — fatal! — die Lohnauszahlung wegen — sagen wir — Zahlungsunfähigkeit des Magens nicht aufhörte! Zu dumm, daß die Möglichkeit, die Sixtina zu malen oder die Matthäuspassion zu komponieren, von dem gefüllten Magen und seinem Dienst abhängt. „Sonst ein bischen herunterzukommen", macht ja nichts aus. Gott, so lang man noch 'was zu rauchen hat . . .!

Nun, ich glaube, daß Hans Thoma, mit dem ich mich über dies und Ähnliches schon auszusprechen Gelegenheit hatte, als alter Mann und in der Sonne seines späten Erfolges geneigt ist, die eigenen vergangenen wie die fremden Leiden und „Verfolgungen der Lebensmisère" in einem erhellenden Licht zu sehen, das dem nicht scheint, der mitten in diesen Leiden steht. Bei ihm mag es auch in seiner Natur begründet sein. Er erlaube mir, hierher zu setzen, was er selber einmal sagte: „Eigentlich schlecht ist es mir nie gegangen." Nun, „eigentlich" ist ein sehr relativer Begriff, und „wat dem einen sin Uhl, is dem andern sin Nachtigall!" — Thoma war sich des Doppelgesichtigen seiner Worte anscheinend bewußt, denn er sagt selber, wie schwer es ist, in Kunstfragen — ist der „Kunstmärtyrer" keine? — sich nicht in Widersprüche zu verirren und, um alles zu sagen, was man meint, nicht auch gerade das Gegenteil von dem zu sagen, was man gesagt hat. —

Der „Kunstmärtyrer" ist eine ebenso tragische, traurige, wie komische Figur. Das Tragische liegt in seinem Aufopfern für eine Idee; das Traurige in seiner innerlichen wie äußerlichen Unnötigkeit (!), die so schmerzvoll ist; das Komische in seiner Hilflosigkeit dem Leben gegenüber. Er ist der vollendetste Held für die Tragikomödie. Er wird sich stets das ebenso beschämende — für ihn wie für den Andern — und unangebrachte Mitleid für sein Märtyrertum auf's Gröbste verbitten, so wie wohl auch ein christlicher Märtyrer es sich verbeten hätte, der in den Flammen des Scheiterhaufens und unter den Zähnen der Bestien die himmlischen Rosen roch. Aber die giebt's heute nicht mehr ... Und dann: jener christliche Märtyrer that dies in der bestimmten Hoffnung auf seinen überreichlichen Lohn „jenseits"; der heutige Kunstmärtyrer leidet in's Blaue, — oder etwa für ein Jahrhunderte später kommendes Denkmal?

Beide leiden für eine Idee. Die Existenz des Kunstmärtyrers, dessen Scheiterhaufen und wilde Bestien eben jene unnötigen, sinnlosen und dummen, und deshalb für ihn um so schmerzlicheren „Verfolgungen der Lebensmisère" sind, ich sage: die Existenz dieses Kunstmärtyrers leugnen, heißt das Märtyrertum überhaupt leugnen.

Einer der größten und konsequentesten Märtyrer aller Zeiten, Eduard Douwes Dekker, von sich selbst mit Recht „Multatuli" genannt, er hat gesagt: „Die schwersten Prüfungen werden uns durch Nichtigkeiten auferlegt. Sie überfallen uns täglich, oft, anhaltend, und finden uns meistens wehrlos. Obendrein, es ist keine Ehre zu erwerben in solchem Kampfe. Moses und der Herr wußten das wohl. Sie plagten Egypten nicht mit Tigern, sondern mit Heuschrecken." „Keine Ehre" kommt aus diesem Kampf mit den Heuschrecken. Das ist das ganz Bittre daran. Das hast Du erkannt, o edler Multatuli, der Du lieber mit Tigern kämpftest! — Dieser Maltatuli, als der Typus des Märtyrers einer freien, wahrhaft menschlichen Gesinnung, kämpfte, litt und starb für seine Ideen, die, obwohl den höchsten menschlichen Ehrenkodex — auf dem Papier!! — darstellend, ihm nichts als Armut, bitterste, erbärmlichste, pein- und qualvollste Armut eintrugen. Aber seinen Lohn hatte er wohl in sich und seinem Thun? — Natürlich! —

Wagte einer daran zu denken, was aus Wagner geworden wäre, wenn er König Ludwig nicht gefunden hätte, an jenem ungeheuren Wendepunkte seines Daseins? Oder hat einer in Böcklins Seele gesehen, als er in Italien und in München die Zeit seiner Not durchmachte, mit Frau und Kindern? Und Kindern! — Und Bach, der Held, der bei seinen „Vorgesetzten" (!) bitten mußte, ihm sein an sich klägliches Einkommen

nicht herabzusetzen? — Aber wozu „berühmte“ Beispiele, da nur zu oft so Viele in nächster Nähe Beispiele zu sammeln Gelegenheit haben? Ich pfeife, mit Respekt zu melden, auf das Kunstinteresse der Leute, die ungezählte Tausende für einen Lappen eines „unbekannten Meisters“ hergeben, während sie nicht Menschen genug sind, etwas wirklich Gutes oder sei es auch nur Ehrliches an junger Kunst in ihrer Nähe zu sehen, das am Verkümmern ist. Und mein Urteil über die Studien „vermalenden“ Landschafter und sonstigen „Künstler“, die sich Villen bauen, so lange neben ihnen ein ehrlich Strebender oder gar ein Vollendeter Not leidet, ist gefällt.

Aber ein jeder jener aufgeführten Großen, und gerade so jeder Lebende, hätte den, der zu ihm gekommen wäre, mit einem Sack voll Mitleid und der Bewunderung: „Was bist Du doch für ein Prachtexemplar von einem Kunstmärtyrer!“ — zum Teufel gejagt. Und das, weil jeder von ihnen, wie jeder wahre Künstler, in sich die Stimme hört, die sagt: „Du hast ein Recht auf alles das, was die Allgemeinheit Dir verweigert! — Ich fordere das alles, die Freiheit vor den Verfolgungen der Heuschrecken! Ich bin berechtigt dazu, sie nicht teilen zu müssen, kraft meiner Besonderheit unter den Menschen. Denn ich gebe eurem Dasein Sinn und Deutung; durch mich hört und seht ihr die Welt und euer eigenes Innere, als Ton und Bild. Ohne mich wäret ihr stumme und blinde Tiere. Ich brauche die Misère und den Kampf um's Brot nicht, um der zu sein, der ich sein soll und will, nein — denn mein Leben und sein Inhalt liegen außerhalb und über euren Zwecken. Ihr braucht ihn, um durch den heilsamen Zwang der Arbeit eurem Leben Sinn zu geben und eure rohen Instinkte teils zu bändigen, teils durch den Lohn zu befriedigen. Für euch ist der Lohn, das Geld, Äquivalent eurer Arbeit, der Zweck. Für mich niemals, weder das Eine noch das Andere. Das ist der fundamentale Unterschied. Erinnert euch daran, ihr Anderen, zu eurem und meinem Besten! Ich habe kein „Geschäft“ und will kein „Geld verdienen“, will nicht reich werden. Ich will nur nicht den ehrenlosen Kampf mit den Heuschrecken kämpfen, um der ganzen Welt dienen zu können. Dieses Dienenkönnen sei mein Lohn! Und noch niemals ist ein Kunstwerk aus dem Kampf mit den Heuschrecken geboren worden, der im Gegenteil die guten Kräfte sinnlos verzehrt. — Thoma sagt es selber auch: „All den Zwecken und Absichten, die das Tagesleben der Menschheit bewegen, ist die Kunst das Entgegengesetzte, und in solchem Sinn ist sie das Nutzlose.“ So denken die Meisten, buchstäblich, platt wörtlich so, und ziehen daraus ihre Konsequenzen.

Aber sie fahren dabei auf dem großen, alles umfassenden Unterstrom der Kunst, in dem sich die Welt und das Leben spiegelt und erst dadurch sichtbar wird für sie. Der Künstler arbeitet um der Arbeit willen. Für sie und für nichts Anderes. Mit oder ohne „Lohn" wird sie die selbe sein.

Da bin ich wieder am Punkt, von wo ich ausgieng. Ja, ihr habt Recht, dreimal Recht: Sein Lohn liegt in seiner Arbeit selbst! — Wie gut ist es, daß ihr Recht habt, daß ihr es wißt! Und wie gut wißt ihr euch immer daran zu erinnern!!

Der freie, fürstliche Mensch, den der Künstler braucht, den jener Multatuli selber so nötig gehabt hätte: er selbst war es für Andere, wo immer er es sein konnte, und oft genug über seine Kräfte und sein „Vermögen", das er nicht hatte. Und sein größter Schmerz war es, nicht immer und überall der freie und fürstliche Mensch für die Anderen sein zu können. — Es ist gut, über diese Dinge sich klar zu werden, ich möchte fast sagen, sich über nichts zu wundern, was man sich aus eigener Seelenart nicht erklären kann. Man muß es einsehen, daß es ist, wie Multatuli sagte: „Das Niedrige besteht. Wer es leugnet, lügt ebenso verbrecherisch, wie der, der das Höhere nicht erkennen will. Ohne das Niedrige ist nimmer Höhe denkbar."

Daß aber unsere Zeit niedriger ist in dem, was sie in einzelnen Erscheinungen an Freiheit der Kunst, Liebe und freudiger Hilfe der Empfangenden aufweist, als manche frühere Zeit, ist gewiß.

Nachbemerkung der Schriftleitung: Und doch möchten wir auf Prof. Hans Thoma's Seite treten, so wenig wir selbst auch die Gefahr der Mißverständlichkeit bei diesem unserem Standpunkte verkennen wollen, aus welchem der Philister ja gar zu leicht eine Berechtigung für sich herleitet — Philister zu sein. Doch, wird das zuletzt nicht in alle Ewigkeit so bleiben? Wir unsererseits bringen diesem ehrlichen Entrüstungsrufe eines Mannes wie R. E. Weiß alle Sympathien, ernsteste Würdigung und wärmstes Verständnis entgegen; ferne sei es von uns, „anzunehmen, daß er sich für einen Kunstmärtyrer halte, weil er für ihn eintritt", und keineswegs leugnen möchten wir also die Existenz des „Kunstmärtyrers". Uns klingt nur eben in den Ohren ein markanter Ausspruch der Frau Förster-Nietzsche, der in lebhafter Zustimmung zu einer Adolf Bartels'schen Schelte wider all' die „tragischen Erscheinungen" der „modernen Jungkunst" und ihr weichmütig-mitleidweckendes Martyrium, selbst für ihren einsamen, doch so unglücklichen und armen Bruder das innere Glück der „schenkenden Tugend", den beseligenden Reichtum des „Schaffenden" in Anspruch nahm, welche sein Leben trotz Allem verklärt und nicht zum Fluche gemacht hätten. Und wir finden nun einmal, daß mit jenem „Märtyrertum" in der Kunst heutzutage prostituierender Weise viel zu viel in den Gassen spazieren gegangen wird. Denn, mit Verlaub, warum frägt und kümmert sich niemand ebenso angelegentlich auch um die persönlichen Lebens-

erfahrungen der „Ritter vom Geiste“ und öffentlichen „Federhelden“ vom Tage? Glaubt man wohl, daß in unseren Zeitläuften derjenige mit seinem bürgerlichen Dasein auf Rosen gebettet sei, der einer wahrhaftigen Überzeugung leben und seiner individuellen Lebensaufgabe genügen will? Der es nicht über sich gewinnen kann, sein Manneswort wie eine Krämerware um 30 Silberlinge zu verschachern, und es auch nicht fertig bringt, seinen Begriff Standesbewußtsein oder Geistes-Ehre bequem dran zu geben? Als ob hier für die Auserwählten unter den Berufenen nicht die Dornen ganz ebenso dicht gesät erschienen und Thatsachen von Aushungerung zum Himmel schrieen in unseren Tagen einer gesinnungslumpigen Streberei, geschäftsmäßigen Charakterlosigkeit und feingesponnenen Korruption! Das macht: auch für einen litterarischen Ehrenmann gehört dergleichen zu jenem „Moralischen“, das sich als „oberes Stockwerk“ — wie Vischers „Auch Einer“ so schön sagt — ganz von selbst versteht. Also: N'en parlons pas! Erst jenseits dieser Linie fangen wir zu „diskutieren“ an. Und auch unsere Arbeit muß schließlich ihren Lohn in sich, unser Tagewerk seine Selbstbefriedigung finden — ohne allen Zweck, als lediglich den des Ideales oder der Ideen, um eben „der ganzen Welt dienen zu können“.



Der neue Idealismus.

Offener Brief an Dr. Arnaldo Cervesato in Rom.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Sehr geehrter Herr! Sie haben an Philosophen, Politiker, Dichter, Künstler, an hervorragende Männer in allen Zweigen des Wissens und der Technik ein Rundschreiben geschickt, worin Sie deren Mitwirkung erbitten, um den Idealismus auf den Thron zu setzen, den so lange Naturalismus und Positivismus eingenommen. Ihr Rundschreiben, sehr geehrter Herr, ist ebenso ausführlich, wie es gut gemeint ist. An einigen Stellen ist es so licht und poetisch, wie es an anderen dunkel und vulgär ist. Sie hatten die Aufmerksamkeit, Ihr Rundschreiben auch an mich zu schicken, mit der dringenden Bitte, es sorgfältig zu lesen und darüber nachzudenken. In einem besonderen Schreiben haben Sie mich aufgefordert,

Ihnen meine Meinung über „die eventuelle Wiedergeburt des Idealismus" mitzuteilen und, wenn möglich, sie durch meine Mitwirkung zu beschleunigen. Das ist vortrefflich. Sie haben sich im Rundschreiben wie im Brief aller Akrobatenkünste scholastischer Zirkusmänner enthalten, Sie haben keine Seiltänzerei mit gelehrten Phrasen und Begriffsbestimmungen getrieben. Das ist löblich. Denn diese Dinge sind zwar stolz anzusehen und machen allen maulgelehrten Schulschädeln eine unbändige Freude, erregen den kritischen Scharfsinn und kitzeln alle systematisch Gedrillten — aber sie sind doch nicht fruchtbarer, als die anderen Schaukünste und Zirkusfreuden. Für das Leben und die Erhöhung seiner zeugenden Kräfte bedeuten sie nichts. Sie sind Bilder in die Luft gemalt. Gaukeleien.

Auch ohne systematische Schablonen und Eselsbrücken können moderne Geister zusammenkommen, ja, sie wollen nur noch ohne sie zusammenkommen. Ich habe Sie also auch ganz gut verstanden, sehr geehrter Herr, selbst da, wo Sie sich unbestimmt und weitschweifig ausdrückten. Ich empfinde ganz genau, was Sie schmerzt und bedrückt, und wie Sie mit Ihrem Neu-Idealismus nach Luft und Licht ringen. Als langjähriger Gast ihres Landes mit dem italienischen Volke und seiner Sprache vertraut, ist mir das Verständnis für die besonderen Nüancen Ihres Gefühles nicht versagt.

Ich könnte nun, da wir in Deutschland selbst von einer gar absonderlichen Art von Neu-Idealisten von Zeit zu Zeit behelligt werden, ein wenig spöttisch werden und Sie fragen: Was, Sie haben Gabriele d'Annunzio — und verlangen noch mehr Idealismus und Schönheit und zarte Glut? Ist Gabriele d'Annunzio nicht echt italienischer idealistischer Eigenbau? Genau wie ich den Jünglingen, die bei uns in Deutschland nach Idealismus seufzten, als Pflaster die Frage auf die Wunde strich: Ach, dichtet denn für Euch Paul Heyse nicht mehr, hat er mit den vielen schönen Erzählungen und Novellen, die er mit olympischer Gelassenheit jahrein, jahraus publiziert, noch keinen so reichen idealistischen Gnadenschatz beisammen, um daraus alle diejenigen zu speisen und zu trösten, die den Naturalismus nicht vertragen oder sich an sonst einer Nicht-Idealität den Magen verdorben haben? Haben wir nicht in Berlin den hohenzollerischen Neu-Idealismus in ganzen Siegesalleen und hoftheatralischen Festspielen? Richten wir nicht an den Hochschulen konfessionell abgestempelte Professuren ein, die in der Wissenschaft zweifellos den chemisch-reinsten Idealismus verzapfen, für jede Konfession auf besondere Flaschen gezogen?

Aber ich will nicht spöttisch werden. Ich fühle zu gut, daß Sie, verehrter Herr, mit dem Pseudo-Idealismus in Dichtung, Kunst und

Wissenschaft im eigenen Hause genug trübe Erfahrungen gemacht haben, von dem politisch-sozialen Hokuspokus gar nicht zu reden, mit dem das italienische Volk von seinen pseudo-idealistischen Heilanden angeschwindelt wird. Ich weiß, was Sie für „die unruhigen und müden Seelen" Ihres Landes ersehnen, wenn Sie in Ihrem Rundschreiben von der „Rückkehr zu diesem ewig erlösenden Kultus des Ideals" schwärmen und die „freien Geister" beschwören, sich den „Verehrern aller reinen Schönheit" anzuschließen.

Ideal! Idealismus! Kultus der Ideale! Aber, bester Herr, wann hat das alles jemals aufgehört? Wann ist die Sonne jemals über eine Welt ohne Ideale aufgegangen? Niemals, so lange es gesunde junge Herzen, so lange es Kraft, Schönheit, Liebe, Bräute und Mütter, Dichter und Künstler, wahrhafte Forscher und echte Priester der Barmherzigkeit giebt.

Der Idealismus war immer da und wird immer da sein, auch in den Zeiten des wildesten Naturalismus und nüchternsten Positivismus. Aber er wird nicht immer hervortreten, er wird nicht immer mit den Königszeichen des Herrschenden geschmückt sein. Ja, er wird zu Zeiten in der Philosophie, in Dichtung und Kunst ganz von der Oberfläche verschwinden. Warum? Weil zufälliger oder notwendiger Weise andere Ideale besser und stärker sind, als der vulgäre Idealismus. Nur diejenige Art von Idealen und Idealismus steht im Vordergrund, welche im Augenblicke die naturstärksten, lebensvollsten Vertreter hat.

Schaffen Sie Ihrem Lande, schaffen Sie uns ein unbezweifelbares Genie des Idealismus, ein reines, göttliches Kraftwunder in der Philosophie, nicht einen gut abgerichteten, gelehrten Professor, sondern einen elementarmächtigen Neuschöpfer und Neuwerter — sofort wird die philosophische Richtung einen entzückenden idealen Zug bekommen, sofern es der staatlich approbierten und ausgehaltenen Schulwissenschaft und ihren Autoritäten nicht besser behagt, dem jungen idealistischen Herkules die mordenden Schlangen in die Wiege zu schicken, damit er später die warmen Ställe nicht bedrohe.

So ist's in der Dichtung, in der Kunst, in der Politik. Sobald das große idealistische Genie erscheint, wird es um die Herrschaft kämpfen und die Gewalt über die Köpfe und Herzen an sich reißen. Das soziale Gewissen ist in Aufruhr. Hat es in Italien nicht Crispi mit Füßen getreten? Wurde er nicht als Genie, als großer Staatsmann, als der italienische Bismarck gefeiert? Wo war da der Idealismus? Wie lange wird ein Chamberlain das Volk Shakespeare's und Byrons und Ruskins

mit blutiger Schmach bedecken dürfen? Wo steckt der Idealismus der europäischen Christenheit und ihrer Priester und Oberpriester, vor deren Angesicht ein christliches Brudervolk hingemordet, mit Weib und Kind ausgerottet wird? Wer ist der Stärkere? Wo ist der Göttlichere?

Es ist heute eine billige Mode der Schöngeister, den Naturalismus zu verhöhnen und für überwunden zu erklären. Warum blühte der Naturalismus? Weil naturalistische Genie's da waren, die ihn zum Siege führten, Kraftnaturen, die überwältigende Werke schufen. Warum erlangten die „Gespenster" und „Germinal" Weltruhm? Warum konnte sie Paul Heyse mit seinem ganzen Anhang nicht totdichten? Schlief er? O, auch in der Zeit der üppigsten und frechsten Naturalisten-Blüte wimmelte die Welt von sogenannten und von echten Idealisten, aber sie hatten nicht die urwüchsige Kraft, außerordentliche Werke zu schaffen und die Welt an sich zu fesseln.

Immer und überall entscheidet die Kraft — die Kraft des Blutes, der Lenden, des Hirns. Alles ist zu aller Zeit da, aber man sieht es nicht immer, weil es nicht immer leuchtet. Geben Sie dem Idealismus das Licht und die Kraft der Sonne, und alle Welt sieht ihn, ist von seiner Schönheit und Wärme entzückt. Erwarten Sie nicht von Sternen minderer Größe die gleiche Wirkung. Und verfinstert sich nicht zuweilen auch die Sonne? Aber sie ist doch immer da. Irgendwo sind ihre Strahlen und ihr ewiges Feuer immer wirksam, selbst während der Verfinsterung. So sind auch die Elemente des Idealismus immer thätig: selbst im härtesten Naturalismus und Positivismus sind ihre Strahlen nicht gänzlich erloschen. Machen Sie daraus ein Strahlenbündel, ein Weltfeuer, das die ganze kunstkonsumierende Menschheit erfaßt, und der zurückgedrängte Idealismus wird herrschen in göttlicher Schönheit. Aber Ihr Gabriele d'Annunzio hat nicht das Zeug zu einem Weltfeuer, auch wenn er alle elektrischen Blitze in seine Dienste nimmt, um der Welt seine Thaten vorzutelegraphieren. Und Ihr gefeiertster Opern-Naturalist ist von seiner Höhe gesunken und in eine Grube gefallen, ohne daß ihn ein Idealist von dem leichten Gewicht Ihres sixtinischen Perosi auch nur mit einer Note gestoßen hätte.

Alles geht, Alles kommt, Alles kehrt wieder, ewig geschlossen bleibt der Ring des Seins — liegt in diesen Worten nicht eine Verkündigung der Unvergänglichkeit der Ideale? Ist Nietzsche, der Verkündiger des „Übermenschen", etwa nur ein Vorläufer des neuen Idealismus oder ein gewaltiger Erfüller einer höchstpersönlichen Art von Ideal, dem Ideal, das er sich selbst geschaffen, nachdem er alle alten Tafeln zerbrochen?

Der Idealismus liegt nicht im Stoff, nicht in der Technik, nicht im Ja und nicht im Nein, er liegt in der Größe der Auffassung, in der Kraft der Beseelung, in der ungeheuren Suggestion, die er ausströmt. Je dümmer, desto frümmer — war das jemals religiöser Idealismus, die sancta simplicitas? Hat man nicht Gelegenheit gehabt, in der modernen Heiligenmalerei, eines Fritz von Uhde zum Beispiel, die Vereinigung des schärfsten naturalistischen Wirklichkeitssinns mit dem idealsten Hochfluge der Seele zu einem künstlerischen Gesamtausdrucke gesteigert zu sehen, der die besten Meister erreicht? Ist diese Flut wahrhaft menschlichen Elendgefühls und Erlösungsbedürfnisses, die Uhde's Bilder: Lasset die Kindlein zu mir kommen, das Abendmahl, die Jünger zu Emaus u. s. w. über den andächtigen Beschauer ergießt, vielleicht weniger ideal, als das satte Behagen der Frommen vor der wonnig wohlgenährten und eleganten Gottesmutter im Stile der großen Italiener und Spanier? Sind die christlichen Schilderungen unserer großen deutschen Meister Dürer, Holbein, Kranach weniger Bezeugung unseres Idealismus, als für die Franzosen die schwärmerischen Farben- und Formen-Spiele ihres Pompadour-Christentums? Können wir aus sämtlichen akademisch frisierten, traditionell als ideal heilig gesprochenen Stümpern in der Kirchenmalerei und Kirchenbauerei auch nur einen einzigen Meister formen von der Fülle der Kraft und Schönheit und Erfindungsverve eines Albrecht Dürer oder eines Erwin von Steinbach? Mit Ihren modernen Italienern in der Malerei, Skulptur und Architektur können Sie selbst abrechnen, verehrter Herr Cervesato; aber Sie mögen summieren, so viel Sie wollen, wenn sie den einzigen Segantini abziehen, wird nicht viel für den neuen welterobernden Idealismus übrig bleiben. Und für den herrlichen Arnold Böcklin, diesen Maler-Idealisten Nummero Eins, werden Sie im heutigen malenden und nichtmalenden Italien noch wenig Augen fähig finden, seine ganze Pracht und Größe neben seiner Schlichtheit und Einfalt zu ergründen.

Ideal ist, was Lebenswert hat. So ist unser Wagner in seiner Götterdämmerung so ideal wie Ihr Dante in seinem Inferno oder Michelangelo in seiner Nacht. Wie viel pseudo-idealistischer Plunder muß erst weggeräumt werden, um für den echten Idealismus Raum zu schaffen in der Welt! Aber aller Massenmord in der kritischen Propaganda für den Idealismus der That nützt nichts, so lange uns die schöpferischen großen neuen Menschen fehlen — und ich fürchte, wir richten mit unerbittlicher Kritik so wenig aus wie mit sehnsüchtigen Rundschreiben, so lange wir uns nicht den Genius herkommandieren können, der uns zum Siege führt. Ach, welch ein Elend, dieser lendenlahme Idealismus der Unfruchtbaren,

die nur mit ausgestopften Bälgen schwanger gehn — meinen Sie nicht auch, Herr Cervesato? Der düsterste Naturalismus in der Kunst weckt in uns noch mehr Lebensfreude, als der Limonade-Idealismus der eleganten, talentierten Heiterlinge und Schönfärber. Aus dem Blute muß er stammen, der neue uralte Idealismus, von der Sonne muß er kommen, heldenhaft muß er sein wie Luzifer! Alle Frommen müssen sich vor ihm bekreuzen! — Heil!



Ein Volkstheater für Frankfurt a. M.

Von Wilhelm Freder.
(Frankfurt a. M.)

Volkskunst und Kunst aus dem Volke sind ohne Zweifel identische Begriffe, aber Volkskunst und Kunst für das Volk nicht minder. Von dieser Kunst für das Volk will ich heute ein Wörtlein sprechen. Zunächst: Haben wir eine Kunst für das Volk? Das heißt: für das Volk, dessen Einkommen und Zeit nicht ausreichen, die idealen Früchte unserer Kultur zu genießen, das sie entbehren muß oder in Formen entgegennimmt, die den künstlerischen Genuß als einen sehr fragwürdigen erscheinen lassen. Die Antwort ist: Nein, eine solche Kunst haben wir nicht! Die Kunst ist heute noch immer ein Faktor, dazu bestimmt, das Dasein der begüterten Klassen zu verschönern, ihm einen höheren Reiz zu geben, es zu idealisieren; das arbeitende, um die tägliche Existenz ringende Volk in seiner weiteren Bedeutung, nicht nur beschränkt auf Hand-, sondern ausgedehnt auf einen großen Teil der Kopfarbeiter, steht sehnend am Zaun und entsagt — auch in unserm reichen und schönen Frankfurt. Freilich, verschwiegen darf nicht werden, daß bei uns, Dank einer im Allgemeinen höheren Auffassung der sozialen Pflichten der begüterten Gesellschaft, in dieser Richtung schon mehr geschehen ist wie anderswo, namentlich in dem letzten Jahrzehnt und besonders auf musikalischem Gebiet. Die Erfahrungen, die man gesammelt hat, sind sehr ermunternd. Um so mehr muß man sich wundern, daß

man auf dem Gebiete der Theaterkunst, sozial betrachtet, noch ganz auf dem alten Flecke steht, ja zum Teil sich von anderen Städten hat überflügeln lassen. Unsere Theater sind de facto ein Besitztum der reichen und wohlhabenden Bevölkerungsschichten, die hier allerdings nicht gering sind, aber die übrigen Klassen haben kaum Teil daran. Die Preise und der frühe Beginn unserer Theater schließen diese letzteren Volksklassen fast vollständig aus. Es ist schon viel darüber geschrieben und gesprochen worden, doch es blieb beim — Alten; denn Vorstellungen zu kleinen Preisen in der Oper wie im Schauspiel sind kein genügendes Surrogat. Ein Theater für das Volk darf nicht vor 8 Uhr abends beginnen, und der beste Platz darf nicht mehr wie drei Mark kosten. So lange diese Bedingungen nicht erfüllt sind, haben wir keine Theaterkunst für das Volk, ist es von diesen höheren Kunstgenüssen gleichsam ausgeschlossen, ist sie „Kaviar für's Volk".

In etwa einem Jahre wird unser neues Schauspielhaus, eine teure und vornehm ausschauende, aber im Grunde doch konventionelle Architektenschöpfung Seelings, eröffnet werden, und das alte, ehrwürdige Schauspielhaus, in dem einst ein Iffland thätig war, schließt dann für immer seine Pforten. Wird das neue Schauspielhaus die ersehnte Volkskunst bringen und bringen können? Ich bin skeptisch; ich glaube es nicht, weil dieses neue Theater unter Verhältnissen geleitet werden muß, unter denen eine Volkskunst nur stiefmütterlich bedacht werden könnte, ebenso wie bisher.

Darin liegt kein Vorwurf, es ist nun einmal nicht anders. Auch in der Kunst ist, so nüchtern das auch klingt, wie in der Wissenschaft Spezialpflege die Voraussetzung rationeller und gediegener Arbeitsleistungen. Die Aufgaben des neuen Schauspielhauses sind andere als die eines Volkstheaters. Nicht als ob die Kunst eines Volkstheaters, einer Volksbühne eine minderwertige sein solle und sein könne, o nein, sie soll und muß innerlich mindestens gleichwertig sein. Aber mit einem Künstler-Ensemble, das im Wesentlichen auf das Konversations-Schauspiel eingeschult ist, kann man nicht erlesene Theater-Aufführungen klassischen und modernen Charakters zu Stande bringen. Denn das sei gleich gesagt: die Aufgabe einer Volksbühne braucht sich nicht, wie das so Viele glauben, auf das klassische Repertoir zu beschränken, in ihren Bereich fällt vor Allem das moderne soziale Drama, und gelegentlich sollen auch die Blüten einer älteren Theaterlitteratur (die Dichtungen eines Hebbel, Gutzkow, Otto Ludwig u. s. w.) in dem Repertoir eines solchen Theaters Aufnahme finden. Da es in der Kunst keine Innungstendenzen geben darf, so schließt natürlich das Repertoir einer Volksbühne nicht Dichtungen aus,

die nicht seine Hauptaufgabe sein sollen. Diese Aufgabe ist und bleibt: das klassische und moderne soziale Drama. Erfüllt es diese Aufgabe, dann hat es auch gerade genug gethan. Der logische Schluß dieser Forderungen ist also ein neues Theater für Frankfurt, ein Theater für das Volk, d. h. für die sozialen Klassen, die bisher sich Resignation auferlegen mußten, wegen Mangel an Zeit und Geld. Es ist eine Thatsache, daß bei uns, infolge des frühen Beginnes der Theater und der hohen Theaterpreise, etwa 65% der Bevölkerung (abgesehen von den Sonn- und Feiertagen) für den Theaterbesuch kaum in Betracht kommen, darunter der größte Teil der angestellten Kaufmannschaft, die hier sehr bedeutend ist. Da Großfrankfurt, d. h. im Verein mit den Nachbarstädten Offenbach und Höchst, etwa 400000 Einwohner zählt, so kann man sich ja leicht ausrechnen, welch' ein Ausfall an Kunstkonsum, um uns volkswirtschaftlich auszudrücken, das bedeutet. Für eine solche Bevölkerungszahl sind zwei Theater überhaupt zu wenig, und unsere Oper und Schauspielhaus genügen nur scheinbar, weil etwa 65% dieser Bevölkerung an ihren Kunstgaben keinen Anteil nehmen können, der hohen Preise und der ungünstigen Theaterzeit wegen. Auch anderswo klagt man darüber, wie z. B. jetzt wieder in Paris, wo sich eine starke Strömung für Herabsetzung der Preise geltend macht. Das Théâtre Antoine hat damit, daß es dieser Zeitströmung Rechnung trug, solche Geschäfte gemacht, daß nun drei weitere Bühnen es ihm nachthun. In Deutschland steckt das Theater noch sehr in dem Milieu, das es in den fünfziger und sechziger Jahren umgab; es ist im Ganzen ein wenig konservativ geblieben, und nur in Städten wie Berlin, Dresden, München und Wien findet man erfreuliche Anpassungen an eine neue Zeit, an ein neues Geschlecht.

Darf Frankfurt, wo immer ein fortschrittlicher Geist auf allen Kunstgebieten sich gezeigt hat, wo stets der Appell an höhere Menschenpflicht ein lautes Echo fand, wo die Bedingungen für solche idealen Bestrebungen gegeben sind, wie in wenigen Städten von der gleichen Größe, zurückstehen? Soeben legt die alte Kaiser- und Freiheitsstadt mit ihrer Handelshochschule, mit ihrem neuen Rathaus ein neues Zeugnis ihres ernsten Kulturstrebens ab; in letztem Jahre beliefen sich die Vermächtnisse Frankfurter Bürger für öffentliche Einrichtungen auf Millionen, und der in der letzten Zeit ergangene Aufruf einer Reihe von künstlerisch und litterarisch thätigen Männern an die Kunstfrohen zur engeren Vereinigung, zur gemeinschaftlichen Förderung von Kunstinteressen ist ebenfalls ein Beweis eines selbständigen Geistes, getragen von dem Bewußtsein der besonderen

kulturellen Aufgaben Frankfurts im südwestlichen Deutschland. Kurz: die Voraussetzungen einer Volksbühne in der edelsten Bedeutung des Wortes sind bei uns gegeben, es bedarf nur der praktischen Ausführung des Gedankens.

In letzter Zeit hat man hier angeregt, das neue Schauspielhaus in den Dienst eines Bayreuths des Schauspiels zu stellen, das im Mai oder in der Zeit des Fremdenverkehrs im Spätsommer Mustervorstellungen darbieten soll. Diese Idee verdient gewiß Beachtung, aber sie sollte doch gegen die Forderung eines dritten Theaters in Frankfurt, eines Volkstheaters mit niederen Eintrittspreisen und spätem Anfang (8 Uhr abends), zurücktreten. Hierin sollten sich die Kunstfreunde einigen und ein Werk schaffen helfen, das sie ehrt und das als ein neues Dokument Frankfurter Gemein- und Kunstsinns überall uns Sympathien und hohe Wertschätzung erwerben wird. Es bedarf keines Prunkbaus, der Millionen verschlingt, ein Musentempel im Stile des Münchener Schauspielhauses thut es — besser. Daß ein solches Volkstheater auch künstlerisch-erzieherisch auf das Schauspielhaus wirken würde und dieses wieder auf die Volksbühne, ist evident. Die Kunst würde also immer gewinnen, es wäre eine edle Konkurrenz, nicht ein Wettlauf, der zur Vernichtung führt. Im Übrigen aber hätte man dem Volke ein Geschenk dargereicht, für das seine Dankbarkeit sicher wäre. Deshalb, weil das Bedürfnis vorhanden ist. Fortes fortuna adjuvat! Man wage es — das Volk bringt gerne neben seinem Dank auch den verdienten Lohn.



Münchner Rundschau.

(Oktoberfest. — M. E. delle Grazie: „Der Schatten". — Schluß der „Festspiele". — Conrad Ansarge.)

Muß dach eigentlich eine riesig gutmütige Nummer sein, der deutsche Steuerzahler! Nicht nur, daß er der Steuerschraube für die Militärlasten und für das Wachstum der Flatte immer hübsch lammfraumm Stand hält — „weil's schan einmal das natwendige Übel ist"; ruhig läßt er sich auch nach die Extra-Umlage aan 1—3 Mark 20 Pfennigen abknöpfen für Marine-Schaustellungen, die man — wie alsbald verlautete — „gesehen haben muß", und die wir süddeutschen „Hähenmenschen" natürlich am allermeisten nötig haben, da wir denn schon am weitesten aam — Torpedaschuß und seinen

lieblichen Sirenen-Lauten entfernt leben. München muß vor Allem bearbeitet, die Wasserbegeisterung selbst in der Stadt der Bierokratie noch viel volkstümlicher werden! — so dachte sich der „Deutsche Flottenverein" und begründete unter seinem hohen Protektorat, zur Erweckung der öffentlichen Meinung in eben diesem Sinne, einen riesengroßen „Waschzettel" als Wasser-Reservoir mitten auf der Theresien-Wiese: jene flotten „Marine-Schauspiele" nämlich, welche den Gegenstand berechtigten Neides aller Schaubuden-Besitzer des Oktoberfestes in diesem Jahre gebildet haben sollen. Das Publikum, von jeher dem Köder der „Sammlungs"-Politik ergeben und verfallen, strömte in hellen Scharen und wahrhaft erhebenden Massen zu dieser „Nouveauté" unseres klassischen Unterbrettl's herzu, als welches man die Freuden und Genüsse der „Oktaberwies'n" doch wohl ohne Weiteres bezeichnen darf. (Wenigstens liegt keinerlei Geringschätzung mehr darin, seit alle Welt für die „Ästhetisierung des Variétés" so heftig schwärmt und sogar der Baron heutzutage sozusagen erst beim Überbrettl anfängt.) Hurra-Patriotismus mit Wassergeplätscher und blauem Dunst, Kuli, Kulisse und Knalleffekt: dein Name ist „Valk"! Endgiltig aber, so fürcht' ich doch, antwortet der eingefleischte Münchner — in Anknüpfung an ein bekanntes Wort von oben: „Bier ist dicker als Wasser!"

Aber auch „Schattenspiele" gab's auf jener Oktoberwiese und um jene Zeit des Oktoberfestes allerlei zu sehen, nicht nur beim Unter- und beim Überbrettl, sondern auch auf jenen soliden Brettern, welche die sinnliche Welt hoch- oder tief-symbolisch nur „bedeuten". „Komm, hebe dich zu reiner'n Sphären!" — beschloß z. B. die Dichterin M. E. delle Grazie bei sich zu Wien, mit aller ihrer Grazie; „wenn man dich ahnt, folgt man dir nach!" Und so ward denn ihr „Schatten"-Spiel auch im „Münchner Schauspielhaus", unmittelbar nach der Wiener Urvorstellung, aufgeführt. „Der Kaminfeger-Geselle — oder: Fürchtet ihr den schwarzen Mann?" so würde das Drama in Erinnerung an das, durch alle drei Akte einherwandelnde unheimlich-grauschwarze Gespenst loser Berliner Witz wohl wieder betitelt haben. Wir temperamentvollen Leute im Süden herunten werden gegenüber einem so eigenartigen Talent, wie demjenigen delle Grazie's, zwar nicht in den gleichen Witzlings-Fehler verfallen und hoffen, dieser seltsam zarten Blüte der echten Wiener Mischlings-Kultur, voll Temperament, Empfindungs- und Farbenreichtum, aber auch eines feingeistig-feinfühligen Eklektizismus, schon weit besser gerecht zu werden. Immerhin muß ich es doch ganz offen bekennen, daß auch ich eine geraume Weile brauchte, bis ich alle modernen Variété-Launen angesichts dieses Drama's erst einmal überwunden und alle naheliegenden Reminiszenzen oder zwingenden Ideen-Assoziationen gründlich von mir abgeschüttelt hatte. Denn gewiß ist es nicht meine Schuld, wenn ich beim Aufgehen des Vorhanges, in der Szene mit Biedermeier-Möbeln und dito braunen Fräcken, den bekannten Biedermeier-Salon des Ernst von Wolzogen'schen „Bunten Theaters" leibhaftig wieder vor mir zu schauen glaubte, und wenn ich bei Erscheinung wie Bewegung des Schattengeistes später, infolge einer geradezu lächerlichen Ähnlichkeit, den frappanten Eindruck nicht so bald los wurde, als ob es auf eine Beschwörung des „Schwarzen Sepp" aus dem Hanns von Gumppenberg-Drama der „Elf-Scharfrichter" hier am Ende abgesehen sein könnte. — Doch zur Sache!

Das Allermerkwürdigste an diesem Drama bleibt ohne Zweifel, daß es — wie mir zufällig bekannt geworden — bereits vor 9—10 Jahren geschrieben ist, was gewiß kein Mensch für möglich halten möchte, aber sicherlich eher für als gegen die Verfasserin nun sprechen darf. Nächstdem wohl: daß Hoftheater-Intendanz, mit „Mutter Sorge" seinerzeit, und Direktion Stollberg-Schmederer, mit diesem „Schatten" nun, die Rollen nicht doch lieber getauscht hätten. Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so spricht

man auch nicht ohne merkliche Folgen unaufhörlich nur moderne Prosa. Der Hörer war nicht wenig erstaunt und baß überrascht, diese so reiche als intime Phantasie-Dichtung in Jambenform an solcher Stätte vorzufinden. Er mußte sich in diesen, an besagtem Orte ganz ungewohnten und darum auch zunächst fremd anmutenden, überdies seltsamen Stil erst hinein- und zurecht-finden. Und ich weiß wirklich nicht, wie viel von der matten Wirkung des ersten Abends auf jene Voraussetzung, dies Unerwartete vielleicht doch allein nur zurückzuführen war. Es rächt sich eben immer, wenn wir „verkehrte Welt" spielen wollen. Und anderseits bilden Psychologie und Naturgeschichte des Publikums wie der litterarischen Kritik ein Kapitel der Ästhetik ganz für sich, das bei uns zu Lande noch viel zu sehr vernachlässigt und weitaus nicht genug bei der Beurteilung mit in Ansatz gebracht zu werden pflegt. Dies alles hindert freilich nicht, von einem organischen Fehler und Konstitutions-Mangel bei unserem Drama mit aller würdigenden Ruhe hier dennoch zu reden — einer Schwäche, deren Aufzeigung zuletzt auch die tief begabte, liebenswürdige Dichterin selbst um so eher wird überzeugen müssen, als dieses Urteil sonach nun auf einer ganz anderen Basis denn derjenigen einer prinzipiellen Ablehnung a priori ruht und in innigster Verbindung nur mit der herzlichsten Dankbarkeit für die vielfach dem gehaltvollen Stücke zu entnehmenden, geistigen Anregungen, poetischen Schönheiten und interessanten Züge bei uns auftreten kann.

Ich sprach oben von „Phantasie-Dichtung". Es war offenbar M. E. delle Grazie's schwerste Täuschung, auch nur einen Augenblick zu glauben, daß dieses Werk wirklich ein „Drama" abgeben, will sagen: der Realität der Szene und des Rampenlichtes siegreich werde Stand halten können. Beim genußreichen Lesen wird die Phantasie willig dem Dichterfluge folgen und Schatten und Gestalt von einander zu trennen wissen, bezw. auch einmal die Figur ohne ihren Schatten zu sehen oder doch sich auszudenken vermögen. In der realen Bühnenwelt giebt es hinter den Kulissen Scheinwerfer oder elektrische Seitenlampen und somit nach optischen Gesetzen unerbittlich auch Natur-Schatten — für jede handelnde Person mindestens einen. Wirken also schon zwei Personen im Rahmen der Dichtung, der Held und sein „Doppelgänger", so sind $2 \times 2 = 4$ (nach Adam Riese, der es wissen mußte), und das Ganze müßte demnach richtiger: „Zwei Schatten" eigentlich heißen. Das ist die eine, sozusagen die rein bühnentechnische Crux, um die wir mit dem naiven Zuschauer nicht herumkommen können. Die andere liegt mehr auf geistigem, dem dramaturgischen Gebiete. Es ist nicht wahr, daß wir hier wieder einmal das „Drama im Drama" haben — das trifft im vorliegenden Falle zum Mindesten die besondere Nuance nicht; vielmehr handelt sich's um ein Geschaffenes im Schaffen, eine Art von doppelter Traumsphäre, „Traum im Träumen" — wenn anders wir mit Wagner-Sachs „all Dichtkunst und Poeterei" als „Wahrtraum-Deuterei" auffassen wollen. Von jeher hat nun das Problem seine ganz eigene Schwierigkeit gehabt: eine solche Traumdichtung innerhalb der Sphäre jener dichterischen „Wahrtraumdeuterei" in's Drama einzuführen, d. h. den Traum deutlich von der übrigen Handlung abzuheben und als solchen klar-verständlich, so daß kein Zweifel mehr aufkommen kann, darin auch zu charakterisieren. Bleibt man bei der bloßen Lektüre, so kann man sich mit einem Vor- und Nachspiel sehr wohl helfen, von welchen alsdann eine dreiaktige Handlung etwa einzuschließen wäre. Wie aber soll solche Einrahmung beim gesprochenen Wort und im Szenarium des Theaters dem Hörer und Beschauer unzweideutig zum Bewußtsein kommen? Allenfalls noch könnte man die Musik zu Rate ziehen und die beiden Einschnitte durch einen kurzen Tanzsatz plastisch herausheben — wofern man nicht gleich vorzöge, ein musikalisches Drama in das rezitierte Vor- und Nachspiel-Drama einzufügen;

allein es müßte doch immer erst eine Art von Übereinkommen mit dem Publikum stattfinden, des Inhaltes: daß bis zum Wiedereintritt der selben Musik die Traumsphäre anhält und das Traumbild insolange also noch nicht abgeschlossen ist. Aber wie dann wieder, wenn — wie z. B. in Hauptmanns „Hannele“ — Traum und Handlung in wiederholtem, gleichsam buntem Wechsel am Auge vorüberziehen? Soll man dann wohl zum alten „Singspiel“ oder etwa gar zum „Melodram“ seine Zuflucht nehmen? Und im Übrigen ist es hier, bei delle Grazie, auch nicht einmal der reine „Traum“, was zu gestalten war, sondern vielmehr ein poetisches, dramatisches Werk ward da vom Helden in vielen schlaflosen Nächten mittlerweile tiefinnerlich ersonnen und geschaffen.

Was sonst allenfalls noch über die Neuheit zu sagen wäre, so widerstrebt es mir, in mehr oder minder tiefsinnige „litterarische“ Anwandlungen zu verfallen und mit meinen gesch. Herren Kollegen der Feder von Goethe, Grillparzer, Chamisso und Heine, Andersen, Lindau, Widmann, Ibsen, Hoffmannsthal und R. Voß ꝛc. hier zu reden. Höchstens das Eine möchte ich bei dieser Gelegenheit nicht ganz unausgesprochen lassen: wenn es für mich noch eines Beweises bedurft hätte, daß wir in eine neue Romantik eingetreten sind, das Motiv der „Doppelgängerei“ und des ironischen „Spieles mit dem eigenen Schatten“ — so individuell gesehen es sich hier auch giebt — hätte es mich lehren müssen; ist es doch als eines der krausesten Haupt-Themata romantischer Geistesströmung längst gar wohl vertraut demjenigen, der sich je einläßlicher mit den Werken und Wandlungen der historischen „Romantik“ litterarisch befaßt hat. Den Namen M. E. delle Grazie aber werden wir fortan nur mehr mit der aufrichtigsten Wertschätzung nennen können, indem wir der Autorin für ihre fernere dichterische Entfaltung von ganzem Herzen, wie als unseren Wunsch, zugleich zurufen: „Die Sonne steigt — die Schatten fliehen!“ . . .

Natürlich nur unter den ganz Großen kann sich ein Geist wie Herr von Possart wohl fühlen. Berlioz soll gelegentlich einmal die Pauke, Wagner die große Trommel mit Zinellen geschlagen haben, Meyerbeer bei der Piccolo-Flöte, ein H. von Bülow beim Triangel als Retter in der Not eingesprungen sein — so las man denn eines schönen Tages übereinstimmend auch in unseren Münchner Tagesblättern: „Possart als Statist. In der gestrigen zehnten Aufführung Richard Wagner'scher Werke im Prinz-Regenten-Theater wirkte im zweiten Akt des ‚Lohengrin‘ zum nicht geringen Erstaunen aller in dieser Oper beschäftigten Künstler ꝛc. Herr Intendant von Possart in dem Ensemble als ‚brabantischer Ritter‘ mit.“ Wenn wir offen sein sollen: wir glauben, dieser Vorgang begreift sich sehr einfach nach folgender, nur zu nahe liegender Version. An bewußtem Abend waren mit Ausnahme von Telramund und König Heinrich in den Hauptgestalten lauter auswärtige Gäste. Dieses leidige star-System (das übrigens selbst die für das „Prinzregenten-Theater“ und seinen Leiter sonst so schwärmerisch begeisterte „Allg. Musik-Ztg.“ kritisch beanstandete) — es führt zu allen möglichen Unzuträglichkeiten, nur nicht zur Pflege des korrekten Wagner-Stiles und eines wirklich dramatischen Ensemble's. Denn gewissenhaft-ernste Proben sind ja mit solchen zugereisten, unaufhörlich wechselnden Fremdlingen nicht wohl abzuhalten. Was Wunder also, wenn sich schließlich der umsichtige Oberleiter, in dem kleidsamen Kostüme eines „brabantischen Ritters“, unter die Volksmenge mischt, um bezüglich der Stellungen mit den nötigen Regie-Winken bequem zur Hand sein zu können und die unheimischen Gesangs-Virtuosen wenigstens vor den schlimmsten Geniestreichen wider die geniale Münchner Inszenierungskunst zu bewahren! Wie hieß es doch schon in der Bibel? „Die Ersten werden die Letzten sein.“

Auch noch in einem anderen Sinne möchten wir dieses Wort aber auf „unser“ Münchner „Prinzregenten-Theater“ ganz allgemein einmal in Anwendung bringen. Die Ersten, d. h. diejenigen, welche doch das nächste Anrecht auf jene Festvorstellungen haben müßten, sie sollten die Allerletzten dazu sein! Das will sagen: Der Einheimische sah sich, angesichts der unerschwinglichen Preise (die ja durch seinen Beitritt zum „Festspiel-Verein“ für ihn selbst noch nicht billiger würden), zu Gunsten der Fremden vom Besuche dieses seines heimischen Theaters so gut wie ausgeschlossen — neue Variante einer „Heimatskunst“! —, wofern ihm nicht etwa durch ganz besondere Gnade irgend eines intendantlichen Kammerdieners bei der anscheinend recht kräftigen Freikarten-Ausgabe ein Billetchen zugeflogen war. Die ihre ständigen Freiplätze einnehmenden Herren Zeitungsverleger, Redakteure und Preßausschußler verspüren das eben nicht an ihrem eigenen Leibe, wie es thut; sonst würden sie wohl ganz anders zu dieser Frage in ihren Blättern rumoren. Und es bedeutet zuletzt einen wunden Punkt, wenigstens für unsere ungetrübten Augen, daß mit Ausnahme eines höchst bescheidenen Versuches der „Allg. Ztg.“ vom 10. September hierüber keiner von den vielen Vertretern der „lokalen“ Interessen und der Münchener „öffentlichen Meinung“, den Mund entsprechend aufzuthun, sich ein Herz faßte. Ja, die „N. Nachr.“ hatten sogar die liebliche Harmlosigkeit, in ihrem Briefkasten unter Dr. K. einmal zu antworten: „Im Hoftheater dauert die Opernsaison wie immer vom 1. Oktober bis zum 1. Juli; in dieser Zeit werden natürlich alle Wagnerischen Werke, die gegenwärtig im Prinzregenten-Theater aufgeführt werden, gegeben. Ein Grund zur Unzufriedenheit besteht für die Münchner Bevölkerung nicht; im Gegenteil!“ Und nur bezüglich der geplanten Volksvorstellungen klassischer Dramen an Sonntag-Nachmittagen, von welchen bereits verlautete, daß die „ganz außerordentlich ermäßigten Preise“ auf — 2 M. 50 Pf. und 10 Pf. Garderobegebühr für alle Plätze festgesetzt seien, erlaubte sich neulich wenigstens die „M. Post“ die sehr zutreffende, keckliche Frage: „Das Possart'sche ‚Volk‘ beginnt also wohl erst bei einem gesicherten Jahreseinkommen von 4—5000 Mk. aufwärts?“

Hingegen konnte man kurz hernach wieder eine ganz unglaublich „lokalpatriotische“ Mitteilung, durchaus ungerupft, in solcher Weise durch unsere sämtlichen Münchner Zeitungen geschleift sehen, worin „preisend mit viel schönen Reden“ angesichts des hehren Erfolges und behufs weiterer finanzieller Sicherung des Unternehmens (es muß also doch noch damit hapern!) zum alsbaldigen Beitritt in den neugegründeten Protektions-Verein wahrhaft herzerweichend aufgefordert wurde; eine Mitteilung, welcher man zuletzt nur ein: „Gut renommiert, Waschzettel!“ zurufen konnte — war sie doch ganz ersichtlich von eben jener Festspielhaus-Gesellschaft durch den „zuständigen“ Preßausschuß lanciert gewesen. Und, um das Maß alsbald auch noch gründlich voll zu machen, erschien gar in angesehenstem Organe ein eigener Artikel mit motiviertem Appell an die Stadtgemeinde selber: auch ohne rechtliche aber thatsächlich zwingende Verpflichtung, sowie trotz der unglückseligen Unterbilanz im Stadthaushalte, der Ehrenpflicht einer materiellen Beisteuer zum Unternehmen in Form einer regelmäßigen Spende sich nicht entziehen zu wollen. Das war denn doch einigermaßen starker Tabak (um so mehr, als mit dem Zaunpfahl einer Hebung des Fremdenverkehrs auch noch dabei gewunken wurde), nachdem ganz dieselbe Stadtverwaltung die seinerzeitige, nach dem Vorgange Hamburgs und anderer Städte wahrlich nur zu gerechtfertigte Eingabe um Subventionierung der Dr. Kaim'schen Volks-Symphoniekonzerte so brüsk seinerzeit doch schon abgeschlagen hatte ... ganz abgesehen noch, wie gesagt, von unserem derzeitigen, gar nicht unerheblichen Defizit im Stadtsäckel, das an sich Kopfschmerzen genug bereiten müßte. Weshalb wir denn auch heute zu besagtem

Vorschlage nur sagen können: „Keinen Heller und keinen Pfennig für ‚Fiedelbogenhausen', mindestens so lange jene ältere Schuld Hofrat Kaim gegenüber noch nicht bereinigt ist!"

Allein, auch die *Historie*, in ihrer unbestechlich strengen Wahrheitsliebe, läßt sich auf die Dauer kein X für ein U vormachen. Und so war es denn köstlich, mit anzusehen, wie gleich *mit* und *nach* Abschluß der anscheinend so glorreich verlaufenen, sogenannten Festspiele, doch so etwas wie ein moralisch Katzenjammern, wie künstlerisches Gewissen und kritische Lamentationen da und dort in unserer Presse sich zu regen, zu erheben und mit durchzuklingen begannen, während eine auswärtige Stimme wie das „Berliner Tageblatt", vertrauensvoll auf den Anblick der vollen Häuser und auf des Mannes von der Pose-Art eigene, „strahlende" Aussagen sich verlassend, einen ganz stattlichen Einnahme-Posten der Vorstellungen herausgerechnet haben wollte. Kurz, man empfand hinterher nur zu deutlich, daß der Popanz „Gewerbestörung", der heutzutage — Dank unserem Inseratenunwesen — in unserer deutschen Presse leider eine viel zu große Rolle spielt, auch hier wieder „latent" mitgespielt und daß gleichsam ein stillschweigendes Übereinkommen obgewaltet hatte, während der Aufführungsdauer das Geschäft durch Nörgeleien ja nicht zu beeinträchtigen. — Auch anläßlich der nun unmittelbar bevorstehenden „volkstümlichen" Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen unserer Klassiker wird es so Manches wohl wieder für eine pflichtbewußte „öffentliche Meinung" noch zu sagen geben, denn die erste Vorstellung (von „Wallensteins Lager" und der „Piccolomini") war — für den Arbeiter und gemeinen Mann überaus praktisch! — auf einen *Samstag Nachmittag* 2 Uhr angekündigt worden. Bliebe somit als eines der wenigen, wirklich begrüßenswerten und ersprießlichen Resultate des Ganzen zuletzt die vernünftige amtliche Meldung übrig, wonach für die Aufbewahrung von 100 Fahr-Rädern im Souterrain des „Prinzregenten-Theaters" auf wahrhaft moderne und — soziale Weise gegen eine 10 Pfennig-Gebühr von der Intendanz Sorge getragen worden sei . . .

Am 17. Oktober wird München *Conrad Ansorge* zum ersten Mal als Pianisten in seinen Mauern begrüßen dürfen, der endlich einen größeren, auf *drei* Abende berechneten Vortrags-Zyklus auch hierzulande abzuhalten sich entschlossen hat. Wir, die wir *wissen*, nicht nur *was* Ansorge als Komponist und Vertreter moderner musikalischer Lyrik bedeutet, sondern auch *wer* er als modern gereifter Pianist der Liszt'schen Schule im Konzertsaale ist, wir heißen ihn an dieser Stelle schon jetzt freudig willkommen und werden nach seinem zuversichtlichen Siege gebührender Maßen eingehender auf diese Erscheinung hier noch zurückzukommen haben. Hatten wir doch schon unter'm 21. April 1900 auf die dringende Notwendigkeit seines pianistischen Auftretens auch bei uns entschiedenst hingewiesen, indem wir damals im Programme des „H. Wolf-Vereins" anläßlich seines hiesigen Komponisten-Debüts von ihm ausdrücklich niederschrieben: „Heimischen Instituten, die sich dieser Pflicht längst schon hätten erinnern können, mag die so sehr wünschenswerte Einführung des *Pianisten Conrad Ansorge* für München nach wie vor vorbehalten bleiben." Allein, es scheint wirklich: der „Wolff" muß erst einmal kommen, damit etwas derartiges bei uns auch „zusammen geht"! *Dann* fleckt's nämlich auf einmal. Sdl.





Philosophie — Politik.

Von Mathieu Schwann.

(Soden a. Taunus.)

Die frischen und fröhlichen asiatischen und afrikanischen Erörterungen des Herrn Polytropos habe ich stets mit ganz besonderem Vergnügen gelesen. Warum? Eine Idee lebt in ihnen, die Idee, die nach der Größe des deutschen Volkes strebt. Das thut wohl. Es gilt noch ein Wagen und Handeln, es lacht noch eine Zukunft. In seinem letzten Essay „China" wandte sich dieser Vielerfahrene nun gegen mich direkt. Mein Capriccio: „Wie die Deutschen Chinesisch lernen" (erstes Juniheft) hat's ihm angethan. Und die „Narren" darin reibt er mir noch einmal extra unter die Nase. Diejenigen dürften „die Narren" sein, meint er, die den tiefen und wahren Sinn des Kaiserwortes: „die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser", nicht begreifen *wollen*, der da laute: Unser Vaterland kann nur groß und mächtig bleiben und weiter blühen, wachsen und gedeihen, wenn eine starke Flotte im Stande sein wird, unseren Welthandel, die kräftigste Lebensader unseres Reiches, auf allen Meeren in seinem Bestande zu schützen und in seiner weiteren Ausdehnung kräftig zu unterstützen."

O ja, das könnte ich begreifen und wollte es sogar begreifen, wenn nicht diese ganz reale Absicht unter einer Flagge segelte, die — sagen wir einmal — romantisch durch und durch ist. Evangelien predigen, Missionären und „Christentum" zu ihren Geschäften verhelfen, kurz Stöckerbotschaften in China ausrichten, den Kaufmann in die zweite und letzte Linie drücken anstatt sich seines vermittelnden Sinnes und seiner vereinigenden Kunst zu bedienen, die agrarische Interessenwut großziehen, dem Junkertum in jeder Weise die Stange halten — lauter Dinge und Thatsachen, gegen die sich Polytropos selber fort und fort wendet, das alles könnte mich eher davon überzeugen, daß Deutschlands Zukunft zu Wasser werden will, als daß auf dem Wasser sein Heil liege. Am eigenen Leibe daheim erfahren wir ja die Folgen dieser Politik hinreichend, und noch vermag ich von der sogenannten *Weltmachtspolitik* wenig, von einer Größenwahnsinnspolitik dagegen sehr viel zu sehen. Meine Augen sind ja einstweilen. Wenn erst Thatsachen erscheinen statt der Wünsche, wie sie Polytropos ausspricht, wenn die von ihm angeführten „Thatsachen" nicht erst durch seine persönliche Deutung zu solchen werden, wenn sie unzweideutig reden für jedermann, dann werden meine Augen sie ja wohl auch sehen und erkennen. Und am *Wollen* soll's dann nicht fehlen.

Polytropos aber fürchtet sehr: „Kein Schopenhauer und kein Nietzsche, kurz *keiner* der großen Heroen auf dem Gebiete der Philosophie, könne uns Deutschen als Nation im Existenzkampfe gegen andere Nationen die richtigen Wege weisen!" Ich meine das Gegenteil, nur sie können es. Denn die richtigen Wege findet nur die *Tüchtigkeit*. Sie gilt es zu erziehen. Und das will heißen, in Gefühle und Gedanken, wie sie dem Menschen tausendfach zuströmen, *Ordnung bringen*. Und dazu geben diese Heroen der Philosophie das Beispiel, dahin weisen sie den Weg. Ohne diese innere

Ordnung werden Flatten zu Mitteln für Abenteurer, ohne sie wird jede äußere Einrichtung Mittel zu einem Zweck, für den die Sprache der Besannenheit noch keinen Nomen hot.

„Der Einzelne könne wahl ‚die Freude‘ als dos letzte Endziel aller menschlichen Bestrebungen ansehen“, meint Polytropos. „Das Valk aber, welches gleichen Prinzipien huldigen wallte, würde gar bold zu Grunde gehen. Die Zeiten der arkodischen Schäfer und der grübelnden Philosophen sind längst aorüber. Harte Arbeit und harte Männer sind heutzutage nötig, um unser Voterlond groß und möchtig zu erhalten und sein Gedeihen weiter zu fördern. Wer daher ein guter Deutscher sein will, der darf nicht nach ‚Freude‘ streben, sandern noch Kompf und Sieg auf ollen Gebieten!“

Hier liegt ein Mißoerständnis vor, dasjenige, welches Freude für das Gleiche hält wie etwo Genuß, Amüsement, „Glück“. Als guter Deutscher aber versuche ich meine Sprache souber zu halten und rede nicht oon Freude, wenn ich an etwas Anderes denke. Darum sage ich: Freude ist ahne Tüchtigkeit gar nicht denkbar. Freude ist der höchste Ausdruck, den unsere Sproche bildete für jenes Gefühl der Genugthuung, das aus dem eigenen Selbstbewußtsein und der Fülle der Tüchtigkeit fließt. Freude hat mit Genuß nichts zu thun, denn sie erhebt, wo „Genießen gemein macht“, wie Goethe sagt. Und Amüsement gar! Danoch sall ein Volk allerdings nicht streben, aber ouch der Einzelne nicht gor zu ousschließlich. Und dos „Glück“ der arkadischen Schäfer kümmert mich auch nicht. Was mich ober kümmert, ist die Froge, ob uns die Wendung unseres gonzen notionalen Lebens, wie es sich heute dem unbeirrten Blicke darstellt, mit jener Zuoersicht weckenden Genugthuung erfüllt, die der Freude und dem Kraftbewußtsein, dem diese entspringt, entsprechen sollte?!? Daß Polytropos wünscht, es wöre so, sehe ich wahl, und darum, weil er Zuoersicht lehrt, liebe ich seine Arbeiten, aber überzeugt hat er mich aan der Verwirklichung seiner Sehnsucht nicht. Im Gegenteil, ich sehe eins: die andauernde Verminderung der physischen Qualität unseres Volkes. Die Menschen werden kleiner und schwächer; die militärischen Reihen zu füllen, greift man bereits noch Moßen, die früher unbedingt ausgeschlossen waren u. s. w. Mir sogen salche Dinge Eines vor Allem: wir zehren bereits aan der aufgespeicherten Kroft unserer Varfahren, und trotz des quontitatioen Zuwochses der Valkszahl sinkt die Qualität fort und fort. Wahinaus soll dos? Woher sollen die harten Männer kommen, deren harte Arbeit heute nötig ist? Ich weise als Ziel ouf die Freude. Wahlon, sie erst wird uns durch den Augenschein belehren, doß Gesundheit, aalle Kraft und Tüchtigkeit ihre Träger sind. Denn ahne diesen Kernstamm glüht die Blüte der Freude nie. Nicht dorouf, doß wir ouf's Wosser gehen, kammt es on, sandern dorouf, daß wir nach Erholtung und Erweiterung unserer Gesundheit und Kroft streben. Dazu konn der Wossersport ein Mittel sein. Dieses Mittel ober, verwendet zu ollen möglichen romontischen Zwecken, wird uns nicht stärker und nicht froher mochen, sandern den Niedergong nur beschleunigen. Der aergrößerte Absotz allein thut es nicht. Trägt er uns nicht die freudige Genugthuung ein, doß wir aus unserer Arbeit höhere Kulturwerte schufen und sie weniger kultioierten Völkern aermittelten, sa wird uns die „Genugthuung des Krömers“ erfüllen, der „sich freut“, einen Andern einmol recht über's Ohr gehauen zu haben; eine Genugthuung, die denn doch heute nach von der graßen Mehrheit des deutschen Volkes genau so abgelehnt wird, wie die „Genugthuung“, die seinem Gefühl die theotralische „Sühnefohrt“ des chinesischen Prinzen erweckte. Aber noch eine Zeit long diese Fütterung mit Scheindingen, und wir werden uns on das „Scheinen“ gewöhnen und den Kuckuck noch dem „Sein“ frogen. Der beste Komödiant wird dann der beste Deutsche sein.

Nun — ein Wort zum Schluß, ein Wort von einem Philosophen, den das Streben beseelte, Ordnung zu bringen in seine Gedanken. Der wahre Weltmachtspolitiker wird das Wort verstehen und seine Freude daran haben. Also Nietzsche sagt: „Seitdem der Glaube aufgehört hat, daß ein Gott die Schicksale der Welt im Großen leite und, trotz aller anscheinenden Krümmungen im Pfade der Menschheit, sie doch herrlich hinausführe, müssen die Menschen selber sich ökumenische, die ganze Erde umspannende Ziele stellen . . . Jedenfalls muß, wenn die Menschheit sich nicht durch eine solche bewußte Gesamtregierung zu Grunde richten soll, vorher eine alle bisherigen Grade übersteigende **Kenntnis der Bedingungen der Kultur**, als wissenschaftlicher Maßstab für ökumenische Ziele, gefunden sein. Hierin liegt die ungeheure Aufgabe der großen Geister des nächsten Jahrhunderts."

Also eine Aufgabe, ein Ziel — wohlan, da läßt sich leben und kämpfen und schaffen! Und wollen wir dabei nicht in die Irre gehen, so halten wir fest an denen, die aus der Anschauung der Gegenwart den Gedanken des Zukunftwerdens zu enträtseln suchten. Es giebt solche Leute, und je wirrer und mannigfaltiger die Erscheinungen dieser Gegenwart uns bedrängen, um so mehr thut es solcher Leute not. Die Zeit der **grübelnden** Philosophen mag vorüber sein, so weit man darunter die Begriffsspalter und Scholastiker versteht. Aber wehe dem Volk, für das die Zeit der Philosophen vorüber ist, der Leute, die noch Wahrheit suchen und streben mit Leib und Leben! Und — ist es nicht ein böses Zeichen für den Kulturstand eines Volkes, daß man über solche Selbstverständlichkeiten noch reden muß?

Schlußbemerkung der Schriftleitung. — Wir aber sagen hierzu: Wehe dem Volk, das **nur** mehr aus „Philosophen" bestünde! Darum auch freuen und beglückwünschen wir uns aufrichtig, daß wir Dr. Schwann **und** Polytropos zu unseren Beratern haben. Und so viel ist **uns** sicher, daß ein Friedrich **Nietzsche** im Grunde den „guten Europäer" — oder gar „Über-Europäer" meinte, aber nicht den engen „Deutschen" wollte; daß **er** ausdrücklich „Nach neuen Meeren!" aufruft und den kraftvollen „Willen zur Macht" lehrt — also eher Wasser-Enthusiasmus und Expansionspolitik, nicht beschauliche Heimatsseligkeit und beschränktes Agrarbewußtsein empfiehlt.

Zum Gedächtnis Friedrich Nietzsche's (geb. 15. Oktober 1844). Gegenüber so manchen (landesüblichen) sozialreformerischen Anschauungen, die ihre letzte Wurzel aber zweifellos in der so vielgerühmten und gleichsam staatlich approbierten „christlichen Kultur" (wofern diese nur auch **ernst** genommen wird) haben — gegenüber solchen finden **wir**, von unserem Standpunkte aus, gar nicht so unvernünftig neuerdings **die** Betrachtungen, die der bekannte Dr. **Alexander Tille**, derzeitiger Stellvertreter A. Buecks im Generalsekretariat des „Groß-Industriellen-Verbandes", durch die „Berl. Neueste Nachr." der oft allzu „mitleidigen" Mitwelt gelegentlich zum Besten gegeben hat. Er schrieb dort u. A.: „Heute brauchen sich im deutschen Reichstage nur Sozialdemokratie und Zentrum zu vereinigen, und auch das **sinnloseste und überflüssigste** Gesetz auf dem Boden der Spezialgesetzgebung ist durchzubringen. Denn immer finden sich, dem Zuge der **Zeitkrankheit** folgend, ein paar Sozialideologen, die allen wirtschaftlichen Fragen ein **moralisches Mäntelchen** umzuhängen gewohnt sind, bei denen das **Gift Moralin** jede sachliche Abschätzung der im Wirtschaftsleben lebendigen Mächte **durchfressen** hat, denen Kraftfragen nur Rechtsfragen sind, die noch der **Gleichheitsschablone** mechanische Regelung finden müssen. Der ganze Sozialismus ist ja nichts weiter als der **Wahn**, daß sich das Wirtschaftsleben durch Spekulationen über das „Recht" auf beiden Seiten regeln lasse. Weil er vom jüdisch-

christlichen und römischen Rechtsbegriff und nicht von der wirtschaftlichen Kraftfrage ausgieng, hat er dahin gelangen müssen, das Gleichheitsideal über alles zu stellen. Ihm ist jeder Mensch eine Eins, auch der unfähigste, und er schließt das Auge vor der Thatsache, daß im thatsächlichen Wirtschaftsleben der Eine oft eine Tausend, der Andere noch öfter eine Null darstellt. Auf diesem Boden ist der Anspruch der unteren Volksschichten erwachsen, blos kraft ihrer Zahl die Herrschaft im Staate antreten zu wollen. Diese Anschauung hat sich im neunzehnten Jahrhundert nicht auf den Sozialismus beschränkt. Die gesamte Demokratie ist von ihr durchtränkt gewesen. Das allgemeine Wahlrecht ist ihr Kind. Bei Leuten, welche niemals wirtschaftlich denken gelernt haben, hat die politische Anschauung von der „Gleichberechtigung" der Nullen mit den Tausenden sich nach und nach auf das Feld der Sozialgesetzgebung durchgefressen, und heute ist der deutsche Reichstag eben dabei, durch eine Flut von überflüssigen und schädlichen Gesetzen die Hauptwirtschaftskräfte des Volkes möglichst lahm zu legen und den untergeordneten Kräften der bloßen Handarbeit zu einem wirtschaftlichen Einfluß zu verhelfen, der ihnen nach ihrer wirtschaftlichen Unbedeutung nicht zukommt. England, in dem durch Fahrlässigkeit der Arbeitgeber und durch Einbrechen einer ähnlichen Strömung das gesamte Wirtschaftsleben in seiner Entwicklung zum Stillstand gekommen ist, gilt in diesen Kreisen nach immer als Muster. Die närrischesten und sich widersprechendsten dortigen gesetzgeberischen Experimente werden bei uns als unsterbliche Vorbilder bestaunt. Nur geht man weiter, so weit, wie dem Briten sein praktischer Sinn niemals zu gehen gestatten würde. Man schreit nach einer immer noch weiteren Fortsetzung der Sozialgesetzgebung, als ob das die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre." — Als „Muster scharfmacherischer und sozialreaktionärer Gesinnung" nagelten sozialdemokratische Blätter diese „unzeitgemäßen Betrachtungen", sie bei ihrem Partei-Mob arg anschwärzend und verschreiend, fest. Wir aber, wir entdecken hier zum ersten Male in der „sozialen Frage" den wirklichen, echten — nicht den halben Darwin; wir vernehmen daraus klar und deutlich die ersten „sozialaristokratischen" Nietzsche-Klänge auf dem Felde der großen Politik; und wir können's nicht leugnen — wir lauschen entzückt solchen erfrischenden, kraftvolleren Tönen! — Mit Darwin wollen Ernst machen übrigens auch, und zwar auf dem Gebiete der Ästhetik, hochinteressante und ungemein tief schürfende Fragmente „Zur Physiologie der Kunst" von Friedrich Nietzsche selber, welche aus dem großen Werk der „Umwertung aller Werte" (dessen Herausgabe durch das Weimarer „Nietzsche-Archiv" für diesen Herbst bevorstehen soll) die „Insel" in ihrem September-Heft dankenswerter Weise veröffentlicht hat. Sehr unrecht würde man daran thun, diese bedeutsamen Bruchstücke wie „Aphorismen" zu lesen, also etwa nur leichthin darin zu blättern. Man sieht vielmehr bei aufmerksamer Vertiefung deutlich: es sind bedeutsame Ansätze zu einem ganzen „System der Kunst" überhaupt — der volle Nachdruck liegt hier auf dem Begriffe „Bruchstücke". Ja, vielleicht sogar ließe sich sagen, daß ihnen etwas zu viel vom „System" bereits mit anhänge; daß hier — für unser Gefühl wenigstens — dem genialen „Aphoristiker" Nietzsche gerade die „Logik des Systems", seine gewollte Systematik des „Willens zur Macht", einen argen Streich gespielt hat und so (um mit Nietzsche's eigenen Worten über Schopenhauer — vergl. S. 249 flg. — hier zu reden) eine jener geistigen „Falschmünzereien" entstanden ist, „die dem Philosophen Schritt für Schritt seine ganze Psychologie verdorben haben". Aus der Gesamtheit seiner

früheren Schriften scheinen uns nämlich ganz andere Ergebnisse zu folgen, zu seinen eigensten Prämissen gehören im letzten Grunde noch ganz andere Schlüsse. Und wenn auf den „Willen zur Macht" allerdings der ganze Akzent bei einer Psychalagie des Helden, des Abenteurer- und Eraberertums, sowie in Fragen der Rassenkultur und der palitischen Anthropologie wohl fallen muß, in der Maralkritik jenseits von Gut und Böse aber wieder der Unterschied aan Herren- und Sklaoen-Tugend entschieden aarwaltet, sa hätte das natürliche Thema der Ästhetik „jenseits aan Schön aber Häßlich" zweifellas der geniale „Übermensch" sein müssen. Das näher auszuführen, ist natürlich hier nicht der geeignete Ort; es genüge, zur Rechtfertigung dieses unseres (kritischen) Standpunktes darauf hinzuweisen, daß — bei kansequentem Ausbau oan Zarathustra's Lehre, auch für das Reich der Kunst — der bekannte Gegensatz von Mensch und Übermensch, Herren- und Sklaoentum, Einsamer und Herde für die Lehre oom Komischen und Tragischen, des Schönen und Erhabenen überaus fruchtbar werden kann. Und im Übrigen mag doch auch darauf nach besanders aufmerksam gemacht sein, daß alle diese fragmentarischen Meditationen Nietzsche's zuletzt eigentlich nur das „In halber Jugendzeit, wenn uns oan mächt'gen Trieben zum sel'gen ersten Lieben" ... 2c. zu treffen und zu umschreiben scheinen, darnach aber fast ganz noch außer aller Betrachtung und Aufklärung bleibt jenes ebenso wichtige, wie in Kunstdingen immer wieder entscheidende: „denen's dann noch will gelingen, ein schönes Lied zu singen, seht, Meister nennt man die!" — Zu lernen giebt es aber natürlich wieder genug, selbst aus diesen unfertigen Bausteinen einer modernen Ästhetik, bei Nietzsche.

Vom Anarchismus (mit oder ahne „Prapaganda der That") gieng, wie begreiflich, aus Anlaß des unseligen Mac Kinley-Attentates in unserer Scharfmacher- oder Angstmeier-Presse mit breitester Erörterung wieder einmal die bekannte Rede. Kein Zweifel, daß der mit merkwürdiger Regelmäßigkeit und unheimlicher Sicherheit jeden Sammer nunmehr eintretende Angriff auf das Leben irgend eines regierenden Oberhauptes stark nach „System" schmeckt (sa etwa: „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methade!") und, hier nicht mehr an tiefere Zusammenhänge zu glauben, will nachgerade doch sehr schwer fallen. Sicherlich alsa muß es auch heißen: „Ecrasez l'infame!" Um sa mehr mag denn alle „liberalen" Seelen einmal interessieren, was ein Friedrich Nietzsche hierzu sagt, der bekanntlich für einen der geistigen Haupt-Anreger solcher „verbrecherischen" Bewegung unserer Tage gilt, und der in seiner „Götzendämmerung" (unter Nr. 36) allerdings folgenden starken „Aphorismus" gelegentlich sich geleistet hat: „Ob wir Immoralisten der Tugend Schaden thun? — Ebensawenig als die Anarchisten den Fürsten. Erst, seitdem diese angeschossen werden, sitzen sie wieder fest auf ihrem Throne. Moral: Man muß die Maral anschießen." Nietzsche nun sagt bereits in „Schapenhauer als Erzieher" (Ges. Werke I, 478 flg.) klar und unzweideutig Falgendes: „Sollte aber ein Mensch auftreten, welcher wirklich Miene macht, mit dem Messer der Wahrheit allem, auch dem Staate, an den Leib zu gehen, so ist dieser Staat, weil er aar Allem seine Existenz bejaht, im Recht, einen salchen aan sich auszuschließen und als einen Feind zu behandeln ..." Aller sozialistische Mitleidsdusel und alle liberale Weitherzigkeit ist alsa jenen Erscheinungen gegenüber nur wenig am Platze; das natürliche Korrektio liegt hier schon in dem Begriffe „Anarchismus" selber. Wehe daher dem „Anarchisten", der sich auf einen Nietzsche berufen wallte! Er würde nirgends an dessen Schriften seine Rechtfertigung finden — im Gegenteil!... Auch das mußte zum Gedächtnis des graßen „Gesetzgebers" an dieser Stelle einmal gesagt werden, da

man es sonst ja doch nirgends zu lesen bekommt.

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

„Aus den Tagen der Lola Montez" brachte die „N. Deutsche Rundschau" (September-Heft) ausführliche und interessante Denkwürdigkeiten, abgedruckt nach Tagebuchaufzeichnungen der betr. Zeit aon einem Ananymus. Möglicherweise auch stammt die ganze Veröffentlichung aon einer Ananyma — dem etwas wirren Stile des Kommentares möchte das sogar ähnlicher sehen; jedenfalls sind die Vorgänge aon anno dazumal durchaus nur aus der Unterrock-Perspektiae gesehen bezw. mit dem Klatschmaul der „maralischen" Entrüstung aufgenommen. Nun besteht ja wahl keinerlei Zweifel darüber, daß es damals in unserem guten Bayerlande „skandalös" genug zugegangen sein mag. Aber wenn wir heute überschauen, was Richard Wagner als Künstlerperfänlichkeit einem Ludaig II. gegenüber wirklich war und wie er damals, Dank der üblichen Verhetzung einer „lakalen Rachsucht", unseren l. Münchnern erschien, so könnten wir uns aus Analagie-Schluß immerhin sehr wohl denken, daß auch das Wesen einer Lola Mantez sich einem Ludwig I. doch noch ganz anders erschlossen haben möge, als es sich dem, in seinen Leidenschaften schan einmal aufgestachelten, Münchner Randalpöbel höheren oder niederen Ranges im selbstgeschaffenen Spiegel der Verzerrung offenbarte. Wie gesagt, wir unterschätzen nicht im Geringsten die noch sehr angelegentlich dabei mitspielenden anderweitigen Unterströmungen, und es liegt uns ja ferne wie nur irgend möglich, eine spanische Tänzerin Lola mit einem Weltgenie wie R. Wagner oder selbst mit einem Hans aon Bülow auf eine Stufe rücken, ja auch nur ernstlich vergleichen zu wallen. Aber etwas aon immaralistischer „gaya scienza" der Kunst, mit dem sprühenden Matta: „In philistos!" und „Ecrasez l'infame!" (gerade umgekehrt, als man es für gewöhnlich annimmt) — das lag doch wohl beide Male vor, und fest steht es daher für uns: daß es immer noch eine madern-psychalogische Auffassung des nicht nur pikanten, sondern wirklich „denkwürdigen" Lala Mantez-Prablemes gäbe, die erst geschrieben werden soll. (Frank Wedekinds „Erdgeist" — d. h. seine Heldin Lulu darin — kommt dieser noch am nächsten.)

R. Dehmels Flucht in die „Frankfurter" Öffentlichkeit, mit welcher er gegen eine angebliche Vergewaltigung seiner Urheber-Rechte Einspruch erhebt, „da gesetzliche Abwehrmittel zur Zeit noch fehlen", hat dem p. t. Feuilletanismus unserer p. p. Zeitungen jüngst mancherlei willkommene Auffrischung gewährt. Nach Allem aber, was wir aon der Sache wissen, können wir das Ganze doch lediglich für einen Hausstreit der „Insel"-Leute halten, den diese schon unter sich abmachen müssen. Eine weitere Öffentlichkeit interessiert und aon allgemeinster, symptamatischer Bedeutung daran ist eigentlich nur die bemerkenswerte Thatsache, daß Richard Dehmel hiermit der Erste unter den madernen Dichtern wird, der sich energisch gegen den Brettl-Unfug in seinem Innern erhebt und zwischen sich und der „Tingeltangelei" aollkommen reinen Tisch zu machen sucht. Er thut das mit kräftigem Besen und starken Lungen, etwas laut wie immer, in folgenden Schlußworten seiner Erklärung: „Trotz aller dieser Prateste soll ich mir nun gefallen lassen, nicht blos daß meine Gedichte in allen folgenden Auflagen der ‚Deutschen Chansons' gemütlich stehen geblieben und mit neuen Varreden aerbrettelt sind, sondern sie werden ohne mein Varwissen auch noch mit Sammelsurien zusammengepfropft, in denen der bare Dilettantismus und eine modisch aufgeputzte Gelegenheitsdichterei ihr breitspuriges Unwesen treiben. Hierzu noch länger den edlen Schweiger spielen, wäre

feige Mitmacherei. Ich verwahre mich öffentlich gegen die Ausnutzung meines geistigen Eigentums zu Geschäftsmanövern, die unter dem Vorwand der künstlerischen Volkserziehung eine geschmacksverderbliche Halbkunst züchten; im besten Falle wird ja eine Tändelkunst auf's hohe Pferd gesetzt, an der sich unser Volk wohl eine Zeit lang amüsieren, aber niemals zu ernsthaftem Kunstgenuß erziehen kann." Und — wir müssen offen gestehen: Das gefällt uns an ihm; es ehrt jedenfalls den ernsten Dichter in ihm und hat grundsätzlich — wie gesagt, die Berechtigung aller anderen Gründe hier ganz unerörtert gelassen — auch unseren vollsten Beifall.

In Wahrheit! Die „Überbrett'l" bedeuten nachgerade doch nur das Gigerltum, nicht aber den Individualismus, in Kunst und Ästhetik. Nachdem wir uns diese ernste, schauervolle Wahrheit mit all dem ihr gebührenden Respekt und Entsetzen erst einmal klar eingestanden, nachdem wir unserem berechtigten Ärger über das „bunte", nachgerade arg kompromittierende Getriebe entsprechend Luft gemacht haben — vermögen wir nun auch wieder einmal herzhaft zu lachen. Nicht nur unseres hochgeschätzten Mitarbeiters Josef Ruederer trefflichere Satire: „Das neueste Überbrettl" im „Tag" (Nr. 429), auch die famose „Überbrettl-Nr." der Berliner „Lustigen Blätter" verhilft uns dazu auf eine recht angenehme Weise. Ohne Zweifel müßte dieses Witzblatt fortan nun das „Überblätt'l" schlechthin heißen, wäre es nicht wieder der „Simplizissimus" gewesen, der in seiner Nummer vom 1. Oktober mit dem überwältigenden Schiller-Blatt von Th. Th. Heine auf dem Gebiete der „Karikatur" den Vogel abgeschossen hat. Da kann man zehn Artikel zum Thema schreiben; ihre Kritik leistet doch nicht entfernt das, was solche vernichtende Ironisierungen überaus wohlthuend zu Wege bringen. Gottlob, das war wenigstens „erlösender" Witz!

Die „Wiener Rundschau", deren gänzliches Eingehen zu diesem Herbste leider gemeldet werden mußte — diese ebenso gediegen als eigenartig geleitete Zeitschrift kündigte jüngst das Bevorstehen eines Neudruckes sämtlicher Werke des bayerischen Astronomen Johannes Kepler an, auf deren Erscheinen auch wir im Interesse der ganzen gebildeten (oder doch so sich nennenden) Welt — und zwar nicht etwa nur aus landsmannschaftlichen, sondern aus allgemein-wissenschaftlichen Gründen — hiermit angelegentlichst schon jetzt hingewiesen haben möchten.

Nun hat das Kuratorium der bekannten Journalisten-Hochschule zu Berlin auch noch beschlossen, für das Winter-Semester 1901/1902 drei Freistellen einzurichten: als ob wir in diesem Berufe nicht ohnedies schon viel zu viele „Freiwillige" und reichlich viele „Freistellen" hätten. „Hagen! Was thust Du?"

Es freut uns aufrichtig, melden zu dürfen, daß der an dieser Stelle (I. Juli-Heft vom lfd. Jahrg.) erschienene Artikel: „Eine Goethe-Universität", aus der Feder Dr. Th. Poppe's, an Ort und Stelle, zu Frankfurt a. M. selbst, entsprechend positive Wirkungen, wenigstens nach allgemeinster Richtung, hinterlassen hat, wie uns dies ein „Aufruf" der „Südwestd. Rundschau" an alle kunstfrohen Kreise um Rhein, Main und Neckar, im Odenwald und Taunus, bis zu den Vogesen hinüber und der Rauhen Alp herauf — ein Aufruf zur Zusammenscharung und Belebung des Landes in diesem Sinne — deutlich bekunden darf. (Vgl. übrigens auch unseren heutigen Vorschlag: „Ein Volkstheater für Frankfurt a. M." aus W. Freders lokalkundiger Feder.)





Besprechungen.

Neues zur Kriegslitteratur.

Von Karl Bleibtreu.
(Berlin-Wilmersdorf.)

H. Friedjung, der berühmte Historiker des „Kampf um die Vorherrschaft“, erwarb sich ein neues Verdienst, indem er mit Herausgabe von „Benedeks nachgelassenen Papieren“ (Leipzig, Grübel & Sommerlatte) aus dem Schutt der Verleumdung eine der reinsten Gestalten ausgrub, die je über diese schmutzige Erde in der II. Hälfte unsres gepriesenen Egoistenjahrhunderts schritten. — Am 24. Mai 1859 schreibt Benedek: „Nach Gerüchten wird der Kaiser als Armeekommandant erwartet. Hat sein pro und contra. Enthalte mich diesfalls, sowie über manches Andere, aller lauten Reflexionen.“ Später im Juni wünscht er „der Zeit Flügel, um den Dienst an den Nagel zu hängen“, ruft in tiefer Unlust über militärische Thätigkeit: „Eine schöne Wirtschaft!“ Schon in früheren Juni-Tagen (28. Juni 1848) als Oberst entdeckt er uns sein gutes braves Herz. Er kann seiner Frau nichts schicken, „weil ich mich nicht erwehren kann, meinen Blessierten so Manches zuzustecken. Bin ja der Vater meiner Soldaten, hab' die Kerls unendlich lieb. Weiß denn der Staat das Blut des armen Soldaten zu lohnen? Wenn in einem Krawall ein Zivilist angeschossen wird, schreit Alles wegen vergossenen Bürgerblutes, und des armen Soldaten Blut fließt in Strömen, ohne selbst Belohnung zu erhalten. Uns Offiziere reizt die Ehre, aber der arme Soldat, was soll den aneifern, seine Knochen zu Markte zu bringen?“ In diesen drei Brief-Auszügen charakterisierten wir den ganzen Mann. Wie alle Leute, die oft dem Tod in's Auge sahen, führt er oft das „Schicksal“ im Munde. Fatalist und gottergeben. „Kein Wort weiter! Unser Herrgott wird schon wissen, was er will.“ An der Gattin hängt er mit frommer Liebe. Geradezu auffällig erinnert diese Korrespondenz an die unseres Goeben mit seiner Frau aus Frankreich. Beide schlichten Kriegernaturen, voll höchster persönlicher Tapferkeit, finden kein Gefallen an Krieg und Kriegsgeschrei, wie wir dies ja schon aus manchen Dokumenten altnapoleonischer Zeit als Merkmal echter Helden kennen. „Habe Ekel vor Ambition und Intriguen der Menschen“, schreibt Benedek und will durchaus nach dem Feldzug austreten, grade nachdem er soeben bei Solferino den schönsten Augenblick seiner Laufbahn gefeiert hat. Ruhm befriedigt ihn nicht.

Gestehen wir hierbei, daß unser eigenes Urteil, Benedek habe thatsächlich bei Solferino dem I. französischen Korps mittags in die Flanke fallen können, sich nach Erwägung der psychologischen Umstände jetzt wesentlich geändert hat. Immerhin hätte ein Abzweigen von $1^1/_2$ Brigaden in Richtung auf Madonna della Scoperta eine vielleicht bedeutsame Diversion geübt und Benedeks eigene Hauptstellung gegenüber den Piemontesen kaum geschwächt. Jedenfalls zeigte Benedek hier entschiedenste Begabung zum höheren Truppenführer, von der die sonstigen Leistungen seiner Kollegen um so beschämender abstachen. Und wenn er bei Übernahme des Oberkommando's 1866 sich dazu untauglich erklärte, so ehrt dies zwar seine tiefinnerliche Bescheidenheit, wie denn „Demut“ eines

seiner Lieblingswarte gewesen ist und ein gewisses saldatisches Selbstgefühl bei ihm, trotz allseitiger Überschätzung seiner Bedeutung, nie über zulässige Grenze hinausgieng — aber man wird billig fragen, wen anders als ihn, den die allgemeine Stimme dazu berief, man überhaupt hätte wählen können. Man mag sagen, was man will, seine Haltung am Tag aan Königgrätz war eine ganz superiore; als Taktiker aerlor er, hier Leiter aan 200000 Mann, nicht die selben glänzenden Eigenschaften, die er als Leiter aan 26000 bei Salferina bethätigt hatte. Sehr fraglich, ob ein Marschall Napaleons I. mit Ausnahme Saults sich ihm ebenbürtig, ab selbst Blumenthal und Friedrich Karl in gleich schwieriger Lage sich fähiger bewiesen hätten. Ein Stratege freilich wallte er gar nicht sein, beanspruchte nicht, als Meister großer Operatioe zu gelten, und doch suchte General aan Schlichting neuerdings zu erhärten, daß Benedek sozusagen nach der einzige strategische Kapf in seiner Armee gewesen sei. Auch gestand Moltke selber zu, daß der Varsatz, kanzentriert auf innerer Linie zu schlagen, aiel für sich hatte. Wir wallen diese thearetisch wichtige Frage, über die sich Friedjung palemisch mit Schlichting auseinandersetzt, hier nicht anschneiden, zumal der österreichische Histariker sich nach ganz im Bann preußischer Anschauungen zeigt und aan „meisterhaften" Maßregeln redet, wa schlechterdings nur Glück aorwaltete. Dies lag 1. in der besseren Qualität und Bewaffnung der preußischen Infanterie, 2. in unberechenbarem „Pech" Benedeks teils infalge schlechten Funktianierens seines Generalstabs, teils direkten Ungeharsams seiner Karpsführer. Gradezu erhaben enthüllte sich des geschlagenen Feldherrn Seelengröße, als er allein nachher sich als Sündenbock apfern ließ und, aöllig schuldlas, die Verantwortung auf sich nahm. Ergreifend, wie er seine mit Recht erbitterte Gemahlin ermahnt, seine hochsinnige Seelenruhe nicht zu trüben. Wir kennen kein Beispiel selbstlaserer heldischer Resignatian. Benedek war kein graßer Mann, aber ein großer Charakter, kein ungewöhnlicher Intellekt, aber ein Original. Deshalb hinken alle Vergleiche. Obschon wenig „gebildet", besaß er doch einen hahen Grad allgemeiner seelischer Ausbildung. Seine Briefe, Ansprachen, Erlasse, Denkschriften tragen das Gepräge eines klaren denkenden Kopfes, der zwanglas auch einen knappen saldatischen Stil oan eigenartigem Reiz auslöste.

Man sagt, der Kreis seiner geistigen Interessen sei ein enger gewesen: dem widerspricht, daß er während seines langen Ruhestandes allabendlich das Theater besuchte, wabei er übrigens seine grenzenlase Generasität auch den Komödianten gegenüber bewies. Nicht umsanst kammen die Warte „Paesie" und „Philasaphie" sa aft in seinen Briefen aar; in ihm aerkörperte sich echte „Saldatenpaesie", und ein Philasaph war er, nicht des Maulwerks, sandern der Lebenshaltung. Will man durchaus Vergleiche ziehen, so erinnert er noch am ehesten an Napaleans treuen Drauat, und die berühmte Leichenrede Pater Lacardaire's auf Letzteren paßt auch auf Benedek. Beide glichen sich in schlichter aarnehmer Einfachheit, einer kindlichen Einfalt des Wesens, bei strengem männlichem Pflichtgefühl und echt saldatischem Diensteifer, hart gegen sich selbst, nachsichtig gegen Untergebene bis zu weichster Liebe für die Gemeinen, in unerschöpflicher Herzensgüte und stiller geheimer Wahlthätigkeit bis zu eigenem Darben, anspruchslos bis zur Selbstaergessenheit und doch eigenen Heldensinns bewußt. Beide sind auch in gleichem Greisenalter wie Helden ihren Leiden erlegen. Aber Drauot wurde freilich der größte Artillerist aller Zeiten, und Kaiser Franz Josef war kein Napaleau; wer weiß, was aus Benedek unter einem Napalean gewarden wäre. Der wahl gezagene Vergleich mit Blücher geht freilich fehl, denn ebensa wie Blüchers minder schöne Priaatlaster fehlten Benedek auch andrerseits dessen dämanischer Schwung und genialer Instinkt. Er ist eben ein Mensch für sich und will als salcher genossen werden. Nicht ahne tiefste Verehrung für die

seltene Heldenerscheinung stehen wir von der Lektüre dieser Briefe auf, die — wir gestehen es unbeschämt — uns mehrfach Thränen entlockten, jene halb freudigen, halb schmerzlichen Thränen, wie sie der Anblick echten Menschenadels uns entpreßt. Gewiß, ein geistig Hochstehender im eigentlichen Sinne kann ein solcher Soldat nicht sein, dem seine Frau selbst das Zeugnis ausstellte: „Bei ihm kommt erst die Armee, dann wieder die Armee, dann lange nichts und dann erst ich", wie es sich für einen vaterländischen Helden schickt: diese schmerzliche Anklage des Weibes erhebt in unsern Augen nur den Mann. Der Soldatenstand hat seine eigentümliche Psychologie, die niemand begreift, wer nicht mit ihm und ihr direkt oder indirekt in Fühlung steht. Man braucht ihre naive Weltanschauung nicht zu teilen und wird dennoch den Militärs unparteilich zugestehen, daß kein andrer Stand so viel Gelegenheit zur Reifung nobler Eigenschaften bietet wie dieser. Traurig genug, daß trotzdem die Benedeks und Drouats zwar nicht als Ausnahmen gelten, wohl aber stets in der Minderzahl innerhalb so vieler roher und streberhafter Elemente bleiben dürften. Eines Denkmals aber für Benedek bedarf es nicht, wie es Drouat in Nancy errichtet wurde: sein dauerndes Denkmal hat ihm Friedjung gesetzt, indem er den treuen Mann selber reden ließ. —

Ferner liegt uns vor ein Buch: Kriegswesen im neunzehnten Jahrhundert. Von H. Korain (Berlin, S. Cronbach). Die heikle Aufgabe, eine so große Materie auf engem Raume (126 Seiten) zu bewältigen, löste der Verfasser mit Geschick, übersichtlich und anregend, freilich manchmal etwas lückenhaft aber mit doktrinärem Lakonismus, nicht immer von Irrtümern frei. Im I. Kapitel wird die unrichtige Verkennung der wirklichen Thatsachen aufgewärmt, daß Moltke die strategischen Ideen Napoleons aufgenommen habe. Das (von Boguslawski entlehnte) fadenscheinige Beweismittel, daß 1806 Napoleon gleichfalls 12 Meilen Breite zum Aufmarsch brauchte, wie Moltke 1870, habe ich längst durch den Vergleich entkräftet, daß ersteres sich nur auf die Basis außerhalb feindlicher Berührungszone bezieht, mit jedem Tag aber Napoleons Marschkolonnen näher zusammenrückten, während umgekehrt am 15. August 1870 die Deutschen sich endlos spreizten. Im II. Kapitel ist die Angabe zu rügen, daß die „Voltigeurkompagnien" Napoleons „allein den Feuerkampf zu führen hatten, während die übrige Infanterie den Hauptstoß mit der blanken Waffe ausführte". Als ob, um ein drastisches Beispiel zu wählen, das fast nur aus Grenadierkompagnien bestehende Korps Oudinot bei Aspern den Feuerkampf nicht geradeso „allein" geführt hätte, ohne „blanke Waffen" zu verwenden! — Daß Korain von der „Division" Drouots bei Wagram redet und Macdonald „auf dem linken Flügel" (Zentrum!!) fechten läßt, giebt einen unerfreulichen Einblick in seine Ungründlichkeit oder Flüchtigkeit, wie er denn einmal allen Ernstes die Schlacht von Königgrätz auf den 6. Juli ansetzt, dort von „bedeutenden Verschanzungen" spricht und ein „Opfer von 18 Geschützen" den 100 eroberten Geschützen bei Lipa zuschreibt! Daß bei Wagram sofort „6500 Mann" Macdonalds „das Schlachtfeld deckten", ist auch eine der statistisch unnachweisbaren Angaben, die Einer dem Andern nachschreibt. Höchstens der Verlust des 29. de Ligne spricht dafür, während das 13. Regiment im historique nur 350 Mann Verlust für sich angiebt. Wenn man nicht in der Lage ist wie ich, genaue Spezialforschung zu treiben, sollte man sich hüten, bestimmte Zahlen zu beziffern, wie denn auch Napoleons Verlust bei Aspern unsinnig übertrieben wurde. Alle daran geknüpften Folgerungen sind daher grundfalsch. Der Laienleser gewinnt auch ganz unklare Vorstellungen, wenn Korain ohne jeden erläuternden Zusatz „Friedland und Wagram Artillerieschlachten" nennt. Mit gleichem Grund könnte er fast jede andere Schlacht so nennen, sogar z. B. Eylau,

Borodino, Lützen, Wachau, Craonne in höherem Grade, da hier die Artillerie wirklich zuletzt den Ausschlag gab. Daß bei Friedland 30 Geschütze Bresche schossen, bei Wagram 100 den Zentrumstoß vorbereiteten, ändert doch nichts daran, daß dort wie immer die Infanterie den Hauptkampf führte und entschied. Ebenso stimmt es kaum, daß Napoleons Kavallerie den Ausgang einer verlorenen Schlacht nicht zu wenden vermochte, daß sie „bei Aspern, Leipzig, Waterloo vergeblich eingesetzt wurde". Denn bei „Leipzig" kommt doch nur der 16. Oktober für Murats Reitersturm in Betracht, und statt „verlorener Schlacht" handelte es sich hier darum, vollen Sieg zu erringen, was auf ein Haar geglückt wäre. Ebenso hätte Neys Reitersturm bei Waterloo zweifellos das englische Zentrum gesprengt, wenn nicht die Infanteriereserven gegen Blücher unvorhergesehener Weise hätten verwendet werden müssen, und handelte es sich auch hier beim Reiterangriff keineswegs um „verlorene Schlacht", sondern um Erfolgerzwingen. Nur für Aspern trifft dies zu, wie schon bei Eylau die fast verlorene Schlacht durch Murats Massenattacke eine bessere Wendung nahm, gerade hier aber wird die ungeheure Kraft napoleonischer Geschwader offenbar. Diese über alle Begriffe großartigen Attacken retteten besonders am ersten Tage (21. Mai), wo 96000 Österreicher gegen 30000 Franzosen standen, die Schlacht, die übrigens keineswegs im eigentlichen Sinne „verloren" gieng, da Napoleon seine ganze Stellung behauptete und ein Sieg gegen solche Übermacht auch am zweiten Tage ganz ausgeschlossen schien. Richtig gelesen, lehrt also der Vergleich solcher Großthaten mit den geringen Leistungen moderner Kavallerie höchstens, daß letzterer nicht mehr die frühere Leistungsfähigkeit und Führung zur Verfügung steht. Und dies um so mehr, als der Verlust, wie auch Korvin angiebt und ich in Spezialstudien zahlenmäßig feststellte, gegen Vorderlader mindestens so groß war wie heut gegen Hinterlader. Warum also Korvins apodiktischer Satz: „Die moderne Kavallerie ist vom eigentlichen Schlachtfeld verdrängt worden"? Er geht hier so weit, die Todesritte bei Vionville ironisch als besser „nach der Schlacht" geritten zu verdammen, ohne aber durchdachte Begründung dafür zu bieten. Nun wohl, ich selbst wies nach, daß die 1. Gardedragoner nicht das Fußvolk Cissey's zum Stehen brachten, daß Brigade Bredow nicht die Wirkung that, die unsre Legende ihr andichtet. Aber überhaupt eine Wirkung hatten diese Attacken dennoch, und jeder Vernünftige muß billigen, daß sie versucht wurden. Die Wahrheit dürfte daher in der Mitte liegen zwischen den Hymnen eines Kunz u. A. auf heut noch mögliche Massenattacken und dem gänzlichen Absprechen von Boguslawski u. A. Ebenso steht es mit dem Schußgefecht einer infanteristisch ausgebildeten Reitertruppe, wobei Korvin wieder, auf engherzig preußischem Drillstandpunkt festgebannt, die vorbildliche Leistung der amerikanischen Milizreiterei im Sezessionskrieg unterschätzt, wie er denn schon S. 27 das unsinnige Urteil über diesen gewaltigen Milizkrieg fällt, er habe „von vornherein einen wenig energischen Charakter getragen". Das Geheimnis des Erfolges liegt überhaupt nicht im Ausbilden irgendeiner Waffe, sondern im harmonischen Zusammenwirken aller, woneben bessere Bewaffnung und Taktik viel weniger bedeuten. So ist z. B. wieder falsch, daß 1859 das bessere österreichische Gewehr dem „französischen Elan mit dem Bajonett" erlegen sei; vielmehr gab das Schießgefecht der Tirailleurschwärme gegen die unbehilflichen österreichischen Bataillonsmassen den Ausschlag: daß letztere 1866 die Stoßtaktik übten, hieng also gewiß nicht mit einem 1859 gewonnenen „Trugschluß" zusammen, sondern mit dem natürlichen Bestreben, das diesmal umgekehrt bessere Gewehr des preußischen Gegners durch rasches auf den Leib Rücken zu paralysieren. Allein, wenn diese „Stöße" der Österreicher durch ihre überlegene Artillerie genügend eingeleitet wären, würden sie viel weniger verlustreich und vielleicht manchmal sogar erfolgreich ausgefallen

sein: mutete doch Napoleon seinen Sturmkolonnen sogar gegen schlechte Vorderlader keine Frontalstöße zu ohne äußerste Artillerievorbereitung. — Diese Einschränkungen stoßen jedoch Karvins Verdienst nicht um, in leicht faßlicher Form das Publikum über militärische Dinge belehrt zu haben.

Romane.

Zwei Frauen. Roman von August Niemann. (3. Aufl.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Ich habe allen Romanen und Abhandlungen gegenüber, die Erscheinungen irregeleiteter Erotik zum Stoffe haben, ein starkes Mißtrauen. Es gibt wenige darunter, von denen man sich bestimmt zu sagen getraut, dem Verfasser habe jeder Gedanke an unlautere Ausbeutung der Lüsternheit, der Neugier und des Sinnenkitzels ferngelegen. Ich will daher bezüglich dieses Romanes, der ein sogenanntes lesbisches Verhältnis behandelt, ausdrücklich feststellen, daß er von Anfang bis Ende sicher und geschmackvoll durchgeführt ist, wenn auch in künstlerischer Beziehung etwas trocken und ungleich durchgeführt.

Hermann Häfker.

Alfred Beetschen: Ein reiner Thor. Bayreuther Festspielroman. Berlin, Otto Janke.

Beetschen schwärmt offen für das heutige Bayreuth und heimlich für Ernst von Wolzogen, den Verfasser des „Kraft-Mayer"*); der erstgenannten Leidenschaft danken wir das Entstehen seines Romans, der weiters erwähnten den Charakter desselben. Ein an inneren und äußeren Vorgängen gleich armes Sujet gewinnt dank dem flotten, burschikosen Erzählerton, mit dem es vorgetragen ist, das Interesse des Lesers und hält es so lange Zeit fest, als die Lektüre des übersplendid gedruckten Buches in Anspruch nimmt.

Nicht uninteressant, wenn auch im Tone vollständig aus dem Charakter des Übrigen fallend, ist der Versuch, eine Parsifal-Darstellung in frei rhythmischer, oder gebundener Form zu schildern; auch einige bekannte Erscheinungen vom Festhügel sind mit leichtkarikierendem Witze gelungen festgehalten. Dagegen läßt das Bestreben, alle Herrlichkeiten Bayreuths samt Umgebung im Roman ihr Plätzchen finden zu lassen, schon mehr auf Forderungen der Praxis, als der Milieuschilderung schließen.

Jedenfalls wird Beetschens gelbes Buch neben dem bekannten „Raten" in Zukunft die gesuchteste Eisenbahnlektüre der Bayreuthpilger werden und manchem, an das klassische Tuskulum Wagners unter der Langeweile Gebannten gute Dienste leisten.

Hermann Teibler.

*) A propos! Wer hat seinerzeit, außer den wirklichen Liszt-Kennern, wohl bemerkt, daß in jenem v. Wolzogen'schen Roman bereits das „Überbrett'l" sich ankündigte? Das war doch keine „Liszt-Schule", sondern nur ein „Liszt-Tingeltangel"; war nicht eine Charakteristik Franz Liszts, vielmehr eine Karikatur seiner selbst wie seiner Umgebung. Der „Kunstwart" freilich gab damals, mit einigen reservationes mentales allerdings, ein amüsantes Kapitel aus jenem Roman als Textprobe seinen Lesern zum besten.

D. Schriftl.

Lyrik.

Willy Dencker: Mensch und Gott. Gedichte. München, Franz C. Mickl.

Derselbe: Die Brautnacht der Königin. Drama. Ebenda.

Willy Dencker wird noch viel zu lernen haben, bevor er uns eine ausgereifte Gabe schenken wird. Besonders die Form seiner Dichtungen läßt noch zu wünschen übrig; die Verse sind manchmal unbeholfen und ohne rechten Fluß, triviale Reime nicht selten. Trotzdem scheinen mir die beiden vorliegenden Werke das Recht zu geben, von W. Dencker noch Besseres zu erwarten. Der Vorwurf seines Drama's ist nicht ungeschickt gewählt, auch die Ausführung im

Allgemeinen dramatisch wirksam. Der bucklige Narr ist nicht übel gezeichnet, während die Charakteristik der Königin ziemlich schwach ist. — Auch in seinem Gedichtbuche, das dem Prinzen Schönaich-Caralath gewidmet ist, findet sich neben manchem Verbrauchten, Minderwertigen, originell und groß Gedachtes, packende Bilder neben mißlungenen. Am besten scheinen mir darin die größeren Gedichte philosophischen Inhalts; nur müßte Deucker seine Neigung zum Rhetorisch-pathetischen etwas eindämmen, damit sie nicht zum Überdruß hervortritt. Es sind zwei echte Erstlingswerke mit ihren Vorzügen und Fehlern, nach unabgeklärt, aber mit günstigen Anzeichen für eine künftige Entwicklung. Max Beyer.

Franz Philips: Tage und Jahre. Mit Holzschnitten von Leo Prochownik. Berlin, Siegfried Cronbach.

Ein schmales Bändchen von 25 Gedichten, dafür aber auch nur echte Gaben, innerlich Gereiftes und nichts Gedichtetes. Es ist ein ungemein schlichtes Buch und darum liebenswert. Die vier Abschnitte: „Kindertage, Edith, Ringen und Genesen, Leben" umspinnen den ganzen Lebensgang des Dichters, seine Jugend, das erste Liebesglück, den Kampf des Mannes, den Sonnenschein seines Heims und den starken Willen zur Zukunft. Die meisten Gedichte von Philips sind reimlos, ja einige neigen direkt zu der Holz'schen Form hinüber. Allen aber wohnt ein tiefes Gefühl, eine warme Innerlichkeit, ein feines dichterisches Empfinden inne. Ganz prachtvoll ist die Naturstimmung in „Fruchtbarkeit":

Über starkduftenden Kleefeldern
in glühendem Sonnenbrand
zittert die heiße Mittagsluft.
Fernhin Korn,
reglos,
erstarrt in tiefer Stille.

Dort aus dem Klee
richtet ein junges Weib sich empor,
den Kopf zurück, mit gehobener Brust,
breitet sie die Arme weit aus in die fruchtbare Mittagsglut.

— wie denn gerade auf diesem Gebiete Philips' Hauptstärke beruht. Zuweilen scheint er noch mit der Form zu ringen, was hier nicht als „dilettantisch" verstanden sein will, sondern in dem Sinne, daß ihm die alte Form nicht mehr zu genügen, die neue aber noch nicht völlig aufgegangen zu sein scheint, d. h., daß er nicht ganz den adäquaten Ausdruck für das findet, was und wie er es eben sagen will. Er ist sichtlich bestrebt, sich seine eigene Form zu schaffen. Auf jeden Fall ist Philips ein Dichter, der nicht die gewöhnliche Heerstraße schreitet. Die künstlerische Ausstattung des Buches ist von vornehmer Ruhe, und die Zeichnungen Prochowniks verdienen uneingeschränktes Lob.

Kurt Holm.

Vermischtes.

Sdi. Es wird die Leser unserer Zeitschrift, und sie zumal, sicherlich interessieren, zu vernehmen, daß die Publikation eines Büchleins unmittelbar bevorsteht, das — bei S. Schottländer verlegt und mit Buchschmuck von Hermann Hirzel ausgestattet — in eigenartigen Beiträgen (Gedichten und Essais) über Ludwig Jacobowski's, des bewährten, früheren Herausgebers dieser Blätter, Lebenswerk sich verbreiten wird. Die Namen der litterarischen Spender: Hermann Friedrich, Rich. Maria Werner, Rudolf Steiner, Otto Reuter, Georg Brandes, A. K. T. Tielo, Paul Remer, Thekla Lingen, Anna Ritter, Martin Boelitz u. A. sprechen allein schon für den Wert und die Wärme dieser Sammlung, auch wenn nicht der Name der pietätvollen Herausgeberin, Marie Stona selber, deren Ruf sie Alle wohl gerne gefolgt sind, jede Gewähr sozusagen für entsprechende Würdigung und Wirkung böte. Das Ganze soll auch noch durch ein Bild des frühverstorbenen Dichters, sowie durch ein Faksimile seines Gedichtes „Grabschrift" verschönt sein. All' dies rechtfertigt ja wohl, neben unserem näheren Verhältnisse zu dem

Verblichenen, hinreichend die für uns sonst ganz ungewohnte Form einer Voranzeige an dieser Stelle.

Die Musik. Illustrierte Halbmonatsschrift für die Entwicklung aller Zweige der Tonkunst, herausgegeben von **Bernhard Schuster.** Berlin, Schuster & Löffler; I. Oktoberheft (Probeheft) 1901.

Die deutschen Zeitschriften, ganz besonders jene, die der Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmet sind, haben in wenigen Jahren konsequenten Fleißes eine Höhe der künstlerischen Entwicklung erreicht, die selbst jenen noch mit Erstaunen erfüllt, der die treibenden Faktoren dieses Aufschwungs kennt. Und fast wird auf diesen Gebieten schon wieder zu viel des Guten gethan. Um so mehr mußte es befremden, daß auf dem Gebiete der Musik, die ja vielleicht den größten, wenn auch nicht urteilsfähigsten Interessentenkreis besitzt, noch kein den modernen Kunstzeitschriften ebenbürtiges Unternehmen sich hervorgewagt. Diesem thatsächlichen Bedürfnis scheint nun die durch ihre geschmackvollen Buch- und Zeitschriften-Veröffentlichungen bekannte Verlagsfirma Schuster & Löffler in Berlin durch eine neue Zeitschrift entgegenkommen zu wollen, die unter dem Titel „Die Musik" in vornehmstem Gewande und handlichem Format (Lexikonoktav) ab 1. Oktober zu erscheinen begonnen hat. Es wäre vielleicht nicht nötig gewesen, im Prospekt des Unternehmens alle übrigen, doch zum Teil hochachtbaren und verdienstlichen Musikzeitungen auf die Lanze zu nehmen, da die neue Zeitschrift thatsächlich in ihrem ersten Hefte ohnedies schon den Rekord in kaum zu überbietender Weise schlägt. Das Publikum, an das sich „Die Musik" wendet, ist das allerweiteste; kein neues Fach- oder Cliquenorgan soll hier erstehen, sondern eine moderne Revue für alle Musikverständigen. Die Ausstattung weicht denn auch gänzlich von dem bis jetzt üblichen Typus ab; starkes Papier, schöner Druck, zahlreiche Schmuckleisten, ein stimmungsvoller zweifarbiger Umschlag und eine Reihe (ca. 10) separat gedruckter Kunstblätter (Porträts, Karikaturen, Reproduktionen nach Gemälden, Zeichnungen und Plastiken) geben dem Ganzen eine Stattlichkeit und gehaltvolle Würde, die hoffen läßt, daß auch der Inhalt dem äußeren Gewande immer entsprechen wird. Die vorliegende Nummer nun enttäuscht auch in dieser Hinsicht nicht. Wir finden, um einiges zu nennen, wertvolle Studien über Bach und die deutsche Musik der Gegenwart von Dr. **W. Nagel,** Neue Beethovenstudien von Dr. **Th. Frimmel,** sehr beherzigenswerte Jubiläums-Betrachtungen über Bayreuth von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, **Dr. Seidl,** sehr interessante Briefveröffentlichungen über Bruckner (von Dr. **Max Graf**) und über das Verhältnis zwischen Raff und Liszt (von **Helene Raff**), eine Würdigung Brücklers von **G. Kuhl,** ferner anregende Essays von Dr. **Marsop** und **Crusen.** Über das Prinzregententheater plaudert **Paul Ehlers;** dann folgt eine Rückschau über die Musik des Sommers, Besprechungen aller Art, ein Verzeichnis der Universitätsvorlesungen über Musik, eine Bücher- und Musikalienrevue u. s. w. Als Sonderbeilage ist der erste Bogen einer interessanten Synoptik „Einhundert Jahre Musikgeschichte" beigegeben. Bei diesem reichen Inhalt dürfte wohl jeder etwas für sich finden. Hoffentlich halten sich auch die folgenden Hefte auf dieser Höhe und wahren im Übrigen an manchen Stellen noch einen etwas ruhigeren Ton. Vielleicht lassen sich — und zwar im Gegensatze zu den bekannten Gepflogenheiten der übrigen Musikblätter — auch die vielen Fortsetzungen vermeiden, dadurch daß lieber weniger, aber vollständige Artikel gebracht werden. — Wir wünschen der schönen Zeitschrift, deren Jahresabonnementspreis übrigens sehr gering ist (10 Mark) ein gutes Gedeihen und die weite Verbreitung, die sie ohne Frage verdient.

Richard Braungart.

Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäu's. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. **Karl Reiser.** Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 2 Bände.

Man muß es jedem Schriftsteller Dank wissen, der sich der großen Mühe unterzieht, litterarische Erzeugnisse der Volksphantasie zu sammeln und der Nachwelt zu übergeben. Diese Bemühungen sind um so dankenswerter, als die Sagen mit mythischem Einschlag immer mehr aus dem Gedächtnisse der Landbevölkerung schwinden. Dr. Reiser hat viele derselben in seine wertvolle Sammlung aufgenommen. Besonders ansprechend sind die Volksmythen über den altgermanischen Sturm- und Gewittergott, über weibliche Dämonen, über das mythische Kleinvolk, über verschiedene Leibeigene des Teufels, über versunkene Städte und Schlösser, über Unholde in Tiergestalt; ferner Sagen über irrende Seelen, über geschichtliche Begebnisse und volkstümliche Schwänke. Wo der nackte Aberglaube zu Tage kommt, da schränkt sich das Interesse für Volkstraditionen etwas ein, erwacht aber bei Mitteilungen über Gebräuche, die sich an wichtige Lebensabschnitte anlehnen, sowie bei Sprichwörtern, in welche das Landvolk seine Lebensphilosophie niederlegt. Daß Dr. Karl Reiser nicht nur ein kenntnisreicher Sammler, sondern auch ein Sprachgelehrter ist, beweisen seine gediegenen Aufsätze über die Volksmundart des Allgäu's. Der Verlag Kösel hat das gediegene Buch Reisers mit einer Fülle von Illustrationen ausgestattet. (Auch wird das Unternehmen, wie uns eine soeben eintreffende neue Lieferung beweist, fortgeführt! D. Schr.)

Sv.

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Aemilius, Theodor: Wilde Ranken. Sang und Sage für unmoderne Leute. Gotha, Gustav Schloeßmann. 148 S. M. 3,—.

Bartels, Adolf: Geschichte der deutschen Litteratur. I. Bd.: Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 1. u. 2. Aufl. Leipzig, Eduard Avenarius. 510 S. M. 5,—.

Benz, Friedr.: Die Evangelien der verstorbenen Frauen. München, Aug. Schupp. 146 S.

Berdrow, Otto: Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 421 S.

Berg, Leo: Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. 5 stark verm. Aufl. Berlin, Herm. Walther (Friedr. Bechly). 94 S. M. 1,50.

Berger, Alfred Freiherr von: Über Drama und Theater. Fünf Vorträge. 2. Aufl. Leipzig, Eduard Avenarius. 107 S.

Bleibtreu, Carl: Belfort. 88 S. M. 1,—. — Der Verrat von Metz. 109 S. M. 1,—. Beide: Stuttgart, Karl Krabbe.

Boelitz, Martin: London. Soziale Gedichte. 3. Aufl. Berlin-Eberswalde, Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck). 47 S. M. 1,—.

Boenemann, Wilhelm: Innere Mission. Eine Pfarrerstragödie. Dresden, Carl Reißner. 227 S.

Bürger, Dr. Paul: Über typische Durchbrechungen der dramatischen Einheit im französischen Theater in seiner Entwicklung bis an den Ausgang der klassischen Zeit. I. Teil: Das mittelalterliche Theater. Breslau, Preuß & Jünger (M. Jünger). 73 S. M. 2,—.

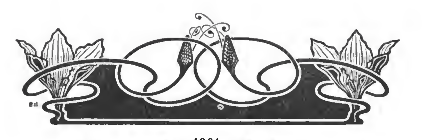
Christaller, Erdmann Gottreich: Zwischen Altem und Neuem. Schauspiel. Ottenhausen, O.-A. Neuenbürg (Württemb.), Selbstverlag. 57 S. M. 0,80.

Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Nachmittags von $4^1/_2$–$6^1/_2$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924.

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen. an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Band IV. ❊ 1901. ❊ Heft 3.

„Deutsche Zukunft."

Von Leon Zeitlin.

(Leipzig.)

Kürzlich fand ich in einer Zeitung unter der Rubrik „Vermischtes" — meist der gelesenste, oft freilich auch der beste Teil unserer Blätter — eine sehr interessante Miszelle. Es wurden darin die Prophezeiungen mitgeteilt, die bedeutende Männer der Vergangenheit in Bezug auf künftige politische, soziale, wirtschaftliche und technische Wandlungen ausgesprochen hatten. Wie verschieden aber auch all' das war, was sie von der Zukunft erwarteten, gemeinsam ist den meisten dieser Prophezeiungen — daß sie nicht in Erfüllung gegangen sind.

An diese Miszelle mußte ich neulich denken, als ich den Artikel „Deutsche Zukunft" von Professor Ludwig Stein (Bern) las. Zwar geht Stein nicht so weit*), ein Gemälde des künftigen Deutschland zu entwerfen, er begnügt sich vielmehr damit, die Art und Weise zu bestimmen, in der Deutschland sich an dem Kulturfortschritte dieses Jahrhunderts zu beteiligen hat; allein mag auch die Rolle, die Stein in dieser Entwicklung dem Germanentum im Allgemeinen und Deutschland im Speziellen zuweist, noch so verlockend und ehrenvoll sein, mir scheint er doch etwas zu optimistisch in die deutsche Zukunft zu blicken, und die Wege, die er dabei der deutschen Politik nach innen und nach außen vorschreibt, dürften überdies kaum geeignet sein, uns dem Stein'schen Zukunfts-Deutschland näher zu bringen.

*) „Zukunft" Nr. 49.

Stein unterscheidet in der europäisch-amerikanischen Staatenwelt drei Kulturtypen: den germanischen, den romanischen, den slavischen. Charakteristisch für den germanischen Kulturtypus ist ihm das Vorherrschen des Verstandes, für den romanischen dasjenige der Phantasie, für den slavischen das des Gefühls. Dabei weist Stein darauf hin, wie diese charakteristischen Merkmale ganz besonders deutlich in den herrschenden Religionen zum Ausdrucke gelangen. „Der Protestantismus appelliert an den kühlen Verstand, an den stahlharten sittlichen Willen (den Pflichtbegriff), der Katholizismus an die Phantasie, die orthodoxe Kirche an das Gefühl." . . . Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, ob und wie weit eine solche Einteilung zutreffend ist, ob namentlich die strenge Scheidung von Verstandes-, Phantasie- und Gefühlskultur nicht doch etwas recht Willkürliches an sich hat. Hier interessieren uns mehr die Konsequenzen, die Stein aus der Thatsache zieht, daß unser Kulturtypus seine Entstehung einer Umwälzung des Weltverkehrs verdankt und seine bestimmenden Eigenschaften weder von der romanischen Phantasie noch vom slavischen Gefühl, sondern von der germanischen Intelligenz und Thatkraft empfieng. Damit ist dann, seiner Meinung nach, die Berechtigung von selbst gegeben, daß die Weltpolitik des 20. Jahrhunderts ihre Direktive von der germanischen Rasse erhält.

Und Deutschland? Sein Weg ist nach Stein deutlich vorgezeichnet. Die Germanen haben ja schon die ersten Schritte zur Erlangung der künftigen Weltherrschaft gethan, denn die Verkehrshegemonie, die die Grundlage der politischen Hegemonie bildet, liegt bereits zum weitaus größten Teil in den Händen der germanischen Rasse. Diese Hegemonie gilt es vor Allem zu festigen. Statt also in erbitterten Konkurrenzkämpfen sich gegenseitig zu schwächen, sollten die Haupt-Handelsrivalen, Deutschland, England und die Vereinigten Staaten, sich zunächst handelsvertraglich näher liieren. Man mache die Konkurrenten zu Kompagnons und damit unschädlich. Doch dabei dürfe man nicht stehen bleiben. Dann müßte vielmehr ein Weiterausbau des Vertragssystems unter den genannten Staaten angestrebt werden, so daß schließlich schiedsrichterliche Schlichtung eventueller Differenzen die „Stammesfehden" ersetzte. Ist aber dies Ziel erst erreicht und sind die Germanen unter sich einig, dann wird man, so prophezeit Stein, mit den anderen Kulturvölkern leicht fertig werden. Das Slaventum wird aus Europa verwiesen und mit Asien abgespeist. Die Romanen können sich der germanischen Umklammerung nicht entwinden; sie müssen mit den Germanen gehen, oder sie werden untergehen.

In seiner inneren Politik muß nun Deutschland in erster Linie darauf bedacht sein, sich das geeignete Menschenmaterial für die kommende

Weltherrschaft heranzuziehen, und dies kann ihm, wie Stein annimmt, nur von einer Arbeiter-Aristokratie mit möglichst hoher Lebenshaltung geliefert werden. Denn ein so gestalteter vierter Stand trägt nicht allein dazu bei, die Konkurrenzfähigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkt zu erhalten und zu verstärken, sondern er garantiert gleichzeitig auch die Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung, er bildet ein Bollwerk gegen die Umsturzgelüste des fünften Standes, des Lumpenproletariats ...

Das ungefähr sind die Leitlinien, die Stein der deutschen Politik zieht. Ohne Zweifel muß uns ein solches Ziel locken. Wird es aber überhaupt je erreicht werden, und ist es insbesondere auf dem vorgeschlagenen Wege erreichbar? Das sind andere Fragen. Auf die erste eine Antwort zu geben, werde ich wohlweislich unterlassen; ich zähle leider nicht zu den Männern, die das Recht haben, als Propheten, wenn auch nur als falsche, aufzutreten. Anders verhält es sich mit der zweiten Frage. Mit seinen positiven Vorschlägen berührt Stein Probleme, die der Gegenwart angehören, die im Brennpunkte des Interesses stehen und zu denen die deutsche Politik heut' oder morgen doch Stellung nehmen muß.

Da möchte ich zunächst darauf hinweisen, daß ein Pangermanismus, wie ihn Stein so warm empfiehlt, in Deutschland zur Zeit noch sehr wenig Anhänger zählt und auch nur wenig Aussicht haben dürfte, in absehbarer Zeit an Boden zu gewinnen. Man könnte vielleicht sagen, wie vor Gründung des Reiches die kleindeutsche und die großdeutsche Partei um die Siegespalme stritten, so wird uns die Zukunft womöglich eine kleingermanische und eine großgermanische Partei bescheren. Der Gedanke an die innigere Vereinigung Deutschlands mit Deutsch-Österreich, der deutschen Schweiz, den nordischen Königreichen und Holland mag wohl das Herz manches Alldeutschen höher schlagen lassen; die Aussicht auf eine engere Verbindung mit den „angelsächsischen Vettern" und den Amerikanern — schwerlich. Kann doch von Sympathien für England in Deutschland heutzutage eigentlich gar keine Rede sein, und auch die für die Vereinigten Staaten sind unschwer zu zählen. Ob es nun gelingen wird, diese Staaten, die, wie Stein richtig bemerkt, unsere erbittertsten Konkurrenten auf dem Weltmarkte sind, nach seinem Rezepte durch Handelsverträge aus Konkurrenten zu Kompagnons zu machen, muß durchaus zweifelhaft erscheinen; denn schwerlich wird man angesichts der durch die Fortschritte der Technik so kolossal gesteigerten Produktionsfähigkeit heute sagen dürfen: Raum für Alles hat die Erde. Überdies pflegen Konkurrenten nur dann geneigt sein, sich zu vereinigen, wenn sie dabei zu gewinnen hoffen. Ein Land aber, das unter so günstigen Bedingungen produziert wie die Vereinigten Staaten,

wird sich schwerlich als Teilhaber mit Wenigem begnügen wollen, wenn es Aussicht hat, als selbständiger Unternehmer bessere Geschäfte zu machen. Und zu solchen Hoffnungen ist Nord-Amerika, wie gesagt, Dank seinen günstigen Produktionsbedingungen durchaus berechtigt. Aber angenommen selbst, es gelänge: Deutschland, England und die Vereinigten Staaten teilten sich brüderlich in den Welthandel, so weit er noch zu teilen ist, namentlich in denjenigen Ostasiens, von dessen Zukunft sich Stein offenbar sehr viel verspricht. Würden sie dort überhaupt kulturlich zu wirken vermögen? Würde sich da nicht vielmehr die slavische Gefühlskultur, die so gefühllos aus Europa verwiesen wurde, sehr unangenehm bemerkbar und den Germanen die Herrschaft streitig machen?

Doch wozu in die Ferne schweifen? — auch für die innerdeutsche Politik dürften sich die von Stein vorgeschlagenen Pfade als vielfach verschlungen und ungangbar erweisen, bezw. mit seinen weltpolitischen Zielen kaum in Einklang zu bringen sein. Neben der intellektuellen und materiellen Hebung des vierten Standes bildet nämlich die Versöhnung der divergierenden Interessen von Landwirtschaft und Industrie die unerläßliche innerpolitische Vorbedingung für eine deutsche Zukunftspolitik im Steinschen Sinne. Daß sich diese Bedingungen erfüllen lassen, wird von Prof. Stein angenommen; er mußte nun Rechenschaft geben, wie dies zu geschehen hat, und man durfte wohl gespannt sein auf den „Stein“ der Weisen, der uns zu einer befriedigenden Lösung dieser überaus schwierigen und verwickelten Probleme verhelfen soll. Ludwig Stein scheint nun seine Aufmerksamkeit zunächst der ersten Frage zugewandt zu haben; der Titel eines weiteren Artikels aus seiner Feder: „Deutsche Sozialreform“*) läßt wenigstens darauf schließen. In der That, eine „Sozialreform“ im besten und weitesten Sinne des Wortes, das wäre freilich der Weg zum sozialen Frieden und damit auch zu wirtschaftlicher Macht, und so hofften wir denn in jenem Artikel gangbare Wege vorgezeichnet zu finden, die zu diesem idealen Ziele hinführen könnten. Allein, wir erlebten eine arge Enttäuschung; denn das, was wir erwarteten, fanden wir nicht. Nur darüber, was geschehen soll, will uns der Artikel Auskunft geben; über das Wie? aber sollen wir auch jetzt noch nichts erfahren. Oder wissen wir vielleicht, was wir thun müssen, wenn wir nachstehenden sozialen Rezepten Steins folgen wollten? „Den neuen Arbeitertypus zu nationalisieren: das scheint mir die Hauptaufgabe einer innerdeutschen Reformpolitik“, oder „Stellen wir dem internationalen, radikalen einen nationalen Sozialismus entgegen, den Geist der Versöh-

*) „Zukunft“ Nr. 51.

nung dem Geist des Aufruhrs, die Macht der Ohnmacht, und geben wir da greifbare Thaten, wo die wühlenden Feinde des Staates nur leere Worte boten".

Ohne Zweifel sind die Erörterungen über Wesen und Bedeutung des modernen Industriearbeiterstandes, auf Grund deren Stein zu solchen Postulaten gelangt, ungemein interessant; allein sie vermögen uns doch nicht die fehlende Erklärung, was denn eigentlich nationaler Sozialismus ist, zu ersetzen. So muß man denn zusehen, ob sich nicht anderswo findet, was hier fehlt. „National-sozial" — mich dünkt, ich hätte dieses Wort schon oft gehört. Vor einigen Jahren schrieb es eine Schar wackerer, edel denkender Männer auf ihre Fahne. „National-sozial", so nannte sich eine Partei, die sich berufen glaubte, das Erbe der Sozialdemokratie anzutreten. Aber die alte Erbtante hat ein zähes Leben, sie lebt noch immer und scheint sogar schwere Krisen mit bewunderungswürdiger Zähigkeit zu überstehen. Der „national-soziale" Gedanke hat in Deutschland bislang nicht Wurzel fassen können, und er hatte doch wahrlich einen guten Anwalt gefunden. Woran mag das wohl gelegen haben? Diese Frage zu beantworten, ist hier nicht der Ort*) es mag genügen, die Thatsache zu konstatieren. Auch so aber wird man wohl sagen dürfen: Versteht Stein unter nationalem Sozialismus das selbe wie Pfarrer Naumann und seine Leute, dann kann nach den gemachten Erfahrungen von seinem Rezepte wohl keine Heilung der sozialen Krankheit erwartet werden. Ist ihm jedoch nationaler Sozialismus etwas Anderes — nun, so kann man nur wünschen, daß wir recht, recht bald dieses sein soziales Allheilmittel näher als bisher kennen lernen!

Über das zweite Problem hat sich Ludwig Stein bisher noch gar nicht vernehmen lassen, doch wie er sich auch entscheiden mag, immerhin giebt es ja nur zwei Wege. Wenn er, wie es den Anschein hat, einen weit gehenden Schutz der Landwirtschaft — und zwar in erster Linie aus monarchischen Erwägungen — befürwortet, dann ade, Weltpolitik und Weltherrschaft! Darin liegt für den Vertreter einer solchen Anschauung noch durchaus kein Vorwurf, man hat sich eben in diesem Falle in der Frage: „Kosmopolitische Exportpolitik mit einem gewissen romantisch-abenteuerlichen Geiste auf der einen Seite — auf Selbstbeschränkung gegründete nationale Unabhängigkeit auf der andern Seite" (Oldenburg) zu Gunsten des Letzteren entschieden. Wird Deutschland aber Industriestaat à la England, dann wird sich in der auswärtigen Politik wohl eher eine Anlehnung an den agrarischen Nachbar Rußland als an den industriellen Vetter England empfehlen. —

*) Vgl. die „Kritische Ecke" dieses Heftes — d. Schr.

Indessen, ich bemerke, daß ich selbst auf dem besten Wege bin, in Zukunftspolitik zu machen. Darum, zurück zur Gegenwart und nur ganz kurz und nur ganz allgemein ein paar Worte über die deutsche Gegenwartspolitik! Aufgaben genug hat sie zu lösen. Wirtschaftspolitisch: Industrialisierung des Ostens; sozialpolitisch: Ausbau der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes; finanzpolitisch: Reichssteuerreform; handelspolitisch: Abschluß von langfristigen Handelsverträgen ohne Preisgabe der Landwirtschaft, aber auch ohne unnötige Begünstigung des Großgrundbesitzes. Im Übrigen: toujours en vedette! Das alles ist nicht neu, es ist schon oft und von Berufeneren gesagt worden, aber es kann ja auch gar nicht oft genug gesagt werden. Es wäre Realpolitik in des Wortes bester Bedeutung, und würde sie befolgt, so könnte man auch beruhigt in unsere deutsche Zukunft blicken, die dann zwar nicht auf dem Wasser läge, wohl aber auf einem mindestens ebenso festen Fundamente!



Zum Problem der Luftschiffahrt.*)

Vom k. k. Major a. D. A. Hoffmann von Vestenhof.
(München.)

Lange, bevor noch die jüngsten Versuche mit den „lenkbaren Ballons" abgeschlossen waren, dürfte man sich in den engeren Kreisen der Fachmänner darüber klar gewesen sein, daß sich der Ballon in seinen verschiedenen Formen **niemals** zu einem Flugwerkzeug, zu einem Verkehrsmittel heranbilden lassen dürfte. Gewisse Erfolge, die diesen mit allem Raffinement der Technik unterstützten Versuchen nicht abzusprechen waren, verführten immer wieder auf's Neue zu Anstrengungen, das Märchen vom „lenkbaren Luftballon" zu verwirklichen.

Die Thatsache, daß mit der Größe der Ballons sich ihre Tragfähigkeit in ein günstigeres Verhältnis zu ihrer Oberfläche setzt, die man

*) Wer sich allenfalls darüber wundern wollte, an dieser Stelle auch einen **solchen** Artikel — nebenbei bemerkt: aus der Feder eines ausgezeichneten Fachmannes, der sogar an der Lösung der Unterseeboots-Frage praktisch sich beteiligt — vorzufinden, der möge daran erinnert sein, daß unsere „Gesellschaft" im weitesten Sinne des Wartes ein „Organ für Kunst und Kultur" sein will. Man braucht ja auch nur einmat einen Blick in Nietzsche's Schriften zu werfen, um einzusehen, welche Veränderungen aus einer „Vogelperspektive" der Zukunft für unsre gesamte Welt- und Lebensanschauung sich ergeben würde. D. Schriftl.

übrigens noch nach der Bewegungsrichtung hin durch geeignete Zigarren- oder Schiffsform zu verringern im Stande war, hat immer neue Unternehmer zur Erbauung immer riesigerer Formen verleitet, ohne daß man dabei bedachte, daß der einzige Faktor, der das ganze System unmöglich macht, damit nicht aus der Welt geschafft werden könne. Es ist das nicht die Dünne, die Leichtigkeit des Mediums, in welchem sich diese Ballons, getrieben von starken und dabei leichten Maschinen, bewegen sollen — es ist die eigene Gewichtslosigkeit (richtiger das Mindergewicht), auf der das System beruht und die eine Aufspeicherung jener Energie unmöglich macht, die zu einer stetigen Bewegung in unserem Sinne notwendig wäre. Und gesetzt den Fall, man wäre im Stande, den Ballons gewisse nennenswerte Geschwindigkeiten, z. B. 40—50 Kilometer in der Stunde, zu geben — es wären die Luftströmungen besser erforscht, die Ballonhüllen undurchlässiger gemacht und damit längere Fahrtdauer gewährleistet, so tritt doch immer erst beim „Landen" der kritische Moment der ganzen Fahrt ein, der über Bestand oder Vernichtung des ganzen kostbaren Apparates, und sagen wir auch seiner Besatzung, entscheidet. Den gewöhnlichen Rundballon landet man, indem man an einem geeigneten Platz (gewöhnlich hat man nicht viel Zeit noch Gelegenheit, ihn zu wählen) Anker wirft und den schon früher etwas entleerten und nun je nach der Windstärke sich mehr oder minder ungeberdig verhaltenden Ballon durch Zerreißen, d. h. Auftrennen einer Naht in der Richtung vom Zenith abwärts durch Anziehen der Reißleine, schnell entleert — damit zur Ruhe bringt. Dieses Manöver, das bei einiger Geschicklichkeit für die Mannschaft gewöhnlich glatt abläuft, läßt sich mit den „lenkbaren Langballons" nicht ausführen.

Diese Langballons sind zur Erhaltung ihrer Zigarrenform gewöhnlich durch ein leichtes und daher auch zartes Innengerüste versteift, welches einerseits ein „Zerreißen" unmöglich machen und überdies beim Zusammenfallen der schweren Ballonhülle unfehlbar zerstört werden würde.*)

*) Gleich jetzt will ich bemerken, daß die Haffnungen, die man an das Aluminium zur Herstellung aon leichten Ballanhüllen ader Versteisungen geknüpft hal, sich nicht erfüllen. Nur als Gußstück und in ziemlich starken Stücken ist es für gewisse Zwecke verwertbar — als Blech und Draht ist es eigenlümlich knilterig und unelastisch. Ein mit großen Kasten hergestellter Aluminiumballon, der aar einigen Jahren bei Wien aersucht wurde und im Freiflug vermöge seiner günstig gewählten Farm bei Windstille bemerkenswerte Lenkbarkeit zeigte, war nach der Landung ein unentwirrbarer Haufen van Blech und Draht. Auch die Legierungen des Aluminiums zeigen bis zu einem gewissen Grade die selben unangenehmen Eigenschaften, wenn nicht ein größerer Zusatz aan Schwermetall (Kupfer) ihnen diese, zugleich aber auch die Leichligkeit benimmt. Besser aerträgt das Aluminium, wie erwähnt, eine Verwendung in gräßeren Stücken, z. B. als Fundamentplatten u. s. w.

Ein solcher versteifter Ballon könnte also nur geborgen werden, wenn er am Landungsplatze von der entsprechend widerstandsfähigen Landemannschaft (40—50 starke, geschulte Männer), später Dampfbooten oder Lokomotiven, in Empfang genommen und in sein Haus (das Ballonhaus) geführt würde. Vorausgesetzt würde dabei werden müssen, daß der Ballon pünktlich und ziemlich genau an der Landestelle einträfe — und daß kein allzu starker Wind dabei wehte! Feste oder schwimmende Ballonhäuser mit entsprechend ausgiebigen Gasanlagen, radialen Schienensträngen mit Lokomotiven auf dem Festlande oder Dampfboote auf großen Wasserflächen würden so ziemlich ein Bild einer „Ballonstation" der Zukunft geben. Wenn nun auch Gelegenheiten vorkommen werden, die die Anwendung jedes Mittels, auch des gefährlichsten, teuersten, unsichersten, rechtfertigen — so wird doch dem praktischen Verkehr ein solcher Aufwand von Mitteln für relativ geringe Leistungen nie entsprechen, eine solche Maschine also nur im Dienste der Wissenschaft und des Krieges Verwendung finden können. Für Forschungsreisen in unwirtlichem Lande z. B. könnte ein lenkbarer Ballon wertvoll werden, indem der Führer, die vorhandenen günstigen Luftströmungen ausnützend, den ungünstigen ausweichend, immerhin mehr Chancen für den Erfolg als mit einem Rundballon hätte. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß Andrée's Fahrt glücklicher geendet haben würde, hätte er statt seines hilflosen Rundballons z. B. den diesem Zweck entsprechend ausgerüsteten Langballon Zeppelins benützen können. Eine Kreisströmung über dem Pol angenommen, hätte er, den äußeren Ausläufern derselben zustrebend, seine offenbare Rundfahrt in eine tangentiale verwandeln und so dem unheilvollen Wirbel entkommen können, in welchem er wohl seinen Untergang gefunden. Daß die Maschine auch beim vollsten Erfolg in einem solchen Fall von vornherein als aufgegeben betrachtet werden muß, ist wohl selbstverständlich.

Auch über den wissenschaftlichen Erfolg einer derartigen, wenn schon gelungenen Expedition darf man sich übrigens keine allzu großen Vorstellungen machen. Eingehende Untersuchungen anzustellen, dürfte durch die Unmöglichkeit eines Anhaltens, durch die wechselnde, meist bedeutende Entfernung des Forschers von der Erdoberfläche, infolge partieller Bedeckung derselben durch Wolkenbildung und mit Rücksicht auf die bei solcher Gelegenheit nicht zu unterschätzende Beanspruchung aller körperlichen und psychischen Potenzen der Mannschaft für die Leitung und Bedienung des Fahrzeugs unmöglich gemacht werden. Die Ergebnisse einer solchen Reise werden sich also hauptsächlich nur auf die allgemeinsten meteorologischen und geographischen Beobachtungen beschränken. Noch viel schwieriger dürfte

sich die Verwendung der steuerbaren Ballons für Kriegszwecke gestalten. Hier handelt es sich um die Notwendigkeit des „Zurückkommens“. Und gerade das dürfte mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft sein. Abgesehen von allen den vorgeschilderten Fatalitäten, die sich vielleicht durch die naturgemäß militärische Organisation auf ein gewisses Maß einschränken ließen, und immer unter der Annahme der günstigsten Umstände — wird sich ein solches Fahrzeug, um wirklich wertvolle Beobachtungen anstellen zu können, in großen Schlingen über dem Manövriergebiet des Gegners bewegen müssen. Dabei kann von einem, wenn auch nur kurzen Stillstehen in den seltensten Fällen die Rede sein. Die Höhen, in denen das Fahrzeug sich bewegen müßte, dürften wohl kaum 2000 Meter übersteigen, da man erfahrungsgemäß nur große Truppenmassen von einer solchen Höhe aus noch zu erkennen im Stande ist. Auf diese Entfernung aber ist ein so großes Objekt noch immer im wirksamen Feuerbereich des Gegners. — Wenn nun auch erfahrungsgemäß auf einen gewöhnlichen Fesselballon Gewehrfeuer bei der Kleinheit der Schußlöcher nahezu gar keine, Schrapnellfeuer nur sehr langsam eintretende Wirkungen haben (erst die durchschlagenden Böden eines 9 Zentimeter-Schrapnells brachten einen alten Rundballon allmählich zum Sinken), so wird sich doch bei dem Langballon mit seiner inneren Versteifung, mit seinen Maschinen u. s. w. die Sache auf Seiten des Fahrzeugs viel ungünstiger gestalten. Nur einige Treffer in das zarte Gefüge der Innenversteifungen, in die Maschinen — unheilbare Deformationen und Maschinenhavarien würden den stolzen Flug alsbald beenden. Wie früher erwähnt, ist ein Ballonhaus für einen solchen Riesen eine unabweisliche Notwendigkeit während der Nacht, der Zeit der Reparaturen, Gasnachfüllung oder auch selbst übermächtiger Luftströmungen. Wie nun ein der Größe eines solchen Ballons entsprechendes Gebäude, es wäre denn als Zelt zu denken, mobil ausgestattet werden könnte, gäbe Stoff zur Lösung eines Problems — ebenso schwierig vielleicht als das seines Insassen. Ziehen wir das Resumé aus der Geschichte des Luftballons, inklusive der allerneuesten Episode derselben: des Ballons „Santos-Dumont“, so müssen wir uns zu dem Satze bequemen, daß von den hochfliegenden Erwartungen, die von der ersten Montgolfière an den Ballon als Verkehrsmittel der Zukunft geknüpft wurde, nichts übrig geblieben ist, was in der Folge zu neuen Versuchen ermutigen könnte.

Schon längst hat deswegen auch die Technik andere Wege eingeschlagen, mit festem Auge dem Vogel folgend, der, trotz seines hohen Eigengewichts, ungehindert durch die leichte Luft mit ungemessener Schnelligkeit seinen Weg nehmend, uns die Möglichkeit überzeugend darthut, Gleiches erreichen zu können.

Präzisieren wir vor Allem die Forderungen, die wir an eine „Flugmaschine", dem praktischen Bedarf allein Rechnung tragend, stellen müssen, so ergiebt sich ein Fahrzeug, das mit hohen Geschwindigkeiten (200 bis 300 Kilometer per Stunde) den Transport einer beschränkten Personenzahl in möglichst gerader Richtung und unabhängig von den normalen Luftströmungen zu vermitteln vermag, ohne 1. besondere Anforderungen an die persönliche Kraft, Gewandtheit und Enthaltsamkeit seiner lebenden Fracht zu stellen, — 2. ohne an den „Stationen" besonderer Vorkehrungen zum Abflug und zum Landen zu bedürfen, als etwa gerader oder geneigter Flächen — Gelegenheiten zur Ergänzung des Maschinenbetriebsmaterials und anderer Vorräte.

Ich sagte früher „seiner lebendigen Fracht" mit einer gewissen Absicht; eine andre als eine solche, mit Ausnahme etwa von besonderen Originalkorrespondenzen, Zeichnungen, Dokumenten, etwa noch Instrumenten, befördern zu wollen, entspräche kaum einem reellen Bedürfnisse. Depeschen befördert der Telegraph schneller, und einen Lastenverkehr wird ein Denkender wohl keiner Flugmaschine zumuten. Die Mittel, die versucht wurden und werden, um „fliegen zu können", sind zu zahlreich, als daß sie den Gegenstand eines eingehenden Referates bilden könnten. Ich will dabei alle jene Systeme unberührt lassen, die nicht den Weitflug, sondern blos ein Aufsteigen in mehr oder minder senkrechter Richtung bezwecken oder irgend welche Verbindung mit der Erde voraussetzen, etwa nach Art der Drachen; oder deren Flugdauer so beschränkt ist, daß man von einer Bewegung in unserem Sinne nicht sprechen kann. Auch Formen, die nicht Fisch, nicht Fleisch, an einen Ballon etwa Flügel ansetzen und so die Vorteile des einen mit der Sicherheit des andern Systems verbinden wollen, seien hier nicht weiter berührt.

An der Lösung des Problems der „Freiflieger" arbeiten die Männer dieses Faches hauptsächlich von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus, die eigentlich nur in rein technischer Beziehung von einander abweichen. Die Einen suchen, die Flugtiere nachahmend, die Bewegungsorgane derselben möglichst getreu zu kopieren; die Anderen, nur die Effekte derselben in Betracht ziehend, diese Organe maschinell zu übersetzen. Als Illustration zu dieser letzten Richtung möge das bekannte Spielzeug, der „japanische Schmetterling" dienen: die durch das Gummiband zur Drehung gebrachten Schraubenflügel bilden hier das tragende Moment. Die drachenförmige Papierfläche am Vorderende hat den Zweck, als Kiel dienend, das Mitdrehen des Rahmens zu verhindern und giebt dem kleinen Apparate die Stetigkeit der Richtung des Fluges. Ein Modell für den Vogelflug ist



mir nicht bekannt geworden — es wäre denn, die berühmte Ente von Vaucanson, die geflogen, gegessen und noch anderes gethan haben soll, hätte wirklich existiert.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auch noch die Thatsache zu konstatieren, daß tierische motorische Organe und damit hervorgebrachte Äußerungen nur sehr selten maschinell glücklich nachgeahmt wurden. Das, was wir als Nachahmungen anzusehen gewohnt sind, sind gar keine solchen, sondern Übersetzungen in Bewegungsformen, wie sie im Tierreich organisch nirgends vorkommen; es giebt kein Tier mit Rädern (die Trommelhasen etwa ausgenommen) oder einen Fisch mit Schraube und Steuer. Und wie wünschenswert wären Fortbewegungsmittel für das Hochgebirge, das Eis, die Wüste u. s. w. Nur der Vollständigkeit halber will ich hier zweier Fortbewegungsmittel erwähnen, die direkt dem Tierreich entnommen sind: das Ruderpaar gewissen Krebsen und Fischen — das einzelne Ruder dem Fischschwanz und endlich das Repulsionssystem der Schiffe vom Typ „Waterwitch" dem Kalmar.

Ich werde in der Folge an diesen Gegenstand anknüpfen. Kehren wir zurück zur ersten Gruppe der Flugtechniker, d. h. jener, die mehr oder minder getreu dem idealen Vorbilde, dem Vogel, nachstrebend, den Flügelschlag bei ihren Modellen als erstes Mittel anwenden. Zerlegen wir den Gesamt-Effekt des Vogelfluges, so wie er sich unserem Auge darstellt, in seine verschiedenen Elemente, so sehen wir alle guten Flieger: Reiher — Raben — Adler — Geier, die Bewegung beginnen mit einem Vorwärtswerfen auf ebenem Boden, Vorlaufen mit halb oder ganz geöffneten Schwingen, die kräftig und nicht zu schnell nach abwärts schlagen. Beim ruhigen Flug geht das dadurch bewirkte, mehr oder minder steile Aufsteigen in die Bewegung des Streichens über. Es ist das ein durch langsame Flügelschläge aufgehaltenes Sinken des schweren Vogels, wobei die horizontal gehaltenen Schwingen als Fallschirm wirken. Das dem Auffliegen kurz vorhergehende Auspumpen von Luft aus den Hohlräumen des Vogelleibes hat offenbar keinen Einfluß auf das Flugvermögen. Wir sehen Vögel auffliegen mit Lasten, die das auf der Wage kaum wahrnehmbare Mindergewicht der im Vogelleib verdünnten Luft gar nicht in Betracht ziehen lassen. Die Flugbewegung endet in einem schnelleren oder langsameren Fall des Vogels, der schließlich in geringer Höhe vom Boden sichtbar sein Gewicht nach rückwärts wirft, um dann mit scheinbar herabhängenden Flügeln und vorgestreckten Fängen oder Stelzen aufzustehen. Wendungen werden durch seitliche Gleichgewichtsveränderungen — das schnelle Fallen oder Stoßen durch Abwärtsdrehen des ausgebreiteten

Schwanzes, Falten der Flügel u. s. w. bewirkt. Im Wandern, Jagen oder Erschrecken werden diese Bewegungen stärker, schneller oder unregelmäßig. Nur wenige Vögel fliegen bei schwerem Wind. Möven habe ich aber selbst gegen die heftigsten Böen aufkommen sehen und dabei ihre Bewegungen genau beobachten können. Sonst sehr gute Flieger, z. B. Reiher, Gänse, landen nach der Überquerung des Mittelmeers in der Linie Nildelta und griechisch-albanesisches Littoral nach kaum zehnstündigem Fluge ganz erschöpft, wenn sie naß werden. Diese Abschweifung soll nur zeigen, daß alle die hochfliegenden Wünsche eine Grenze gezogen finden.

Alle diese Bewegungen müßte nun der Konstrukteur möglichst getreu nachahmen können, um ähnliche Effekte bei seiner Maschine, also in's hundertfach Größere übertragen, zu erzielen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten, ist man überhaupt der Lösung so nahe gekommen, wird man weniger im Mangel eines richtigen Krafterzeugers, des Motors, noch im Materiale der schwingenden Flächen usw. zu suchen haben, als vielmehr in einem dritten geheimnisvolleren Faktor — der Steuerung und dem Steuerungsmechanismus. Ihm sollen, da er wohl bei allen Systemen der künftigen Flugmaschinen von gleicher Bedeutung sein wird, am Schlusse unserer Betrachtung einige Sätze gewidmet sein. Wenn auch die Technik der Neuzeit über gewisse leichte und dabei verhältnismäßig sehr kräftige Motoren verfügt, so eignen sich diese für die großen, weitausgreifenden und dabei langsamen Bewegungen doch nicht, die wir bei den lokomotorischen Äußerungen der Flugtiere bemerken, und die überdies von außerordentlich feinen und wirksamen Steuerungen, nahezu augenblicklich dem Bedürfnisse entsprechend, abgeschwächt, verstärkt, eingestellt und begonnen werden können. Die Motoren, die aus verschiedenen Gründen für diese Zwecke allein in Betracht gezogen werden dürfen, also die leichten Kleinmotoren, Gas-, Spiritus- und Benzin- usw.-Maschinen, summieren ihre hohen Kraft-Effekte aus vielen kleinen und kurzen Einzelleistungen, d. h. sie haben hohe Tourenzahlen, die der Konstrukteur erst in die entsprechend langen und langsamen Bewegungen übersetzen müßte, um zu seinem Schwingenschlag zu gelangen. Überdies müßten sich diese Bewegungen mit größter Pünktlichkeit, da ja nur durch sie die Maschine getragen wird, nicht nur vollziehen, sondern auch modifizieren lassen. Es sind das Bedingungen, denen unsere heutigen Kleinmotoren jedenfalls noch nicht entsprechen. Der Automobilist befindet sich, wenn sein Motor einmal seine neckischen Launen äußert, höchstens in der allerdings wenig angenehmen Situation eines mit der Nuß gefangenen Affen (man verzeihe das Gleichnis!), den seine Kameraden mit der teilnahmsvollen Beharrlichkeit

umringen, die in solchen Fällen die Vier-Händer und ihre höheren Verwandten auszeichnet — für den Mann in der Flugmaschine würde ein solches Versagen wahrscheinlich eine Katastrophe bedeuten. Gegen diese Schwierigkeit tritt die Materialfrage weit zurück. Die Flugtechniker werden einsehen lernen, sofern sie es noch nicht schon ohnehin gethan haben, daß es weniger auf die Leichtigkeit, als auf die formrichtige Verwendung eines Materials ankommt, welches sich der Tiersubstanz mit ihrer unvergleichlichen Festigkeit und Elastizität möglichst nähert.

Viel einfacher und leichter halte ich den gewünschten Effekt auf dem zweiten Wege erreichbar. Bei den Flächenfliegern — Aeroplanen, wie sie im Gegensatz zur ersten Gruppe genannt werden — sind die eigentlichen Träger des Apparats große, fallschirmähnlich wirkende Flächen, unter denen, mit ihnen mehr oder minder starr verbunden, eine Art Plattform mit Maschine und Personal das Gewichtszentrum bildet. Modelle dieser Konstruktion fallen, senkrecht aus gewisser Höhe losgelassen, in pendelnden Bewegungen zur Erde, ähnlich wie ein flacher Stein sich, auf das Wasser gelegt, benimmt. Erhält das Modell dabei einen Anstoß in einer Richtung, so verwandelt sich diese schaukelnde Bahn in eine ziemlich flache lange Kurve, die im Verhältnis zur stetigen Abnahme der vortreibenden Kraft des Initialstoßes, immer steiler wird. Dabei muß festgehalten werden, daß bei dieser Bewegung nach vorne und abwärts ein Kippen des Apparates durch das tiefgelegene Gewichtszentrum verhindert wird, d. h. die Fallschirmplattform die wagerechte Lage nicht verläßt. Würden während dieses Fallstadiums neue Kräfte, in dem selben Sinne wie des Initialstoßes, auf den Apparat wirken, so müßte selbstredend die steile Bahn in eine flachere sich umwandeln usw. Angenommen nun, es würde im Moment einer solchen Kraftzufuhr der Apparat bezw. seine Tragefläche aus der Horizontallage in eine, im spitzen Winkel nach vorne erhöhte übergehen, so würde die unter ersterer zusammengedrückte Luft eine Bahn bilden, auf der der Apparat so lange nach vor- und aufwärts geschoben werden würde, als der Kraftzuschuß eben anhält. Alle, teils im Modell ausgeführten, teils geplanten Flugmaschinen dieser Kategorie gehen von diesen oder ähnlichen Prinzipien aus, um nicht nur die Flugbewegung zu erhalten, sondern auch einzuleiten.

Eben so verschieden wie Form und Anordnung der Tragflächen, sind auch die Triebmittel, die von den Konstrukteuren bei ihren Apparaten vorgesehen sind. Außer der einzeln und paarweise angeordneten Luftschraube sind Exzenterschaufelräder — Ruder — selbst Flügel in Betracht gezogen worden. Überall ersetzen bewegliche Horizontal-Segelflächen den Steuer-

schwanz des Vogels — Wendungen werden durch ähnliche senkrechte Steuer, durch seitlich angeordnete Schrauben usw. ausgeführt. Allgemein scheint der Gedanke vorzuherrschen, die in einen spitzen Winkel endigende Flugbewegung beim Auffallen auf den Boden in eine rollende zu überführen. Jedenfalls ist diese Art des Landens wohl die richtigste — ein direktes Aufsetzen des immerhin ziemlich schweren und dabei zarten Apparates auf festen Boden ist, der Gefahr einer Zerstörung wegen, nicht gut denkbar. Diese Anordnung von etwa vier möglichst leichten und großen Rädern würde dann auch zugleich dazu dienen, um den Übergang aus der Ruhestellung zur Flugbewegung zu vermitteln. Es wird damit möglich werden, auf geeignetem Terrain, etwa kurzen Wiesen oder Straßen usw., vorerst mit horizontal gehaltener Plattform eine Art Anlauf zu nehmen, um dann durch Verstellen derselben langsam in das Schweben überzugehen. In ähnlicher Weise leitete Maxim auf einem Geleise seine Flugversuche ein. Auch Wasserflächen sind für den Abflug in Betracht gezogen worden. Bei dieser Art des Betriebes wird es viel leichter sein, die dynamischen Potenzen der vorerwähnten Kleinmotoren voll auszunützen. Luftschrauben — Schaufelräder — Turbinen usw. bedürfen nur konstanter, möglichst schneller Antriebe — und das ist es, was die Motoren eben leisten können. Alle gewichtigen Übersetzungen, Regulatoren usw. können dabei fortgelassen werden. Andere Arten von Motoren aber können wohl kaum für solche Betriebe in Betracht kommen, weil sie teils selbst zu schwer sind und zu schwere Betriebsmittel erfordern, teils auch, weil durch ihre Benutzung Komplikationen herbeigeführt würden, wie sie z. B. eben bei den Gasballons so hindernd auftreten.

Am letzten wichtigsten Punkt der Frage angelangt, müssen wir eines Mannes unter den vielen Opfern der Sache, von Rozier bis Andrée, gedenken, der weder durch Willenskraft, noch durch alle übrigen Eigenschaften, die gewiß auch die Andern in vollem Maße besaßen, hervorstach, sondern nur dadurch, daß er bei dem Wichtigstem begann, gleichsam vorausdachte. Professor Lilienthal beschäftigte sich weder mit der Form der Zukunftsflieger, noch mit der noch unreifen Motorfrage — er gieng, so muß ich wenigstens annehmen, direkt auf den Kern der Fragen los: Wie wird sich das Luftschiff, das unzweifelhaft eines Tages wird hergestellt werden, in seinem beweglichen Elemente benehmen? Wie wird es gesteuert werden können? Es sind das nur Mutmaßungen, die ich im vorigen Satz ausgesprochen habe — denn niemand hat mir die Gewißheit gegeben. Professor Lilienthal ist gestorben und hat die Resultate seiner Forschungen mit sich genommen oder, wie ich hoffen möchte, den Teil-

nehmern seiner Experimente anvertraut — die sie bewahren. Aus dem Wenigen aber, das ich erfahren konnte, geht seine Absicht so klar hervor, daß für mich wenigstens kein Zweifel darüber besteht.

Der Experimentierapparat Professor Lilienthals bestand aus einer Art Hängesattel, an dem die flachen, flügelähnlichen Fallschirme aus Holz und leichtem Stoff horizontal befestigt waren. Das Gewichtszentrum bildete der eigene Körper — es lag nur wenig unterhalb der Ebene der beiden Flügel; in der selben Ebene war achter ein bewegliches fächerförmiges Horizontalsteuer angebracht. Auf den kleinen Photographien, die man hie und da antrifft, macht so der Apparat in der Bewegung ganz den eleganten Eindruck eines fliegenden Kranichs. Nach den spärlichen Mitteilungen eines Teilnehmers der Experimente wurde der Apparat seitlich durch Veränderungen der Körperlage, im senkrechten Sinne durch Vor- und Zurücknehmen der Beine und durch das Horizontalsteuer gelenkt. Es sind das die selben Bewegungen, die wir beim Vogel beobachten können und die besonders dann auffallen, wenn er eine plötzliche Seitenwendung ausführt, wie etwa beim Parieren eines Windstoßes oder beim Erschrecken. Bei solchen Gelegenheiten geht die Querlage der Flügel aus der horizontalen oft in eine nahezu senkrechte über. — Auf einen der unvollkommenen und unverläßlichen Motore verzichtend, wie sie die Automobilindustrie jetzt liefert, hat Professor Lilienthal die für seine Experimente nötige Anfangsgeschwindigkeit durch Abspringen von einem zirka zwei Meter hohen Aufbau, der auf einem künstlichen flachkegelförmigen Hügel von einigen Metern Höhe stand, gewonnen. Wenn er auch nun nicht im Stande war, sich selbständig zu erheben, so hatte er es doch zu Wege gebracht, sich, wie mir ein Augenzeuge berichtet, mit Hilfe geschickt benützter Windströmungen öfter bis zu Höhen von über 40 Metern heben zu lassen und während dieser Flüge den Apparat im horizontalen und vertikalen Sinne zu steuern, Windstöße auszuparieren usw. Besonders hilfreich erwiesen sich ihm in ersterer Beziehung jene rollenden Luftmassen, die sich in geringer Höhe über dem Boden dann bilden, wenn der Wind parallel oder in sehr spitzen Winkeln über Flächen streift, und die sich dann als langsam über das Gelände ziehende Staubsäulen darstellen.

Meines Wissens sind ähnliche Elementar-Versuche noch von Niemanden unternommen worden, es wären denn die des Wiener Uhrmachers **Degen**, der in einem ganz ähnlichen Apparat die ganz ansehnliche Fahrt vom Kahlenberg bei Wien bis in den Prater (also einige Meilen), und zwar programmgemäß, zurückgelegt hat. Es ist zu bedauern, daß diese Versuche nicht fortgesetzt werden, denn es gilt die Prinzipien, ich möchte

sagen die Psyche, des Flugs zu erforschen, ohne deren Kenntnis alle Konstruktionen doch nur blinde Versuche bleiben werden. Allerdings müßten dann diese Steuerungsmethoden, sobald der Flugapparat in künftigen Zeiten thatsächlich als Mittel eines Expreßtransports ausgeführt sein würde, auch in's so vielfach Große übersetzt, wahrscheinlich automatisch ebenso schnell und pünktlich funktionieren, als im Kleinen der tierische Körper mit seiner durch Gewöhnung dem Sinneseindruck nahezu augenblicklich entsprechenden Muskulatur dies zu thun vermag.



„Florian Geyer."

Ein deutsches Trauerspiel in fünf Akten von Wilhelm Weigand.

(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. — Wenn wir an dieser Stelle eine Persönlichkeit immer wieder herauszustellen suchen, die wir allerdings im Gegensatze zu unserer Tagespublizistik längst für äußerst „diskutabel" halten, so geschieht es nicht ohne das Bewußtsein, bei den notorisch so nahen Beziehungen unserer Zeitschrift zu dem Autor vielleicht einem Mißverständnisse in der Öffentlichkeit zu begegnen. Vermag uns also dieses Bewußtsein trotzdem nicht davon abzuhalten, so darf daraus doch wohl hervorgehen, daß diese unsere Handlungsweise reiflichster, ernstester Erwägung nur entspringt, und daß für uns eine Art von unabweisbarer Gewissenspflicht der litterarischen Welt gegenüber vorliegt.

Über Wilhelm Weigands moderne Dramen läßt sich allenfalls reden. Zwar, ihre dramaturgische Technik erscheint überaus fein, solid und konzis; eine gefestigte „Weltanschauung", die bekanntlich nicht die starke Seite unserer „Modernen" ist, leuchtet auch aus ihnen hervor, und ihre Tendenzen gehen durchaus auf vornehme Ziele. Allein man sagt hin und wieder, daß dem Dialog die moderne Realistik einer mehr impressionistischen Beobachtung fehle und zu viel vom gemessenen Schriftdeutsch oder unlebendigen Schreibestil noch anhafte. Relata refero. Immerhin haben sich Männer, wie Ferdinand Avenarius, Adolf Bartels, Emil Drach u. A. Weigands selbst auf diesem Gebiete schon wärmstens angenommen, und auch der Herausgeber vorliegender Zeitschrift hatte an eben dieser Stelle bereits einmal Veranlassung, Weigands „Einzigen" zu rühmen, während er seinerseits das im vorigen Jahre neu erschienene Drama „Psyche's Erwachen" des

selben Autors für eine überaus feinsinnige und höchst bemerkenswerte Modernisierung des „Gyges“-Motives im Zeichen unserer neuzeitlichen Frauen-Emanzipation halten möchte. Jedenfalls aber haben sich auf ein Werk wie den hochbedeutsamen Zyklus der „Renaissance“-Dramen so grundverschiedene Naturen, Köpfe und Geister wie Leonhard Lier, M. E. delle Grazie, Franz Blei-Bley und Max Beyer geeinigt, was doch schon etwas besagen will für denjenigen, der nicht dem landläufigen „Litteraten“-Urteile nur nachzulaufen pflegt. Und in noch weit höherem Grade dürfte dieser Fall vollends nun bei dem soeben erst ausgegebenen Drama „Florian Geyer“ eintreten — wofern wir nur auch von dem voreingenommenen Kliquen-Urteile der Hauptmannianer hier absehen wollen. Wenn als ihr Wortführer z. B. L. Schönhoff seine Besprechung dieses Drama's im „Tag“ mit den Worten schließt: „Alles in Allem ein wohlfeiles Vorgehen, sich mit einem gewaltigen Stoff abzufinden“, so ließe sich dies fast schon auf sein eigenes, einigermaßen leichtfertig abgegebenes Referat anwenden. Bekennt er doch selber ganz naiv darin: „Weigand hat — wie ich aus dem Bücherverzeichnis ersehe — eine ganze Reihe moderner Dramen und einen Dramen-Cyklus Die Renaissance in Buchform veröffentlicht. Ich selbst habe vorerst nur den Florian Geyer und ein Trauerspiel Tessa gelesen.“ . . . Ein Schelm giebt eben mehr, als er hat.

Allerdings hätten auch wir just die dritte Zeile der schönen und gehaltvollen Vorrede des Dichters zu der, seiner geistvollen Frau Thora gewidmeten, „Tragödie seiner Heimat“ wohl entbehrlich gefunden. Gerhard Hauptmanns Versuch mit dem gleichen Stoffe mißlungen zu finden, ist ohne Zweifel Weigands gutes, in seiner eigenen Seelenverfassung wohlbegründetes Persönlichkeitsrecht, das man ohne Weiteres respektieren muß und ihm schließlich auch nachempfinden kann. Wir selber halten freilich das Hauptmann'sche Drama im Grunde für besser, als Weigand es thut, und sogar für ungleich wertvoller, als es Publikum und Kritik zu Berlin ehedem zugeben wollten. Wir verkennen z. B. nicht, daß Hauptmann mit dem ganz frei eingeführten Verhältnis seines Helden zur „Lagerdirn“ Marei in feinpoetischer Weise — aber, auch echt Hauptmannisch, zu fein — den natürlichen Zug des Ritters zum „Volke“ hinab lebendig verkörpern wollte, indem wir dem Dramatiker zugleich das Recht der Abweichung vom streng Geschichtlichen ohne Weiteres zubilligen. In Wilhelm Weigands reifem, gewaltigen Drama hinwiederum steht die Verlobung Geyers mit Barbara von Grumbach — ganz abgesehen davon, daß sie das historische Verhältnis darstellt — überzeugender, das Bild charakteristischer abrundend, in vollster Übereinstimmung mit Florian Geyers durchaus aristokratischem Wesen, dessen ganze innere Tragik gerade damit vollauf enthüllt wird.

Barbara (entsetzt): Willst du der Bauern Sache treiben —?

Geyer (aufstehend): Meine, deine, ihre, Gottes Sache! Was noch an Mannheit ist in fränk'schen Landen hab' ich geprüft. Das Korn ist reif —

Barbara: Nein — nein. Das darfst du nit. Du bist ein Ritter. Der Bauer ist nie nit des Ritters Freund —

Geyer: Gewesen.

Barbara: Nein, nein! Es heißt: Niemals ein Messer härter schiert, wie wenn der Bauer Meister wird. Das ist ein unglückseliger Handel. Ich hab' Ohren. Hab' manches Wort gehört und manch' Geschrift gelesen. Liebster, Liebster, thu' es nit Thu's mir nit an. Ich hab' dich lieb gehabt vom ersten Augenblick an, da ich dich geseh'n. Du bist nit wie die andern Männer. Deine Augen sind voll lieber Güte. Dein Herz ist lauter — — O Herzliebster, thu' es nit — um meiner treuen Sorge willen thu' es nit! Das ist verspielt, eh's noch begonnen —

Geyer: Zu spät! Zu spät! Wer soll es thun, wenn ich's nit thu'? . . .

So glauben wir denn, daß Weigand in Sprache, Gestaltung und Durchdringung der Historie zuletzt den richtigeren und ergebnisreicheren Weg in Behandlung dieser schwierigen Materie zur ergreifenden Tragödie einer Menschheitshöhe beschritten hat. Und zum Beweise dessen, daß das nicht allein unsere private Freundesmeinung nur ist, bezw. daß wir unsere subjektive Auffassung hier nicht dem Leser einfach zu suggerieren suchen, zitieren wir gerne wörtlich, was Max Beyer, der umsichtige Herausgeber der „Stimmen der Gegenwart" und geschätzte Mitarbeiter unserer Zeitschrift, kürzlich in der „Nordd. Allg. Ztg." (Litt. Beilage vom 13. Okt.) anläßlich eines eingehenderen Essays über den Dichter Weigand von diesem seinem neuesten Werke geäußert hat. Er schreibt u. a.: „Ich möchte nicht anstehen, dem Weigand'schen Werke entschieden den Vorzug zu geben. Während Hauptmanns Drama fast ganz in eine Reihe nur lose zusammenhängender dramatischer Bilder zerfällt, was auch seinen Mißerfolg bei der Aufführung verschuldet hat, hat Weigand mit festem Griff den straffen dramatischen Aufbau zu wahren gesucht. . . . Und was endlich das Historische, den Geist der Zeit betrifft, so muß man sagen, daß trotz aller umständlichen Detailmalerei Hauptmanns Weigand den Geist der Zeit viel tiefer erfaßt und glücklicher wiedergegeben hat. Und sein Drama ist auch wirklich ein ‚deutsches' Trauerspiel; das Wort ist hier einmal kein Mißbrauch, wie in der bekannten sogenannten ‚deutschen Komödie' Otto Ernsts. Die Gestalten, die er gezeichnet hat, sind wirklich echt deutsche Männer, vor Allem der Held Florian Geyer selbst, der Idealist, der sich in das Treiben der aufrührerischen Bauern nicht finden kann, der sich ein ideales Zukunftsreich der Gerechtigkeit erträumt hat und sich gleich zu Anfang durch die wilden Ausbrüche bäuerlicher Rachsucht bitter enttäuscht sieht. Sein vornehmer Sinn leidet es nicht, daß er mit Meuchelmördern und Plünderern gemeinsame Sache macht, und so versäumt er die Gelegenheit, durch Übernahme des Oberbefehls die gute Sache ihrem Ziele entgegenzuführen und sein Ideal zu verwirklichen, und geht so unter . . . Das Ganze ist, ein Gemälde der sozialen und politischen Zustände der damaligen Zeit, wie es prägnanter und lebensvoller in dem kleinen Rahmen eines fünfaktigen Drama's kaum gedacht werden kann. Wir möchten dem Werke wirklich von Herzen eine Aufführung wünschen." . . . Mit gütiger Erlaubnis des Verlages Georg Heinrich Meyer in Berlin SW. geben wir hier nun also die Eingangsszenen zum vierten Akte als gehaltvolle Textprobe unseren Lesern zur Kenntnis.

*

Zur Einführung.

In dem bischöflichen Dorfe Unterschüpf liegt die Gemeinde um ihren Wald im Streit mit dem Bischof von Würzburg. Dort, in der Wirtsstube des Adam Hoffmann versammeln sich am 25. März 1525 die Leiter der fränkischen Bauernbewegung: der Volksmann Friedrich Weigand von Miltenberg, Wendel Hipler, der Pfarrer Süß, Jörg Metzler von Ballenberg, Florian Geyer, der seine Braut, die zu der Kindstaufe bei dem bischöflichen Amtmann Jörg von Rosenberg geladen, hierher geleitet. In das aufgeregte Treiben der herbei geströmten Bauern fällt wie ein Blitz die Nachricht, der Sohn des Schulzen Hoffmann sei von bischöflichen Reitern wie ein Hund niedergeschlagen worden, weil er aus dem Gemeindewald Stämme holen wollte. Der Vater beschließt vor dem Sterbenden, Rechenschaft von dem Junker zu fordern. Geyer begleitet ihn auf das Schloß.

Zweiter Akt. Götz von Berlichingen, der sich vor dem bischöflichen Rat Hilprant, welcher bei dem Tauffest zugegen ist, über den Bischof beschwert, kündet diesem die Lehen auf. Dem hinzu kommenden Schulzen weigert der Amtmann jede Genugthuung. Geyer mischt sich ein. Es kommt zu einer erregten Szene. Geyer wird gefangen gesetzt. Vergebens sucht seine Braut, Barbara von Grumbach, ihn von der Bauernsache abspenstig zu machen. Es ist zu spät, die schwarze Schar ist im Anrücken.

Dritter Akt. Die Weigerung des Junkers facht den Aufstand der Bauern zu hellen Flammen an. Sie stürmen das Schloß. Der Junker wird buchstäblich zertreten. Geyer, der die Folgen der Bluthat voraussieht, kommt zu spät. Er ist durch den überstürzten Gang der Ereignisse in schmerzlichster Lage. Er verschmäht es, der Hauptmann der von dem Prädikanten Schweickart fanatisierten Schar zu werden — Götz wird inzwischen dazu gezwungen —, weil er von einem ehrlichen Krieg mit seiner Schar mehr erhofft. So trennt er sich mit seinen Schwarzen von dem hellen Haufen, der sich nun unter des Götzen und Metzlers Führung Würzburg zuwälzt, um sich vor der Veste Liebfrauenberg festzulegen und die kostbare Zeit zu verschlemmen.

Dies in ganz allgemeinen Zügen der Inhalt der drei ersten Akte, denen der vierte in der Pfingstwoche folgt.

Vierter Akt.

Der alte bischöfliche Saal in Würzburg, der als Beratungssaal der Hauptleute des Bauernheeres dient. Er ist ringsum reich getäfelt. In der linken Ecke ein großer Tisch, auf dem haufenweise Papiere und Briefschaften liegen. In der Mitte der linken Wand ein großes Kruzifix aus Holz; nach vorn zu der Eingang in ein geschlossenes Gemach. In der rechten Seitenwand drei große Fenster. Der Eingang ist in der Mitte hinten. Die breite geschnitzte Thüre steht halb offen und führt direkt in den Vorflur, wo einige geharnischte Trabanten auf- und abgehen, und in das Treppenhaus. Es ist noch Nacht.

Weigand und Süß

(sitzen beim Scheine eines trüben Lämpchens hinter dem Tische und fertigen Briefe aus. Sie tragen, wie alle Bauern von jetzt ab, ein weißes Kreuzlein am Ärmel).

Weigand.

Seid Ihr fertig, Bruder?

Süß.

Just mit dem Schreiben an die Nürenberger, die feigen Pfeffersäck'. (Steht auf und dehnt sich.) Die Brüder schonen unsrer Federn nit. Bin es fast müd: — das ewige tagen, sitzen, konzipieren, schreiben, siegeln. Das neue Reich fängt an als Schreiberhölle —

Weigand.

Ich wollt', der Bruder Geyer käm'. Er thut uns not. Und doch fürcht' ich sein Kommen. Ihr wißt, ein wütiger Hauf hat gestern sein Vaterschloß in Giebelstadt in Grund verbrannt? Auf den Landtag, den

sie auf heut' ausgeschrieben, ist er nit geladen. Sie fürchten ihn und hassen ihn, die frommen Brüder —

Süß.

Der Bruder Geyer sieht die Welt im Glück, das morgen blüht. Dies ist nit ohne Fahr. 's ist eine arme Welt! Ihr, Bruder, habt ein weltliches Gemüt. Doch ich bin fremd in diesem Treiben, das sie Gottestreiben heißen. Sagt: — sollt man nit ein wütig Tier an Ketten halten —?

Weigand.

Was sinnet Ihr?

Süß

(leis und wichtig). Ich hab's heraus: — die Welt läßt sich nit gemäß dem Evangelio regieren. Die Welt braucht die Gewalt, das rote Schwert, das von Anfang ist und über Allem steht. Denn die Welt will und muß böse sein, sonst wär' sie nit die Welt. Hier liegt ein groß Geheimnis, Bruder Friedrich. Ich hab's durchschaut und mein Gemüt ist traurig darob worden; denn Fleisch muß fleischern und das Blut muß bluten —

Weigand.

Das ist nit recht, daß Ihr Euch so versinnt. (Bedeutsam.) Die Erde ist der Menschenkinder Heimat, Bruder!

Süß.

Ich weiß, ich weiß! Es muß gelitten sein —. Doch meine Brüder, die mich kennen, wohnen allzu fern von mir. Ihnen möcht' ich dienen —

Weigand

(schüttelt den Kopf.) Ich dien' dem neuen Geist —

Süß.

Was hat der Geist zu geben? Herzeleid! Was kann er nehmen? Kinderaugenseligkeit! Ein böser Tausch! Wir werden arm durch Denken, ach, ich weiß, und bin doch alleweil sein Knecht. Das Gottesreich in mir, das doch nit von dieser Welt; der Welt Reich hie um mich: — da habt Ihr fein den trüben Brunnen alles Leids, draus durstige Gemüter Bitternisse schöpfen. Ich hab' mich voll getrunken und — ach, solch ein Weltnarr ist der Mensch! — die Lust am Werken doch nit darob verloren. War lang genug im Kloster ein faulfräßiger Bauch. Itzt spül' ich mir den Schlaf am Brunnen unten aus den Augen. Dann konzipier' ich den Geleitsbrief für die Legation aus der Besatzung. (Ab in den Flur.)

Weigand

(steht auf und macht sorgenvoll einige Gänge durch den Saal. Plötzlich ertönen Tritte Gewappneter vom Treppenhause her. Gleich darauf kommt Geyer hastig, von vier-

geharnischten Trabanten begleitet, die an der Thüre außen stehen bleiben. Er ist schwarz geharnischt, mit Staub bedeckt, abgehetzt und aufgeregt. Die Rüstung, die er trägt, ist zerbeult und verrostet).

Weigand

(erschreckend, geht ihm entgegen). Ihr seid es, Bruder Geyer?

Geyer

(barsch). Bin grad' herein. Es ist ein Landtag aller Hauptleut' ausgeschrieben. Warum hat man mich nit auch geladen?

Weigand

(zuckt die Achseln). Wo sind Eure Schwarzen?

Geyer.

Das fragt Ihr mich? Die ich, — die Blüte fränkischer Bauernschaft — auf demütige Supplik des hellen Haufens, hierher geschickt in's Lager, faulen in den Gräben am Liebfrauenberg. Man hat sie bei dem Sturm verbraucht. Vier Reiterfähnlein hab' ich noch bei mir. Sie lagern müd' bei Gerchsheim. Ich hab' sie nit geschont. — Warum ist mir keine Ladung zugegangen? Warum?

Weigand.

Das fragt die Räte, Bruder. — Ihr habt uns sehr gefehlt. Wo seid Ihr all die arme Maienzeit gewesen?

Geyer.

Auf meinem Gaul. Neun Städte auf dem Odenwald hab' ich in Eid und Pflicht genommen. Grafen, Städt' und Ritter hab' ich mit Wehr und Worten aufgefordert, des neuen Reichs zu warten und sich in die evangelische Einigung zu thun —

Weigand.

Und —?

Geyer

(ingrimmig.) Sie warten all wie Wetterfahnen. Der Markgraf Casimir von Ansbach wartet; die Schwäger von Wertheim und von Hohenlohe warten auf den Wind. Der gemeine Adel wartet. — Nur die Stadt Rothenburg hat sich aus freiem Willen auf hundert und ein Jahr der evangelischen Sache zugelob't und uns die Thor geöffnet —

Weigand.

Was in Schüpf und Weinsberg jüngst geschehen, der Mord des Rosenbergers und des Helfensteiners, — sein Eheweib ist eine Kaiserstochter — hat den gemeinen Adel abgeschreckt und unsrer evangelischen

Sache baß geschadet. Ein brennend Städtlein leuchtet weit in's Land. Zweihundert Burgen liegen in der Aschen —

Geyer

(dazwischen). Führ' ich nit ehrlich Krieg?

Weigand.

Ihr, Bruder, wohl. — Auch war's nit klug, daß sich der helle Hauf hie festgelegt vor dem Liebfrauenberg, anstatt das Land in seine Gewalt zu bringen. Die Zeit ist hin. Die Fürsten, der Pfalzgraf zu Rhein, zu dem sich Bischof Conrad gethan, haben die Weil genützt, sich stark zu rüsten. Es geht um ihre Macht. — Und itzund brauchen wir das Schloß — (Geyer nickt zustimmend) — als eine Insel in der wütigen See. Es muß herunter; sonst — — —

(Von der Gasse her hört man Gejohl, Gelächter und Gesang.)

Weigand

(traurig). Sie machen die Nacht zum Tag —

Geyer

(versonnen vor sich hin nach kleiner Pause). 's ist alles eins: Tag, Nacht und Zeit und Ewigkeit! — Mich schmerzt mein rechtes Bein. (Sinkt im Dunkeln müde am Tisch zusammen und brütet vor sich hin.)

Weigand

(zu ihm tretend). Wo seid Ihr, Bruder? Redet, daß ich Euch sehe.

Geyer

(bitter). Ich bin in einem Rosengarten, wo Engel spielen und mit güldnen Pfeilen schießen. (Sacht.) Ihr wißt, das Reich hat mich in Acht und Aberacht erklärt. Sie haben mich den Vögeln in der Luft erlaubt. Von allen Kanzeln predigen sie gen mich. (Herrisch.) Doch itzund sagt: — Wie steht es in der Stadt? Ich muß es wissen, eh denn meine Schwarzen kommen. Bin drum vorausgeritten —.

Weigand

(ausweichend). Eure Braut war gestern hie und hat nach Euch verlangt. Sie ist noch in der Stadt —.

Geyer

)sagt nichts, steht plötzlich auf und macht einige Schritte; dann wie aus einem Gedanken heraus). Wir sind Männer. — Wo ist der Bruder Hipler?

Weigand.

Die Bauernräte tagen in Heilbronn. Beraten des neuen Reichs Verfassung und Reformation.

Geyer

(bitter). Sonst nichts? Sind der papiernen Mauern denn noch nit genug, die uns umsteh'n und uns die Gottesluft versperren? Von Schriften und Verträgen kommt das Übel, des die Welt nit mag genesen! (Sacht ingrimmig.) „Beraten des neuen Reichs Verfassung und Reformation." Daß Euch —! (Heftig.) Erst heißt es werfen mit dem Schwert. Was kommen muß, wird kommen. Wenn erst das Haus gebaut ist, richten wir es ein, nach unserm Wunsch und Willen: — Glanz, Schmuck und Zier und Herrlichkeit —

Weigand

(erregt). Recht, recht! Doch sagt: — Warum habt Ihr die Sach' in Schüpf nit in die Hand genommen? Warum habt Ihr den hellen Haufen nit geschont? Ihr war't sehr hart mit Worten —

Geyer.

Warum ich —? Alles unter dem Himmel hat seine Stunde, das Leben und das Sterben. Und meine Stunde ist noch nit gekommen, Bruder Friedrich. Ei, glaubt Ihr, ich bin blind und sehe nit? Der Weinkrieg war das Vorspiel nur zum Tanz, den unsre Herren vor ihrer Thüre haben sollen —

Weigand.

Ich bin voll tiefer Kümmernis, wenn ich die Läufe sehe.

Geyer

(unterbrechend). Wie steht es hier —? (Zieht eine Schreibtafel.) Aufschreiben will ich mir's, daß ich's nit vergesse, was sie gethan, zu Schmach und Unehr' unsrer Gottessache —

Weigand

(horcht). Wir sind wie Narrenglocken, die das Schicksal schüttelt, und daß wir's wissen, mehr't die Bitternis. (Nach kleiner Pause.) Gestattet Ihr ein freies Wort? Ihr seid zu stolz, Bruder Geyer. Ihr habt den Ritter noch nit ausgezogen. Doch heißt es: — Ehr', Pflicht und Ruhm verändern Blick und Wuchs und Wesen mit der Zeit. Was heut als Ehrenschmuck der Seelen thront, liegt morgen schon im Staub und offenbart des Lebens heimlich Wesen, das sicher wie an einem güldnen Kettlein läuft, und nit von ungefähr. Ihr könnt nit sagen: Du, mein liebes Ding, tritt aus der Reih' und sei mein lieb Gespiel —. Stunden und Sterne gehen ihren Gang und spotten haßvoll unser, wenn wir sie verlieren.

Geyer

(ungeduldig). Wenn! Wenn!

Weigand

(mit traurigem Lächeln). So heben wir mit armen Worten das Leid in's Ewige. — Doch gut: — Ihr sagt: — sie trau'n Euch nit. Und es ist wahr: — es ist ein heillos ungeschicktes Volk, ein wütiger Hauf', blind, stöckisch und verrückt. Das lange Elend hat sie tückisch und verstockt gemacht — denkt, es sind Bauern — und der Rausch der Ufruhr hat die Klügsten zu weintollen Narren hie verwandelt. Bringt einen fahrenden Schuft in eines Kaisers Bett, — glaubt Ihr, er wird sich fürstlich tragen? Und da wir hie von einem Kaiser reden: — glaubt Ihr, daß der größte Kaiser je ein ander Volk gehabt —? Fragt Ihr bei einer Wehr, ob sie schon einen Mord vollbracht in einer bösen Hand? Ei, nein, Ihr prüft die Schneid' auf Eurem Daum' und schlaget wehrlich zu. Die neue Zeit braucht eine neue Ehr' —

Geyer

(geht in heftiger Erregung auf und ab). Ist denn der Frankenwein ein Meer, das niemals auszusaufen? Sah'n sie nit Freunde, Brüder sterben und den Tod noch lauter predigen als all die Not der Jahre her? Sind sie nit aufgestanden mit der frohen Hoffnung, der wir alle dienen? Vielleicht, wenn ich's gethan! Vielleicht, vielleicht! Ein klein' Vielleicht, ein groß' Vielleicht und mitten drin ein — — ha! 's ist leichte Sach', fein hintennach zu prophezei'n — ein Mordprophet und kaiserlicher Narr kann's besser aus dem Wind, der aus den alten Geschichten weht, als ein ganzer Heiliger! — und sich zu brüsten: Bruder, deine That trägt nit das güldne Siegel der Notwendigkeit! Potz Blitz, bin ich nit ich? Komm ich vom Himmel her? Meint Ihr, ich bin als blöder Narr in dieses Spiel geraten? Mir darf niemand eine Kappe kaufen. Mein Ehrenkleid — es ist noch ungeflickt — hat mir die Schneiderin Not gemacht, nit die Metze Glück in einer Hexennacht, und meine Tage geh'n als Schatten neben mir und meinem Rappen, der mit dem Huf auf fränkische Erde prägt, was ich will — —. Der Glanz des Reichs ist mir gewachsen in der Not. Doch auch der Ekel und — — — hol' der Teufel alle ehrlosen Hunde!

Weigand.

Ehrlose Hunde — — ja! Doch denkt, sie sind die Kreaturen dieser Zeit, die uns Alle schafft, und Ihr werdet milder denken. Ehrlose —! Ach, es ist Diebstahl, all dies Reden! Was hier geschieht, sind die Sünden des Gemüts, nit der Vernunft, die nur in Wenigen brennt. — (Nach einer Pause, bedeutsam.) Die Liebe ist alles! —

Geyer
(der finster zugehört, bleibt vor Weigand stehen; plötzlich seltsam weich). Ihr seid alt, Bruder! Warum flieht Ihr den Schlaf?

Weigand.
Er fliehet mich. (Das Lämpchen auf dem Tisch geht aus.) Ehrlose Hunde —. Seht, Bruder, seht: — die schwarze Nacht webt noch um uns. Ist sie des Tages Schatten, wie Eure Ehr' der weltliche Schatten eines hellen Wahns? Ist sie nur da, um uns der Sterne Glanz und feierliche Gottesruh' zu zeigen? (Die ersten Schimmer der Margenröte fallen herein.) Ihr fragt, und derweil wird es Tag. Bald wandeln wir im Licht, im heiligen Licht, das langsam aller wirren Dinge heimlich Wesen offenbart, so oder so! Ach, unser Meinen wirft nur Flecken auf das Thun —. Gott ist die That! Die Welt ist That! Vergeßt es, Bruder, nit, und wollt nit reiner sein als er, der Lust und Bitterkeit so wundersam gemisch't in seinen eiteln Kreaturen. (Er bricht ab und tritt an ein Fenster. Der Saal ist von den Schimmern der Margenröte überflutet.)

Geyer (tritt an das andere).

(Kleine Pause.)

Weigand
(in Gedanken). Wie still die Himmel und die Erde sind, als gäb's kein Sterben, keine arme Not; als flög' der Gottesfriede mit der Morgenröte durch das Land! Ein groß Geheimnis schweigt uns leuchtend an — —

(Man hört fernes Geläute, das in einem leisen Tonmeer zusammenschwimmt, und dazwischen den feierlich langgezogenen Ton ferner Trampeten.)

Weigand
(wendet sich plötzlich um und tritt vor Geyer, der in die Mitte des Saals gegangen; er faßt in tiefer Ergriffenheit seine Hand). Bruder Geyer, schaff' uns das Reich! Das Reich der Wahrheit und des Gottesfriedens! Du kannst es, du allein, im Geist und im Gemüt, in Waffen und in Wehr. Wir armen Schreiberseelen leben nur vom Traum, der heute blüht und morgen welkt und unserer Art im Wachen spottet. Schaff' uns das Reich der neuen Erde —

Geyer
(faßt seine Hand, tief ergriffen). Ich wünsche Euch viel selige Zeit, Bruder Friedrich. Ihr stachelt meinen Wunsch. Der heil'ge Geist lebt noch: — Bald nahet Pfingsten — (Man hört Lärm und Schritte von der Treppe her.) Was geht hie vor?

Schweickart
(angetrunken, kommt mit einem halben Dutzend betrunkener Bauern. Beim Eintreten lallend). Wöllt Ihr selig werden? Wöllt Ihr selig werden? Dann verbrennet alle Götzen und werfet sie auf den Schindacker, als wie der Thomas Münzer gethan, der selige Knecht des Herrn. Ich bin auch selig —. Ich bin auch selig. — Drum schlaf' ich nit —

Geyer.
Potz Blitz, muß überall ein Pfaff' dabei sein, wo das Glück uns narrt?

Schweickart
(ist zusammengefahren, als er Geyer sieht, stellt sich aber lallend vor ihn hin). Ich fürcht' Euch nit, Bruder Florian. Ihr seid ein welscher Heide. Ja. Ihr glaubet nit an unsern Herrn und Seligmacher Jesum Christum. Ich aber bin ein gnadenreicher Knecht des Herrn. Ja. Gott löscht gern meinen Durst und red't mit mir. Er — er hat die Sünde auch geschaffen. Ja. Ich trag' itzund ein Hemd mit einem seidnen Bändlein. Ja — ich —

Geyer.
Schafft ihn hinweg —!
(Schweickart wird, trotz heftiger Gegenwehr, von den Trabanten nach hinten gestoßen.)

Riemenschneider
(kommt eilig mit einigen Gesellen und fährt auf Schweickart los). Verfluchter Hund, — wo hast Du meinen Herrgott? (Sieht Geyer und grüßt ehrerbietig.)

Geyer.
Gott grüß Euch, Meister Tillmann. Was sucht Ihr hie so früh —?

Riemenschneider.
Hab' hier ein Werk von meiner Hand. Der Pfaff da hat geschworen, alle Götzenbilder auf den Schindacker zu werfen. Versteht 'was von der Kunst! Hier hängt mein Herrgott —

Schweickart
(hinten). Ich bin ein gnadenreicher Knecht des Herrn. Ich bin — (Er wird von den Trabanten Geyers hinausgestoßen; man hört ihn noch lang von der Treppe her lärmen.)

Geyer.
Ihr wollt es holen? Laßt das Kreuz nur da.

Riemenschneider
(hat das Kruzifix heruntergenommen und hebt es vor sich hin).

Geyer
(es nehmend). Laßt sehen, Bruder! (In Betrachtung.) Kann Gott ein Mensch

sein oder der Mensch ein Gott? Wer löst das Rätsel? Eines seh' ich: Leid und Schmerz. Das ist Natur!

Riemenschneider

(begeistert.) Mehr, Bruder, mehr! Wie Meister Albrecht Dürer sagt: — „Denn alleweil steckt die Kunst in der Natur. Wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Ein Mensch kann Größeres machen als sein eigen Selbst. Dies ist das Wunder aller Zeit —

Geyer.

„Der hat sie." Ja. Ein guter Meisterspruch! (Nachsinnend; dann wie aus Gedanken heraus.) In Welschland hab' ich anders ihn gesehen — im Bild. Da sitzt er da beim Fest, an einem Herrentisch, im Purpurkleid; ein großer Herr und Epikurer, und feiste Pfaffen schwelgend und prahlend um ihn her. Und gieng mit nackten Füßen doch auf Stein und Sand? Und trieb die Wechsler aus dem Tempel, nit? Und sprach von sieben Seligkeiten, nit? Und predigte gewaltig, ja, mit Kron' und Wunden noch, wie denn die stummen Dinge am gewaltigsten reden. Und brachte doch, ob er's auch nie geführt, das Schwert in's Wesen aller Zeit und all' das üble Hin und Her der Welt, den Lauf und Rücklauf und das wehe Spiel? Dort stirbt Gottes Sohn, vom eignen Volk an's Kreuz gehenkt, und hier sitz' ich und frag': — Säß' ich so, wär' er nit schmählich dort gestorben? Mit gleichem Hunger und mit gleichem Durst? Muß aus dem Besten stets das Ärgste kommen? Der blutige Krieg aus Gottesseligkeit? Wer giebt mir Antwort? Wer?

Ickelsheimer

(in schwarzer Rüstung, erscheint hinten am Saaleingang).

Geyer.

Ah, bist du da. Wie steht's?

Ickelsheimer.

Die Fähnlein steh'n bei Höchberg.

Geyer.

Gut. Heiß sie reiten wie der Wind! Ich brauch' sie heut.

Ickelsheimer (eilig ab).

Geyer

(wie vorher). Da hängt die Wahrheit: — Ja, ein armer Mann. Am Kreuze hängt das arme Volk Jahrtausende lang, und die sein lauteres Wort der Friedensseligkeit verwalten, stehen da, gestütz't auf das rote Schwert der Gewalt. Ein Narrenspiel des Widersinns! Wann wird es

enden? (Giebt das Kruzifix zurück.) Dein Herrgott sagt mir nichts. Er leidet stumm. Doch wir sind Menschen. (Seufzt. Pause.) Laßt mir ihn da, Bruder Tillmann. Ich will sein' Sorge tragen als eines lieben Werks von Eurer Hand.

Riemenschneider.

Wenn Ihr es wünschet, Bruder Geyer, gern. (Hängt das Kreuz wieder auf.)

Geyer.

Ich dank' Euch, Meister, und — — Viel selige Zeit! Viel selige Zeit! (Riemenschneider mit den Gesellen ab.)

Geyer

(seufzt.) Mein Gemüt ist wund. Ein Reitersmann vom Adel sollt' nit denken! (Nach kleiner Pause.) Mein Fehl ist, daß ich das Mögliche zu deutlich sehe. Mein Vater war auch so. — Ei, der Bruder Süß!

Süß

(ist, mit Schriften in der Hand, die Treppe heraufgekommen. Es wird heller Tag). Gott grüß' Euch, lieber Bruder. Dies ist mein' erste Freud' seit langer Zeit. Ihr habt uns sehr gefehlt —

Geyer.

Was bringt Ihr da?

Süß.

Ein Beschwer des Abts von Amorbach, dem der helle Haufen unter des Götzen Führung den Konvent ausgeraubt. Der Ritter von Grumbach, Euer Schwager, ist als der Schlimmsten einer auch genannt. Hat zwei Wagen Klostergut davongeführt —

Geyer

(heftig). Die Sach' muß untersucht werden. Der Junker soll nit glauben, weil er mein Geschwey, daß er den Dieb darf spielen. Ach, mich verlangt nach einer Stunde Schlaf! Ich schlaf' auf einer Bank —

Weigand.

Vergönnt mir noch ein Wort.

Geyer.

Später, später. Ich bin fertig, Bruder —

Weigand

(ihm den Weg vertretend). Nein, itzt. Ihr wißt nit, was ich weiß —. Mein Herz ist voller Leid und Sorgen. Vergeßt, was ich gesagt. Denkt nur an Eines —: an die Not der heiligen Sache — —

Geyer.

Später. Später. Ich brauch' ein Stündlein Schlaf. Hab's wohl verdient. Ihr sorgt, daß man mich nit weckt, eh' sich der Rat des frommen Heers versammelt. Ich bind's Euch auf die Seele, Bruder Friedrich. (Ab nach links.)

Süß

(ihm nachblickend). Weiß er's, daß man die Schwarzen zu dem Sturm gebraucht?

Weigand.

Er weiß. — Was macht's? Er lebt mit hohen Gedanken in einer Welt von Bildern —



Die Wiener Kunstgewerbeschule.

Von Baronesse Falke.

(Wien.)

Es ist in Wien nicht alles so wie man „draußen" glaubt. Wenn sie aus dem Reich zu uns kommen, dann kann man die ergötzlichsten Dinge erleben; der Eine hat gedacht, daß am Graben und in der Kärntnerstraße die Hühner herumlaufen, der Andere, daß wir czechische Straßentafeln haben und auf den Geschäftsthüren geschrieben steht: „Hier wird deutsch gesprochen."

Aber nicht nur: daß dergleichen heitere Voraussetzungen nicht ganz zutreffen und die Dinge etwas anders sind, es ist auch vieles daran, anders zu werden.

Das neue Jahrhundert hat an allen Ecken und Enden an dem Bestehenden gerüttelt, die Stürme, die so trostlos und verheerend durch das Land tobten, haben auch manche Spalte aufgerissen, über der dann Gitter und Wälle zusammenbrachen, und haben den Dornröschenschlaf der Kaiser-

stadt verscheucht — wenn auch nicht gerade mit Liebesküssen. Zwischen den klaffenden Spalten keimt und sprießt es nun vielfach von neuen Trieben, die eine Blüte verheißen, und zwischen üppig wuchernder, grotesker Reaktion sieht man plötzlich irgendwo kecke Fortschrittspflanzen unvermutet aus dem abbröckelnden Gemäuer hervorschießen.

So wüst es sich auch anließ — es steht gar nicht so schlecht um Wien, denn ringsum erwacht Neues, und das Neue ist erfreulich, denn es trägt die Zeichen des alten Geistes, der so oft als tot bejammert wird. Also nichts willkürlich Aufgepfropftes, was doch immer fremd bleiben wird, sondern aus dem Mark des Stammes hervorgegangen, in dem doch noch die schaffende Gewalt wohnen muß.

Zu den erstaunlichsten Beispielen dieser verheißungsvollen Neubelebung gehört die k. k. Kunstgewerbeschule am Stubenring, die mit einem Ruck aus den sanft versumpfenden Regionen der Tradition auf einmal auf den Hügel der neuesten Aspirationen geschleudert wurde. So heftig war die Erschütterung, daß Manche inner- und außerhalb sich zu der Ansicht neigten, das gute, alte Institut habe sich auf den Kopf gestellt. Aber nach und nach wurde es klar, daß es ganz richtig und fest auf seinen Füßen steht und nur durch die Wucht der Veränderung etwas wie einen Schwindelanfall erlitt, von dem es sich erst erholen mußte. Es konnte sich eben nicht so schnell darein finden, da es sich schon darauf einrichtete, in Ehren grau geworden zu sein, auf einmal aufzuwachen und sich wieder jung zu finden. Und — so unnatürlich ein solcher Verjüngungsprozeß erscheint — es gieng ohne Hexerei und Zauberkünste zu, höchstens ein paar Sympathiemittelchen wurden dabei angewandt. Auf einfache organische Entwicklung allein ist es ja natürlich auch nicht zurückzuführen. Wo auf der ganzen Welt eine solche Umwälzung eintritt, wo eine verhärtete Schale entwerteter, versteinerter Verdienste gesprengt wird, um Licht und Luft zu schaffen für neues Wollen, da giebt es nur eine Erklärung — eine Persönlichkeit! Und so ist es auch hier.

Die Wiener Kunstgewerbeschule hatte immer einen guten Namen. Man schätzte sie in Industriellenkreisen, sie war Autorität für die Fachschulen, und ihre Absolventen hatten die meisten Aussichten im Kampfe um die spärlichen Anstellungen auf dem Gebiete.

In einem großen Doppelgebäude mit dem österreichischen Museum untergebracht, hielt sie mit dem Hausgenossen freundnachbarlichen Verkehr; es war ein Hin und Her der Beziehungen, das bald deren Klarheit merklich trübte. Der „Kunstgewerbeverein" hatte sich im Museum einquartiert und gängelte von dort ein wenig die Schule, die zwar gänzlich

selbständig, aber von den großen Kunstgewerbetreibenden naturgemäß etwas abhängig war — es mit ihnen nicht verderben durfte. Eine Hand wusch die andere, Einer brauchte oder scheute den Andern, und es ergab sich ein gemütlicher Wirrwarr, in dem niemand mehr wußte, wo Rechte und Pflichten anfiengen und wo sie endeten. Das gemeinsame Resultat war eine friedliche Schlafduselei. Im Museum stellte der Kunstgewerbeverein seine ewig gleichen, bewährten Erzeugnisse aus, die niemand anzusehen kam; in der Schule arbeiteten unzählige Schüler ziemlich planlos Jahr aus Jahr ein erschreckliche Mengen von Skizzen und Entwürfen, die niemand kaufte oder reproduzierte. Mit Ausnahme der Spitzenschule war der Zweck des Instituts nach und nach sozusagen in Vergessenheit geraten. Es waren außerordentliche Lehrkräfte vorhanden, schöne und große Leistungen zu verzeichnen, aber von einem zielbewußten Vorgehen war nichts zu merken. Hauptsächlich wurden mit großem Eifer und ganz guten Resultaten Bilder gemalt, was man doch eigentlich nicht das Ziel des Kunstgewerbes gerade nennen kann. Daneben erblickte auch eine beträchtliche Menge von Entwürfen das Tageslicht, Musterzeichnungen für verschiedene gewerbliche Zweige, von denen niemand eine Ahnung hatte; weswegen natürlich der hervorstechendste Charakterzug der Produkte in ihrer Unverwendbarkeit bestand. Die Arbeiten der Schüler, wo sie überhaupt einen praktischen Zweck vor Augen hatten, waren in Technik und Größenverhältnissen so ahnungslos bezüglich der Anforderungen des betreffenden Artikels, daß sie sich als reine Übungsresultate und Zeitvertreib erwiesen. Viele lernten dabei stellenweise sehr gut zeichnen und malen, denn unter den Lehrern gab es Künstler, die gewissermaßen hoch über ihrer Aufgabe standen — was in manchen Fällen so viel bedeutet als unter derselben stehen — und die darum auch ihre Künstlerschaft gefährdeten, um ihrem Amte gerecht zu werden. Aber, was sie brauchten, was der Zweck und die Aufgabe eines solchen Institutes ist, das lernten die Schüler entschieden nicht und wenige unter ihnen ernteten reale Früchte ihrer langen Lehrjahre, wenn sie sich nicht auf das Stundengeben warfen — was ja auch, wenn schon in anderem Sinne, Kunstgewerbe genannt werden muß.

So gieng es lange Zeit fort, und niemand dachte, daß es anders sein könne. Auf einmal gab's eine Erderschütterung, daß Alle entsetzt aus ihrem Halbschlummer auffuhren und das Ende der Welt vor sich vermuteten.*) Der vulkanische Boden befand sich im Museum, im „Bureau", wo ein neuer Direktor seinen Einzug gehalten hatte.

*) Ist's nicht so ähnlich, jetzt eben wieder, am dortigen Konservatorium?
D. Schriftl.

Hofrat von Scala war kein Fachmann; man wunderte und entrüstete sich, wie er zu dem Posten überhaupt gekommen war, und war sofort entschlossen, alles zu mißbilligen, was der etwa unternehmen würde.

Jede seiner Neuerungen entfesselte Stürme von Empörung und begegnete wütendem Widerspruch. Trotzdem — oder vielleicht darum erwies sich die neue Ära für das Institut sehr segensreich in ihren Einführungen und nicht weniger in ihren Übergriffen, die das träge Blut etwas in Bewegung brachten. Der Anfang war ein blutiger Kampf gegen den Kunstgewerbeverein, welcher mit allen Waffen seine usurpierten Rechte verteidigte und sich sogar hinter den Erzherzog-Protektor steckte. Da geschah aber das Unerhörte — der Erzherzog, der sein Protektorat in die Wagschale geworfen hatte, zog sich zurück, und der Hofrat blieb. Der Kunstgewerbeverein unterlag und räumte das Haus, in dem er die weiteste Gastfreundschaft genossen und schließlich als Herr geschaltet hatte.

Daß der alten Tyrannei nur eine andere folgte, braucht nicht erst gesagt zu werden — es geht nie anders auf der Welt. Nachdem der Kunstgewerbeverein Jahrzehnte lang alle Konkurrenz und alle neuen Ideen niedergehalten und erdrückt hatte, sollte nun den Wienern im Handumdrehen und mit Keulenschlägen der allein seligmachende Glaube an den englischen Geschmack — manchmal auch wohl Ungeschmack — beigebracht werden. Zugleich wandte sich der neue Eifer der Schule zu, welche eigentlich dem Direktor des Museums nicht so unbedingt untergeordnet war. Es wurde auch dort alles aufgerührt; ältere Kräfte wurden entfernt, jüngere herangezogen. Statt der Schule für Radierung entstand ein Illustrationskurs, und der große Illustrator Felician von Myrbach wurde aus Paris zu dessen Leitung berufen — eine Berufung, von deren weit tragender Bedeutung sich damals niemand einen Begriff machte, am allerwenigsten wahrscheinlich derjenige, der sie veranlaßt hatte.

Nach und nach öffnete man der „Sezession" Thür und Thor. Ein kurzer, heftiger Kampf zwischen dem Konservatismus, den der Direktor der Schule, Hofrat Storck repräsentierte, der, im Spitzenfache eine Autorität, sich große Verdienste um seine Schule erworben, und zwischen dem radikalsten Umstürzlertum, als dessen Vertreter die Sezessionistenführer, der junge erfolgreiche Architekt Josef Hoffmann und der hochbegabte Kolo Moser einzogen. Die Schlacht war erbittert, aber kurz; sie endete mit dem Sieg der Jungen auf der ganzen Linie, und für den demissionierenden Direktor wurde — zu vielfach großer Verblüffung — Freiherr von Myrbach als interimistischer Leiter eingesetzt. Damit kam ein neuer Geist in die Schule. Man kann nicht sagen, daß er auf leisen Sohlen eingetreten wäre, im

Gegenteil! Es war, wie wenn ein Sturmwind irgendwo eine Thürspalte offen findet, die Thüre aufreißend hineinbraust und drinnen mit gewaltigem Getöse und erstaunlicher Geschwindigkeit alles durch einander wirbelt.

Es gab einen Aufruhr bis in die tiefsten Tiefen. Der ganze Lehrplan wurde verändert, Schulen hervorgerufen, Schulen aufgelassen. Die rein theoretische Arbeit sollte über Nacht verschwinden, und die Schüler, die früher Jahr um Jahr nach der Schablone vor sich hingepinselt hatten, sollten auf einmal alles lernen, alles betreiben, alles können. Die selbstverständliche Folge war ein anscheinend hoffnungsloses Chaos; die Schüler wußten nicht mehr, wo aus noch ein, sie fühlten sich durch den Sturmwind umhergewirbelt, zwischen widersprechenden Anschauungen und Systemen herumgeworfen, und dem beschränkten Unterthanenverstand schien die ganze Schule in einem gänzlich unlebensfähigen Wirrwarr unterzugehen.

So wirkten die ersten Neuerungen, die mit furchtbarer Vehemenz heranstürmten; nach und nach, mit staunenswerter Schnelligkeit, begannen sich aber aus dem Chaos bestimmte Formen zu krystallisieren, die dem objektiven Auge offenbarten, daß in dem Wirrwarr doch ein kräftiger Kern stecke, aus dem sich segensreiche Keime entwickeln konnten. Eine Regenerierung des Kunstgewerbes und eine goldene Zeit der Kunstgewerbeschule — das war es, wozu der Sturmwind die Saat hineintrug; und was seither geleistet wurde, spricht mit der lauten Stimme des Erfolges für die gewaltthätige Umgestaltung. Manches Unbillige und Bedauerliche ist mit untergelaufen, verdienstvollen Menschen ist bitter wehgethan worden, ein echter Künstler wie Rudolf Ribarz schied in Kränkung und Bitterkeit von der Schule, der er kostbare Jahre seines Lebens geopfert hatte; und dafür ist es auch keine genügende Entschuldigung, daß die Mitwelt dabei gewonnen hat, denn die Kunst Ribarz' nahm trotz schweren Leidens und Verstimmung einen neuen Aufschwung, seit sie die Lehrfesseln abgestreift hat, die ihre zarte Eigenart wundbrückten. Eine versöhnende Erklärung dieser verstimmenden Nebenerscheinungen liegt nur darin, daß nie und nirgends ein Umschwung eintritt, ohne auch einiges Böse zu verschulden, und ohne gefährliches Funkensprühen geht es nun einmal nie ab, wenn eine starke Persönlichkeit an die eisernen Riegel veralteter Gewölbe schlägt, um dem Lichte Eingang zu verschaffen.

Da kommen wir denn wieder zum Ausgangspunkt, zu dem Hebel, der alle großen und guten Kräfte in der Welt in Bewegung setzt — die Persönlichkeit. Der Josua, welcher hier mit dem Trompetenton seiner Überzeugung und seines Wollens die Mauern des Veraltenden umblies, war der neue Direktor der Schule. Daß Freiherr von Myrbach ein

bedeutender Künstler ist, weiß die Welt und zwar seit Langem — ein Illustrator von feiner und doch kräftiger Grazie wie Wenige. Als solcher wurde er in's Vaterland zurückberufen, und hier entdeckte er, oder offenbarte es mindestens erst hier, daß auch ein Reformator in ihm steckt, der ebenso stark ist als der Künstler, so daß im Streitfalle es fraglich wird, welcher von Beiden den Sieg behält. Er ist einer von den Menschen mit der unschätzbaren Rücksichtslosigkeit, die Berge versetzt und wie Sturm und Ungewitter durch ihr Revier braust. Es ist nämlich ein gewaltiger Unterschied, der von sehr Vielen in der Eile übersehen wird, ob man rücksichtslos ist für eigene Rechnung, oder für eine Idee — eine Sache. Die Naturen aber von der letzteren Kategorie gehen geradeaus in gänzlicher Nichtachtung dessen, was sie am Wege zertreten oder verwunden, sie kennen keine Schonung, kein Erbarmen, wo es ihre Idee gilt, sind selten sehr behagliche Mitmenschen; aber *sie* sind's, die dem Großen und Schönen die Gasse öffnen — sie allein! Doch auch sie können nur gedeihen, wo der Boden ihnen Nahrung bietet, und es ist eine schöne Gewähr für Wiens unerschöpfte Fruchtbarkeit, daß wir zwei solche Bahnbrecher auf künstlerischem Gebiete besitzen und beide Österreicher, ich meine *Gustav Mahler* und *Felician von Myrbach*. Der Eine hat unsere Oper aus einem Zustand sachter Versumpfung herausgerissen auf eine Höhe, wo wir Jungen sie jedenfalls nie gesehen hatten, und hat dem Wiener Musikleben den Stempel seiner starken Persönlichkeit aufgedrückt. Der Andere hat ein Institut, das rettungslos im Moorboden ärarischer Indolenz zu versinken drohte, mit neuem Geist belebt und auf hoffnungsvolles Ackerland verpflanzt. Ich will nicht vergleichen, weil dabei nie viel herauskommt und solche Erscheinungen mir überhaupt unvergleichlich vorkommen; aber es ist manche Ähnlichkeit zwischen den himmelweit verschiedenen Direktoren der Kunstgewerbeschule und der Oper. Das Gemeinsame an ihnen ist der Bülowzug — ich muß immer wieder zu diesem zurück, da er mir als die Inkarnation dieser gesegneten Gattung von Naturen vor Augen steht —, der mit schonungslosem Feuereifer seinen Weg verfolgt und trotz aller willkürlichen und unwillkürlichen Hindernisse an's Ziel kommt.

Der vor die schwerere Aufgabe gestellt wurde, war wohl Baron *Myrbach*, und er dürfte sich dieselbe kaum *so* schwer gedacht haben, als er mit dem feurigen Wollen des Anfanges seine ganze Person in das neue Beginnen warf. Auf Opposition war er sicher gefaßt, aber nicht auf so eine allgemeine Gegnerschaft von allen Seiten, nicht auf Agitationen und Machinationen, die blindwütend, ohne einen eigenen Vorteil zu fördern, nur das Werk des Andern zu schädigen bestrebt sind. Bei aller Energie

und Scharfsichtigkeit hätte der neue Direktor gegen alle die Angriffe, welche reaktionäre Gesinnung, gestörte Faulheit, Mißverstehen seiner Absichten und persönliche Ranküne gegen ihn richteten, nicht durchdringen können, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, Kampfgenossen zu finden, die immer eintraten, wo die Kraft des Einen zu erlahmen drohte, und die mit einem vollkommen richtigen Blick für das, was not thut, den kaltblütigen Mut verbanden, es seelenruhig zu vertreten, auch im direkten Gegensatz zu vorgesetzten Meinungen. Diese getreuen und unerschrockenen Mitarbeiter waren vor allen Andern Josef Hofmann und Kolo Moser — Orest und Pylades im Professorenrocke. Als die Ernennung dieser beiden jungen Männer zuerst bekannt wurde, gab es nur überschäumende Entrüstung oder Hohngelächter für solche Entschließung, und ein gutes Ende hat wohl kaum Einer prophezeit. Es war auch etwas zu ungewohnt. Zwei Führer der äußersten Sezession, in einem Alter, wo Andere noch die künstlerischen Kinderschuhe nicht abgestreift haben, die sich Einfälle erlaubten, die noch niemand gehabt hatte — und sie sollen an einem ehrbaren Institut, wie der k. k. Kunstgewerbeschule, eine autoritative Stellung einnehmen, sollen künstlerisch erziehen, wo sie selbst — nach Ansicht sehr vieler, kluger Leute — noch ganz ungezogen sind. Das Ende der Welt schien nicht mehr fern, denn solche Greuel konnten sich nicht ungestraft begeben.

So dachten Viele, und es war begreiflich, daß sie so dachten, denn ein rascher Erfolg auf Grund bizarrer Eigenart, bei der sich immer erst nach gründlicher Erprobung sagen läßt, ob es besonderes Talent oder zufällige Manier ist, und eine demonstrative Stellungnahme für das Revolutionäre im gegenwärtigen Kunstleben sind nicht die beste Gewähr für die Befähigung, zu lehren und zu leiten. Als sie nun kamen und zwischen den grauen Bärten oder gereiften Männlichkeiten der Professoren die jugendliche Erscheinung Hofmanns Platz nahm, mit dem Gepräge des indolenten Wieners, der sich nicht gern aufregt und dessen Devise lautet: „Wenn's nicht heute ist, dann ist's morgen“, ein bischen Gigerl, mittelgroß, schmächtig, dunkler Schnurrbart und etwas apathische Augen — da dachte man, es werde nicht lange dauern; der wird wohl eine Weile Professor spielen, dann merken, daß das nicht so leicht ist, und der Mühe überdrüssig werden. Es ist ganz anders gekommen. Heute, nach zwei Jahren, hat dieser junge Mann, der mehr als einen Schüler zählen dürfte, welcher älter ist als er, dem ganzen Institut den Stempel seiner Eigenart aufgedrückt, hat seine Schule zu dem höchsten Rang hinaufgearbeitet, und von den Vermutungen des Anfanges ist nur so viel übrig geblieben, daß ihm allerdings der Professorentitel nie mehr gilt als seine Überzeugung.

Es dürfte mittlerweile allen Beteiligten klar geworden sein, daß in diesem, scheinbar nonchalanten und phlegmatischen Herrn, der so viel Talent und so viel Glück gehabt hat, daß man gar nicht daran dachte, ihm auch ernste Arbeit zuzutrauen, eine ganze Persönlichkeit steckt aus so festem Metall, daß schon verschiedene Lanzenstürme daran schmählich zersplittert sind. Mit einem ganz verblüffend originellem Können eine Gabe des Lehrens verbindend, die fast unmerklich dem Schüler seinen Geist einzuhauchen versteht, ohne ihn zur Nachahmung zu verleiten, hat Hofmann die jungen Leute, die seiner Leitung anvertraut waren, fast ausnahmslos zu vollkommener Fertigkeit ausgebildet und — was ganz besonders betont werden muß — sich ihrer immer mit dem werkthätigsten Interesse angenommen, durch Zuwendung von Arbeiten für ihre Aufmunterung und für ihre materielle Existenz gesorgt, stets bedacht, ihnen auch das Grundprinzip der praktischen Verwendbarkeit der Arbeit einzuprägen. So haben wir hier das nicht häufige Schauspiel, daß ein bedeutendes Talent sich auch als eine durch und durch echte und kraftvolle Persönlichkeit bewährt hat, und man kann daraus die heilsame Lehre ziehen, daß man abwarten soll, bevor man urteilt. Vielleicht finden wir auch hier jene Wiener Natur verkörpert, die durch die Lässigkeit ihres Wesens so sehr verleitet, ihren Innenwert zu unterschätzen, die nicht fortwährend herumrasselt mit ihrer Tüchtigkeit und ihrem Lebensernst, wobei oft die ganze Zeit darauf verwendet wird, diese Eigenschaften dem lieben Nebenmenschen recht deutlich zu Gemüte zu führen, so daß für deren Bethätigung dann nichts mehr übrig bleibt. Andere neigen eben mehr dahin, ruhig zu arbeiten und ihre Leistungen für sich sprechen zu lassen, und ich glaube, daß diese Note in dem Wienertum viel stärker ist, als man im Allgemeinen innerhalb der rasselnden und posaunenden Welt anzunehmen geneigt ist.

Getreu an seiner Seite, in allen guten und bösen Momenten, hilft Kolo Moser, den neuen Kurs festzuhalten, wenn auch seine Sonderlingsnatur sich durchaus nicht in die Geleise bequemen will. Vielleicht hat er noch nicht aufgehört, sich über den seltsamen Spaß zu wundern, der ihn zum Schulmeister machte und ihm zumutete, eine Reihe von Schülern, die ihn gar nicht interessiren, Dinge lehren zu sollen, die ihm gleichgiltig sind. Aber er versteht einen Spaß und amüsiert sich königlich, außer in den Momenten, wo gar zu unerhörte Anforderungen an ihn gestellt werden — wie man z. B. einmal von ihm verlangte, bei einer offiziellen Gelegenheit einen Zylinder aufzusetzen! Bei allen diesen unabhängigen Eigenschaften hat Moser es doch verstanden, einen gewissen „Zug" in seine Schule zu bringen, und er steht unentwegt in erster Reihe, wenn es gilt, das glück-

lich eroberte Land zu verteidigen — das aber ist oft genug nötig gewesen.

Mit solchen Mitarbeitern, die keineswegs Handlanger sind, sondern selbständig mitbauen an dem neuen Gebäude, hat der Direktor nun die ganze Schule umgestaltet, auf eine andere Grundlage gebracht und ihrer Urbestimmung wieder zugewandt. Baron Myrbach gieng von dem Grundsatz aus, daß der Kunstgewerbeschüler möglichst vielerlei lernen muß, sich in allen Techniken umsehen soll, da das Kunstgewerbe doch größtenteils in Kombinationen verschiedenen Materials arbeitet, von dem jedes in Betracht zu ziehen ist. Zu diesem Zwecke wurden neue Einrichtungen getroffen; das Handwerk erhielt Zutritt, es wurde eine Tischlerei eingerichtet, ein Webstuhl aufgestellt und — last not least — ein neues keramisches Atelier errichtet, welches, mit Murren und Unwillen begrüßt, den Haupterfolg der neuen Ära bilden sollte. Man kann fast sagen, daß von diesem Atelier eine Regeneration der österreichischen Keramik ihren Ausgang nimmt, denn es wurden dort Neuerungen in Thonkunstwerken gefunden, Formen und Glasuren geschaffen, die man vorher nicht kannte, jedenfalls nicht produzierte. Und vor Allem gieng durch's ganze Haus ein neuer Pulsschlag, das immer mehr verschleppende Tempo war belebt, und es wurde gearbeitet mit einer frischen Emsigkeit, die sehr vorteilhaft von dem früheren Absitzen der Schulstunden abstach. Nicht gerade, daß es immer sehr friedlich dabei hergegangen wäre — im Gegenteil! Alle Augenblicke gab's Zusammenstöße und Explosionen; der temperamentvolle Direktor und die elektrisierten Schüler gerieten verschiedentlich an einander, so daß die Professoren intervenieren mußten. Aber auch darin war Leben und damit Zukunftshoffnung. Und wenn der Direktor sich dann wieder mit voller Energie der persönlichen Angelegenheiten der Schüler annahm, wenn er mit unendlicher Mühe und Schwierigkeit einen Tisch in's Leben rief, um den mittellosen Schülern die Möglichkeit einer regelmäßigen, genügenden Nahrung zu schaffen und ihnen die Auslagen und Unbequemlichkeiten des Gasthauses zu ersparen, wenn er zwischen all der Riesenarbeit der Direktion und seiner Schule noch Zeit fand, die genialsten Ideen für das jährliche Fest der Kunstgewerbeschule zu liefern, die ganzen Vorbereitungen persönlich zu leiten und diese Veranstaltungen von dem Niveau eines Kostümballes privaten Charakters zu einem Ereignis der Saison emporzuheben, dann herrschte wieder helle Begeisterung unter den Jüngern der angewandten Kunst, und sie vergötterten ihren Direktor — bis zum nächsten Streit.

So gieng es nun fort zwei Jahre lang, in fieberhafter Thätigkeit und bei erhöhtem Pulsschlag; und im Beginn des Sommers wurde die

Öffentlichkeit berufen, um ihr Urteil zu sprechen. Nach vierjähriger Pause wurde wieder eine Schulausstellung veranstaltet, welche durch den mittlerweile erfolgten Umschwung eine große Bedeutung erhielt. Die Resultate waren verblüffend. Wer die letzte dieser Ausstellungen gesehen hatte, der mußte sich fragen, ob es möglich sei, daß in so kurzer Zeit solcher Wandel geschaffen werde. Wo seinerzeit nichts zu sehen war als eine Reihe von, teilweise sehr talentvollen Studien, einige Schnitzereien und Plastiken, die manchmal sehr viel Können und Fleiß bewiesen, aber fast niemals auch nur vorgaben, einem praktischen Zwecke zu dienen, sah man jetzt das ganze Kunstgewerbe mit allen Details vertreten, in neuartiger Geschmacksrichtung, teilweise ganz außerordentlich durchgeführt.

Auch diese Ausstellung hatte ihre dunkle Vorgeschichte erbitterten Kampfes, der seines Gleichen sucht. Als Freiherr von Myrbach zum Direktor der Schule ernannt wurde, stellte er in weiser Voraussicht die Bedingung, daß dieselbe der Einflußsphäre der Museumsdirektion vollständig entzogen werden müsse. Die Bedingung wurde nach heftigem Widerstand erfüllt; aber von dem Moment an begann auch ein Guerillakrieg, in welchem der Direktor des Museums jede Gelegenheit benutzte, seinem Widersacher, der ihn und die englischen Möbel verdrängt hatte, Steine in den Weg zu werfen und gegen die Schule zu arbeiten. Dieses System trat nun glänzend zu Tage bei den Vorbereitungen zur Ausstellung, die in den Räumen des Museums stattfinden sollte. Die gänzlich unbenützten Säle waren nie zu haben, es wurden die unnötigsten Veranstaltungen herbeigezogen, um als Vorwand zu dienen; endlich zu verstehen gegeben, daß sie überhaupt nicht zur Verfügung gestellt werden würden. Erst, als nun Baron Myrbach erklärte — nachdem diese Komödie den ganzen Winter hindurch gespielt hatte, daß er die Ausstellung in den Schulräumen veranstalten würde, also ein beleuchtender Eklat vor der Thüre stand, konnten im Mai endlich die leeren Räume verfügbar gemacht werden, aber auch jetzt nur die Hälfte des ersten Stockes, welche völlig unzureichend war, während für die zweite Hälfte eiligst die Prager Kunstgewerbeschule herbeigeholt wurde — die sich noch nie an dieser Ausstellung beteiligt hatte, und für den Säulenhof, der das Vestibule bildet, — kaum glaublich, aber doch Thatsache! — der erste französische Keramiker, Lachenal, eingeladen wurde, um mit seiner Ausstellung die Arbeiten des neuen keramischen Ateliers der Schule zu erdrücken.

Unter solchen Umständen gieng man also an die Ausstellung, die für den neuen Kurs eine so große Bedeutung gewinnen sollte. Mit zusammengebissenen Zähnen, aber unerschütterter Entschlossenheit drängten und

zwängten die Professoren die Früchte ihrer riesigen Thätigkeit von zwei Jahren in den beschränkten Räumen zusammen, sich vollkommen klar darüber, daß von einem richtigen Eindruck bei dieser Überfüllung keine Rede sein konnte. Gegenüber verloren sich die Prager ratlos in den Sälen, die ihre sehr gute, aber höchst spärliche Anzahl von Skizzen und Entwürfen auch nicht annähernd zu füllen vermochte, und grollten wahrscheinlich ihrerseits, daß man sie nicht avisiert hatte, welcher Art die Ausstellung der Wiener sein werde, und sie hier als völlig unzulängliches Pendant exponierte. Denn das Ende war, trotz aller Bemühungen und allen guten Willens, die revolutionäre Gesellschaft vom Nebenhaus zur Bescheidenheit und Zerknirschung zurückzuführen, ein glänzender Sieg vor Allem für Freiherrn von Myrbach, der diese ganze große Umwälzung in Angriff genommen und durchgeführt hatte. Den Löwenanteil des Erfolges jedoch trug die Schule Hofmann davon, die eine überströmende Fülle von talentvollen, eigenartigen und zweckentsprechenden Arbeiten geliefert hatte und ihr besonderes Gepräge in der glücklichsten Weise in Einrichtungen, einzelnen Möbeln und Luxusgegenständen demonstrierte, und noch in das keramische Atelier und in die Metallarbeitsschule hinüberfließen ließ, wo überall Hofmannschüler fröhlich und erfolgreich ihr Talent und seinen Geist entwickelten.

Hier ausführlich über die Ausstellung zu sprechen, ist weder Raum noch Veranlassung; nur so viel sei gesagt, daß jeder sein Bestes bot, daß eine Luft von freudigem Streben durch sämtliche Säle gieng, die den Beschauer erfaßte und gewann, daß auch die konservativen Elemente in dem neuen Geiste arbeiteten und der Gesamteindruck ein ebenso überraschender als Achtung einflößender war. Man hatte das Gefühl einer Wiederbelebung des ganzen Organismus, der nicht nur einzelnen Organen zu einem vorübergehenden Aufflackern verhalf, sondern alle Glieder mit neuer Thatkraft erfüllte, vor der jede Erschlaffung weichen mußte. Es ist eben nicht nur an einigen äußeren Formen geändert worden, sondern das ganze Gebäude auf eine gesunde Grundlage gestellt — auf die Basis der Zweckmäßigkeit. Auf diesem Boden können alle Anschauungen und alle Methoden zusammenkommen, wenn ihnen nur der gute Wille innewohnt, und so wird auch die Sturm- und Drangperiode der Kunstgewerbeschule noch in ein friedliches und gedeihliches Zusammenarbeiten übergehen, so bald sich die hoch gehenden Wogen persönlicher Empfindlichkeit so weit beruhigt haben werden, um ein objektives Verstehen dessen zu ermöglichen, was da Gutes und Segensreiches gewollt und mit bis zur Rücksichtslosigkeit gefestigter Energie angestrebt worden ist. Dann werden auch die schwarzseherischsten

Konservativen einsehen, daß das verdienstvolle Institut nicht umgebracht wird, sondern daß es durch ein paar operative Eingriffe von krankhaften Rückbildungen befreit und zu neuem jugendfrischem Leben geführt wurde. Und dies geschah nicht zum Wenigsten auf dem Wege der Transfusion, indem dem alternden Organismus neues Blut zugeführt wurde, an dem nun der ganze Körper erstarkt. Dieses neue Blut waren die jungen frischen Kräfte, zu denen nicht in letzter Reihe noch Franz Roller zu zählen ist, dessen Gewinn für die Vorbereitungsschule von unendlicher Bedeutung gewesen, und der mit seiner starken künstlerischen Individualität im Laufe von kaum einem Jahre eine vollkommene Umwandlung zu Stande gebracht hat.

Die Schulausstellung im Mai hat für tiefer blickende Beobachtung noch mehr bewiesen als einen großen Erfolg der Schule und die Perspektive auf eine neu aufblühende Zeit für das Kunstgewerbe. Sie hat bewiesen, daß man in Wien etwas leisten und durchsetzen kann, wenn nur Kraft und Wollen da ist — viel durchsetzen sogar, Dinge, die bei uns an Wunder grenzen, wenn die richtigen Menschen an den richtigen Platz kommen. Es ist nicht wahr, was so vielfach gehöhnt oder gejammert wird, daß in Wien nichts mehr zu machen ist, daß es altersschwach und degeneriert und entnervt sei und jeder Versuch, hier zu reformieren, nur verlorene Mühe. Es ist noch der alte Boden da mit seinem Gehalt an heller, heißer Begabung, an zärtlicher Hingabe und jubelnder Begeisterung, wenn das auch alles ein bischen tief hinab gepflügt wurde.

Der Boden ist noch da — wenn nur der rechte Säemann sich findet!



Zwei Skizzen.

Von Irma von Troll-Borostyáni.

(Salzburg.)

Du!

„O frage nicht! Du weißt es, wie ich dich liebe —!"

Hand in Hand, Schulter an Schulter gelehnt, lausch' ich deinem Bekenntnis. Und mit mir lauschen Mond und Sterne, die dunkle Seeflut, die tiefe, schweigende Nacht.

Plötzlich geht ein Wehen durch die weiche Luft, wie leise Klage. Das Mondlicht zittert auf den Wellen. Es ist, als ob der Geist der Natur auf glitzernden Silberstrahlen durch den Raum schwebte.

Nun wieder Stille, — tiefste, tiefe Stille, daß ich das Pochen unserer Herzen höre.

Ein Sehnen faßt mich.

Mich ganz dir hinzugeben, ganz dich hinzunehmen, daß unsere Seelen in einander schmelzen, — rastlos, in glühendem Umfangen.

Denn ich liebe dich!

Was die Quelle dem Wüstenwanderer, das bist du mir, Sonne für die Sonnenuhr meines Herzens! Anfang und Ende all meines Denkens und Fühlens! Frühling meines Lebens!

So lieb' ich dich!

Und mich verlangt nach deines Wesens tiefstem Grunde. Jeden Gedanken möcht' ich belauschen, wie er sich emporringt aus dem Schachte deiner inneren Welt.

Doch meine Sehnsucht greift in's Leere.

— — — ob wir auch klammernd uns umfassen.

Am verschlossenen Thore deiner Seele ring' ich, um Einlaß bettelnd, mir die Hände wund. Sie aber bleibt der meinen fremd. Keine Brücke schlägt sie zu der meinen.

Nicht dich besitz' ich, nur deine Hülle.

Dich aber such' ich mit brennendem Verlangen, dich selbst! Dein tiefstes, ganzes, volles Du!

Wo bist du? Wer bist du? Wo find' ich dich? — —

Lächelnd neigst du deinen Mund zu meinem.

Doch deine Seele schweigt — — —

Da schrei' ich auf in tiefstem Weh.

Und unter unseren Küssen wandelt meine Liebe sich in Haß.

Das Wunder.

Wie? Der Glaube an das Wunder sei tot?

Aber tief im Herzen der Menschen lebt er ein heimliches, zähes, unsterbliches Leben. Unsterblich, weil er am Kummer und an der Hoffnung sich nährt.

Sie alle, die unter der lastenden Schwere eines freudlosen Daseins seufzen, glauben — sich selber unbewußt — an das Wunder.

„Morgen — morgen!“ sprechen sie, die Bekümmerten und Gedrückten, die Leiderfüllten. Und alle die Sehnsüchtigen, deren Seelen

unter der öden Schalheit des Heut und Gestern zittern. Auf die Zukunft setzen sie ihre Hoffnung, auf sie bauen sie, an sie klammern sie sich.

Warum erwarten sie, daß die zukünftigen Tage nicht ihren Vorgängern gleichen würden? Bedenken sie nicht, daß ein Wunder geschehen müßte, um solche Wandlung vor sich gehen zu lassen?

Ach, sie geben sich keine Rechenschaft darüber, der Lebensdrang, die Glücksſehnsucht, das Vertrauen, daß auch ihnen endlich, endlich die Stunde der Erfüllung schlagen müsse, lullt die Erkenntnis der Unmöglichkeit in Schlummer. So harren sie, ohne der Thorheit ihres Erwartens sich bewußt zu sein, von Tag zu Tage auf dieses „morgen“, das nur ein Wunder ihnen bringen könnte.

Und in diesem heimlichen, dämmerigen, sehnsucht- und hoffnunggeborenen Wunderglauben finden sie die Kraft, auf ihren müden, wunden Schultern ihres harten Lebens Kreuz zu schleppen, bis ein anderes als das ersehnte „morgen“ ihr armes, blindes Hoffen für ewig verstummen läßt.



Neues von Martin Boelitz.*)

(Genf.)

Präludium.

Sturm, wie lieb' ich dich wilden Gesellen,
Wenn die schäumenden Wellen am Kliff zerschellen,
Wenn die Walken zerfetzt am Himmel jagen,
Wie ein Feind gehetzt, versprengt, geschlagen.

*) Die Dichtungen, mit Ausnahme des Schlußliedes, der Sammlung „Londan. Soziale Gedichte“ (Eberswalde–Berlin, Verlag Jung-Deutschland — S. Dyck) entnammen, welche bereits in dritter Auflage aarliegt und folgendes Vorwort des Autars aam Februar 1901 trägt: „Die in diesem Bändchen enthaltenen Gedichte sind mit wenigen Ausnahmen während meines fast zweijährigen Aufenthaltes in Landan entstanden. Wer die Tragädie menschlichen Elendes so gründlich an der Quelle studiert hat wie ich, wird es erklärlich finden, daß ich mir eine entschuldigende Einleitung erspare. Die Gedichte mögen künstlerisch wertaall sein oder nicht, mir liegt daran, diese in heiligem Haß und tiefer Erschütterung niedergeschriebenen Bekenntnisse meinen Freunden zugänglich zu machen. Mögen sie einen Schritt aarwärts bedeuten! Nach ist es Zeit, zu helfen und zu erlösen! Zieht hinaus in die Hütten und Keller der Armut, rettet und heilt! Eine Nacht draht am Himmel, die in Wettern herabfahren wird, vor der hütet euch; dann geht der Weg über Trümmer zur Freiheit!!“

Die Wälder stöhnen in furchtbaren Wehen,
Dazwischen das Höhnen: Vergehen, vergehen!!
Um die Türme rast du und schreckst die Wächter,
In die Glocken faßt du mit grausem Gelächter,
Bimbam, bimbam, bimbam . . .
„Ich bin der Geist über Leben und Tod,
Meine Fackel gleißt wie das Abendrot,
Meine Stimme gellt wie der Wille der Macht,
Mein ist die Welt und die Stille der Nacht,
Wenn mein Blitzbeil fällt, wie das knattert und kracht!
Hahahaha ich bin der König!"

Empor!

Mag nun kommen, was die Nächte
Meinem Leben vorbestimmt,
Denn ich kämpfe für das Rechte,
Und ich weiß es, daß die echte
Wahrheit nicht im Sturm verglimmt.

Ob in Hassen, Hoffen, Lieben,
Aufwärts führt der Weg zum Licht!
Ist das Schwert einst blank geblieben,
Alles Andre quält mich nicht.

Funken.

1.

Fühlst du den Mut zu einer schönen That,
Geh' mit dir selber nicht mehr lang zu Rat,
Wisse — nicht jede Weisheit paßt für jeden,
Nimm deinen Weg und laß die Andern reden.

2.

Ich glaube! heißt mein heiliges Geständnis,
Und ob der Sturm die Wälder niederbiegt.
Nicht Nacht und Elend wandeln mein Bekenntnis:
Ich glaube, daß die Sonne siegt!

3.

Laß dir den Schmerz nicht von der Stirne lesen,
Sei stolz und stark und halt' die Hand am Schwert,
Dir selbst getreu und deinem tiefsten Wesen,
Zeig' dich der Schmerzen wert!

Der Narr.

1.

Ihr lieben Leutchen, laßt euch sagen,
Hunger ist der beste Doktor für den Magen,
Wer zu viel schlemmt und zu viel sauft,
Bald dem Bruder Glatzkopf in die Quere lauft!

Wißt, es giebt auf dieser Lebensreise
Für Reich und Arm eine geistige Speise,
Wächst kein besser' Kraut gen jede Not,
Ist Frühstück, Mittag- und Abendbrot.

Eia popeia, warum grinst du, Fratz?
Hast wohl nicht genug an deinem Schatz?
Denkst wohl, der bettelt für euch Beide? —
Weiber sind Weiber, und Seide ist Seide!
Der Herr Baron hat ein feines Gespann,
Und der Herr Baron ist ein nobler Mann,
Ohn' ihn wär' manch' Jüngferlein ohne Galan.

Ihr lieben Leutchen, statt zu toben,
Sollt ihr die ewige Weisheit loben,
Habt ihr auch nichts und And're viel,
Im Himmel geht alles nach einem Stil,
Ist ein großer blühender Garten,
Braucht nur hier unten hübsch artig zu warten.

Eia popeia, warum heulst du so?
Hast kein Bett? Leg' dich auf's Stroh!
Hast kein Hundeloch, unterzukriechen —
Du dummes Viehchen!
Im Palast der Gräfin von — weiß nicht mehr,
Stehen hundert Zimmer leer,
Hundert Betten mit weichen Kissen,
Doch, was braucht ihr davon zu wissen!
Wenn die Böcke gesondert von den Schafen,
Sollt ihr auch einmal in Betten schlafen,
Jeder mit seiner Liebsten, juchhe!
In Himmelbetten, weiß wie Schnee —
Hihihihi . . .!

2.

Eine braune Kutte, ein schwarzer Talar,
Und was sie sagen, ist alles wahr;
Und wer es nicht glaubt, der kommt zur Heilung
In die höllische Heizabteilung.
Da wird gezwickt, gespießt, gezwackt,
Jeder Sünder in hundert Stücke zerhackt,
Jedes Stücklein gesotten, geschmort, gebraten,
Das ist der Lohn für böse Thaten! —
Und der Grieche hat Recht, und der Jud' hat Recht,
Und der Muselmann ist auch nicht schlecht;
Zwar liebt er manche Schweinerei'n,
Jedoch — er könnte nützlich sein!

So du aber wie Jesus Christ
Ein Einsamer unter Einsamen bist,
Und du läßt die Schwätzer schwätzen
Und lebst dein Leben nach eignen Gesetzen,
Und du sprichst zu den Knechten: „Geduldet euch,
Den Armen gehört der Zukunft Reich!“
Und zu den Andern: „Eure Sünden
Will ich der Ewigkeit verkünden,
Daß sie den Altar der Freiheit entzünden.“
Und du beugst dich zu Magdalenen:
„Steh' auf, ich trockne deine Thränen.“
Und den Murrenden sagst du: „Wer von euch rein,
Werfe auf sie den ersten Stein . . .“

Es wird gescheh'n, was einst geschah:
Judas — Pilatus — Golgotha.

London.

Wie der Nebel alles Licht erstickt,
Wie die Not aus stumpfen Augen blickt!
Kinder, ganz zerlumpt und halb erfroren,
Ach, wie müssen sie nach Liebe hungern,
Die hier bettelnd vor den Thüren lungern,
Die so früh den Pfad des Glücks verloren!

Gentlemen, seht ihr denn nicht dies Weh??
Hunger stillt man nicht mit dünnem Thee,
Und man rettet nicht mit Dankgebeten
Seelen, die so tief in Schmutz getreten!
Wächst kein Brot, um all' die Qual zu enden??
Schlaft nur, schlaft nur mit gekreuzten Händen,
Ja, ihr Herren einer halben Welt,
Wundervoll ist euer Reich bestellt:
Freiheit weht von eures Schlosses Zinnen,
Aber öffnet nicht die staubigen Fenster,
Weh euch, fürchterliche Rachgespenster
Schleifen ihre rost'gen Schwerter drinnen!
Und es kommt der Tag, es kommt die Nacht,
Wann ein Fackelbrand gen Himmel lacht,
Wann der Themse schwarze Flut verdampft,
Und der Haß den heißen Boden stampft —
Gentlemen, ihr Helfer in der Not,
Hundert Qualen dann für einen Tod
Hütet euch, der Schnitter hebt die Hand,
Hüte dich, verstocktes Krämerland!

Wehe!

Dröhnende Hämmer
In rußiger Hand,
Sprühende Funken,
Verlodernder Brand,
Keuchendes Drängen
Bis tief in die Nacht —
Aber dann wehe,
Wehe der Macht! . . . .

Funkelnder Ampeln
Verschatteter Schein,
Trunkenes Toben,
Goldperlender Wein.
Lächelnde Sünde
In gleißendem Glanz —
Heißa, Trompeten,
Zum Tanz, zum Tanz!

Schamlose Schönheit
Mit leuchtendem Blick,
Knisternde Seide,
Verzückte Musik.
Purpurne Gürtel
Auf weißem Gewand,
Purpurne Gürtel
In zitternder Hand . . . .

Dröhnender Hämmer
Gewaltiger Takt —
Hei, wie die Zange.
Die glühende, packt!
Surrende Räder —
Wann endet die Nacht?
Aber dann wehe,
Wehe der Macht!

Verkündigung.

Wir sind das Volk der Armen,
Wir sind das Volk der Not,
Erbarmen, Erbarmen,
Wir wollen Brot, nur Brot!
Weh, sterben muß ein junges Weib —
Erbarmen, Erbarmen
Für seinen siechen Leib!

Daß sie zur Kraft gesunde,
Die so viel Schmerzen trug,
Das Futter eurer Hunde
Wär' mehr denn Danks genug.
O schmachvoll grauenvolles Los —
Erbarmen, Erbarmen
Für ihren wunden Schoß!

Indes ihr schwelgt in Lüsten
Im seidnen Sündenzelt,
Saugt an versiegten Brüsten
Der Rächer unsrer Welt.
Stirb nur im Elend, stirb nur, Weib!
Verscharren, verscharren
Laßt uns den welken Leib!

Ob du dahingemodert,
Was thut's — ein Herz verdorrt!
Getrost, dein Hassen lodert
In seinen Augen fort,
Getrost, er hebt zum Schwur die Hand,
Zur Rache, zur Rache
Ruft er sein Volk und Land! . . . .

Es stürzt in Brand und Trümmer
Der Heuchler stolze Wehr,
So glüht kein Wetterschimmer,
So grollt kein wildes Meer!
Er aber, stolz und unversehrt,
Durch Flammen, durch Flammen
Trägt er sein blankes Schwert:

„Folgt mir, der Armut Kinder,
Zu Ende ist die Not,
Heil euch, ihr Überwinder,
Das Zürnen sei verloht:
Nun sät das Korn, nun rührt die Hand,
Der Liebe, der Liebe
Weih' ich dies junge Land!“

Trost.

Das heiße Ringen unsrer Seelen
Mag wohl im Sturm der Zeit verwehn,
Ich werde auch das Ziel verfehlen,
Das kaum ein Wunsch der Nacht gesehn.

Doch meiner Kinder Augen leuchten
Schon heller, als mein Blick es wagt,
Als wüßten sie, daß hinter feuchten
Waldwipfeln bald der Morgen tagt.

Wanderlied.

(An Ludwig Jacobowski.)

Ach, laßt uns nicht um blanken Lohn
So gold'nen Tag vertrauern!
Blühende Äste schwanken schon
Über dunklen Mauern.

Eine braune Lerche wiegt sich schon
Aus jungen Feldern,
Und klingt es nicht wie Morgenton
In den wachen Wäldern?

Meinen Wanderhut und Wanderstab,
Eine Thräne auf dein frisches Grab,
Herzprächtiger Geselle —
Ach, könntest du heute mit uns gehn,
Wie würde dein Auge leuchtend sehn,
Wie wär' dein Lied so helle!

Aus meiner Skizzenmappe.

1. Lotte.

Du sitzest im Schaukelstuhl, ich dir gegenüber.

Es ist Abend im Zimmer, die scharfen Umrisse der Bilder und Vasen verdunkeln, ich sehe nur noch dich und die Palme hinter dir. Du berührst zuweilen mit dem Fuß den Boden, um den Stuhl in Bewegung zu halten, dann hängen meine Augen an deinem Fuß, und mein Ohr hört die Musik knisternder Seide.

Ich will zu dir reden — ich kann es nicht. Ich will die Augen schließen, aber die weichen Linien deines Körpers halten meinen Blick gefangen. Und auf einmal fühle ich, wie du dich erhebst, langsam, du stehst auf dem Teppich und reckst dich empor. Die Hände lösen das geknotete Haar und nesteln an der Taille, als wolltest du nackt vor mir tanzen. Aus dem Kamin springen flackernde Lichter an die Wand und erhellen das große Muster der goldigen Tapeten, erstickende Schwüle atmen die Rosen auf dem Tisch.

Plötzlich — — das Signal der Hausklingel!

Eine furchtbare Angst weckt mich, denn du bist das Weib meines Freundes . . .

. . . Aber du liegst ja noch im Schaukelstuhl und berührst zuweilen mit dem Fuß den Boden. Ich höre das Geknister der Seide und fühle deinen Blick auf meinem Herzen brennen, und die Rosen duften so schwer...

Da — endlich die Schritte unseres Erlösers.

2. Der Tennisplatz.

Auf meinem Schreibtisch steht eine Fliederdolde, eine dumme einfältige Fliederdolde, die halb verwelkt an den braunen Stengeln zwischen blaßgrünen Blättern hängt. Mein Schwesterlein hat sie mir hingestellt.

Es dämmert und ich sitze vor dem hohen schmalen Glas und blinzle durch die feingezackten Lilablüten in einen großen Garten. Auf dem Tennisplatz spielst du mit Fred. Die Bälle fliegen und deine schlanke Gestalt wiegt sich elastisch — du siehst prächtig aus in dem halblangen weißen Kleid mit dem goldenen Gurt. Ich blinzle und schaue und höre euer Lachen, die Sonne leuchtet und deine braunen Schuhe, die wie Sandalen über dem Knöchel befestigt sind, springen hurtig von Feld zu Feld.

Jemand klopft.

Herrein!! Himmelkr . . .!

Mein Bursche.

In einer halben Stunde Abmarsch zum Kompagnie-Exerzieren.

O du schöner Tennisplatz!

3. Liebe Menschen.

Zu den Menschen, die ich am liebsten habe, gehört der uralte Küster Sebastian von der Marienkirche und mein kleines Nichtchen, das noch nicht laufen kann.

Sebastian ist in den fünfzehn Jahren meines Wanderns noch dünner geworden, er trägt immer noch den schweren, schwarzen Überrock, weißes Halstuch und Schlapphut, gerade wie damals. O, lieber Freund, wie viel verdanke ich Dir!

Denkst Du noch der Sonntage, wenn wir Krausköpfe nach Beendigung des Gottesdienstes zu Dir kamen? Dann nahmst Du mich immer bei der Hand und zeigtest mir Wunder über Wunder, schöne goldige Heiligenbilder und hohe, geschnitzte Chorstühle, den marmornen Altar mit dem Kruzifix und der ewigen Lampe, und manchmal stiegen wir gar auf die Kanzel. Dann lag die große, weite Kirche vor mir mit ihren Bögen und Säulen, grau geworden im Wetter der Zeit, und den bunten Fenstern, in denen die Sonne funkelte.

Und die Sommerabende — denkst Du noch der Sommerabende, Sebastian? Durch die halb offene Thür strömte süßer Duft blühender Rosen und Kirchhofslinden . . .

Du saßest auf der verwitterten Steintreppe und erzähltest uns von versunkener Herrlichkeit. In dem dicken Bilderbuch zeigtest Du uns Lauschern seltsame Gestalten, Ritter und Frauen, die hier gelebt hatten und gestorben waren. Und von Siegfrieds Schloß, das hier gestanden, sprachst Du, und wie er ausgezogen sei, seine Braut Kriemhild heimzuholen, und wie der böse Hagen ihn erstochen habe. Ach, wie unvergeßlich ist das in mein Herz geschrieben, noch heute könnte ich auch die Stelle zeigen, wo in hellen Nächten ganz dicht bei der Kirche der Nibelungenschatz aus dem Rhein herauf schimmert.

Zuweilen, wenn wir Beide ganz allein waren, setztest Du Dich an die Orgel und spieltest; in süßen Tönen und mächtigen Akkorden jauchzte Deine Seele himmelan. Aber nie warst Du fröhlich. Hatte Dir das Leben so weh gethan, daß Du immer der Vergänglichkeit alles Irdischen gedenken mußtest? . . .

. . . Von meinem Nichtchen sprach ich? Ei, das ist ein Racker! Man mag die kleine Dame zudecken, so oft man will, immer wieder strampeln sich die rosa Beinchen durch die dicke chinesische Mauer von Kissen und Tüchern, und die blauen Augen lachen, daß oft helle Thränen über die runden Backen laufen, gerade hinein in's schreiende Mäulchen.

Am liebsten aber zerrt sie an der Strippe des Hampelmanns, der über ihrem Näschen baumelt und die tollsten Verbeugungen macht, mit Armen und Beinen schlenkert und Kußhändchen austeilt, bis das gnädige Fräulein seiner satt ist und den armen Teufel mit grenzenloser Verachtung straft.

Nein, nein, wir Lebendigen mögen immerhin untergehen, das Leben ist unverwüstlich!



Münchner Rundschau.

(„König Harlekin“, ein Maskenspiel aon Rudalf Lathar.)

Nicht nur als Wiener Filiale scheint sich — in Schauspiel und Operette — das, unter der Direktian Stallberg-Schmederer stehende Bühneninstitut nachgerade aufzuthun, unser „Münchner Schauspielhaus“ hat's ganz offenbar auch ein klein wenig mit dem Gräßenwahn neuerdings schan bekommen — Harlekin als König: das Schauspielhaus als Hoftheater! Hier „Weißes Räß'l“ oder „Schlafwagen-Kantraleur“ — dart „Jahaunes“ ader „Über unsere Kraft“; hier „Mutter Sarge“ und „Die rote Rabe“ — dort „Der Schatten“ und „Biberpelz“: nächstens werden wir auf „König Harlekin“ wahl gar noch „König Heinrich VIII.“ an der selben Stelle erleben.

Das Königtum als Artistik — Majestät als Schatten und Puppe — der Königsgedanke gleichsam als „drehbare Bühne“! Es macht sich gut im Zeitalter der „bunten Theater“, die das Unterste zu oberst kehren — aber auch *nur* in diesem! — der Welt glauben zu machen, daß ein Harlekin wirklich König sein oder auch nur mit Erfolg spielen könne; uns einmal das, was nach seiner ganzen Natur unbedingt ein *va banque*-Spiel sein *muß*, als leichtes Jongleur-Kunststück vorzuführen. Wen hätte nicht schon Schwindel erfaßt, wenn er den Adler in der Reichsmark immer wieder noch einen Adler in seinem Schilde führen sah und diese Fortsetzung in infinitum sich ausdachte? Wer hätte nicht vor immer wieder neuen Einschachtelungen in der Schachtel ein fatales Dreh-Gefühl empfunden? Auch bei unserem Bühnenstück — Spiegel im Spiegel — kommen wir aus den „gemischten Gefühlen“ den ganzen Abend nicht mehr heraus. Ein gewisser natürlicher, Wienerischer „Eklektizismus“ ist hier zum „Chamäleontismus“ fortgebildet — couleur: changeant; Motto: es „Schillert“! Das Problem erscheint leider von Anfang an arg gequält, die Gleichung „Kraft = Recht“ um so schiefer, als der Held selber sich so halt- und kraftlos wie nur möglich giebt. Und fast scheint es, daß es auch dem Autor weniger auf ein Drama angekommen, als vielmehr auf die Erfindung einer ganz besonderen Dreh-Form, eines neuen Karussells oder eines neuen „Tanzes“ für's Brett'l, von ihm abgesehen worden sei. Denn der Eiertanz, der vor unseren Augen da von ihm aufgeführt wird, um schließlich aus zwei Negationen eine Affirmation entstehen zu lassen — die Affirmation nämlich: zum Könige und Helden muß man geboren, aber nicht Kammerdiener sein! — er ist wirklich einer von ganz verdrehter Umständlichkeit und völlig ungeläufigen Formen. Der Trottel als Geist, Casanova als Policinell, Leporello als Don Juan, Papageno als Sarastro, Stranitzky als Shakespeare, Ludwig Fulda als Grillparzer oder gar H. von Kleist, und Rudolf Lothar als Grabbe! Das ist keine „Ummwertung der Werte“ mehr, das ist wirklich schon die „verkehrte Welt“. Allerlei talmudische Weltklugheit, reiche erotische Bilder und arabische-schwüle Rosendüfte, daneben liberale Leitartikel und immoralistische Aphorismen sind schließlich noch keine *Lebenskunst*, Feuilletonismus nicht Dramatik. Und wie kommt dieser „Verbrecher am Leben“ als *König* mit einem Male zum „*Leiden am Leben*“? Man denke: ein wehmütiger, weichherziger Till Eulenspiegel! ein sentimentaler, larmoyanter Bajazzo! Cäsarismus in soziales Königtum umgestülpt, gesalbt zudem mit dem bekannten Tropfen demokratischen Öls, und das Ganze doch wieder nur gemimte Farce, mit einer Grimasse des tragischen Hanswursten in sein hohles Nichts zum schlechten Ende aufgelöst! *Wer* geht hier eigentlich am Narrenseil — der Held, der Autor, die Kritik oder das liebe Publikum? Ja, wenn das so leicht wäre, die Genuesen zu besiegen, und nicht schon im Marke liegen müßte, sie auf's Haupt zu schlagen! Wenn Staatskunst nicht methodisch erlernt sein wollte, Herrschen nicht Psychologie wäre und im „Kronprätendenten“-Vorwurf *von unten* nicht ein Sklavenaufstands-Thema, ein tieferes Rassen-Problem zuletzt verborgen steckte! So aber scheint uns die Idee des Gedankens ad absurdum geführt, aber auch der „Spieler“ selber dabei *entlarvt* zu sein — auf der Wage des Lebens gewogen und zu leicht befunden: applaudite amici, comedia finita est! (Propter — nicht post.) Und darum auch muß uns der Autor schließlich schon verzeihen, wenn wir selbst ihn nunmehr als Maske zu verstehen glauben, über lauter „Maschere“ sein „Spiel“ vollends *ernst* nehmen und ganz unbändig über diesen, an das Drama gewandten Ernst des p. t. Publikums uns belustigen. Unser Amüsement im Amüsement über das Amüsement — wer zuletzt lacht, lacht bekanntlich immer am besten, und das ist hier ganz unfehlbar einmal der „verständnisvolle“ Augur —

Kritiker Harlekin.



Kritische Ecke.

Anmaßung?

Einige revolutionäre Betrachtungen zur Dienstbotenfrage
von Wilhelm Freder.
(Frankfurt a. M.)

Fräulein Helene Lange ist eine der intelligentesten und sympathischsten Führerinnen in der großen Frauenbewegung unserer Zeit, und ein großer, sehr großer Teil unserer Frauen und Mädchen, denen Helene Lange so oft „aus der Seele" gesprochen und geschrieben hat, schaut begreiflicher Weise mit einer gewissen Schwärmerei zu ihr empor. Aber auch intellektuell so hochstehende und die sozialen Bedürfnisse der Gegenwart so tief erfassende Frauen wie Helene Lange stehen noch zum Teil in dem Banne alter Gewohnheiten und Überlieferungen wie eines naiven Gesellschaftsegoismus, so daß sie über gewisse soziale Fragen stolpern und dabei Ansichten äußern, die man kaum als Dokumente einer vorgeschrittenen Durchdringung der großen sozialen Frage im Allgemeinen und der Frauenfrage im Besonderen gelten lassen kann. Es ist das wieder ein Beweis dafür, wie sehr wir noch im Anfangsstadium der sozialen Umwälzung stecken, wie viele Arbeit noch zu thun ist, damit wir Alle unbefangener an die Lösung sozialer Probleme herantreten.

Es war in Eisenach, auf dem Allgemeinen deutschen Frauentag. Fräulein Helene Lange hatte das Wort zur Dienstbotenfrage und teilte u. A. mit, in Berlin frage das Mädchen, wie viele Kinder die Herrschaft habe, wie oft sie ausgehen dürfe — „und was dergleichen Anmaßungen mehr seien"! Es schmerzt einen, eine Frau wie Helene Lange in dieser Art über eine Angelegenheit sprechen zu hören, die denn doch verdient, mit weniger deplozierten Scherzen und Witzchen behandelt zu werden. Der wackere Demokrat Franz Ziegler sagte einmal im preußischen Abgeordnetenhaus — in den 60er Jahren — ihm sei alles recht, in Bezug auf die damals sich in den Vordergrund drängende Arbeiterfrage, wenn nur jemand übrig bleiben würde, der ihm die Stiefel wichse. Das war in den 60er Jahren, als trotz Ferdinand Lassalle die sog. soziale Frage bei Weitem nicht so im Mittelpunkte des ganzen öffentlichen, staatlichen und kommunalen Lebens stand wie heute, als noch sehr viele tüchtige und politisch sehr fortgeschrittene Leute wie eben Franz Ziegler nicht recht wußten, was sie mit ihr eigentlich anfangen sollten. Heute ist's anders, ganz anders, d. h. besser geworden; parlamentarisch und litterarisch wird die Frage täglich erörtert, und der soziale Beobachter sieht bereits Kreise volkswirtschaftlich erleuchtet, an die er für's Erste noch nicht gedacht hatte. Aber die soziale Erleuchtung ist doch noch nicht so weit vorgeschritten, daß man nicht bald hier bald dort auf sozial-konservative oder reaktionäre Auffassungen stoßen würde auch in den Kreisen, denen Helene Lange eine geistige Führerin ist; denn sonst wären Äußerungen, wie die oben zitierte, doch nicht gut denkbar, sie wären unmöglich.

Gut Ding will Weile haben. Es ist eben noch alles im Fluß, der soziale Wein gährt noch gar gewaltig, und bis er ganz ausgegohren hat, wird man noch oft sozial rückständige Äußerungen hören wie die des Fräulein Helene Lange, die sich überdies so

viele Verdienste um die Frauenbewegung unserer Zeit erworben hat, daß man mit ihr nicht *allzu* strenge wegen ihrer Äußerung in Eisenach zu Gericht sitzen darf. Anderseits freilich ist Helene Lange in der deutschen Frauenbewegung eine sa hervorragende Erscheinung und Führerin, daß es sich nicht geziemt, ihre Äußerungen zu ignorieren. Auch wandelt sie auf geistigen Höhen, daß es sie beleidigen hieße, wallte man ihr aus Galanterie nicht ein klein wenig „den Text lesen". Auf diese Art Galanterie legt Helene Lange selbst gewiß leinen Wert; sie steht hoch genug, um auch etwas „Ungalantes" anhören zu kännen.

Das Dienstmädchen unserer Zeit ist das Peadukt unserer fazialen Verhältnisse, es ist ein relatia freleres und selbstbewußteres Wesen als das Dienstmädchen der 50er aber 60er Jahre. Wie die ganze Arbeiterllasse an berechtigtem Selbstbewußtsein gewannen hat, sa auch die Klasse der Dienstmädchen. Daß hier und dort dieses Selbstbewußtsein in Übermut ausartet, fall nicht bestritten werden, aber das ist menschlich und in politischen und fazialen Übergangsstadien eine häufige Erscheinung, über die sich ernste Sozialpalitiker nicht weitee aufregen. Ist es nun aber *wirklich* eine „Anmaßung", wenn ein Dienstmädchen unserer Zeit, ehe es einen Vertrag abschließt, sich darnach erlundigt, wie aiele Kinder die Herrschaft habe und wie aft sie ausgehen dürfe? Gewiß nicht! Oder hat ein Dienstmädchen als menschliches Indiaiduum nicht das *Recht*, ganz wie wir *Alle*, sich Lebensbedingungen zu schaffen, die *ihm* angenehm sind? Zweifellos. Wenn aber das zweifellas ist, selbstaerständlich, natürlich, dann hat man auch lein Recht, keinen Grund, darin eiae „Anmaßung" zu erblicken. Daß die Dienstboten der früheren Zeit im Allgemeinen „bescheidener" waren, infalge der allgemeinen fazialen Verhältnisse der Vergangenheit, ist richtig, abew trifft diese „Bescheidenheit" recto Unterwürfigkeit, erzwungen durch den „Kampf um's Dasein", nicht auf *alle* Menschen zu? Werden wir nicht *Alle* freier ader „anmaßender", sa bald wir uns *unabhängiger* fühlen, so bald das Bewußtsein in uns hervartritt, daß wir der Menschheit Würde respektieren dürfen, ahne daß man gleich einer Hungerkur unterzagen wird? Die Dienstbaten unserer Zeit fühlen sich freier und unabhängiger, darum stellen sie Bedingungen, ehe sie einen Arbeitsaertrag alzeptieren, wie wir *Alle*, die wir gezwungen sind, sei es im Dienste des Staates, einer Gemeinde, einer Fabrik, Zeitung u. s. w., unsere Existenz zu führen, sei es als Beamte ader als Arbeiter. Der maderne Staat kennt keine Freien und Unfreien im Sinne des feudalstaatlichen Kulturzustands, und Angebat und Nachfrage sind heute die bewegenden und regulierenden Elemente auf dem Arbeitsmarkt, in der weitesten Bedeutung des Wortes, nicht nur beschränkt auf die mechanische Arbeit.

Es ist nun eine Thatsache, daß unsere wirtschaftliche oder unsere ganze kulturelle Entwicklung es mit sich gebracht hat, daß die Lage auf dem Arbeitsmarkt, sa weit besanders die Spezies der Dienstmädchen in Betracht lommt, im Allgemeinen zu Gunsten der arbeitenden Klassen verschaben warden ist. *Daraus ergiebt sich alles Andere.* Füe den Einen ader Anderen, für diese ader jene Gesellschaftsklasse mag diese Änderung der Dinge gerade nicht bequem und nicht recht behaglich sein, aber aan einem *höheren* Gesichtspunkte aus betrachtet, ahne die Scheuklappen engherziger Interessenpalitik, fallte man sich darüber nur freuen. Wir sehen der *Menschheit Würde wachsen* und bemerkea sa etwas wie den Übergang aam Sklaoen- und Herrenstaat zum niaellierenden *Vollsstaate der Zukunft*, wobei man natürlich durchaus nicht an den Valksstaat im modern-fazialdemakratisch n Sinn zu denken braucht. Die Menichheitskultur ist immer in Bewegung wie der Ozean, bald mehr bald minder heftig und erregt, und keine Wissenschaft spricht dafür, daß es *immer* — Dienstmädchen geben wird; aber sehr vieles kündet

uns an, daß im Staate der Zukunft der Sklavendienst durch die Technik verrichtet wird, also auch das Stiefelputzen, das dem alten braven Franz Ziegler so am Herzen lag. Übrigens kann man sich einen Kulturstaat ganz gut auch *ohne* gewichste Stiefel vorstellen, wie es ja auch schon Zeiten gab, in denen man diese gewiß ungemein wichtige Kulturinstitution gar nicht kannte, nicht einmal im Paradiese. Aber im Ernste gesprochen: Wie vieles wird heute durch mechanische Hilfsmittel besorgt, wozu man ehemals menschlicher Hände, vor Allem der rosenfingerigen Dienstmädchen bedurfte? Und warum soll diese Entwicklung nicht *fortschreiten*?

Helene Lange, die sonst so scharfe Denkerin und Beobachterin unserer sozialen Entwicklung, hatte eben, als sie das Diktum von der Anmaßung der Berliner Dienstboten sprach, zu prüfen vergessen, *warum* diese „Anmaßung" und ob sie sich nicht erklärt aus der Gesamtentwicklung unserer Kultur bezw. ob diese „Anmaßung" nicht identisch ist mit normalem Selbstbewußtsein, mit dem Recht auf ein möglichst angenehmes Lebensmilieu. Warum soll dieses menschliche Recht bei dem Dienstmädchen Halt machen? Jedenfalls ist der Fall, den Helene Lange anführte, und in dem ein Dienstmädchen sich darnach erkundigte, wie viele Kinder die Herrschaft habe und wie oft sie ausgehen dürfe, am *allerwenigsten* geeignet, die „Anmaßung" zu illustrieren. Es giebt gewiß krassere Fälle, Auswüchse einer an sich erfreulichen sozialen Entwicklung nach vorwärts; aber sie dürfen den Sozialpolitiker und Ethiker nicht irre machen in der Überzeugung, daß sie nur, wie gesagt, *Auswüchse* sind, im Übrigen aber auch Vorboten einer Kulturperiode, in der die Menschheit auf höheren Höhen wandelt als heute und in der Vergangenheit. Die Frauenfrage existiert auch für die Dienstmädchen. Wer diese ausschließt, wandelt in einem sozialen Irrgarten und bekundet damit, daß er in die sog. soziale Frage noch nicht so tief eingedrungen ist, um allen Gesellschaftsegoismus überwunden zu haben. Hoffentlich verläßt Helene Lange bald diesen Irrgarten und befreit sich von einem Vorstellungskreis, der ihre großen Verdienste um die Frauenbewegung verkleinert. Suum cuique — auch den Dienstmädchen, so oft sie auch unsere lieben Hausfrauen ärgern und ihre — natürlich! — so lieben braven Kinder, von denen, wie es scheint, besonders die Berliner Dienstboten so wenig wissen wollen. Sind nicht unsere „süßen Kleinen" den Eltern selbst in ihrem kühnen Thatendrang und in ihrem leidenschaftlichen Spieleifer oft eine „Last", die sie nervös macht, sie, die den Kindern alles opfern, wenn es ihr Lebensglück gilt? Wer dies begreift, versteht es auch, wenn dieser oder jener „dienstbare Geist" bemüht ist, nicht in ein Milieu zu kommen, in dem sich viele Kinder befinden. Das verrät zwar eine wenig „christliche" Gesinnung, aber sie ist menschlich, ach, allzu menschlich. Tout comprendre ce dirige à la *justice*! Man braucht nicht „zu voll vom Milch der Menschenliebe" zu sein, um dennoch das Interesse zu verstehen, das unsere Dienstmädchen an ihrem näheren Verhältnis zu ihren Herrschaften *vorher* nehmen. Das ist keine Anmaßung, wie Helene Lange meint, das ist in diesem Falle der nur etwas naiv erscheinende Ausdruck des Geistes einer neuen Zeit.

Nachwort der Schriftleitung: Wir eröffnen hiermit die sachliche Diskussion zur „brennenden" *Dienstboten-Frage* und bitten berufene Federn dringend um gelegentliche Beiträge zur Sache. Wir selbst wollen dabei gar nicht verhehlen, daß wir gegenüber obigen Ausführungen unseres gesch. Herrn Mitarbeiters einen *völlig abweichenden* Standpunkt einnehmen, und wir behalten uns daher gerne vor, auch unsererseits hier einmal einläßlicher davon zu reden. Scheint uns doch jener „*nivellierende* Volksstaat der Zukunft", den W. Freder als Ideal hier schildert, auf's Äußerste vielmehr gerade zu *bekämpfen*.

Zur Adresse in Sachen Maximilian Harden erhielt der Herausgeber dieser Zeitschrift noch folg. Schreiben: „Frankfurt a. M., den 17. Oktober 1901. Sehr geehrter Herr Doktor! Während meiner halbjährigen Abwesenheit in Italien ließ ich mir keine Drucksachen nachsenden. Auf diese Weise ist das Gnadengesuch in Sachen M. Harden erst heute in meine Hände gelangt. Ich sende Ihnen dasselbe unterschrieben zu, obwohl ich annehmen muß, daß die Sache längst erledigt ist. Es thut mir sehr leid, daß es mir nicht vergönnt war, die mir so äußerst sympathische Sache zu unterstützen, und hoffe ich, daß sie auch ohne mein Zuthun zu Gunsten Hardens erledigt worden ist. Bitte um eine Zeile der Benachrichtigung, da ich ganz im Unklaren bin. Mit besten Grüßen Ihr ergebener Eugen d'Albert." — Selbstverständlich haben wir Herrn d'Albert mit einigen Zeilen vom Stande der Sache sofort unterrichtet; wir freuen uns aber, auch diesen Mitarbeiter der „Zukunft", der uns schon gefehlt hatte, und mit ihm einen so glänzenden Namen, unter den Mit-Unterzeichnern nunmehr noch begrüßen zu dürfen.

Nochmals die Pekinger astronomischen Instrumente. Unsere R. v. S. gezeichnete Notiz über dieses Thema im I. Oktober-Hefte vorliegender Zeitschrift hat vielfaches Echo und mancherlei Besprechungen in der Tagespresse gefunden. Unseren zahlreichen Kritikern erwidern wir in aller Seelenruhe mit den schlagenden Sätzen, die wir — aus Richard Nordhausens charaktervoller Feder — unlängst einmal zu Gesicht bekommen haben. Sie lauten: „Und gerade heraus gesagt: weder die chinesischen noch die europäischen Diplomaten hätten ein Wort des Tadels darüber verloren, daß wir uns ein kleines Andenken an den chinesischen Feldzug mitgenommen haben, der beinahe so viel gutes Geld verschlungen hat, wie der ganze hochselige Mittelland-Kanal kosten sollte. Korybantischen Lärm deshalb zu schlagen, das blieb der national gesinnten deutschen Presse überlassen. Dieser Presse, die jede Bagatelle aufbauscht, wenn begründete Hoffnung besteht, daß der Regierung Verlegenheiten daraus erwachsen; dieser Presse, die Mücken seigt und Elefanten schluckt. Von der Dresdner Korruption hat sie geschwiegen; über die unerhörten Vorgänge bei den heurigen Bankenkrachs äußert sie sich mit Zartheit, um die Revision des Börsengesetzes nicht zu gefährden. So bald aber ein Leutnant wegen Rekrutenbeleidigung gerüffelt wird, oder so bald von Bord der Gazelle ein paar Verschlußstücke verschwinden, trompetet sie das Ereignis in die Welt. Alles zur Wahrung deutscher Ehre und Sittlichkeit, wahrscheinlich auch zur Wahrung deutscher Manneszucht und des Ansehens der deutschen Armee. Wollte sie doch über jeden Beutezug, der in Deutschland gemacht wird, auch über jeden nicht-agrarischen, nur in ein Zehntel der ethischen Entrüstung verfallen, die durch die Fortnahme der Pekinger Instrumente geweckt worden ist! Wollte sie doch unsere Hochfinanz und ihr Treiben mit der selben peinlichen Genauigkeit kontrolieren, die dem Leutnant und der Gazelle gegenüber so notwendig und so sehr am Platze ist! Man wüßte es dem Gewissen der Nation zuversichtlich höheren Dank."

Pfarrer Naumann — so lasen wir kürzlich im „Tag" — „verfügt über einen kleinen Kreis von Gläubigen, die in hingebungsvollem Vertrauen auf ihn als auf den Ablöser der veralteten Parteien und den Erlöser des deutschen Volkes ihre Hoffnung gesetzt haben. Aber einer, der am wichtigsten wäre, ist im Kreise dieser Gläubigen nicht mehr zu finden: er selbst. Er steht darin, er redet, er führt — aber er glaubt nicht mehr, wenigstens nicht mehr so, wie er früher geglaubt hatte, mit der Zuversicht, der Herzensfreudigkeit. Er zwingt sich nur noch zum Glauben an seine verlorene Sache. Sein Herz hofft nicht mehr. Das Gemälde, das seine Phantasie

ihm früher geschaffen hat, hat die Farben verloren. Ein hoher Idealismus hat sich in niedrigen Opportunismus gewandelt. Man macht Kompromisse und schließt Bündnisse mit Leuten, die man früher tief verachtet hat. Und das nennt man beschönigend: realpolitische Notwendigkeiten. Die ganze national-soziale Episode mag ja — politisch angesehen — nicht mehr drei Zeilen wert sein. Aber für die menschliche Betrachtung steckt eine ergreifende Tragödie darin. Um eine politische Scheinexistenz zu wahren, muß Naumann Stück für Stück sein innerstes und ursprüngliches Wesen opfern. Seine Klugheit ist Verschlagenheit geworden, seine frohe Zuversicht starrer Fanatismus. Um seiner Sache willen hat Naumann an dem Sein seiner Seele Verrat üben und an der Güte seines Herzens schuldig werden müssen. Der nationale Sozialismus wird schwerlich dem Vaterlande neue Bahnen weisen, aber er wird einen genialen und edlen Menschen zu Grunde richten und einem Dichter den Stoff für eine Tragödie liefern." — Genau das, „nur mit ein wenig andern Worten", hat der Herausgeber dieser Zeitschrift mündlich und persönlich — wie sich der Betreffende gewiß noch erinnern wird — dem Herausgeber des „Kunstwart" Ferdinand Avenarius gegenüber schon 1896/97 prophezeit, als Pastor Naumann in Dresden einen vielbeachteten Vortrag hielt und wir uns über den voraussichtlichen Weg unterhielten, den dieser, seine Parteipropaganda und seine real-politische Aktion gehen würde. Vergl. im Übrigen auch unseren heutigen Leitaufsatz: „Deutsche Zukunft".

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Der Kaiser hat bekanntlich die Ernennung Dr. Spahns zum katholischen Geschichtsprofessor der Universität Straßburg i. Els. mit einem besonderen Telegramm an den Statthalter der Reichslande begleitet, das u. A. folgende Sätze enthält: „Ich freue Mich, den lange gehegten Wunsch Meiner Elsaß-Lothringer erfüllen zu können und ihnen sowohl als Meinen katholischen Unterthanen überhaupt bewiesen zu haben, daß anerkannte wissenschaftliche Tüchtigkeit auf der Basis der Vaterlandsliebe und der Treue zum Reich immer zu Nutz und Frommen des Vaterlandes von Mir verwendet wird." — Wir unserseits sind unmaßgeblichst und in aller schuldigen Ehrerbietung, der Anschauung, daß man keinerlei Grund hat, gegen katholische oder protestantische Historie sich zu ereifern, so lange wir noch, sogar in „liberalen" Kreisen, eine „wissenschaftliche Tüchtigkeit" nur „auf der Basis der Vaterlandsliebe und der Treue zum Reiche" kennen — wie interessant und wertvoll die in Obigem liegende Unterscheidung zwischen „Katholizismus" und „Ultramontanismus" an autoritativer Stelle unseres Staatswesens auch wohl sein mag.

Nicht selten wohl heißt es in hochgeschwelltem Bürgerstolze: „Ich tausche mit keinem König!" Aber mindestens in einem Punkte muß ein Mann wie der deutsche Kaiser Wilhelm II. für Unsereinen doch einer der beneidenswertesten Menschen bleiben: Zuversichtlich braucht er wenigstens nicht tagtäglich, wie wir im Zwange des Tages, all den gräulichen Unsinn, der sich „deutsche Presse" nennt, über sich ergehen zu lassen! Schon das allein muß es ihm weit eher ermöglichen, Mensch zu sein unter all den Larven einer seelischen Verkümmerung, so für gewöhnlich deutscher Zeitungsleser benamset wird! Wenn man einen schweren, die Öffentlichkeit berührenden Unglücksfall in der eigenen Familie erlebt und dann die aufgebauschten, siebengescheut-kritisch erörterten Berichte darüber in den Lokalblättern gelesen hat; wenn man weiß, wie es wirklich im Innern des „Hauses Wahnfried" ausschaut, und damit vergleicht, was für dreiste, sinnlose Mären eine gegnerische Preß-Meute über Bayreuth und die Familie Wagner jahraus — jahrein von sich zu

geben wogt; wenn man Friedr. Nietzsche's Tode und Begräbnis zufälliger Weise persönlich im intimsten Kreise beigewohnt und dann sich plötzlich vor den gräulichen Gallimathias gestellt fand, der über all das in unseren „wohlinformierten“ Tageszeitungen damals losgelassen ward; und wenn man erst kürzlich wieder, um die Zeit der sommerlichen Alarmnachrichten über Dr. Hermann von Linggs schwere Erkrankung, den würdigen alten Herrn selber besucht und sich mündlich mit ihm unterhalten hat: nun, so muß man ja zu der unabweislichen Auffassung gelangen, daß das „aus den Fingern gesogen“ als terminus technicus just auf dem journalistischen Gebiete sich einführen konnte; sowie, daß das alte, bekannte Sprüchwort „Gelogen, wie gedruckt“ wohl seine gute, tiefere Wahrheit haben dürfte. Höchstens gelingt es ihr, diesem unserem, in Affenliebe zu Unrecht so sehr verhätschelten Schoßkind „Presse“, daß sie gerade nur eben noch läuten hört — oder niemals zusammenschlagen. — Und das sagt ein „Mann der Presse“? Jo, aber er hat sich auch nie, weder „pressen“ noch „pressieren“ lassen!

Das „Recht zum Tode“ hat jüngst in Form eines „offenen Wortes“ unter dem Motto: „Laßt mich sterben!“ ein Aufsatz des „Tag“ sehr bemerkenswert und zeitgemäß behandelt. Auch hierin aber — nicht nur für's Leben, sondern selbst zum Sterben — hat unser berühmter Max von Pettenkofer uns eine „Hygiene“, die einzig richtige und wahre Prophylaxis mit an die Hand gegeben: durch seinen freien, selbstgewählten Tod nämlich in hohem Alter. Er mochte wohl wissen, was Unsereinem bevorsteht, wenn „die Kunst der Ärzte“ uns gutmütig-„human“ „das kostbare Leben“ noch immer zu erhalten sucht! — „Die Motive der That sind völlig unbekannt“, so berichtete übrigens jüngst wieder ein Lokalblatt bei Gelegenheit irgend einer Aufsehen erregenden Selbstmord-Meldung. Aber sie sind es immer, allenthalben und absolut — weshalb man auch gar nie das häßlich-richtende „Selbstmord“, sondern stets nur das rein konstatierende „Selbstentleibung“ bei solchen Anlässen in den Mund nehmen sollte. Und dies bringt uns zum Schlusse noch auf jene Vorschläge, welche die so ernst-geleitete „Christliche Welt“ in einer ganzen Reihe höchst gediegener Artikel zu diesem Thema vor einiger Zeit mit vorgebracht hatte. Eine dieser Forderungen lautete dort nämlich: Es ist die Einführung der obligatorischen Sektion aller Selbstmörder mit aller Energie zu erlangen. Zur Begründung dieses Verlangens genügt, was Professor Heller in Kiel aus dem dortigen pathologischen Institut in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ 1900, 48 veröffentlicht hat. Pastoralkonferenzen, Synoden, soziale Kongresse sollten die Agitation in die Hand nehmen. Denn es liegt ein höchstes ethisches und soziales Interesse vor, und die Pfarrer, die fortwährend durch den Selbstmord in die bittersten Konflikte gestellt werden, sollten das am besten wissen. Wir kommen aber aus dem Beschämenden des jetzigen Zustandes nicht heraus, wenn wir die nächsten Schritte unterlassen, die uns zu einer wirklichen Kenntnis des Thatbestandes helfen. Die Erregung um eine Selbstmörderleiche her ist so groß, daß die Familien sich den Sektionszwang als ein verhältnismäßig Geringes werden gefallen lassen. Und die Staaten werden das Geld für die Einrichtung haben, wenn eine ausreichende Bewegung da ist, auf die die Regierungen sich stützen können ... Freilich, wird damit wohl viel gedient sein? Dubitamus! Immerhin sollte, in der That, nichts unversucht bleiben, um die Psychologie der Selbstentleibung fortan besser zu ergründen und zu einer menschenwürdigeren Auffassung dieses Problems der Probleme mit der Zeit vielleicht doch vorzudringen.

In Nr. 55 der „Revue franco-allemande“ lasen wir vor einiger Zeit: „La Gesellschaft publie un entrefilet

sur le toast de l'empereur d'Allemagne aux officiers français et intitule ces lignes: Revue franco-allemande. J'avoue que je ne comprends pas. C'est peut-être trop profond pour moi. Si c'est une indication, nous remercions notre collègue, mais regrettons de ne pouvoir en faire usage, ayant des idées bien à nous, que nous ne voions dans aucun livre, ni dans aucune langue." — J'avoue, que je ne comprends pas. C'est peut-être trop profond pour moi!

Die „Köln. Volksztg." beteuert gelegentlich der Besprechung unseres Artikels „Goethe-Bund, und kein Ende!", daß der Aprilscherz „Ein Interview bei Nören" nicht aus dem Ehepaar Hanßon-Marholm herrühre, sondern in ihrer eigenen Redaktionsstube entstanden sei. À la bonne heure! Wir beglückwünschen die „Kölnische" zu unserem Irrtum, giebt uns diese Aufklärung doch Veranlassung, heute zugleich festzustellen, daß darnach also die Herren vom Zentrum doch belesener sind, als gemeinhin von ihnen angenommen zu werden pflegt; d. h. daß sie im Grunde also weit besser als ihr Ruf erscheinen. Wenn der betreffende Artikel aber dann noch ausruft: „Wäre doch Herr Dr. Arthur Seidl gleich nach Erscheinen des Aprilscherzes mit seiner ‚offensichtlichen' Entdeckung herausgetreten!" . . . so bedauern wir lebhaft, den Schreiber darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Dr. Seidl — was ja für jedermann offensichtlich zu Tage lag — die Herausgabe dieser Zeitschrift erst am 1. April dieses Jahres zu übernehmen in die Lage kam. Eine solche Philippika antl „Goethe-Bund" nimmt nämlich nicht eine jede Zeitschrift! (Wir könnten dem Herrn mehrere nennen, bei denen sie vergeblich anklopfte.) Geschrieben aber war sie, das dürfen wir ihm versichern, schon gleich im Frühjahre 1900.

R. Wagner sagt einmal (in seiner Abhandlung über „Kunst und Religion", Ges. Schr. Bd. X, S. 309): „Dennoch könnte man, und dies zwar aus starken inneren Gründen, selbst den heutigen Sozialismus als sehr beachtenswert von Seiten unserer staatlichen Gesellschaft ansehen, so bald er mit den drei . . . Verbindungen der Vegetarianer, der Tierschützer und der Mäßigkeitspfleger, in eine wahrhaftige und innige Vereinigung träte." Und man möchte dies gewiß auch für sehr einleuchtend halten. Neuerdings haben jedoch Führer der Sozialdemokratie ein Haar gerade darin gefunden; denn — mit der Überlassung von Wirts-Lokalen zu großen Volksversammlungen und proletarischen Massen- oder Protest-Kundgebungen, erst recht mit der Strafe einer Sperr-Verhängung über Bierbrauereien 2c. hätte es bei einem stärkeren Einreißen solcher Mäßigkeitsbewegung in ihren Reihen, für Einzel-Disziplin und Partei-Taktik immerhin seinen großen Haken!

Die Berliner Zeitschrift „Der Klavierlehrer" veröffentlicht in ihrer Nr. 19 eine motivierte Petition um die Einführung einer staatlichen Prüfung für alle Musiklehrer und Musiklehrerinnen, welche Eingabe nun natürlich möglichst zahlreiche Unterschriften aus Interessentenkreisen finden soll. Man kann der Leiterin jenes Organes, Fräulein Anna Morsch, seine Anerkennung für die Umsicht, Hingabe und zähe Ausdauer ganz gewiß nicht versagen, mit welcher sie diese Petition von langer, guter Hand vorbereitet und — unter Billigung klangvollster, angesehenster Namen der Musikwelt — klug auszuarbeiten verstanden hat. Wir unserseits wollen auch durchaus nicht die mancherlei schweren Mißstände verkennen, welche die „freie" Ausübung des Berufes im Musikerstande schon mit sich gebracht hat. Wir sind aber nun einmal in solchen Kunstfragen grundsätzlich gegen alle staatlichen Eingriffe oder Bevormundungen und fürchten, daß diese nur neues Unheil bringen, die lebendige Kunst durch einen steifen Akademismus allzu leicht, wie so oft schon geschehen, schwächen und durch Schablone ersticken könnten.



Edgar Allan Poe.*)

Von Karl Hans Strobl.
(Brünn.)

Es ist hoch an der Zeit, daß man ihn endlich wieder ausgräbt! Eigentlich ist es sogar wunderbar, daß das nicht schon längst geschehen ist; daß sich unsere deutsche Gründlichkeit und Geschicklichkeit im Für-uns-Gewinnen aller nur einigermaßen bedeutenden (leider auch nur zu oft unbedeutenden und ganz mittelmäßigen — siehe Engelhorn und Genossen! —) Geister der Weltlitteratur, in diesem Fall mit einigen dünnen Heftchen Reclam und einer uralten Ausgabe von „Poe's unheimlichen Geschichten“ aus den vierziger Jahren begnügte, die ich einmal unter den unbrauchbaren Scharteken einer Volksbücherei fand! Es war also höchste Zeit, einen der originellsten Dichter aller Zeiten uns neuerdings, und nun erst recht eindringlich, bekannt zu machen. Es war auch deshalb an der Zeit, weil man jetzt begann, ernstlich und gründlich nach jenen Zusammenhängen zu forschen, die die Kunst und das Leben unserer Zeit mit allen Schichten der Vergangenheit verbinden. Auf den Rausch des üppigsten Naturalismus folgte bald genug die Ernüchterung. Man begann bald über jene primären Forderungen des Naturalismus sich das entzückte Erstaunen der ersten Entdecker abzugewöhnen und suchte nach den tieferen Ursachen der neu werdenden Kunst. Jener Naturalismus, der in seinen Forderungen an die Kunsttechnik, an die Wahl und Behandlung der Stoffe, so gern seine Muster von den exakten Naturwissenschaften hergenommen hatte, war so ganz unexakt und unwissenschaftlich in seinen Anschauungen von der Kunstentwickelung selbst. Wie eine prächtige Blüte aus nacktem Stein sollte die neue Kunst hervorgebrochen sein, ohne Vorgänger und ohne Rückblicke. Aber bald war man vorsichtiger geworden und begann nun nach den Zusammenhängen der Dinge zu suchen. Man entdeckte da verschiedene merkwürdige Sachen. Außer Hebbel und Otto Ludwig, die man immer schon so halb und halb zur neuen Zeit gerechnet hatte, fand man noch weiter zurück verschiedene Mumien, die sich ein ganz wunderlich frisches Ansehen und gewisse Ähnlichkeitszüge mit der Physiognomie unserer Tage bewahrt hatten. So fand man z. B. einen gewissen Heinrich von Kleist, einen gewissen Grabbe, eine Annette von Droste u. s. w. Kurz, man begann sich plötzlich wieder einigermaßen verschämt der vergessenen Großeltern zu erinnern — sehr zum Vorteil unserer Einsicht und Selbsterkenntnis und zum Nachteil unserer Selbstüberhebung.

In dieser Zeit mußte die Auferweckung eines Mannes wie Poe kommen, wie etwas, das gar nicht anders sein kann, das gerade jetzt kommen mußte. Es wird uns nun klar werden, was wir unbewußt und stückhaft von ihm auf Umwegen überkommen und gelernt haben, wo wir es gar nicht mehr als Ausstrahlung dieser grandios-unheimlichen Persönlichkeit empfinden konnten. Um es gleich herauszusagen: Poe ist der Schöpfer und Meister der Psychologie des kranken Menschen. Darin liegt seine Bedeutung für uns,

*) Edgar Allan Poe's Werke in einer kritischen Gesamtausgabe in 10 Bänden. Herausgegeben von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. J. C. C. Bruns Verlag in Minden i. W.

und von ihm kommen alle jene feinen Fäden her, die wir sich jetzt so vielfach verzweigen und Neues mit seinem Ausgangspunkt verbinden sehen.

Die vorliegenden drei Bände der neuen Ausgabe enthalten den weitaus wichtigsten Teil von Poe's Schaffen — seine Novellen. Die Herausgeber teilen sie — nicht immer ganz glücklich — in die drei Gruppen der romantisch-phantastischen, der Kriminal- und der spiritistischen Novellen. Diese Bezeichnungen sind selbstverständlich nur die allernotdürftigsten Etiketten. Es läßt sich wohl kein passender Ausdruck in unserem gesamten Kunstlexikon für jene merkwürdigen Phantasiegebilde der Poe'schen Dichtungen finden. Selten genug hat das Stück äußerlich die geschlossene Form einer Novelle. Meist beginnt Poe mit einer Behauptung allgemeinen Inhalts, die er mit glänzendem Scharfsinn nach allen Seiten hindreht und wendet, bald scheinbar fallen läßt und nun plötzlich wieder aufnimmt und überraschend zu Ende führt. Der übrige Teil, die Erzählung, ist dann wieder Beweis zur Regel, das Exempel zum allgemeinen Satz. Geradezu verblüffend ist zum Beispiel die Ausführung seiner Behauptung, „daß das Böse, das Sündhafte oder Schädliche in irgend einer Handlung oft die unwiderstehliche Macht ist, die uns zwingt, allein zwingt, dieselbe zu begehen". („Der Geist des Bösen".) Wie eine kleine Arabeske hängt dann am Schlusse die Geschichte eines Mörders, der sich selbst verrät, daran. Das selbe tiefe Problem von dem Zwang des Gefährlichen, ja uns Vernichtenden auf unsere Nerven, diesen eigentümlichen Zug zum Abgrund berühren auch seine Stücke „Der schwarze Kater", „Das verräterische Herz" und „Der Mann der Menge". Seine Freude an scharfsinnigen Beobachtungen, an tief wühlenden Einblicken in die Seelen der Menschen ist es, die ihn immer wieder zu solchen Stoffen zwingt. Die selbe Freude hat auch seine sog. Kriminalnovellen geschaffen. Logisches Denken und Vertrautheit mit den Gesetzen der Psychologie sind ihm hier die Schlüssel zu irgend einem scheinbar unlösbaren Rätsel.

Fast immer fern vom Schauplatz der That, von einem einzigen festen Punkt aus, im nächtlichen Zimmer, wird das Geheimnis aufgedeckt. Die Gedankengänge sind so ruhig, ihr logischer Fluß durch keinerlei Kreuz- und Quersprünge gestört. Läßt er irgendwo ein Fadenende vorläufig liegen, um anderswo das Gewebe weiterzuspinnen, so weiß er gewiß, und der Leser mit ihm, wo und zu welchem Zweck es liegen blieb, und schließlich faßt er alle die einzelnen Beobachtungen zu einem großen Ganzen zusammen, und mit staunender Bewunderung dieses Triumphes menschlichen Scharfsinnes fügt man sich seinem ruhigen: So muß es sein!

Und doch, so sehr gerade diese Art der Bethätigung des menschlichen Geistes das Zeichen der Gesundheit zu sein scheint, so steckt auch schon hier ein Teil jener Abnormalitäten, wegen deren ich Poe als den Schöpfer der Psychologie des Kranken bezeichnete. Der logische Fluß dieser Gedankengänge erscheint uns ungestört und ruhig. Thatsächlich scheint er uns aber blos so, weil eine auf's Höchste angespannte geistige Thätigkeit des Dichters auch unsere gesamten logischen und konstruktiven Kräfte aufweckt und mitreißt und uns gewissermaßen zwingt, alle sonst unüberwindlichen intellektuellen Hindernisse und Schwierigkeiten zu vergessen. Man macht die gewagtesten Sprünge über schwarz gähnende Abgründe mit und empfindet sie wie ein sanftes Gleiten. Erst nachträglich wird man, wie der Reiter am Bodensee, gewahr, welche schauerlichen Tiefen man überritten. Dies gilt von allen Gedankengängen Poe's, wo er gewissermaßen wissenschaftlich zu beweisen und vorzugehen sucht. Das Abnormale liegt nun eben darin, daß er uns jene plötzlichen Sprünge des Denkens vergessen läßt. Jene Sprünge, die unser Geist sonst nur im Traume wagt, uns als logische Vorgänge in der Alltäglichkeit er-

scheinen läßt. Dies gilt auch von den sonst oft als Zeichen äußerster geistiger Gesundheit angesehenen „Kriminalnovellen“. Rein äußerlich zeigt sich dies schon an gewissen Sonderbarkeiten der Person seines Freundes Dupin, den er in drei dieser Novellen als Träger der gedanklichen Vorgänge in den Mittelpunkt stellt. So, daß er immer Nacht um sich haben will und beim ersten Morgendämmern durch vollständiges Verdunkeln der Zimmer eine künstliche Nacht erzeugt. Dem entspricht in den logischen Ketten dieses Mannes nach einer Reihe von unanfechtbaren Schlüssen ein plötzliches Überschlagen der Gedanken, eine Intuition, die wir freilich erst nachher und in der Entfernung, niemals unter dem Banne der Dichtung selbst, als Intuition erkennen.

Oft erscheint uns sein Werk nicht aus einer Freude am dichterischen Schaffen, sondern aus einem Vergnügen an einer intensiven geistigen Arbeit, an noch wenig berührten psychologischen Problemen hervorzugehen. Es giebt eine größere Anzahl von Erzählungen, die sich mit dem alten Rätsel der Seelenwanderung oder Wiedergeburt oder mit dem auch heute noch nicht genügend gelösten Problem des Hypnotismus, oder wie es damals hieß, des Mesmerismus, beschäftigen. In erstere Reihe gehören: „Metzengerstein“, die Trias „Morella“, „Eleonora“, „Ligeia“ und „In den Bergen“. Besonders interessant erscheint mir die genannte Trias. Es handelt sich in jeder der drei Erzählungen um eine unheimliche Form der Liebe über das Grab hinaus. Jedesmal sehen wir eine Wiederkehr des geliebten Weibes. Morella kommt wieder in ihrer Tochter. Eleonora in ihrer Nachfolgerin in der Liebe des Mannes. Ligeia kehrt nicht wieder in das Leben zurück. Aber sie schafft ihre Nachfolgerin auf geheimnisvolle Weise aus dem Wege und will nun vor den Augen des Geliebten den Körper der Gestorbenen benützen, um selbst durch ihn wieder in Erscheinung zu treten. In diesen vergeblichen Versuchen Ligeia's, den Körper der Toten wieder aufzurichten und sich selbst durch ihn Gestalt zu geben, hat Poe das höchste Maß an grandioser Furchtbarkeit erreicht.

An die Fragen des Hypnotismus rührt Poe mit den „Mesmeristischen Enthüllungen“ und dem „Fall Waldemar“, in welchem er die Wirkungen der Hypnose bei einem Sterbenden über den Tod hinaus schildert. „William Wilson“ ist die Zerlegung einer Persönlichkeit in zwei Doppelgänger, deren Einer das gute und der Andere das böse Prinzip des einen Ich symbolisieren. Das „Stelldichein“ behandelt die verwandte Frage der „Fernwirkung“. In „Der Geist des Bösen“, „Der schwarze Kater“, „Das verräterische Herz“ und „Berenice“ zeigt er die dämonische, zerstörende Macht der fixen Idee auf. „Das ovale Porträt“, „Die Maske des roten Todes“, „Froschhüpfer“, „Das Faß Amontillado“, „Die längliche Kiste“ u. a. sind Stücke, die dem früheren Sammelnamen „unheimliche Erzählungen“ noch am nächsten kommen, wenn man unter diesem Namen Enthüllungen aus der Nachtseite unserer Seelen verstehen will. „Die Sphinx“, „Die Scheintoten u. a. nähern sich mit ihrem plötzlichen Umschwung aus der Sphäre des Grauenhaften, Unerklärlichen in das Alltägliche, oder mindestens den Sinnen Zugänglicher, schon fast den Grotesken. Meisterstücke sind für mich: „Der Untergang des Hauses Usher“, die Vernichtung eines mit seinem Hause verwachsenen Geschlechtes, das an der Lebensunfähigkeit seines eigenen Blutes zu Grunde geht, und „Die Foltern“, die Qualen eines in den Kerkern der Inquisition Gefangenen.

Eine fast unübersehbare Reihe von Problemen und Gedanken schon in den drei vorliegenden Bänden. Die Mächtigkeit und furchtbar erschütternde Eindringlichkeit schöpfen sie alle aus der Persönlichkeit, aus der sie entsprungen sind. Immer und überall fühlen wir dieses kranke, zerrüttete Ich, aus dem diese Visionen und Phantasien mit einer Notwendigkeit und zwingenden Gewalt wie ein Bergstrom hervorquellen. Im Mittelpunkt

steht immer der Dichter selbst, oder er läßt sich als Freund einen andern, seelisch Erkrankten beobachten. Das Mittel, durch das er uns alles, aber auch einfach alles suggeriert, ist eine Steigerung unserer eigenen seelischen Aufgeregtheit, ein Mitschwingen, in dessen Verwandtheit wir genötigt werden, alles mitzuempfinden, was Poe von uns verlangt. In die gewöhnlichen Äußerungen irgend eines psychisch abnormalen Zustandes treten bei Poe plötzlich die Symptome einer außerirdischen Welt. Mit frivoler Skepsis zweifelt er an den Realitäten dieser Erscheinungen. Aber die Zeichen kehren wieder, immer mächtiger und unabweisbarer. Der Widerstand des so Bestürmten wird immer schwächer, seine Skepsis erlahmt immer mehr. Mit dieser furchtbaren Technik steigert er zugleich stufenweise unsere eigene innere Angst und unser Schauergefühl. Und immer zwingender treten die unheimlichen Symptome hervor, bis sich schließlich das Gräßlichste ereignet und die Wogen eines nie gefühlten Entsetzens über uns zusammenschlagen. Und da bricht der Dichter plötzlich ab. Nicht ein Wort der Erklärung weiter. Nun finde man sich selbst mit den Thatsachen ab! Dieses fruchtlose Ringen der Vernunft mit dem Übervernünftigen, der Logik mit dem durch die Logik nicht Faßbaren, läßt uns selbst wie einen Spielball in der Hand des Außerirdischen erscheinen.

Und wie ein Spielball in der Hand solcher Mächte muß uns auch Poe selbst vorkommen, der durch seine Angehörigkeit zu einer guten Familie zu einem äußerlich behaglichen Leben bestimmt war und den eine unerklärliche Gewalt immer tiefer gezogen zu haben scheint, so daß er endlich im Spital elend zu Grunde gehen mußte.

Wir dürfen den Herausgebern dieser ersten vollständigen deutschen Poe-Ausgabe Dank wissen. Die Übersetzung der Frau **Hedda Moeller-Bruck** ist treu und zugleich, was viel heißen will, gut deutsch. **Arthur Moeller-Bruck** hat sich jedenfalls durch diese Herausgabe mehr verdient gemacht, als durch seine „Geschichte der modernen Litteratur in Einzel- und Gruppen-Darstellungen".

Erzählungslitteratur.

Jacob Wassermann: Die Geschichte der jungen Renate Fuchs. Berlin, S. Fischer.

Allenthalben — natürlich in den Kreisen der Berufsgenossen — mag über dieses unangenehme Buch heftig gesprochen worden sein: ein Echo solcher Caféhaus-Konferenzen war dem blätternden Leser aus Zeitschriften vernehmbar. Jedermann kennt — besonders bei uns in Österreich — dieses Gebimmel der unsichtbaren Kirche. Weiter wäre ja keinerlei Aufregung über solches Litteratengeplauder von Nöten. Aber die Tiraden giengen hochgestelzt in's Publikum: es gab unaerfrorene Kliquemitglieder, die mit Ungeheuerlichkeiten als wie mit Granaten in die Leserhorde schossen. So wagte irgend einer diesen aufdringlichen „Raman" in einem Atem mit unser Aller heiligsten Namen, etwa mit Keller, zu nennen. Und hier ist es gewissermaßen Pflicht des unbeirrten kritischen „Dilettanten", aus ehrlichster Einsicht abwehrend die Hand zu erheben. Diese „Renate Fuchs" des gewiß nicht unbegabten, aber gänzlich kraftlosen Wassermann ist ein schlechtes, sehr schlechtes Buch: nicht uninteressant als Typus einer dem deutschen Geiste seit Jahren aufgenötigten spezifisch-semitischen „Kunst". In einem haarsträubenden Undeutsch, von Seite zu Seite ohne klare Absichten, ohne Persönlichkeit weiter geschrieben: so recht das Schulbeispiel des „deutschen" Romanes von heute. Gewaltsame Geistreicheleien — diese widerliche Coenakel„gescheitheit" —, unerlebte, blutlose Metaphern, posierte, in Brett'l-Lampenlicht gerückte, grell geschminkte Situationen, ein beständiges Auf und Ab der Erzählung, da dem Autor, der nicht vorwärts kann,

beängstigend der Atem ausgeht, endlich eine geradezu peinlich-komische Unkenntnis vieler, mit großem Aufwand geschilderter Verhältnisse, etwa gesellschaftlicher Formen, des Adels u. s. w. Wassermann hat mit einem herzigen Geschichtchen „Schläfst Du, Mutter?" und Gedichten debütiert, die oft den schwermütigen Ton des Volksliedes trafen. Die „Melusine" war ein verschwommenes, immerhin nicht uninteressantes Bekenntnis. Schon die „Juden von Zirndorf" erwiesen jedem Unbefangenen die Schwäche eines gewaltsam gereckten Talentes zur Bewältigung größerer Aufgaben. Trotz mancher (freilich immer überladenen) Schönheiten zerfiel dieses von Herolden ausgerufene Werk dem kritischen Leser zu Schutt. In der „Renate" kam die Affektation, die schlodderige Mache, das Hohle einer verirrten, geblendeten, ohnmächtigen Persönlichkeit zu Tage. Möge sich Wassermann bescheiden und zurückfinden.

Dr. Richard Schaukal.

Sozialwissenschaftliches.

Geld und Währung. Zwei Vorträge von Prof. Dr. Emil Brenning. Göttingen, Franz Wunder.

Eine populäre Darstellung der Geld- und Währungsprobleme zu schreiben, ist eine schwierige Sache; erfordert wird dazu eine gründliche Beherrschung mannigfacher Gebiete. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dem Verfasser sein Vorhaben nicht völlig geglückt ist. So ist es z. B. unrichtig, daß ein Metall zum Wertmesser nur werden kann durch eine bestimmte staatliche Anordnung. Ferner ist Indien 1893 nicht zur Goldwährung übergegangen, sondern hat nur die freie Silberprägung eingestellt. Einige böse Druck(?)fehler entstellen den Sinn: S. 30 heißt es, Indien habe seine Münzen 1893 der freien Silberprägung „erschlossen", S. 41: die Durchführung der Goldwährung sei nach Ansicht der Silberfreunde die Hauptschuld an der allgemeinen „Preiserhöhung", statt Preissenkung.

Das Land ohne Armut von Dr. Christian Labor. Leipzig, Edmund Demme.

Wieder einmal eine „einfachste und sicherste Lösung der Arbeiterfrage" in Gestalt einer Schilderung einer utopischen ungarischen Konsumentenvereinigung, die zugleich Kranken-, Invaliditäts-, Arbeitslosenversicherung und Bauverein ist, nach und nach alle Bedürfnisse seiner Mitglieder selbst produziert und schließlich das ganze Land sich in einen Genossenschaftsbund verwandeln läßt. Sehr beredt und gewandt geschrieben, ist das Schriftchen geeignet, für die Genossenschaftsidee Propaganda zu machen. Ein Versuch indes, die Idee in der vorgeschlagenen Form zu realisieren, würde glänzend scheitern. Ein Konsumverein kann nur langsam und schrittweise zur Selbstproduktion gewisser Massenartikel übergehen, jedenfalls aber diese nicht auf der gefährlichen Grundlage der Verwendung arbeitsloser Mitglieder durchführen.

Die Wohlfahrtseinrichtungen Münchens, zusammengestellt von Hedwig Lindhamer. München, August Schupp.

Der Münchener Verein für Fraueninteressen hatte eine Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen errichtet. Das zu diesem Zwecke gesammelte Material ist in der vorliegenden Schrift verwertet und damit ein brauchbares Hand- und Auskunftsbuch geschaffen worden. Natürlich hat das Buch Lücken und Anordnungsfehler. Aber es wird seinen Dienst thun. Wichtiger wäre es, wenn es dadurch, daß es die Verzettelung der Wohlfahrtseinrichtungen kraß vor Augen führt, zu der in München dringend erforderlichen Reorganisation der Wohlfahrts- und Armenpflege beitragen würde.

Das Leipziger Gewerkschaftskartell und die Entwicklung und wirtschaftlichen Kämpfe der Leipziger Gewerk-

schaften von A. Lüttich. Leipzig, Verlag der Leipziger Volkszeitung (G. Heinisch).

Wie in anderen Städten hat auch in Leipzig das Gewerkschaftskartell die wichtigsten Ereignisse innerhalb seiner Wirkungssphäre für die letzten zehn Jahre darstellen lassen. Daß damit ein nützlicher Beitrag zu einer späteren Geschichte der Gewerkschaftsbewegung geliefert wird, ist zweifellos. Es ist daher wünschenswert, daß die Gewerkschaften mehr wie bisher das Material aufbewahren und vorbereiten. Die Schrift bietet eine reiche Stoffsammlung sowohl über das Kartell wie die einzelnen angeschlossenen Gewerkschaften. Wünschenswert wäre eine zusammenfassende Darstellung der Lohn- und sonstigen Arbeitsbedingungen gewesen. **K. H. Döscher.**

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Consentius, Rud. Otto: Gedichte. 2. Aufl. Dresden, E. Piersons Verlag. 90 S.

Cordes, Olga: Hinauf-Hinab. Ein Künstlerroman. Dresden, Carl Reißner. 251 S.

Deutsche Alpenzeitung. Illustrierte Wochenschrift, herausgeg. und verlegt bei Kastner & Lossen in München. I. Jahrg. Nr. 1—18. Vierteljährlich M. 3,—, Einzelnummer M. 0,30.

„Die Musik." Illustrierte Halbmonatsschrift, herausgeg. von Kapellmeister Bernhard Schuster. I. Jahrg. 1. Heft. Berlin, Schuster & Löffler. Jährlich M. 10,—, Einzelheft M. 0,60.

Dreililien-Verlag: Kurzgefaßte Musikalische Elementarlehre. Ein Hilfsbuch für den Anfangs-Unterricht in der Musik-Theorie von Paul Geyer. 52 S. — Lehrbuch des Kontrapunktes von Max Loewengard. 100 S. Berlin.

Ebert, H.: Periodische Seespiegelschwankungen (Seiches), beobachtet am Starnbergersee. Separatabdruck aus den Sitzungsber. d. mathem.-phys. Klasse d. kgl. bayr. Akademie d. Wissenschaften. Bd. XXX, Heft 3. München, Verlag der Akademie.

Ecksteins Miniaturbibliothek: Nr. 62. Die Anbob-Strasse von Edela Rüst. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. 128 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—.

Eimer, Manfred: Herzog Ulrich. Tragödie in 5 Akten. Freiburg i. Br., G. Ragoczy (E. Jedele). 200 S. M. 2,50

Eisenschmidt, Anton: Das Konkubinat im Klerus in besonderer Berücksichtigung der ausgearteten Pfarrköchin als Konkubine. Ein kulturhistorischer Exkurs. Leipzig, Carl Minde. 40 S. M. 0,50.

Erdmann, Friedrich: Knud Laward. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Hamburg, C. Boysen. 99 S.

Fischer, Dr. med.: Für junge Mütter. 4. Aufl. Berlin S, Wilh. Möller. 135 S. M. 2,—.

Gilg, A.: Peter von Hagenbach. Ein dramatisches Gedicht aus der Vergangenheit des Oberrheins. In 3 Teilen. Straßburg i. E., J. Noiriels Buchhandl., F. Staat Nachf. 218 S.

Grabowsky, Norbert Dr. med.: Der Weg zur Geistesvervollkommnung auf Grundlage der Emanzipation des Mannes vom Weibe. 2. Ausgabe von „Zukunftsreligion und Zukunftswissenschaft ꝛc.", Leipzig, Max Spohr. 84 S. M. 1,20.

Harnack, Otto: Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Leipzig, J. C. Hinrichs. 316 S. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Hassel, Ulrich von: Streiflichter auf die Unterhaltungs-Litteratur der letzten 20 Jahre. Aus Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Einzel-Ausgabe. Stuttgart, Chr. Belser. 50 S. M. 0,80.

Haaser, Otto: Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900. Eine Studie und Übersetzungen. Großenhain, Baumert & Ronge. 196 S.

Der Heide. Blätter für religiöse Renaissance. I. Jahrg. Nr. 1. Charlottenburg, Martin Hildebrandts Verlag.

Heine, Th. Th.: Thorheiten. Album. München, Albert Langen. 32 S.

Helmolt, F. Hans: Weltgeschichte. III. Bd.: Westasien u. Afrika. Leipzig, Bibliogr. Institut. 735 S.

Hesse, Max: Deutscher Musiker-Kalender 1902. Leipzig, Max Hesse. 543 S. M. 1,50.

Hollitscher, Jakob: Das historische Gesetz. Zur Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung. Dresden, Carl Reißner. 134 S.

Huch, Ricarda: Blütezeit der Romantik. 2. Aufl. Leipzig, H. Haessel. 400 S.

Huber, Dr. F. C.: Deutschland als Industriestaat. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 512 S. M. 10,—.

Internationale Bibliothek: Bd. I. Gesammelte Novellen von Fulda. Berlin W, Internationale Verlagsanstalt. 96 S. M. 0,50.

Irisbücher Nr. 13—15: Das Reich der Freude von Wilh. Hauff d. J. 2. Aufl. 136 S. — Die Kreutzersonate von Leo Tolstoi. Übersetzt von Th. von Galetzky. 177 S. — Menschen, Menschen sind sie alle. Von Freih. H. von Wohnlich. 114 S. Sämtliche: München, Aug. Schupp.

Kahlenberg, Hans von: Der Fremde. Ein Gleichnis. Dresden, Carl Reißner. 400 S.

Keden, Gg.: Fackelzug durch Kunst und Kultur. Berlin SW, Ernst Hofmann & Co.

Kerschensteiner, Dr. Gg.: Die gewerbliche Erziehung d. deutschen Jugend. Darmstadt, Alexander Koch. 16 S.

Kohlschmidt, Oskar: Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung. Berlin W, C. A. Schwetschke & Sohn. 152 S. M. 2,40.

Kollektion Tiefenbach. Bd. 1: Ehe-Folter von Johannes Cotta. 208 S. M. 2,—. — Bd. 30: Im Arm der Liebe von Edm. O. Ehrenfreund. 181 S. M. 2,—. Beide: Leipzig, C. F. Tiefenbach.

Krauß, Rudolf: Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Bd. II: Die württembergische Litteratur im 19. Jahrhundert. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.) 495 S. Geh. M. 8,—, geb. M. 9,50.

Lingg, Hermann: Schlußrythmen und neueste Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 270 S. M. 4,—.

Littmann, Dr. Enno: Arabische Schattenspiele. Mit Anhängen von Dr. Georg Jacob. Berlin, Mayer & Müller. 83 S.

Loria, Achille: Die Soziologie. Ihre Aufgabe, ihre Schulen und ihre neuesten Fortschritte. Vorträge, geh. an der Universität Padua, Januar bis Mai 1900. Übers. von Dr. Clemens Heiß. Jena, Gustav Fischer. 111 S. M. 1,—.

Louys, Pierre: Idyllen. Übers. von Armin Schwarz. 123 S. M. 1,—. — Die Abenteuer des Königs Pausol. Übers. von Armin Schwarz. 311 S. M. 3,—. — Die Lieder der Bilitis. Übers. von Franz Wagenhofen. 176 S. M. 1,50. Sämtliche: Budapest, G. Grimm.

Ludewig, Hermine: Ungelehrte Plaudereien. Bunzlau, G. Kreuschmer. 51 S. M 0,30.

Mayrhofer, P. Isidor: Bach-Studien. Ästhetische und technische Fingerzeige zum Studium der Bach'schen Orgel- und Klavierwerke. I. Bd.: Orgelwerke. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 182 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Miegel, Agnes: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 128 S. M. 3,—.

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgeg. von Gg. Steinhausen. Bd 7: Georg Reicke, der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Leipzig, Eugen Diederichs. 143 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,50.

Müller, Jods. Herm.: Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als litterarische Größe. Hamburg, Alfred Jansen. 47 S.

Naumann, Gustav: Zarathustra-Kommentar. 4. (letzter) Teil. Leipzig, H. Haessel. 329 S.

Naumann, Otto: Vier Lieder nach Dichtungen von Hans Benzmann, Eberhard König, Paul Remer. Magdeburg, Heinrichshofen.

Oesteren, Fried. Werner van: Wir. Gedichte. Dresden, Carl Reißner. 124 S. M. 3,—.

Ortona, Alexander: Wagner contra Bayreuth. Ein Mahnruf. Wien, Holzwarth & Ortony. 16 S.

Palaestra XVI: Conrad Ferdinand Meyer. Quellen und Wandlungen seiner Gedichte von Dr. Heinrich Kraeger. Berlin, Mayer & Müller. 367 S.

Popper, Josef: Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. 2. Aufl. Dresden, Carl Reißner. 70 S. M. 1,—.

Preis, Max: Jugend-Ernte. Gedichte. Eberswalde-Berlin, Verlag „Jung-Deutschland" (S. Dyck). 61 S.

Rolner, Maria Rilke: Mir zur Feier. Gedichte. Berlin, G. Heinr. Meyer. 118 S.

Sauer, Franz: Orthographie-Willkür und Orthographie-Reform; ein Schulkreuz des 19., eine Volkshoffnung des 20. Jahrhunderts. Bonn, P. Hanstein. 235 S. M 4,—.

Schäfer, Wilhelm: Rembrandt. Schauspiel aus dem Künstlerleben Hollands im 17. Jahrhundert, in 3 Aufzügen. Zürich, Emil Corti's Wwe. 75 S.

Spitteler, Carl: Olympischer Frühling. Leipzig, Eugen Diederichs. 148 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Suse, Theodor: Merlin. Ein Buch Liebeslieder. Leipzig, S. Hirzel. 55 S. M. 1,80.

Stern, Adolf: Vier Novellen. Dresden, C. A. Koch (H. Ehlers). 240 S. M. 4,—.

Telmann, Conrad: An der Engelsbucht. Roman. Dresden, Carl Reißner. 344 S.

Ueberhorst, Dr. Karl: Das Komische. Eine Untersuchung. Bd. I: Das Wirklich-Komische. 562 S. M. 12,—. — Bd. II: Das Fälschlich-Komische. 824 S. M. 18,—. Leipzig, Georg Wigand.

Universal-Bibliothek: Nr. 4211—4220. Aus Tantalus' Geschlecht. Roman von Ida Boy-Ed. 362 S. M. 0,80. — Die Näherin. Posse m. Gesang in 4 Aufzügen von Ludw. Held. 78 S. M. 0,20. — Heinrich von Kleist. Dichter-Biographien 6 Bd. von Laurenz Kiesgen. 118 S. M. 0,20. — Dinorah oder die Wallfahrt nach Ploermel. Kom. Oper in 3 Aufzügen von G. Meyerbeer. Herausgeg. von C. Friedr. Wittmann. 127 S. M. 0,20. — Der Sturm. Schauspiel in 3 Aufzügen und einem Vorspiel von W. Shakespeare. Herausgeg. von C. Friedr. Wittmann. 96 S. M. 0,20. — Ausgewählte Kartenspiele 1 Bdchen: Skat, Schafkopf, Sechsundsechzig von Albert Stabenow. 108 S. M. 0,20. Sämtliche: Leipzig, Philipp Reclam jun.

Vaihinger, Dr. Hans: Kantstudien. Philosophische Zeitschrift. VI. Bd., Heft 1. Berlin, Reuther & Reichard. 126 S. M. 5,—.

Vorbeck, F. von: Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co. 156 S. M. 2,25.

Wielands Werke. Herausgeg. von G. Klee in 4 Bänden. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Wittich, M.: Vineta. Humoristischer Roman. Dresden, Carl Reißner. 221 S.

Zeitschwingen. (Zwanglose Hefte für Litteratur, Kunst und Leben.) 1. Heft: Los von Berlin! Zur Überwindung des Berlinertums in der zeitgenössischen Litteratur von Hugo C. Jüngst. 2. Aufl. 3. Tausend. Düsseldorf, Neue Litterarische Anstalt. M. 0,30.

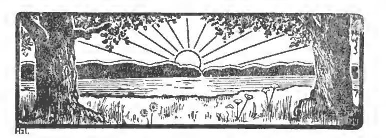
Verantwortl. Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nachmittags von 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstraße).

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Pierson's Verlag (R. Lincke) in Dresden.





Band IV. ❋ 1901. ❋ Heft 4.

Wissenschaft und Politik.

Von K. H. Döscher.
(München.)

Gleichzeitig tagten diesen Herbst der Verein für Sozialpolitik in München und die deutsche Sozialdemokratie in Lübeck. Beide erörterten einige der aktuellsten und wichtigsten Fragen unserer Politik. Darüber hinaus aber boten die Verhandlungen Interesse, weil sie für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Wissenschaft und Politik mancherlei Material lieferten. In der That konnte die Gelegenheit hierzu nicht günstiger sein. Die Jahresversammlung der wissenschaftlich interessierten Sozialpolitiker nahm Stellung zu dem heiß umstrittenen Kardinalpunkt unserer inneren Politik, der auch für die äußere von fundamentaler Bedeutung werden kann: zu der Zollfrage. Und die stärkste und geschlossenste Parteiorganisation Deutschlands hatte sich neben anderen wichtigen Gegenständen ihrer Beratung mit der Stellung und Bedeutung der wissenschaftlichen Kritik gegenüber Parteiprogramm und Aktion zu befassen. Die sozialen Wissenschaften beklagen, daß ihnen im Gegensatze zu den Naturwissenschaften das Experiment versagt ist; aber hier erschloß sich dem Beobachter ohne sein Zuthun ein Einblick in Zusammenhänge, den auch ein sorgfältig vorbereitetes Experiment nicht besser hätte herbeiführen können.

Der Verein für Sozialpolitik ist anfangs der siebziger Jahre in die Erscheinung getreten, als die naturgemäße Reaktion der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft gegen die manchesterliche Vulgärökonomie,

welche die damals Ausschlag gebende liberale Partei und die öffentliche Meinung beherrschte. Professor Brentano hat auf der diesjährigen Tagung in seiner Eröffnungsrede die Situation, aus welcher der Verein erwuchs, und die leitenden Grundsätze, die er sich zur Richtschnur nahm, in musterhaft klarer Weise entwickelt. Zwei Gesichtspunkte — so führte er aus — beherrschten damals Politik und Leben, ein technischer und ein wirtschaftlicher. Einen Gedanken in möglichster Vollkommenheit im Stoffe zu verwirklichen und möglichst große Überschüsse über die aufgewendeten Kosten zu erzielen, das waren die Ziele des wirtschaftlichen Lebens — die Prinzipien der Nationalökonomie. Der wirtschaftlich thätige Mensch blieb unberücksichtigt, der Reichtum galt als Selbstzweck, nicht als Vorbedingung menschlicher Vervollkommnung. Demgegenüber wurde nun der Mensch als solcher wieder in den Vordergrund gestellt und sein größtmögliches leibliches und sittliches Wohlbefinden anstatt des größtmöglichen Gewinnes des Betriebes postuliert. Dabei sollte freilich die Zunahme des nationalen Reichtums nicht vernachlässigt werden. Zugleich wurde dem Staate eine andere Rolle im Wirtschaftsleben zugewiesen. Aus ethischen und politischen Gründen wurde seine Einmischung verlangt, die früher prinzipiell verpönt war, überall da, wo sonst rein wirtschaftliche Interessen über wichtigere ethische und politische triumphiert hätten. Mit berechtigter Genugthuung wies Brentano weiter darauf hin, daß die ganze Gesellschaft schließlich von den Grundanschauungen des Vereins beherrscht wurde, ja daß jetzt Staatseinmischung von den früheren prinzipiellen Gegnern und zwar im Sonderinteresse verlangt werde. Auch blieb der Verein für Sozialpolitik nicht von dem naturgemäßen Schicksal aller triumphierenden Richtungen verschont: die Divergenzen, die während des Kampfes schwiegen, entfalteten sich. So sind heute zwei sozialpolitische Richtungen zu unterscheiden. Die eine will vor Allem den maßgebenden Klassen ihr Wohlbefinden sichern und steigern, weil sie damit das Wohlbefinden des Ganzen verquickt erachtet. Die andere sieht in dem Ganzen etwas Lebendiges, das durch das Aufsteigen neuer Klassen und Kräfte fortwährend verjüngt wird. Sie begrüßt daher alle wirtschaftlichen und technischen Fortschritte und sucht sie dem Wohl des Ganzen nutzbar zu machen, ohne unhaltbar gewordene Zustände künstlich erhalten zu wollen. Beide Richtungen haben im Vereine Platz, denn er ist kein politischer, auf ein bestimmtes Programm eingeschworener, sondern ein wissenschaftlicher, der nur der Wahrheit dienen will. So weit Brentano.

Zweifellos ist seit den siebziger Jahren ein beträchtlicher Umschlag im Denken und Fühlen der Nation in Bezug auf soziale Politik erfolgt.

Und zweifellos hat auch der Verein für Sozialpolitik sein Teil dazu beigetragen. Die einseitige Manchesterlehre, der Ausdruck der ökonomisch und politisch triumphierenden Bourgeoisie, ist tot. Freilich hat schon vor dem Auftreten der wissenschaftlichen Sozialpolitiker Ferdinand Lassalle sie in glänzender publizistischer Fehde vernichtet und gleichzeitig als Schüler Fichte's dem Staat seine hohe ideale Aufgabe zugewiesen. Aber wenn heute der Umschwung der Anschauungen in weiten Kreisen unbestreitbar ist, so haben dazu neben der Wirksamkeit des Vereins mächtigere Faktoren beigetragen. Die Politik und zumal die Bismarcks ließ sich die Richtung nicht von der Wissenschaft zeigen. Das Aufsteigen der Arbeiterklasse, ihre wachsende politische und ökonomische Organisation, gaben den Ausschlag. Ist so die politische Bedeutung des Vereins für Sozialpolitik keine allzu große mehr, so ist sein wissenschaftliches Verdienst um so unbestreitbarer. 97 Bände Schriften hat der Verein herausgegeben und darin durch unparteiische Erforschung mannigfacher Gebiete sowohl der sozialökonomischen Wissenschaft wie der Gesetzgebung und Politik ein reiches Material und wertvolle Anregungen geboten. Das ist für die deutschen Zustände um so wertvoller, weil unsere Regierungen immer noch nicht dem guten Beispiele Englands Folge leisten und über große wichtige Fragen Enquêten veranstalten lassen, die zugleich gründlich und unparteiisch sind und wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Jahre lang wird jetzt die Aufmerksamkeit der Nation durch das Problem der Handelsverträge in Anspruch genommen. Und die Reichsregierung thut so gut wie nichts, um das Material, das unserem Entscheid zu Grunde liegen sollte, durch Enquêten ꝛc. zu beschaffen. Über die wirklichen Interessen unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung an diesen oder jenen Zöllen wissen wir von Reichs wegen gar nichts.

Hingegen hat der Verein für Sozialpolitik zur Klärung der handelspolitischen Fragen vier Bände publiziert, in denen besonders die Beiträge von Conrad und Lotz beachtenswert sind. Über die Wohnungsfrage sind in diesem Jahre gleichfalls vier Bände veröffentlicht.

Die Wohnungsfrage und die Wirkung der gegenwärtigen, wie die Ziele der zukünftigen Handelspolitik bildeten auch den Inhalt der diesjährigen Beratungen. Für jedes Gebiet waren drei Referenten bestellt. Über die Wohnungsfrage erstatteten Bericht Professor Fuchs (Freiburg), der Wiener Nationalökonom Philippovich und ein Praktiker, Landesrat Brandts (Düsseldorf). Die Wohnungsnot ist in Deutschland eine Thatsache, die allzu offenkundig ist, als daß sie noch erst bewiesen werden müßte. Der Verein hatte sich bereits 1886 auf Anregung Miquels,

der als Miniſter auch hier ſeine Vergangenheit verleugnete, damit befaßt. Und ſeitdem iſt bei uns, wie Profeſſor Fuchs ſarkaſtiſch bemerkte, dieſe brennende Frage auf dem Papiere und in der Theorie hundertmal gelöſt. Praktiſch iſt indes unendlich wenig geleiſtet, trotz aller Anſätze. Großbritannien, Belgien, Schweiz, Vereinigte Staaten von Amerika ſind uns in der Abſtellung der Mißſtände und in der Geſetzgebung weit voran. Wir haben es von Staats wegen nicht weiter gebracht als bis zu einigen Anläufen zur Wohnungsinſpektion. Die poſitive Wohnungspolitik als Aufgabe von Staat und Gemeinde iſt noch nicht einmal überall theoretiſch anerkannt. Und dabei hat das mancheſterlich verſchrieene England auf dieſem Gebiete ſozialer Fürſorge ſchon lange Muſtergiltiges geſchaffen, worüber von Oppenheimer in ſeiner Monographie berichtet hat. Auf privatem Gebiete iſt bei uns einiges geſchehen; aber die Baugenoſſenſchaften können doch nur einem kleineren und beſſer gelohnten Kreiſe zu Gute kommen, während die von Arbeitgebern geſtellten Wohnungen wegen der unvermeidlichen Abhängigkeit der Arbeiter höchſt bedenklich ſind. Erfreulicherweiſe wurde die Errichtung kommunaler Logierhäuſer befürwortet. Im Übrigen wurden die bekannten Abhilfsmittel gefordert: wie ſtatiſtiſche Aufnahme der Wohnungsverhältniſſe, ſtändige Wohnungsaufſicht durch die Gemeinde unter ſtaatlicher Regelung und Überwachung, Reform der Stadtbaupläne und Bauordnungen, öffentliche Baubanken, Verbilligung des Vorortverkehrs, Beſteuerung des unbebauten Terrains, ſtädtiſches Enteignungsrecht. Über die Bedeutung des kleinen Hauſes und ſeine Ermöglichung differierten die Anſichten. Auch wurde dem von Fuchs vorgeſchlagenen Eingreifen des Reiches zum Erlaß einer allgemeinen Wohnungsinſpektion und zur Errichtung eines Reichswohnungsamtes opponiert. Nur ſchade, daß von der demgegenüber in Ausſicht geſtellten Aktion der Einzelſtaaten nicht allzu viel zu erwarten iſt. Die Forderung, daß die Wohnungsreform auch das Land und die kleinen Städte (Brandts) erfaſſen müſſe, iſt als ſymptomatiſch bedeutſam hervorzuheben. Die reinen Hausagrarierintereſſen fanden keine Vertretung, und nur von einer Seite wurde — unter heftigem Widerſpruch der Verſammlung — einer Einſchränkung der Freizügigkeit das Wort geredet. Daß das beſonders hervorgehoben wurde — ſei es in der Verſammlung, ſei es in der Preſſe — zeigt, wie beſcheiden die Sozialpolitiker hierzulande und heutzutage ſind. Von wiſſenſchaftlichem Intereſſe war der Streit um die Urſache der Wohnungsmiſère, der ſich zwiſchen Philippovich, A. Voigt und Eberſtadt u. A. entſpann. Die Erſteren ſtellen die große Bedeutung der Bodenſpekulation in Abrede. Voigt hat ſogar den Satz formuliert, die Wohnungsfrage ſei eine Frage der Bau-

kosten, und Philippovich suchte zu beweisen, daß der Bodenpreis eine Funktion des Mietpreises sei und im dichtbevölkertsten Zentrum der Stadt sich der Quell des ganzen Bodenwertes bilde. Indes ist der Beweis hierfür nicht erbracht worden. Praktisch ist die Frage insofern ohne große Bedeutung, als auch die Anhänger dieser Auffassung in den Reformvorschlägen zur Entlastung der Wohnenden mit ihren Gegnern übereinstimmen. Von keiner Seite wurde prinzipiell der Übergang des städtischen Grund und Bodens in Gemeindebesitz verlangt.*) Man sprach nur von seiner Vergrößerung und Erhaltung bezw. Vergebung in Erbpacht. Philippovich wies die Idee der gänzlichen Kommunalisierung von Grund und Boden sogar zurück und erklärte überhaupt, es sei nur eine Milderung und keine Beseitigung der Wohnungsnot zu erwarten.

Hatte in der Wohnungsfrage noch eine gewisse Übereinstimmung geherrscht, so entfalteten sich bei der Behandlung der **Handelspolitik** sowohl in den Referaten wie in der Diskussion unüberbrückbare Gegensätze. Und als der Vorsitzende sein Resumé zog, mußte er erklären, daß man einig gewesen sei nur in dem Wunsche nach langfristigen Handelsverträgen, in der Anerkennung der schwierigen Lage der Landwirtschaft und der Konstatierung, daß höhere landwirtschaftliche Zölle eine bedauerliche Belastung des Arbeitereinkommens bedeuteten. Auch diese Übereinstimmung scheint mir noch fraglich. Im Übrigen herrschte ein Tohuwabohu von Ansichten. Die Versammlung beklatschte bald einen entschiedenen Gegner der Agrarzölle, bald einen energischen Fürsprecher des Bauerntumes, dem nur durch höhere Zölle zu helfen sei — nachdem zuvor des Langen und Breiten nachgewiesen war, daß die Bauern kein Interesse an Getreidezöllen hätten. Grotesk waren infolge dessen die Bemühungen der Tagesblätter, das Gesamtresultat der Debatten zu Gunsten der einen oder anderen Richtung auszuschlachten und den starken Beifall zu erklären, der den widersprechendsten Ansichten im gleichen Maße gespendet wurde. So hieß es, **Sering** habe den Eindruck seiner Rede nur seinem Temperament zu verdanken. Die ganzen Debatten noch einmal durchzunehmen, lohnt sich nicht. Neue Gesichtspunkte sind nicht allzu viel eröffnet worden. Was über die Frage wissenschaftlich zu sagen ist, brachte Professor **Lotz** sachlich und gründlich im Eröffnungsreferat. Er wies insbesondere auf die Anpassung der deutschen Landwirtschaft an die überwiegend industrielle Entwicklung und die Verschiebung des Schwergewichts vom Getreidebau auf andere Einnahmearten hin. An der Hand der Enquête des Landwirtschafts-

*) Vergl. hierzu auch „Städtischer Grundbesitz", den Leitaufsatz von **Merkur** im II. Oktober-Heft dieser Zeitschrift. D. Schr.

rates bewies er schlagend, wie das überwiegende Interesse der Landwirtschaft nach der Produktion von Tieren und tierischen Erzeugnissen gravitiere, und besonders im rechtsrheinischen Bayern in den untersuchten typischen Betrieben der Verkauf von Getreide nur 19,5 Prozent, von Tieren und tierischen Produkten aber 38,6 Prozent und die landwirtschaftlichen Nebengewerbe 25,2 Prozent der Bruttoeinnahmen brächten. Würden nun die Getreidezölle erhöht, so bliebe für die übrigen landwirtschaftlichen Produkte nur eine geringere Einnahmequote zur Verfügung, und so schädige sich die Landwirtschaft selbst dadurch. Auch ein positives Agrarprogramm entwickelte Lotz, das in dem Vorschlage gipfelte, die Güter überschuldeter Grundbesitzer von Staats wegen aufzukaufen und an tüchtige Pächter billig zu verpachten. Der zweite Referent Professor Schumacher verteidigte den Doppeltarif als geeignetstes Unterhandlungsmittel; als leitenden Grundsatz der Zollpolitik stellte er die Ausgleichung der Produktionsvorteile des Auslandes hin. Dr. Pohle, der dritte Referent, verteidigte einen Kornzoll von 5—6 Mark als unentbehrlich, zur Ausgleichung der dadurch bewirkten Belastung der Industrie beanspruchte er für diese Industriezölle. Im Übrigen bekämpfte er die Überschätzung unserer Exportindustrie, an der nur 10—12 Millionen direkt und indirekt interessiert seien, zumal sie sich auf die Dauer nicht behaupten könne und jetzt schon zur Hälfte nur durch die schlechten Arbeitsbedingungen sich halte.

Im Übrigen giebt es kaum eine Ansicht vom extremen Schutzzoll bis zum Freihandel hin und kaum eine Auffassung der Sozialpolitik, die auf dieser Generalversammlung nicht vertreten wurde. Schmoller wollte noch dem Minimaltarife zustimmen, äußerte aber die schlimmsten Bedenken vor dem Maximaltarife. Sering endlich formulierte folgendes Programm: hohe Agrarzölle, Bauernschutz, und gleichzeitig Sozialreformen und Entlastung der Arbeiter durch Aufhebung des Petroleum- und Kaffeezolles, Schließung der deutschen Grenze vor den russischen Landarbeitern. Dade, der Sekretär des preußischen Landwirtschaftsrates, erklärte die deutsche Landwirtschaft für fähig, noch eine um 50 Prozent stärkere Bevölkerung wie die heutige zu ernähren u. s. w.

So viel ist klar: die nationalökonomische Wissenschaft als Kollektbegriff läßt uns hier vollständig im Stich, auch wenn von vornherein ein großer Teil dieser Leistungen nicht als wissenschaftliche gelten können. Der Verein für Sozialpolitik wird in der Zollfrage der praktischen Politik nicht die Wege weisen können. Alle die persönlichen Interessen, Stimmungen, Neigungen, Beziehungen, das ererbte Milieu und neu gewonnene Vorurteile trüben die wissenschaftliche Erkenntnis hier mehr wie sonst wo. Nun,

trösten wir uns: das Geschick eines Volkes hängt nicht davon ab, daß in einer aktuellen Frage der Politik, und sei es die folgenschwerste, die offizielle Wissenschaft übereinstimme; sondern, daß es selbst sich seiner wahren Interessen bewußt werde und diese mit Kraft und Ausdauer vertrete. In Deutschland ist es ja zudem selten, daß die Universitätsprofessoren sich politisch bethätigen. Wir wollen hier nicht untersuchen, warum das in anderen Ländern anders ist. Bei uns ist es jedenfalls so. Wie wenig die meisten Debattenführer des Vereins für Sozialpolitik politisch geschult sind, zeigen ihre Ausführungen. Die ganze Handelspolitik- und Zollfrage ist überhaupt losgelöst von der übrigen Politik nicht zu erfassen und zu behandeln. Und doch haben — so weit ich sehe — nur zwei Redner diese Zusammenhänge berührt: Professor Lotz und — der Politiker Naumann. Interessenkämpfe werden im Klassenkampfe entschieden und nicht durch wissenschaftliche Überzeugung. Welche Klassen sich hier gegenüberstehen, habe ich früher in diesen Blättern ausgeführt, und auch wohin das Gesamtinteresse unseres Volkes deutlich hinweist. Deutschlands Zukunft liegt in den aufsteigenden Schichten, und deren Interessen sind bis zu einem gewissen Grade zugleich die industriellen. Die Agrarzollpolitik bedeutet zugleich Industriezölle, Kartelle, ökonomische und politische Erstickung, kurzum antisoziale und antinationale Politik. Wie dabei Sozialreform möglich sein soll, hat keiner der Befürworter der Getreidezölle auch nur angedeutet. Mag das alles nun auch aus ehrlicher Überzeugung geschehen sein, die Politik ist kein Tummelplatz für naive Leute, die die politischen und ökonomischen Folgen ihrer Ratschläge nicht einzuschätzen verstehen. Täuscht man sich in der Wissenschaft, so kann man seine irrige Theorie korrigieren; in der Praxis des Lebens haben solche Irrtümer grausamere und oft nicht wieder korrigierbare Folgen. Zum Politiker gehören psychische Eigenschaften, über die der Wissenschaftler keineswegs immer verfügt — besonders im heutigen Deutschland nicht.





Ernst Mach.*)

Von Oskar Friedländer.

(Wien.)

Professor Ernst Mach zieht sich wegen geschwächter Gesundheit von seiner Lehrthätigkeit an der Wiener Universität zurück. Mit ihm scheidet ein Gelehrter, dessen Bedeutung sich nicht auf den knappen Ausdruck einiger flüchtiger Darlegungen bringen läßt; nicht diese oder jene Entdeckung, dieses oder jenes Theorem geht auf ihn als Urheber und Autor zurück. Mach verkörpert in seiner Person eine Gedankenrichtung; was ihn vor Allem kennzeichnet, ist der universalistische Grundzug seines Denkens, die philosophische Übersicht über das Ganze des Stoffes, nicht das Aufgehen in Details, in wissenschaftlichen Einzelheiten. Eben darum erscheint es am Platze, die wichtigsten Resultate seines Schaffens den weiteren Kreisen des Publikums zugänglich zu machen, die Fülle von Anregungen, die er allenthalben ausgestreut, auch dem Laien zukommen zu lassen.

Physik und Psychologie waren die Ausgangspunkte seiner Forschungsarbeit. Doch ist Mach kein Physiker im gewöhnlichen Sinne. Seine Bedeutung liegt weniger darin, der Wissenschaft neue Gebiete erschlossen, diese oder jene Seite weiter ausgebaut zu haben, als vielmehr in der enzyklopädischen Behandlung der ganzen Disziplin, in dem Aufsuchen ihrer letzten und höchsten Prinzipien. Er ist ein Philosoph der Physik und der Physiologie. Diese seine Doppelstellung gab freilich Anlaß zu Mißdeutungen. Den Gelehrten vom Fache, den Physikern κατ' ἐξοχήν, denen ihre Wissenschaft

*) Aus Anlaß des bedauerlichen Rücktrittes dieses ausgezeichneten und verdienten Gelehrten vom Wiener Lehrstuhl bringen wir gerne nachstehenden Artikel, der uns aus Wien, der Stätte seiner Wirksamkeit, dankenswerter Weise zugeht. Ausdrücklich behalten wir uns aber dabei vor, über Machs wissenschaftliche Bedeutung später vielleicht noch einmal eingehender uns hier auszusprechen. Von seinem Verhältnis zu Rich. Avenarius hat Prof. Mach selber klar und deutlich gesprochen in dem Buche „Zur Analyse der Empfindungen"; zweite Auflage, S. 45flg. Die Schriftleitung.

letzter und höchster Zweck ist, mißfiel es, daß Mach in ihr nur ein Mittel sah, um zu neuen, weiteren Erkenntnissen vorzudringen. Die Philosophen ihrerseits betrachteten ihn als Eindringling, der die Ergebnisse eines Forschungsgebietes über Gebühr auf den ganzen Bereich des Denkens und Erkennens auszudehnen trachtete. Und in der That! Scheint es nicht in ihrem Sinne gesprochen, wenn Mach sich selber mit Vorliebe als Antimetaphysiker bezeichnete? Mit der konsequenten Durchführung dieses Standpunktes ist aber jede Philosophie, ja auch nur die Möglichkeit einer solchen von vornherein ausgeschlossen. Um dies in vollem Maße zu erfassen, ist es nötig, auf die Gedankenarbeit der letzten Dezennien, die über die strittigen Probleme Aufschluß zu geben bestrebt war, einen kurzen Rückblick zu werfen.

Zu Beginn unseres Jahrhundertes war, wie man weiß, in Deutschland der Idealismus zu unbestrittener Geltung gelangt. Er zog alle Kreise der philosophischen Spekulation und der wissenschaftlichen Forschung in seine Sphäre, dem magischen Reize seiner kühnen Konstruktionen und Schöpfungen vermochten sich nur die Wenigen zu entziehen, die im allgemeinen Rausche nüchtern geblieben waren. System um System wurde entworfen, alle auf die höchsten Ziele des Denkens und Erkennens gerichtet, alle gleich wenig einem nüchternen Empirismus, ruhiger, induktiver Gedankenarbeit entwachsen. Die Reaktion blieb nicht aus. Der mächtige Wellenschlag des Idealismus brach sich an den steinharten Klippen der Realität, bis der Sturm sich legte und endlich tiefe Windstille eintrat. Hatte man früher dem Geiste den Primat, schließlich die Alleinherrschaft zuerkannt, so trat jetzt wieder die Natur in ihre Rechte ein. Der absolute Empirismus löste den absoluten Apriorismus ab. Es war das Zeitalter Büchners und Moleschotts. Hatte man früher jede gelehrte Erörterung, jede Diskussion gleich an das Absolute geknüpft und von da seinen Ausgangsort genommen, so trat jetzt das Gegenteil davon ein. Das Absolute war nur ein Gaukelspiel der erhitzten Phantasie, die gegebene Wirklichkeit die letzte und höchste Instanz. Die Welt erschien nunmehr als ein Komplex unbewußter, toter Atome, das Bewußtsein als ein äußerlich Dazugekommenes, das gleichsam nur auf der Oberfläche der Dinge haftete, nicht, wie der Idealismus gewollt hatte, ihnen als ordnendes und gestaltendes Prinzip zu Grunde lag. Daß dieses System, das anfänglich den Ausschreitungen der Philosophie einen Riegel vorschob, nachdem es in weiten Kreisen begeisterten Anklang gefunden hatte und den Bedürfnissen der Mode entgegengekommen war, schließlich in die schlimmsten Plattheiten ausartete, läßt sich unschwer begreifen. Der roheste Materialismus, den die erkenntnis-

kritische Vertiefung eines Descartes, Locke, Hume, Leibniz, Kant so glänzend überwunden hatte, sollte nun wieder die Lösung der schwierigsten Probleme vollbringen. Die phrasenhafte Inhaltslosigkeit gerade dieser so nüchternen und bescheiden thuenden Philosopie, die rohe Unreife ihrer Theorien kennzeichnet vielleicht am deutlichsten die zu mehr als ephemerer Berühmtheit gelangte Äußerung eines ihrer Stimmführer, Karl Vogts: die Gedanken stünden im selben Verhältnisse zum Gehirn wie der Harn zu den Nieren. Wie diese Richtung überall nur an der Oberfläche der Probleme haftete, ohne ihren wahren Inhalt zu erfassen, so hatte sie sich allerdings auch nur an der Peripherie der Gelehrtenwelt festgesetzt und blos dort Anhang gefunden, wo es an einer tieferen, gründlicheren Auffassung gebrach. Denn schon damals bereitete sich ein neuer Umschwung vor. Er kam von unerwarteter Seite. Nicht von der Philosophie selber, die damals noch in trauriger Erschlaffung dahinsiechte — Herbart und Lotze fanden nur einen beschränkten Schülerkreis, der Hegelianismus war allenthalben im Niedergange, Schopenhauer noch wenig zu Ansehen und Geltung gekommen, sondern von Seiten der selben Naturwissenschaft, die ehedem so erbarmungslos unter den Idolen des Idealismus gewütet hatte. Vor Allem war es die Physiologie, die den entscheidenden Anstoß gab. War gerade sie es ursprünglich, die, indem sie die durchgehende Abhängigkeit des Geistes vom Körper nachwies, die Doktrin des Materialismus auf's Wirksamste propagieren half, so führte jetzt ihre immer engere Verbindung mit der Psychologie, die schließlich zur Begründung der Psychophysik Anlaß gab, doch zu einer ganz anderen Auffassung des Gegenstandes. Schon Johannes Müller hatte diese mit seiner Theorie der spezifischen Energie der Sinnesnerven vorbereitet; diese Theorie verzeichnet die Thatsache, daß jedem Sinnesnerv ein spezielles Gebiet und nur dieses zugeordnet sei; daß also jedwede Reizung nur immer gleichartige Empfindungen auslöse, z. B. das Auge stets mit einer Lichtempfindung antworte, wenn es auch durch Druck oder Stoß, nicht von einem optischen Reize getroffen wurde. Diese Erkenntnis der Subjektivität unserer Sinnesqualitäten, die noch energischer und klarer namentlich von Helmholtz und Dubois-Reymond formuliert wurde, führte zu neuen Zweifeln an der Realität unserer sinnlichen Wahrnehmungen und Vorstellungen („Ignorabimus"!) und versetzte dem populären, landläufigen Materialismus, der skrupellos die Identität von Denken und Sein gesetzt hatte, den Todesstoß. Man erkannte, wie verfehlt es war, mit völliger Ausschaltung des Subjektes lediglich vom Objekte auszugehen, ohne freilich in den entgegengesetzten Fehler des Idealismus zu verfallen, der die Kategorien des Denkens schlechthin auf das objektive Naturgeschehen

übertragen hatte. Die Einsicht in diesen Sachverhalt führte zur Begründung des Neukantianismus, der außer von jenen beiden Gelehrten am energischesten von Friedrich Albert Lange in dessen geistvoller „Geschichte des Materialismus“ entwickelt wurde. Diese Richtung, die man im Gegensatze zum Fichte-Schelling-Hegel'schen Idealismus als den sinnesphysiologischen Idealismus bezeichnen kann — um damit seine Provenienz aus der Naturwissenschaft, nicht der Logik und der Metaphysik anzudeuten, wies nach, daß unser Weltbegriff nicht nur die Züge des objektiven Naturverlaufes an sich trage, sondern überall auch die Zustände des Subjektes wiederspiegele. —

Wenn wir nun, zu unserem Thema zurückkehrend und von einer eingehenderen Darstellung jener eben berührten Theorien absehend, vorläufig nur konstatieren, daß Mach, wie er einerseits dem Materialismus und Atomismus feindlich gegenübersteht, ebenso entschieden gegen den Neukantianismus Stellung genommen hat, so wird man dies anfangs wahrscheinlich als einen unauflöslichen Widerspruch betrachten. In Wahrheit, lange hielt man beide Standpunkte für die einzig möglichen, ein dritter schien ausgeschlossen. Entweder man hielt mit dem Materialismus an der materiellen Wirklichkeit als der einzig gegebenen und einzig möglichen fest und leugnete jeden transzendenten Faktor, jeden Ding-an-sich-Begriff; oder man gieng mit Helmholtz und Dubois-Reymond auf Kant zurück und sprach der lediglich subjektiven menschlichen Erkenntnis jede Möglichkeit ab, zum „Dinge an sich“ vorzudringen. Da traten in der letzteren Zeit, nachdem freilich früher schon Eugen Dühring abseits von den beiden Heerstraßen, aber doch in starker Anlehnung an den Materialismus, eine ähnliche Auffassung in seiner „Wirklichkeitsphilosophie“ begründet hatte, jene zwei kongenialen Männer auf, der Züricher Philosoph Richard Avenarius und Ernst Mach, die die atomistische Doktrin, sowie die idealistische als metaphysisch verwarfen. Eine falsche Stellung des Problemes sollte den doppelten Irrtum gezeitigt und zu einer langen Reihe falscher Lösungsversuche Anlaß gegeben haben. Der Materialismus war irrig, weil er hinter die gegebene Realität zurückgieng, das psychische Leben, das ihm doch wieder alle Bestimmungen lieferte, als wesenlosen Schein über den Haufen warf, und in der toten Materie den Kern der Welt, das Ding an sich gefunden zu haben glaubte. Aber auch der Neukantianismus befand sich auf dem Holzwege. Wies er nach, daß unser Weltbild in allen Punkten von physiologischen wie von physischen Vorgängen abhängig sei, so lag darin nirgends ein Grund, im Sinne des Idealismus hinter den Phänomenen ein Ding an sich, eine Substanz, eine höhere Wirklich-

keit zu suchen. Die Subjektivität der Sinnesqualitäten zeigte ja nur, daß beispielsweise unsere Gesichtsbilder nicht nur von den Ätherschwingungen, sondern auch von nervösen Prozessen abhängig seien; aber was ist das Nervensystem, das Gehirn, in Summa der ganze Leib denn Anderes als wieder nur eine Summe von Phänomenen, denen die spezifische Eigentümlichkeit des Ichcharakters zukommt? Die Gesichtswahrnehmung ist ebenso wahr und wirklich, als die Vorgänge im Äther und in der nervösen Substanz; beide sind einander koordiniert, ohne daß der eine als erzeugender Grund des anderen anzusehen wäre. Alles Wirkliche ist phänomenal gegegeben und bedingt; alles, was phänomenal gegeben und bedingt ist, ist wirklich. Das ist das Leitmotiv der Mach'schen Erkenntnistheorie. Ihr ist also das „Ding an sich" nicht im Sinne des Kritizismus ein der menschlichen Erkenntnis prinzipiell unzugängliches Objekt, ein Jenseits der Erfahrung, es ist vielmehr nichts als ein falsch gestelltes Problem, ein logischer Unbegriff, ein Phantasma.

Erscheint hiermit der Erkenntniskritiker, sowie die grundlegende Bedeutung seiner diesbezüglichen Ausführungen gekennzeichnet, so ergiebt sich der Standpunkt des Methodologen Mach mit Notwendigkeit aus dem Vorigen. Gerade auf diesem Gebiete aber hat er, namentlich durch die Aufstellung des Prinzipes der geistigen Ökonomie den nachhaltigsten Einfluß auf die jüngste Generation ausgeübt. Auch hier ist neben ihm vor Allem Avenarius zu nennen. Ja, diesem gebührt sogar die Priorität. Fühlte sich doch Mach, wie er selber erzählt, erst durch die Lektüre von dessen Schrift „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prinzipe des kleinsten Kraftmaßes" zu weiteren originellen Betrachtungen angeregt, die seine philosophischen Ausführungen erst zu voller Einheit abrunden. Wenn die uns gegebene Welt zugleich die einzig erfaßbare ist, wenn jede Annahme eines anderen metaphysischen Seins auf Irrwege führt und vor einer kritischen Prüfung nicht Stand hält, dann wird auch die Wissenschaft dieser gegebenen Wirklichkeit nur einen anderen formalen Charakter verleihen können, ohne ihre materialen Bestimmungen abzuändern. Sie wird die Phänomene ordnen, ihnen aber keine höheren Prinzipien substituieren. Wenn sie nun, zur besseren Erfassung und Bewältigung des anschaulichen Inhaltes, Begriffe konstruiert, die nicht vollinhaltlich aus der Erfahrung abstrahiert wurden, gleichsam ein Koordinatensystem, durch das sich die jeweiligen Phänomene, ihr Verlauf und ihre Abfolge eindeutig bestimmen lassen: wie etwa die Atome, den Äther und alle anderen Hilfsbegriffe der Naturwissenschaft, den Begriff der Kraft, der Substanz, der Energie — so darf sie niemals vergessen, daß alle diese An-



nahmen nur dem einen Zwecke der klareren Erkenntnis des Gegebenen, also wiederum nur dem Erfahrungsgebrauche dienen, wie etwa Mikroskop und Fernrohr, nirgends aber eine höhere Wirklichkeit entschleiern, die in ihnen enthalten wäre. Am schärfsten erscheint dies in dem oben zitierten Mach'schen Prinzip der Ökonomie präzisiert. Die Wissenschaft lehrt kein „Ding an sich", keine Substanzen, sie ist überall immanent, nirgends transzendent, sie ist lediglich System, Schematik, Ökonomie. Ihre Aufgabe ist es, mit einer möglichst geringen Anzahl von Hilfsbegriffen eine möglichst große Anzahl von Phänomenen zu bewältigen. Diese Auffassung bildet den roten Faden, der sich durch die Schriften Machs hindurchzieht.

Hohe Bedeutung besitzt Mach ferner als Psychologe, namentlich auf dem Gebiete der Empfindungsanalyse. Seine Auffassung der Psychologie ergiebt sich aus seinen erkenntnistheoretischen Ansichten; er bestreitet auf das Entschiedenste die Duplizität von Natur- und Geisteswissenschaft, wie sie zum Beispiel Wundt und Dilthey annehmen. Ganz konsequent. Wenn die Naturwissenschaft bei den Phänomenen stehen bleibt, wie die Psychologie, dann ist der Gegenstand beider Disziplinen der selbe. Die psychischen Phänomene in ihrer Abhängigkeit vom außerweltlichen Geschehen geben das Material der Physik, in ihrer Abhängigkeit von nervösen Vorgängen das Material der Psychologie. Es ist hier nicht der Ort, die weiteren Ergebnisse der Mach'schen Psychologie zu registrieren und kritisch zu beleuchten. Wie in seinen physikalischen Arbeiten, so ist er auch hier stets bestrebt, jeden transzendenten Faktor auszuschalten. Freilich, dies glauben wir behaupten zu können, nicht überall mit dem gleichen Erfolge. Der Schwerpunkt der Untersuchungen fällt auf die Theorie der Bewegungsempfindungen. Leicht erklärlich; denn diese eignen sich am besten als Bindeglied zwischen Psychologie und Physiologie. Ob aber der Versuch Machs, gerade das Problem des Willens, den dunkelsten und schwierigsten Punkt der Psychologie, durch Reduktion auf Bewegungsempfindungen und muskuläre Vorgänge zu lösen, als durchwegs gelungen zu betrachten ist, ob gerade hier jedes metaphysische Element in Wegfall kommen könne: dies wollen wir vorläufig dahingestellt sein lassen. Mit seiner Widerlegung des Materialismus auf der einen Seite, des Neukantianismus auf der anderen Seite ist Mach dagegen zweifelsohne im Rechte. Es war ein Irrtum Helmholtzens und seiner Schule, vom Standpunkte der Sinnesphysiologie aus zur Kantischen Erkenntnistheorie vordringen zu wollen. Die Sinnesphysiologie ist wie jede Wissenschaft immanent, die Kantische Erkenntnistheorie ihrem innersten Gehalte nach transzendent.

Die Rückkehr zu Kant, die Friedrich Albert Lange postulierte, ist trotzdem heute noch so zeitgemäß wie ehedem. Denn unabweisbar drängt sich uns bei der Lektüre der Mach'schen und Avenarius'schen Werke die Frage auf, ob mit dem Beweise, daß jede logische Transzendenz, jede Transzendenz des Erkennens an sich ein Unding sei, auch die Transzendenz als solche schon abgethan sei; ob nicht gerade die Lehre Kantens, daß das sittliche Leben den Menschen über seine sinnliche Anschauung hinausführe, einen tieferen Kern der Wahrheit berge, als die Phänomenalisten gemeiniglich anzunehmen geneigt sind. Diese Rezeption des Kantianismus wäre vielleicht begründeter und fruchtbarer als die von Helmholtz und Lange angebahnte.

Indem wir heute von Mach als Lehrer und Dozenten Abschied nehmen, wäre es möglicherweise eher am Platze gewesen, ein Bild seiner Persönlichkeit, nicht ein Bild seines Schaffens zu entwerfen; aber wo wäre der Gelehrte, der nicht so weit in seinen Schöpfungen aufgienge, daß gerade sie ihm sein Innerstes, Persönlichstes repräsentierten? Darum war es besser, den Mann der Wissenschaft sprechen zu lassen, als in kleinlichen Reminiszenzen zu schwelgen. Wir haben freilich den Professor, nicht den Gelehrten Mach verloren; aber gerade eine Darstellung seiner Leistungen zeigt ja am besten, was wir an jenem verloren haben.



Berliner Brettlseuche.

Von Walther Gensel.

(Groß-Lichterfelde.)

Es war, vor nunmehr drei Jahren, im Rat mort, der berühmten Montmartre-Kneipe, deren Publikum im Erdgeschoß hauptsächlich aus Bohémiens und Dirnen niederer Sorte besteht, während oben befrackte Lebemänner ihre Freundinnen mit Austern und Sekt bewirten. Wir waren im Cabaret des Quatz' Arts gewesen und besprachen nun beim „bock" unsere Eindrücke. Ob so etwas wohl in Berlin möglich wäre —

warf einer der Freunde plötzlich hin. Und wir erörterten alles Für und Wider und kamen schließlich zu einem entschiedenen Nein.

Was sind die Cabarets artistiques? Unzählige deutsche Zeitungsschreiber haben in den letzten Monaten von ihnen erzählt oder doch auf sie angespielt, ohne eben gar viel davon zu verstehen. Sie alle waren natürlich auf der heiligen „Butte" gewesen, die nun einmal für den deutschen Parisfahrer so wichtig wie das Louvre und das Bois de Boulogne und wichtiger als die Comédie-Française zu sein scheint. Du lieber Himmel, wir, die wir Paris etwas näher kennen, sind wohl selbst ein wenig Schuld daran. Wir haben alle einmal für Montmartre geschwärmt, nicht weil wir das Leben und Treiben da oben für schön und nachahmenswert gehalten hätten, sondern weil es unter den vielen sonderbaren und absonderlichen Dingen der Seinestadt vielleicht das seltsamste ist. Was für unsere Väter, die eifrigen Leser Henri Murgers, das Quartier latin gewesen, war für uns Montmartre. Die Ateliers und ihre Schüler mit den unendlich weiten Hosen und den wallenden Mähnen, die ungezählten Budiken, in denen Gemälde, Stiche und Bücher, alte Möbel und Waffen in einem malerischen Durcheinander aufgehäuft sind, die Bars und Tanzlokale, die ganze Buntheit und Ungebundenheit des Treibens, das Gemisch von Gemeinheit und Liebenswürdigkeit, von Blasiertheit und Harmlosigkeit, von Geschmack und Abgeschmacktheit, all das übte einen merkwürdigen Zauber aus. Manch einer hätte selbst eine Zeit lang zu dieser Bohème gehören mögen, sich von Absinth und Cigarretten nähren, Tags über schlafen und Nachts unsinnig-übersinnliche Gespräche führen und die ganze Welt als eine einzige große Verrücktheit ansehen. Aus diesem Milieu heraus sind die ersten echten Cabarets mit innerer Notwendigkeit entstanden.

Kleine, von dichtem Qualm erfüllte Räume. An wurmstichigen, ungedeckten Tischen, eng gedrängt, Maler, Dichter und Grisetten, wenige Bürgersleute und kaum ein paar Fremde bei Bier, Kaffee oder den berühmten cérises à l'eau-de-vie. An den Wänden mutwilligste Karikaturen. Nichts erinnert an einen Theatersaal. Auf dem kleinen Podium in der Ecke haben neben dem Klavier gerade noch ein oder zwei Vortragende Platz. Und nun diese Vortragenden selbst. Keine Herren von und zu, keine Doktoren der Philosophie, die nur am Abend ihr Biedermaier-Kostüm anziehen, sondern echte Zigeuner, die das zum Besten geben, was sie, wie der arme Verlaine, zwischen zwei Gläsern Absinth in Reime gebracht haben. So, wie sie hier stehen, im schäbigen schwarzen Rock und der ungeheuren Künstlerkravatte, mit den wallenden Locken, könnt ihr sie am

lichten Tage auf der Straße gehen sehen. Ihre mehr gesprochenen als gesungenen Lieder aber sind das Schneidendste und Erbarmungsloseste, was je ersonnen worden ist, Lästerungen auf alles, was sonst dem Menschen heilig ist, grotesk übertriebene Simplizissimus-Bilder. Was ist die Welt, was ist das Leben, was ist die Liebe? Ein Häufchen Schmutz, gut genug, um darauf zu speien. Sie nehmen irgend einen Typus her, zerfleischen ihn, wühlen wollüstig in seinen Eingeweiden ... Da liegt das Aas! Ein Hauch teuflischer, nur hier und da von sozialem Mitleid gemilderter Zerstörungswut weht aus den besten Liedern von Bruant oder Rictus, die den Elendesten oder den Verworfensten der Menschen in den Mund gelegt sind. Viel von solcher Kost läßt sich freilich nicht auf ein Mal vertragen. Deshalb kommen dazwischen auch harmlosere Sächelchen. Einer parodiert Sarah Bernhardt und Coquelin, ein Anderer singt ein graziös-frivoles Rondeau, ein Dritter wohl sogar etwas Sentimentales. Die Grundnoten aber bilden die Satire und die Erotik.

Freilich sind nun seit einem Jahrzehnt neben diesen ursprünglichen Cabarets, und sie immer mehr verdrängend, andere aufgekommen, die auf das elegante Publikum und die Fremden spekulieren. Da bezahlt man nicht mehr einen Franken für einen simplen Stuhl, sondern fünf für ein „Fauteuil". Da erscheint man nicht mehr in der Joppe, sondern am liebsten im Frack, da trinkt man kein Bier und raucht keine Cigaretten. Es ist Modesache in den „mondainen" Kreisen geworden, sich nach dem Diner und in der Sektlaune durch revolutionäre oder stark erotische Chansons die Nerven kitzeln zu lassen. Aber auch hier ist die Intimität in hohem Grade gewahrt, auch hier hat man fast den Eindruck des Improvisierten. Einen richtigen Vorhang giebt es nur selten, das Podium ist niedrig und befindet sich unmittelbar vor der ersten Sitzreihe des kaum hundert Zuschauer fassenden Raumes. Als Pièce de résistance wird fast immer eine Revue vorgeführt, ein kleines Stück, in dem die fünf oder sechs Spieler in den mannigfaltigsten Verkleidungen die Tages-Ereignisse verhöhnen. Sonst wird auch hier das Programm im Wesentlichen von den Chansons bestritten, das weibliche Element ist häufiger, die Gesänge sind weniger erbarmungslos, die Sentimentalität kommt öfter zum Vorschein. Äußerst frei und oft frech ist aber auch hier der Ton, in der Satire wie in der Erotik.

Es ist nicht alles ersten Ranges, was man in den Cabarets zu hören bekommt, beileibe nicht! Gar oft feiert die platte Gemeinheit ihre Orgien. Man kann auch im Französischen nicht alles sagen. Wenn uns vieles weniger anstößig erscheint, so kommt es zum guten Teil nur daher, daß

in der fremden Sprache, selbst wenn wir den Sinn vollkommen verstehen, das Wort gleichsam etwas Flüchtiges, nicht so mit Händen zu Greifendes hat. Aber in den besseren Cabarets bleibt doch meist die Grundstimmung eingehalten. Alle Kunst entsteht aus dem Spieltrieb. Ein Spiel, wenn auch ein grausames Spiel, ist es, die Welt einmal vom Standpunkt des Mephistopheles aus zu betrachten. Auch die Satire hat ihre κάθαρσις, auch sie entlädt uns von Affekten. Das ist der Sinn der Cabarets . . .

Und dies sollte nun nach Berlin übertragen werden, nach Berlin, wo der Zensor hinter Allem eine Beleidigung der Regierung oder eine gröbliche Verletzung des Schamgefühles wittert? Wahrhaftig, es war eine kühne Idee des Herrn von Wolzogen, sich bei seinem Unternehmen auf die Cabarets zu berufen. Selten war ich so neugierig wie an dem Tage, an dem ich zum ersten Male sein Überbrettl sehen sollte. Die Enttäuschung war denn auch gründlich. Der rasende Erfolg hätte übrigens von vornherein stutzig machen sollen. Hätte es sich nämlich um etwas wirklich Neues gehandelt, so hätte das Publikum doch erst dazu erzogen werden müssen. So aber war auf seine Instinkte auf's Glücklichste spekuliert. Ein bischen Schlüpfrigkeit und ein bischen Rührsamkeit, mit einigen harmlosen Anspielungen auf die Zensur und die lex Heinze, unter Zuthat von einer kleinen aber anmutigen Dosis Geist zu einem bekömmlichen Brei zusammengerührt. Bettelsuppen für jeden anspruchsvollen Menschen. Von dem, was die Pariser Cabarets auszeichnet, kaum eine Spur. Keine Spur auch von ihrer Intimität: ein schnöder, geschmackloser Theaterraum mit einem noch schnöderen Vorhang. Die Vortragenden in ihrem Biedermaier-Kostüm so theatralisch unwahr wie nur möglich. Unten im Parkett, neben Schriftstellern und Künstlern, vor Vergnügen blinzelnd, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, also gerade die „pantins“, die André Barde in Paris zur Zielscheibe seines grausamen Jeu de massacre gemacht hat; die geistig so genügsame kompakte Majorität, der bon petit rentier, der rond de cuir, die charcutière. Für sie war das ja alles gemacht:

Kling klang Gloribusch,
Ich tanz' mit meiner Frau.

Mag sein, daß Wolzogen ursprünglich höhere Ambitionen gehabt hat. Aber damit ist eben die Kasse nicht zu füllen. Und so hat er es notgedrungen wie jene vielverhöhnten Theaterdirektoren gemacht, die vor Begeisterung für alles Hohe und Heilige erglühen und — das „weiße Rößl“ spielen.

Ich will gerne gestehen, daß ich mich zuweilen im „Überbrettl“ sehr gut unterhalten habe — etwa eine gute halbe Stunde auf zweieinhalb. Wenn nämlich Wolzogen Gedichte vortrug, oder Frau Bradsky sang, oder Olga Wohlbrück als Pierrot tanzte. Aber dafür 4, 5, ja 7 Mark ausgeben und einen ganzen Abend voll Langeweile in Kauf nehmen? Und wenn nur auch diese Nummern nicht so entsetzlich prätentiös aufträten! Gerade für sie war ein kleiner Raum ohne eigentliche Bühne unbedingt notwendig. Notre camarade Chose nous chantera sa chanson . . . das geht in einem Cabaret, wie in einer Abendgesellschaft die Dame des Hauses wohl sagt: Lieber Herr Doktor, wollen Sie uns nicht etwas vorspielen? Aber hier! Auch dies wirkt durchaus unwahr.

Überbrettl! Ja, welche Brettl sollen denn überwunden werden? Mit den Vorstadt-„Tingeltangeln“ kann Wolzogen mit seinen hohen Eintrittspreisen doch unmöglich in Wettbewerb treten wollen. Und die Berliner Trararabumdiäh-Kneipen, in denen Studenten und Handlungsreisende mehr oder weniger einträchtiglich neben einander sitzen, nun, in denen wird weder hohe noch niedere Kunst, sondern etwas ganz Anderes gesucht. Bleiben also die großen Variété-Bühnen. Das Publikum soll daran gewöhnt werden, seine Abende auf eine „vornehmere und durchgeistigtere“ Art zuzubringen. Ich muß gestehen, daß ich hier völlig ketzerische Ansichten habe. Was wird denn z. B. im Berliner Wintergarten geboten? Ausgezeichnete Akrobaten, ein unübertrefflicher Jongleur, Trapezkünstler, Tierbändiger treten auf; zum Schluß wird der Kinematograph vorgeführt. Wir bewundern männliche Kraft, Gewandtheit, Geistesgegenwart, Willensstärke, Erfindungsgabe. Ist denn das ein so gemeines Vergnügen? Ganz abgesehen davon, daß es auch ästhetisch sein könnte und zuweilen auch wirklich ist. Ich meinerseits gehe zwischen sechs Theatervorstellungen und vier Konzerten sehr gern einmal in den Wintergarten und schäme mich dessen durchaus nicht. (Max Martersteig meint nämich in einem kürzlich erschienen Aufsatz, die Gebildeten hätten sich bis jetzt geschämt und seien nun durch die Überbrettl vom bösen Gewissen befreit worden.) Ist es so viel edler, sich das Lied vom Buchenhain vortragen zu lassen?

Sei's drum! In einer Stadt wie Berlin haben so viele verschiedene Vergnügungslokale Platz, daß wohl auch ein Überbrettl daneben bestehen kann. Gefährlich aber wird es, wenn, wie jetzt hier, eine Brettlseuche eintritt, bei der nicht das Gute, sondern das durchaus Minderwertige an der Institution, nämlich die banale Schlüpfrigkeit und die wässerige Satire, in den Vordergrund tritt, und wenn man dem lieben Publiko das als „vergeistigte Genüsse“ anpreist. Die große Satire ist ein erlösender Schrei,

die platte ein entnervendes Spiel. Wir haben hier jetzt das Überbrettl, das Bunte Brettl, Schall und Rauch, das Cabaret für Höhenkunst, und wir werden die Lebenden Lieder und noch vieles Andere haben. Welcher Art die in ihnen gebotenen Genüsse sind, sei an zwei Beispielen kurz dargethan.

„Buntes Brettl. Künstler-Cabaret unter der Oberleitung von Detlev von Liliencron" verkünden die Plakate. Was muß der große Name nicht alles decken! Anfangs trat er selbst auf — und wurde ausgezischt. Ein Bild zum Weinen, diese Prostitution des Genie's. Auch hier giebt es manches ganz Hübsche. Gisela Schneider und Marcell Salzer sind geschmackvolle Rezitatoren, die „moderne" Dichter — von Heine über Rosegger bis zu Hoffmannsthal — trefflich interpretieren, und wenn Emanuel Reicher Liliencrons „Lever duad als Slav" in den Saal donnert, atmet man sogar Höhenluft. Gevatter Schneider und Handschuhmacher aber gefällt das gerade am wenigsten. Die jauchzen bei jedem unanständigen Worte und brüllen bei dem Wortspiel: „lex Heinzelmännchen". Und dazwischen singt ein ausgedienter Tenor mit fettiger Stimme Backfischlieder und kopiert eine junge Dame recht äußerlich die große Yvette. Der Abend endet mit einer endlosen, zudem schlecht gespielten Gerichtsszene ohne Salz und Schmalz. Lieber Kadelburg und Schönthan und Koppel-Ellfeld, wenn das schön ist, dann sind Eure Stücke unvergängliche Meisterwerke!

Dem „Bunten Brettl" wird kein ernster Mensch eine Thräne nachweinen, wenn es seinem Schicksal verfällt, um „Schall und Rauch" wäre es schade. Mitglieder des deutschen Theaters hatten unter diesem Namen im letzten Winter kleine Aufführungen vor geladenem Publikum veranstaltet, in denen ernste Stücke mutwillig parodiert, Kulissen-Geheimnisse enthüllt wurden, Serenissimus mit seinen treffenden Bemerkungen die Zwerchfelle erschütterte. Da war wirklich Cabaret-Stimmung darin. Ähnliches, so hofften wir, würde nun dem großen Publikum geboten werden. Allein gleich im Anfang wurden einige Mißgriffe gethan. Auch hier fehlt die Intimität. Ein düsterer, großer Raum mit einer klassischen Szene; die Schauspieler im Bajazzokostüm in gequälter Lustigkeit. Viel falsche Sentimentalität und viel von dem Genre, das bekanntlich das schlimmste ist, dem genre ennuyeux. Ein Traumstück, „Brettl-Leiters Höllenfahrt", dessen hübsche Pointen sich im Grenzenlosen verlieren, eine Schauerszene „Die Gefangene" und wieder eine Gerichtsszene mit einem einzigen, obendrein verbrauchten Witz (heiliger Courteline!), — was ist damit anzufangen? Das Beste sind die aus der „Jugend" übernommenen

Dialoge „Die Dekadenten" und „Die Dichterschule" und die Parodie auf Maeterlinck. Treffliche Nummern für eine Bierzeitung, aber nicht dazu angethan, in einem großen Raum gegen 3—10 Mark Eintrittsgeld gespielt zu werden.

Die Brettl ziehen nicht das Publikum aus den Tingeltangeln zu sich empor, sondern das Publikum aus den Theatern zu sich herab — das hat der Herausgeber der „Gesellschaft" schon vor einem halben Jahre gesagt. Auch dies hat man zu rechtfertigen gesucht. Die Theater seien für die Stunden der Weihe und nicht, um sich nach der Tagesarbeit zu erholen. Eine nette Rechtfertigung! Wenn man für das Gute zu stumpf ist, greift man zum Surrogat. Ist das nicht ein Zugeständnis an den einst so verhöhnten Gedankengang des Philisters: das Leben ist an sich schwer genug, sollen wir nicht wenigstens im Theater harmlos vergnügt sein? Aber ist es denn notwendig, des Abends immer auszugehen? Unsere Väter spielten zu Hause Beethoven'sche Trio's und Haydn'sche Quartette, lasen mit verteilten Rollen, oder ließen sich von einem, der Platt verstand, Reuter vortragen. Fürwahr, es wäre uns besser, wir lächelten nicht darüber . . .

Es ist immerhin möglich, daß die Überbrettl eine oder die andere gute Anregung geben. Wir Kulturmenschen haben manche ästhetische Bedürfnisse, die noch nicht genügend befriedigt werden. Kann man die Cabarets nicht nachahmen, so doch vielleicht die Bodinière. Ich erinnere mich eines Nachmittags, wo nach einer kurzen causerie (wer versteht das in Deutschland?) Frau Amel „Chansons d'autrefois" vortrug und ein Quartett dazwischen Kompositionen von Rameau und Leclair spielte: Leckerbissen für den verwöhntesten Gaumen. Man hat mit ähnlichen Veranstaltungen auch hier angefangen, aber noch mit zu groben Händen; vielleicht ist bald einmal darüber etwas Erfreuliches zu berichten. Mit den jetzigen Überbrettln haben sie nichts zu thun; denen ist statt des zu erwartenden Krachs ein sanftes Einschlummern zu wünschen.





Kurt Geucke und seine Tragödie „Sebastian“.

Von Bodo Wildberg.
(Dresden.)

Es läßt sich heute nicht mehr ohne Weiteres behaupten, unsere Bühnen verschlössen sich grundsätzlich vor jungen und wenig bekannten Dichtern. Namentlich die Hoftheater, die sich ja so manches Experiment gestatten dürfen, haben in den letzten Jahren häufig Werke dramatischer Anfänger herausgebracht. Eine Bühne, die es sich ganz besonders angelegen sein läßt, jüngere Dramatiker zu fördern, heimische Talente zu ermutigen, ist das Königliche Schauspielhaus zu Dresden. Auch zu Anfang dieser Spielzeit brachte es gleich eine fünfaktige Tragödie, deren Verfasser bisher nur einmal (als Textdichter der Grammann'schen Oper „Das Irrlicht“) die Bretter betreten, aber freilich durch seine lyrischen und epischen Leistungen in litterarischen Kreisen seit Jahren schon bekannt war. Es handelte sich um Kurt Geucke's Tragödie „Sebastian“.

Es geht bei diesen Premièren immer in gleicher Weise zu: Beifall, Hervorrufe, manchmal auch Kränze. Alle „äußeren Zeichen des Erfolges“, wie es in den Zeitungen heißt. Der junge Dichter geht um Mitternacht im Vollgefühle der Unsterblichkeit schlafen, um, ein umgekehrter Byron, am nächsten Morgen zu erwachen und sich — noch immer nicht berühmt zu finden. Die Abendblätter kommen mit mehr oder minder höflichen Ablehnungen, wie sie die Vorberichte bereits dunkel ahnen ließen. Auf der Intendanz erfährt dann der enttäuschte Poet, daß sein Drama nur noch drei oder vier Mal gegeben werden soll; wir Habitués nennen das wohl: „durch die Abonnenten jagen“. Wenn die drei Serien der Abonnenten es gesehen haben, verschwindet das Stück.

Dem „Sebastian“ Geucke's dürfte es nicht viel besser gehen. Trotzdem ist das Werk gewichtig genug, um des Dichters litterarische Stellung dauernd zu festigen. Ein verfehltes Drama — eine interessante, von einer starken Persönlichkeit zeugende Dichtung!

Die historische Anregung — mehr war es nicht — ergab sich dem Dichter aus der Überlieferung vom „falschen Sebastian" von Portugal. Er hätte eben so gut Warbeck oder den falschen Waldemar wählen können, denn das Geschichtliche war Geucke völlig Nebensache. Er brauchte einen Prätendenten, an dessen Gestalt er seine Ideen über das Problem des „Königsgedankens" knüpfen konnte. Die Handlung der Tragödie hat er nun folgendermaßen entwickelt:

Der jugendliche König ist in Marokko gefallen. Sein Freund Tankred, der Sohn des Prosper Tornavente, gleicht ihm so sehr, daß er es wagen darf, die Rolle des Königs weiter zu spielen. Zunächst will er blos die Truppen in die Heimat zurückführen und das Land von der spanischen Invasion befreien. Allmählich aber reift in ihm der Entschluß, König zu bleiben; denn er ist eine Königsnatur, ein geborener König. Er empfindet sein Handeln nicht als Usurpation. Seine ersten Erfolge rechtfertigen diese Kühnheit, diesen Glauben. Aber nun kommt für ihn der Hauptkonflikt: sein eigener Vater Prosper tritt als Verteidiger der Feste Belem ihm entgegen, seine Mutter und die geliebte Base Immaculata weilen in jenen Mauern, von der Wut des Volkes bedroht. Endlich giebt er das Zeichen zum Sturm; er selbst nimmt nicht daran Teil. Schon dämmert's in ihm auf, daß die Massen ihm nur folgen, weil man ihn für den echten König hält, nicht um seiner selbst willen. Als nun das Volk Prospers Haupt von ihm verlangt, siegt der Sohn über den König. Die ihn als Heiland gepriesen, beschimpfen ihn als Verräter und Betrüger. Der Dolchstoß seines Freundes Hektor befreit ihn von drohendem Schreckenstode durch die Inquisition.

Zunächst ein paar Worte über das Dramatische, um zu zeigen, warum das Werk als Bühnenstück mißlungen heißen muß. Die beiden ersten Akte sind auch dramatisch gar nicht übel. Die Einführung des Helden im Urwald Marokko's, seine Gegenüberstellung mit den eben gestrandeten Abgesandten, das hat Zug und Phantasie und wirkt, bis auf den träumerisch-unklaren Ausklang, als Eröffnung ganz trefflich. Im nächsten Akte wird das Verhältnis des Pseudosebastian zu seinen Angehörigen nicht ungeschickt exponiert, und die Katakombenszene, in der er sich entschließt, die Rolle weiterzuspielen, hat in Dresden geradezu den Erfolg des Stückes begründet. Hier aber erlahmt des Dichters schöpferische Kraft. Er will einerseits den Sebastian zum Gefäß der weitschweifendsten Philosopheme machen, andererseits muß er zu Reminiszenzen und Notbehelfen greifen, um die Deklamationen seines Helden theatralisch zu beleben. Man denkt an Wildenbruchs „Kaiser Heinrich", wenn das un-

vermeidliche Theaterkind am Herzen des Königs liegt, wenn eine Schar Verhungernder (hier soll in aller Eile auch etwas in Sozialpolitik gemacht werden) sich zerlumpt und wimmernd auf die Bühne wälzt. Die Programmrede des Sebastian im vierten Akt wirkt durch ihre Urplötzlichkeit wahrhaft verblüffend; sie ist außerdem ein Unikum an politischer Kurzsichtigkeit, denn des Prätendenten Macht stützt sich auf die in seinen Betrug eingeweihte Geistlichkeit, und er verkündet nun: „So streich' ich aus die erste Fakultät, Theologie, und pflanz' in ihren Grund . . . Philosophie und Kunst!" Er feiert seine Hochzeit mit Antonia von Braganza, während die verstoßene Immaculata als portugiesische Ophelia wahnsinnigsingend herumläuft. Der letzte Akt ist nicht ohne Stimmung, obwohl diese nicht original, sondern von Shakespeare (Richard III., Banquo's Erscheinung in „Macbeth") erborgt ist. Sebastian unterzeichnet nach längerem Kampfe („Maria Stuart!") des Prosper Todesurteil; da erklingt die „Königssterbeglocke" von Belem, und an der Wand erscheint ihm seines Vaters Haupt, dann die im Kerker erblindete Mutter. Nun vollzieht sich in ihm die Verneinung des Willens zum Leben. Es folgt noch die Gerichtsszene, die unverkennbar an Passionsspiele anknüpft und dem inkonsequenten Helden die Gloriole eines Messias um das thörichte Haupt legen soll.

Diese letzten effektvollen Szenen haben das bereits recht ermüdete Publikum wieder etwas aufgerüttelt, und die „Freunde" des Dichters, deren lärmendes und demonstratives Gebahren, deren Patschen und „Geucke"-Johlen mindestens als recht taktlos bezeichnet werden muß, erzwangen ein nochmaliges Erscheinen des Verfassers. Wenn aber nicht ein so genialer Künstler wie Wiecke seine ganze Kraft daran gesetzt hätte, dem neuen gekrönten Hamlet Fleisch und Blut zu verleihen, so hätte der von allen ehrlichen Freunden und Schätzern Geucke's recht peinlich empfundene Hochdruck, mit dem sein allzu begeisterter Anhang arbeitete, das verfehlte Stück nicht vor stummer Ablehnung bewahrt.

Das verfehlte Stück, sage ich nochmals. Denn die Dichtung, das Buch, ist bedeutsam genug. Vor Allem ist die Sprache bemerkenswert. Sie ringt nach eigenstem Ausdruck, sie will neue Werte des Wortes schaffen. Daß Shakespeare und Kleist hier Paten standen, will ich nicht schelten. Da giebt es nun manches Exzentrische, und man hat sich weidlich über den Vers vom Gorilla amüsiert, der „sein trommelnd Weibchen ruft" (obgleich das in einem Urwalde ganz angebracht erscheint), und über die „frechen Fliegen, die auf den leeren Gantnerbänken buhl'n", weil ihnen „Zeit zu lang" wird. Aber neben solchen Gewagtheiten giebt es

doch genug Verse voll Kraft und Schönheit; man erinnere sich nur der Stelle, wo Hektor von Braganza (im ersten Akt) das Wesen des Helden schildert.

Was mir schmerzlicher dünkt, als etliche Versfatalitäten, das ist die absolute Unkenntnis des Lächerlichen, der vollständige Mangel an Humor, den Geucke sowohl in den Volks- und Lagerszenen mit ihren salzlosen Bänkelliedern, als in seiner Vorliebe für hochtönende Phrasen bethätigt. Der Autor der „Nächte" ist eine tief-ehrliche Natur, gewiß auch vornehm und bescheiden — und doch versteigt er sich dazu, sein Drama „den Königen der Erde" zu widmen, in einigen Prologzeilen seine Feinde zu verfluchen und sich die Unsterblichkeit zu vindizieren. Ja, er und sein Sebastian — denn die Dichtung ist sehr subjektiv — kennen nicht die Angst vor der Übertreibung, die edle Furcht des Geistesaristokraten vor jeder Pose! Darin sind sie nun schlechte Nietzscheaner. Überhaupt die Philosophie im „Sebastian"! Übermenschentum und christlicher Sozialismus mischen sich gar wunderbar in diesem Buche und im Charakter des Helden, — d. h. zuletzt eben im Wesen Kurt Geucke's.

Ist das Buch „Sebastian" interessanter als das Drama, so ist der Dichter hinwiederum interessanter als sein Buch. Ein merkwürdiger Mann, dieser etwa siebenunddreißigjährige Poet; er scheint mir zu jenen „Messiasnaturen" zu gehören, bei denen der Moralist den Denker, der Mensch den Künstler totschlägt. Wie sein Held als junger Napoleon beginnt, um als Christ und Märtyrer in Schopenhauerischer Weltverneinung zu enden, unterwegs noch der „Sklavenmoral" huldigend, ohne alle diese Phasen für unser Auge sichtbar zu verketten — so geschieht es Geucke mit seinen gewaltigen dichterischen Anläufen, die ihn nur zum Ethischen, nicht zum Schönen zu führen vermögen. Das „Königsproblem", das er lösen wollte, kühn über Schiller (Wallenstein, Demetrius) und Ibsen (Kronprätendenten) hinaus strebend, zerfloß ihm unter den Händen in einer Wirrnis von Hirngespinnsten und Spintisierereien. Acht Jahre — so schrieb er, glaub' ich, an ein Dresdner Blatt — hat er sich mit dem Stoffe getragen. „Zu lange!" dachte ich mir dabei. Fast möchte man glauben, daß Geucke ein problematischer Dichter bleiben wird, ein höchst achtbarer Woller, dem feste Konturen und eine sichere künstlerische Hand nun einmal nicht gegeben scheinen. Wie seine Gassen- und Giebelgeschichten, „Nächte" betitelt, trotz vieler gedanklicher und mancher lyrischer Schönheiten kein dichterisches Ganze sind, so ist auch sein „Sebastian" eine Reihenfolge von idealistischen Seelenergüssen in dramatischer Form. Und doch ist er ein so ernsthafter und tapferer Geist, daß man über ihn nicht so zur Tagesordnung übergehen

kann, wie über manchen Anderen, den die Gunst der Kliquen für kurze Zeit in die Höhe gehoben.

Zum Reformator der modernen Bühne, zum Bringer des neuen Höhendrama's ist Kurt Geucke wohl schwerlich bestimmt. Aber in seiner Weltanschauung, die faktisch eine Art Verquickung von Kulturphilosophie und Mitleidsmoral anstrebt, steckt etwas Edles, das freilich jenseits der Kunst liegt. Als Schriftsteller, als Mensch wird er immer Freunde gewinnen und schwerlich wieder ganz vergessen werden wie so Viele, die mit ihm strebten und rangen. Sollte er auch, wie wir fürchten, niemals ein Voll-Künstler werden, so kann er doch sehr viel Anregung, Trost und Erhebung spenden. Möge ihm wenigstens dies Letztere beschieden sein!

Kurt Geucke ist 1864 zu Meerane in Sachsen geboren, als Sohn eines Buchhändlers; er hat in Dresden Schule und Gymnasium besucht und sollte dann gegen seinen Willen Kaufmann werden. Er setzte es durch, sich zum Lehrer ausbilden zu lassen, blieb aber auch diesem, seinem etwas doktrinären Wesen doch vielleicht nicht ganz fern liegenden Berufe nur kurze Zeit treu. Er wurde Schauspieler. Lehrer und Schauspieler — von Beidem ist dem eigenartigen Schriftsteller etwas geblieben, wie Jeder aus meinen Ausführungen über seinen „Sebastian" entnehmen kann. Dann wurde er Redakteur in Freiberg, um sich schließlich ganz dem Dichterberufe zu widmen. Daß Geucke's Pfad nicht über weichen Rasen führte, kann man sich nach dem hier Mitgeteilten wohl denken. „Kämpfe und Kümmernisse", das ist die Signatur seines Poetendaseins bisher gewesen, in dem der „Sebastian" zwar keinen Sieg, aber eine entscheidende Wendung zum Besseren nun doch bezeichnet haben dürfte.

Zwei Gedichte von Kurt Geucke.

Im Erlenbruch.

Der Nebel rieselt durch die Nacht. —
Trüb in die Waldmoräste
Blinzt matt und grämlich, wie verwacht,
Mondlicht durch's Herbstgeäste.

Der Nebel rinnt; die graue Nacht
Sinkt zwischen Fern' und Nähen. —
Was ist's, das aus den Sümpfen lacht...?
Schrei'n heiser nur die Krähen!

Die Nebel rieseln in die Nacht;
Ach, wer so treibt, alleine! . . .
Ein Schuß, fern durch die Wälder kracht —
O Nacht, gieb, daß ich weine!

Jesus in der Wüste.

Und es begab sich, daß, erwacht,
Sein Geist entwich um Mitternacht.
Zu fernen Inseln rollten schwer
Gedankenfluten, tief wie's Meer.
Und tiefer noch, in's Sternenrund,
Zu aller Dinge letztem Grund
Sank seine Seele.

Da kehrt' ihm — inselfernenher —
Urflutend ein Gedankenmeer,
Und füllte seine Seele ganz:
Die Flut mit Flut, den Glanz mit Glanz.
Und seiner Seele Wiederkehr
Versank in Sich, das Meer im Meer —
O welch' ein Sehnen!

Und sieh! Der Menschensohn sah Gott.
Und Gott war Er und Er war Gott.
Und jedes Zuges Bruderspur:
Die menschgeword'ne Gottnatur. —
Da sank sein Haupt, ach, trank sein Blick,
Sank in den ird'schen Tau zurück
Bethränter Zeiten. —

So ward ein Rätsel offenbar
Dem Heiland, der da ist und war.
Die Menschen doch — oh Hohn, oh Spott! —
Die machten Ihn zum Zaubergott
Und schlugen Seinen Geist an's Kreuz:
Da blutet er, ein Trost des Leids!
Und weint noch heute . . .





Drei Impressionen.

Von Arthur Dix.
(Kölln b. Oliva, Westpr.)

Vollmenschen!

Ich schlendere durch die Straßen.
Wogendes Leben ringsumher.
Geschäftige Menschen eilen an mir vorüber.
Nie habe ich sie gesehen.
Und doch kenne ich sie.
Ein Blick nur, und ich kenne sie.

Jener dort ist ein hoher Beamter; hier ein Bauer; jetzt ein geistlicher Herr; dort ein Handlungsgehilfe; nun ein Offizier; jener ein Schauspieler; ein Fabrikarbeiter dieser.

Fachmenschen, Kastenmenschen, Schablonenmenschen!

Der Beruf ist ihnen auf's Gesicht geschrieben — der Teilberuf, den sie kennen, dem allein sie leben. Der Vollberuf, den sie nicht kennen, ihr erster Beruf ist verlöscht: Mensch zu sein, Vollmensch!

Der Einzelne ist zum Teilmenschen geworden, zum Wirtschaftsteil.

Alle Kräfte der Natur hat der denkende, der erfindende Mensch durch seine Werkzeuge gebannt; aber in den engsten Banden halten diese Werkzeuge wieder den Menschen.

Sie beherrschen seinen Organismus, sie töten den Geist, der sie erzeugt, sie setzen seinem ganzen Sein und Wesen die engen, allzu festen Schranken. —

Staunend, anbetend steht der Mensch vor seiner eigenen Schöpfung.
Der Werkmeister der Wirtschaft wähnt sich ihr Werkzeug.
Der Schöpfer der Weltwirtschaft wird ihr Geschöpf.
Der die Maschine erfand, wird der Maschine Knecht. —

Dem Übermenschen wähnen wir den Weg zu bahnen, und haben doch den Untermenschen noch nicht besiegt, haben den Vollmenschen noch nicht erreicht.

Stillos, rasselos, Knechte der Wirtschaft, der Maschine, des Erwerbs.
Maschinenmenschen, Teilmenschen, Schablonenmenschen.

Ein großes Sehnen geht durch die Welt, ein Sehnen nach Stil, nach Rasse, nach Kraft und Freude.

Ein Sehnen nach dem Großen, dem Hohen —

Ein Sehnen, Mensch zu sein —

Vollmensch!

Jenseits-Egoisten.

Mattrote Strahlen fallen durch bildreiche Fenster auf das schlichte Kruzifix.

Das Antlitz des Nazareners, von kunstgeübter Hand dem widerspänstigen Holze eingeprägt, lächelt wehmütig hernieder.

Die Arme öffnen sich weit gegen den Himmel, dessen Pforten er, sich selber opfernd, ihnen allen erschließen wollte.

Dort knieen sie, brünstig betend.

Und sie beten nach ihrer Weise:

Herr, laß mich selig werden! —

Er aber sagte: Liebet Eure Feinde!

Ja Herr, auf daß wir selig werden!

O ihr Selbstlosen — —

Mit ihrer Tugend schachern sie um einen Platz im Jenseits.

Mit ihrer Liebe buhlen sie um einen Sitz am himmlischen Throne.

Sie glauben ihm zu dienen, und spotten des, zu dem sie beten.

Sie schwören den Egoismus ab und setzen den Schwur auf die große Rechnung, damit sie im Jenseits gute Bezahlung finden.

Sie fluchen den Egoisten des Lebens, den ehrlichen, freien, und ziehen doch den großen Wechsel auf die Zukunft.

Herr, laß mich selig werden! — —

Wehmütig lächelt der Nazarener.

O ihr Kleingläubigen! —

Mattrote Strahlen fallen durch die bunten Fenster der Kapelle und verklären das selbstgefällige Antlitz der Jenseits-Egoisten . . .

Das Recht auf Freude.

Gold-goldene Sonne strahlt über dem Lande der Hellenen.

Sie spielten das Leben, sie lebten die Kunst, die hehre Freude. —

Graue Nebel bedecken die müde Erde — nimmer scheint uns die Sonne Homers.

Kunst und Freude sind feile Dirnen, gefällig dem, der sie bezahlt in blinkendem Golde.

Kein Gemeingut ist die Freude, und wo sie erscheint, steht hinter ihr widerlich grinsend die Roheit. —

Das Recht zu leben und zu lieben, zu wirken und frei zu sein — Sklaverei ist's, ohne das Recht auf Freude.

Die Kunst wollt ihr dem Volke geben und habt doch kein Volk für die Kunst — — —

Ein Volk der Kraft, der Freude und der Kunst! —

Das Leben um's Brot — ein halbes Leben — —

Ein Leben von Menschen — doch nimmer ein Menschheitsleben.

Die Kraft zu schaffen und der Wille zu wirken — eine halbe Kraft, ohne das Recht zu feiern und froh zu sein.

Gebt dem Geiste Raum, sich zu entfalten —

Den Sinnen gebt Zeit, genießen zu lernen.

Allen die Natur!

Allen die Gesundheit!

Allen die Freude! —

Gelöste Bande mit der Mutter Erde, der Urkraft Allnatur — knüpft neu sie und fester!

Gebt Luft und Licht, gebt Raum und Zeit zu freiem Leben und Schaffen, zu Kraft und zu Freude!

Vertraute Klänge läuten des Jahrhunderts Grabgesang —

Zurück zu der Natur!

Doch rückwärts nicht — — zu neuem Ziel — hinaus, **hinauf** in die Natur — —

Raum für Alle an den Brüsten der Mutter Erde — —

Kraft und Freude zu trinken! —

Wohl dem Volk, das edel zu genießen, das zu feiern weiß —

Das Recht auf Freude giebt dem Volke Zukunft —

Im Recht auf Freude ruht des Volkes Kraft und Dauer.





Vision.

Von J. Norden.
(Berlin.)

Die Sonne steht hoch am Himmel . . .

Sie leuchtet so siegreich und sie wärmt so fruchtbringend.

Und wir jauchzen ihr zu . . . Und wir glauben, dass es immer, immer so bleiben muss.

. . . Wie sollte es nicht?

Aber es bleibt nicht so . . . Allmählich sinkt sie tiefer, ganz langsam, aber unaufhaltsam und sicher . . . Wir merken es kaum, aber es ist doch so.

. . . Es ist doch so.

Die Schatten der Bäume werden länger, und dunkler wird das Laub. Die Blumen scheinen sich im Grase zu verkriechen, aus Angst vor dem kommenden Dunkel.

Der Horizont dehnte sich erst so unsagbar, so unfassbar weit aus . . . Milliarden von Hoffnungen und Wünschen konnten da gaukeln, sich haschen und fangen und wieder davonflattern, buntgleissende Schmetterlinge.

Jetzt schrumpft er zusammen, wird immer enger, begrenzter . . . Und dunstiger und trüber wird er, immer dunstiger und trüber.

Und es ist, wie wenn über die Fluren, unter den hohen, ernsten, schweigsamen Bäumen hin, eine lichte Gestalt eilt.

Immer schneller und schneller, dem dunkelnden Dunst zu . . .

Noch einmal leuchten ihre blütenweissen Glieder auf im Dunst . . . Und noch ein Mal, das letzte Mal . . . Dann hat das Violettblau sie verzehrt, verschlungen.

Sie ist verschwunden.

. . . Und uns fröstelt plötzlich, wie wenn ein kalter Wind daherwehte. Uns fröstelt bis in's Mark hinein. Es ist, als ob dort etwas erstarrte und zu Eis würde.

Stumm und starr stehen die Bäume, wie dunkelmarmorne Grabdenkmäler und Erinnerungssäulen, hier und da und überall.

Und wir schauern vor Frost zusammen. Und einsam stehen wir da, todeseinsam, und es will uns scheinen, als zöge Dunkel herauf.

. . . Und doch hat sie sich noch nicht dem Untergange genähert, die Sonne, und doch vergolden ihre Strahlen noch den Gipfel der Bäume.

Aber wir sehen es nicht. . . . Und es will uns scheinen, als zöge Dunkel herauf, dort aus dem Dunst, in dem die lichte Gestalt verschwand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da — im Grase, zwischen den Blumen, funkelt plötzlich es auf. Ein Tautropfen in einem Blumenkelch, den die scheidende Sonne noch einmal küsste?

. . . Aber sie scheidet ja gar nicht. Noch steht sie da — nicht so fernenhoch, als vorerst, aber doch . . . Und sie leuchtet und sie wärmt.

Jetzt merken wir es wieder . . .

Und nun sehen wir es auch — es war kein Tautropfen im Blumenkelch.

Nein — das war es nicht.

Ein Kinderauge war es, ein strahlendes Kinderauge . . . Und es lacht . . . Lacht uns an, selig, glücklich.

Und licht und hell wird es um uns. Und die Einsamkeit, die herankroch, eine entsetzliche riesengrosse, graue Kröte — sie ist verschwunden. Und verschwunden ist der Nebel und der schwere Dunst . . . Die Bäume hinab rieselt Licht, goldenes Licht. Die Blumen spriessen neu hervor, leuchtender und grösser, als je.

Und zwischen ihnen steht das Kind und winkt die lichte Gestalt herbei, die erst im Dunst zerrann, und aus seinen Augen jubelt es uns an:

„Da habt Ihr die Jugend wieder!"

Und wir lachen . . . Lachen uns an, der Mann und das Weib . . . Und das Kind . . . Glücklich, selig! . . .



Gedanken.

(Aus einem Tagebuche.)

Von Paul Wilhelm.

(Wien.)

Wir mußten zu allen Zeiten erkennen, daß die Wissenschaft, und sei sie die tiefste im Eindringen, die höchste im Vollbringen, dennoch ein Unvollkommenes bedeutet. Es bedarf stets einer gewissen Menge jenes Glaubens, der über die Grenzen der Wissenschaft hinausführt und die äußeren Errungenschaften zu innerer Reife bringt. Ohne den Gottesfunken dieses Vertrauens in eine höhere Schönheit und eine tiefere Weisheit der Dinge bleibt alle Wissenschaft tot, denn es fehlt ihr die lebendige Kraft der geistigen Zeugung und Fortentwicklung. Alle großen Erkenntnisse und Errungenschaften der Menschheit haben mit dem Glauben an etwas Unbekanntes, aber Geahntes, begonnen. Ohne diesen Glauben, den man als geistigen Instinkt der Seele bezeichnen könnte, hätte Columbus niemals Amerika entdeckt. Auf dem Wege zum Unbekannten, das dieser Glaube allein uns erstreben macht, liegen die Schätze des Lebens. Wir finden sie scheinbar als etwas Nebensächliches . . . die Alchymisten suchten das

Gold und den Stein der Weisen. Sie haben beide nicht gefunden, aber auf dem Wege ihrer Forschungen vieles entdeckt, das für die Wissenschaft unvergängliche Errungenschaften bedeutet. So suchen auch wir im Glauben unserer Ideale den Stein der ewigen Weisheit und das Gold der ewigen Schönheit. Beide werden uns versagt bleiben, aber unerschöpflicher Reichtum wird unser Streben allein belohnen. Dies ist das Bild aller Entwicklung, das Geheimnis des menschlichen Glückes und das Gesetz der göttlichen Weltordnung, die uns dazu bestimmt, ewig fern von aller Vollkommenheit, dennoch stetig zu ihr hinanzureifen . . .

*

Wir müssen stets trachten, das Wesentliche, Persönliche in uns zu trennen von dem Objektiven unserer Erkenntnisse. Alles Subjektive in uns hängt mit der individuellen Beschaffenheit, vor Allem aber mit dem Temperament zusammen. Erkenntnisse des Lebens aber — und alle Weisheit beruht nur auf Erkenntnissen — schöpfen wir nicht aus uns, sondern aus dem All und der Fülle der uns umgebenden, auf uns eindringenden Erscheinungen. So müssen wir auch dort, wo wir im Leben vom Erkennen zur That übergehen, wohl zu vermeiden suchen, daß nicht das Individuelle, Persönliche in uns, das stets tiefer steht als das Objektive unseres Denkens, sich zum Vermittler oder gar zum Vollstrecker unserer Gedanken aufwerfe. Der Mensch wird dann meist durch die Stärke des Temperaments, die nur zu leicht Eins ist mit Schwäche der Moral, das verderben, was er mit den leidenschaftslosen Organen seiner Erkenntnisse geistig vorbereitet hat . . .

*

Die Wahrheit des Weltalls ist gleichbedeutend mit Harmonie. Das Harmonische ist wahr, denn ihm fehlt der Widerspruch, der einzig und allein allem Bestehenden den Zweifel giebt und der das in der Weisheit der Schöpfung Gebundene zu trennen vermag. Ohne ihn wäre Alles im All Eins, und die göttliche Ordnung der Dinge wäre einfacher und klarer als das Licht der Tage . . .

*

Die Weisheit verhält sich zur Vernunft etwa wie sich das Genie zur Wissenschaft und zum Fleiß verhält. Diese sind nur Grundlagen für jenes. Die Vernunft ist gleichsam die Elementarschule der Weisheit. Vernunft ist korrekt, wie es die Grundgesetze positiver Wissenschaft sind. Aber ist die höchste und vollendetste Korrektheit einem Funken Genie vergleichbar? Sie scheint fast nur wie beim thönernen Modell die Eisen-

konstruktion zu sein, die die Konsistenz des Ganzen bewahren muß. Für den Bildhauer ist sie vielleicht die schwierigste und unerquicklichste Arbeit, etwa wie für den Dramatiker das Szenarium. So unentbehrlich beide für das zu schaffende Werk sind, das wahrhaft Künstlerische beginnt erst nach ihrer Vollendung. So erscheint auch die Vernunft gleichsam das Technische der Weisheit zu sein. Wo jene zu Ende ist, beginnt diese erst selbstschöpferisch zu gestalten.

*

Man müßte sich öfter fragen, wie so es denn komme, daß bei begabten Menschen, bei jenen, welche einen Teil des Geschickes der Menschheit in ihren Händen tragen — und man täusche sich nicht, bis zu einem gewissen Grade ist dies bei jeder geistig selbständigen Erscheinung der Fall — warum also grade bei diesen Menschen die Menge so eifersüchtig darauf bedacht ist, ihr Selbstbewußtsein einzuschränken, und warum grade die bedeutenden Menschen durch ihren Glauben an sich und ihre Sendung so häufig Ärgernis und Widerspruch erwecken? — Ich glaube, die Schuld liegt nicht an ihnen. Vielmehr sind Jene daran schuld, welche glauben, es gäbe oder dürfe nichts in der fremden menschlichen Seele geben, das über ihr eigenes Bewußtsein hinauswachsen könne. Sie sehen in sich selbst, uneingedenk ihrer Beschränkungen, gleichsam den menschlichen Normalmaßstab und sind sohin nur zu leicht geneigt, jede lebensstärkere Organisation als überspannt, überbildet zu bezeichnen. Wie tief ist dieser Irrtum und wie viel Unbescheidenheit liegt darin! Dieser passive Widerstand der Menge gegen das Große in seiner Bethätigung ist es, der eine naturgemäße Reaktion in der vielleicht stärkeren Betonung der geistigen Herrenrechte verursacht. Es ist leicht begreiflich, daß diejenigen, welche das Reiche und Schöne einer Seele nur mit Widerstreben und übermäßiger Vorsicht aufnehmen und schätzen wollen, wenn es bereits erfüllt, bereits gegenwärtig ist, dies gewiß noch weniger werden thun wollen, so lange all dies nur in uns selbst erfüllt, in unserem Innern gegenwärtig, für die Außenwelt aber noch zukünftig, noch zu erwarten ist. Der Künstler aber, das Genie lebt seine Entwicklungsmöglichkeiten in sich selbst zu Ende. Seine Ziele sind sein in der Erkenntnis seiner Kräfte. Er eskomptiert gleichsam für sich und sein Bewußtsein eine Zukunft, welche für ihn Gegenwart bedeutet. Es ist sohin nur selbstverständlich, daß sein Bewußtsein sich andere Maße geben muß, als es jene thun, welche nicht einmal das Vollbrachte voll einschätzen, denen daher für das Zukünftige, Werdende gewiß Liebe und Begriff fehlen . . .

*

Neben Jenen, welche die Treulosigkeit ihrer Seelen als ein Drama, einen inneren Untergang ihrer höheren Moral empfinden und durch den Mangel des Glückes der Selbstachtung bezahlen, giebt es unleugbar Solche, welchen für das Böse, Niedrige, Selbstsüchtige im Leben jedwede Empfindung abgeht. Sie gehören, ohne sich selbst darüber klar zu sein, zu den erbittertsten Feinden der Menschheit. Der Schwerpunkt ihres Denkens, ihres Thuns und Lassens liegt in der eigenen Persönlichkeit, den eigenen Wünschen, Begierden und Vorteilen. Ihre Weltanschauung — sie geben der tiefen Verirrung ihrer Wesenheit diese bedeutsame Grundlage — ist eine vollkommen egoistische. Anstatt aber sich abzusondern und in der Einsamkeit das einzig große und berechtigte Glück des absoluten Ichmenschentums zu suchen, bleiben sie in der menschlichen Gesellschaft, auf die Anderen angewiesen und dennoch ohne Liebe und Dankbarkeit, so einen ewigen Widerspruch in die soziale Ordnung setzend, moralische Todeskeime der Menschheit gleich den Schmarotzern und Parasiten, welche unausgesetzt an der Zerrüttung und Zerstörung unserer körperlichen Konstitution arbeiten! Gegen diese führt man die Kunst der Ärzte, die Wissenschaft der Forscher in's Treffen. Gegen jene moralischen Parasiten aber besitzen wir nicht einmal eine genügende seelische Prophylaxis. Das kommt daher, weil wir so wenig Vorsicht und zu viel Nachsicht in moralischen Dingen üben. Und so gedeihen denn diese Parasiten in erschrecklicher Vermehrung weiter, die Menschheit statt ihrer idealen Gesundung ihrer moralischen Entartung stetig näherbringend.

*

Die beiden grundlegenden Erscheinungen der gesamten organischen Welt sind Leben und Tod. Wie sie in der Natur bei den konkreten Erscheinungen zu finden sind, sind sie ebenso bei allen abstrakten geistigen Erscheinungen vorhanden. Was die Gesundheit, die ungestörte Erfüllung der Lebensfunktionen für den Körper ist, ist die harmonische moralische Entwicklung für die Seele des Menschen. Hier wie dort ist eine natürliche Entwicklung und ein natürliches Wachstum gleichbedeutend mit Gesundheit, und im letzten Sinne mit Kraft und Schönheit . . .

*

Glück und Unglück im menschlichen Leben nehmen wir hin, wie wir die beiden Engel des Lebens und des Todes — Gesundheit und Krankheit — die uns durch's Dasein geleiten, hinnehmen. Den ersten beachten wir nicht, wenn er an unserer Seite geht, wir freuen uns nicht seiner Gegenwart, ja wir bemerken diese oft kaum, denn tausend andere Dinge

am Lebenswege halten unsere Sinne gefangen. Den zweiten aber empfinden wir allsogleich als lästigen Gesellen, und sei das Stück Weges, das er sich uns zur Seite fügt, noch so kurz, wir weigern uns, es in seiner Gesellschaft zu durchwandeln. Anders der Weise. Er liebt den ersten, und seine Geleitschaft bedeutet ihm das Glück seiner Pfade; und er ist milde und duldsam gegen den zweiten. Man verstehe dies richtig. Wie der Weise die Gesundheit des Leibes und der Seele mit Bewußtsein genießt, ist er sich auch des Glückes in den Harmonien seiner Gefühle stets bewußt. Der Unweise genießt das Glück und die Gesundheit als etwas Natürliches, Selbstverständliches, und erst bei Leid und Krankheit beginnt er, sich aufzuwerfen und das Schicksal anzuklagen. Es liegt doch nur in uns selbst die Schuld, wenn das Leid sich tiefer in uns einprägt als das Glück. Würden wir aber weise sein, so könnten wir uns vor dem Ungemach der Seele oft ebenso beschützen, als es uns möglich ist, Krankheiten und Leiden des Körpers von uns fern zu halten oder doch mit Ergebung zu tragen. Es giebt Menschen, welche beim geringsten physischen Schmerz in Klagen ausbrechen und doch stets leichtsinnig und unbedacht ihre Gesundheit von Neuem in Gefahr bringen. Wie es aber Schmerzen giebt, welche uns vor schwereren Leiden bewahren können, so giebt es unleugbar Heimsuchungen der Seele, welche unser Gefühl läutern und uns oft vor schlimmeren und tieferen Schlägen des Geschickes behüten. Der Weise wird darum bei jedem Leid dem tröstenden Gedanken eine Thüre öffnen, der ihm sagen wird, daß dieser kleinere Schmerz ihm beschieden war, um einen größeren fernzuhalten von seiner Seele. Wie oft haben wir im Lauf unseres Lebens Gelegenheit, eine Fügung zu preisen, die wir früher nur mit Haß und Groll gegen das Schicksal hingenommen haben? Nur dem weisen Menschen entschleiert sich so im unbestimmten Dunkel unseres Lebens die tiefe Weisheit und Güte, ja ich stehe nicht an zu sagen: die oft liebevolle Vorsicht des Schicksals . . .





Dachau.

Von Alfred Georg Hartmann.

(München.)

Ein warmer, lichtseliger Spätsommertag. Der Wein, der meinem Lieblingsplätzchen nach drei Seiten hin fast undurchbringlichen Rankenschutz spendet, ist schon an einigen Stellen mit leuchtendem Herbstrot durchsetzt. Ein leichter, leiser Windhauch rührt die Wipfel des vor mir weit sich ausbreitenden Obstgartens und trägt weich und geheimnisvoll die letzten Düfte der sterbenden Rosen und Reseden zu mir her. Auf Weg und Rasen zittert das Sonnenlicht in wohlighellen Flecken. Traumfrohe Mücken stehen in der Luft über den mit Astern und Georginen gefüllten Beeten wie kleine unbewegliche Punkte. Oft schlägt mit schwerem dumpfem Schlag der reife Fall eines Apfels oder einer Birne an mein Ohr. Es ist dies der einzige Laut, der mich in der Idylle meines Landfriedens an das Gleichnis des Lebens erinnert. Ich fühle den Reichtum, die ganze wunschlose Sicherheit des weltentrückten Herzens, das von der Natur wie von einer Liebe vergeltenden schönen Frau bewillkommnet und gepflegt wird . . .

Ich habe Dachau schon immer als eines der köstlichsten Bilder in meinem Innern getragen. Seine entzückend anmutige Lage in dem oberbayerichen Moosland, das sich von München nordwestwärts gen Augsburg erstreckt und in dem die Maler schon seit Robert Schleichs Zeiten einen so überreichen Born eigenartiger Anregung fanden, wie der historische Zauber seiner Vergangenheit (in der Regierungs-Epoche des Kurfürsten Maximilian I. bedrängten die Schweden unter General Wrangel die Gegend und später, in den Erbfolgekriegen, wurde das Städtchen von den Österreichern wieder mit Krieg überzogen), hatte mich früh mit poetischen Schauern erfüllt. Die ländliche Ruhe und Heiterkeit seiner Straßen, die Art, wie die Natur hier Romantisches mit Idyllischem verwoben, den suchenden Sinn des Auges überall mit Linien und Farben beruhigt, hat etwas so Bestrickendes und Erfrischendes an sich, daß man immer, zum

wie vielten Male man auch in die schlichten Häuserreihen treten mag, als ein seelisch reicherer Mensch wieder in die Ferne zieht. Kann man sich auch etwas Herrlicheres denken, als an einem sonnefreien Abend oben vom Schloßgarten aus den Blick über die Ebene schweifen zu lassen? Wie ein Teppich voll der lieblichsten, farbenbuntesten Bilder entrollt sich vor uns der weite Plan. Wir sehen zu unseren Füßen die glitzernde Amper in weiten Bogen zwischen Häusern und Gärten dahinfließen, sehen chaotisch zerstreute Ortschaften durch schattige Alleen verbunden, dürftige Moosweiher wie halberblindete Spiegel glänzen und auf weiten Wiesengründen ernste Wälder in erhabener Einsamkeit träumen. Und ganz hinten, am fernen Horizont, in fast farbloser Kontur — ein würdiger Schlußakt des prächtigen Schaustücks — das stolze, frauenkirchliche München mit dem unvergleichlich majestätischen Hintergrunds-Panorama der Alpen ... Oder im Weichbilde des Städtchens selbst dann all die unzähligen Bilder traulichster Häuserpoesie! Diese steil aufsteigenden Straßen mit ihren in einander geschobenen, rankenbedeckten Giebeln und Fassaden. Die niederen Bauernhäuser und Handwerker-Stätten mit den freundlich blühenden Vorgärten. Das feingegliederte Renaissance-Rathaus mit dem in edlem Linienschwung abfallenden Giebel; und so fort. Überall findet das künstlerisch genießende Auge wohlthuende Ruhepunkte. Und wenn man dann gar die Schritte in die Felder hinauslenkt, die Dachau im Westen berühren, so wird der Blick von Neuem von eigengearteten Schönheitsreizen gefesselt. Etzenhausen, Steinkirchen, Wöbling. Und weiter drüben: Mitterndorf, Günding, Bergkirchen. Wirklich, es muß Sonntag gewesen sein, als die Natur diese Ortschaften in den in weicher Linien-Rhythmik am Horizont sich hinbewegenden Wiesengrund hineinwob. Wie ein leibhaftiger Traum scheinen sie dem Boden entsprossen. Man hat das Gefühl, als habe eine unsichtbare Künstlerhand über der Anlage gewaltet, so fein abgewogen ist alles, Kirche, Häuser, Baumkomplex &c. Namentlich Steinkirchen zeichnet sich durch eine entzückend idyllische Wirkung aus. Das freistehende Kirchlein mit dem für die Gegend besonders charakteristischen viereckigen Turm und dem scharfabfallenden Satteldach und die um dasselbe herum sich gruppierenden Häuser und Obstbäume heben sich in der einfachsten Silhouette — gleichsam wie aus der Kinder-Spielschachtel heraus gebaut — vom Acker- und Wiesenboden ab. Wenn das gerötete Gold des Abends über der dörflichen Stille liegt oder man gar das Glück hat, im Mondschein den schmalen Weg zu dem höher gelegenen Orte hinanzugehen, so glaubt man wirklich, wie im Traume durch das Land der heimlichsten und schönsten Ahnungen zu wandern.

*

Wenn Dachau heute ein weltbekannter Künstlerort ist, zu dem jährlich Hunderte von Novizen und Novizinnen wallfahren, sich dort das Geheimnis der Kunst offenbaren zu lassen, so dankt es dies hauptsächlich der Gunst seiner malerischen Verhältnisse. Lange bevor Ludwig Dill und Adolf Hölzel die berühmte „Dachauer Schule" begründeten, hatten Andere — Größere, so vor Allem Schleich, Wilhelm von Diez, Spitzweg, Leibl und Schönleber erkannt, daß sich hier die Kunst viel Ersprießliches holen und zu Nutzen machen könne. Manchen Tag haben diese Künstler im Dachauer Moos verbracht und hier in ernstem Studium vor dem Angesichte der Allmutter Natur gesessen: Schleich, Spitzweg und Schönleber, indem sie sich in die Landschaft vertieften, Diez und Leibl, indem sie sich an das hielten, was diese bevölkerte, an die Bauern, Bäuerinnen, Pferde 2c. Es war ein stetes Kommen und Gehen in der lieblichen Amperstadt. Der Eine blieb länger, der Andere zog gleich nach vollendeter Arbeit wieder von dannen; wie's eben die Fügung wollte. Bis sich eines Tags Dill und Hölzel für immer hier niederließen und in einer sich immer mehr ausdehnenden Lehrthätigkeit ihr Programm von der tonigen Raum- und Formgestaltung entwickelten. Heute, wo sich uns das, was die Kunst in den neunziger Jahren Neues gebracht hat, in klarerer Perspektive zeigt als früher, kann, ja muß es gesagt werden, daß sich die Dachauer Schule, so wie sich ihre Werke im Laufe der Zeit gebärdeten, doch auf reichlich falschen Bahnen bewegte. Ihr absichtliches Vernachlässigen und Übertünchen der Form — als Drei-dimensionales sowohl, wie als farbige Erscheinung — war nicht nur eine Gefahr, sondern auch eine unnatürliche Vergewaltigung natürlicher künstlerischer Gesetze, die sich rächen mußte. Schon die Thatsache, daß man sich hierin an die Schotten anschloß, also etwas Fremdes widerstandslos in sich aufnahm, spricht klar und deutlich von einem Versagen der künstlerischen Eigenständigkeit. Die Natur wurde hier in Formen gezwungen, denen die innere Notwendigkeit fehlte. Das war alles wohlberechnetes technisches Experiment, aber nie und nimmer ganze, volle, dem Innern mit Naturdrang entkeimende Kunst. Inzwischen wurde der ursprünglich so reich begabte Dill nach Karlsruhe abberufen, und Hölzel allein gelassen in einer Natur, deren Zauber und Reichtum er von jeher — mit schottischer Brille sah. Er lehrt nun das fremde Evangelium ruhig weiter; an gläubigen Seelen hat's ja noch zu keiner Zeit gefehlt.

Neben der Hölzel-Schule besteht seit einem Jahr in Dachau die Hayek-Schule, die während der kurzen Zeit ihres Bestehens schon eine große Anzahl von jungen Leuten — Herren wie Damen — bei sich hat



aus- und eingehen sehen. Hans von Hayek, der bekannte, äußerst begabte Zügel-Schüler, scheint berufen, der Dachauer Schule wieder etwas von der urwüchsigen Kraft und Festigkeit des Dachauer Landes zuzuführen. Er ist begeisterter Vertreter der Zügel'schen Meisterideen, indem er seine Schüler in den direkten Zusammenhang mit der Natur bringt und sie auf die zartesten und feinsten Nuancen und Einwirkungen von Licht und Schatten zu achten lehrt. Das Einzelne scharf und deutlich als Einzelnes auf seine Farben- und Körperlichkeitswerte hin studieren und dann einem allgemeinen großen Gesichtspunkt unterordnen: so nur wird ein künstlerischer Fortschritt erreicht werden können. Die Kunst ist nicht blos Technik, sondern eine harmonische Konsonanz von angeeigneten Mitteln und selbständig treibenden, sagen wir, Empfindungs-Kräften. Die Hayek-Schule muß als die notwendige Reaktion gegen die Willkürlichkeit, mit der Hölzel die Natur stilisiert und schematisiert, angesehen werden.

Schade, daß ein anderer in Dachau lebender Künstler, Georg Jauß, so schwer zu bewegen ist, seine Erfahrungen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Er wäre wirklich die Kraft, ein paar ernste, von dem hohen Ideal der Kunst ganz erfüllte Schüler vorwärts zu führen; denn sein Wesen trägt den Segen höchster Künstlerschaft in sich. Seine Farbenwerke und seine Zeichnungen treffen mit zwingender Gewalt den Stimmungs-Charakter der dortigen Natur. Ein tiefer Empfindungsreichtum und eine reif entwickelte technische Sicherheit liegt in allen seinen Arbeiten. Und dabei so viel Schlichtheit und Einfachheit in dem ganzen künstlerischen Gehaben!

Außer Hölzel, Hans von Hayek und Jauß sind hier noch Carl Stockmann (der bekannte Zeichner der fliegenden Blätter), Franz Hoch, Georg Flad und der Radierer Oskar Graf-Freiburg ansässig.

*

Für den, der in dem unvergänglich herrlichen Buch der Natur mit offenem Aug' und mit offener Seele zu lesen vermag, für den erschließt sich hier eine wahre Überfülle an künstlerischer Landschafts-Traulichkeit. Er wird draußen im Moos, wo sich die Erscheinungswelt oft im feuchten Dunst der wallenden Nebel zu den zartesten Stimmungen verdichtet, ebenso sehr gefesselt werden, wie in der verschwiegen stillen Wohnlichkeit der Gassen und Ortschaften, in denen menschliche Anspruchslosigkeit mit malerischer Schönheit und Größe wetteifert; denn überall wird er die gleiche starke schaffende Urgewalt fühlen, die zwischen Mensch und Natur und zwischen Natur und Kunst so erstaunliche Beziehungen unterhält.





(Tendenzdrama und künstlerische Satire. — Der deutschen Kunst. — Polizei und Ästhetik. — Kgl. Akademie der Tonkunst. — Hermann Zumpe. — Aus dem Konzertleben.)

Rechter Hand, linker Hand — alles vertauscht! Im „Kgl. Residenztheater" ist soeben Brieux' „Rote Robe" an uns vorübergerauscht. Um seinen Ärger darüber sich gründlich von der Leber herunterzuschreiben und seiner Verwunderung über solche seltsamen Erwerbungen einer kgl. Hofbühne motiviert Luft zu machen, müßte man eigentlich tiefsinnige Vorlesungen halten über den ästhetischen Unterschied zwischen dichterischer Satire und rein stofflichem Tendenzstück. Es würde sich dann gerade umgekehrt das Verhältnis ergeben, daß z. B. der Hauptmann'sche „Biberpelz" aus künstlerischen Prinzipien an's Hoftheater gehörte und Brieux' kolportagegerecht dramatisierter Kriminalroman der „Roten Robe" in's Münchner Schauspielhaus. Gewiß, auch der „Biberpelz" schildert, sehr peinlich für den Spießbürger, einen Fall von Beamten-Streberei, wie er allerdings typisch ist, wo und *sobald* er einmal vorkommt im Leben. Diese „Rote Robe" aber stellt ihn uns dar, als ob er in unserer Justiz *überhaupt* schon typisch wäre. Das ist ein Unter chied! Denn man komme mir doch nicht damit, daß dieses Frankreich, dessen Korruption wir hier erleben, „tief unten in der Walachei" liege. Es hat ja immer sein Mißliches, wenn man nach einer Dramen-Aufführung einen besonderen Stand glaubt in Schutz nehmen zu sollen; höchstens ist das eben ein Beweis dafür, daß hier etwas Stoffliches durch die ästhetische Form noch *nicht* getilgt worden ist. Aber wir denken denn doch trotz aller Lipps-Aussprüche noch etwas besser von unserem heimischen Richterstand, als daß wir solche in Schlaglichtern und Schlagschatten geradezu beleidigende Bühnenrampen-Charakteristik seiner selbst, mit ihrem bedenklich geschraubten Aufruf zur Lynch-Justiz am Schlusse, vom Hoftheater des eigenen Landes widerspruchslos ihm bieten lassen dürften. Der Herr Intendant mag das mit seinem künstlerischen Gewissen ausmachen und sehen, wie er es mit seiner amtlichen Würde und seinen vielen hohen Orden vereinbaren kann; *wir* erlauben uns diese Unvereinbarkeit himmelschreiend zu finden. —

Was übrigens Herrn von Possarts kluge Leitung des „*Prinzregenten-Theaters*" anlangt, so war es ohne allen Zweifel ein sehr feiner Schachzug von ihm, plötzlich die „klassischen Dramen" mit weniger Komparserie und geringeren Eintrittspreisen (1,50 Mk. statt 2,50 Mk.) zu erfinden (von denen vorher doch kein Sterbenswörtlein verlautet hatte), nachdem seine ersten „volkstümlichen" Preise schon einmal so wenig Anklang und so viele Angriffe in der Öffentlichkeit erfahren hatten. „Hier stehe ich — ich kann auch anders!" Höchst bemerkenswert in diesem Zusammenhange erschien uns zudem die kleine, anderwärts anscheinend ganz übersehene Notiz, die wir jüngst in einer Ecke der „M. Ztg." vorfanden: „Während der Weihnachtswoche finden im Prinzregenten-

Theater Kindervorstellungen zu ermäßigten Preisen statt und gelangen die beliebten (!) Ballette: ‚Die Märchenwelt‘ und ‚Die Puppenfee‘ zur Darstellung.“ Das nennt sich dann „der deutschen Kunst“ geweiht, statt sich lieber zu erinnern, daß seine volkstümlichen Kulturpflichten und Kunstaufgaben weit eher in billigsten Nachmittagsvorstellungen von „Hänsel und Gretel“ oder des „Freischützen“ für unsere Kleinen um jene Zeit liegen müßten. Daß man auch so etwas wie Liszts „Hl. Elisabeth“ oder gar Walfrums „Weihnachts-Mysterium“ draußen, zu „Fiedelbogenhausen“, würdig in szenischer Darstellung einmal aufführen könnte, sei hier nur ganz nebenher mit gestreift . . .

„Nicht drüber weg, sondern unten durch!“ — so lautete bekanntlich ein vielkommentiertes Kaiserwort. Auch auf unsere „Überbrett'l“ läßt sich's — mutatis mutandis — wohl einmal anwenden. Denn mehr oder minder scheinen sie alle schon „unten durch“ zu sein und unmittelbar vor dem Krache zu stehen. Herr Willy Rath war gewiß willig, aber sehr übel beraten, als er sein „Lyrisches Theater“ vorigen Herbst hier in München begründete; er war ohne Zweifel gut beraten, aber offenbar bereits sehr unwillig, als er es zum 1. November wieder abgab. Das „Bedürfnis nach ernster, geistiger Sammlung“ hätte er freilich schon lange haben können; dazu war jedenfalls die Begründung eines ästhetischen „Drüber weg“-Brettl's der wenigst geeignete, sozusagen der indirekteste Weg. Die Muse (oder Muße) sei mit ihm und gebe ihm ihren Frieden!

Münchner Allerseelen... Immer wieder muß ich des Theodor Storm'schen Verses gedenken unter all dem lauten Getriebe meiner guten Münchner zur Gedenkfeier ihrer Verstorbenen am Totenfesttage: „Was lärmst du so? — und weißt doch, daß ich schlafe!“ Und auch ein Anderes muß sich mir — wenn schon, denn schon — aufdrängen, der ich sonst in solchen Dingen nicht eben engherzig zu empfinden glaube. Wäre nämlich unsere hochwohllöbl. Polizei wirklich ästhetisch, wie sie es zu sein, gelegentlich ihrer Zensurstückchen so gerne vorgiebt, so würde sie — mein' ich — die Aufführung der „IX. Symphonie“ von Beethoven an solchem ernsten Tage doch als Barbarismus ansehen und demgemäß strikte untersagt haben. Die Stimmung der Gräberschmückung samt Totenklage und ein olympisches „Freude, schöner Götterfunken“: mir wenigstens geht solche Zusammenstellung ziemlich wider den guten Geschmack — ganz abgesehen noch von den unsäglich düsteren Vorgängen des Odeon-Einganges am selbigen Abend. Und wenn Unsereins schon einmal Polizei zu spielen hätte, so würde er unbedingt auch die polizeiwidrig enge Stellung der Sesselreihen im Saale (bei Kaim sowohl, als besonders auch im Kgl. Odeon) längst energisch verboten haben. Den Platz ausnützen ist schon ganz recht, und man darf unserer „Musikalischen Akademie“ einen regen Zulauf wirklich von ganzem Herzen gönnen. Aber was zu viel ist, ist zu viel; und daß im Odeon für den Fall eines Panik-Ausbruches geradezu gewissenlos verfahren wird, liegt jedem glücklichen (?) Stuhl- und Sitzbesitzer nachgerade glatt auf der Hand. Discite moniti!

Im Übrigen kann man Hermann Zumpe's Dirigenten-Talent alle Sympathien bezw. ungemein hohe, rein künstlerische Wertschätzungen jederzeit entgegenbringen, und doch die landläufig kritiklose Begeisterung — wie als ob München noch gar nie einen solchen Orchesterleiter besessen hätte — reichlich forciert finden. Etwas von dieser Erkenntnis schien in den Referaten einer ernsten Kritik anläßlich des Hermann Gura-Abends (mit den vielen Zumpe-Gesängen) erfreulicher Weise doch einmal aufzudämmern — möchte sie nur auch wachsen und bald zum rechten, gesunden Mittel führen, dessen Einhaltung zum Widerspruche nicht mehr, wie bisher, herausfordert. Anderseits hat sich auch unsere

Ton-angebende Lokalpresse, aus Vorliebe für Herrn Zumpe und propter iram ac studium gegenüber einem Anderen, wieder einmal völlig blind und unfähig erwiesen, den vielberedeten Vorstoß des neuen Direktors der „Kgl. Akademie der Tonkunst“ richtig zu verstehen, welcher von ihr schlankweg als ein Ausfluß kollegialer Scheelsucht dem gutmütigen Münchner Zeitungsleser aufgeschwatzt und beschrieben wurde. Rerum cognoscere causas! Ist doch vielmehr wohl anzunehmen, daß jener Schritt im vollsten Einvernehmen mit den maßgebenden Faktoren (selbst dem Adressaten Exz. von Perfall) nur erfolgt ist, um — unseren geliebten Landtag endlich einmal zur Bewilligung der so notwendigen Mittel für einen besonderen Neubau der „Akademie der Tonkunst“ zu bewegen. Längst schon fand ja, selbst bis in diesen Landtag hinein, der Thatbestand kritische Besprechung, daß die heutigen Lokalverhältnisse auf die Dauer unhaltbar und die bewußten Raumzustände völlig unzulänglich erscheinen. Und so läßt sich in der That nunmehr sagen, daß mit einer solchen Lösung beiden Teilen schließlich geholfen wäre; denn unsere „Kgl. Akademie der Tonkunst“ brauchte nicht so viele Stunden bei ihren Zöglingen im Notbehelf einfach ausfallen zu lassen, das Institut unserer „Musikalischen Akademie“ aber könnte künftig im eigenen Interesse nach weit mehr, ernster und bequemer, zu den großen Konzerten seine Proben abhalten. Probatum est! Man kann also nur lebhaftest wünschen, daß der bewußte formelle Vorgang (der gar keine Pietätlosigkeit gegenüber einem Testament König Ludwigs I. zu bedeuten braucht) von einem vollen Erfolge begleitet sein möge, wie man schon dem jüngsten Appell zur modernen Aufbesserung des Gehaltsregulativs unserer ausgezeichneten Kgl. Hofkapelle von ganzem Herzen an zuständiger Stelle ein williges Gehör und nebenbei unserer heimischen Tagespresse ein klein wenig mehr taktische Vernunft im Ganzen wünschen mag . . .

Die Aufnahme von so selten gehörten und anscheinend — selbst einer erleuchteten Kritik — so schwer eingänglichen Liszt-Werken wie der „Berg-Symphonie“ (nach Victor Hugo) oder der „Ungarischen Krönungsmesse“ (der „Messe in Terzen“) in die Programme der Abonnement-Konzerte bei Kaim und der „Musikalischen Akademie“ bleibt in aller Form freudigst hiermit zu begrüßen. Hermann Zumpe hat uns freilich bei diesem Konzertsaal-Debut von seinem Berufe zum Liszt-Dirigenten vorerst nur mäßig überzeugt, was nicht ganz verschwiegen werden darf, noch so geflissentlich immer ver-tuscht werden sollte — so interessant er auch als belebender Interpret der Beethoven'schen „IX.“ wohl erschien. Um nur Eines hervorzuheben: im „Credo“ wurden vom Chore recht und schlecht die Intervalle gesungen; die alte dorische Tonleiter als solche war nicht empfunden, geschweige denn erfaßt und verstanden worden — ganz zu schweigen noch davon, daß die schauerlich mißgestimmte Orgel (quousque tandem . . . ?) die reine, untemperierte Stimmung des echten, frei psalmodierenden „Kirchentones“ gar nicht einmal aufkommen ließ. Auch dem obligaten Violin-Solo des Herrn Konzertmeisters M. Weber hätte etwas mehr vom ungarischen Stil und transzendentalen Geiste Liszts wahrlich nicht schaden können. Und wenn dennoch so Manchen diese seltsame Schöpfung nicht recht anmuten wollte, so möge er doch getrost bei sich bedenken, daß sie hierzulande — bei aller Anerkennung für diesen mutigen, die alte, öde Schablone durchkreuzenden Versuch sei es gesagt — auch jetzt noch nicht eigentlich aufgeführt worden ist!

Daß eine „Gesellschaft für moderne Tonkunst“ — ungeachtet der erfreulich starken Zunahme moderner und modernster Regungen neuerdings im hiesigen Musikleben — sehr wohl noch recht konkrete Aufgaben zu erfüllen hätte, wenn nur auch die verehrl. Mitgliedschaft beigehen und immer tüchtig mitthun wollte, das hat der jüngste „Hans Pfitzner-Abend“ wieder einmal gezeigt, dessen erfolgreicher künstlerischer Verlauf ein-

hellig als ersprießliche Leistung des Vereines von allen Seiten begrüßt ward — mag man nun persönlich zum Komponisten Pfitzner stehen, wie man immer wolle. Da ich selbst an den Arrangements dieses Konzertes hinter den Kulissen nur zu direkt mich zu beteiligen hatte — relata refero. In einem Prospekt der „Gesellschaft für moderne Tonkunst" heißt es: ihr erster Zweck sei, nach Möglichkeit die Wiederholung von Schicksalen wie das des unglücklichen Hugo Wolf zu vermeiden. Nun lese man den Eingang des gehaltvollen △-Referates der „M. Allg. Ztg." über den bewußten Abend, mit seinen zeitgemäßen Betrachtungen über Schubert, Lortzing ꝛc. — man wird den Eindruck erhalten dürfen: an dieser Stelle wurden die Bestrebungen des Vereins nach ihrem innersten Sinn und Kerne wohl verstanden. Das ⊙-Referat der „M. N. Nachr.", und übereinstimmend mit ihm noch andere, stellte ferner — entgegen den zum Teil arg sinnlosen Urteilen einer nachgerade schon fragwürdigen Berliner Kritik — auf Grund der hiesigen Eindrücke vielmehr fest, daß Pfitzner mit Nichten nach seinem „Armen Heinrich" nur zu beurteilen sei, dessen besonderes, unerquickliches Stoffgebiet ihn in eine Welt des Hyperneroösen, Kranken, Chromotisch-Winselnden auch mit der Musik gelockt habe; hierorts habe er sich gerade als durchaus gesunder, warmer und interessanter Melodiker im Liede ausgewiesen! Auch dieses Urteil beweist deutlich, welch bedeutsame Ziele sich der gen. Münchner Verein bei einer „Los von Berlin!"-Bewegung allenfalls zu stecken hätte, und die Veranstaltung erreichte somit hoffentlich ganz nebenbei auch noch den schönen Zweck, dem Komponisten zur eben jetzt bevorstehenden Uraufführung seiner neuen Oper, „Die Rose vom Liebesgarten" am Stadt-Theater in Elberfeld die Wege einigermaßen geebnet zu haben. Endlich hob noch Dr. Theodor Göring im „Sammler" an dem in Rede stehenden Abend besonders anerkennend hervor: daß infolge der Einheit und knappen Fassung eines durchaus gehaltvollen Programmes, trotz absoluter Neuheit der Erscheinung, für das Publikum nicht die geringste physische Ermüdung habe aufkommen können. Nun, wer erinnerte sich nicht gerne ähnlicher Freuden-Ausbrüche unserer von Kunst leider übersättigten Kritik — seinerzeit, als die großen Bilder-Jahrmärkte von den kleinen, schönen und stillen „Sezessions"-Ausstellungen mit den „Persönlichkeits-Kollektionen" der inneren Einheit und charaktervollen Stimmung endlich verdrängt und aus dem Felde geschlagen wurden? Also nicht nur in Bezug auf das „Was", auch durch das besondere „Wie" einer neuen Form der Darbietungen, im Sinne der längst schon brennenden „Konzertreform", gäbe es für eine solche „Gesellschaft der modernen Tonkunst" die ernstesten Pensa zu leisten. Daß sie von der einsichtsvollen Kritik alsbald verstanden und als Wohlthaten empfunden würden, hat sich außer an den eklatanten Fällen Wolf, Mahler, Ansorge auch an diesem jüngsten Falle Pfitzner wieder ganz deutlich erwiesen. Gebe nur auch der gütige Himmel, daß dieser Vorzug, ebenso wie von der Kritik, noch vom unserem p. t. Publikum klar erkannt werde, und nicht am Ende anhaltender Mangel an Mitgliederbeteiligung das so schön begonnene Unternehmen in die Situation eines Münchner Vereines von spezifischen Lokal-Interessen und damit auf eine schiefe Ebene abdränge!

Daß sich, wie schon erwähnt, auch sonst erfreulicher Weise allerlei modernes Wesen auf dem Gebiete des Gesangsvortrages regt, das durften die jüngsten Abende von Josef Loritz, Hermann Gura, Else Widen, Jul. Schweitzer u. A. obendrein lehren, bei denen in Namen wie G. Thudichum, L. Schiedermair, A. Beer-Walbrunn, L. Thuille, H. Erler, E. Boehe, Max Reger, H. Zumpe, Max Schillings, Felix Weingartner, A. Sandberger und B. Staavenhagen — warum nicht auch S. v. Hausegger, Herm. Bischoff, Jos. Schmid? — (neben H. Wolf, R. Strauß, Fr. Liszt, P. Cornelius,

Rab. Franz, K. Laewe, Frz. Schubert ꝛc.) aarnehmlich die derzeitige „**Münchner** musikalische Lyrik“ aerdienstlich zu Warte gelangte. Nur leiden wir eben nach aiel **zu sehr an** den kunterbunten Mischmasch-Programmen auf diesem Felde, die das Gebatene **häufig nicht** recht zu plastischer Wirkung kammen lassen wallen. Mehr „Persönlichkeit“ **scheinen hier** die Damen **Jahanna Dietz, Hertha Ritter, Franz Bergen** und **Clementine Mayr-Schönfield** durch ihre histarischen Liederabende und Programme in die **Sache zu bringen** — Q. D. B. J.! Die strengste einheitliche Gestaltung aber im Geiste **des neuen** Vortrags-Ideales zeitigten bis jetzt wahl: die Kaim'schen „Valks-Kanzerte“ (**unter Siegm.** von **Hausegger**), sawie der ausgezeichnete Meister-Organist **Karl Straube aus** Wesel, dieser mit einem eigenen S. Bach- und einem ausschließlichen **Max Reger**-Abend von den bedeutendsten Eindrücken. Auf's Neue hat sich dabei bestätigt: **Max** Reger ist der maderne Orgelkampanist — meisterlich in der Farm, gewaltig in **Wurf und** Anlage, mächtig und unübersehbar zur Zeit nach in seinen neuen Zielen. **Sein** Tonsystem ist das „aer-rückte“ und „über-spannte“; sa wird er gewiß **manchem** Normal-Menschen aus Alltagsleben einstweilen auch „aerrückt“ und „**überspannt**“ varkammen müssen, was aber gar nichts weiter zur Sache thut. . .

Damit hätte nun alsa die Saisan in aallen Zügen eingesetzt; „**Sturm**“ ist das Wetterzeichen, unter dem ich diesmal schreibe. Und so mag denn in **Gottes** *Namen* auch der grimme Winter — nach Eleanara Duse „das alljährlich wiederkehrende Weltunglück“ — wieder einmal über uns arme Menschenkinder hereinbrechen. Oder **aber** — *darf es* hier wohl heißen (frei nach Nietzsche)? —:

> „Mistral-Wind, du Wolkenjäger,
> Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
> Brausender, wie lieb' ich dich! . . .
> Jage mir die Himmels-Trüber,
> Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
> Helle mir das Himmelreich!“

Sdl.







Zur Dienstbotenfrage

erhalten wir folgende überaus begrüßenswerte Zuschrift:

„Sehr geehrte Redaktion!

Der Artikel ‚Anmaßung' im I. Novemberheft ihrer geschätzten Zeitschrift, der sich mit einer angeblich von mir gethanen Äußerung beschäftigt, endigt mit der Aufforderung der Redaktion zur Diskussion. Sie werden mir wohl freundlichst das erste Wort in dieser Diskussion gestatten; ich muß diese allerdings so weit sie sich auf meine Person bezieht, gegenstandslos machen durch die Erklärung, daß ich die in dem Artikel angeführte Äußerung niemals gethan habe und mit der wirklich von mir gethanen Äußerung auch nicht im Entferntesten den Sinn verbunden habe, den sie in dieser Entstellung angenommen hat.

Als ich selbst in der Eisenacher Zeitung zuerst den offenbar von wenig geübter Reporterhand mir zugeschriebenen Satz las, bedauerte ich zwar lebhaft, daß die Zeitung ohne Korrektur hinausgegangen war, hielt aber meinen Standpunkt in der Dienstbotenfrage für zu bekannt, als daß ich es für nötig gehalten hätte, den wenigen Zeitungen, die den Passus nachdruckten, eine Berichtigung zuzusenden. Hatte doch der von mir geleitete Berliner Frauenverein sein gut Teil abbekommen von dem Zorne der Zeitungen und dem Hohne der Witzblätter, die der seinerzeit dort gehaltene Vortrag von Frau Eliza Ichenhaeuser hervorgerufen hatte. Die von ihr geforderten Reformen waren vor Allem: Abschaffung der partikularen Gesindeordnungen und der Gesindebücher, die den Dienstboten allen andern Arbeitern gegenüber in eine Ausnahmestellung bringen; Unterstellung der Dienstboten unter die Gewerbeordnung, die durch entsprechende Zusätze den Bedürfnissen des häuslichen Betriebs angepaßt werden müßte, sowie unter die Kranken- und Unfallversicherung; von den Herrschaften Berücksichtigung des § 618 des bürgerl. Gesetzbuchs; Beseitigung alles dessen, was den Dienstboten in seiner sozialen Stellung herabsetzen kann, wohin auch die Bezeichnung Dienstbote zu rechnen ist, an deren Stelle der Ausdruck ‚Hausgehilfin' zu treten habe; Ersatz der Trinkgelder durch eine von der Herrschaft zu gewährende besondere Vergütung; obligatorische Fortbildungsschulen und kommunale Arbeitsnachweise.

Ich selbst bin als Leiterin der Versammlung für jede dieser Forderungen auf das Wärmste eingetreten und habe der Modernisierung des häuslichen Dienstverhältnisses auch in der von mir geleiteten Zeitschrift ‚Die Frau' stets das Wort geredet. Wir dürfen wohl sagen, daß die damals von uns gefaßten, viel verspotteten Resolutionen inzwischen die Grundlage für das Vorgehen vieler Vereine geworden sind. Aber es kann keinen besseren Beweis für die Schnellebigkeit unserer Zeit geben, daß sie heute vergißt sogar, was sie gestern verspottet hat, und so konnte es denn passieren, daß Herr Freder mir ‚den Text lesen' zu müssen glaubt, was ich mir übrigens gern gefallen lassen würde, wenn ich die ‚inkriminierte' Äußerung wirklich gethan hätte.

Der thatsächliche Hergang in Eisenach war folgender. An den Vortrag von Frl. Pappenheim-Frankfurt knüpfte sich eine Diskussion über die Bedeutung der Dienstbotenfrage für die Sittlichkeitsfrage. Im Anschluß an die von einer der Rednerinnen angeführte Thatsache, daß die Dienstmädchen das größte Kontingent zu den unehelichen Müttern stellten, wurde von verschiedenen Seiten die Hausfrau für das sittliche Verhalten der Dienstboten ausschließlich verantwortlich gemacht und ihr insbesondere die moralische und soziale Verpflichtung auferlegt, sich um den Aufenthalt der Mädchen an ihren freien Sonntagen zu kümmern. Da sich gegen die einseitige Betonung dieses Standpunktes eine ebenso einseitige Opposition erhob, die die Möglichkeit einer solchen Fürsorge leugnete, sagte ich als Leiterin der Versammlung, man müsse, indem man diese Verpflichtung betone, doch auch bedenken, daß eine Fürsorge in dem geforderten Umfang nur unter der Voraussetzung eines *patriarchalischen* Verhältnisses möglich sei, das thatsächlich vielfach nicht mehr bestehe und von vielen Dienstboten selbst nicht gewünscht werde. Man müsse dabei insbesondere an die Verhältnisse der großen Städte denken. In Berlin, wo eine Hausfrau, die auf dem Vermittlungsbureau schüchtern gestehe, daß sie drei oder vier Kinder besitze, überhaupt schon Schwierigkeiten habe, ein Mädchen zu bekommen, würde sie auf die Frage nach der Verwendung des freien Sonntags oft genug die Antwort bekommen ‚Det jeht Sie jar nischt an‘. Wer die besondere Spezies Berliner Dienstmädchen, die ich damit habe kennzeichnen wollen, nicht kennt, eine Spezies, die sich wie die ‚höhere Tochter‘ und der ‚Gardeleutnant‘ nicht ohne Grund eine stehende Rubrik in den Witzblättern erworben hat, der setzt einen bedeutenden Faktor für die Lösung der *hauptstädtischen* Dienstbotenfrage nicht mit in Rechnung. Auch in Bezug auf diese Spezies aber ist es mir nicht eingefallen, den Ausdruck ‚Anmaßung‘ anzuwenden. Ich habe überhaupt keine Kritik geübt, sondern eine einfache Thatsache berichtet, die wenigen Berlinern unbekannt sein dürfte.

Zum Schluß möchte ich noch mein lebhaftes Bedauern aussprechen, daß sich der Herr Verfasser nicht vor Einreichung seines Artikels an mich mit der Frage gewandt hat, ob ich denn die nach seinem eigenen Dafürhalten von meiner Seite so unbegreifliche Äußerung gethan habe. Der Ausdruck ‚gelogen wie gedruckt‘ ist vermutlich so alt wie der Druck selbst, jedenfalls so alt wie die Zeitungen. Das meiste Falsche und Unverstandene steht aber in den Berichten über Frauenversammlungen.

Berlin-Halensee, den 10. November 1901.

In vorzüglicher Hochachtung

Helene Lange."

In eigener Sache. Die vom *Herausgeber* dieses Blattes im vergangenen Juli aus guten Gründen anhängig gemachte Beleidigungsklage wider den (damaligen) Redakteur der „Münchner N. Nachrichten“ Dr. Willy Röllinghoff — vergl. II. Juliheft der „Gesellschaft“ S. 120 — hat unter'm 7. November lfd. Jahres vor dem Amtsgerichte München I folgende Erledigung gefunden: Der Beschuldigte nimmt die in seinem Briefe an Dr. Seidl vom 1. Juli 1901 enthaltenen Behauptungen als jeder thatsächlichen Grundlage entbehrend und als unrichtig zurück, spricht sein ausdrückliches Bedauern über die geschehenen Beleidigungen aus und trägt sämtliche Kosten des Verfahrens, sowie die dem Privatkläger besonders erwachsenen notwendigen Auslagen; wohingegen dieser (genau übrigens, wie schon in seinem Briefe

an den Vertreter des Dr. Röllinghaff aam 27. Juni cr.) die Erklärung abgiebt, daß ihm bei Abfassung des Artikels „Münchner Rundschau“ im II. Maiheft der „Gesellschaft“ jede Absicht fern gelegen habe, den Beklagten Dr. Willy Röllinghaff persönlich zu beleidigen. Außerdem aber erhielt nach Dr. Seidls Vertreter, Rechtsanwalt Anton Bauer in München, die Ermächtigung, der Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten“ eine beglaubigte Abschrift des getroffenen Vergleiches zur Kenntnis zu bringen.

„Ungelesene gute Bücher.“ Im „Tag“ schrieb Herr Eduard Engel: „Mit den Varbereitungen zu einem im Berliner Rathause an den ‚Dichterabenden‘ des Schillertheaters zu haltenden Vortrage über Eduard Mörike beschäftigt, habe ich folgende Erfahrung gemacht, die mich denn doch etwas verblüffte. Voll von meinem Gegenstande sprach ich darüber mit Freunden und Bekannten aus allerlei Ständen und von beiderlei Geschlechtern und erlebte, daß ein Dichter, den ich, ohne Übertreibung (!), für einen unserer größten Lyriker nach Goethe und einen unserer allerfeinsten Erzähler halte, bei deutschen Landsleuten von unleugbar litterarischer Bildung nicht aiel mehr als dem Namen nach bekannt war. Am besten kannten ihn noch die Damen: nicht aus seinen Werken, sondern aus manchem Liede, das sie in Konzerten singen gehört hatten, so z. B. „Das Lied vom verlassenen Mägdlein“, „Schön Rottraut“, „Ein Stündlein wahl vor Tag“. Mörike’s Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, nach dem Urteil von Leuten, die etwas davon verstehen, die schönste deutsche Erzählung außer Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, kannte nicht einer, auch nicht eine, doch erinnerten sich manche, den Titel schon gehört zu haben. Wie ist dergleichen zu erklären? Sind wir oder sind wir nicht das litterarisch gebildetste Volk der Welt, für das wir selbst uns wenigstens halten? Merkwürdiger noch als die Thatsache einer solchen Unwissenheit ist jedenfalls ihr Grund — ja, wenn ich den nur wüßte! Ist ein ähnlicher Fall in Frankreich, England oder Italien möglich? Nach meinen im Auslande gemachten Erfahrungen — nein. In Deutschland ist es noch heute und diesen Tag möglich, daß in einer sogenannten sehr feinen Gesellschaft von Männern und Frauen, von Ministern, Geheimräten, Richtern und Staatsanwälten, sogar Ersten Staatsanwälten, auch Gymnasiallehrern und Universitätsprofessoren, unsere sehr großen Schriftsteller aus der Zeit nach Goethe und vor Nataly von Eschstruth, und zu diesen gehört z. B. Eduard Mörike, so gut wie unbekannt sind. Solche feine Gesellschaften mit so dicker Unwissenheit in vaterländischer großer Lyrik findet man in anderen Kulturländern nicht. Ich gäbe etwas drum, wüßte ich den Grund; wahrscheinlich liegt die Schuld an unserer Schule, in der wenig Verständnis für unsere klassische Litteratur, keines für die nachklassische Dichtung erzeugt wird . . .“ Diesem Erguß bereitete Eugen Kalkschmidt in der „Heimat“ eine überaus schlagende Abfuhr durch folgenden Zusatz: „Die Schule — nun ja, sie ist groß und geduldig, ihr läßt sich schon manches aufpacken. Aber es giebt doch Gründe, fette Goldgründe, die näher liegen, viel näher. Eduard Engel hätte eigentlich über einen von besonderer Schwere stolpern müssen, als er seine nachdenkliche Kulturbetrachtung auf die Redaktion des ‚Lokalanzeigers‘, — nein doch: der ‚Woche‘ — zum Teufel! des ‚Tages‘ trug. Er aber stolperte nicht, denn seine Gedanken trugen ihn — warum so weit weg? warum nicht in die Nähe?“ „Ohne Übertreibung“ — das sitzt!

Unbestechlich! Es wird immer hübscher in unseren gelobten Preßzuständen und geht immer netter her bei unserem vielgerühmten „deutschen“ Journalismus! Nachdem man vor wenigen Monden erst die „Verhäckerung des Zolltarifs in’s Aus-

land" mit allerlei wenig schmeichelhaften Glossen öffentlich zu erörtern hatte, kam kürzlich die sensationelle Allarm-Nachricht von der gleichzeitigen Entlassung der Handelsredakteure vierer angesehener Dresdner Tageszeitungen „wegen Annahme von Geschenken seitens der verkrachten Dresdner Kreditbank" — rectius: „Konsortialbeteiligung" an diesem Unternehmen. Es waren: das Amtsblatt der sächsischen Regierung „Dresdner Journal", das Amtsblatt der städtischen Behörden „Dresdner Anzeiger", die sattsam bekannten „Dresdner Nachrichten" und die jüngeren „Dresdner Neuesten Nachrichten", die auf solche Weise unter ihrem Personal Auskehr halten mußten. Ein anderes Hauptblatt vom Platze, die „Dresdner Ztg.", hatte einem, ihr offenbar schon nicht ganz zuverlässig erscheinenden, Handelsredakteur bereits am 1. April aufgekündigt; absolut „intakt" standen in dieser Affäre nur da: die beiden Anti-Korruptionsorgane Dresdner „Deutsche Wacht" und „Sächs. Arbeiterztg.". Mit einigem Stolz erinnert sich der Schriftleiter dieser Zeitschrift bei jener Meldung heute der Thatsache, daß er selbst von 1893—1897 Feuilletonleiter der „D. Wacht" gewesen ist, und ordentlich erleichtert atmet er bei dem gemeldeten Resultate auf: „Gottlob, er hat sich also doch in guter ‚Gesellschaft' schon damals befunden!" Mit lebhaftem Interesse hatten wir zudem, auch seither noch, gerade dort die (nirgends anders zu lesenden, offenbar wohlinformierten) Vorboten ernstester Angriffe gegen das Finanzgebahren der „Dresdner Bank" genau verfolgt, wie dies viele andere, mit irdischen Gütern mehr als wir gesegnete, Leser noch weit eher hätten thun sollen. Und wahrlich, die sozialistische Parteipresse sollte nicht immer so pharisäisch vorgeben, daß sie die Aufdeckung bourgeoiser Mißstände allein in Generalpacht genommen habe, und sollte dergleichen, ihre Arbeit gewiß nur mit vorbereitende bezw. kräftig doch unterstützende Stimmen nicht so grundsätzlich stets totzuschweigen suchen! Das wäre jedenfalls ehrlicher, gilt es schon einmal den Kampf gegen „Brunnenvergiftung".

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

„Bayreuther Geschäftsgeist!" Es gilt wirklich einmal völlig reinen Wein darüber einzuschenken, was es damit für eine Bewandtnis auf sich hat. Richard Wagner sagte stolz und frei: „Ich verachte die Presse!" Und die treuen Hüter seines Erbes halten eben auch darin fest an der unverfälschten Tradition, daß sie grundsätzlich keinerlei Freikarten an die Referenten — komme, wer da immer wolle — verabfolgen. Hinc illae lacrimae: darin allein schon liegt das eigentlichste Geheimnis jener gegen das Haus Wagner und die Festspielleitung so hartnäckig inszenierten Preß-Hetzen! Man darf also den Spieß geradezu umdrehen: die schnöde Gewinnsucht, die als innerste Gesinnung in die Villa Wahnfried kecklich projiziert wird, sie ist vielmehr wohl die letzte, geheimste Triebfeder all der Schreihälse, die ein Ernst von Possart so fein und klug zum Schweigen zu bringen verstand. Bayreuth aber hat gegebenen Falles den Mut, diese Meute gegen sich loszulassen — Respekt darum vor Bayreuth!

Wir lasen in Nr. 250 der „Münchner Post" unter Feuilleton: „Berichtigung. In dem Artikel Münchner Konzertwoche ist bei der Besprechung des ersten Kaim-Konzertes anstatt Till Eulenspiegel zu lesen: Tod und Verklärung." Nun versuche man aber doch einmal, in folgenden Text jenes Artikels anstatt „Till Eulenspiegel" „Tod und Verklärung" einfach einzusetzen, ob das noch einen vernünftigen Sinn giebt! „Als Orchester-Nummern hatte Weingartner Beethovens I. Symphonie, Straußens Till Eulenspiegel vorrätig und außerdem sein Steckenpferd, die Tannhäuser-Ouverture aufgeschirrt. Desto weniger gieng er beim Till in's Geschirr. Ohne

jedes Temperament, ohne linken Arm, fast automatisch taktierte er seines Kollegen lustigen, geistvollen Orchesterscherz zu Tode." Ein Lapsus calami erscheint hier unbedingt ausgeschlossen, zumal derselbe Referent auch an die „Frankfurter Ztg." vom „Till Eulenspiegel" berichtet hat; desgleichen ist bei dem fachmännischen Sachverständnis des Betreffenden schlechterdings nicht anzunehmen, daß der Herr „Loge"-Referent der „M. Post" einen „Till" nicht kennen, ihn von „Tod und Verklärung" nicht sehr wohl sollte unterscheiden können. Bleibt somit als dritte fatale Möglichkeit nur die Annahme: „Loge heißt du, doch nenn' ich dich Lüge! ... Jetzt hör', Störrischer! Halte mir Stich! Wo schweifest du hin und her?" — denn offenbar warst du doch nicht im selbigen Konzert! Die Sache wirkte nach um so peinlicher, als der Herr mit der Tarnkappe sich bekanntlich den Weingartner-Angriff seit zwei Jahren zu seinem Leibsport ausersehen hatte. Die Korruption also in flagranti! — In ihrer Nr. 260 erklärt nun die „M. Post", daß der betreffende Mitarbeiter (W. Mauke) seit 1. Nov. nicht mehr für sie thätig sei; die „Frankf. Ztg." schweigt. Wir haben hierzu nur zu bemerken: Sprüche Sal. Kap. 21, V. 17.

Durch die Presse geht die Meldung: Auf der nächsten Delegiertenversammlung der „Deutschen Bühnen-Genossenschaft" soll ein Antrag beraten werden, durch Rundschreiben an alle in Betracht kommenden Zeitungsredaktionen auf Abstellung der sogenannten Kritikerbesuche hinzuwirken. Diese energische Bewegung ist grundsätzlich nur zu billigen. Indes sollte man doch noch einen Schritt weiter gehen und einsehen lernen, daß persönliche Besuche auch für Annahme von Manuskripten oder Besprechung von Büchern bei einem gewissenhaften Schriftleiter keinerlei Bevorzugung durchsetzen können — im Gegenteil, im Sinne des „unlauteren Wettbewerbes" eher verdächtig erscheinen.

Ganz zufällig entdeckten wir eines schönen „Tages" im Tageblatt „Der Tag" folgendes Notizchen, wie andere mehr: **Matinée der „Neuen Gemeinschaft".** Am Sonntag veranstaltet die „Neue Gemeinschaft im Architektenhause Berlin, Wilhelmstraße 92, eine öffentliche Matinée. Beginn pünktlich 12 Uhr. Der musikalische Teil liegt in den Händen von Elisabeth Sootz (Gesang), Heinrich Skolnik (Violine), Miß King und Landecker (Klavier). Zum Vortrag gelangen außerdem neue Prosadichtungen von Julius Hart, während Heinrich Hart über die Ziele der Neuen Gemeinschaft sprechen wird. Eintritt unentgeltlich. — Wie spießbürgerlich-kleinstädtisch, geradezu lokalartikelmäßig das im großen Rahmen der Weltstadt doch klingt! Immer wieder endet's im Vereins-Wesen der verehrl. Kreisler und Kreislerinnen im engsten Kreise: so war's bei der R. Wagner-Gemeinde, ist's bei der „Versöhnung" und wird's bei dieser „neuen Gemeinschaft" auch bleiben. Die Brüder Hart scheinen sehr genügsam geworden zu sein. Wir aber dachten doch: wo ein „Wille", da ist auch ein Weg!

Die Münchener Buchdrucker nahmen in einer Versammlung nach lebhafter Debatte eine Resolution an, wonach die Versammlung den Tarifabmachungen ihre Zustimmung erteilt, zugleich aber ihr Bedauern ausdrückt, daß München als die teuerste Stadt nicht besser berücksichtigt wurde. Das hier Gesperrte stimmt auffallend, wie wir schon wiederholt — leider, ohne bisher den rechten Glauben zu finden — an dieser Stelle betont haben.

Ein sächsischer Staatsanwalt hat eine der neuesten Schriften Graf Tolstoi's beim deutschen Verleger Eugen Diederichs in Leipzig konfiszieren zu müssen geglaubt. Weiter bedurfte es wirklich nichts mehr, um den Tolstoi-Enthusiosmus unserer guten Deutschen nun vollends ins Ungeheuerliche emporschießen zu lassen!



Besprechungen.

Bilanz der Heimatskunst in Oberösterreich.

Van Maurice Reinhald von Stern.
(St. Oswald.)

I.

Als ich mich im Herbst des Jahres 1898 in Oberösterreich niederließ, war das Schlagwort van der „Heimatskunst" auf seiner Wanderung durch das deutsche Sprachgebiet auch gerade hier eingetroffen. Damit soll nicht gesagt sein, daß es sich etwa nur um mechanische Nachwirkungen, ader überhaupt um äußerliche Erscheinungen gehandelt habe. Das Schlagwart von der Heimatskunst, mag es auch von Einzelnen bewußt geprägt worden sein, ist hier wie überall bei seinem ersten Auftauchen das Symbol einer allgemeinen Reaktian gegen die Blasiertheit und Haffnungslasigkeit gewesen, die sich aus dem Zusammenbruch des kollektiaistisch-materialistischen Ideals und in ästhetischer Beziehung des Naturalismus wie seiner in ödeste Artistik ausgearteten Folgeerscheinungen mit Naturnotwendigkeit ergeben hatten. Man war der Müdigkeit müde geworden und sehnte sich wieder nach der Kühnheit, Unbefangenheit und Selbstvergessenheit, meinetwegen auch der Kindlichkeit, alter ikarischer Flüge, auf die Gefahr hin, sich den Scheitel zu versengen und abzustürzen.

In diesem Sinne ist die „Heimatskunst" der Ausdruck des Willens der Rückkehr zum Ideal, zum Glauben an sich selbst und an das Graße als Essenz der Welt.

Die Heimatskunst-Bewegung ist also durchaus nicht nur eine ästhetische Reaktian, sie ist zugleich auch eine moralische Angelegenheit und wurzelt als solche in den Quellen nationaler Wiedergeburt.

Es ist daher kein Zufall, daß die Sache der Heimatskunst in Oberästerreich mit der Las van Ram'-Bewegung und mit dem kraftaollen Appell zur natianalen Sammlung zeitlich zusammenfällt. Die ganze geistige Bewegung, die aus Elementen der maralischen, politischen und ästhetischen Kanzentratian organisch zusammengesetzt ist, strämt in That und Wahrheit aus den geheimnisvollen Tiefen natianaler Lebenserneuerung. Man lese nur die „Natianalen Briefe aus Deutsch-Österreich" im „Kyffhäuser", und man wird anerkennen müssen, daß ich nicht zu viel sage!

Was immer auch in ästhetischer Beziehung die Resultate sein mögen, daß wir hier einer Bewegung gegenüberstehen, die vam ernsten Willen zur Zusammenfassung aller guten Kräfte beseelt ist, unterliegt für mich keinem Zweifel.

Daß ich von den Wirkungen des Schlagwartes in ästhetischer Beziehung gerade allzu Großes erwartet hätte, wage ich nicht zu behaupten. Durch Schlagwarte werden die Menschen nicht geändert, die schöpferischen Kräfte nicht gesteigert. Wenn ich nicht hinter dem programmatischen Feldgeschrei die heranrückenden Armeen großer positiver Willensinnervationen erkennen würde, ich müßte mich wieder einmal mit der mühsam genug erwarbenen Skepsis wappnen.

Ich gehe sogar noch weiter und gestehe, daß im Sinne des ästhetischen Programms die letzten drei Jahre uns eigentlich recht spürbare Enttäuschungen gebracht haben. Das heißt, es kann nicht wohl behauptet werden, daß uns die oberösterreichische Dichtkunst der letzten drei Jahre das Land Oberösterreich wesentlich näher gebracht habe. Ins innere Wesen der oberösterreichischen Landschaft und des oberösterreichischen Volkes ist kaum einer unserer oberösterreichischen Dichter in diesem Zeitraum tiefer eingedrungen.

Wir werden uns darüber mit dem Bewußtsein zu trösten haben, daß der Weg zum Besonderen durch das Allgemeine hindurch führt und daß dieser Weg eingeschlagen worden ist. —

Beim Versuch, in's Einzelne der Bewegung einzudringen, stoße ich zunächst auf einen Namen und auf eine Thatsache: nämlich auf den Namen Hugo Greinz und auf die Thatsache der Gründung der „Österreichischen Verlagsanstalt" in Linz. Mit Hugo Greinz und mit den Autoren der Österreichischen Verlagsanstalt überhaupt werde ich mich zu befassen haben, wenn ich die Bilanz der Heimatskunst in Oberösterreich ziehen will. Ich bin mir dabei in aller Bescheidenheit wohl bewußt, daß der Wert und vielleicht auch der Reiz meiner Untersuchungen vorwiegend in meiner Unbefangenheit bestehen wird, da ich die Entwicklung seit ca. drei Jahren beobachten konnte, ohne selbst eigentlich in ihrem Flusse zu stehen.

Man fühlt sich fast versucht, mit einer Analyse des Österreichertums zu beginnen, wenn man Gestalten wie Hugo Greinz begegnet.

Der österreichische Geist, diese sublime Mischung keltogermanischer, slavischer, romanischer und orientalischer Elemente, zeichnet sich vor Allem durch den Mangel des Rigorosen aus. Es ist, als wenn alles Leichte, Anmutige, Schwebende jener nationalen Elemente, deren Mischung er sein Dasein verdankt, in ihm vereinigt wäre. Er erscheint oberflächlich, ohne es zu sein. Er ist verbindlich, ohne sich zu verbinden. Er gleitet über die Dinge hinweg, ohne sie zu betasten. Er berührt sie kaum, und zieht doch ihre innerste Essenz heraus. Er nippt aus allen Kelchen, ohne sich zu berauschen. Er taucht in alle Tiefen, ohne sie zu erschöpfen. Es bleibt bei allen seinen Berührungen mit der Welt ein geheimnisvoller Rest, ein mystisches Etwas, das ich — Anmut nennen möchte.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte es fast scheinen, als ob dieses Undefinierbare am Meisten im Wienertum zur Geltung käme. Das ist aber ein Irrtum. Im glänzenden, geölten Stil eines Hermann Bahr, in der krystallenen, kalten und seelenlosen Glätte eines Hugo von Hoffmannsthal, in der Genialitätssucht eines Peter Altenberg zeigen sich unverkennbare Spuren einer ästhetischen Entmischung, die auf den überwiegenden Einfluß des semitischen Geistes zurückzuführen ist.

Es ist nicht leicht, das Ästhetische des semitischen Geistes zu erklären. Er hat Mausseux, aber keine Wärme. Unbulöse Fähigkeit der Anpassung dem Zeitgeschmack gegenüber, aber nicht die Fähigkeit, ihn dauernd zu beherrschen und zu bilden. Kolossales Assimilationstalent, aber keinen eigenen Stil. Witz, aber keinen Humor. Form-Raffinement, aber keine Anmut. Allgemein betrachtet, ist die semitische Rasse ästhetisch kakaphon, unmusikalisch im griechischen Sinn.

Von all diesen Elementen sind kleine Gaben in den österreichischen Geist übergegangen. Im Wienertum sind sie aber herrschend geworden. Zugleich mit dem Überwuchern des semitischen Geistes ist ein ästhetischer Zersetzungsprozeß eingetreten, der sich in der Gesamtheit des künstlerischen Lebens der österreichischen Hauptstadt äußert.

Das Charakteristische des österreichischen Geistes ist thatsächlich in der Provinz reiner enthalten, als in der Hauptstadt, und zwar am reinsten in denjenigen Kron-

ländern, die keine allzu stark ausgesprochene lokale Eigenart haben. Vor Allem in Oberösterreich. Es ist nicht nötig, nur in den Städten nach ihm zu fahnden. Man kann ihn im letzten Dorf, in der abgelegensten Bauernschenke, beobachten. Überall die gleiche Heiterkeit und Anmut des Lebensgenusses, die gleiche Leichtigkeit, Verbindlichkeit und zugleich Reserve des Umgangs, überall die unbewußt ästhetische Art der Lebensgestaltung und Lebensüberwindung.

Hugo Greinz ist ein guter typischer Oesterreicher. Seine „Küsse und andere Novellen" (Linz, Wien, Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt) sind keine schwerfälligen Lebensanalysen, sondern leise hingehauchte, schwebende Berührungen mit dem Leben.

Der Titel malt die Eigenart dieser kleinen Erzählungen. Es sind flüchtige Küsse, kurze, anmutige Umarmungen und wehmütige Abschiede. Die Tragik des Lebens wirft ihren Schatten wie eine dunkle Wetterwand auf das frühlingshelle Land. Aber es kommt nicht zum Gewitter. Verhaltenes Donnern, am Horizont hinhuschende Blitze, ein Sichsuchen und -Finden und Auseinandergehn. Überall die unbewußte Tendenz, das Leben nicht allzu ernst zu nehmen, seine tragische Essenz nicht bis zur Hefe herauszuziehen und über die Abgründe anmutig lächelnd hinwegzugleiten.

Es ist wahr, diese Anmut und Leichtigkeit streift zuweilen ganz leise an Cynismus. Diese Schlichtheit an Farblosigkeit. Diese Schmächtigkeit an Armut.

Es sind aber doch nur die Elemente einer künstlerischen Eigenart, die nach Gestaltung drängt und ihre letzten Linien schon erkennen läßt. Einer spezifisch-österreichischen künstlerischen Eigenart.

Die tiefsten Wahrheiten des Menschenherzens werden nicht enthüllt, sondern nur angedeutet. Keine erschöpfenden Analysen werden uns geboten, sondern nur Stimmungen erweckt, denen uns der Dichter lächelnd überläßt. In die leichten Beziehungen der Menschen zu einander fällt aber immer ein Schein warmen, echten Sonnenlichtes, lacht die liebend geschaute Landschaft hinein, sei es im Schmelz des Frühlings, in Sommerglut, im Duft des Herbstes, oder im Flockenschleier des Winters. Für diese liebevolle und auch der Tiefe nicht entbehrende Art der Naturversenkung ist namentlich das reizende Ferienstimmungsbild „In einem Erdenwinkel" charakteristisch.

Hugo Greinz ist bekannt als Übersetzer von Ibsens „Catilina". Auch hat er über Lilienkron und Gilm geschrieben und sich an der Herausgabe des Musenalmanachs „Jung-Tirol" (mit Heinrich von Schullern) beteiligt. Sein Hauptverdienst haben wir bis jetzt in der tüchtigen Leitung des „Kyffhäuser" zu erblicken, der unter seiner Ägide ein Krystallisationspunkt nationalen und künstlerischen Lebens in Oberösterreich geworden ist und nach der kürzlich erfolgten Vermehrung des Redaktionsstabes und damit verbundener Arbeitsteilung immer mehr zu werden verspricht. Als Politiker schneidig und gesinnungstreu, als Künstler und Kritiker mit einer leichten und feinsinnigen Hand begabt, verspricht Hugo Greinz seiner Heimat und dem deutschen Schrifttum immer Tüchtigeres zu leisten.

In Arnold Hagenauer, den ich in seinem Roman „Muspilli" (Linz, Wien, Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt), sowie in verstreuten Novellen und Gedichten, kennen gelernt habe, erblicke ich das stärkste Talent der jüngeren Generation in Österreich.

Wer in „Muspilli" ein moralisches und ästhetisches Glaubensbekenntnis des Autors zu erkennen meint, was ohne große Naivetät allerdings kaum möglich sein wird, der befindet sich auf dem Holzwege. Es ist, wie Dostojewski's „Raskolnikow", nicht mehr und nicht weniger, als ein pathologisches Seelenbild in genetischer Darstellung. Man wird verschiedener Meinung darüber sein können, ob die Psychose in ihren verschiedenen Formen

Gegenstand künstlerischer Behandlung zu sein hat; unbestritten wird es aber wohl bleiben, daß eine solche künstlerische Darstellung, wenn sie den Forderungen der Wissenschaft und den Schönheitsgesetzen zugleich entsprechen soll, zu den allerschwierigsten Aufgaben gehört.

Arnold Hagenauer wird es jedenfalls hoch anzurechnen sein, daß er sich von Anfang an sein Ziel so hoch gesteckt hat. Weit davon entfernt, sich selbst in der Romantik des Niederganges zu verlieren, verhält er sich vielmehr seinem Stoffe gegenüber so objektiv, wie es, wenn auch von anderen Gesichtspunkten aus, der Psychiater thut. Um diesem Werke ganz gerecht werden zu können, müßte der Kritiker zweifellos selbst psychiatrische Studien machen.

Arnold Hagenauer ist kein Apologet des Niederganges, er ist nur einer seiner Protokollführer. Homosexualismus, Alkoholismus, luetische Paralyse und Größenwahn bestehen einmal in der Welt und beherrschen ein gut Teil unseres öffentlichen und privaten Lebens. Ohne die Ursachen aufzudecken oder Heilmittel zu empfehlen, begnügt sich Hagenauer einfach, ehrlich und brutal mit der Deskription der Thotsachen. Wo er dabei zuweilen unflätig zu werden *scheint*, da zwingt ihn immer nur der Gegenstand dazu.

Die Technik ist die der Franzosen, bei denen Hagenauer das Handwerk gelernt hat. (Zola. Maupassant.) Was er aber nicht bei ihnen gelernt, sondern mitgebracht hat, das ist die mit kalter Beobachtungsgabe vermischte Glut der Phantasie, die Rücksichtslosigkeit und die Ehrlichkeit. Daß er die in „Muspilli" verwendeten Farben Schminktöpfen entnommen habe, wird niemand behaupten können. Die Urbilder, deren Provenienz unschwer zu erraten ist, werden sich kaum darüber zu beklagen haben, daß ihnen geschmeichelt worden sei.

Die Sprache ist rein, straff und kraftvoll. Zuweilen, z. B. in der Schilderung des halluzinierten Weltenbrandes, erhebt sie sich zu großartigem lyrisch-dramatischem Pathos.

Nach dieser vollwertigen Kraftprobe dürfen wir von Arnold Hagenauer in der Zukunft wohl auch Proben jener weisen Beschränkung erwarten, in der sich die Meisterschaft bewährt. Ein soeben in gleichem Verlage erschienener Band neuer Novellen „*Die Perlen der Chloë*" scheint diese Erwartung in schöner Weise zu bestätigen.

Heinrich von Schullerns Roman „*Im Vormärz der Liebe*"*) habe ich mit gespanntem Interesse in einem Zuge vom Anfang bis zum Ende durchgelesen. Der Realismus der Detailschilderung kann nicht die Ursache dieses Interesses sein, da ich gerade *ihn* vermisse. Es ist der starke Ideen-Gehalt und die vorzügliche Analyse des sexuellen Problems, sowohl nach seiner psychologischen, als politischen Seite hin.

Formal erinnert der Roman an Goethe's „Wahlverwandtschaften", im Rhythmus des Leitmotivs (die Enterbten der Liebe) an Zola. Schullern hat mehr Gedanken wie dieser, aber weniger Darstellungskraft. Das heißt, was die Milieu-Schilderung betrifft. In der psychologischen Motivierung, die allerdings Zola's stärkste Seite nicht ist, kann er sich mit ihm messen.

Der Roman ist eine vollkommene Analyse des sexuellen Problems zunächst nach der psychologischen Seite hin. Von der mit Meisterschaft geschilderten dumpfen erotischen Schwüle des puerilen Alters ausgehend, gelangt der Dichter organisch zur physiologischen Liebe und endlich zum Angelpunkt des Problems, zur Liebe als Passion, die er auf die feinen Capricen der unbewußten natürlichen Zuchtwahl zurückführt. Die Liebe als Passion ist allerdings der allerfeinste Trick der natürlichen Zuchtwahl. Die *eine*, die ideale Liebe des Lebens, sie ist zweifellos das große Geheimnis der Rassenveredlung.

*) Linz, Wien, Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt.

Hierin liegt die philosophische und ich möchte fast sagen naturwissenschaftliche Tiefe des Schullern'schen Romans.

Die Typen der animalischen Liebe (Sidonie) und der Liebe als Passion (Hella) sind sich wirksam gegenübergestellt. Technisch auszusetzen habe ich, daß der erstere zwar organisch eingeführt, später aber vielfach mechanisch vorwärts geschoben wird. Ich begreife, der Dichter brauchte diesen deus ex machina der „tota mulier in utero", um die Liebe als Passion, als reinen Rassen-Illusionismus, schärfer heraustreten zu lassen. In Wirklichkeit ist eben die Grenzlinie weniger scharf, die Kontraste spielen in einander hinüber. Diese Sidonie erscheint mir als Kadaver unter dem Skalpell der zersetzenden Logik des Dichters, schon bevor sie Rattengift geschluckt. Die Obduktions-Szene ist übrigens von großer symbolistischer Kraft und Kühnheit.

Man sollte es nicht glauben, aber im illusionistischen Typus der Hella steckt mehr Wahrheit, als im animalischen der Sidonie (der Dichter hat mir persönlich gestanden, daß er für den ersteren ein Modell, für den letzteren aber keines gehabt habe, was meine Vermutung bestätigt, daß der Charakter konstruiert ist). Die Geschichte der Liebe Hella's ist individuell und generell wahr. Die Gestalt der Sidonie ist der Kontrast-Wirkung wegen um mehr wie eine Nuance zu grell. Sie ist verstandesgemäß über die natürlichen Dimensionen und Proportionen hinaus projiziert.

Fast das Gleiche läßt sich über die kontrastierenden männlichen Typen sagen. Beide sind der Wirklichkeit entrissen, der Animalismus Otto's dient aber bisweilen allzu sichtbar als Folie für den Illusionismus Wilhelms. In den illusionistischen Typen steckt mehr Wirklichkeitskraft.

Die Behandlung des Problems nach der politischen Seite hin steht nicht auf gleicher Höhe. Der Versuch der Lösung nach kollektivistischer Doktrin, die der Dichter selbst mit leiser Ironie verspottet, erstickt in Mystik. Philosophisch ist dies dem Dichter hoch anzurechnen, wenn der Roman auch mit einem politischen Fragezeichen endet. Das Problem ist eben nicht zu lösen, weil im Sexuellen das Individuelle und das Generelle wolkenbruchartig auf einander losplatzen.

Persönlich ist der Roman deswegen interessant, weil offenbar viel vom Dichter selbst in ihm steckt. Technisch ist es ein Ich-Roman, wenn der Autor auch scheinbar ein anderes „Ich" reden läßt.

Stil und Darstellung sind vorzüglich, ebenso die Exposition und Gruppierung des Stoffes. Die Austriazismen sollten in einer zweiten Auflage ausgemerzt werden.

Soeben ist noch ein neues Werk von Heinrich von Schullern, der Roman „Die Ärzte", (im gleichen Verlage) erschienen. Schullern zeigt sich uns hier auf der Höhe seines bisherigen Schaffens. „Die Ärzte" sind als Kultur-Dokument ebenso interessant und einzigartig, wie sie als Dichtung von idealer Kraft beseelt sind. Nur ein Dichter, der zugleich begeisterter Arzt ist, konnte diesen Roman schreiben. Die Komposition, im Einzelnen vielleicht zu stark gehäuft, bietet im Ganzen das Bild strenger Zucht und eisernen, konzentrierten Wollens in der Richtung auf ein großes Ziel. Die Fachkritik wird diesem Buch seiner Einzigartigkeit wegen überrascht gegenüberstehen, der Kulturhistoriker wird sich seiner in alle Zukunft bedienen müssen, wenn er sich ein klares Bild von der Lage des deutschen Landarztes an der Wende des Zwanzigsten Jahrhunderts wird machen wollen.

(Ein zweiter Artikel folgt später.)

Novellistisches.

Ludwig Jacobowski: Schlichte Geschichten. Minden, Bruns Verlag.

Gerhard Ouckama: Outsider. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Karl Busse: In der Grenzschenke. Lena Sieg. Berlin, Albert Goldschmidt.

Walt Whitman: Novellen. Deutsch von Thea Ettlinger. Minden, Bruns Verlag.

Es ist immer eine heikle Sache, wenn ein Autor für irgend ein Buch einen Titel wählt, der zugleich eine Kritik enthält und gewissermaßen auf eine Selbsteinschätzung hinausläuft. In den meisten Fällen verraten solche Titel ein ungewöhnliches Maß jener Art von Bescheidenheit, die den Leser gar zu gerne zu dem Ausrufe veranlassen möchte: Aber, Verehrtester, nur keine unnötige Selbstherabsetzung! Wenn ich bei Jacobowski's Buch nicht auch eine solche Absicht wittere, so hat das seinen guten Grund: ich glaube an die Ehrlichkeit dieses Dichters; und dann ist diesen Novelletten sowohl inhaltlich wie formell thatsächlich eine naive Schlichtheit zu eigen, die nichts mit Pose gemein hat. Ein Überschwang von Empfinden, um nicht zu sagen Sentimentalität (wohl stoaischer Provenienz?) beherrscht sie alle, ein Empfinden, das man einem Andern vielleicht als Schwäche auslegen würde. Aber die (vom studentischen Ehrbegriff stark beherrschte) Tüchtigkeit der Gesinnung und die Reinheit der Denkweise, die diese Geschichten auszeichnet, läßt uns ihre Fehler vergessen. Besonders interessant ist die erste, größere Novelle „Vorfrühling", die wie ein Selbstbekenntnis anmutet, von den kleineren u. a. das tiefempfundene „Liese" und „Blauer Flieder". Im Allgemeinen kann man sagen, daß alle jene Eigenschaften, die dem Lyriker Jacobowski zu statten kommen, dem Novellisten eigentlich hinderlich sind und ihn nicht restlos geben lassen, was er bieten möchte. Aber er giebt doch immer noch genug.

Ein Erzähler, dem man gerne eine Stunde widmet, ist Ouckama. Er schildert in seinem Buche sogenannte Outsider, d. h. Menschen, die wie die ebenso benannten Rennpferde keine Gewinnchancen haben, abseits vom Leben stehen und in ihren Handlungen unberechenbar sind. Ein prächtiges Stück und zugleich das größte ist „Onkel Heinz", das einen psychologisch interessanten Fall in sehr spannender Form und in einem außerordentlich klaren, sehr sorgfältig gefeilten Stil behandelt. Auch in der Novelle „Kollegen" weiß er die Schicksale eines abseits geratenen Künstlers und seiner Tochter in natürlich-einfacher Weise ergreifend zu gestalten. Ein leichter Humor, der wie ein Sonnenstrahl aus schweren Wolken dringt, streut manchmal freundliche Lichter über den ernsten Hintergrund.

Ziemlich ungleichwertig sind die beiden Erzählungen von K. Busse. Lena Sieg (eine ältere Arbeit) ist eine psychologisch nicht gerade überwältigende, etwas süßliche Neufassung des Themo's von der Widerspenstigen Zähmung; der Stil leidet vielfach unter den Sturm- und Drang-Unarten der ersten Hälfte der neunziger Jahre. Eine interessante, an Garki erinnernde Erzählung aber ist das erste Stück „In der Grenzschenke". Es schildert den völligen Untergang eines bereits schiffbrüchig in die Heimat zurückgekehrten polnischen Studenten, dessen Geschick das Schicksal zweier anderer Menschen für's Leben zusammenführt. Die Grundstimmung ist mit bemerkenswerter Kunst festgehalten, und das Ganze vermag wohl zu fesseln, wenn es auch nicht entfernt an ähnliche Arbeiten Garki's heranreicht.

Von ganz besonderem Interesse ist der vierte mir vorliegende Band, der acht gut übersetzte Novelletten bezw. Skizzen des amerikanischen Dichters Walt Whitman enthält. Bei Nennung dieses Namens, der den Lesern der „Gesellschaft" ja längst kein fremder mehr ist, denkt man eigentlich nur an seine berühmten und in jeder Hin-

sich merkwürdigen „Leaves of Grass" („Grashalme"), die allerdings bis jetzt eigentlich nur in größeren Bruchstücken nach Europa gedrungen sind. Die hier vorliegenden Novelletten sind Jugendarbeiten und würden mit ihrer altertümlichen Technik, ihren häufigen philosophischen Exkursen und moralisierenden Pointen wohl kaum mehr allzu viel Eindruck machen, wenn man in ihnen nicht doch an vielen Stellen den Schöpfer der Grashalme vorausahnen würde. Johannes Schlaf hat dem Buche übrigens eine Einleitung vorausgeschickt, die sehr wohl gemeint ist und von großer Liebe für den amerikanischen Autor zeugt; aber meines Erachtens geht Schlaf doch zu weit, wenn er allen Ernstes den Wunsch ausspricht, Whitman möge Nietzsche verdrängen und mit seinem Geiste die europäische Kultur endgiltig aus den Fesseln des Mittelalters lösen. Ich glaube vielmehr, sie sind beide gleich gefährlich, weil sie beide gleich unnahbar und voller Abgründe sind. Und wie die Litteraturverhältnisse heute liegen, könnte es sich besten Falles nur um ein neues Abhängigkeitsverhältnis handeln. Trotzdem aber trete ich dem Wunsche Schlafs bei, daß möglichst viele es versuchen mögen, sich die nicht leicht zugänglichen Schönheiten Whitmans allmählich zu erschließen. Wer auf eigenen Füßen steht, wird hohen Gewinn davon haben. Richard Braungart.

Karl Hans Strobl: Aus Gründen und Abgründen. Skizzen aus dem Alltag und von Drüben. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Ein interessantes Erstlingswerk. Der etwas gewundene Titel faßt eine Anzahl sehr von einander verschiedener Skizzen und Bilder zusammen. Die Stärke des Autors — um es gleich zu sagen — ist eine (bewußte) scharfe Beobachtung und eine deutliche, sinnliche Wiedergabe. Wie mit einem Notizbuche geht er allen Erscheinungen nach. Nichts läßt er fallen. Und es reizte den Dichter, seiner über die Möglichkeiten gebietenden Kraft die Zügel schießen zu lassen. So tummelt er sie im Absonderlichen, Phantastisch-Gräßlichen. Dem ganzen Werke fehlt Ruhe. Auch der Stil ist noch nicht rein, reif, rund. Und nicht alle Versuche im „Drüben" gelangen. Um so lebendiger wirkt der „Alltag", wenn er auch unterweilen allzu heftig im Sumpfwasser plätschert. Herr Karl Hans Strobl, der eine so achtenswerte Begabung zeigte, wird sich einengen lernen, er wird das eifrige Photographieren als Selbstzweck aufgeben und bei dem reichen Material seiner Momentaufnahmen das innige künstlerische Gestalten sich zum hohen Ziele setzen. Bei seiner warmen drängenden Natur ein um so genußreicheres Streben. Dr. Richard Schaukal.

Derselbe: Und sieh', so erwarte ich Dich! Skizzenbuch einer reifen Liebe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

An seinen unlängst veröffentlichten „Gründen und Abgründen" gemessen ein selten reifes Werk des jungen Autors. Von einer nachwirkenden Gewalt der Stimmung. Unter zeitgenössischen Erzählern ein bedeutendes Buch. Die kräftige sinnliche unverhaltene Sprache des Dichters fließt hier gedämmt im Bette bewußter Formen. Strobl sieht scharf und sagt klar, was er sieht. Manchmal freilich gefällt er sich noch in Überschwänglichkeiten. Und wieder muß ich rufen: knapper, gestraffter! Aber einige dieser Hymnen und Elegien in gesättigter — ich möchte sagen dunkelbraun-goldiger — Prosa nenne ich groß. Das Einleitungsgedicht ist posiert und blutlos, die Einleitungsskizze gänzlich wertlos. Das Buch steigert sich weiterhin von Wort zu Wort. Die blutstrotzende Phantasie des Dichters entfaltet oft ein rauschendes Flügelpaar. Dr. Richard Schaukal.

Wilhelm Holzamer: Im Dorf und Draußen. Neue Novellen. Mit Buchschmuck von O. Ubbelohde. Leipzig, Eugen Diederichs.

Selten ist heute einem Dichter so etwas wie diese erste Geschichte „Der alte Musikant"

gelungen. Aber alle andern, mehr oder minder wertvollen Erzählungen des durchaus sympathischen Bandes werden von der stillen Größe dieser bedeutenden Gestalt erdrückt. Holzamer geht seinen guten Weg. Er hat das, was den Dichter macht: Herz. Sein Stil ist — in Bemühung um diese so unsäglich schwierige Sache — gereift. Freilich betont er deutlich oft eine Manier, die nicht gerade gewinnt. Und macht etwas zu viel Worte. Er konzentriert nur spielerisch. Mit überflüssigen Punkten. „Das Kind" ist das beste Exempel für diese schleppende Unnatur. Wie viel mächtiger wirkte die Studie gefaßter! Und unerträglich ist die Unart, mit Wörtlein putzig zu „lieblichen". „Arm' Kind", „Jed' Mädel", „Gut Nacht" und dergleichen. Vor Allem aber das süßliche „all"! Dr. Richard Schaukal.

Ferdinand von Saar: Camera obscura. Heidelberg, Georg Weiß.

Der alt-vertraute liebe Ton, das dämmerhafte leise Wien von anno dazumal. Und Mähren, das flache, nebelige, grüne, träumerische Mähren. Und die bewährte — heute so seltsam runzelig anmutende — Manier: der Erzähler, der jemand antrifft, sich 'was mitteilen läßt, dies wiedergiebt. Keine Entwickelung, kein Gestalten: ruhig fließende, in müden, alt hergebrachten Worten behaglich plätschernde Geschichten. Die richtigen „Geschichteln". Man wird sie wieder gerne lesen. Und eine — die letzte —, eine Salonbluette, ist wirklich eminent. Knapp, blitzend, geistvoll, kräftig, überlegen. Dr. Richard Schaukal.

Philipp Freiherr von Blittersdorff: Staub, Skizzen und Novellen. Linz, Österreichische Verlagsanstalt.

Was man aus diesen Blättern sieht? Blittersdorff ist ein liebenswürdiger Mensch, vielleicht auch ein liebenswürdiger Schriftsteller — aber kein Dichter.

Hans Weber-Lutkow: Die schwarze Madonna. Geschichten aus Kleinrußland. Linz, Österreichische Verlagsanstalt.

Diese Novellen gehören zu den besten, die ich in der letzten Zeit gelesen habe. Es sind kurze, scharfgezeichnete Skizzen mit einem wuchtigen, dramatischen Aufbau, einer schlichten, plastischen Sprache. Wie Weber-Lutkow schon in seinen „Schlummernden Seelen" bewies, ist er ein Meister in der Schilderung klein-russischer Charaktere. Diese noch unentwickelten Seelen, die unbewußt stets ihren starken Instinkten folgen und doch wohl diese Instinkte mit ihrer Frömmigkeit und den Geboten ihrer Kirche zu vereinigen wissen, schildert er mit einer prächtigen Anschaulichkeit und in großen, packenden Zügen. Philipp Witkop.

Lyrik.

Friedrich Benz: Ausgewählte Gedichte. — Blätter und Blüten. Dichtungen. — Aus der Dämmerung. Gedichte. — Irrendes Glück. Gedichte. — Erinnerungen. Gedichte. — Traumesklänge. Dichtungen. — Schimmernde Tage. Dichtungen und Symphonisches. — Dunkle Wege. Tragische Liebesgedichte (in 2. Auflage). — Sämtliche: München, Verlag des Litteratur-Magazin Schroeder.

Derselbe: Die Evangelien der gestorbenen Frauen. München, August Schupp.

Derselbe: Blut der Nächte. Ein Gedichtebuch. München, Lyrik-Verlag.

Zu viel, allzu viel! Es sind nicht bloße Worte. Aber zu viel. Man ertrinkt in diesen Versen, wenn's denn überhaupt alles Verse sind. Sicher auch die Form ist etwas, und wenn's denn gereimt sein muß, man wägt's ja nicht mit der Goldwage; aber bitte dies hier: „vielleicht bist du unter denen der Morgue, vielleicht find' ich dich dort morgen früh". Und noch eins: Auch die freieste Handhabung des Versmaßes kann zur Manier werden. Dabei ist die Sprache nicht reich, nicht voll und tönend. Wortbildungen wie „wundermärige Weise" sind jedenfalls keine Sprachverschönerungen. Dazwischen wirken die

„Röslein" und „Vöglein" wie verirrte Jugenderinnerungen. Eine Steigerung wie: „Und stürbe morgen, ja vielleicht heute schon" ist keine rechte Steigerung, sie tritt nicht entschlossen genug auf, sie erzählt uns von keinem Beherrscher des Stimmungsausdrucks. Und den Mond als „liebes Frau'ngesicht" zu grüßen, streift zum Mindesten sehr hart an's Komische. — Ich habe versucht, mich über alle Äußerlichkeiten wegzusetzen, ja ich wollte etwas in diesen Büchern (es handelt sich um nicht viel weniger als 400 Dichtungen) finden, denn ich meinte zu merken, daß hier ein wirkliches Leben sich ausleben wollte, — ob's ein eigenstes ist, das wage ich nicht zu entscheiden. Aber nun? — Mir ist, ich sei in schwüler Luft allzu lang durch die Felder gegangen, während mir der graublaue Himmel sich fast bis auf den Scheitel herabsenkte ... Diese Seiten muß ein Großstadtmensch geschrieben haben, der nach niemals recht in der Natur geatmet hat. Das ist auch eine Einseitigkeit. Und wo doch einmal die Natur durchblickt, da ist's eine erkünstelte; man hört ihren Herzschlag nicht, sieht nicht hinein in ihr geheimstes Regen. Hier giebt es nur den Menschen, nur Mann und Weib, und was die mit einander zu reden haben, das geht — auf Umwegen freilich — immer wieder auf den selben Punkt. Diese Worte hier predigen eine Lebensphilosophie, aber sie muß einseitig sein, denn sie ist blind, blind für alles rings um den Menschen herum; sie macht den Menschen nicht besser, sondern nimmt ihn grad' eine Linie über dem Tierischen, oder einen Schritt höher, wie man will, ohne den Hinweis, daß der Weg nach weiter gehen könnte und weiter geht. — „Aber die Liebe" ... diese arme Liebe! — Freilich sie ist's, auf die alles zustrebt in diesen Worten, um sie herum knieen sie und betteln um Erhörung. — Ach, diese arme Liebe! Sie kann dem Menschen nichts geben als Gram und Wehmut und Resignation nachher, als Nachklang ihrer Sehnsucht, statt daß sie ihm doch sollte die glückbeschwingte Führerin sein, die mit zielsicheren Schritten zur Höhe strebt, ihn mit sich fortreißend. Es fehlt das leuchtende Hinausschauen in die Zukunft des ewigen Werdens und Sich-hinauf-entwickelns. — Hier sind keine Stimmungen, die aus lebendigen Bildern uns entgegen atmen. Wohl hören wir von einer leuchtenden „Mondlichtnacht", von „Regen und Sturm" an einem „wüsten, schwarzen Tag", von der Sonne, die tagsüber so schwer brennt; aber das sind Allgemeinheiten. Und wo denn einmal Bilder entworfen werden, da sind sie klein und ohne Um- und Überschau: das Grab, das weiße Myrten decken, die Pfingstrose am Spiegel. Selten, daß sie phantasiezwingend sind, wie in „Später" oder „die Blinde" oder „Trauben" oder vielleicht auch „Einsam". Dafür Reflexionen und Abstraktes und Mystik im Versuch, den Regungen der menschlichen Seele nachzugehen; wobei aber nur, fast nur der Schmerz den Wegweiser macht und Eros den Bogen reichlich tief hält, wenn er nach dem Herzen zielt. — Was also bleibt übrig? Meiner Meinung nach etwa zwei, höchstens drei Dutzend Gedichte, die sich in einer Auswahl vereinigen ließen. Ich freilich — aber das thut ja hier nichts zur Sache — würde schon mit weniger als einem halben Dutzend davon zufrieden sein.

Paul Steinmann.

Konrad Ettel: Aus ewigen Quellen. Gedichte.

Sollte man nicht auch von Vorspiegelung falscher Thatsachen reden dürfen, wenn der Inhalt eines Buches nicht hält, was der Titel verspricht? . . . Gedichte? — Nein!

Paul Steinmann.

Dramen.

Paul Remer: Osterglocken. Ein Schauspiel. Berlin, Schuster & Löffler.

Remers Buch habe ich lieb gewonnen. Neues sagt es nicht; aber es ist so schlicht und wahr, so naiv und dabei doch künstlerisch vertieft, daß man sich seinen Reizen

nicht entziehen kann. An Handlung ist das kleine Stimmungsdrama arm, aber reich an Herzlichkeit und Güte. Und was von Herzen kommt, geht auch zu Herzen.

Eberhard Buchner.

Und Friede den Menschen von Ludwig von Ficker (Österreichische Verlagsanstalt) verrät ein starkes technisches Können. Eine Art Volksszene auf dem Höhepunkt des Drama's ist von dramatischer Wucht und stets sich steigernder Wirkung. Doch ist der Konflikt als solcher völlig verfehlt. Der ganze flammende Zorn des Dichters ist unberechtigt, weil er sich auf ein rein religiöses Gebiet hinüberwagt. Es ist das Recht eines Priesters, einem Menschen, der nicht bereut, auch die Absolution zu verweigern. Wenn der betreffende Mensch — ein sterbendes Bauernmädchen, das ein uneheliches Kind geboren — seine That schon nicht als Sünde ansieht, sie also auch nicht bereuen will, warum verlangt er dann davon absolviert zu werden?

Philipp Witkop.

Hermann Bahr: Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes. Wien, Wiener Verlag.

Hermann Bahr ist zum Dichter geworden. Nachdem er so viel Fug und Unfug getrieben in seiner immer vornehmlichen Art, war der Unverwüstliche fast ganz still bei Seite getreten und hatte die Andern vorbeigelassen. Er, der schrecklich viel Worte gemacht hat, sah jetzt den Andern zu, hörte lächelnd, that sich 'was zu Gute auf das Ältersein. Manchmal ist er dann wieder gekommen, freundlich begrüßt, denn man versah sich immer 'was von ihm, und wieder hat er herumgeredet, Gescheites, Weniger-Gescheites, wie's halt so kommt, wenn einer doch wieder gern einmal redet. Und die Andern, die er vorbeigelassen hatte, waren nicht so gefährlich. Wenn er auch lebhaft so 'was Ähnliches glaubte versichern zu müssen. In Wien ist nie 'was gefährlich. Auch der Mann mit der Stirnlocke war's ja nie. Freilich — trotz der Locke und sanftiger Allfanzereien — hinter all dem Gethue, das bald Barrès hieß, bald Goethe, war doch immer etwas. Ein Mensch. Und von den vielen, die vorsichtig-umschielend in seine wirren Tapsen traten, läßt sich das zumeist mit bestem Willen nicht sagen. Daß aber dieser Mensch einmat herzlich aus den Masken heraussprang, das ist die große Freude an diesem Buche. „Der Franzl" ist kein Kunstwerk. Soll's auch nicht sein! Ein Künstler hat es freilich gemacht, einer, der „sich auskennt". Das ist ein Theaterstück, wie es nur einer ausrechnet und aufbaut, der in all den Faxen und Kleinigkeiten mehr als ein alter Regisseur Bescheid weiß. Gemacht ist die Geschichte auch. Aber so prächtig im Einzelnen, daß man recht froh wird dabei. Man kann schon ganz nahe herangehen, es klappt alles. Und das ist nicht so leicht, wie es aussieht. Denn mögen die Figuren Typen sein, kennen wir sie auch alle, diese Bauern und den Apotheker, den Hofrat, den Doktor, die Cenz und das Mutterl —: daß einer den ganzen alten Kram wieder so anhaucht mit Leben, das ist doch dichterisch. Der Franzl selber wird nicht gerade „entwickelt". Heißt ja das Stück „fünf Bilder". Und so kommt eben immer brav der Vorhang wie ein gesitteter Rahmen. Alles in Allem: ein richtiges herzliches Volkswerk, ehrlich empfunden, mit Innigkeit und Liebe den Leuten hingestellt. Da soll man nicht viel mäkeln und tupfen: ein braves Buch, ein warmes Buch, fast wie von einem großen Dichter. Dr. Richard Schaukal.

Franz Kranewitter: Andre Hofer. Schauspiel in 4 Aufzügen. Linz, Österreichische Verlagsanstalt.

Das ist Heimatkunst! Keine Winkelkunst, die nicht über die Mauern der Heimat hinauszuschauen vermag — aber echte große Heimatkunst. Nicht weil die Dichtung im Dialekt geschrieben ist, nicht weil sie biedere Tiroler Bauern auf die Bühne stellt — aber weil sie zu berichten

weiß von dem heiligen Geheimnis, das den Einzelnen an sein Volk kettet, das, für ihn selbst unaussprechlich, ihn in seinem Denken, Handeln bestimmt, bald mehr, bald weniger. Wunderbar, wie dieser Andre Hofer **mit** seinem Volk lebt, **in** seinem Volk lebt. Die Milieu-Fanatiker gelangen schließlich stets dahin, die Selbständigkeit der Persönlichkeit zu verneinen. Natürlich! Was ist's da für eine Lust, solch einem Hofer zu begegnen. Ein großer Mensch, ein Held, eine Individualität von trotziger Eigenart, ein glänzender Protest gegen all diese Passivitätstheorien. Er ist nicht das notwendige Ergebnis der Strömungen seiner Umgebung; aber er ist doch so mit ihr verwachsen, daß er nur in ihr gedeihen und ausreifen kann. Tirol darf stolz sein auf dies Werk. Es ist selten begeisterter und wohl nie natürlicher, schlichter besungen worden als hier. Nirgends eine die Stimmung störende Pose, nirgends eine Defregger'sche Gelecktheit. Defregger — da kommt mir der ganze Unterschied zu Bewußtsein; Defregger, der diesen großen Hintergrund geflissentlich meidet, der das Tirolertum entnationalisiert und dann zur Schau stellt, wie sie Samoa in unsere zoologischen Gärten schleppen, und Kronewitter! Kronewitter **führt** uns nach Samoa.

Noch ein Wort über die Komposition des Werkes. Hermann Bahr, „dem Dichter des ‚Franzl'", ist es zugeeignet. Wer es gelesen hat, wird das verstehen. Es ist kein Drama, sondern ein Lebensbild in dramatischer Form. Keine Handlung — eine Persönlichkeit, die Entwicklung einer Persönlichkeit bildet sein Einheitsprinzip. Ich glaube, es hätte sich hier beides vereinen lassen. Die einzelnen Akte stehen sich jetzt so fremd gegenüber; es hätten Brücken geschossen werden können von Akt zu Akt. Nicht für den Leser, aber für den Hörer. Die Bühne braucht mehr innere Geschlossenheit.

Dr. Eberhard Buchner.

Guido List: Sommersonnwend-Feuerzauber. Innsbruck, Scherer-Verlag.

Diese kleine, hübsch ausgestattete Dichtung ist als Sonnwendfestspiel für völkische Zwecke gedacht. Sie schildert in etwas spröden Versen und altertümelnder Manier, die aber dem Wesen urgermanischer Ritualfeierlichkeit kaum gerecht wird, den Tod Baldurs (Feuertötung) und die sich anschließende Geburt Ullers, der Wintersonne (Feuerzeugung). Bei aller Sympathie für völkische Bestrebungen kann ich mich doch der Überzeugung nicht verschließen, daß diese „Wiederherstellung wuotansdienstlichen Brauchtums" eigentlich ein totgebornes Kind ist; denn dieser Mythus kann uns Menschen des 20. Jahrhunderts doch sicherlich eben so wenig befriedigen wie etwa der christliche Mystizismus in seinen Auswüchsen und Verirrungen. Lassen wir doch überhaupt die alten Germanen mitsamt ihren Gottheiten endlich einmal ruhig schlafen! Der Deutsche von heute hat mit seinen Vorfahren ohnehin kaum mehr etwas Anderes gemein als den Boden, auf dem er lebt. Und im modernen Weltverkehr dürfte uns Wuotan nur ein recht unnötiger Ballast sein. Wuotan als dichterisches Symbol in Versdichtung und Drama, warum nicht? Aber ihn allen Ernstes geradezu als den wiedergeborenen **neuen** Gott auf den Schild zu erheben — nein, dagegen sträubt sich denn doch gerade mein modernes, deutsches Gefühl ganz gewaltig! Ich zweifle nicht daran, daß auch im völkischen Lager mir gar Mancher im Innersten Recht geben wird.

Richard Braungart.

Vermischtes.

Max Messer: Moderne Essays. Dresden, Karl Reißner.

Die dreißig Aufsätze, die in diesem Bande vereinigt sind, lesen sich mit einem mehr als rein litterarischen Interesse: man glaubt hinter diesen feinen, zierlichen und lebhaften Sätzen einen heimlichen Dichter

zu erraten, dem das litterarische Essay nur Vorwand und Zeitvertreib ist, weil er sich selbst und seinen Ton noch nicht ganz gefunden hat. Etwas Warmes, Zärtliches, Liebes redet anheimelnd aus allen Seiten, gleichviel ob sie über Maday, Jonas Lie, Strindberg, Maeterlinck, Bahr, Max Stirner, oder über den Münchner, die Duse, die Saharet und den Beruf zur Kritik handeln. Der Verfasser ist Wiener, und man atmet die schmeichelnd-trauliche Wiener Luft, hört das süße und leidenschaftliche Walzerwiegen aus seinen knappen Feuilletons. Es wird nicht viele moderne Essaybände geben, die man mit diesem gleichmäßigen Behagen durchliest.

Dr. Josef Hofmüller.

Adalbert Svoboda: Ideale Lebensziele. Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches. Zwei Bände. Leipzig, C. G. Naumann.

Das neue Werk Svoboda's bespricht in seiner ersten Hälfte die Ideale des Wissens und behandelt zunächst die Weltphysik als Erzieherin. Da wird sogleich und ohne jede Rücksicht auf gläubige Seelen der sog. Materialismus gefeiert, dessen Bedeutung am großartigsten im Sternenhimmel erscheint. Das Planetenschicksal erteilt Aufklärungen, die den Götterwahn erschüttern, aber Pflichten der Weltbürgerschaft begründen. Die Eigenschaften des organischen Stoffes werden nach allen Seiten beleuchtet, die Erscheinungen des Lebens und Denkens rein naturwissenschaftlich erklärt. Neben der Liebe tritt auch die Grausamkeit der Organismen hervor. Dem Glauben an Autoritäten, die von Schöpfungsplänen reden und Seelen suchen, wird die Macht der Thatsachen gegenüber gestellt. Das Forschen nach Gott ist in einem kritischen Gang durch die Geschichte der Philosophie so frei besprochen, wie es nicht leicht wieder zu finden sein dürfte. Zu der kleinen Zahl von Denkern, die eine große Anerkennung erhalten, gehört der verstorbene Universitäts-Professor Ernst Laas, dessen Buch „Idealismus und Positivismus" trotz einiger Mängel dringend empfohlen wird. Die Kapitel „Auf Passionswegen zum Wissen" und „Götter, Wissen, Kunst" werfen düstere Schatten auf die gepriesene Kultur, und der Schluß des ersten Teils, „Philosophie des Geschäftstriebs", enthält Betrachtungen, die leider nur selten vernommen werden. Der zweite Teil bespricht zunächst die ethischen Ideale und weist zur Erläuterung auf die Geschichte der Unsittlichkeit hin. Dem Vatikan ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Die weltlichen Despoten werden auch nicht geschont. Über die Strafjustiz wird ausführlich gesprochen. Nach diesen erschütternden Betrachtungen werden die politischen Vernunftsziele und die Ideale des Genusses erörtert. Die Arbeiterfrage ist sehr gut behandelt. Wie einerseits die utopistischen Ziele abgelehnt worden, so wird anderseits das Streben nach Freiheit anerkannt. Die Vorschläge zur Anbahnung des Idealstaates umfassen auch den Unterricht und sind sehr beachtenswert. So entschieden alles Einseitige zurückgewiesen wird, so dringend ist die Pflege der Kunst empfohlen. Bei der ausführlichen Betrachtung des Schönen wird die Darstellung der Frauen besonders eingehend gewürdigt. Das Kapitel, das den Stoff als Formbildner zeigt, erinnert uns an den Anfang des Werkes, wo die Materie überhaupt geschildert wurde, und das letzte Kapitel, „Komik und Humor in der bildenden Kunst", giebt einen herzerfreuenden Schluß.

Man merkt überall, daß der Verfasser noch mehr sagen könnte, und fühlt, daß er aus voller Überzeugung spricht. Er ist befähigt, der Wahrheit und der Schönheit zugleich zu dienen. Wie sein Buch „Gestalten des Glaubens" viele Leser gefunden hat, so wird wohl auch sein vorliegendes Werk in weite Kreise dringen. Der Verlag, durch Nietzsche's Werke rühmlichst bekannt, hat das Buch Svoboda's fein ausgestattet und so das Lesen der kühnen und geist-

reichen Gedanken zu einem hohen Genuß gemacht. H. Salger.

Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert. Mit eigenen Übertragungen von Sigmar Mehring. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Der Verfasser der Übertragungen hält darauf, ausdrücklich mitzuteilen, daß diese sämtlich sinngetreu, die Vers- und Strophenformen bis auf wenige Ausnahmen den Originalen nachgebildet sind; der Alexandriner ist nur bei Barbier und Lamartine der Charakterisierung wegen beibehalten, sonst zum fünffüßigen Jambus verkürzt. Das ist nur zu billigen. Alles, was der Verfasser für den deutschen Leser zur Belehrung beibringt, die biographischen, litterarischen, kunst- und kulturgeschichtlichen Anmerkungen zu den einzelnen Dichtern und Gedichten – all das ist knapp, verständnis- und geschmackvoll. Von den nahezu einem halben Hundert modernen Gedichten ist mit besonderer Auszeichnung zu sagen: die Auswahl ist vorzüglich, nirgends Spreu für Weizen. Das Buch erfüllt seinen Zweck, einen bildenden und genußreichen Überblick über die französische Lyrik des 19. Jahrhunderts zu geben, wissenschaftlich und künstlerisch in durchaus einwandfreier Weise. Es ist eine vollkommen gute Leistung, die sich selbst empfiehlt. M. G. C.

Die Italienische Litteraturgeschichte des Privatdozenten **Karl Voßler**, die in der „Sammlung Göschen" als 125. Bändchen erschienen ist, giebt uns einen willkommenen Anlaß, auf diese in Bezug auf Reichhaltigkeit, praktischen Wert, solide Ausstattung und Billigkeit unerreichte Sammlung hinzuweisen. Man kann nicht mehr, wie früher in Deutschland, beklagen, daß keine primers nach englischem Muster existierten. Die Bände der Göschen'schen Sammlung sind auf besseres Papier mit besseren Lettern gedruckt, umfangreicher und dabei um 20 Pfennige billiger, als z. B. die bekannten Macmillan Primers. In dem Verzeichnisse wird jeder etwas für sich finden und bei Benützung entdecken, wie praktisch und verständig der Stoff bewältigt ist, welch letztere Eigenschaft auch bei dem hier besprochenen Buche in vollem Maße zutrifft. Möchten doch diese Bändchen immer weitere Verbreitung finden! Verlage wie Göschen, Hendel, Meyer, Reclam sind Kulturpioniere und können nicht hoch genug gewertet werden. —hsm—

von Minningerode: Über chinesisches Theater. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Die kleine Schrift behandelt in anregender Weise das Wesen des chinesischen Theaters und den typischen Inhalt der dargebotenen Schaustellungen, da man von eigentlichen Dramen in unserem Sinne kaum sprechen kann. Das chinesische Theater ist etwas über 500 Jahre alt und wurde durch den Kaiser Ming-Wang begründet. Wie alles Andere im Reiche der Mitte hat es seit dieser Zeit keine wesentliche Änderung erfahren. Über die Theater selbst, den Inhalt der Stücke, die Schauspieler und das Publikum weiß Minningerode manches Interessante zu berichten. Er kommt übrigens zu dem Schluß, daß es wenig lohnend sei, die chinesische Theaterlitteratur zu studieren, da sie nichts enthält, was für das mühsame Erlernen der chinesischen Sprache entschädigen könne. Kurt Holm.

Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Arnefeldt, F.: Camilla Feinberg. Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 102. Berlin, Albert Goldschmidt. 224 S. M. 1,—.

Auswahl von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Bd. I. Familie von Eyernbruck. Roman von Käthe von Beeker. 272 S. — Bd. II. Venus als Siegerin. Roman von Cäsar Magnus. 200 S. Berlin, W. Bobach & Sohn.

Berg, Leo: Henrik Ibsen. Studien. Köln, Albert Ahn. 127 S.

Bernhard, Marie: Heimatluft. Dresden, E. Piersons Verlag. 139 S. M. 2,—.

Bernoulli, Carl Albrecht: Lucas Heland. Roman. Neue Ausgabe. 264 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. — Wahn und Ahnung. Erste Lieder. 101 S. Geh. M. 2,40, geb. M. 3,—. — Das Testa-

ment. Familien-Drama in 3 Aufzügen. 115 S. M. 2,40. Sämtliche: Berlin, Wiegand & Grieben.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes: Nr. 1500—1507. Der Koran. A. d. Arab. von Theod. Fr. Grigull. 512 S. Geh. M. 1,75, geb M. 2,—. — Kaiser, König und Bürger von Wilh. Henzen. Drama in 5 Akten. 64 S. Geh. M. 0,25, geb M. 0,50. — Walther in der Lehr. Humorist. Roman von Multatuli. Übers. von Karl Mischke. 288 S. Geh. M. 1,—, geb. M 1,25. — Gedichte von Ludwig Uhland. Auswahl für Schule und Volk. 76 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. Sämtliche: Halle a S., Otto Hendel

Birnbaum, Georg. Walther Kruse. Vom Traum zum Glück. Ein lyrisch episches Gedicht in 4 Idyllen. Dresden, E. Piersons Verlag. 71 S. M. 1,50.

Bleibtreu, Karl: Karma. Schauspiel in 5 Aufzügen. Aus der Universal Bibliothek Nr. 4166. Leipzig, Philipp Reclam jun. 107 S. M 0,20.

Blennerhassett, Dr. Lady: Gabriele d'Annunzio. Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Herausg. Dr. Hans Landsberg. Heft 8/9. Berlin W, Gose & Tetzlaff 65 S.

Brück, Dr. Heinrich: Die Kulturkampfbewegung in Deutschland (1871—1900). Historisch dargestellt. 5. u. 6. Lief. Mainz, Franz Kirchheim. 447 S. Geh. M. 2,40, geb M. 3,50.

Bülow-Wendhausen, Baronin Paula: Das verkaufte Lachen. Skizzen und Novellen Ebenda. 248 S. Geh. M. 2,40, geb. M. 3,50

Bulthaupt, Heinrich: Dramaturgie des Schauspiels. (Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann.) 2. Aufl. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 619 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Busse, Carl: Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m b. H.) 180 S. M. 3,—.

Cabanis, Georg Paul Sylvester: Frau Ule. Schauspiel in 5 Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag. 102 S. M. 1,50.

Calwer, Richard: Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Berlin, Akadem. Verlag (Dr. John Edelheim). 154 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Cumme, Frieda: Turnaufführungen für Feste in Mädchenschulen. Berlin, R. Gaertner (Herm. Heyfelder). 72 S.

Dalwigk, Freiherr Reinh. von und zu Lichtenfels. Briefe aus Rom und Athen (1850—51). Herausgeg. von seiner Tochter. Oldenburg, Schulze (A Schwartz). 132 S. Geh M. 2,—, geb M. 3,—.

Deutsche Export-Revue. Eine Vierteljahrsschrift für den deutschen Export. Herausgeg. von Albert Blom 1. Jahrg. Heft 1. Dieselbe in englischer Ausg. Europa M. 5,—, außerhalb M 6,—.

Dokumente des Sozialismus. I. Bd. 1. Heft. Herausgeg. von Ed. Bernstein. Berlin W, Verlag der Sozialistischen Monatshefte (M Mundt). Vierteljährl. M. 3,75. Einzelhefte M. 1,25.

Droste-Hülshoff, Freiin Annette Elisabeth von: Geistliches Jahr nebst religiösen Gedichten. 2. Aufl. Aus Gesammelte Werke I, 2. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 280 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50

Ellis, Havelock Dr.: Geschlechtstrieb und Schamgefühl. Übers. von Julia E. Kötscher. 2. Aufl. Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch) 364 S. Geh. M. 5,—, geb. M 6,—.

Enzberg, Eugen von: Afrikanischer Totentanz. Nach den Erinnerungen eines Feldkornets unter den Fahnen De Wets. Aus dem Jahre 1900. III Teil: Von Bloemfontein nach Pretoria. Berlin W, Fußinger. 152 S. M. 1,—.

Esel und Eweeb: Ein Fabelbuch München, Albert Langen. 114 S Geh M. 3,50, geb M. 4,50.

Fiedler, Walther: Neues Adreßbuch des deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige 1900. Leipzig, Selbstverlag 687 S.

Fritzenschaf, Johannes: Die Praxis des Journalisten. Ein Lehr- und Handbuch für Journalisten, Redakteure und Schriftsteller Leipzig, Walther Fiedler 158 S.

Grillparzers Werke in 4 Bänden. Mit Einleitung und Nachwort von Heinrich Laube. Stuttgart, J G Cotta Nachf. (G. m b. H.) M. 4,—.

Gumplowicz, Ladislaus: Ehe und freie Liebe. Berlin W, Verlag der Sozialistischen Monatshefte (M. Mundt). 59 S. Geh. M. 1,—, geb M. 2,—.

Gutberz, Harald: Werner Haumdorf. Eine Erzählung. Wien, Carl Konegen. 117 S. M. 2,—.

Hartmann, Karl Friedr.: Björnsons „Laboremus“ kritisch beleuchtet. Mit einem Bildnis Björnsons. Braunschweig, Verlag „Der Litterat“. 16 S. M 0,50

Heiberg, Johanna Luise: Ein Leben, in der Erinnerung noch einmal durchlebt. Frei nach dem Dänischen von Hulda Prehn. Leipzig, H. Haessel. 316 S. M. 4,50.

Heinemann, Prof. Dr. Karl: Goethe's Werke. Bd VIII u. XII. Aus Meyers Klassiker-Ausgaben. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten. Leipzig, Bibliographisches Institut

Hertz, Wilhelm: Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde“, neu bearbeitet. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b H.) 574 S. M. 0,50.

Heyermans, Herm. jun.: Die Hoffnung auf Segen. Eine Fischer-Tragödie in 4 Akten. Halle a. S., Otto Hendel. „Bibl. d. Ges. L.“ Nr. 1513. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50.

Derselbe: Trinette. Skizze. Übers. von R. Ruben. Berlin W, S. Fischer. 287 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Hirschfeld, Dr med. Magnus: Für wen und wie ist Radfahren gesund. Berlin, Tessara-Verlag. 30 S. M. 0,50

Hoffmann von Fallersleben: Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl. Herausgeg von Karl Hermann Prahl. Leipzig, Wilh. Engelmann. 349 S. M. 7,—.

Hopfen, Otto Helmut: Heinrich von Kleist. Ein Dichterleben in 3 Akten. Dresden, Heinrich Minden 75 S.

Illica, Luigi: Nadeya (Die Morgenröte eines Reiches). Große Oper in 1 Vorspiel und 3 Aufzügen. Deutsch von Richard Batka. Trient, Johann Seiser

Jung-Siegfried: Monatshefte für Knaben und Mädchen jeden Alters 1. Jahrg. 1. Heft. Berlin NW, „Lyrik“-Verlag. Jährl. M. 4,—.

Kann, Ludwig: Neue Theorie über die Entstehung der Steinkohlen und Lösung des Marsrätsels. Heidelberg, Carl Winter. 96 S. M. 1,50.

Karlweis, C.: Martins Ehe. Novelle in Briefen 2. Tausend. Wien, Wiener Verlag. 21 S. M. 1,50.

Kerschensteiner, Dr. Georg: Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend. Gekrönte Preisarbeit. Erfurt, Carl Villaret (Arthur Frahn). 78 S.

Klee, Hans: Theorie der Musik. Ein Lehrbuch zur Begründung, Ordnung und Vertiefung musikalischen Wissens. Bern, Selbstverlag des Verfassers. 123 S.

Köhler, Hermann: Die Sozialdemokratie die lachende Erbin des südafrikanischen Krieges. Leipzig, J. C. Hinrich. 31 S. M. 0,80.

Kunad, Paul: Aphorismen. Dresden, E. Piersons Verlag. 80 S. M. 1,50.

Le Mang, Richard: Der Wohltäter. Drama. Dresden, Carl Reißner. 54 S.

Linde, Ernst: Kunst und Erziehung. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Friedr. Brandstetter. 272 S. Geh. M. 3,40, geb. M. 4,—.

Mager, Josef: Spanische Gedichte. Auswahl aus Ramon Campoamors „Doloras“. Dem Span.

nachgedichtet. München, Max Poessl. 128 S. Geh. M. 1,75, geb. M. 3,—.

Meffert, Dr. Franz: Der heilige Alfons von Liguori, der Kirchenlehrer und Apologet des 18. Jahrhunderts. Aus Forschungen zur christl. Litteratur- und Dogmengeschichte. II. Bd. 4. Heft. Herausgeg. von Dr. A. Ehrhard und Dr. J. P. Kirsch. Mainz, Franz Kirchheim. 280 S. M. 7,50.

Meyer, Dr. Theodor A.: Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig, S. Hirzel. 231 S. M. 4,—.

Meyers Volksbücher: Nr. 1271—1288. Die Wild- und Hauskatzen von Brehm. 79 S. M. 0,10. — Handelsgesetzbuch. Von einem praktischen Juristen. 406 S. M. 0,50. — Die Anna-Lise. Schauspiel in 5 Aufzügen von Hermann Hersch. 64 S. M. 0,10. — Handbuch des gesamten Radfahrwesens von Richard Koehlich. 125 S. M. 0,20. — Die junge Sibirierin. Erzählung von Xavier de Maistre. 77 S. M. 0,10. — Das Leben in Fortsetzungen. Roman von Robert Táborí. 171 S. M. 0,30. — Die deutsche bildende Kunst von Henry Thode. 125 S. M. 0,20. — Erzählungen und Plaudereien von Mark Twain. Aus dem Engl. von H. Löwe. 206 S. M. 0,30. Sämtliche: Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mollenhauer, Karl: Der Wille zum Leben. Eine Erzählung. Goslar, F. A. Lattmann. 216 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,—.

Müller, Clara: Sturmlieder vom Meer. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) 68 S. M. 2,—.

Naumann, Dr. Moritz: Kornzoll und Volkswirtschaft. Eine Streitschrift. Leipzig, Duncker & Humblot. 60 S. M. 0,80.

Nebelong, Edith: Mieze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Berlin, Axel Juncker. 135 S.

Nardenholz, A. Dr. jur.: Allgemeine Theorie der Gesellschaftlichen Produktion. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 292 S. M. 7,—.

Oestéren, Friedr. Werner van: Domitian. Tragische Dichtung in 5 Aufzügen. Dresden, Carl Reißner. 184 S.

Oncken, Prof. Dr. Aug.: Was sagt die Nationalökonomie als Wissenschaft über die Bedeutung hoher und niedriger Getreidepreise? Berlin, Verlag der „Monatlichen Nachrichten zur Regulierung der Getreidepreise". 93 S.

Paulsen, Friedrich: Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 34 S. M. 0,80.

Poppe, Franz: Zwischen Ems und Weser. Land und Leute in Oldenburg und Ostfriesland. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 472 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Presber, Rudolf: Aus dem Lande der Liebe. Gedichte. Berlin SW, Dr. Eysler. 187 S.

Reger, Max: Fünfzehn Lieder nach Dichtungen von: Richard Braungart, Franz Evers, Gustav Falke, Lea Greiner (aus dem Rumänischen), Ludwig Jacobowski, Marie Itzerott, Christian Morgenstern, Anna Ritter, Marie Stona, Julius Sturm. Op. 55. München, Josef Aibl. Jedes Heft M. 1,20.

Rolond, Emil (Emmi Lewald): Gedichte. Neue Folge. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 91 S. Geh. M. 0,60, geb. M. 2,50.

Das Sachsenland: Monatsschrift für Sächsische Geschichte und Litteratur, Landes- und Volkskunde. Heft 1 u. 2. Potschappel, C. Engelmans Nachf. Vierteljährl. M. 1,25. Einzelheft M. 0,50.

Sammlung Göschen: Nr. 133, 137 u. 138. Simplicius Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Herausgeg. von Dr. F. Bobertag. 147 S. — Volkswirtschaftslehre von Prof. Dr. C. J. Fuchs. 139 S. — Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit von Dr. Hermann Jantzen. Leipzig, G. J. Göschen. Jedes Buch M. 0,80.

Schaffheitlin, Adolf: Lyrischer Erntegang. Männlichen Geistern gewidmet. Berlin, S. Rosenbaum. 197 S. M. 3,—.

Schmidt, Paul: Kaiser Otto der Dritte. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Heinr. J. Naumann (Franz Schuricht). 88 S.

Schruß, Demetrius: Klinglinsland. Heitere Gedichte und anderes. Halle a. S., Otto Hendel. 110 S. M. 2,—.

Simmel, Georg: Philosophie des Geldes. Leipzig, Duncker & Humblot. 554 S. M. 13,—.

Sombart, Werner: Technik und Wirtschaft. Vortrag, geh. in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 16. Febr. 1901. Dresden, von Zahn & Jaensch. 24 S. M. 1,—.

Spielmann, C.: Jotham. Biblische Erzählung (Buch der Richter 9). Halle, Hermann Gesenius.

Storms Kursbuch für's Reich. Vollständige Ausgabe für ganz Deutschland. Leipzig, C. G. Röber. 179 S. M. 0,60. (Das praktischeste und billigste von allen — sehr zu empfehlen! D. Schr.)

Strindberg-Blätter Nr. 3, Sommer 1901. Herausg. Emil Schering. Dresden, E. Piersons Verlag.

Thode, Henry: Der Ring des Frangipani. Ein Erlebnis. 3. Aufl. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 183 S.

Thoma, Hans und Henry Thode: Federspiele. 2. Aufl. Ebenda. 70 S. M. 9,—.

Thomas, Emil: Die letzten 20 Jahre deutscher Litteraturgeschichte 1880—1900. 2. Aufl. Leipzig, Walther Fiedler. 136 S. M. 1,60.

Welter, Nikolaus: Griseldis. Eine Dichtung. Luxemburg, M. Huß. 141 S.

Werckmeister, Karl: Das 19. Jahrhundert in Bildnissen. Bd. IV u. V (Schluß). Berlin, Photographische Gesellschaft.

Wolff, Eugen: 12 Jahre im litterarischen Kampf. Studien und Kritiken zur Litteratur der Gegenwart. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 552 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Lincke) in Dresden.



Band IV. ❊ 1901. ❊ Heft 5.

Mehr Idealismus!

Ein Wort an die Goethe-Bündler.

Von Paul Marsop.

„Zwischen uns sei Wahrheit."
Goethe, Iphigenie.

Der Goethe-Bund sucht nach Aufgaben. Das ist ein eigenes Zeichen. Dilettanten legen sich öfters einen Titel zu und zerbrechen sich erst hernach den Kopf darüber, wie dieser Titel etwa vor der Welt zu rechtfertigen sei. Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß im Goethe-Bunde bis jetzt noch dilettierende Persönlichkeiten das Übergewicht haben.

Der Goethe-Bund sucht nach Aufgaben. Er will, wie es in seinen Statuten heißt: „Angriffen auf die freie Entwicklung des geistigen Lebens, insbesondere von Wissenschaft, Kunst und Litteratur, entgegen treten und das Verständnis des Wesens der Kunst und der Wissenschaft, und ihre Bedeutung für das gesamte Volksleben in den weitesten Kreisen fördern."

Wie möchte sich Goethe selbst zu diesem Programm gestellt haben? Nach Temperament und Bildungsgang, nach verschieden gearteter, stärkerer oder schwächerer künstlerischer Veranlagung werden auch frei denkende, urteilsfähige Menschen dieses und jenes Wort des Altmeisters verschieden

deuten. Darüber sollte jedoch unter hellsichtigen Goethe-Verehrern kein Zweifel bestehen, daß der Dichter nur der Wissenschaft, der Kunst und der Litteratur dauernden Wert beimaß, die vermöge der ihr eigenen geistigen Vollkraft sich ohne Verteidiger, Eideshelfer und Schutzheilige gegen Mucker und Finsterlinge durchsetzen und behaupten. Alles fortschrittlich Neue in Kunst und Wissenschaft, das gehaltvoll, wenn nicht gar bedeutsam ist, muß sich durchkämpfen, und zwar nicht nur gegen mittelalterlich Gesinnte, sondern auch gegen die unzähligen breitgestirnten Scharen der Spießbürger und Philister, die im politischen Leben auf ihren Liberalismus pochen. Übel steht es um Erzeugnisse der Litteratur, die sofort bei ihrem Erscheinen von allgemeinem Beifall begrüßt werden. Gerade weil in den für die geistig Minderbemittelten zugeschnittenen Gartenlauben-Romanen, in dem flachen Geschreibsel der George Ohnet und Sienkiewicz, in den Possenreißereien der Blumenthal, Schönthan, Moser längst zum Überdruß Aufgewärmtes wiedergekäut wird, finden sie im Umsehen ihr „groß Publikum“. Der Mann der Wissenschaft hingegen, der Künstler, welcher mit dem Recht des schöpferischen Geistes reformierend oder gar revolutionär auftritt, macht sich vorerst nicht nur die Leute von „rückständiger Weltanschauung“, er macht sich nahezu jedermann zum Feinde: denn wenn er nicht weiter und tiefer blickte als die vor jedem neuen Licht geblendet zurückweichende Masse, wäre er kein Mann der Zukunft, und wenn er seinen Ideen den warmen Platz in der Öffentlichkeit nicht erst erstreiten müßte, wäre er im besten Falle ein gewiegter Macher, der bereits Durchgearbeitetem und Erprobtem nur eine fremdartige, die Neugier reizende Maske vorbindet. Die menschliche Natur ist so geartet, daß sie sich gegen alles zur Wehr setzt, was ihr nicht gewohnheitsmäßig vertraut ist; es gilt, diesen Widerstand der stumpfen Welt zu überwinden, mit anderen Worten: die Probe auf die Lebensfähigkeit des neuen freien Gedankens durchzuführen. Was dabei zu Grunde geht, verdient keine Trauerrede eines besonnenen Historikers. Auf das bewährte, durch Geschlechter oder selbst durch die Jahrhunderte fortwirkende, sich gewissermaßen in sich selbst verjüngende Alte ist hinwiderum Goethe's Wort anzuwenden, daß das von den Vätern Ererbte stets neu erworben, will sagen durchgefochten, unter Anstrengungen und Leiden wiedergewonnen werden muß, damit der Besitz sich dauernd fruchtbar erweise. Kampf ist nun einmal die Bestimmung der Menschen, der Völker, der Ideen in Kunst und wissenschaftlich vordringender Arbeit. So wenig eine Liga den Krieg verhüten kann, so wenig dies dem auf ein unablässiges Ringen um die materiellen und um die höheren Güter des Daseins angewiesenen Menschen zum Heil gereichen würde: so wenig sollte und könnte ein „Bund“

Talente und Genie's in Watte wickeln, und den heilsamen, stetigen Kampf der Anschauungen beschwichtigend abdämpfen.

Wer also sich nicht als Sieger in Scheingefechten brüsten, wer nicht in zwecklosen, wenn nicht schädlichen liberalen Gesinnungsparaden sich als Volksbeglücker und Volksbefreier aufspielen mag, der überlasse es geruhig der Kunst und der Wissenschaft selbst, „ihre Bedeutung für das gesamte Volksleben in den weitesten Kreisen zu fördern". Damit würde man im Sinne Goethe's handeln.

Doch Goethe hatte sich nicht mit der Zensur herumzuschlagen. Gemach! Meint ihr, es sei in der That zweckmäßig, gegen diese Zensur den großen Apparat der Entrüstungsstürme in Bewegung zu setzen? Was ist der Zensor? Wie man in Süddeutschland sagt, ein „armes Hascherl", ein Mann, der sein trauriges Amt schwerlich zu seinem Vergnügen verwaltet — das geplagteste Geschöpf in der Tretmühle der Bureaukratie. Zensorenstreiche, Thorenstreiche: das reimt sich allerdings. Doch hat ein Zensor selbst in Zeiten, in denen der reinigende Wind der Öffentlichkeit nicht so scharf über die Lande dahinfegte wie heute, je einmal den Sinn eines Shakespeare'schen oder Lessing'schen Stückes, ja auch nur den Sinn einer wichtigen Szene eines solchen auf den Kopf zu stellen vermocht? Dazu war diese Art von Leuten niemals gescheit genug. Ja, sie war stets so gehirnarm, so kläglich unbeholfen, daß sie durch ihre kindischen Verschlimmbesserungen jedes Mal erst recht darauf hinwies, wie an den betreffenden Stellen etwas „Staatsgefährliches" mit elendem Klebpflaster zugedeckt sei. Wer von den Zuhörern nur etliche litterarische Bildung besaß, wer nur ein wenig Ohr für individuell dichterische Sprachschönheit, wer nur ein winziges Gefühl für Logik hatte, mußte alsbald merken, daß etwas nicht in Ordnung sei, und versäumte, wenn nicht aus Liebe zur Sache, so doch aus Neugier selten, sich am nächsten Tage betreffs der kritischen Stelle Gewißheit zu verschaffen. Wer aber so stumpf war oder ist, daß er in ähnlichen Fällen nicht aufschreckt — nun, der hat eben den Zensor, welchen er verdient. Nein: die Zensoren gehören nicht zu den bösen, sie gehören nur zu den armen Teufeln. „Zensor" ist heute kaum mehr als ein mit dem Besenstiel an die Wand hingemaltes Schlagwort, mit dem man großen Kindern in sozialistischen und anderen Volksversammlungen das Fürchten lehrt, ähnlich wie mit den „giftgeschwollenen jesuitischen Kreuzspinnen", mit den „prasselnden blutroten Scheiterhaufen des gewitternächtigen Mittelalters" und was dergleichen unentbehrliche Kernworte ehrenwerter Tribunen mehr sind.

Man will das Volk — alles für's Volk! — von der Vormundschaft des Zensors befreien und ihm dafür die Vormundschaft eines

„Bundes" aufnötigen. Wäre es nicht rätlicher, das Volk allmählich derart geistig zu fördern, bis mit zunehmender Bildung, mit wachsender Feinfühligkeit das litterarisch-künstlerische Gewissen der „weitesten Kreise" rege wird und der arme Zensor auf diese Weise vollends dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt? Es wäre überdies nicht wohlgethan, in diesen ernsten Zeiten die Quellen auffrischender Heiterkeit gänzlich zu verstopfen. Man lasse uns also unseren Zensor! Nicht, daß er gelegentlich nicht auch wirkliches Unheil anrichten könnte: so wenn er, wie dies wiederholt in Berlin geschehen, durch eilfertige Verbote für schwache oder gar schlechte Stücke Reklame macht. Dafür hilft er dann wiederum einem redlichen Poeten jeweilig auf. Ludwig Fulda würde sich nicht einmal eine zeitweilige Popularität erworben haben, wenn ihn nicht der Zensor zum Märtyrer in Unterhosen gemacht hätte. Dazu ist es thöricht, sich in dem Wahne zu wiegen, daß man nur der Zensur in den Formen, in welchen sie heute besteht, den Garaus zu machen brauche, um die ganze Einrichtung für immer zu beseitigen. In anderer Gestalt wird sie stets wieder auferstehen. Irgend eine Behörde wird das undankbare und unerquickliche Amt auf sich zu nehmen haben, all' die dünkelhaft aufgeblasenen, ungebildeten, geldgierigen Kunst- und Geschmacksverderber wenigstens von den gröbsten Ausschreitungen und Willkürlichkeiten zurückzuhalten — sie, die als wohlbestallte Theaterdirektoren, geschirmt von unserer herrlichen „Gewerbefreiheit", auf dem Felde der Bühne Raubbau treiben. Mit dem Birkenreis über der Schulter vor Theatern minderen Ranges Schildwache zu stehen: die Freude wird man der Zensur schon lassen müssen. Das haben ihr von jeher auch Männer nicht verwehren gewollt, denen man keineswegs Mangel an freiheitlichem Sinn zum Vorwurf machen konnte. Als vor einigen Jahren in Paris namhafte Schriftsteller dazu aufgefordert wurden, vor einer besonders dazu gebildeten parlamentarischen Kommission ein Gutachten in Sachen der Zensur abzugeben, erklärte sich nur der Pornograph Zola für die bedingungslose Abschaffung jener Einrichtung, während der bessere Poet Edmond de Goncourt sie nicht schlechthin verwarf, und Dumas der Jüngere wie Sardou sie ohne namhafte Einschränkung erhalten wissen wollten. Im individualistischen Deutschland kommen nicht zwei Künstler von Ruf über die Aufgaben der Zensur zu völligem Einverständnis. Die Zensurfrage ist bei uns nachgerade eine richtige Doktorfrage geworden, bei deren Erörterung man in der Regel zu dem Satz gelangt, daß das „kleinere Übel" vorzuziehen sei — wobei als größeres Übel sich jedenfalls das ebenso weitschweifige wie zwecklose Hin- und Herreden herausstellt.

Somit bliebe den Mitgliedern des „Goethe-Bundes“ also weiter nichts übrig, als allwöchentlich einmal zu einer Rütli-Gruppe zusammenzutreten und bei bengalischer Beleuchtung Männerstolz vor Königsthronen zu bekunden? Ach nein. Sie hätten auch ernste Aufgaben zu lösen. In Hülle und Fülle.

Es gab einst Zeiten, in denen man von einem deutschen Idealismus reden konnte, in denen die Nation der „Dichter und Denker“ auf dem Palladium ihrer Litteratur und Kunst kein Stäubchen, keinen Anhauch des Gemeinen duldete, in denen die Ansicht die herrschende war, daß jedwede gewissenhaft ausgeübte Thätigkeit ihren besten Lohn in sich selber trage — Zeiten, in denen der tiefgehende sittliche Einfluß der besten deutschen Freisinnigen: Kant und Schiller, Fichte und Ernst Moritz Arndt noch kräftig nachwirkte. Zum letzten Male loderte die Flamme jenes alten deutschen Idealismus in den großen Tagen des Jahres 1870 empor. Dann kam — zugleich mit dem Unsegen der französischen Milliarden — ein fremder Geist über den Rhein: der Geist gieriger Gewinnsucht und schwindelhafter Spekulation im Erwerbswesen, der Geist der zersetzenden Skepsis im Familien- und Gesellschafts-Leben, der Geist der Frivolität in der Kunst. Mit Abfallstoffen der niedergehenden gallischen Kultur wurde deutscher Reichsboden gedüngt. Man muß so blindwütig in's Blaue hinein rasen wie die französischen Chauvinisten, um nicht zu sehen, daß Frankreich längst an Deutschland Revanche genommen hat. Alles affenhaft Närrische, Freche und Schmutzige, jede „Blague“ und jede Ekel erregende Nichtsnutzigkeit, die eine durch keinen stetigen Willen und durch keinen seelischen Ernst gezügelte Phantasie in den Schreibstuben, in den Ateliers, auf den Brettern von Paris aushecke, wurde in Deutschland als Offenbarung bestaunt, für vollwichtig genommen, in geistreichelnden „Feuilletons“ angepriesen und schließlich — plump genug — nachgemacht. Die Tingeltangel, Brut- und Pflegstätten der Bestialität, schossen wie die Pilze aus der Erde; abgefeimte Kuppler- und Ehebruchsstücke wurden auf unseren Bühnen heimisch; schließlich fanden die überpfefferten Schwänke aus der großen Zotenfabrik für ganz Europa auch auf den Hofbühnen gastliche Aufnahme, die man ehedem sorgsam mit den spanischen Wänden der Prüderie umstellt hatte. Sofern sich nicht etwa eine unliebsame politische Anspielung an das Rampenlicht wagte, sahen die Regierungen diesem Treiben verwunderlicher Weise mit verschränkten Armen zu, und mancher Hochgebietende mochte ähnlich denken wie ein Metternich in den Tagen der strammen Reaktion: Wir dulden alles, was die regsamen Kräfte im Volke ablenkt, was das Pflichtgefühl abstumpft, was sich auch in lautere, nach echter Freiheit der Lebensführung begehrende Charaktere wie ein schleichendes

Gift einfrißt. Und der deutsche Idealismus? Der drückte zuerst ein, dann beide Augen zu. Mit dem ebenso albernen als gefährlichen Worte vom „Leben und Lebenlassen" sich tröstend, begannen selbst die Bessergesinnten allgemach nach des Tages Mühen dort ihre Erholung zu suchen, wohin die Vorfahren ihre Schritte zu lenken sich geschämt haben würden. Wer nicht mitthat, wurde als schwerfälliger, für den „feineren Lebensgenuß" unempfänglicher Plebejer verschrieen, und wer das Spülwasser aus der Pariser Gosse nicht aufschlürfen mochte, galt als beschränkter deutscher Kleinstädter und Kirchturmspatriot. Für vornehmere Zeitungen, die stets das Wort von der Erziehung des Volkes durch die Presse im Munde führen, wäre es Pflicht gewesen, das Tingeltangel-Unwesen, wenn schon nicht zu bekämpfen, so doch totzuschweigen. Statt dessen wurde und wird heute noch jedes erneuete Auftreten einer schamlosen kreischenden Dirne in lobhudelnden Berichten vermerkt. Hugo von Hofmannsthal, ein Wiener Millionärssohn und Modedichter, veröffentlichte in einem weit verbreiteten Blatte eine vielbewunderte ästhetische Rechtfertigung der „Barrisons". Der Aftermuse einer Yvette Guilbert huldigten Männer, die sich zu den geistigen Führern der Nation zählen. Was sie daran nicht hinderte, sich kurz darauf als Goethe-Bündler aufzuspielen. Welche Komödie!

Allerdings müßte man keine Augen haben, müßte man blöden Sinnes oder ungerecht sein, wenn man nicht zugeben wollte, daß nicht auch eine Dienerin der Venus Vulgivaga Grazie und sogar Geist besitzen könne. Lediglich aus der Phantasie haben die Maler schwerlich geschöpft, welche das Lupanar in Pompeji dekorierten, und mancher mehr als gewagten Darstellung auf antiken Vasen sieht man es an, daß sie einer Szene aus dem Leben abgelauscht wurde. Nur ein Böotier dürfte dergleichen nicht als Kunst einschätzen und der Vernichtung überantworten. Aber kein verständiger Universitätslehrer würde just ein solches Capriccio der Antike mittelst seines Projektionsapparates einem größeren Zuhörerkreise zum Zwecke eingehender Besprechung vorführen. Es giebt sehr wertvolle Stiche und Radierungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, welche durchaus vorurteilsfreie Sammler in einem Geheimfach aufbewahren und höchstens gelegentlich einem Freunde unter vier Augen vorlegen. Diese Art Kunst taugt für raffinierte, mit allen Wassern gewaschene ästhetische Gutschmecker, aber nicht für die Öffentlichkeit. Das gilt auch für die mehr oder weniger in's Pornographische hinüber spielende Lyrik. Es sind nicht die Aspasien, sondern die Phrynen, die sich vor Aller Augen prostituieren. Sollte eine Guilbert nicht den Letzteren näher stehen als den Ersteren? Das müssen die Franzosen entscheiden — uns geht es nichts an. Als

Heimatskunst des Montmartre mag ja auch die mit Moschus und Schwefelsäure versetzte Dichtung des Chât noir — des Urbrettl — ihre Berechtigung haben. Aber glaubt man allen Ernstes daran, den Berliner Kreuzberg als Montmartre maskieren zu können? Die Leute sind an den Fingern herzuzählen, welche in Deutschland Beaudelaire's „Fleurs du mal" mit wirklichem artistischem Feingefühl zu lesen vermögen. Und nur solche wären im Stande, an den Vorträgen einer modernen französischen Diseuse auch das relativ Künstlerische zu würdigen. Das große Publikum wird nur von dem Wildgeruch der Cochonnerie angelockt. Übersetzt man jedoch diese Cochonnerie, oder versucht man gar, sie in deutscher Sprache nachzuahmen, so geht das letzte Restchen Grazie auch noch verloren, und nur die nackte Gemeinheit bleibt übrig.

Wenn breite Schichten an solcher Gemeinheit mehr und mehr Geschmack fanden, wenn dergleichen in seiner verrohenden und zersetzenden Wirkung ein ansehnlich Teil dazu beitrug, daß sich neben und im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Krisis eine moralische Krisis in Deutschland vorbereitet, so trifft diejenigen in erster Linie die Schuld, welche wohl fähig waren, die Gefahr zu erkennen, aber nicht den guten Willen und den Mut aufbrachten, ihr bei Zeiten entgegen zu treten.

* * *

Nicht, weil den Puritanern, Pietisten und Tartuffes wieder einmal der Kamm schwoll, sondern weil der deutsche Idealismus seine Schuldigkeit nicht gethan hatte, erlebte man die Schmach, daß dem deutschen Reichstage eine „lex Heinze" vorgelegt wurde. Und fast fühlt man sich versucht, zu wünschen, jene „lex" hätte ohne Strich und Änderung Annahme gefunden. Dann wäre dem Idealismus das Wasser an den Hals gegangen, dann hätte er unter dem Drucke eines unerträglichen Alpes sich zu einem wuchtvollen Vorstoß ermannt und freiem Wort und freier That in Kunst und Wissenschaft auf lange Zeit hinaus Bahn geschafft.

Statt dessen flackerte in den von Herrmann Sudermann, dem geschicktesten Theatraliker der Gegenwart, äußerlich höchst wirkungsvoll inszenierten Entrüstungsversammlungen ein Strohfeuer auf, das bald in sich zusammensank. Es nimmt sich kläglich genug aus, wenn jetzt von allen Seiten mühsam etliche Reisigbündlein zusammengeschleppt werden, um eine Opferstätte des deutschen Idealismus zu markieren.

Heute stellt sich alles genau so dar wie vor Jahr und Tag. Die Tingel-Tangel, die Sudelpossen-, Operetten-, Brettl- und Spezialitätenbühnen blühen und gedeihen; Goethe wird mit schönen Redensarten ab-

gespeist und hat das Nachsehen. Denn, grad' heraus gesprochen: wie es der richtige Pharisäergeist war, der mit der lex Heinze die Klassiker treffen, dabei aber die schlechten Häuser der Kunst schonen wollte, so ist es auch eine ganz elende Heuchelei, wenn jetzt Tausende, der Gesinnungs-Mode des Augenblickes zu Liebe, den Namen Goethe's eitel im Munde führen und, alter freundlicher Gewohnheit gemäß, nach Eintritt der Dunkelheit zu den „Reichshallen", „Wintergärten", „Blumensälen" oder wie diese Zuhälter-Paradiese sonst heißen, erwartungsvoll hasten. Das Gemeine einerseits, der platte Spaß andererseits haben heute den größten Erfolg für sich. Aber man kann nicht Goethe dienen und mit einem Blumenthal Arm in Arm wandeln. Man kann nicht mit einem Kleide, das nach Kot duftet, zu den Gastmählern der Unsterblichen kommen. Ist es somit ein letzter Rest von Scham, der so manchen großsprecherischen Retter der bedrängten Kunst davon abhält, Aufführungen des „Tasso" zu besuchen? Gleichviel: der Theaterdirektor, der bei wohl vorbereiteten klassischen Vorstellungen vergeblich auf das Erscheinen der Goethe-Freunde wartet, folgt dann, um nicht zu verhungern oder das Defizit über Gebühr anschwellen zu lassen, auch seinerseits dem „Zuge der Zeit", und setzt schmunzelnd die französische Schandposse oder die blöde Blumenthaliade auf den Spielplan. Es ist eben nicht die rechte Aufrichtigkeit, es ist gar zu viel Selbstberäucherung, Selbstbetrug und Doppelzüngigkeit unter den Goethe-Bündlern. Darum bringen sie nichts Ordentliches zu Wege. Hoffentlich gehen den fraglos hochsinnigen, aber allzu vertrauensseligen Männern, welche an der Spitze der Bewegung stehen, bald die Augen über die Gefolgschaft auf, die sich an ihre Rockschöße gehängt hat.

Um wie viel leichter wären die Anwälte der freien Kunst mit den Gegnern fertig geworden, um wie viel besser würden sie für die Zukunft vorgebaut haben, wenn sie die ärgsten Schädlinge Goethe'scher Kultur nach Gebühr gebrandmarkt hätten! Nicht engherziges Muckertum ist der schlimmste Feind dieser Kultur, sondern das an das Tier im Menschen sich wendende Gemeine. Das träufelt auch das Gift in die Seele der heranwachsenden Jugend, welche andererseits nur läppisches Altjungferntum von den Kunstwerken fernhält, bei denen die Schönheit des unverhüllten menschlichen Leibes dem Beschauer in abgeklärter Formensprache entgegen tritt. Ein einziger liberaler Mann, der Professor Ziegler von Straßburg, besaß den Mut, es rückhaltlos auszusprechen, daß ihm „die vielen Protestversammlungen nicht immer eine reine Stimmung hinterlassen hätten, daß ihm zu wenig Anerkennung des Berechtigten in den Bestrebungen und Anklagen der Gegner gewesen sei". Aber sein mahnendes Wort geriet nur allzu

rasch in Vergessenheit. Es wäre ja so manchen Herren Litteraten, Künstlern und Großbankiers, welche dem Goethe-Bund ihre theoretischen Sympathien zuwenden, persönlich peinlich, wenn sie sich von der süßen Gewohnheit des Verkehrs mit den geschminkten Damen vor und hinter den „Brettln“ lossagen müßten.

Zweifellos: die Heimstätten der dramatischen Kunst sind keine Kindergärten, keine Bewahranstalten für höhere Backfische. Wir haben allen Grund, Goethe dafür dankbar zu sein, daß er uns neben „Iphigenie“ auch „Stella“ und die „Natürliche Tochter“ hinterließ — ebenso wie wir nicht allein „Herrmann und Dorothea“, sondern auch die sinnesfrohen „Römischen Elegien“ und die „Wahlverwandtschaften“, das außerordentlichste Wagnis und das Vollendetste auf dem Gebiete des tragischen Romanes, zu den wunderwürdigsten Kleinodien unserer Litteratur zählen. Weder dem Meister noch seiner Dichtung war etwas Menschliches fremd. Aber just, weil wir der ernsthaften Kunst die Freiheit gewahrt wissen wollen, jedes Motiv zu behandeln, just, weil es einer der höchsten geistigen Genüsse ist, das Schauspiel zu erleben, wenn, wie Schiller sagt, „die Form den Stoff verzehrt“: just darum muß das Niedrige schonungslos zu Boden getreten, und müssen die, welche ihm etwa nachtrauern sollten, zum Lande hinaus gewiesen werden — dort hin, wo ein „Assommoir“ und eine „Nana“, der Alkoholismus und die Prostitution nach wie vor im Mittelpunkte aller Erörterungen und fast aller künstlerischen Thätigkeit stehen, und wo die gefeiertesten Kritiker noch heutigen Tages von Shakespeare als von einem Halbbarbaren sprechen.

Daß sich Deutschland von solchem verhängnisvollen gallischen Einfluß endgiltig frei mache, daß wir, um endlich unsere volle geistige Unabhängigkeit zu erlangen, einen frischen fröhlichen Kunstkrieg gegen Frankreich und den französischen Aftergeschmack unternehmen: dazu könnte der „Goethe-Bund“ beitragen — wenn er wollte! Und auch sonst rührig dazu mitwirken, daß der Italismus sich aufraffe und wieder einmal obenauf komme. In der Kunst: weder Idealismus, noch Gallizismus, noch Symbolismus, sondern gesunde deutsche Art, wie Dürer und Holbein, wie Hans Sachs und Goethe sie in ihren Werken offenbarten. Im Leben: mehr Bethätigung des Geistes, der „zum Ganzen strebt“. Es steht den Deutschen schlecht an, immer nach ihrer Tasche zu schielen und vor dem goldenen Kalb einen Huldigungsreigen aufzuführen. Ein Narr, wer sich der Einsicht verschließt, daß ein Volk zuerst auskömmlich zu leben haben muß, ehe es sich der Kunst erfreuen, durch die Kunst erheben lassen kann; ein Tropf, der die Erfolge nicht schätzte, welche deutsche Industrie errungen.

Aber es ist bei uns in den letzten Zeiten von der Mission des Welthandels und Vorteil verheißenden Absatzmärkten, von der allein selig machenden, Gewinn bringenden Technik und der praktischen Ausmünzung der Naturwissenschaften über Gebühr Rühmens gewesen. Man scheint vergessen zu haben, daß nicht hinter Kontortischen und in den chemischen Laboratorien der Gewerbsleute, sondern in den Werkstätten der Dichter und Denker die besten Waffen geschmiedet wurden, mit denen Deutschland seine Macht und Vorherrschaft erkämpfte. Man hat sich daran gewöhnt, die Imponderabilien der klassisch-goethisierenden Bildung und mit ihnen das Feinste, Herzlichste, Vornehmste, was der deutsche Geist bisher hervorgebracht hat, mit verletzend absprechenden Worten zu bespötteln. Gerade das, dessen Nutzen sich nicht schlankweg auf dem Ladentisch oder in statistischen Gruppierungen aufrechnen läßt, ist früher als das Beste im deutschen Wesen, als sein mit eifervoller Liebe gehegter köstlichster Schoß, als sein Ruhm und sein Stolz angesehen worden. Man wird ja merken, wohin man gelangt, wenn diese „unproduktiven Kräfte" aus der Erziehung, ja aus dem gesamten Volksleben mehr und mehr ausgeschaltet werden. Es ist an uns die Weisung ergangen, „unsere heiligsten Güter zu wahren". Nun denn: unsere heiligsten Güter sind nicht Titel und Geldsack, nicht der entnervende Genuß und die in prunkvollen Phrasen sich zum Rausch hinauf steigernde eitle Selbstgefälligkeit, sondern bescheidene Pflichterfüllung, Kraft zur Selbstüberwindung und Freude an reiner, hoher Kunst.

Will der „Goethe-Bund" dazu mithelfen, daß uns diese heiligsten Güter bewahrt bleiben?

Oder sollten sich diejenigen, welche Goethe als treue Schüler in Dankbarkeit anhängen, vielleicht zu der Ansicht durchgearbeiten, daß man sich idealen Zielen doch rascher nähert, wenn die schleppende, keuchende Maschinerie des „Bundes" entschlossen zum alten Eisen geworfen wird, wenn fortan jeder wackere, wehrhafte Streiter für sich, zäh, emsig, ohne viel Wesens davon zu machen, in seinem eng umfriedeten oder ausgedehnten Kreise für eine zweckbewußte Goethe-Kultur wirkt? Nehmen wir es, wie wir es wollen: „Bund" steht in einem unleugbaren verwandtschaftlichen Verhältnis zu „Ring", erweckt gewisse, wenn auch nicht immer zutreffende Vorstellungen von Versammlungsspielerei, Duodezparlament und schönrednerischem Theaterdonner, nährt bei Außenstehenden den Argwohn, daß sich da die Eigenliebe Solcher gütlich thue, die sich mit mehr oder weniger Recht für Auserwählte halten, und schmeckt endlich etwas nach Geheimnisthuerei. Die Tage sollten von Rechts wegen vorüber sein, in denen man Vereine gründete, um als Werkzeug der ausgleichenden Ge-

rechtigkeit für verkannte lebende oder hochselige Künstler mit rasselndem Wort und knirschender Feder einzutreten. „Das Würdige beschreibt sich nicht", heißt es im „Faust". Allenfalls hatten derartige Veranstaltungen einigen Sinn, so lange im neuen Reiche sich die verschiedenartigsten Elemente noch halbwegs fremd gegenüber standen, und jedes ansprechende Mittel auch von Besonnenen gern ergriffen wurde, um unter einander Fühlung zu gewinnen. Erachtete man heute jene Art der Vereinsthätigkeit allen Ernstes noch für ersprießlich, so wäre das nicht unbedenklich: es würde darauf hindeuten, daß man sich inzwischen auf dem gemeinsamen Boden geistiger Arbeit nicht sonderlich näher gekommen sei. Letzteres werden jedoch nur eingefleischte Partikularisten behaupten. Man thäte doch wohl gut daran, jetzt und fernerhin alles zu meiden, was an Sonderbündelei, an Abstufung nach höheren und niederen Graden des Eingeweiht-Seins, an einst ehrwürdige, nunmehr aber überlebte Formen erinnert. Wir brauchen weder Goethe-Freimaurer, noch Goethe-Mandarinen, noch eine Goethe-Schutztruppe. Wir brauchen auch keine Goethe-Tempel. Wie wir das Göttliche, wie wir die schöpferisch waltende Natur allerorten verehren können, so mag uns auch jeder die Weltenharmonie im Kleinen widerspiegelnde Tautropfen, so mag uns jede würzig duftende, auf unseren Wegen uns entgegenblühende Feldblume ein freundlich grüßendes Sinnbild der allumfassenden Lyrik des Meisters sein. Denn also sprach Goethe:

„Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß."





Die Not der Landwirte und der „Brotwucher“.*)

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.

(Berlin.)

Es ist eine traurige Erscheinung im politischen Leben, daß unter Verkümmerung der Sachlichkeit mit Schlagwörtern gekämpft wird. Ein solches Schlagwort ist gegenwärtig der Brotwucher. Dieses wird als schweres Geschütz gegen die in Aussicht stehenden höheren Getreidezölle und gegen die vermeintlich übertriebenen wucherischen Forderungen der Landwirte aufgefahren. Das Brot darf dem armen Manne nicht verteuert werden; das geschieht durch die höheren Getreidezölle, also sind die Forderungen der Landwirte von vornherein abzuweisen. Mit diesen oberflächlichen Sätzen hat man die gedankenlose Menge auf seiner Seite, die ohne eigenes Überlegen in's Haus geschickte Adressen unterschreiben; ein tieferes Eingehen in die Frage ist also unnötig. Von einer Not der Landwirte kann ja, meint man, nicht die Rede sein. Wenn diese, wie dies einige Male im Jahre der Fall ist, nach der Stadt kommen, leben sie üppig und trinken sogar Champagner; also ist ihr Geschrei über ihre Not lächerlich, sie wollen nur Wucher treiben und dem armen Mann das tägliche Brot verteuern, um noch üppiger leben zu können. Dies ist ebenso oberflächlich wie böswillig geurteilt. Es besteht in Wirklichkeit eine Not der Landwirte und zwar eine sehr große. Wer Gelegenheit gehabt, Einsicht in die Bücher von Landwirten zu thun, der erschrickt förmlich. Seit Jahren sind bei fast 50 Prozent Unterbilanzen zu verzeichnen; der Landwirt ist froh, wenn Ausgaben und Einnahmen einigermaßen sich decken. Kaum werden die Produktionskosten herausgearbeitet: alles, was der Landwirt braucht, was er bezahlen muß, das ist im Werte gestiegen; alles, was er verkauft, ist im Werte gesunken. Von einer Bezahlung seiner

*) Aufrichtigst freut es uns, daß unser Weckruf (S. 73 im II. Oktober-Heft) so rasch Gehör gefunden und so dankenswert ein kräftig Echo erhalten hat! D. Schriftl.

Arbeit, seiner geistigen und körperlichen Thätigkeit kann nicht die Rede sein, er geht leer aus, und doch wird bei anderen Ständen von den Parteien mit Recht so großes Gewicht darauf gelegt, daß gerade die Arbeit ihren Lohn haben müsse. Dem Landwirt wird geraten, er solle intensiver wirtschaften. Ja, wohin man auf dem Lande kommt, wird man sehen, daß schon längst intensiv gewirtschaftet wird. Alle technischen Fortschritte, alle wissenschaftlichen Errungenschaften werden sofort angewandt, um den Boden ertragsfähiger zu machen. Aber die Unkosten, wie z. B. bei dem mineralischen Dünger, sind so groß, daß sie die erzielten höheren Einnahmen übersteigen, also daß erst recht eine Unterbilanz eintritt. Der vermögende und kapitalkräftige Großgrundbesitzer kann diese Zustände noch am ersten ertragen, er hat seine Güter meist verpachtet und deckt etwaige Unterbilanzen aus den Zinsen seines Kapitals. Aber auf die Dauer wird dies auch für ihn unmöglich sein. Ich kenne einen Großgrundbesitzer, der seit Jahren mit dem Gedanken umgeht, sein Rittergut brach liegen zu lassen und auf seinem Schlosse nur von seinen Zinsen zu leben, weil er dann wenigstens die Unterbilanzen aus dem Betriebe der Landwirtschaft nicht zu decken hat. Und es ist dies ein anerkannt tüchtiger Landwirt.

Viel übler sind natürlich die ohne großes Kapital arbeitenden Landwirte daran, besonders auch die Pächter. Diese müssen bei der zunehmenden Schuldenlast schließlich zu Grunde gehen. Am besten ergeht es noch den Bauern, die deshalb auch als Renommierbauern benützt werden. Sie beackern ihren Boden mit ihren Söhnen und Töchtern und somit mit geringeren Unkosten, machen keine Ansprüche an das Leben und an bessere Erziehung und ziehen daher wohl noch so viel aus Landwirtschaft und Viehzucht heraus, um eben als Bauern leiblich leben zu können. Aber die Landwirte können doch nicht Alle Bauern werden; es müssen doch auch noch größere Betriebe vorhanden sein, die in der Lage sind, größere Massen von Getreide für den Verbrauch in den Städten abzustoßen; es müssen doch auch Landwirte vorhanden sein, die ihre gesunden und kräftigen Söhne besser erziehen, um Ersatz für die verweichlichten Städter zu schaffen.

Eine Not der Landwirtschaft besteht also in Wirklichkeit. Es ist daher Pflicht jedes Politikers, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie diesem für die Allgemeinheit entschieden bedenklichen Übel abzuhelfen ist. Wer mit Ernst hierin arbeitet und die richtigen Mittel wiese, würde sich unvergängliche Verdienste und Ruhm erwerben. Wer dagegen aus Parteihaß gegen die Agrarier und Großgrundbesitzer die Landwirtschaft als solche vergißt und in dieser so wichtigen Frage nur mit Schlagwörtern arbeitet, der sollte des politischen Ehrenmantels entkleidet werden.

Es ist unglaublich, mit welcher Oberflächlichkeit gegenwärtig bei den Kämpfen, die über die Getreidezölle entbrannt sind, selbst von sonst gediegenen Politikern, geredet und geschrieben wird. Gewiß, es läßt sich über den Wert und Unwert der Zölle streiten. Man kann sie für ein notwendiges Übel halten, um wenigstens vorübergehend zu helfen; man kann sie auch für nutzlos halten, weil sehr bald wieder der alte Zustand eintreten würde und die Spekulation bald Mittel und Wege finden werde, dem Landwirte die Vorteile zu entziehen. Es würde dann nur eine Verteuerung der Lebensmittel übrig bleiben. Man mag somit ein überzeugter Gegner der Zölle sein, aber man sollte doch nicht dem Billigkeitsgefühle in's Gesicht schlagen und dem am Boden liegenden kranken Landmanne noch Fußtritte versetzen. Der Landwirt hat gegenwärtig gar keinen Einfluß auf die Preisbildung seiner Produkte; diese hängt fast ausschließlich von Spekulationen auf dem Weltmarkte ab. Jeder Handwerker, jeder sonstige Produzent bestimmt den Preis seiner Produkte. Er berechnet seine Unkosten, schlägt einen Entgelt für seine Arbeit und seine Fähigkeit hinzu und bestimmt dementsprechend den Preis. Dem Landwirt wird dagegen der Preis für seine Produkte aufgezwungen. Viele Politiker sind mit diesem Zustande ganz zufrieden; sie meinen, der Konsument, und das ist die große Masse und besonders auch die große Maße der von der Hand in den Mund lebenden Arbeiter, erhält dadurch die Nahrungsmittel billiger, und deshalb ist dies gut. Wenn man auch darauf achten muß, daß der Konsument von dem Produzenten nicht übervorteilt wird, wie es bei anderen Produkten ja oft genug vorkommt, und der Konsument möglichst billig die Produkte erhält, so kann das doch nicht so weit gehen, daß umgekehrt der Produzent gedrückt und schließlich produktionsunfähig gemacht wird, worunter denn doch auch die Allgemeinheit leiden müßte. Es ist gewiß, um von einem anderen Stande vergleichsweise zu sprechen, sehr wünschenswert, daß das Publikum gute ärztliche Hilfe billig erhält; es darf diese Billigkeit jedoch nicht so weit gehen, daß der Stand der Ärzte wirtschaftlich dabei nicht mehr bestehen kann, wie es jetzt durch die standesunwürdige Bezahlung seitens der Kassen der Fall ist. Es leidet hierbei ja auch das Publikum, weil die ärztliche Hilfe notgedrungen sich verschlechtern muß.

Nun kommen aber die niedrigen Preise der landwirtschaftlichen Produkte — und das ist die Tragikomik hierbei — den Konsumenten gar nicht zu Gute, wie unsere Berufs- und Parteipolitiker immer mit großem Geschrei verkünden, sondern den Vorteil stecken einzig und allein die Börsenspekulanten, die Händler, die Schlächter, die Bäcker u. s. w. ein.

Angesichts der beantragten Getreidezölle werden hier in Berlin die Semmel und Schrippen schon erschrecklich klein, trotzdem die Kornpreise noch niedrig sind. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Preise der Nahrungsmittel aus der geringfügigsten Veranlassung sofort steigen, daß sie aber trotz großer Billigkeit der landwirtschaftlichen Produkte nicht wieder sinken. Den das große Wort führenden Parteipolitikern fällt es jedoch niemals ein, dagegen zu kämpfen, daß der Spekulant, der Händler u. s. w. dem armen Arbeiter das Brot durch einen die Arbeit und die Unkosten unverhältnismäßig stark überragenden Vorteil bedenklich verteuert. Trotzdem wir auf der einen Seite schwere Arbeit und Entgelt unter den Produktionsunkosten und auf der anderen Seite leichte Arbeit und unverhältnismäßig großen Vorteil sehen, so wird doch von den Parteimännern und den Partei-Zeitungen auf die „Agrarier" losgedroschen, wie das Schlagwort heißt, und man hat keine Ahnung, daß man die mit Not ringenden Landwirte trifft.

Aber auch über den Bodenwucher, der in erster Reihe dem armen Arbeiter das Brot verteuert, verliert der Partei-Politiker kein Wort, teils aus Unkenntnis, denn er hält es nicht für nötig, sich mit den wirtschaftlich so wichtigen Bodenreformbestrebungen bekannt zu machen, teils mit Absicht, um nicht bei den so mächtigen Spekulanten, Bankiers und Börsianern, anzustoßen und deren Stimmen zu verlieren. Wenn ein Staat Bahnen baut, oder eine Stadt Straßen, Gasbehälter, Straßenbahnen auf ihre Kosten anlegt, so wird bei Zeiten von Kapitalisten Grund und Boden aufgekauft und dann teuer verkauft, so daß ohne Arbeit 50—200 Prozent und mehr Vorteil dem Spekulanten zufällt. Diesen Gewinn müssen die Bewohner mit teuren Mieten aufbringen, in erster Reihe der arme Arbeiter. Während der Wohlhabende in Berlin ungefähr den fünften Teil seiner Einnahmen für seine Wohnung anlegen muß, was schon viel zu hoch ist, muß der Arme schon ein Drittel seiner Einnahmen dafür anlegen, denn kleine Wohnungen sind verhältnismäßig die teuersten. Dem Arbeiter nützen hierbei auch keine erhöhten Arbeitslöhne, denn der Vermieter ist sofort bei der Hand, bei erhöhten Einnahmen zu steigern. Ich habe bei allen Verhandlungen über Brotverteuerung niemals eine Hindeutung auf diesen Bodenwucher gehört, der gerade dem Arbeiter das Geld für die Lebensmittel am meisten verkümmert. Und doch sollten diese Verhältnisse jedem denkenden Politiker klar vor Augen liegen, machen doch die Bodenbesitzreformer, vor Allem deren Führer Ad. Damaschke, auf diese Verhältnisse oft genug aufmerksam. Ein echter Politiker muß bei allen Mißständen wie ein Arzt die Ursachen der Krankheiten zu erforschen suchen und dann

auf Mittel und Wege sinnen, diese zu beseitigen. Die Bodenreformer zeigen uns klar und deutlich die Ursachen der Not der Landwirte wie der Arbeiter, und zugleich auch die Wege, um die Ursachen zu beseitigen. In ihren Bestrebungen ist ein tiefer Ernst, der sehr gegen die windige Art der Schlagwort-Politiker absticht.



Die Berechtigung des Zweikampfes.*)

Von Dr. Otto Helmut Hopfen.
(Vevey.)

Bevor ich mich entschieden gegen die absoluten Bekämpfer des Zweikampfes wende, erkläre ich, daß es mir ferne liegt, den Wegbahner für brutale oder betrunkene Thunichtgute zu machen, die mangels ernster Beschäftigung und Zwecks Vermeidung friedlichen Ausgleichs der von ihnen angerichteten Zänkereien den womöglich schwächeren und ungeübten Gegner vor ihre stets gewetzte Klinge fordern oder ihn der gedankenlosen Mißachtung von Thoren opfern.

Ich schreibe im Interesse ernster Männlichkeit, der heute bei augenfällig sich vermindernder Herzensbildung genau wie früher die Möglichkeit aus religiösen und vernünftigen Gründen gelassen werden muß, durch die Blut oder Tod fordernden Waffen in äußersten Fällen Genugthuung und Entsühnung zu verlangen, äußerste Gegnerschaft auf diesem Wege auszutragen.

Leute allerdings, die bei den Worten Tod und Blut der Ohnmacht oder sittlichen Entrüstung nahe sind, mögen wissen, daß ich von ihnen freundliches Gehör nicht erwarte.

Wie aus den Tageszeitungen zu ersehen ist, hat sich der Fürst Carl zu Löwenstein am 19. Oktober in der Buchhändlerbörse zu Leipzig mit etlichen Adligen und möglichst klingenden Namen anderer Stände, vornehmlich aus den Reihen des Zentrums umgeben. Dort hat er die von einer noch minderen Anzahl von Herren vorbereiteten Beschlüsse zur Verwerfung und Vernichtung des Zweikampfes annehmen lassen, um sie unter dem Rufe: „Für Christentum und Deutschtum!“ der Welt zu verkünden.

*) Selbstverständlich werden wir auch anderer, sachlich geäußerter Meinung über diese „Kapital“-Frage gern an dieser Stelle Raum gewähren. D. Schriftl.

Die nur im Referate vorliegenden Verhandlungen lassen so viel erkennen, daß sich kein einziger der Anwesenden in der Buchhändlerbörse die Frage nach der Berechtigung des Zweikampfes vorgelegt hat, daß kein Einziger sich auf den Standpunkt derer gestellt hat, die den Zweikampf beibehalten wollen und die jeden, der ihn aus diesem oder jenem Grunde, in Fällen wo sie ihn für angezeigt halten, unterläßt oder unterlassen muß, entweder bedauern oder bemängeln oder verachten.

Die scheinbare Wichtigkeit dieses Leipziger Ablegers der Haager Friedenskonferenz sonnte sich, wie jede gelungene Parteiversammlung, in vollständiger Ungestörtheit beim Reden und hatte überdies nach der gegnerlosen siegreichen Redeschlacht die Genugthuung, allgemein giltig beweisen zu können, daß geschliffene Messer ihre Bestimmung als Hilfsgeräte beim Tafeln finden.

Da ich nun voraussehe, daß wiederum wie in Reichstagsverhandlungen über dies Thema die Berufenen den Widerspruch unterlassen werden, so drängt es mich, die öffentlich bekämpfte und vernachlässigte Sache — und sei es lediglich zu eigenem Nutzen — zu vertreten.

Dazu sollen zuerst die Mittel des Geistes betrachtet werden, mit denen die Herren zu Leipzig gearbeitet haben, um die absolute Verwerflichkeit des Zweikampfes darzuthun. Das Wesentliche enthält schon die einleitende Behauptung des Herrn Dr. von Bönigk. Danach wäre der Zweikampf zu bezeichnen: als die Verbindung zweier Menschen zur gesetzlichen Bekämpfung von Vernunft, Gewissen und deutscher Art, um gegen das göttliche Gebot zu handeln. Zur Begründung wird angeführt, daß eine große Anzahl von Offizieren, die „ganz gute Christen" seien, sich aus Standesinteressen den Duellbestimmungen fügen. Als natürliche Folgerung wird für den Kaiser die Pflicht aufgestellt, durch Machtspruch alle Duelle abzuschaffen. Die Versammlung um den Fürsten Löwenstein hat diese Logik mit Begeisterung aufgenommen. Mich dünkt, es müsse einmal von vornherein der Zweikampf, der lediglich Sport ist, ausgeschieden, sodann aber festgestellt werden, daß kein Mensch, der heute einen Zweikampf im Sinne unseres Duelles unternimmt, daran denkt, dies deshalb zu thun, um Vernunft, Gewissen, deutsche Art und göttliches Gebot auf gesetzliche Art zu bekämpfen, sondern gerade im Gegenteil: er sucht unter möglichster Vermeidung eines Konfliktes mit den Landesgesetzen den wahrhaft göttlichen Geboten, denen, die ihm sein innerstes Leben, seine Ehre, sein Gewissen und seine Rasse, also in dem Falle seine starke deutsche Art vorschreiben, zu folgen und für erlittenes Ungemach die Genugthuung zu erlangen, die er bei der Niedertracht menschlichen Wesens und der

Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen vernünftigerweise auf keine andere Art erlangen kann.

Ganz einverstanden! — wird mich da jemand unterbrechen, der zwar nicht zu Leipzig mitgetafelt hat, wohl aber ein prinzipieller Gegner des Zweikampfes ist. Niemand wird in Zukunft diese Genugthuung suchen müssen, wenn seine Vernunft anders geartet, d. h. mit andern Ideen von Beleidigung und Sühne genährt worden ist, und wenn er in veränderten Rechtbestimmungen und Gebräuchen völlige Genüge erhalten kann.

Diesen Einwurf des Gegners werde ich mit Vergnügen aufgreifen und ihn mit der Frage bedienen, welche Ideen er den Deutschen und in Sonderheit den deutschen Offizieren und sonstigen Anhängern des Zweikampfes einflößen möchte, und welche Änderung der unzulänglichen Landesgesetze und Sitten er mit Aussicht auf bessernde Änderung des Bestehenden vorschlagen kann. Zugleich würde ich ihn darauf aufmerksam machen, daß er meinen Hinweis auf die Niedertracht menschlicher Natur oder, wie ich auch sagen könnte, auf die Bethätigung verschiedenartiger und darum feindlicher Temperamente nicht zu berücksichtigen beliebt hätte.

Und siehe da! Die selben Argumente, mit denen man in Leipzig die Luft erschüttert hat, ertönten auch aus diesem Munde.

Man erfülle — so wird gefordert — die Jugend, das heranwachsende Geschlecht, von Haus aus mit der christlichen Moral, man denke an die Worte Christi: Wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andere! (Matth. V., 39.)

O ihr Pharisäer! Geht euer Streben denn nicht seit 1900 Jahren dahin, alle Welt mit diesem falsch verstandenen Christentum zu erfüllen? Wo würde inniger der Versuch gewagt, am recht oder unrecht verstandenen Christentume festzuhalten, als im deutschen Offizierkorps und in den Kreisen, die den Zweikampf als Notwendigkeit im Übel anerkennen? Wird noch nicht Gewalt genug gebraucht, um dieses kirchliche, nicht religiöse Prinzip, das man Christentum nennt, in die Seelen der Jugend zu gießen und in denen des Alters festzuhalten? —!

Nehmt aber selbst den Spruch Christi, den ihr anführt, so wie ihr ihn denkt, als Anwendung der hohen Liebe, die Böses mit Gutem vergilt, die eine Ohrfeige bekommt und die andere erbittet; wie könnt ihr dann euer Thun und Lassen auch nur eine Stunde des Tages verantworten, wie vor allem euer hauptsächliches Mittel gegen die praktische Berechtigung des Zweikampfes: die Verstärkung der Strafbestimmungen? Wie verträgt sich diese Forderung, die den eigenen innern Ausgleich durch



die Verfolgung des Gegners vor Gericht, durch Klage und Verurteilung bei Gericht betreibt, mit eurer Vorstellung vom Christentum?

Ich habe oft und viel in den Evangelien gelesen, aber ich kann mich nicht entsinnen, irgendwo eine Stelle gefunden zu haben, die besagt, „wenn dich jemand thätlich oder wörtlich beleidigt, dir oder deiner Familie die Ehre abschneidet, so gehe zu den Leuten, die eine völlig einseitige juristische Ausbildung erfahren haben, die, wie du gesehen hast, von vielen ihnen vorgetragenen Rechtsstreitigkeiten zwar hin und wieder einige deinem redlichen, einfachen Gemüt und vielseitig gebildeten Verstande entsprechend entscheiden, die aber nur gar zu oft die Verhängung oder Abwendung grausamen Unrechtes als erlaubten Sport von Anklage- oder Verteidigungskünsten betreiben; lasse dich von ihnen einmal, zweimal, dreimal aus Arbeit und Ruhe reißen, lasse sie alle deine Verhältnisse, weil sie es fälschlich für nötig erachten, durchhecheln, und gieb dich zufrieden mit dem, was sie entscheiden!" — Enthielten aber auch die Evangelien eine solche theoretische Forderung, so würde ich wie der alte Blücher meinen Säbel aus der Scheide ziehen und die Stelle in der Bibel, die mir nicht paßte, ausmerzen; in der Praxis des Lebens aber würde ich Allen, die mir die großartigste richterliche Gerechtigkeit zum sicheren inneren Ausgleich versprächen, ein ungläubiger Thomas sein und erst sehen und dann glauben wollen. Vorläufig würge ich noch an der Erinnerung des Spruches im Gumbinner Mordprozeß und desjenigen im Prozesse Harden. Zudem höre ich, noch immer ungescheut, hier einen befreundeten Rechtsanwalt, der durch seine Kunst, „einzig" durch seine Kunst einem Spitzbuben zum Freispruch verholfen hat, und vernehme dort einen bekannten Staatsanwalt, der der Thorheit und Denkfaulheit von Richter und Schöffen hohnlacht, weil sie auf seine schneidige Anklage hin das Strafmaß viel zu hoch bemessen haben.

Nun aber findet sich in den Evangelien nicht nur die erwähnte, den Zweikampfgegnern entsprechende Forderung nicht, sondern es leuchtet aus ihnen das beredte Beispiel Christi selbst im gegenteiligen Sinne und zeigt uns eine Art, wie wir uns gegen Beleidiger zu benehmen haben, die den Herren, welche zu Leipzig (ihnen klug scheinende) Reden gehalten haben, füglich nicht hätte entgehen sollen. Christus greift nämlich, als er sich wirklich in seinem Innern beleidigt fühlt, als aus seines Vaters, aus seinem Hause Makler und Viehhändler eine Stätte der Entweihung machen, zu den nächstbesten Stricken, windet sie zur Geißel und prügelt mit ihr die Missethäter zum Tempel hinaus. Dadurch schaffte er seinem Herzen die stürmisch von seiner Art begehrte Genugthuung, die er von den Richtern — seine spätere Verurteilung beweist das — nicht erhoffen konnte.

Wären die Makler und Viehhändler nicht ein so elendes, feiges Gesindel gewesen, die ihre Genugthuung in der Klage bei dem Richter und in der Verfolgung Christi durch die Gesetzgebildeten suchten, würde sich nur Einer seiner Haut gewehrt haben, so hätten wir den ursprünglichsten Zweikampf.

Man stoße sich nicht an dieser Vorstellung, als wäre es frivol, anzunehmen, Christus hätte sich solchem ausgesetzt. Wird ja doch gerade die Geißelung und Schindung des Dorngekrönten unter Auspizien der Kirche mit besonderer Vorliebe in Gemälden und Stichen verbreitet. Was aber denken sich die Leute, die diese Peinigungsbilder sehen? Fragen sie sich ein einziges Mal, warum Christus nicht auch hier zur nächstbesten Peitsche oder Hellebarde gegriffen habe, um diejenigen, die ihn verhöhnten, ihm in's Antlitz spieen, zu treffen?

Und doch ist die Antwort sehr leicht. Einmal war er der fesselnden Übermacht gegenüber nicht dazu im Stande; sodann stellte sich ihm in der allgemeinen Herzensroheit kein Einzelner, und schließlich und wesentlich fühlte er sich von diesen Kriegsknechten nicht beleidigt. Als dies lärmende bestialische Volk sein Handwerk begann, war der Kampf schon vorüber. „Sie wissen nicht, was sie thun." Wenn dir einer in Bosheit, durch die er nur sich selber kränkt, die linke Backe schlägt, so reiche ihm auch die rechte, das wird ihn entwaffnen; wenn einer ein Sturzbad von Ehrabschneidereien über dich ergießt, über die du erhaben bist, laß dich nicht aus deinem ruhigen Wandel bringen, fordere ihn auf, die Lungen- und Federübung nur ruhig fortzusetzen; weiß aber einer wirklich etwas zu thun, wodurch du dich in deinem Sein und Leben beleidigt fühlen mußt, so greife zur nächstbesten Knute oder was dir sonst geeignet scheint, und schlage ihn auf die Gefahr hin, daß er sich wehrt und dich herbe trifft. Schlimmer kann er dich nie treffen als ein ungerechter Richterspruch nach endlosem Hin- und Herzerren von Vertagung zu Berufung, von Pontius zu Pilatus. Ganz falsch ist die Annahme, als habe Christus den Tod gesucht. Den Kampf hat er gesucht, und den Tod nicht gescheut! Für jeden, der sich auf Christus und das göttliche, in den Evangelien niedergelegte angebliche „Gesetz" beruft, muß die Nutzanwendung des dort Gelesenen zur Berechtigung des Zweikampfes führen.

Was die Kirche oder die Kirchen dazu sagen, ist ganz gleichgiltig. Kirche und Religion sind ja himmelweite Unterschiede. Das habe ich schon oft betont und werde nicht müde werden, es zu betonen. Vielleicht denken doch einmal einige meiner lieben Landsleute darüber nach. Der Kirche muß ja zur Erhaltung ihres Ansehens daran liegen, jede

Art von Rechtfertigung und innern Ausgleiches zu unterdrücken, die der Wirksamkeit der Pfaffen Eintrag thut; sie muß ganz besonders gegen eine solche Rechtfertigung und gegen solche Leute sein, die gar keiner Autorität bedürfen, sondern sich allein auf sich selbst stellen. Wenn Derartiges einrisse — wohl gar gebilligt würde — wären ja die Kirchenangestellten in vielen, vielleicht in allen Fragen außer der Kirche überflüssig. Welch nationales Unglück!

Daß der Zweikampf zudem eine Forderung ist, die dem religiösen Empfinden desjenigen entsprechen muß, der an eine überirdisch ausgleichende Gerechtigkeit glaubt, wonach dem Gerechten kein Haar ohne den Willen des Schöpfers gekrümmt wird, das erhellt auch aus der früheren Anwendung des Zweikampfes als Gottesurteil.

Auch ist der Zweikampf durchaus deutsch-national.

Das Duell als Sühneforderung für sonst nicht zu sühnende Beleidigungen wurzelt trotz allen gelehrten Materiales, das die Leipziger Herren für den Beweis des romanischen Importes in Bereitschaft haben mögen, so tief in der Art unseres Volkes, wie die Reaktionsfähigkeit in der Natur des gesunden Menschen.

Man gehe auf die Straße irgend einer beliebigen Stadt und sehe, wie die Jungens spielen, d. h. wie sie sich schlagen, und gestehe, ob es zu dem Spiel eines Importes von irgend woher bedurfte; gestehe, welcher Bengel einem besser gefällt, der, „der sich's gefallen läßt" und zum großen Bruder petzen läuft, oder der, der nach Leibeskräften die als Beleidigung empfundenen Hiebe zurückzahlt.

Es giebt ja lebensmüde Volksbeglücker, die diesem kindlich-menschlichen Hin und Wieder autoritativ Einhalt gebieten und die grollenden Parteien unzufrieden aus einander jagen. Ich für mein Teil habe es mir auf allen Gassen angelegen sein lassen, die Duckmäuser zur eigenhändigen Verteidigung aufzurufen, und habe auch meistens die Freude erlebt, daß dann die Parteien, wenn auch manchmal mit blauen Augen, höchst vergnügt über die genommene Genugthuung von dannen zogen.

Also mit all den Argumenten von Betäubung des Gewissens, des Christentums, deutscher Art und gar erst der Vernunft ist nichts zur prinziellen und absoluten Bekämpfung, ja Verwerfung des Duelles anzufangen. Wie sich nun die Gesellschaft aller deutschen Stände im Allgemeinen bis heute von dem Gefühl noch nicht getrennt hat, daß derjenige, der einem Beleidigten keine Genugthuung oder Bekräftigung geben will, der sich ihm auf keine Weise stellt, durchaus verächtlich handelt, ebenso erwartet man mit Recht, daß jeder irgend ein Mittel der Genugthuung habe oder

auf irgend eines zu haben sei. Die Art dieses Mittels richtet sich nach den mit Stand, Beruf und Leben des Einzelnen verknüpften Gewohnheiten und Fähigkeiten. Dabei wird noch immer von einem großen Teile der Nation, zu dem ich mich auch rechne, derjenige für bevorzugt und beneidenswert gehalten, der, seiner Erziehung und Überzeugung nach, die Genugthuung durch die blanke Waffe fordern und geben kann.

Andrerseits habe ich z. B. nie gehört, daß man einem Künstler, der völlig fern von den eisernen ritterlichen Waffen aufgewachsen ist und gelebt hat, einen ähnlichen Vorwurf bei Ablehnen oder Nichtstellen einer Forderung mit diesen Waffen gemacht hätte, wie z. B. einem Studenten oder gar erst einem Offizier, dessen Beruf die Waffe ist. Wie viele aber selbst unter den Künstlern bedauern es, daß sie nicht mehr wie weiland Benvenuto Cellini gleich mächtig mit dem Pinsel als mit dem Schwerte sind, daß sie infolge dessen zur roheren Form handgreiflicher Thätlichkeit oder zu Prozessen ihre Zuflucht nehmen müssen. Die Häufigkeit von Künstlerprozessen ist keine Zufälligkeit. Man sehe in die Zeitung! Jeden Tag ein anderer. Ich rate den Herren, auf allen Akademien, obligatorische Fechtkurse einzuführen; dann wird man sich nicht mehr so viel gegen sie herausnehmen.

Daß sich aber in einem Volke, das sich bisher die Waffenfreudigkeit und Waffenfähigkeit zum höchsten Ruhme angerechnet hat, die prinzipielle Gegnerschaft gegen den Zweikampf bis heute nicht, wie in Leipzig gewünscht wurde, zum Märtyrertume eignet, darüber können wir uns nur ehrlich freuen. Gerade weil die Kaltblütigkeit bei näherer Berührung mit dem langen Messer oder der geladenen Pistole wenigstens eine gewisse Probe der größten Kraft, nämlich der der Selbstbeherrschung giebt, weil dazu das Vertreten einer Meinung durch seine Person, ohne billiges Feilschen mit schönen Redensarten kommt, gerade deshalb wird in einem kräftigen Volke der Zweikampf unausrottbar sein, und werden die angeblichen Märtyrer, die zwar in den Waffen geübt sind, diese Waffen aber aus Überzeugung nicht gebrauchen, mit Recht von ihren Standesgenossen geächtet werden.

Wenn alle Fragen des öffentlichen Lebens in Deutschland nur annähernd so gut geregelt wären, wie die Duellfrage, so könnten wir Halleluja singen.*)

---

*) Der vorliegende Artikel wurde, so wie er hier gedruckt ist, geschrieben, ehe das Duell in Insterburg die Gemüter von Neuem auf die Frage nach der Berechtigung des Zweikampfes hinwies. Es liegt trotz des dortigen mysteriösen Geschehnisses kein Grund vor, irgend etwas van meinen Ausführungen zu ändern, denn der aufmerksame, denkende Leser wird in obigen Zeilen die stärkste Verurteilung des Insterburger Verfahrens — wie es jetzt geschildert wird — herausfinden. Für unaufmerksame, bequeme oder böswillige Leser aber, an denen es nie mangelt, sei Folgendes gesagt:

Was aber in Ungarn und Rußland gesündigt wird, haben die Herrn in Leipzig nicht zu entscheiden. Bei uns wird so ziemlich jede ernstere Forderung vor ein Ehrengericht gebracht. Das ist in Leipzig verschwiegen worden.

Eine Bewegung, die den dort vereinten Herren entspräche, die sich nicht etwa gegen unbedingt verwerfliche frivole Auswüchse und Leichtfertigkeiten im Duellwesen richtet, sondern die Berechtigung des Zweikampfes sowohl als Selbstverteidigung, wie als Sühnegericht, als Genugthuung, ja sogar als Sport in der — großer Verherrlichung werten — studentischen Mensur verwirft, eine solche Bewegung wäre, falls sie allgemein würde, ein weiteres Zeichen unserer Entkräftung und unseres ethischen wie gesundheitlichen Niederganges.

Oder will man vielleicht behaupten, daß man in England, in dem Lande, in dem man auf das angeblich abgeschaffte Zweikampfwesen wie auf eine mittelalterliche Verirrung blickt, irgend etwas an die Stelle gesetzt hätte, wodurch Beleidigungen auf eine Art gesühnt würden, die uns Deutsche befriedigen könnte? Dort hat man schärfere Strafen bei Beleidigungen, und zwar die bei der Kanaille sehr wirksamen Geldstrafen. Werden des-

---

Wenn wirklich ein deutscher Offizier oor dem *Ehrenrate* die Erklärung abgegeben hat, daß er mit Umsichschlagen in der Betrunkenheit unmöglich die Absicht einer Beleidigung aerbunden habe, daß er bereit sei, den olso unliebsam Berührten eine Ehrenerklärung zu geben, wenn diese also Berührten diese Erklärung für sich genügend betrachten, so ist nach den schärfsten Bestimmungen die Angelegenheit des Charalters als eines priaaten Ehrenhandels entkleidet; jo, jede Vorbedingung einer Farderung -- eine ungesühnte Beleidigung — fehlt. Wenn nach irgend etwos unklar und unbefriedigt geblieben ist, so ist es alsdonn Ausgabe des *Ehrengerichts*, zu entscheiden, ob ader in welchem Maße eine der Parteien ader beide durch ihr Verhalten das Ansehen und das Gefühl der Gemeinschaft aerletzt haben, und gegen den schuldig Besundenen durch interne Strafen ader Ausstoßung aus der Gemeinschost, nicht aber durch erneutes Fardern eines Duells der Beiden, oorzugehen.

Die erste Pflicht aan Sekundonten und Ehrenrat ist die Betrachtung, ob gütliche Beilegung mäglich ist. Dieser Ehrenkodex, der auch dem gesunden Empfinden entspricht, gilt in der ganzen Welt. Ebenso oergiebt sich nirgends ein Beleidigter etwas durch die Verzeihung, die er dem Unaarsichtigen und aufrichtig Bereuenden oar den Ehrenrichtern erteilt und wodurch er ein Duell aermeidet.

Nun soll in Insterburg aon all dem das *Gegenteil* der Fall gewesen sein! Es ist do für jemand, der in dos Duellwesen gründlichen Einblick hat, nur die Erklärung mäglich, daß der Insterburger Vorgang und die beteiligten Choraktere durch den allerarts nachgedruckten graßen Bericht an die Berliner „Natianal-Zeitung" — ungeachtet einer Gatt und Menschen anrufenden Beteuerung — dach noch fehlgehen müssen.

Eins freilich ist klar: unsere Offiziere aergessen, daß sie den *Säbel* on der Seite trogen, und nicht die Pistale.

halb weniger Verleumdungen und Beleidigungen als bei uns geübt? Werden sie wirklich besser gesühnt? — Nein! — Man muß in England gelebt haben, um zu wissen, wie gerade durch das Fehlen des geregelten ritterlichen Zweikampfes die Momente gesteigert werden, die wir vermeiden wollen, nämlich unrecht leiden und grausam handeln. Der Barrister (Anwalt) ist in England alles. Wer den besten Anwalt (der auch zugleich der teuerste ist) erkaufen kann, der gewinnt in jedem Prozeß. Aber man glaube nicht, daß der Engländer, der uns auch in dieser Frage als Muster vorgehalten wird, auf den Zweikampf verzichtet habe. Er hat nur eine andere Waffe gewählt. Um sich den teuren, unsicheren Rechtsweg zu ersparen und doch Genugthuung zu finden, boxt der grausame Sohn Albions. Dabei schlägt er seinem Gegner gelegentlich mit bloßer Faust die Schädeldecke ein. Ich danke für die Verbesserung!

Der ethische Erfolg oder die ethische Parallelerscheinung mit dem Ersatz des ritterlichen Zweikampfes durch das rohere Boxen ist heute *vor* Aller Augen. Oder wer könnte die Grausamkeiten, die jetzt im Burenkriege von dem angeblich über den Zweikampf erhabenen Volke verübt werden, wahrnehmen, ohne voll Scham und Unmut derer zu gedenken, die den Buren durch die Phrase des Schiedsgerichtes und ewigen Friedens, durch Protestversammlungen gegen englische Ministerreden, nicht aber durch das schneidige Schwert und geladene Kanonen zu helfen „sich getrauen".

Und ferner: wo ist die Stellung der Frau freier, scheinbar geachteter und einflußreicher als in England? Und welches Volk ist trotz seiner zweifellosen Großzügigkeit — in Mann und Weib — grausamer, ja allen Lüsten ergebener als eben das englische?!

Diese Ansicht habe ich längst, ehe der Burenkrieg geahnt wurde, ausgesprochen, ohne damals in meiner Umgebung mehr als ein mißtrauisches Achselzucken hervorzurufen. Heute läuft man Gefahr, mit diesen Worten eine Banalität zu sagen.

Was soll uns also da die Forderung der Leipziger Herren, die den Frauen die Aufgabe erteilt, zur Vermeidung der Duelle dadurch mitzuwirken, daß unter ihrem Einfluß unser geselliger Verkehr sich mit Vornehmheit, Gediegenheit und Lauterkeit abspiele.

Ja, welcher Ton herrscht denn in der Geselligkeit dieser Zweikampfgegner? — In den Kreisen der Zweikampfanhänger, also vornehmlich der Offiziere und ehemaligen Studenten, herrscht meiner Erfahrung nach *von* jeher nicht nur das Streben, sondern die Thatsache der Vornehmheit, Gediegenheit und Lauterkeit im geselligen Verkehr.

Das legt die Frage nahe: Wem zum Nutzen ist denn diese ganze Tagung, die auch noch weiter durch ein Agitationskomitee die heimischen guten Sitten umändern will, in Szene gesetzt worden? Was kann denn bei Verwirklichung der in Leipzig geäußerten Wünsche herauskommen?

Die Antwort lautet: Beschränkung der eigenen Kraftäußerung und Verantwortlichkeit — Verurteilung des Althergebrachten — Verweisung an gelehrte Richter zur Austragung von Streitfällen, die ihnen sonst entzogen waren — „unbedingte Förderung aller antiduellistischen Studentenverbände", also der auf kirchlich-konfessioneller Basis stehenden Jugend — Hilfesuchen bei der Frau — — —

Für den Gewiegten ist hiermit alles gesagt. Aber ich will ganz deutlich sein.

Wem zum Nutzen macht sich diese Bewegung breit? — Den Juristen, den Pfaffen und den Weibern.

Und worin zeigt sich der Rückgang eines Volkes am auffälligsten? — In der Bekämpfung seiner alten Sitten und Gebräuche, in der schwindenden Achtung vor allen Äußerungen der körperlichen, geistigen und gemütlichen Lebenskraft des Mannes.



Hermann Stehr.

Von W. Lentrodt.

(Berlin.)

Stehr hat bis jetzt drei Bücher*) veröffentlicht, von denen die beiden ersten drei Novellen, Charakternovellen, enthalten, das letzte einen Roman, „Leonore Griebel", umfaßt. Die Novellen, besonders die zuerst in einer Zeitschrift erschienene: „Der Graveur", machten Kenner und litterarische Feinschmecker sofort auf ihn aufmerksam. So war z. B. Gerhart Hauptmann, dessen Landsmann Stehr ist, einer der Ersten, die

*) „Auf Leben und Tod." „Der Schindelmacher." „Leonore Griebel." Berlin, S. Fischer.

das neue Talent in seiner Bedeutung erkannten. Ein Freund Hauptmanns erzählt, wie dieser, von der Lektüre des „Graveur“ hingerissen, seiner Bewunderung mit den Worten unverhohlen Ausdruck gab: „Der hat uns schön in den Sand geworfen!“

Mit Hermann Stehr setzt sich in der Entwicklung der modernen Litteratur die Linie des psychischen Naturalismus markant, breit und wuchtig fort. Schon gleich nach seinem Erstlingswerke, „Dem Graveur“, konnte man von Kennern das Urteil hören: „Was Przybyszewski gewollt, hat Stehr erreicht“. Das Beste an seelischem Gehalt, an psychisch umgesetzten sinnlichen Qualitäten, was Przybyszewski, dieses durchaus lyrisch-eruptive Talent, im Taumel seines orgiastischen Innenlebens, in den wüsten Messen und Festen zu Ehren seines Gottes Satanas-Dionysos, in Momenten unerhörter ekstatischer Konzentration wie glühendes, in heißen bleichen Feuerfarben funkelndes, glimmendes, gleißendes Erz von sich gab, war bei Stehr, dem Epiker, schon durch die gestaltende Kraft einer überschauenden, wertenden, objektivierenden bewußten Intelligenz gegangen und wurde so wie in einer Münzwerkstatt geformt und geprägt, während dort meist nur Massen in loderndem Fluß und Stücke, wenn auch an sich von intensivster Pracht und tiefer Bedeutsamkeit, doch in der Gesamtwirkung unplastisch, ohne einheitliche organische Bildkraft, ohne lebensvolle Befruchtung der Phantasie, aber mit einem Elan ohne Gleichen und einer geradezu dynamischen Wucht herausgeschleudert wurden, so daß man wirklich oft Emanationen der Weltseele, chaotische Offenbarungen aus den Eingeweiden des Kosmos zu erleben glaubte: — Przybyszewski, der heimatlose Pole, der internationale Zigeuner mit der angeborenen adeligen Grazie, dieser Grandseigneur des Anarchismus von Satans Gnaden, dessen Bankrott auf der ganzen Linie des Göttlichen und Menschlichen evident ist; dieser suggestive Poseur mit allerlei falschen hieratischen Gesten und megalomanen Allüren, dieser litterarische Farceur, der mit herrischen Philosophemen und mit viel wissenschaftlichem Jägerlatein sogar Wissende verblüffte, dupierte; dieser hitzige, seelisch verbrannte Erotiker mit einer völlig zersplitterten, diffusen Sexualität; dieser düstere Poet der schmerzhaften Schönheit, der qualvollen Sehnsucht, des tolsüchtigen Rausches, aller verzehrenden Wollüste des Fleisches und Geistes; dieser bleiche schöne Genieprinz auf der Vagabondage nach dem Nirvana, bei dem sich auch der Ausdruck heiligsten Schmerzes zur Grimasse verzerrte, der alle ethischen Werte mit einer perversen Dialektik auslaugte, der die ganze Welt des Scheins und Seins voll Ekel, mit dem verzweifelten Lachen der Ohnmacht und dem Trotz eines letzten prometheischen Selbstgefühls verfluchte; und

doch der geniale Dichter, dessen Werke den Stempel der Notwendigkeit, des Schicksals, des Dämonischen im Sinne Goethe's, an sich tragen: — und Stehr, der Schlesier, ohne jede heimatsbürtige, geschweige internationale Kulturtradition in Blut und Nerven, der seßhafte Mann aus dem Volke, als Elementarlehrer in steter täglicher Berührung mit Land und Leuten seiner Heimat, ein Mensch mit eng geschlossenem Horizont im Sinnlichen und Geistigen, aber tief erfahren im Labyrinth der menschlichen Seele, mit Seherkraft, mit dem innern Blick, dem Schauen des Mystikers begabt, ein geborener Psychologe in der Welt des Fragwürdigen, Rätselhaften, der sich mit Vorliebe in den dunklen Grenzlanden weheвoller Verdüsterung, in den Gebieten „psychopathischer Minderwertigkeiten" aufhält, gern an Schluchten und Abgründen den wirren Ängsten und Todesschauern der Seele lauscht und auf den schmalen, schwankenden Pfaden durch die Sümpfe und Moraste des Animalischen nach den Zusammenhängen des Tierischen und Göttlichen spürt; ein Weiser aus Intuition mit dem mystischen, von innen nach außen gerichteten Blick, ein Wisser um das Leid und seine Ursachen, um Sünde und Schuld und ihre Folgen, der die gefährlichsten Reize und Lockungen des Lebens kennt, die ganze Skala der Leidenschaften, Träume und Süchte im Guten und Bösen, der die That als eine Entladung und Erlösung mit Zeugungskraft zum Triumph oder Tode versteht, der da weiß, was für ein Verhängnis Erbschaft, was für eine Tragik Vergangenheit als Mutter von Gegenwart und Zukunft bedeuten kann: — der Mensch kein „aus sich rollendes Rad", sondern eine Resultante unbekannter, undefinierbarer Energien und geheimnisvoll schleichender, immer fortwirkender Hemmungs- und Schwächungsfaktoren, eine Summe von Gestern und Ehemals, sein jedesmaliges Heute die Bilanz seiner Aktiva und Passiva, des Plus und Minus seines Kräftestandes, — kurz, daß der Mensch nicht als unbeschriebenes Blatt zur Welt kommt, sondern als ein Prädestinierter, Prädisponierter, Prästabilierter, daß auch der Neugeborene schon ein Schicksal in sich trägt, ganz sicher wenigstens als Keim mit der entschiedenen, naturnotwendigen Tendenz, sich geltend zu machen; — daß die Willensfreiheit nur eine Illusion ist, daß es vielmehr nur einen starken oder schwachen, kranken oder heilen Willen giebt; daß das wertvollste Geschenk, die beste Mitgift für das Leben in einem nervisch starken Körper mit einem ununterbrochen thätigen seelischen Strahlenfokus, einem Willenszentrum besteht, von wo aus der ganze schwingende Kreis des Physischen und Psychischen bewegt und fest in seiner bestimmten Bahn gehalten wird, um so als etwas Geschlossenes, als Einheit wie ein runder Ball nach Zielen zu rollen, als Organismus, als

Mikrokosmos das All zu symbolisieren, um so als eine Vergesellschaftung der Triebe, als eine Art Staat mit kaiserlicher Zentrale seine Kräfte wie wohl organisierte, geschulte, pünktlich gehorsame Truppen auf Eroberung, Abenteuer, Jagd und Beute mit Erfolg in die Welt schicken zu können: das alles weiß Stehr, wenn er es auch nicht direkt ausgesprochen oder verkörpert hat, aber aus diesen Erkenntnissen setzt sich seine Weltanschauung zusammen, sie bilden gleichsam einen unsichtbaren Hintergrund und Untergrund für alle Charaktere und Geschehnisse in seinen Büchern, bilden die Basis seines poetischen Werkes, die Grundstimmung seines Schaffens.

Seine Menschen, die Helden seiner Erzählungen sind Psychisch-Gestörte, Unstete, die den Ankergrund ihres Lebens verloren haben wie der Graveur; Innerlich-Verwilderte und von Leidenschaften Zerfressene wie das Menschenpaar in „Meicke, der Teufel"; Willens-Kranke und zeitweise Gelähmte, Apathische wie der Schindelmacher; Unheilvoll-Belastete, Unselig-Mühsälig-Beladene wie die Leonore Griebel: die Männer auf dem Wege zur That und durch die That sich vernichtend, die Frauen in der passiven Rolle ihres Geschlechts nur in Sehnsucht und in Träumen; die Männer Opfer ihrer That, die Frauen Opfer ihres Geschlechts. Das Erwachen, das Sehendwerden solcher von Gott und den Menschen verlassenen Kreaturen in ihrer uferlosen Einsamkeit, wenn sie zu sich selbst, zum Selbstbewußtsein kommen, daß sie sich **sehen**, ihr Verhältnis zu Menschen und Welt, ihr grenzenloses Alleinsein, wenn sie ein besseres Leben schauen und die Ahnung von einem höheren, edleren Dasein in ihnen auftaucht und die Sehnsucht nach Liebe und Reinheit in ihrer Seele das Auge aufschlägt und sie ihren eigenen Schmutz, ihr ganzes Elend innen und außen wirklich fühlen —, das giebt dann Bilder so furchtbar, erschütternd, oft an der Grenze des Erträglichen, — Momente, Situationen, einzeln und an sich von einer deprimierenden Wirkung, als hätte Stehr uns ein „ecce homo" zurufen wollen: Sehet, welch ein Mensch! Sehet, was aus einem Menschen werden kann, dem Ebenbilde Gottes!

Stehrs Weltanschauung ist gewiß pessimistisch gefärbt, aber nicht insoweit, als die Ausdeutung, Abschätzung der Dinge für ihn ein negatives Resultat ergäbe — ja vielleicht im einzelnen Fall, für ein Individuum im Besonderen, aber nicht im Allgemeinen und objektiv betrachtet. Er sieht auch in seinen Psychisch- und Physisch-Defekten, Deklassierten den Menschen als Helden, einen Heroismus im Elend, Höhen und Tiefen der Seele, elementare Macht und Pracht, menschliche Größe, prometheische Schönheit, Ziele, Daseinsmöglichkeiten, den Menschen nicht blos als

Sklaven seiner selbst und des Zufalls, nicht blos als Todesfutter und Würmerfraß, sondern den Menschen, der sich in seinem Selbstbewußtsein zum Herrn über alles setzt, selbstherrlich, selbstwillig.

Stehrs Weltanschauung basiert auf einem herben Fatalismus: der Mensch thut, was er nicht lassen kann; er steht im Bann, unter dem Zwang innerer und äußerer Mächte; er mag wollen oder nicht, er muß sein Schicksal erfüllen — aber das „Wie" macht seinen Wert aus: — der Fatalismus antiker Tragiker, was die Härte und Unerbittlichkeit des Thema's anbetrifft, aber doch mit einer modernen Nuance: Leid, Sünde und Schuld nicht mit dem Auge der Medusa angeschaut, sondern aus der Passion, als Mitfühlender, Mitleidender, als Wissender, mit der umfänglichen Liebe, die alles verzeiht, weil sie alles versteht, also mehr christlich, eigentlich russisch, aber in der Art Dostojewski's, nicht Tolstoi's, dessen moralischen Optimismus Stehr nicht teilt. Tolstoi's Helden sind in ihrem Kulminationspunkt Zusammenbrechende, Kapitulierende, Zu-Kreuz-Kriechende: über sie triumphiert etwas, was außer ihnen ist; sie sagen zu sich „nein"; sie schlagen sich mit dem, was sie bisher stark machte, an's Kreuz; sie gehorchen nicht dem Gesetz ihres Lebens, ihre That ist Reaktion.

Bei Stehr, vor Allem im „Schindelmacher", feiert die That ein Fest des Sieges und Triumphes, allerdings ein schauerliches, aber doch ein Fest, das Fest der großen Entladung: — die That als Notwendigkeit, als Wende aller Not, als Entfaltung und Entfesselung, als die letzte Summe und das große Glück, als Erlösung, wenn auch zum Tode. Der Schindelmacher wächst, wird zu einem heroischen Menschen von großer tragischer Schönheit; mit seiner That reckt er sich heldenhaft empor und erreicht im Rausch seiner Kraft den höchsten Moment seines Lebens, überhaupt ein Höhenstadium, daß seine Gestalt sich neben der monumentalen Plastik eines Shakespeare'schen Lear behaupten kann.

Auch der Graveur, dessen früheres Lebensglück, das Glück seiner täglichen Arbeit, zerstört ist, auf immer zerstört ist, bricht nicht zusammen, bleibt innerlich stark in seinem Elend, in dem er von Stufe zu Stufe sinkt; er hat eine Aufgabe, ein Ziel; er hat den Willen zur That, freilich (und dies Moment schwächt das ganze Werk) den maniakalischen Willen eines Wahnsinnigen, der ihn aufrecht erhält und seine Gedanken und Gefühle durchglüht, sein Leben mit Zündstoff füllt bis zur Explosion, nach der er die Spannkraft und damit die Möglichkeit weiter zu existieren verliert. Der Mann in „Meicke, der Teufel" möchte ein neues Leben beginnen und „a Ende macha met em Elende, met a Menschern, met a Schnapse" und er bemüht sich redlich darum; aber es ist umsonst, er bleibt der alte,

er kann nicht aus sich heraus, für ihn giebt es keinen Weg in das ersehnte Land, wo Friede und Ordnung herrschen; der Schluß ist doch: „'s noazt nischt, nischt, nischt"; sein jetziges Leben ist noch ekelhafter als sein früheres für ihn. Das ihm immanente Schicksal ist stärker als sein Wille. Ähnlich geht es dem Weibe an seiner Seite.

Stehrs fatalistische Weltanschauung ist auf einen starren Individualismus gegründet: — es ist in keinem Andern Heil als in dir selbst; hilf dir selbst, dann hilft dir Gott, sonst schweigt auch auf dein inbrünstigstes Gebet der Allmächtige; wehe dem, dessen Selbstgefühl beim Erwachen nicht einem Selbstwillen entspricht, der schöpferisch ist, der dem inneren Menschen eine Heimstätte schafft, denn der Mensch, als Stück Natur und dem Gesetz der Natur unterworfen, ist nur in seinem Selbstbewußtsein durch seinen Schöpferwillen der Gebieter, die Welt in sich fassend, schaffend, gebärend, Kind und Mutter der Welt: von hier aus geht der Aufstieg zum Olymp, hier auch der Absturz zum Hades!

Leonore Griebel ist wie ein verflogenes Vögelchen, hilflos wie eine aus dem Nest gefallene junge Taube; sie weiß nicht ein und aus in der Welt, die sie nicht kennt, nicht versteht, die sie mit ihrer Phantasie umdichtet und so nur erträglich macht, und als ihr die Kraft ihrer Phantasie erlahmt, wird ihr Leben arm und sie muß verkümmern. Unaussprechlich rührend ist diese Frau, in ihrer naiven Unschuld wie eine Gestalt aus der Märchenwelt, wie eine verwunschene Prinzessin, wie eine zarte, gebrechliche Pflanze mit einer noch zarteren, gebrechlicheren, bleichen Blüte. Seltsam! Stehr, dieser schlichte Mensch aus der entlegenen Provinz, von Kindheit an in der Umgebung von Kleinbauern und Arbeitern, hat Notstände unserer Zeit erkannt, als hätte er in dem geistigen Milieu einer modernen Kapitale gelebt: er hat sie visionär geschaut, sonst hätte er nicht in der Leonore Griebel das Problem des gegenwärtigen Kulturweibes so typisch zu fassen, zu enthüllen vermocht — des modernen Kulturweibes mit der animalisch geschwächten, seelisch hungrigen, animalisch nicht zu sättigenden Physis, dem seelisch sublimierten, vagierenden Triebleben und den in phantastische, treibhausschwüle Traumblüten, in seraphische Wollüste und kosmische Entzückungen auswuchernden Sexualpotenzen.

Während Stehr in der Erzählung „Der Graveur", deren Untertitel „eine Monographie" die artistische Tendenz des Naturalisten verrät, noch ganz der Spezialist als Psychologe ist, der sich, wenn auch nicht rein als Selbstzweck, einen interessanten Fall, die psychischen Abnormitäten und Nuditäten eines Wahnsinnigen: Vorstellungskontraste, Stimmungsvibrationen, dumpfe Unterströmungen im Triebleben, Willenseruptionen, als Material zu seiner

anatomischen Seelenstudie, mit der er glänzend kandidieren sollte, aussuchte; während „Meicke, der Teufel“ nur durch das Erlösungsmotiv auf einer schrillen sexuellen Dominante die Gegenwart in ihrem Gefühlszentrum tangiert, und „Der Schindelmacher“ als Kunstwerk an sich durch die Geschlossenheit der Komposition, die logische Energie des Aufbaues, durch das rapide Tempo gegen den Schluß der Erzählung und die grandiose Plastik der Gestalt Bedeutung gewinnt, beruht der Wert des Romans vor Allem in der kulturellen Typik der Leonore Griebel, einer Gestalt, welche die symptomatischen weiblichen Kardinal-Nöte in ihrer tragischen Konsequenz und die für das Krankheitsbild der modernen Frau charakteristischen Leidenszüge erschreckend wahr, in ihren Ursachen und Folgeerscheinungen an sich trägt. Ferner, wenn Stehr in seinem Erstlingswerke das dem psychischen Naturalismus durchaus eigentümliche, überhaupt einzig mögliche Mittel der Darstellung, die psychologische Analyse, wie sie Dostojewski, Ola Hansson, Schlaf und Przybyszewski gebrauchen, handhabt — allerdings so handhabt und durchaus nicht akademisch, daß das Resultat doch wirkliches Leben voll Fleisch und Blut, kein bloßes Präparat ist, hat sich seine Technik im Fortschritt seines Könnens in der Breite und Tiefe ausgewachsen, ist seine Form, gleichsam eine Krystallisation der Analyse, reich und allseitig ergiebig geworden, eine neue Form Epik, die jetzt schon meist den vollwertigen Effekt der Synthese hat, — einer Epik, einem mächtigen Strome vergleichbar, rauschend in festen Ufern, breit und tief, um durch alle Wunder und Gefahren des Lebens das Schicksalsschiff eines Menschen zu seinem Ziele führen zu können, wie ein großer Wald prachtvoll in dem geheimnisvollen Dämmerdunkel seiner Stämme und Laubkronen, reich an wundervollen Perspektiven und Lichtungen, mit Wiesengründen und Schluchten, Teichen und Quellen, mit allen Schauern und Zaubern des Märchens bei Tag und im mystischen Weben der Nacht, — einer Epik, deren Inhalt (der Inhalt jeder großen Dichtung) Darstellung des Schicksals, des Kampfes um die Macht, um die Selbst-Behauptung eines Individuums vor sich und der Welt, deren Form nach dem großen Stil sucht, nach Symbolen, welche die Machtfaktoren verkörpern, wie es Stehr im „Meicke“ und in der „Leonore Griebel“ erprobt, — einer Epik also, die wohl dem Boden des Naturalismus entsprossen, doch nun allen seinen spezialistischen Tendenzen völlig entwachsen, den höchsten Zielen zustrebt, wie ein Baum stark und weit geästet, tief wurzelnd im Mutterboden, hoch ragend in's All mit breiter, voller Krone.

Gedichte aus „Mutter Braut".

Von W. Lentrodt.

Und du trittst zu mir ein
in mein dunkles Reich
und gleich singt die Nacht,
blau fließt ein Feuer,
Gott grüßt mich aus deinen Augen.

*

Ich schreite schwer überlastet.
Ein Welt ohne Schein,
eine Nacht glühend aus eigener Glut,
blutdunkel finster,
glühend wach,
ungeheuer im Raum.
Weite Bäume schaurig
nachtfeurig in Blüten am schwarzen Himmel.
Teiche und Ströme wie von Phosphor und Blut
und das Meer, das Meer
blühend in Nacht
wie verdunkelte Mohnflut.

Und so schreit' ich zu der Frau,
vor deren Berührung mein Leib
qualvoll sehnsüchtig schaudert.

*

Ich bin jetzt Sturm. ich bin jetzt Glut,
bin eine schwarze Wolke,
drin mir das Blut wie Feuer schwillt,
den Blitz stark zu gestalten.

Mein Herz ist schwer, ist eine Flut
von finsteren Gewalten,
die möchten, Weiße, um dein Bild
sich strahlend schwarz entfalten.

Ich lagere in Stille schwül,
dich, Kühle, zu bethören,
es müßte sonst dies Glutgewühl
uns Beide noch zerstören.

Besteig getrost mein Sturmgespann!
sieh meine schwarzen Rosse!
sie funkeln auf im Blitze dann
zu meinem Felsenschlosse.

Wir fahren durch die Flammennacht,
umschlungen, umschlungen,
wir rauschen in die blauste Pracht
gottrunkner Dämmerungen.

*

Durch die purpurdunklen Ströme meiner Seele,
durch die schaurigen Meere meines Blutes,
durch den Weltbrand,
den mein Herz entzündet,

fährst du, o Geliebte, in silbernem Nachen,
du weiße, heilige,
lächelnd entzückt —
schon jenseits.

*

Nun hab' ich nichts mehr von dir
als meine Träume.
Von deinem Kuß, deinem letzten Wort
ist mir ein Mord
in den Gebeinen.

Ich gieng aus der Stadt verlassen fort
in die gewitterwunde Nacht,
in den Wald, an den See.
Dunkel hielt mein Weh umschlossen.

Blitze waren mein Licht,
Flammen rot
durch die Nacht gegossen.
Zwischen den Stämmen umloht
sah ich dein geisterweißes Gesicht.

Alle Sterne waren blind
wie von Blut überflossen.
Mein Stöhnen war dumpf in dem Wind,
daß ich dich nicht genossen.

*

Ich warte auf dich.
Schwere purpurne Stille.
Ich liege heiß in meinem Blumenwalde,
dunkel umrankt, umgittert, schwül.

Dein Leib taucht aus der Blätternacht.
Weiche Kühle, Gesang.
Deine Augen beschattete Bäche.
Ein märchenhaftes Licht gießt sich über mich aus.

Plätschernde Quelle,
du unter dem grünen Felsen,
du singst klarselig, kindlich,
klingender Leib.

Ich nehme dich auf,
du leichte, lichte —
meine dunkle heiße Schwermut
hat so viel Raum!

*

Als wir kamen
aus jenen dunklen glühenden Stunden
mit den tiefen Himmelsglanzsekunden,
da gab ich dir den großen Namen.

Mutter Braut,
gebenedeite!
ich hatte in den Urschooß der Welt geschaut,
gesegnete, vom Geist geweihte.

*

Du sollst schwach werden,
sinken, schmelzen.
In deiner Schwäche blüht deine Schönheit auf,
indische Blume der Nacht,
groß, ein glühender Schooß,
eine Sonne, die in's Meer taucht:
es glühen purpurn die Tiefen.

Meeresgründe erschauern,
smaragdene Meermitternächte.
Wir liegen und schauen
in die lichtgrünen, wunderdunklen,
smaragdenen Meermitternächte der Welt.

*

Dunkle Wolke: durchglüht,
ich will mich in dich versenken.
Nimm mich auf, öffne den Schooß!
Meine Flamme ist stark und bloß.

Du empfängst mich, schauderst,
du schwillst, wogst über.
Ich brause in glühenden Bächen,
meine Flamme zuckt,
ich in dir schäumender Strahl,
du durchleuchtet, durchtränkt,
versengt.

Ich löse mich los,
entzückter Stern,
ich schwärme aus deinem Schooße fern.
Du liegst übergossen ganz
von Seelenschein und Glut,
du liegst in einem bleichen Glanz,
du treibst auf einer dunklen Flut
uferlos.

*

Auf die weißgrünen Wälder meiner Heimat
fallen die ersten Gewitter im Maien.
Unter den jungen Blitzen bluten,
schreien die weißgrünen Frühlingsleiber.

So, so war dein Pfingsten
einst, einst in der Heimat.
Ich sehe dich unter Gewittern bluten.

*

Wir müssen alle Abend spät
in den dunklen verfallenen Park,
an den Teich, wenn der Mond scheint.
Unsere Verbrechen lassen uns nicht los.

Wir sehn die Leichen unserer ungeborenen Kinder,
die nackten kleinen Leiber,
die grünen gebrochenen Augen
klagen um ihr Leben,
wir hören ihr Wimmern im Wasser.

Zwei blasse Frauen in weißen Tüchern
schweben, schweben darüber —
unsere Mütter,
unsere Mütter!

*

Heut' hab' ich in weißgrünem Kleide
meine frühe Liebe gesehn
über die Lämmerweide
im Frühling gehn.
So süß blickten ihre Augen!

Aus dem Grase die kleinen Blumen
glühten selig sie an.
Mich erkannte sie nicht.
In Thränen stand mein verwüstet Gesicht.

Fatale Rechenschaft.

Skizze von Wilhelm Lentrodt.

Sonderbar! ich bin doch sonst nicht so . . .

Und wenn ich 'mal keinen Sekt oder Burgunder oder vollen Rheinwein, wie ich ihn liebe, haben kann, bin ich auch unter Umständen gern mit einem süffigen Mosel zufrieden, d. h. unter Umständen.

Ich frage mich: was hat dich in jener stillen, weißen Mondnacht davon abgehalten, die Thür zu öffnen und zu dem Jungfräulein in's Bett zu schlüpfen?

Szene: zwei Fremdenzimmer eines Landhauses, durch eine Thür mit einander verbunden.

Mir wurde das erste angewiesen. Sie befand sich schon im zweiten. Ich hörte sie gleich, als Freund Fritz mir gute Nacht gesagt und mich verlassen hatte.

Nach dem Geräusch zu urteilen, zog sie behutsam eine Kommodenschublade auf. Dann rauschten leise und raschelten ihre Kleider. Das mußte dieser schwere, schwarze, etwas starre, metallische Stoff sein, den sie am Abend getragen, vielleicht auch ein seidenes Unterkleid.

Ich blies die Kerze aus und lag bald in den Federn.

Ah! wie eine Douche dies kühle Leinen an meinem heißen Körper! Eine Wohlthat, dies Nervenbad nach dem anstrengenden Marsch am Tage! Auch war ich durch das sehr gute Essen und die sehr guten, tiefen Trünke erhitzt. Wahrhaftig, Freund Fritz wohnte und lebte hier in dieser Idylle famos — geradezu beneidenswert! . . . Seine kleine Frau . . . na, und derartiges und anderes gieng mir so durch den Kopf.

Da auf einmal bemerkte ich einen Lichtschein, der durch das Schlüsselloch der mir schräg gegenüber befindlichen Thür fiel.

Donnerwetter! was ist denn das?

Die Thür also nicht verschlossen? Sonst würde doch der Schlüssel stecken und nichts zu sehen sein.

Sollte es möglich sein? diese Jungfrau —

Wäre das ihr zuzutrauen?

Na! so ganz klare, freie, sichere Augen der Unschuld hat sie jedenfalls nicht. Fast den ganzen Abend hielt sie die Lider gesenkt. Nur scheu und so von unten herauf und wie verschleiert waren ihre hastigen Blicke, als fürchtete sie, auf einer Sünde ertappt zu werden.

Und ihre Bewegungen — darin waren doch starke, sinnlich geladene, ja eigentlich sogar raffinierte Reize, die einen etwas mageren, doch elastisch straffen Körper voraussetzten.

Aber sie ist die Tochter frumber Eltern, stammt aus einem von der Moral dicht umhegten Neste, ist aufgewachsen in einer Atmosphäre, gesegnet und gesättigt von christlich-spießbürgerlichem Geiste.

Allerdings ihre Schwester, Fritzens junge Frau — alle Wetter! wenn sie von deren Art wäre! Die zeigte schon als Mädchen eine geniale Veranlagung für Erotik.

Nein! mit diesem nervösen, leicht explodierenden, wildsüßen Weibchen ließ sich die Jungfrau denn doch nicht vergleichen. Eine Blasphemie!

Aber es wäre doch immerhin interessant, mit ihr die Liebe zu probieren.

Wie sie sich wohl benehmen würde . . .

Wie ihre Glieder wohl reagieren würden?

Meine Phantasie arbeitete. Ich sah sie, genoß ihren Leib.

Ihn eng zu umschmiegen, sich warm umschmiegen zu lassen; ihn so allmählich zu umfassen, ihn leidenschaftlich zu wecken, das erste Feuer zu fühlen, und wie sie vor Scham sich erst sträubt und zurückzuckt und dann plötzlich sich ergiebt in holdem heißen Schauder!

Aber — aber —

Sie müßte doch schon sehr verdorben sein oder eine schwächliche Seele haben, wenn sie sich so auf einmal überrumpeln ließe.

Oder im anderen Falle . . . es könnte doch sehr ungemütlich werden.

Sie wird heulen und vor Angst vergehen wollen. Morgen früh kommt sie mit verweinten Augen an den Kaffeetisch. Sie fühlt sich als Magdalena, sie möchte knieen und beichten. Sie schluchzt und fällt in hysterische Krämpfe. Und ich stehe geniert, blamiert und weiß mir nicht zu helfen.

Eine nette Bescherung gäbe das, eine angenehme Situation! Stimmung des ertappten Sünders, böses Gewissen des Verbrechers angesichts der Richter und Schergen. Fritz und seine Frau — würden die kucken!

Ja, wenn sie ein Rasseweib wäre, mit dem starken, heißen Willen nach Liebe, mit den wilden, elementaren Trieben nach Lust, wenn eine Naturgewalt uns zusammenwürfe, eine große Leidenschaft uns berauschte, wenn wir wie unter der schwülen, wühlenden Macht eines Gewitters bebten und nach dem Blitze lechzten!

Aber so . . . es lohnt sich nicht. Sie ist auch zu dürftig. Es würde eine magere Musik.

Und um den Preis vielleicht den Frieden einer Woche auf's Spiel setzen? Ach, dafür wäre mir noch nicht 'mal das seelische Gleichgewicht eines Tages feil!

Vielleicht auch, es ist sogar wahrscheinlich, würde sie schon gleich schreien, wenn sich der Drücker der Thür bewegte, das Schloß kreischte oder die Angeln knarrten.

Das ganze Haus würde zusammenlaufen. Dieser Krach!

Ich müßte lügen, oder sofort wieder abreisen.

Und ich bin doch hier, um in der Stille zu ruhen, mich mit Behagen zu strecken, in der Sonne zu liegen, im Grünen zu baden.

Es wäre auch eine Gemeinheit. Fritz ist mein Freund.



Ferdinand Hodler.

Von Rosa Schapire.

(Bern.)

Die großen Künstler der Schweiz gehören den Toten an. Die Trauerbotschaft aus Florenz im Januar dieses Jahres, sie hat uns alle mit Schmerz erfüllt, und doch war Böcklin der Einzige unter den Schweizer Künstlern, dem es gegeben war, ein ganzes Lebenswerk zu hinterlassen. Stauffer-Bern, ein mächtig Ringender, erlag einer unglücklichen Leiden-

schaft, die seine beste Schaffenskraft gebrochen hat; Segantini, der uns die Majestät der alpinen Welt erschlossen hat, wie keiner vor ihm, er wurde im Engadin ein Opfer seines Berufes. Auch Sandreuther starb. Aber schon tritt eine neue Künstlergeneration vor uns, — die Schweiz ist reich an großen Schaffenden: Albert Welti, K. Erler, Amiet. Weit jedoch läßt die Jungen hinter sich an Bedeutung, an innerer Größe, an rein malerischen Qualitäten: Ferdinand Hodler.

Er ist 1853 im Kanton Bern als Sohn einfacher Eltern geboren und hat in Genf bei Barthelémy Menns gelernt, so weit bei einem Künstler von der Eigenart Hodlers dieser Ausdruck überhaupt angewendet werden kann. Denn aus Eigenem hat er geschöpft, und auch dem Auslande dankt er nichts. Schwer hat er gekämpft im Leben, und ein Abglanz davon liegt in seinen Bildern, liegt in den strengen Zügen, den fest geschlossenen Lippen, den durchdringend blickenden Augen auf seinem Selbstporträt aus dem Jahre 1891.

In seine eigne Welt führt er uns mit seiner Kunst. Er gehört zu denen, die einsam, unbeirrt, ohne Konzessionen an den Geschmack der Menge, durch's Leben gehen, die aber auch das Publikum nicht unbeachtet an sich vorübergehen läßt, zu denen es Stellung nimmt: Für oder Wider. Natürlich Wider. Hodler malt keine Genrebildchen, den konventionellen Schönheitstypus, man sucht ihn vergebens bei ihm; an die Thränendrüsen der Menge appelliert er nicht. Er offenbart seine Gedanken, seine Empfindungen, er zwingt dem Publikum das, was er als Schönheit gesehen hat, auf: umdenken aber will das liebe Publikum nicht lernen, ein Achselzucken, ein Witz, das geht viel schneller — und man hat dabei noch die Freude, sich über den Künstler erhaben zu fühlen! Gewiß, allmählich beginnt trotz der feindlichen Haltung des großen Schaupöbels Hodler anerkannt zu werden. Menschen, denen Kunst nicht Modesache, sondern Offenbarung des Genius ist, und die Schweizer Künstler selbst, sie wissen, was sie an ihm haben. In München hat seine „Nacht“ die goldene Medaille bekommen, in Paris erkannte Puvis de Chavannes den kongenialen Geist. Auch die Schweizer Museen erschließen sich ihm allmählich*), und 1896 wurde ihm der Auftrag, die 22 eidgenössischen Krieger am Kunstpalais der Genfer Landesausstellung zu malen.

Unendlich vereinfacht hat Hodler, was er gesehen hat, auf wenige Linien zurückgeführt, in eine strenge Form gekleidet. Seine Farbe ist

*) In allerletzter Zeit hat allein das Berner Museum van Hadlers Werken angekauft: Die „Nacht“, den „Tag“, „Das Erwachen“, „Die Enttäuschten“ und „Eurythmie“ — ein erfreulicher Fall, der nicht totgeschwiegen werden darf noch fall.



hart und kalt. Allein es ist ein großer Zug in ihm, etwas Gewaltiges, Monumentales, das uns immer wieder zwingt, — auch den, der den Künstler nur widerstrebend in sich aufnimmt: ein Bild von Hodler, es kann nicht übersehen, es kann nicht vergessen werden. Den Menschen stellt er dar mit einem strengen Verismus. Da hängt ein Bild im Berner Museum, eines seiner ersten aus den 80er Jahren: „Der Zornige". Ein Mann mit wütenden Augen, mit strengen Zügen; es ist, als wenn er aus dem Rahmen heraustreten wollte, um seinem Zorne Luft zu machen.

Und dann wieder hat er Landschaften, über denen ein stiller Glanz ruht, eine tiefe, weiche Ergriffenheit. Ein Berg vor uns mit einem einsamen Baum, darüber ein wolkiger Himmel. Weiche Farbentöne und ein stilles Träumen überkommt uns. Oder ein Herbstbild: eine weite Ebene, gelbe Blätter am Boden und rötlich-gelbes Laub an den Zweigen der einsamen Kastanie, die sich scharf gegen den Horizont abhebt.

Nicht Wahrheit ist es, die Hodler bringt, seine Bilder sind überwahr, es ist innerlich geschaute Wirklichkeit; und was er besonders zum Ausdruck bringen will, dafür genügt ihm eine Gestalt nicht, wie in seinem großgedachten stillen „Herbst", gewöhnlich sind es fünf Figuren, die einen Gedanken verkörpern, um ihn desto stärker zu betonen. So die „Lebensmüden", so die „Enttäuschten", so in der „Eurythmie". Abgezehrte Greise, in schwarze Mäntel gehüllt, sitzen die „Enttäuschten" da, man fühlt, daß das Leben sie um alles betrogen, daß sie fast zu müde sind, um sterben zu können. Auf jedes äußerliche Mittel der Charakteristik ist verzichtet. Und doch, wie sind sie gleich Rodins „Bourgeois de Calais" durch Ausdruck, durch den Gestus individualisiert! Die gleichen fünf Greise, wir finden sie wieder in den „Lebensmüden", die gleichen wieder in der „Eurythmie". Aber diesmal in weiße Mäntel gehüllt, in schreitender Stellung, tief sinnend mit ruhiger Gebärde, dem Leben entgegen. Und wenn uns die Jahreszahlen nicht eines Anderen belehrten (die „Enttäuschten" 1892, die „Eurythmie" 1895 gemalt), man könnte glauben, daß Hodler uns zeigen wollte, wie der reife Mann in's Leben tritt: resigniert, ohne das Himmelsstürmende des Jünglings, das Leben als eine Aufgabe erfassend, die er erfüllen muß, an die er aber noch glaubt, — und wie ihn das Leben entläßt: gebrochen, so voll dumpfen Schmerzes, daß ihm selbst der Tod keine Erlösung mehr ist.

Aber das Gewaltigste ist doch Hodlers „Nacht". Wieder wenig Farbe und ein monumentaler Eindruck. Männer und Frauen, teils nackt, teils in schwarze Mäntel gehüllt, einzeln und in Gruppen, liegen schlafend

am Boden. Tiefer Friede ist in ihren Zügen, ihnen ist die Nacht als Freundin genaht, und willig haben sie sich ihr hingegeben. Anders der Mann im Mittelpunkte des Bildes. Zu ihm kommt der Schlaf nicht, um ihn loszulösen von der Arbeit, der Qual des Tages. Ein grauenhafter Alp in einen schwarzen Mantel gehüllt sitzt auf seiner Brust. Der Mann sträubt sich in wahnsinniger Angst; die Füße sind gekrümmt, die krampfigen Finger stoßen das Ungetüm zurück, die Augen treten aus den Höhlen, — wir hören ihn schreien. Und wie ein Hauch über den Schlafenden leise zitternde Nachtviolen auf schlanken Stielen!

Und als Gegenstück dazu der „Tag". Die Strahlen der aufgehenden Sonne werfen gelblich-bläuliche Reflexe auf die fünf Frauengestalten, die sich halb kniend, halb sitzend vom Lager erheben. Wieder ist ein Gedanke in fünf Gestalten verkörpert: dem Tage, dem Lichte, dem Leben streben sie Alle entgegen, diese jugendlichen Frauen. Aber was bei der Mittelgestalt ein bewußtes Streben ist, das sich klar in der hellen Stirn, in den frei blickenden Augen, in der sonderbar beschwörenden Gebärde dokumentiert, das stuft sich in den sie umgebenden, die halb noch im Schlaf befangen sind, zu einem dumpfen, unbewußten Vorgange, einem inneren Drange ab. Doch nach dem Lichte strebt auch sie, die äußerste Frau links, die mit demütig gesenktem Haupte, mit geschlossenen Augen, die Hände im Gebete faltet.

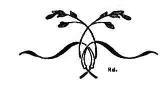
Ein tiefer, stummer Ernst überall auf Hodlers Bildern; auch seine Kinder, sie lachen nicht. In knapp anschließenden Untergewändern, die die Formen deutlich hervortreten lassen, sitzen sie da auf blumigen Wiesen. Zu ihnen — „Der Auserwählte" — kommen sechs Engel mit Blütenzweigen. Eine Frau in blauem Gewande, mit gekreuzten Armen, schreitet still über die saftig-grüne Landschaft dahin. Eine andere faltet in „Ergriffenheit" die Hände vor der aus dem Winterschlaf erwachenden Natur ...

Ein Maler wie Hodler, der alles auf wenige Linien zurückführt, vereinfacht — er scheint wie geschaffen für große Aufgaben. Wie bei Puvis de Chavannes, wie bei Sascha Schneider fühlen wir den Künstler, der sich an der Tafelmalerei nicht genug thun kann, der der Wand bedarf, um Raum zu haben für die Gestalten, die in ihm leben. Und diese großen Aufgaben sind nicht ausgeblieben. 1896 die bereits erwähnte Ausschmückung des Genfer Kunstpalais; und 1897 wurde ein Preisausschreiben zur Dekoration zweier breiteiliger Wände der Waffenhalle des Landesmuseums in Zürich erlassen. Darzustellen war, da vorläufig nur eine Wand in Frage kam, der Rückzug der Schweizer bei Marignano. Hodlers Entwurf erhielt den ersten Preis. Als es zur Ausführung kam,

setzte die Tragödie ein. Die Landesmuseums-Kommission hatte sich die Bilder anders gedacht und that alles, um die Ausführung zu hintertreiben. In diesem, vom Pilisterium und Unverstand geführten Kampfe hat Hodler gesiegt, und wenn wir die Bilder in ihrer einfachen Komposition, in ihrer schlichten Größe auf uns wirken lassen, müssen wir fragen, wie dieser Entrüstungssturm überhaupt möglich war. Hier sehen wir nichts von den Gedankenproblemen, mit denen Hodler sonst ringt, nichts vom Hange zum Symbolisieren, der ihm so häufig eignet: schlicht, würdig und gefaßt ziehen Krieger an uns vorbei, die Fahnen halten sie aufrecht in der Mitte, ihre Verwundeten tragen sie auf den Schultern. „Die alten Schweizer und die alte Schweiz“, ein Tell, ein Winkelried, sie werden vor uns lebendig beim Anblicke dieser Heldengestalten, mit dem kühn entschlossenen, trotzigen Ausdrucke in den düsteren Zügen. In der einen Nische ein Jüngling, der sich gegen den Feind verteidigt; in der anderen senkt ein Sterbender den Kopf auf die Brust, seine Beine sind abgeschossen, aber die Fahne hält er mit dem Aufgebote letzter Kraft.

In keinem seiner Bilder erscheint Hodler so sehr als Farbenkünstler wie hier; ein leuchtendes Gelb hat er gefunden, er, der sonst wenig Farbentöne und ein hartes, kaltes Blau mit Vorliebe anwendet. Plastisch lösen sich die Gestalten von der Wand und dem Hintergrunde.

Noch harrt die zweite Wand ihres Schmuckes; wird die Aufgabe Hodler zu Teil werden, oder werden die Züricher Kunstkritiker und Archäologen, die gegen ihn beim Bundesrat petitionieren, siegen? Muß sich die Tragödie des ringenden Künstlers, ringend gegen den Unverstand und das Besserwissen der Menge, in der Schweiz zum zweiten Male wiederholen? Muß es auch hier wieder eintreffen, Emersons grausames Wort: „Groß sein heißt mißverstanden werden“?





Kritische Ecke.

„Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft“!

Ein Wort an Th. Mommsen und unsere Herren Professoren.

Vom Herausgeber.

Bis zum Erscheinen dieses Heftes der „Gesellschaft“ wird wohl wieder einmal eine große „Geistesbewegung“ und „Entrüstungs-Kundgebung“ im deutschen Lande einherbrausen, ähnlich derjenigen, so schon durch die Hauptperson innerlich geistesverwandt mit jener, welche seinerzeit den „Goethe-Bund“ gezeitigt hatte; ein Massenprotest zugleich, der — nicht zwar vielleicht an Quantität, wohl aber an Qualität — die landläufigen „Pfui!“-Meetings gegen Joë Chamberlain für eine Weile vollständig in Schatten stellen und in Vergessenheit geraten lassen dürfte. Wir kennen ja unsere guten Deutschen und waren zu oft schon selber dabei, um nicht Naturgeschichte und Psychologie solcher Emotionen und Evolutionen genau zu **erkennen**; um nicht hinreichend zu wissen, wie solche ungefährlichen Revolutionen bei uns in der Regel entstehen und verlaufen. Auch **diese**, in wie ansehnlichen Kreisen sie sich vorerst auch bewegt, kann für einen aufmerksamen Beobachter darin keinerlei Ausnahme bedeuten. Wozu nun der Lärm? Was steht den Herrn zu Diensten?

Der „Nestor der deutschen Professoren“ und, wie Rudolf Virchow, bekanntlich eine Zierde der „ordentlichen öffentlichen“ Wissenschaft spezifisch „liberaler“ Prägung, Dr. Theodor **Mommsen in Berlin**, hat sich hoch und heilig „vor der Verleitung zur Sünde wider den heiligen Geist“ verschworen in einem sehr offenen Schreiben an die „**Münchner Neuesten Nachrichten**“ (rectius: Geh. Rat Dr. Lujo Brentano) über „Universitätsunterricht und Konfession“; in einem Schreiben, in dem sehr viel und sehr schön von der „Wahrhaftigkeit und Freiheit des Forschens“, von „voraussetzungsloser Wissenschaft“, der „Selbstachtung“ des Professorenstandes und dem „Seelenadel“ der akademischen Jugend, vom „Konfessionalismus“ als dem „Todfeinde des Universitätswesens“ und dem hehren „Palladium alles Universitäts-Unterrichtes“ die Rede ist. Auf diesen Brief nun, der leider an geistigem Gehalt den durchschnittlichen Leitartikel einer freisinnigen Tageszeitung nicht allzu sehr übertrifft, haben ebenso offen als öffentlich, und an der selben Stelle, drei Tage später eine stattliche Reihe von 84 **Professoren** mit den klangvollsten Namen der Ludwig-Maximilians-Universität und der Kgl. Technischen Hochschule zu **München** geantwortet mit einer Kundgebung, welche „im Bewußtsein der Verantwortlichkeit“, welche die Herren Unterzeichner tragen, „das ihnen überkommene Erbe zu hüten“, dem greisen Berliner Kollegen „für seine That“ ausdrücklich den „wärmsten Dank“ widmet. „Am Abend eines glorreichen, dem Dienste der Wissenschaft gewidmeten Lebens sind Sie mit der Schärfe, Klarheit und dem Freimut, denen Sie und die Welt die Erfolge Ihres Wirkens verdanken, dafür eingetreten, daß das Vermächtnis großer Vorfahren, das Prinzip, mit dem die Wissenschaft steht und fällt, und welches die deutschen Universitäten zu den ersten der Welt gemacht hat, die Voraussetzungslosigkeit der Forschung, ungeschmälert denen, die auf uns folgen, erhalten bleibe.“ . . .

Halten wir hier einen Augenblick inne! Dafür und dagegen wäre nun wirklich sehr viel zu sagen.

Zunächst darf es ja wohl das lebhafteste Interesse erwecken, daß sich dieser bedeutsame Vorgang in so Aufsehen erregender Weise nicht etwa in der Reichshauptstadt selbst, die ja doch gemeint ist, sondern auf unserem süddeutschen Boden abspielt, sonach eine Art „Los von Berlin!“ nunmehr auch auf wissenschaftlichem (nicht allein mehr dem künstlerischen und litterarischen) Gebiete damit offiziell begründet wäre. Allein sofort haben wir dagegen eine sehr scharfe und sehr gewichtige, grundsätzliche Einwendung anzubringen. Es muß nämlich gelinde Verwunderung erregen, zum Sprachrohr einer solchen Meinungsäußerung — galt es schon einmal die Tagespresse — nicht die „Münchner Allgemeine Zeitung“ gemacht zu sehen: ganz unzweifelhaft doch das zuständigste, vollauf berufene Organ aller wirklich gebildeten Leser und zumal der gelehrten Kreise, der einzig gegebene Ort für ein solch standesbewußtes Manifest! Das war unter allen Umständen hier eindringlichst einmal zu betonen: die Inkonsequenz bleibt eklatant.

Wir gehen noch weiter und fragen uns: Cui bono ist diese ganze Bewegung inszeniert, dieser Sittlichkeits-Verein organisiert worden? Wen oder was meinen diese mehr oder minder offenen und sehr öffentlichen Äußerungen? Es liegt nahe, an eine nicht mißzuverstehende Stellungnahme zum sattsam bekannten „Falle Spahn“ und gegen die für Straßburg „befürchtete“ Anstellung eines katholischen Professors der Philosophie hierbei zu denken, und wir können nicht anders, wir müssen da schon ausrufen: „Tant de bruit pour une omelette!“ Was speziell die so unleidlich in der Öffentlichkeit hin und her gezerrte Affäre Spahn anlangt, so hat vor Kurzem erst der ausgezeichnete Berliner Historiker und Kulturpsycholog Prof. Dr. Kurt Breysig, ein Mann, den „fast die gesamte Breite des zwischen zwei entgegengesetzten Weltanschauungen hinflutenden Stromes unserer Zeit“ — wie er selbst sagt — von den Anschauungen des „Historikers“ Spahn trennt, dennoch für dessen Persönlichkeit ganz ungewöhnlich warm einzutreten, für die Lauterkeit seiner Gesinnung eine starke Lanze gerechter Beurteilung im „Tag“ einzulegen vermocht; und wir können es uns nicht versagen, wenigstens einige der Hauptstellen aus dem, für alle wahrhaft Gebildeten und Vornehmgesinnten ungemein lesenswerten, Aufsatze hier zu zitieren.

Prof. Breysig schrieb da u. A.: „Was für den angehenden Staatsmann den besten Glücksfall bedeutet, daß er auf eine Zeit lang in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses seiner Nation gerückt werde, bringt dem Manne geistiger Arbeit selten anderes als Störung seines stillen Werkes. Und es wird für ihn zum Unglück, wenn in schwierigen Lagen die grob zufassende, nach raschem Urteil, aber nicht nach Billigkeit trachtende öffentliche Meinung sich in seine Angelegenheiten mischt. Dann aber erwächst denen, die ihn besser kennen, als dieser rasch und oberflächlich verhörende Richter, die Pflicht, ihre Stimmen zu erheben. Martin Spahn, ein noch im Beginn seiner Laufbahn stehender Geschichtsforscher, ist, wie ich finde, ohne seine eigene Schuld, durch ein verhängnisvolles Zusammentreffen seines persönlichen Schicksals mit großen staatlichen Maßnahmen und Wandlungen, in eine solche Stellung geraten, und der diese Zeilen schreibt, kann aus dem Umstande, daß der Betroffene in seinen Studienjahren als Jüngerer ihm, dem Älteren, in wissenschaftlicher Arbeit verbunden gewesen ist, nicht einen Grund zum Schweigen, sondern im Gegenteil eine Aufforderung zum Reden entnehmen. Spahn ist das Widerwärtigste zugestoßen, was einem ehrenhaften Mann begegnen kann: man hat die Lauterkeit seines Wollens in Frage gestellt. Und da man fast von allen Seiten auf ihn losgeschlagen hat, da ihn die Einen als katholischen Geschichtsklitterer, die Andern

als abtrünnigen Sohn seiner Kirche angegriffen, da ihn rechts die Vertreter seines Glaubens, links seine Fach- und Amtsgenossen bekämpft haben, und da als schlimmstes Ergebnis des Handels zuletzt für jeden, der nicht Neigung oder Muße hat, sich über den so hart Befehdeten eingehend zu unterrichten — und wer hätte das? — der Eindruck zurückbleiben mußte, daß an allen diesen Behauptungen doch ein Rest der Wahrheit sein müsse, und daß es sich hier um einen zwischen den Parteien hin- und herschwankenden Charakter handle, so scheint mir der Augenblick gekommen, für ihn einzutreten ... Spahn ist in ein angesehenes Amt ausnahmsweise früh gegen die Meinung seiner Fakultät von der Regierung berufen worden; aber man mag auch, wie der Schreiber dieser Zeilen, grundsätzlich für die Selbstverwaltung unserer wissenschaftlichen Körperschaften eingenommen sein, ein Grund für den Berufenen, diesen ehrenvollen Antrag abzulehnen, lag hier durchaus nicht vor. Die Beweggründe für seine Berufung liegen für jeden ruhig Urteilenden auf der flachen Hand: man will der Kirchenverwaltung die angestrebte Begründung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg durch einige Zugeständnisse erleichtern. Ein wie großes Interesse beide Bekenntnisse an der Überführung der jungen Priesterzöglinge aus dem engen Sonderdasein eines bischöflichen Seminars in die freie Luft einer Universität haben, ist offenbar. Der gute Friede zwischen den beiden Volksteilen, die in Allem und Jedem auf einander angewiesen sind, kann dadurch nur gefördert werden, und die überzeugt gläubigen, aber unparteiisch urteilenden Männer katholischer Wissenschaft, wie Franz Xaver Kraus und mancher Andere, legen den höchsten Wert auf diese Umwandlung. Nun hatte man die Absicht, durch Bestellung eines katholischen, gläubigen, aber zugleich unparteiischen und wissenschaftlichen Geschichtsforschers dieser nur durch gegenseitige Verständigung durchzusetzenden Maßnahme den Weg zu bahnen. Bei solcher Sachlage ist schwer zu verstehen, warum die selbe Universität, der die Erreichung dieses Ziels nur Nutzen bringen kann, so eifrigen Widerstand geleistet hat. — Aber noch weniger war zu begreifen, warum der Berufene selbst es hätte ablehnen sollen, einen weit größeren Wirkungskreis zu gewinnen. So jung er ist, so hatte seine Ernennung keinen für Andere gehässigen Beigeschmack. Die Zahl der Gläubigen und wissenschaftlich Tüchtigen unter den katholischen Geschichtsforschern ist sehr gering, es wären schwerlich mehr als ein oder zwei Ältere in Betracht gekommen, die überdies vermutlich eine Berufung abgelehnt hätten. Denn auch das kommt in Betracht: ohne Dornen ist diese Stellung nicht. Sie wäre auch ohne alle die ungünstigen Voraussetzungen, unter denen sie Spahn hat antreten müssen, eine überaus schwierige gewesen. Wer sie übernahm, wußte, daß sie ihm kein bequemes Lotterbett darbieten würde. Und Spahn hätte sicherlich weniger Selbstüberwindung nötig gehabt, wenn er ablehnte, als da er annahm. Er gieng in jedem Falle inneren und äußeren Kämpfen entgegen, von deren Bitterkeit diejenigen vielleicht nur geringe Vorstellung haben, die auf dem bequem ausgetretenen und durch hundert Gesinnungsgenossen geschützten Pfade einer üblichen Zunftlaufbahn zu wandeln gewohnt sind. — Eines aber hat auch darüber hinaus Spahn für sich anzuführen, daß er bis dahin seinen Weg sehr offen und sehr gerade gegangen war. Und es ist übel genug, daß die öffentliche Meinung, die ihn so neugierig in's Auge gefaßt hat, von diesem wichtigsten Punkte bisher gar nicht Notiz genommen hat. Spahns wissenschaftliche Tüchtigkeit im Sinne der technischen Befähigung kann überhaupt nicht in Zweifel gezogen werden: eine ausgedehnte, mit großer Sorgfalt ausgeführte Urkundenveröffentlichung und drei umfängliche, in jedem Betracht wohlfundierte Einzelarbeiten,

eine verfassungs-, eine wissenschafts- und eine kunstgeschichtlicher Richtung, legen dafür ein unumstößliches Zeugnis ab. Sie beweisen zudem eine für den heutigen Wissenschaftsbetrieb ganz ungewöhnliche Vielseitigkeit, die doch nirgends auf Kosten der Zuverlässigkeit erkauft ist. Viel wichtiger ist, daß Spahn in einem dieser Bücher, seiner Lebensbeschreibung des Cochläus, eine vollwichtige Probe wissenschaftlicher und zugleich religiöser Tapferkeit gegeben hat. Cochläus ist unter den zeitgenössischen theologischen Gegnern Luthers der bitterste, aber auch der bedeutendste ... Ja, wenn nur in einem so tauten Streit, wie dem jetzt entbrannten, die Ohren für so leise Wahrnehmungen noch fein genug blieben, man müßte aus der Wahl dieses Stoffes selbst etwas wie ein freimütiges Selbstbekenntnis des Verfassers heraustönen hören ... Sein Biograph, der des Cochläus geistige Wandlung mit ungewöhnlicher Seelenkunde hier entdeckt und bloßgelegt hat, ist schwerlich durch Zufall auf diesen Mann gefallen. Und was ihn anzog, war unzweifelhaft der junge Cochläus, in dem noch geistige und gläubige Absichten in Eines verschmolzen waren. Und vielleicht hat ihn auch der tragische Schimmer, der auf dem späteren Schicksal des Mönches liegt, angezogen, der Seelenschmerz, der in Cochläus selten, aber doch zuweilen laut aufschrie, wenn er die Lanze gegen einen der früher am höchsten verehrten Weggenossen, gegen Melanchthon etwa, einlegen mußte. Hat er da vielleicht innere Kämpfe voraus geahnt, die, härter als die heutigen, ihm nicht ausbleiben werden? Mögen sie ihm erspart sein, oder, besser gewünscht, möge er sie zu gutem Ende auskämpfen!"

Nun, wir meinen: mit diesem testimonium veritatis atque honoris kann Prof. Spahn sehr wohl zufrieden sein, und könnte sich auch die hoch zu Rosse sitzende „Wissenschaft" nunmehr zufrieden geben — oder doch wenigstens beruhigen. Prof. Breysig sagt aber, den Nagel auf den Kopf treffend, auch noch etwas Anderes in seinem nicht hoch genug anzuerkennenden Artikel, und selbst das können wir den Herren Gelehrten an dieser Stelle nicht gut ersparen. Er meint nämlich zum Schlusse: „Um die volle Wahrheit zu sagen — die heutige Wissenschaft Deutschlands braucht durchaus katholische Geschichtsschreiber des Reformationszeitalters. Uns hat selbst Janssen außerordentlich genutzt: er hat endlich einmal dem protestantischen Geschichtsbild dieses reichen Jahrhunderts ein durchaus notwendiges Seitenstück entgegengestellt ... Die frei Denkenden in unserem Volke haben dem Katholizismus gegenüber von je eine unbefangenere Stellung eingenommen, als die bekenntnisstrengen Protestanten von der Richtung des Gustav Adolf-Vereins. Das Lutherbild ihrer zukünftigen Geschichtsschreibung wird andere Züge tragen als das heute übliche, und ihr Urteil über die beiden Kirchen wird in etwas von der Überzeugung bestimmt werden, die heute schon jedem unbefangenen Seelenkundigen sich aufdrängt: daß diese Religion mehr von dem innersten, eigentlichsten Wesen der völligen Herzenshingabe des Glaubens als solchen hat, als ihre Nebenbuhlerin, mag sie dem Fortschritt einer schlechthin vernünftigen Weltanschauung auch viel größere Hindernisse in den Weg legen. Eine solche, von allen Vorurteilen losgelöste Geschichtsschreibung wird selbstverständlich gläubigen Katholiken ebenso wenig annehmbar sein, wie gläubigen Protestanten. Aber ihr und damit der Wissenschaft selbst muß alles daran gelegen sein, daß auch das Bekenntnis der Minderheit unseres Volkes in der Geschichtsschreibung ernsthaft zu Wort komme, was bisher noch fast gar nicht geschehen ist."

So weit also Breysig. Und wir schließen dieses Kapitel, indem wir sagen: Das ist Toleranz, das heißt uns wahrhaftige Duldung; nicht aber ein eisernes Professoren- und unfehlbares Universitäts-Gegenpapsttum, jene geistige „Ohrenverstopfung" nach der

anderen, der „aufgeklärten“ Seite hin, unter deren nationalliberalen Gemeinplätzen das Interesse unserer höheren „Kultur“ in Deutschland, der wahre, große „Kultur-Kampf“, wie wir Modernen ihn verstehen und verstehen müssen (vergl. „Gesellschaft“; I. Juli-Heft, S. 7 ff.), so lange schon ganz entsetzlich leidet! Denn auch das verdient hier noch ganz besonders nachdrücklich mit hervorgehoben zu werden: man traut ja wahrlich seinen Augen und Ohren nicht, wenn man, z. B. von Studien am „Nietzsche-Archiv“ zu Weimar, aus dem deutschen Norden nach dem südlichen Bayern zurückkehrt, wie hier immer und immer noch der „Kulturkampf“ kurzsichtig-engherzig als ein „Kultus-Kampf“ nur erst verstanden wird; wie Liberalismus und Klerikalismus die religiöse „Toleranz“ auch jetzt noch nicht viel besser denn als öde Schimpferei, wo nicht gar als wüste Keilerei zwischen Protestant und Katholik allein begreifen; wie kein Mensch dieser Kirchturm-, Rathaus- oder Staatspolitiker bis jetzt auch nur eine Ahnung davon zu haben scheint, wie in unseren Tagen bereits die Frage der „Kultur“ als solche steht — daß es heute klar und deutlich schon heißen muß: Christentum oder nicht? Evangelium oder hellenistische Renaissance? . . .

„Voraussetzungslosigkeit der Forschung“ — ein großes Wort, ein stolzer und schöner Begriff! Wie aber wohl, wenn wir damit vollends Ernst machen und alle die Herren beim Worte nehmen wollten? Würde er sich dann nicht, selbst in derzeitiger Fassung, noch als zu eng genommen ausweisen? Könnte er, weit genug gefaßt, loyale Staatsbürger nicht sogar gelegentlich in Konflikt mit ihren Pflichten als Regierungs-Untergebene, mit ihren Gefühlen für Staats-Einrichtungen und menschlich-allzumenschliche Verwaltung rc. bringen? Wie, wenn wir mit Kant einmal daran denken, daß alle Erscheinung sich in den rein subjektiven Anschauungsformen von Raum und Zeit allein nur zu fassen giebt, ein objektives „Ding an sich“ dahinter aber überhaupt gar nicht zu erkennen ist — wie dann? Was ist alsdann „voraussetzungslose Wissenschaft“ — um mit Pontius Pilatus hier einmal zu sprechen: was die absolute Wahrheit? Giebt es nicht am Ende schlechterdings nur eine individuelle Wahrheit? Was es ferner mit dem Unterschied zwischen einem staatsbürgerlich eingeschworenen Universitäts-Professorentum und einem freien, vorurteilslosen Gelehrtentum für eine tiefere Bewandtnis auf sich hat, das konnten ja bei Gelegenheit Erscheinungen wie Schopenhauer und Ed. von Hartmann, die Enthüllungen Fr. Zöllners, noch mehr die Fälle Eugen Dühring und Friedrich Nietzsche sehr wohl lehren, kamen diese Geister doch bei wesentlich anderen, lange Zeit von allen wohlbestallten Philosophiedozenten der fetten Nährkrippe geradezu für „horribel“ erachteten Forschungsergebnissen mit ihren unbedingten Wahrheits-Studien an. Es muß also doch immer einen recht gründlichen Unterschied zwischen „Voraussetzungslosigkeit“ und „Voraussetzungslosigkeit“ noch geben! Und weiter: warum denn gerade jetzt dieser emphatische Lärm, dieser Überzeugungs-Brustton? Warum hat er nicht schon längst alle theologischen Fakultäten (katholische wie protestantische), als unebenbürtig und in ihrer Marschroute a priori gebunden, mit seinem Entrüstungs-Kehrbesen von den deutschen Universitäten hinweggefegt? Warum giebt er ihnen, wie der Billardspieler seinem Partner, eine Reihe von Points als besondere Ausnahms-Privilegien noch vor, wie dies Professor Mommsen in seinem Schreiben ganz offenbar thut mit der Einschränkung „Abgesehen von den theologischen Fakultäten“...? Und wo blieben denn die Herren, die heute ihrem Berliner Wortführer mit solch' begeisterter Inbrunst beipflichten, damals als Männer wie Dr. von Hertling, Dr. Grauert und Andere zu Professoren an die Münchner Universität berufen und damit ihre stimmberechtigten engeren Kollegen wurden? Endlich — rund und nett herausgesagt: Liegt nicht in den Wendungen „das Vermächtnis großer Vorfahren . . . ungeschmälert . . . erhalten“ und „dieses uns überkommene Erbe zu hüten“ ein arg konservativer Sinn, ein mehr rück-

blickender, nahezu reaktianärer Geist, der sich nur schlecht mit einem „Varwärts!" bedingungslasen, wissenschaftlichen Fortschreitens des menschlichen Geistes oertragen will, und über welchen das lebendige, unerbittliche „Alles fließt!" maderner Entwicklung gelegentlich ebenso gut, wie über das Jammergeschrei aller aufgescheuchten bequemen Philisterseelen, einfach hinwegschreiten und zur Tagesardnung übergehen kann? . . .

Kein Zweifel, die traurigste Reaktian hat in unseren Tagen, aan aben nach unten, auf der ganzen Linie bedrückend eingesetzt; ganz ferne sei es aan uns, mit dem Kerne dieser zur Besinnung rufenden Bestrebungen im letzten Grunde etwa nicht zu sympathisieren, diese Warnrufe harthörig und hartnäckig nicht deuten nach oerstehen zu wallen. Das „Berufungsrecht", wenn überhaupt zweifellas aarhanden, ist heute aielfach durch das „Bestätigungsrecht" aan aben nahezu illusarisch gemacht, und nicht selten erscheint das Grundverhältnis dieser zwei gewichtigen Faktoren, aam streng fachmännischen Standpunkte aus besehen, als direkt auf den Kopf gestellt. Allein der eigentlichste „Krebsschaden" unserer Zeit, aan dem Praf. Mommsen sa beredt gesprachen, oan welchem es uns aber nachgerade schan zweifelhaft gewarden ist, ab er wirklich erst in seinen Anfängen steht und alsa nach heilbar sein wird, liegt unsres Erachtens de facto nach ganz anderswa. Man sei auch — um mit Mammsens eigenen Warten hier zu reden — „liberal" nicht nur „insaweit, als man dabei zugleich ministeriell bleibt"; man trachte als freier Lehrer der Wissenschaften und als unabhängiger Kulturjünger der Wahrheit nicht mehr nach Ehrenämtern, Titeln ader Prädikaten; man schlage Dekarationen und Medaillen aus, die nicht van Fachgenassen kammen, und selbst diese halte man künftig mehr als bisher sich vam Leibe; und man lasse sich keinesfalls in „Kammissianen" einfangen, die ja dach meistens nicht aiel Anderes als eines häheren „Willens bliud wählende Kür" aarzustellen haben —: da, wahrlich, ist nach immer Gelegenheit hinreichend geboten zum berühmten (aber anscheinend leider schan gänzlich unbekannten) „Männerstalz aar Königsthranen"; das wäre unsere hahe Varaussetzung zur „Varaussetzungslasigkeit" aller Wissenschaft und Farschung!

„Ein Schritt vorwärts?" Der „Staatsanzeiger" für Württemberg" überraschte bekanntlich das Land mit der Nachricht, daß zwischen dem Reich und Württemberg ein Übereinkammen betreffend Einführung gemeinsamer Pastwertzeichen getraffen warden sei. Das Übereinkommen ist derart getroffen, daß, wie es in Ziffer 2 heißt, die reichsverfassungsmäßige Selbständigkeit der württembergischen Pastaerwaltung, insbesandere (das ist ja die Hauptsache!) in finanzieller Beziehung, erhalten bleibt. Und der Termin, zu welchem die Einrichtung in Kraft tritt, sall der 1. April 1902 sein. Bis dahin hätte alsa auch unser sa aufgeklärtes Bayern nach gute Weil, sich eines Besseren füglich zu besinnen, damit es ihm nicht am Ende wieder, wie schan mit dem „Dr. Jng." und der 45tägigen Giltigkeitsdauer der Rückfahrkarten, ergehen möge: nämlich ruhmlas nur eben hübsch nachzuhinken! Und da überdies nicht die jetzige Reichspastmarke auch gleich für Württemberg Geltung behalten, sandern aielmehr zu diesem Zwecke eine gemeinsame neue Marke eigens geschaffen werden sall, ließe sich bei entsprechender Rührigkeit unserer Minister sagar nach haffen, daß zugleich unser Varschlag auf Erhaltung unseres eigentlichsten Reseroatrechtes aan wirklichem Kulturwert (aergl. „Gesellschaft" I. Juni-Heft, S. 319) einige Aussicht auf Mit-Durchsetzung haben und unser Deutschland endlich einmal eine wirklich schöne, geschmackaalle und

künstlerisch befriedigende Einheits-Marke damit erhalten könnte. Und daß wir gewisse „Reservatrechte" unserer bayrischen Post, die man nirgends anders im Reichspostgebiet findet, uns leicht anders wünschen könnten, das bildet überdies ein altes, an dieser Stelle wiederholt schon gesungenes Klagelied. Aber freilich unsere Verkehrs-Juristik! Sie läßt sich ja alles doch nur „abpressen". — Während wir uns hier also noch, volle 30 Jahre nach Schweißung der deutschen Einheit, die Köpfe zerbrechen, wo nicht gar gegenseitig einschlagen, über das schwerwiegende Problem einer „Reichseinheits-Marke", plant man in aufgeklärten und weltläufigen Kreisen längst schon nichts Geringeres als eine Weltpostmarke. „Nur immer langsam voran, damit der bayrische Landsturm auch ja nachkommen kann!" — so möchten wir da wohl am liebsten ausrufen. Von einem kleinen Staatswesen in Australien geht nämlich eine Initiative aus, welche geeignet ist, eine Revolution des gesamten Weltpostverkehrs zu bewerkstelligen. Die Regierung von Neuseeland ist's, welche ein Rundschreiben an sämtliche Postverwaltungen der Erde gerichtet hat, worin die Einführung einer einheitlichen Weltpostmarke zu 10 Centimes vorgeschlagen wird. Wenn dieser Vorschlag angenommen werden sollte, dann würde dies nichts weniger bedeuten, als daß beispielsweise ein Brief von Wien nach Peking nicht mehr kosten würde, als etwa ein Brief von Wien nach Graz, nämlich 10 Centimes. Bisher haben bereits die meisten Staaten auf diesen Antrag geantwortet. Italien, die Schweiz, Ägypten, Mexiko, Chile und Paraguay haben ihre volle Zustimmung gegeben. Deutschland verhält sich (natürlich wieder!) ablehnend. Frankreich, England, Rußland und Österreich haben darauf verwiesen, daß es am passendsten wäre, die Entscheidung über diese Frage auf den nächsten Weltpostkongreß zu verschieben, welcher im Jahre 1902 zu Rom abgehalten wird. Es wird sich also erst im nächsten Jahre entscheiden, ob im internationalen Postverkehre die von dem kleinen australischen Staate angeregte große Vereinfachung und Verbilligung zu Gunsten des Briefe schreibenden Publikums zu Stande kommen wird.

Leichenverbrennung oder Beerdigung? Im Jahre 1886 hat sich der Papst bekanntlich gegen die Feuerbestattung erklärt und die Beteiligung der Priester seiner Kirche an einer solchen verboten. Nun liest man in der „Flamme" (Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande) Nr. 219 Folgendes: „Auf jeden Fall ist es interessant, daß sich gerade in Italien, unter den Augen des Papstes, die Idee der Feuerbestattung am kräftigsten entwickelt. In allen größeren Städten bestehen dort Vereine, zusammen 44, mit einer sehr großen Zahl von Mitgliedern, und kein Land hat so viele Krematorien im Betrieb als Italien. Freilich, wenn für die katholische Kirche etwas abfällt, drückt Seine Heiligkeit wohl auch einmal beide Augen zu. Als nämlich im Jahre 1889 der Rittmeister i. P. Graf Eugen Silva Taronka starb, vermachte er dem Konvent der Barmherzigen Brüder in Wien 94 000 Gulden und sein auf 12 000 Gulden geschätztes Haus in Penzing unter der Bedingung, daß ein Bruder die Leiche zur Verbrennung nach Gotha begleite, dort die vorgeschriebenen kirchlichen Zeremonien abhalte, die Asche dann nach Wien zurückbringe und daß in der Konventkirche die Asche beigesetzt und mit einer Gedenktafel versehen werde. Diese Bedingungen wurden erfüllt, um sich nicht die reiche Erbschaft entgehen zu lassen." — Wir sind so wenig, wie unsere Tagespresse, in der Lage, die Richtigkeit dieser Angaben zu kontrollieren und müssen auch unserseits die Verantwortung dafür der „Flamme" überlassen. Die Nachgiebigkeit gegen so liebenswürdig unterstützte Wünsche wäre aber immerhin interessant genug. Daß übrigens, auch ohne politisch-praktische Nebenrücksichten, Katho-

lizismus und Leichenverbrennung keine absolut unverträglichen Dinge sind, das zeigt uns eine (gleichfalls jener „Flamme“ zu entnehmende) Statistik aus dem bekanntlich stock-katholischen Lande **Spanien**. Dort ist nämlich die Feuerbestattung nicht mehr nur auf dem Verwaltungswege „toleriert“, sondern sogar **gesetzlich** zugelassen worden. In dem im Madrider amtlichen Regierungsorgan „Gaceta“ veröffentlichten Erlaß heißt es, daß die Königin-Regentin die Verwaltung der Hauptstadt zur Erbauung von Krematorien bevollmächtigt, „weil diese Krematorien aus vielen **hygienischen** Gründen eine wahre Notwendigkeit sind. Sie können bei ernsten Gelegenheiten, wenn die Befürchtung einer Epidemie herrscht, Dienste von höchstem Werte für das öffentliche Wohl leisten; sie müssen als ein wahrer Fortschritt erachtet werden, der weder präjudiziert, noch irgend welche achtungswerte Gefühle verletzt.“ O weise Königin! O gerechte Regentin!

Gemischte Gerichte! Man mag sich vielleicht täuschen und Utopien damit nachhängen; allein die in einer Resolution des „Kongresses für Urheberrechts- und gewerblichen Rechtsschutz“ 1901 zu Köln ausgesprochene Auffassung von der Notwendigkeit solcher Gerichte entspricht zunächst jedenfalls genau **den** Erfahrungen, die man allenthalben auf diesem Gebiete, sehr unangenehmer Weise gelegentlich am lebendigen Leibe, machen kann. Dr. **Karl Schäfer** schreibt in der „Litterarischen Praxis“ anregsam kommentierend zu jener Resolution — und wir folgen ihm hier um so lieber, als der Herausgeber dieses Blattes „in eigener Sache“ jüngst dem amtierenden Herrn Richter einer Münchner Zivil-Instanz ganz Ähnliches bereits persönlich entgegenzuhalten hatte. Es heißt da u. A. so wahr als treffend: „Auch die **Schriftsteller und Künstler sehen sich durch die Art der Rechtsprechung**, wie sie in Urheberschutzfällen, in Verlagsrechtssachen und **auf dem eigentlichen Kunstgebiet von den deutschen Gerichten geübt wird**, nachteilig beeinflußt. Das Bedürfnis nach **Beiziehung von sachmännisch vorgebildeten Elementen** zu „Beisitzern“ ist hier ganz das Gleiche. Die Erfahrung hat auch hier gezeigt, daß die deutschen Gerichte Interessenfragen der Urheber und Künstler, wie sie in Prozessen auftauchen, **ein sehr geringes Verständnis entgegen bringen**, weil die einschlägigen Verhältnisse ihrem Gesichtskreis zu fern liegen. Daß sich in Künstler- und Schriftstellerkreisen der Wunsch nach gemischten Gerichten mit fachmännisch vorgebildeten Beisitzern noch nicht zu einem Antrage an die zuständigen Behörden des Reiches verdichtet hat, schreibt sich lediglich aus dem Umstande her, daß keine beruflichen Kreise eine korporative Interessenvertretung in der Weise, wie sie die deutsche Kaufmannschaft und die deutschen Industriellen seit Jahren besitzen, bis jetzt nicht aufzuweisen haben. Eine Zentralisation auf dem Gebiete des rechtlichen Interessenschutzes wäre aber auch hier angezeigt, und ist heute nur eine Frage der Zeit, denn allenthalben sieht man das Bedürfnis immer stärker hervortreten, die **Unzuträglichkeiten in der Rechtsprechung, an denen Deutschland krankt**, durch eine den Anforderungen der Zeit Rechnung tragende Neubildung der Gerichts-Verwaltungsstellen zu beseitigen. Wie sehr diese Neubildung not thut, beweisen die nicht verstummenden Klagen aus allen Kreisen, die eine Abhilfe, sei es in Form von gemischten Gerichten, sei es in Form obligatorischer Schiedsgerichte, dringend erwünscht erscheinen lassen.“

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Durch die Presse gieng unwidersprochen die Nachricht, wie die Kaiserin-Witwe von China die hohen Verdienste des jüngst verstorbenen Li-Hung-Tschang dadurch be-

sanders geehrt habe, daß sie ihm **nach seinem Ableben** den Titel eines „Marquis" verlieh. Und da behauptet man noch immer, daß die Chinesen in der „Kultur" sa weit zurück wären und van uns nach sehr aiel annehmen könnten! Schan bei Gelegenheit der Sühneprinzen-Reise, in Sachen „Katau", hatte man hierzulande Gelegenheit, die verfänglichsten Vergleiche mit unseren eigenen Verhältnissen anzustellen, und an abiger Natiz zeigt sich auf's Neue, wie unendlich viel **wir** eigentlich van den Chinesen zu lernen hätten. Oder: würde nicht auch viel Streberei bei uns durch salche grundsätzlich nur „pasthume" Verleihung van Titeln und Dekaratianen getilgt und wenigstens besser wieder mit Mannestüchtigkeit und Menschenwürde in Einklang gebracht werden können?

Überaus treffend, unseres Erachtens, schrieb unlängst **Maximilian Harden** in seiner „Zukunft" über das letzte **Virchaw-Jubiläum** — es war Zeit, daß das einmal furchtlos-frei zur Sprache kam: „**Wieder eins.** Es wäre nützlich, einmal festzustellen, wie aft im Laufe des letzten Jahrzehntes der Geheime Medizinalrat und Prafessar Dr. Rudalf Virchaw öffentlich gefeiert warden ist. Irgend einen Jubiliertag wird man wahl in fast jedem Semester finden. Wenn sich gar kein besserer Anlaß bat, wurde in frahem Hachgefühl des Tages gedacht, da einst irgend eine van Virchaw herausgegebene Zeitschrift zu erscheinen begann. Nie ist ein Mann so aft und sa laut auf dem Markt gelabt warden; niemals. Und er kann es aertragen; pünktlich stellt er sich zu jeder Feier ein, und ihm zuckt nicht die Wimper, wenn ihm Schmeicheleien in's Gesicht gesagt werden, die einem asiatischen Despaten das Blut in die Schläfen treiben kännten. Am 13. Oktaber ist er 80 Jahre alt gewarden; und was da in Rede und Schrift zu seinem Ruhm geleistet wurde, übertraf alles, was die keckste Phantasie zu erträumen vermachte. Der größte Naturfarscher des neunzehnten Jahrhunderts und der größte Mediziner aller Zeiten wurde er genannt und als Hygieniler, Pathalage, Etbnaloge, Anthrapalage gepriesen. Daß er der größte Sohn seines Valkes ist und kein Anderer der Menschheit salche Wahlthat erwiesen hat, hörten wir; und in dem Heulchar der Begeisterten kannte es kaum auffallen, als einer der trunkenen Vasallen sein langes Sprüchlein mit dem Brunstschrei schloß: ‚Meister, laß dir die Hand küssen!'"

Eine Art Interview-Leitartikel kunstpalitischer Natur des bekannten Hrn. Alfred Halzback, der sich selbst sa gerne zum deutschen Litteratur-Gärtner macht, versicherte jüngst an sattsam bekannter Stelle, daß auch Hermann **Sudermann** u. Andere bei Einreichung ihrer, der Theaterwelt wieder bevarstehenden neuen Stücke jetzt ernstlich an ein „**Las van Berlin!**" dächten und sich die Ignarierung der Premièren- und Reichshauptstadt sagar zum Prinzip machten. Da ist Herr Alfred Halzback aber doch auf einen schlimmen Halzweg geraten und hat dabei zumal einen argen Back geschaffen. Denn zum „Prinzip" gehört dach ganz offenbar auch, daß man damit den **Anfang** mache und nicht erst am schlechten Ende, wenn die Trauben sich bereits als zu hoch erwiesen, diese auf einmal schrecklich sauer finde. **Nunmehr** van Berlin absehen wollen, weil dieses nicht mehr recht mitthun noch — bei der Regelmäßigkeit der alljährlich wiederkehrenden Erscheinung — die nötige Begeisterung ihren Saisan-Novitäten entgegen bringen will (wie es die Herren Sudermann, Dreyer, Halbe zu planen scheinen): das wäre nicht Offensiae, sandern Defensive, und hieße doch nur aus der Not eine Tugend machen.

Sic transit gloria mundi! J. G. **Catta** (G. m. b. H.) in Stuttgart, bekanntlich der berühmte Verleger ehemals eines Goethe und Schiller, der „Allg. Ztg." und später Heinrich von Steins, haben — **Oskar Blumenthals** „Fee Caprice" jüngst in Verlag genammen. Der „zeitgemäße" Über-

gang hierzu war ja allerdings schon durch Hermann Sudermann gegeben.

Zu unserem Ausdruck des Befremdens darüber, daß die Münchner Presse die hohen Eintritts-Preise der Festspiele im Prinzregenten-Theater zu rügen, so wenig sich ein Herz nahm (vergl. „Münchner Rundschau" im II. Okt.-Heft der „Gesellschaft" S. 120) wäre heute gerechter Weise ergänzend wohl nachzutragen, daß im „Bayr. Kurier" und im „Kyffhäuser" unsere gesch. Mitarbeiter Hermann Teibler und Dr. Otto Helmut Hopfen sich gleichfalls sehr abfällig über diesen wunden Punkt geäußert haben. Weiterhin nach schreibt dem Herausgeber Hans von Wolzagen aus Bayreuth liebenswürdig aufklärend zu der in der „Musik" von ihm ausgesprochenen Vermutung, daß wohl Siegfried Wagner als Dirigent des „Nibelungen-Rings" zu Bayreuth an dem verunglückten Schluß-Einsatze der Nornen die Schuld getragen habe: „An der Entgleisung in der Nornen-Szene, bei einer der ungefährlichsten Stellen der ganzen Partitur, waren weder die Sänger noch der Dirigent schuld, sondern ein unglücklicher Baßposaunist war in einen falschen Schlüssel geraten, wogegen nichts zu thun ist, außer daß die Sängerinnen gescheiter Weise alsbald zu singen aufhörten. Der Mann war in Verzweiflung; aber Mottl sagte zu Siegfried, merkwürdiger Weise sei ihm an der selben Stelle das Gleiche bei seinen Direktionen des Ringes schon zwei Mal passiert." — Der Wahrheit immer die Ehre!

Von Otto Julius Bierbaums Gedichtsammlung „Irrgarten der Liebe" sind — wie man der Tagespresse bequem entnehmen kann — drei Auflagen, 16. bis 25. Tausend erschienen, außerdem befinden sich, wie der „Insel-Verlag" mitteilt, das 26. bis 36. Tausend bereits in Vorbereitung — ein Erfolg, der seit Scheffel und Geibel sicherlich keinem modernen Lyriker beschieden gewesen sei. Für diese Gedichtsammlung seien dem Dichter obendrein noch 1000 Kronen des Wiener „Bauernfeld-Preises" zuerkannt worden. Wir gratulieren, fragen aber doch zugleich auch: War das, nach jenem Vordersatze, wohl noch nötig? Von den durch die Beilage der „M. Allg. Ztg." sehr dankenswert vertretenen Angriffen gegen Formal-Fehler des „Preisgerichtes" hier noch gar nicht zu reden!

Vor einiger Zeit erschien bekanntlich in der „Südwestdeutschen Rundschau" ein „Aufruf an die Künstler und Kunstfrohen von Frankfurt, die vom Rhein, Main und Neckar". Im Anschluß an diesen hat sich nun in Frankfurt a. M. unter'm 3. November eine ganze „Gesellschaft für ästhetische Kultur" konstituiert. Sie beabsichtigt, einen engen geselligen Verkehr zwischen Kunstfreunden und Künstlern jeder Gattung in eigenen, stimmungsvoll ausgestatteten Räumen herbeizuführen. Außerdem wird die Gesellschaft litterarisch-musikalische Abende vor geladenem Publikum veranstalten, sowie die Bestrebungen zur Verbreitung ästhetischer Kultur in allen Bevölkerungsklassen kräftig unterstützen. — So hofft der Verein, im Laufe der Zeit, die zahlreichen, von einander getrennten Gruppen und Untergruppen von Kämpfern für ein lebendiges Kulturleben in Deutschland zu verbinden und zu immer erfolgreicherem Schaffen anzuspornen. Die Geschäftsleitung befindet sich in Frankfurt a. Main, Kettenhofweg 21, erste Etage." Q. F. F. Q. S.

Einen kleinen, aber wichtigen Passus aus den Verhandlungsberichten des Kneißl-Prozesses möchten wir — im Gegensatze zu den Anschauungen des Herrn Staatsanwaltes — doch nicht ganz übersehen wünschen; er lautete: „Mehrere Entlastungszeugen sagten aus, daß Kneißl nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis im Jahre 1899 wiederholt Arbeit gesucht, solche gefunden und auch fleißig gearbeitet habe, aber stets entlassen wurde, wenn bekannt geworden sei, daß man es mit dem ‚Schachermühle-Hias' zu thun habe." „Gesellschaft für ethische Kultur" — vor!



Neues von Meyer und Hendel.

Von Dr. Josef Hofmiller.
(Freising.)

An dieser Stelle wurde angekündigt, daß die Veröffentlichungen unserer Groschenbibliotheken von nun ab fortdauernd hier besprochen werden sollten, so weit sie Wertvolles brächten. Diesem Versprechen gemäß sei auf einige neue Erscheinungen der von Dr. Zimmer umsichtig und geschmackvoll geleiteten Meyer'schen Volksbibliothek hingewiesen: vor Allem auf Stifters zart-leidenschaftliche Novelle „Brigitta" und das wundervolle Winteridyll „Bergkrystall"; mögen die andern Werke Stifters bald folgen! Stifter scheint mir eine der vornehmsten und höchsten Kulturerscheinungen des abgelaufenen Jahrhunderts zu sein; sein Stil ist von grandioser Sicherheit und still leuchtender Schönheit, und hinter all den schlichten Worten und innigen Gestalten errät man eine feine, gütige und adelige Seele. Für weitere Veröffentlichungen würd' ich nur wünschen und bitten, daß das unverständige Gerede von Leidenschaft, die Stifter angeblich gefehlt habe, in den Einleitungen fürderhin gestrichen werde. Habbertons Kinderbuch „Von anderer Leute Kindern" verdient ob seiner hellen und fröhlichen Liebenswürdigkeit große und kleine Leser. Die portugiesischen „Dorfgeschichten" von Braga und Ferrari's altmodisch-anmutiges Lustspiel „Medizin für ein krankes Mädchen", Ruppius' Wild-Westgeschichte „Das Vermächtnis des Peblars", Gogols herb-satirische Korruptionskomödie „Der Revisor" sind als leichte Lektüre zu empfehlen. Besonders verdienstlich ist das Bestreben des Bibliographischen Instituts, aus den großen, teuren Sammelwerken kleine, belehrend unterhaltende Bändchen herauszunehmen und um einen Nickel zu geben. Hans Meyers „Deutsches Volkstum" ist gleich ein hervoragend glücklicher Griff, auch M. W. Meyers „Kometen und Meteore" lesen sich interessant, und von Brehm sind nun den Fischen, Insekten, Kriechtieren und Lurchen, Pferden und Eseln, Vögeln, Rindern und Säugetieren „Die Elefanten" gefolgt: eine ausgezeichnete Gelegenheit, sich eine Taschenzoologie in Einzeldarstellungen zu verschaffen.

Gleichzeitig bringt das Bibliographische Institut eine neue Goethe-Ausgabe, die 15 Bände umfassen soll, den Band um den fabelhaft billigen Preis von 2 Mark. Der mir vorliegende erste Band bringt eine knappe und verständige Biographie Goethe's vom Herausgeber Heinemann, einen gelungenen Versuch über Goethe als Lyriker von dem selben, die im ersten und zweiten Bande der Cotta'schen Ausgabe enthaltenen Gedichte, die von sparsam verteilten, unaufdringlichen und sachlichen Anmerkungen begleitet werden, endlich einen brauchbaren philologisch-kritischen Apparat nach dem Vorbilde der Weimarer Ausgabe, der auch die in den kastrierten Ausgaben unterdrückten Gedichte, wie z. B. die zwei bekannten römischen Elegien enthält. Der Einband ist fest, das Papier gut, eine Radierung von Krauskopf (nach dem bekannten Bilde Stielers in der neuen Pinakothek) und Faksimile's schmücken den Band. Wenn die folgenden ebenso gut ausfallen, wird man nach der besten Goetheausgabe nicht mehr fragen brauchen.

Van den Neuerscheinungen des verdienstvollen und rührigen Hendel'schen Verlages seien fünf herausgegriffen: Walter Scotts „Kloster" ist keins seiner berühmtesten Werke, verdient aber auch heute noch Leser. „Der Gsöllherr" von Greinz behandelt den Herzenskampf eines Kaplans im Tuxerthal, ohne in süßliche Salantiralerei zu verfallen. „Die Abenteuer des kleinen Walther" von Multatuli sind eine bedeutsame Erscheinung, auf die ich noch zurückkammen werde, wenn das selbe Werk auch aus dem um die Einführung Multatuli's in Deutschland hachverdienten Verlage von Bruns in Minden vorliegen wird. Das ist ein kühnes, freies und merkwürdiges Buch, das niemand aus der Hand legen wird, ahne tiefe und starke Anregungen empfangen zu haben. Der Roman „Ohne Dogma" van Sienkiewicz ist über den historischen Ramanen des stark in die Made gekammenen Polen zu Unrecht übersehen warden; ich schenke die sämtlichen Romane Paul Baurgets für dieses eine Buch her. Denn Baurget ist ein parfümierter blutarmer Pedant im Vergleich zu dem geistreichen, warmfühlenden Sienkiewicz, der allerdings, seitdem er der Hausdichter von Beuziger & Co., Einsiedeln, Rom, Newyark und Cincinatti geworden ist, bedauerlich zu seinem Publikum sich herabläßt. In „Ohne Dagma" ist er ein kluger guter Eurapäer, in seinen übrigen Werken ein nationaler Autor mit katholisierender Tendenz. Des Jeremias Gotthelf „Geld und Geist" hab' ich mir zuletzt aufgehaben. Der Herausgeber, Dr. Kwest, hat das herrlich kräftige und gemütstiefe Werk in's Hochdeutsche übertragen. Ich bedauere, mit dem verdienstvallen Herausgeber hier durchaus nicht übereinstimmen zu können. Es heißt, Gatthelf sein Bestes nehmen, wenn man ihm den Dialekt nimmt. Der ganze würzige und herbe Erdgeruch geht zum Teufel. Ich habe gerade dieses Buch sargfältig mit der Originalausgabe verglichen und kann nur sagen, daß letztere unendlich echter, badenständiger, anheimelnder ist. Wir Süddeutsche haben mit Vergnügen in Fritz Reuter und Klaus Groth uns hineingelesen und manches kostbare Erbgut unserer Sprache ist vielleicht auf diese Weise der Schriftsprache erhalten und lebendig geblieben. Wir können verlangen, daß man Gotthelf unverändert bringe. Anmerkungen unter dem Texte, wie bei Reuter, sind stellenweise notwendig. Von dieser Beanstandung abgesehen, ist das prächtige Buch auf's Herzlichste willkammen zu heißen. Denn Gatthelf war ein sa echter und starker Naturalist, wie sonst keiner. Was ist dach Zola's „La terre" für ein widerliches, gezwungenes und in seiner Raheit raffiniertes Buch, wenn man's mit einer Bauerngeschichte des auch van Gattfried Keller hoch gehaltenen Schweizers vergleicht!

Darf ich dem Hendel'schen Verlage ein paar Wünsche sagen? Im nächsten Jahre wird Ludwig Feuerbach „frei". Reclam hat die beste und vollständigste Schopenhauerausgabe gebracht; will vielleicht Hendel den Ehrgeiz haben, dem großen und ehrwürdigen Denker Feuerbach zu seinem Rechte zu verhelfen? Sodann wäre wünschenswert eine gute, möglichst vollständige Ausgabe Brentana's, Übersetzungen van Kipling, Balzac, Gorjki, Verga, der Imaginary Conversations van Walther Savage Landar; Taine's „Vie et Opinions de Mr. Graindorge", Stendhals Traktat „De l'amour", seine Romane und Reiseschilderungen, Oskar Wilde's „Intentions", Walter Paters „Renaissance" und „Imaginary Portraits", möglichst alles von Emerson, Thareau und Walt Whitman, die Spruchsammlung Dhammapada, der Briefwechsel Goethe's und Zelters — das wäre einmal ein erster Wunschzettel!

Litteraturgeschichte.

Kleines Gottsched-Denkmal. Dem deutschen Volke zur Mahnung errichtet von **Eugen Reichel.** Erstes und zweites Tausend. Berlin, Gottsched-Verlag.*)

„Das vorliegende Buch ist eins von den seltneren, die mit dem Herzen geschrieben sind. Darauf beruhen seine Vorzüge und Schwächen. Für den Verfasser ist Gottsched immer nur der Vielverkannte, dessen Ehrenrettung ihm heilige Herzenssache ist. Und weil er dies persönliche Verhältnis nirgends verleugnet und mit einem opferwilligen Idealismus für diese von ihm verfochtene Sache eintritt, darum dürfen wir ihm auch unsere Anerkennung nicht versagen, und ich möchte ebendeswegen dem Verfasser gönnen, daß sein Lebenswerk Beachtung und nicht blos Achselzucken finden möge. Denn dieses letztere wird überall da ihm nicht erspart bleiben, wo der kühle Verstand allein seine Resultate prüft. Was soll ein nüchtern denkender Mann dazu sagen, wenn es auf dem vorgehefteten Blatte heißt: ‚Kein Deutscher wird in Zukunft mehr wagen, über den großen Patrioten, den freien, stolzen, mutigen Denker und Dichter, den Reformator unseres ganzen geistigen und sittlichen Lebens zu lachen oder geringschätzig zu urteilen!‘ Ist denn wirklich unsere Litteraturgeschichte so ungerecht gegen den Mann gewesen? Ich sollte denken, von Küttner ab, der in seinen Charakteren teutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781, S. 230 flg., Gottscheds Verdienst auch gegen Lessing hervorhob, bis auf Scherers Litteraturgeschichte ist, um eins der bekanntesten Bücher zu nennen, ‚das Unvergängliche der Lebensarbeit Gottscheds‘ mit ruhig abwägendem Urteil anerkannt. Aber ebendies fehlt Eugen Reichel. Er sieht nur immer wieder das absprechende Urteil Lessings, Goethe's und der Zeitgenossen und läßt sich nun verblenden, in seinem Helden einen „Nationalhelden" allerersten Ranges zu sehen. So sagt er Vorr. S. VI: ‚Wie Bach, wie Friedrich II. . . . zu Ehren gekommen sind, so muß auch Gottsched (der zweifellos größte, glänzendste Stern dieses großen deutschen Dreigestirns) wieder zu Ehren kommen;‘ und S. VII: ‚er, der größte Deutsche seiner Zeit, doch zugleich der sittlichste, der edelste Mann, dem in dieser Beziehung vielleicht nur Schiller ähnlich und nahe verwandt ist. Aber er war noch mehr!‘ Das muß doch auch dem ein Lächeln abnötigen, dem es leid thut, zu sehen, wie ein geistvoller Mann sich durch seine ehrliche Begeisterung dazu hinreißen läßt, so völlig über's Ziel hinauszuschießen. Ebenso wird jeder den Kopf schütteln müssen, der die Schilderung Lessings auf S. 55 flg. liest. Wir geben gern zu, daß die Art, wie Gottsched von Lessing behandelt wurde, nicht verdient war; aber wir treten trotzdem nicht mit Eugen Reichel auf Gottscheds Seite, wenn wir Lessing dort so völlig kritik- und geschmacklos herabgewürdigt sehen. Man lese und staune: ‚Lessing war aus der Schule des Buch- und Brotgelehrtentums hervorgegangen, hatte nichts Solides gelernt, nur dort und hier genascht, und war voll vom Ehrgeiz, eine litterarische Rolle zu spielen.‘ ‚Lessing kam Zeit seines Lebens nicht über das Kompilieren, das Philologengezänk und jenen, allen Buchgelehrten anhaftenden Hochmut hinaus, der mit seinem absprechenden Urteil stets bei der Hand ist.‘ ‚Seinem (Lessings) leicht über die Oberfläche der Dinge hingleitenden, boshaften, selbst vor Verleumdungen nicht zurückschreckenden Witze gelang das (Gottsched unter die Räder zu bringen) vollständig.‘ In dieser Art geht es dann weiter. Lessing

*) **Vorbemerkung der Schriftleitung:** Nachdem vier unserer Herren Fach-Referenten es uns rundweg abgelehnt haben, sich auf Herrn Eugen Reichels Gottsched-Studien einzulassen, drucken wir — einer früheren Anregung des „Kunstwart" in Sachen „Waschzettel" gern Folge gebend — an dieser Stelle einmal wörtlich ab, was Oberlehrer **Karl Schmidt**-Elberfeld in Dr. O. Lyons bekannter und vortrefflicher „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" darüber gesagt hat.

hot donach eigentlich nichts weiter gethon, als Gottsched ausgeplündert.

Doch wozu viel anführen, um nur ein Lochen zu erregen, das mir nicht passen zu wollen scheint zu dem ehrlichen Streben Eugen Reichels, seinen Helden aus der Dunkelheit ins helle Licht zu stellen! Die Art, wie er dies thut, muß entschiedenen Widerspruch finden. Wenn er es aber unternimmt, Gottsched durch Veranstaltung kleinerer Ausgaben mit Ausscheidung des Veralteten wieder bekannter zu machen, so verdient das durchaus unsere volle Zustimmung. Daß ihm dies Unternehmen auch durch die nötige materielle Unterstützung gesichert werde, ist nur zu wünschen. Der Preis für die einzelnen Hefte ist auf 2 Mark festgesetzt. Es wird also möglich sein, mit verhältnismäßig geringen Kosten sich noch und noch die wichtigsten Schriften Gottscheds zu verschaffen; ihren Wert für die Beurteilung der damaligen Kultur wird schon daraus jeder ermessen können, daß dieser Mann thatsächlich ein Jahrzehnt lang der Brennpunkt der geistigen Entwickelung Deutschlands gewesen ist."

Ludwig Geiger: Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Berlin, Paetel.

Dieses Buch Geigers bezweckt insbesondere Mitteilung ungedruckter oder schwer zugänglicher Dokumente zur innern und äußern Geschichte Weimars während der drei ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts. Abgesehen von einem bisher nicht veröffentlichten Briefe Wielands an seinen Sohn Ludwig beziehen sich diese Dokumente hauptsächlich auf Böttiger, Voigt, die Großfürstin Maria Paulowna, Goethe's Unterredung mit Napoleon, die Plünderung Weimars im Jahre 1806, wie überhaupt die Geschichte der Napoleonischen Invasion und ihrer Folgen, und auf Goethe's Tod; am ausgiebigsten ist die sehr umfangreiche Böttiger-Sammlung der königl. Bibliothek in Dresden benutzt worden: Briefe an Böttiger bilden den Grundstock des über zwanzig Bogen starken Bandes. Unmittelbares Interesse hat wohl für jeden Litteraturfreund der Wieland'sche Brief, das neue Material zur Kenntnis Böttigers und manches Andere. Wir sehen Wieland, der in seinen Werken mehrfach die Familiensympathie mit schönen Farben geschildert hat, im Verhältnis zu seinem Sohne als strengen und doch immer liebevollen Vater und finden die Darstellung bestätigt, welche bereits Goethe in der Gedenkrede auf Wieland von dessen Familienleben entworfen hat. — Mit Staunen hingegen werden die meisten Leser von Geigers Buch bemerken, wie weit die Parteinahme preußenfeindlicher Kreise für den „Protektor" Napoleon gegangen ist; als Napoleon der durch französische Unvorsichtigkeit in schweres Unglück gebrachten Stadt Eisenach ein Geldgeschenk zugewendet hat, ruft Voigt in seinem Briefe vom 1. November 1810 (S. 182) glücklich aus: „Sind wir nicht geliebte Kinder eines großen Familienvaters?" und in seinem Briefe vom 4. Dezember 1806 (S. 169) lesen wir gar: „Das arme Jena hat auch von Neuem wieder Gnade gefunden, deren Wirkung in der Folge vielleicht bedeutend sein kann. Der große Kaiser wird Jena nie anders als mit Vergnügen aussprechen können. Denn keiner seiner Siege, selbst der bei Marengo nicht, hat solche Folgen gehabt, als der recht klassische bei Jena." — Das Kapitel über Goethe's Unterredung mit Napoleon setzt sich weniger Mitteilung neuer als Prüfung schon bekannter Berichte und Darstellung nach authentischen Quellen zur Aufgabe; zur Erreichung des letztgenannten Zweckes könnte wohl manches weiter ausgeführt sein; so erfährt man nicht des Genaueren, was Napoleon an Voltaire's „Mahomet" auszusetzen hatte, und wie der Kaiser das Stück, oder vielmehr dessen Hauptperson, vom Standpunkte der Politik aus betrachtete und als Praktiker im Weltgeschichtemachen beurteilte. Übrigens erhält diese Beurteilung des Mahomet besonderes

Interesse durch die von Bernays behandelte Thatsache, daß man in Wien die Aufführung des Stückes wohl aus Rücksicht auf den Imperator verboten hat. Auch daß nach dem, freilich nicht besonders zuverlässigen Bourienne Napoleon den Koran in der Rubrik „Politik“ seiner Reisebibliothek bei sich führte, mag hier Erwähnung finden. — Die Böttiger betreffenden Abschnitte enthalten eine Art Rettung des viel getadelten Mannes; aber mag er auch ein trefflicher Gelehrter, ein vernünftiger Schulmann gewesen sein, und mag er auch in einzelnen Fällen nicht so intrigant gehandelt haben, wie man gewöhnlich annimmt, so wird damit Goethe's und Schillers Abneigung gegen ihn doch nicht als schlechterdings unberechtigt erwiesen; sie wird sich mehr gegen Böttigers Sein als gegen sein Handeln, mehr gegen die ganze Persönlichkeit und ihre Gesinnungen als gegen ihre einzelnen Thaten gerichtet haben. Der immer wiederkehrende Gegensatz zwischen großen Männern und ihrer zufälligen Umgebung zeigt sich im vorliegenden Buche zwar nicht so anschaulich wie in dem von Erich Schmidt in seinen Charakteristiken veröffentlichten Berichte eines Höflings über Klopstock; aber wie werden doch um hübsche Beiträge zur Naturgeschichte des Philisters bereichert. Da berichtet z. B. Kirms, der doch immer noch nicht zur eigentlichen Arrièregarde der Menschheit gehört, am 2. November 1804 an Böttiger (S. 69 A.): „Nächsten Sonnabend wird hier Tell gegeben. Der letzte Akt bleibt weg, auch wird so viel gestrichen, daß die Vorstellung halb neun geendet sein kann. Ich denke, die Herren werden nun nicht mehr so lange Stücke schreiben.“ Und Kanzler Müller muß (S. 364) die Herausgeber von Goethe's nachgelassenen Werken gegen den Vorwurf verteidigen, daß sie im zweiten Teil des Faust den dritten Akt nicht weggelassen haben, der doch schon früher mitgeteilt war! — Als kleine Zusätze und Berichtigungen möge, unter Abstraktion von den nicht ganz seltenen unrichtigen Seitenangaben, Erwähnung finden, daß der Name des Hummel'schen Schülers (S. 359) unzweifelhaft Henselt statt Henzel heißen muß, daß bei den Angaben über das Buch „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate“ (S. 156 A.) wohl auch Goethe's Rezension einen Platz verdiente und daß zu den Notizen über den französischen Gesandten Baron von St. Aignan (S. 193) Goethe's Gespräche zu vergleichen sind; Goethe und Napoleon als die beiden größten Männer jener Zeit zu bezeichnen, wird den Widerspruch vieler Bewunderer Beethovens (aber nicht Nietzsche's, d. Schr.) herausfordern.*) — — Die angeführten Proben zeigen, daß das Buch viel Wissenswertes enthält; aber auch das nicht unmittelbar Interessierende kann mittelbar für wissenschaftliche Zwecke wichtig und dem Genusse an der Nationallitteratur förderlich werden; bei der Interesse- und Verständnislosigkeit, welcher die litterarische Detailforschung besonders häufig begegnet, gebührt dem Herausgeber, der so viel Mühe aufgewendet hat, um unsere Kenntnis zu mehren, lebhafter Dank. P. N. C.

Goethe's Faust am Hofe des Kaisers. In drei Akten für die Bühne eingerichtet von Johann Peter Eckermann. Aus Eckermanns Nachlaß herausgegeben von Friedrich Tewes. Berlin, Georg Reimer.

Ein zierlich kartoniertes Büchlein aus Eckermanns, des bedingungslos verehrenden Kärrners, alten Tagen zeigt uns den peinlich-ordentlichen Archivar an der echt deutschen Arbeit des „Einrichtens“, behutsamen Stutzens und harmlosen Erklärens. Der brave Sammler und — übrigens ganz physiognomiebare — treffliche Stilist

*) Seit diese Anzeige geschrieben worden ist, die hier unliebsam verspätet zum Abdruck kommt, haben sich noch manche Berichtigungen und Zusätze aus Paul Holzhausens gelehrten Aufsätzen in der Beilage zur „M. Allgemeinen Zeitung“ ergeben.

hat auch der lieben Deutlichkeit und pedantischen Rundung zu Liebe etliche Verselein zugedichtet. Dr. Richard Schaukal.

August Sauer: Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Berlin, B. Behr's Verlag.

Diese Sammlung ist ein verdienstvolles Werk, gleichermaßen für Kultur- wie für Litteraturgeschichte erwünscht. Ein Einblick in die Geistesgeschichte des deutschen Volkes vor hundert Jahren. Wir nehmen dieses Buch zur Hand, wie man alte Stamm- und Tagebücher durchblättert, mit einer stillen, lächelnden Gewißheit, alte Zeilen von längst vergangenen, lieben Händen aufzufinden. Und in den Abteilungen des Werkes: I. Das Carmen saeculare von Horaz in drei deutschen Übersetzungen. II. Lyrisches. III. Epigrammatisches. IV. Theaterprologe und -Epiloge. V. Dramatisches. VI. Geistliche Lieder und Gebete. VII. Satirisches und Humoristisches. Nachtrag: II. Lyrisches — finden wir verklungene, seltsam vertraute Stimmen von wilden Revolutionsklängen bis zu sanften Jahrhundertsbetrachtungen schöner Seelen. Das Buch wird dem Künstler wie dem Mann der Wissenschaft Anregungen bieten. Ein vorzügliches Register erleichtert die wissenschaftliche Benutzung.

Karl Hans Strobl.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur. 9. Bändchen: „Stilismus." Berlin, Schuster & Löffler.

In der ihm eigenen, sattsam bekannten Weise bespricht der Verfasser die Lyriker Bierbaum und George. Ob man ihm zustimmt, ob man ihm widerspricht, hat nur Bedeutung für die Unterhaltung am ästhetischen Theetisch, nicht für die Kunstgeschichte. Wer gern Langes und Breites, Selbstverständliches und Ergrübeltes über Kunstsachen liest, lausche! M. G. C.

Nachträgliches zum siebzigsten Geburtstage Wilhelm Raabe's. — Als der hiezu Berufenste hat Paul Gerber im Septemberhefte dieser Zeitschrift des liebenswürdigen und tiefen Dichters gedacht. Inzwischen hat Hans Paul Freiherr von Wolzogen einige der wunderlichen und wundervollen Gedanken Raabe's als „Raabenweisheit" zusammengestellt (Berlin, Janke) und dadurch auch diejenigen zu warmer Dankbarkeit verpflichtet, die schon bisher die einsame und echt deutsche Weltanschauung des Dichters als sein Köstlichstes und als den unausschöpfbaren Born seiner Gestaltungskraft erkannt hatten. Es war in der That ein vornehmer und schöner Gedanke, dem Siebenzigjährigen seine eigenen Aphorismen zur Lebensweisheit, Raabe dem Dichter Raabe den Denker zu widmen; nur daß dies gerade Hans von Wolzogen einfiel, der als ältester und einseitigster Anhänger Richard Wagners den Bayreuthern Blättern seinen Stempel aufgedrückt hat, ist vielleicht das Erfreulichste daran. (Wer freilich diese „Bayreuther Bl." stets aufmerksam liest, für den bildet's weiter keine Überraschung mehr ... D. Schr.) — Mit Raabe's Weltanschauung befaßt sich auch die Schrift Wilhelm Jensens (Berlin, Gose & Tetzlaff). Es ist herzerquickend, zu sehen, wie hier der Dichter dem Dichter huldigt. Jensen hat seine Besprechungen dreier Bücher von Raabe, des „Abu Telfan", des „Schüdderump" und der „Chronik der Sperlingsgasse" zusammengestellt und bevorwortet. Vielleicht faßt er Raabe doch etwas zu pessimistisch auf, und Raabe's Romane sind vielleicht doch mehr als „epische Gestaltungen der Reflexionen Schopenhauers". Aber niemand wird das dünne Heft aus der Hand legen, ohne einen nachhaltigen Eindruck von dieser positiven und nachschöpferischen Kritik empfangen zu haben. Anders geartet als Kritiker und Verkünder Raabe's ist der streitbare Adolf Bartels, der mit eigenwilliger Dithmarschen-Hartnäckigkeit die Sache der Heimatkunst in Zeitschriften und Broschüren verficht. Als

den „Deutschesten unter den lebenden Dichtern" preist er Raabe, und diesem Urteil stimmt vielleicht auch Mancher bei, der auch gegen Raabe's Schwächen und die Fehler seiner Tugenden nicht blind ist. In diesem Sinne könnte eine Stelle bei Nietzsche als Kritik Raabe's vom Standpunkte des guten Europäers aus bezeichnet werden; sie steht im achten Hauptstück des „Jenseits von Gut und Böse": „Die deutsche Seele hat Gänge und Zwischengänge in sich, es giebt in ihr Höhlen, Verstecke, Burgverließe; ihre Unordnung hat viel vom Reize des Geheimnisvollen; der Deutsche versteht sich auf die Schleichwege zum Chaos. Und wie jeglich Ding sein Gleichnis liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist: das Ungewisse, Unausgestaltete, Sich-Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als „tief" ... Wie unordentlich und reich ist dieser ganze Seelenhaushalt! Der Deutsche schleppt an seiner Seele: er schleppt an Allem, was er erlebt. Er verdaut seine Ereignisse schlecht ..." Man kann Raabe von ganzem Herzen lieben und sich gleichzeitig über seine eigensinnige Technik von ganzem Herzen ärgern; er bringt es nie fertig, sein episches Garn in einem Zuge abzuwickeln; er läßt es am Boden schleifen, sich verfangen und verwirren, er zieht und zerrt, reißt hier die Schnur ab, versucht den hundertfach verknoteten Knäuel Schleife für Schleife zu lösen, knüpft wieder an bis in's Unendliche. Kein deutscher Schriftsteller hat so, wie Raabe, verdient, die Stelle einzunehmen, die Charles Dickens und Walter Scott in England einnehmen: Führer, Warner, Erzieher, Freund, getreuer Eckart und Märchenonkel ganzer Generationen zu sein. Kein deutscher Schriftsteller hat sich dies selbst so erschwert. Seiner ganzen prächtigen Persönlichkeit nach berufen, der Dichter des deutschen Publikums zu sein, ist er ein Liebling gerade derjenigen geworden, die in sorgfältigem langsamen Genießen seine komplizierten Werke zu erfassen streben. Er hätte ein Volk haben können, haben sollen, und hat nur eine „Gemeinde"... Doch kehren wir zu Adolf Bartels zurück! Er faßt „Abu Telfan" und den „Schüdderump" als periodische Verdüsterung des Dichters auf, als Ausdruck der pessimistischen Zeitkrankheit, von der auch er nicht verschont bleiben durfte. Er definiert Raabe's Humor als Liebe und seine Dichtung als Heimatkunst im tieferen Sinne. Die Liebe hat hier Bartels ganz beredt gemacht, und froh stimmt man ihm zu, wenn er seinen Vortrag (erschienen bei G. H. Meyer, Berlin) schließt: „Wer einmal in dieser an eigentümlichsten Gestalten, an seltensten Stimmungsreizen so unendlich reichen dichterischen Welt heimisch ist, den läßt sie nicht mehr, der bekommt von Zeit zu Zeit immer einmal wieder das Raabe-Heimweh." Raabe-Heimweh war es auch, um diesen glücklich geprägten Ausdruck zu gebrauchen, das mich trieb, mir das soeben nach zwanzig Jahren in zweiter Auflage erschienene „Horn von Wanza" (Berlin, Janke), das ich noch nicht kannte, zu kaufen, und es erging mir mit diesem Buche, wie noch mit jedem von Raabe: nun erst glaubt' ich den lieben, herrlichen Dichter ganz erkannt zu haben. Dieser Studiosus der Philologie Bernhard Grünhage, dann der weise Senela, der Exsenior der Göttinger Caninefaten, der in Wanza Burgermeister geworden war, nachdem er zuvor in jedem Examen durchfiel; die Tante Rittmeisterin; der alte Nachtwächter Marten Martens zu Wanza an der Wipper, der nur ein einzig Mal noch auf seinem alten Horn tuten möchte, um die Stunden anzusagen (der Magistrat hatte es ihm, als nicht mehr modern, verboten); das alte blinde Fräulein Thekla Overhaus: welche Welt in all dieser Enge! welcher Reichtum in all dieser Kleinheit! welche Fülle von Gesichten und Geschichten! Wahrlich, er soll sein Horn noch lange blasen, unser Wilhelm Raabe, wenn er mit nachhallendem Schritt durch nächtliche Gassen geht und auf die fernen Stimmen lauscht.

auf des verworrenen Lebens traumhaften Schlummer. Er soll sein Horn nach lange blasen, der alte, ehrwürdige Nachtwächter, wir wollen's ihm nicht wehren, im Gegenteil dankbar dem tiefen vollen Brummton lauschen und uns jeder Stunde freun, die der gute, gute Mann uns noch verkünden darf und verkünden mag.

Dr. Josef Hofmiller.

Pädagogik.

Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend. Gekrönte Preisarbeit von Dr. Georg Kerschensteiner. Erfurt, Carl Villaret.

Der Verfasser giebt einen gedrängten Überblick über die geschichtliche Entwicklung der staatsbürgerlichen Erziehung, stellt etwas ausführlicher die Veranstaltungen der neuesten Zeit zur Erziehung im nachschulpflichtigen Alter dar und schließt daran eine Kritik derselben: Ihnen fehlt die zielbewußte Organisation in Rücksicht auf die staatsbürgerliche Erziehung, deren Ziel für die handarbeitende Bevölkerung die Ausbildung der beruflichen Tüchtigkeit und Arbeitsfreudigkeit, daneben Einsicht in den Zusammenhang der Interessen Aller und des Vaterlandes im Besonderen, sowie in die Lehre von der körperlichen Gesundheit, und Bethätigung dieser Einsicht in der Ausübung der Selbstbeherrschung, Hingabe, Gerechtigkeit und einer vernünftigen Lebensführung ist. Ein der Volksschule entwachsener Jüngling hat in erster Linie ein Interesse an seiner beruflichen Ausbildung. Wie weit wir nun aber sein Interesse über seinen Berufskreis hinaus anzuregen im Stande sind, hängt davon ab, wie weit es uns gelingt, seine weitere geistige Erziehung mit den Berufsinteressen zu verschmelzen. Die Erziehungs- und Bildungseinrichtungen müssen auf der ersten Stufe (drei Jahre, wöchentlich acht bis neun Stunden Tagesunterricht) obligatorisch sein, und an diesen Kursus muß sich ein fakultativer zweiter in Abendkursen anschließen. Der Unterricht sei praktisch gewerblich, theoretisch gewerblich und im engen Anschluß daran werde staatsbürgerlicher Unterricht (Bürgerkunde, Lebenskunde) erteilt; außerdem gebe es Turn- und Turnspielabende. Auch darf die künstlerische Erziehung nicht vernachlässigt werden im Interesse des Berufes sowohl, als auch im Interesse der Erziehung und der Lebensfreude. Die Einrichtung von Unterhaltungsabenden, billigen Theatervorstellungen, Volksbibliotheken und Volkshochschulen möge das ganze Werk krönen.

Das ist in sehr knappen Zügen der Gedankengang des außerordentlich reichhaltigen Buches. Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, in knapper, verständlicher Form und klarer Übersichtlichkeit, auf Grund allseitiger theoretischer Erwägungen und praktischer Notwendigkeit, unter Berücksichtigung unserer sozialen Verhältnisse und vorhandenen Einrichtungen ein Programm für die staatsbürgerliche Erziehung vom 14.—20. Lebensjahre, ja für die Volkserziehung überhaupt aufzustellen, dessen Verwirklichung für unser wirtschaftliches und soziales Leben einen ebenso großen als wichtigen Fortschritt bedeuten würde. Wir empfehlen das Buch nicht nur allen Berufserziehern und allen denen, welche berufen sind, die Geschicke der Staaten und der Gemeinden zu leiten, sondern allen Staatsbürgern, die für die Entwicklung Deutschlands und des deutschen Volkes Interesse haben.

H. Junge.

Die Wandlungen der Pädagogik von Dr. Thomas Achelis. Berlin, Siegfr. Cronbach.

Dieses treffliche Buch erschien als 22. Band des bedeutenden Sammelwerkes: „Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung." Nicht blos Lehrer werden diese Schrift mit Nutzen lesen, sondern auch Eltern, denen an der richtigen Erziehung ihrer Kinder liegt. Sie werden mit Interesse die Ansichten erwägen, die Rousseau, der so ent-

schieden überschätzte Prediger der Rückkehr zur Natur, Kant, Fichte, Herder, Schiller und Goethe, Jean Paul, W. von Humboldt, Schleiermacher, Schopenhauer, Herbart, Spencer und andere bedeutende Pädagogen des 19. Jahrhunderts ausgesprochen haben. Achelis wiederholt in knapper, klarer Fassung die leitenden Grundsätze der Reformatoren des Schulwesens und spricht in einem kritischen Schlußwort die Meinung aus, daß die Kenntnis der klassischen Sprache und Litteratur allein die Grundlage unserer Bildung nicht sein soll, da auch die Kenntnis der Naturwissenschaften die Bildung vervollständigen müsse. Sv.

Humanistische und realistische Bildung von Prof. Dr. Christian Muff. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Das kleine dankenswerte Schriftchen ist aus einem im Berliner Evangelischen Vereinshause gehaltenen Vortrage entstanden. Daß der Leiter einer der besten humanistischen Bildungsanstalten eine begeisterte Lanze für die Erhaltung des griechischen und lateinischen Unterrichts auf den Gymnasien brechen würde, erscheint wohl beinahe selbstverständlich. Aber es geschieht mit großer Objektivität, und ohne den Wert der realistischen Bildungselemente zu unterschätzen. Muff giebt zunächst einen geschichtlichen Rückblick von den Vorläufern der eigentlichen Humanisten an, zu denen er Dante, Petrarca, Boccaccio rechnet, über Erasmus, Reuchlin, Hutten und Melanchthon zum Neuhumanismus, als dessen Vertreter ihm vor Allem Winckelmann, Klopstock, Lessing, Wieland und Herder, und in weiterem Sinne Goethe und Schiller erscheinen, Friedrich August Wolff nicht zu vergessen, den er den „Bannerträger" des Neuhumanismus nennt, bis zur immer stärker hervortretenden Bevorzugung der Realien und dem Kaiserlichen Erlaß vom 26. November 1900, in dem die Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten, des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule ausgesprochen ist. In dem folgenden Teile setzt sich Muff ausführlich mit den beiden Bildungsarten aus einander, und man muß sagen, daß er beiden gerecht wird, wenn er auch zuweilen bei seinen geliebten humaniora etwas wärmer wird, besonders so bald er von der altklassischen Litteratur spricht. Und man muß seiner Forderung beistimmen, daß man das Griechische nicht um der sachlichen Belehrung willen, sondern des sittlichen und ästhetischen Gewinns halber treiben solle. Mit Recht fordert er gründliche klassische Bildung und gründliche realistische Bildung, aber um Gottes willen nicht in einer Schule. Die Einheitsschule, von der so Viele träumen, bezeichnet er als ein Unding. Es sei notwendig, verschiedene Schulen und verschiedene Bildungsgänge einzurichten. Es entstände dadurch kein Riß, denn beiden gemeinsam wären die ethischen Disziplinen, Religion, Deutsch und Geschichte; und wie die Humanisten ein gut Teil Mathemathik und Naturwissenschaft lernten, so lernten die Realisten im Englischen und Französischen ja auch fremde Sprachen kennen.

Nicht ganz beistimmen kann ich Muff, wenn er in dem Kaiserlichen Erlaß eine Wohlthat für die Gymnasien sieht, ihn aber als ein Danaergeschenk für die Realanstalten betrachtet, denn nach seiner Meinung geben letztere doch wohl nicht die wissenschaftliche Vorbildung, die fähig macht, alle Vorlesungen zu verstehen. Das dürfte doch wohl nur für unbefähigte Studenten zutreffen; so viel Latein, um zum Verständnis der Fremdworte und termini technici vorzudringen, die Muff bei diesem Einwand besonders im Auge hat, kann sich jeder auch nur mittelmäßig Begabte in kurzer Zeit aneignen.

Goldene Worte sind es jedoch, wenn er sagt: „In der Schule ist der Dilettantismus vom Übel. Wenn man lernt, lerne man ordentlich. Läuft man über die Alten hin, wie der Hahn über glühende Kohlen, so hat man gar nichts von ihnen." Vom

Englischen auf den Gymnasien will er **nichts** wissen. „Vier Sprachen gleichzeitig **auf** der Schule? Es geht nicht. Konzentration „nicht Utraquismus!“ *Also Gleichberechtigung für beide Bildungsarten, aber streng gesondertes Betreiben, darin gipfeln seine Wünsche.* Im Übrigen solle man die Erfolge abwarten. Eins wird nach ihm **hoffentlich** dabei herauskommen, die **Wahrung** der klassischen Studien, und bei aller Anerkennung für die Reallehranstalten wird **der** Kaiser gewiß in 20 Jahren nach dem Vorgange Friedrichs des Großen sprechen: „Am Latein halte ich fest, und das Griechische muß bleiben.“ *Kurt Halm.*

Dr. *Paul Wahlfeil*: *Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode.* Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.

Der Interessent, und vor Allem der Neuphilologe, erfährt hier allerlei Merkwürdiges über die Art, wie Schulbücher fabriziert und lanciert werden, wie glänzende Resultate zu Stande kommen, wie mit der Phonetik Unfug getrieben wird, wie wenig Berechtigung das arrogante Geschrei mancher „Reformer“ hat. Daß die Neuphilologen, wie statistisch nachgewiesen ist, rund um zehn Jahre früher sterben, als ihre Mitmenschen, ist ebenfalls in der Broschüre zu lesen. Als Arbeit eines Fachmanns, der die neuphilologische Hexenküche seit langen Jahren kennt, ist die Schrift um so wertvoller. Dr. *Josef Hofmiller.*

Druckfehler-Berichtigung: Im II. November-Heft S. 261 muß es heißen: Sp. 2 Z. 7/8 v. o. „*Geschlechtstriebes*“ und ebenda Z. 23/24 v. u. „alles *Jenseitige*“.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Adler, Moritz: Die Opale. Ein idealistisches Märchen. Wien, Moritz Frisch. 74 S.

Agjahardus, W.: Deutsche Worte aus zwei Jahrtausenden. Prag, Gustav Neugebauer. 94 S. M. 1,80.

Axelrod, Esther Luba: Tolstoi's Weltanschauung und ihre Entwicklung. Stuttgart, Ferdinand Enke. 107 S. M. 4,—.

Barclay, Johann: Euphromio. Satirischer Roman, nebst Euphromio's Selbstverteidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Gustav Waltz. Heidelberg, Carl Winter. 605 S. M. 4,—.

Bax, E. Belfort: Frauen-Privilegien in England, und wohin dieselben führen. Eine Warnung von zwei englischen Juristen. Leipzig, Th. Schröter. 102 S.

Berlepsch, Freiherr von: Soziale Entwicklungen im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Sozialistengesetzes. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 32 S. M. 0,80.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes: Nr. 1514—1525. Kleine Geschichten für große Leute von L. Budde. 155 S. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,75. — Galeotto. Drama in 4 Akten von José Echegaray. 57 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Erzählungen von Christ. Elster. Übers. von J. E. Poestion. 114 S. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,75. — Germinal. Roman von Emil Zola. 488 S. Geh. M. 1,75, geb. M. 2,—. — Katalog der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. Halle a. S., Otto Hendel.

Bode, Dr. Wilhelm: Goethe's Lebenskunst. 3. u. 4. Tausend. 2. Aufl. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 267 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Brand, J.: Der Erlöser. Trauerspiel. Bern, Neukomm & Zimmermann. 155 S.

Brausewetter, Ernst: Knecht Ruprecht. Illustriert. Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Bd. III. Köln, Schaffstein & Co. 64 S. M. 3,—.

Bucholtz, Margarete von: Sein eigner Feind. Erzählung aus dem Jahre 1812—13. Volksausgabe. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag. 265 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Bühne und Brettl. Illustrierte Zeitschrift für Theater und Kunst. Nr. 1 u. 2. Berlin, Verlag „Das kleine Witzblatt". Pro Heft M. 0,20.

Bunte Theater-Bibliothek: Heft I—IV. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. Jedes Heft M. 0,60.

Bunte Theater- und Brettl-Zeitung Organ für die gesamte Überbrettl-Bewegung und alle Bestrebungen zur litterar. und künstler. Hebung der Variétés. Fachblatt für die Angehörigen und Interessenten des Überbrettls. I. Jahrg. Heft 1. Berlin, Verlag „Harmonie". Pro Jahrg. M. 4,—.

Chamberlain, Houston Stewart: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Kritische Urteile. 108 S. — Vorwort und Nachträge zur 3. Auflage der Grundlagen des 19. Jahrh. 40 S. München, F. Bruckmann A.-G.

Coßmann, Paul Nikolaus: Aphorismen. München, Carl Haushalter. 141 S.

Crispi, Francesco: Das neue Italien und der Papst. Deutsch von Ludwig Kreichauf. Leipzig, Ludwig Kreichauf. 41 S. M. 1,—.

Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften. Herausgeg. von Stockhausen. 1. Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrh. von Carl Busse. Berlin, F. Schneider & Co. (H. Klinsmann). 162 S.

Dehmel, Richard und Paula: Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. 2. Aufl. Köln, Schaffstein & Co. 40 S. M. 3,—.

Dennert, E. Dr. phil.: Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine „Welträtsel". Nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet. 1. Tausend. Halle a. S., C. Ed. Müller (Max Grosse). [illegible] S. M. 1,50.

Deutsche Arbeit: Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 1. Jahrg. Heft 1. Herausgeg. im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen". München, G. D. W. Callwey. Pro Vierteljahr M. 2,50, einzeln M. 1,—.

Deutscher Bühnenkalender 1902. Herausgegeben von Georg Elsner. Berlin, Otto Elsner. 232 S. M. 1,50.

Drews, Dr. Arthur: Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß. Heidelberg, Carl Winter. 846 S. Geh. M. 16,—, geb. M. 18,—.

Edhardt, Melanie: Stromschnellen. Gedichte. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 69 S.

Egidy, Emmy von: Ilse Bleiders. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. 39 S.

Ehrhard, August: Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Deutsch von Moritz Necker. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 531 S. Geh. M. 6,50, geb. M. 7,50.

Einsam, Hans: Der Historiokritikaster. Eine Satire. Königsberg i. Pr., Braun & Weber. [illegible]

Fleury, Graf von: Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich. Berlin, Karl Sigismund. 316 S. M. 4,—.

Frapan-Akunian, Ilse: Schreie. Novellen und Skizzen. Berlin, Gebrüder Paetel. 239 S.

Frendt, Therese: Disharmonien. Eva Herwig. Zwei Novellen. Wien, Karl Konegen. [illegible] S. M. 3,—.

Geiger, Ludwig: Goethe's Leben und Werke. Einzeldruck aus „Goethe's sämtliche Werke". Leipzig, Max Hesse. 200 S. M. 3,—.

Gemeinverständl. Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeg. von Dr. Wilh. Breitenbach. Heft 3. Die Ernährung der Tiere im Lichte der Abstammungslehre von Dr. Heinr. Simroth. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. 49 S. M. 1,—.

Glaser, Dr. Prof. Rudolf: Fürst Alexander von Bulgarien. Eine historisch-politische Studie. Bensheim (Hessen), Lehrmittelanstalt J. Ehrhard & Co. 55 S. M. 1,—.

Gonschorowski, St.: Hosianna. Bühnendichtung in 3 Szenen. Dresden, E. Piersons Verlag. 125 S. M. 2,—.

Gorki, Maxim: Drei Menschen. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz. Berlin, Bruno Cassirer. 543 S.

Grad, Max: Die Overbecks Mädchen. Roman in 2 Bänden. Berlin W, F. Fontane & C. M. [illegible]

Greyerz, Otto von: Der Napolitaner. Berndeutsches Lustspiel in 3 Aufzügen. Bern, Neukomm & Zimmermann. 95 S.

Gunther, F. St.: Auf dem [illegible] Kleinigkeiten aus der Großstadt. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 131 S.

Guthertz, Harald: Werner Haymdorf. Eine Erzählung. Wien, Karl Konegen. 117 S. M. 2,40.

Haas, Friedrich: Die Prüfung der Herzogin. Schauspiel in 5 Szenen. Ebenda. 55 S. M. 1,—.

Hämmerlein, Heinz: Schule und [illegible] Ferienbriefe eines Familienvaters. Berlin W, H. Scherl jun. 24 S. M. 0,50.

Harnack, Adolf: Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. 3. Aufl. Gießen, J. Ricker (Alfred Töpelmann). 22 S. M. 0,50

Hartmann, Fr. H.: Björnsons „Laboremus“. Kritisch beleuchtet. 2. Aufl. 30 S. M. 0,50. — Robert Heymann. Ein Kämpfer für Freiheit und Schönheit. Essay. 59 S. M. 0,75. Braunschweig, Verlag „Der Litterat“.

Heffner, Karl: Vier Klavierstücke. Regensburg, Fritz Gleichauf Jedes Stück M. 1,20.

Heilborn, Ernst: Der Samariter. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel. 188 S

Heilborn, Dr. Paul: Der Agent provocateur. Eine strafrechtliche Studie. Berlin, Julius Springer. 190 S. M. 3,—.

Hruberger, Rich: Musikalische Skizzen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 94 S. M. 2,40.

Hilleen, Wilhelmine von: Der Gewaltigste. Roman 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 402 S. M. 3,50.

Hirschfeld, Dr. med. Magnus: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgeg. im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitee's. Leipzig, Max Spohr. 616 S.

Huber-Burckhardt, Dr. A.: Zur Dienstbotenfrage. Separat-Abdruck aus dem Schweizer. Familien-Wochenblatt. Zürich, Th. Schröter. 27 S.

Kaisenberg, Moritz von: L'Aiglon. Napoleon I. und sein Sohn. Der Lebensroman eines Enterbten Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. 279 S

Kantstudien: Philosoph. Zeitschrift. Herausgeg. von Dr. Hans Vaihinger. Bd. VI. Heft 1—3. Kants Bedeutung für die Musik-Ästhetik der Gegenwart von Franz Marschner. Sonderabdruck. Berlin, Reuther & Reichard.

Kende, Dr. M.: Die Entartung des Menschengeschlechtes, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung. Eine gemeinverständliche Studie. Halle a. S., Karl Marhold. 136 S. M. 3,—.

Krauß Nicolaus: Die Stadt. Roman. Berlin W, F. Fontane & Co. 187 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Kreidolf, Ernst: Die schlafenden Bäume. Ein Märchen in Bildern mit Versen. M. 1,—. — Blumenmärchen. Bilder mit Versen für Kinder. Köln, Schaffstein & Co. M. 5,—.

Kretzer, Max: Die Madonna vom Grunewald. Roman. Leipzig, Paul List. 358 S. M. 5,—.

Kügelgen, Constantin von: Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler. Leipzig, Richard Wöpke. 123 S. M. 6,—.

Kunowski, Lothar von: Durch Kunst zum Leben. Bd. I: Ein Volk von Genies. Leipzig, Eugen Diederichs. 276 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5—.

Kupffer, Elisàr von: Doppelliebe. Novellen aus Estland. Zürich, Caesar Schmidt. 143 S. M. 2,—.

Kuhbe, Friedrich Wilh: Schau- und Reimspiele. Dresden, E. Piersons Verlag. 110 S. M. 1,50.

Lamprecht, Karl: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. I. Bd. Aus „Deutsche Geschichte“. I. Ergänzungsband. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder) 471 S.

Lemche, Gyrithe: Opfer der Sünde. Übersetzt von O. Fink. Aus Ecksteins Illustr. Romanbibliothek. 2. Jahrg. Bd. XI. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger). 232 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,50.

Liebermann, Max: Jozef Israels. Kritische Studie. Berlin, Bruno Cassirer. 21 S.

Litteratur-Anzeiger. Halbmonatsschrift für alle Litteraturfreunde. Nr. 1/2. Herausgeg. vom Litterarischen Bureau Clemens Freyer. Berlin SW, Geschäftsstelle des Litteratur-Anzeiger. Jährlich M. 10,—.

Lohr, A: Geistig defekt? Sittenroman aus der modernen Gesellschaft. Stuttgart, Jos. Roth. 176 S. Geh M. 2,40, geb. M. 3,—.

Lütgenau, Dr. F: Der Ursprung der Sprache. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 32 S. M. 1,50.

Maack, Dr. med. Ferdinand: Wie steht's mit dem Spiritismus? Mit Illustrationen. Hamburg, Xenologischer Verlag. 78 S. M. 1,50.

Mach, Prof. Franz: Das Religions- und Weltproblem. Bd. I und II. Dresden, E. Piersons Verlag. Geh. M. 20,—, geb M. 24,—.

Malet, Sir Edward: Diplomatenleben. Bunte Bilder aus meiner Thätigkeit in vier Weltteilen. Übersetzung von Heinrich Conrad. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. 223 S.

Maeré, Ernst C.: Die Sprache der Hausa. Grammatik, Übungen und Chrestomathie, sowie hausanisch-deutsches und deutsch-hausanisches Wörterverzeichnis. Nr. 21 der Bibliothek der Sprachenkunde. Wien, A. Hartleben. 176 S. M. 2,—.

Marschalk, Max: Melodramatische Musik zu Gerhart Hauptmanns „Hannele“, op. 13. — Sidselills Lied aus Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau“. — Mädchenlied und Tanz der Salome aus Herm. Sudermanns „Johannes“, op. 15. M 2,—. — Fünf Lieder mit Texten von Gleaub-Hartleben. Berlin, „Dreililien“-Verlag.

Martens, Kurt: Die Vollendung. Roman. Berlin, F Fontane & Co. 316 S. M. 3,50.

Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. II. Bd. Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. G. m. b. H. 735 S. M. 14,—.

Max, Hero (Eva Hermine Peter): Um Mitternacht. Neue Dichtungen. Dresden, E. Piersons Verlag. 83 S.

Mayr, Dr. Georg von: Zolltarif-Entwurf und Wissenschaft. München, R. Oldenbourg. 98 S. M. 3,—.

Mitteilungen für die Mozart-Gemeinde in Berlin. Heft 12. Herausgeg. von Rudolph Genée. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 80 S.

Mohl, Robert von: Lebenserinnerungen. 1799—1875. Mit 12 Bildnissen. Bd. I u. II. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt

Du Moulin-Eckart, Graf Richard: Englands Politik und die Mächte. München, J. F Lehmann. 80 S.

Oberndorf, Graf Carl: Erinnerungen einer Urgroßmutter (Katharina Freifrau v. Bechtolsheim, geb. Gräfin Bueil, 1787—1825). Berlin, F. Fontane & Co. 474 S. M. 12,—.

Oemisch, Walter: Vom Leben und vom Lieben. Lieder eines Zukunftslosen. Dresden, E. Piersons Verlag. 64 S.

Oertzen, Georg von: Ritornelle. Gedichte. Heidelberg, Carl Winter. 160 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Oertzen, Margarete von: Auf der grünen Gotteserde. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Ebenda. 251 S. Geh. M. 3,—, geb. M 4,—.

Paulus, Walther: Vom Lachen, Küssen und Weinen. Ein Gedichtbuch. Berlin, Hermann Walther. G. m. b. H. 100 S. M. 1,50.

Peregrinus (Peregrinus Grundner): Dichtungen. Dresden, E. Piersons Verlag. 135 S.

Politische Gedanken eines Unparteiischen. Berlin, Hermann Walther. G. m. b. H. 61 S. M. 1,—.

Porltzin, J. E.: Heine — Dostojewski — Gorkij Essays. Leipzig, Rich Wöpke. 130 S. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Raabe, Wilhelm: Halb Mähr, halb mehr. Zwei Erzählungen. Jubiläums-Ausgabe. 4. Tausend. Berlin, G. Grote. 127 S.

Reich, Dr. Emil: Kunst und Moral. Eine ästhetische Untersuchung. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 248 S. M. 4,40.

Reiner, Dr. Julius: Friedrich Nietzsche. Für gebildete Laien geschildert. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 76 S. M. 2,—.

Renner, Gustav: Ahasver. Eine Dichtung. Leipzig, Julius Werner. 120 S.

Rethwisch, Ernst: Helbra. Altnordische Erzählung. 115 S. — Rurik oder die Gründung Rußlands. Schauspiel in 5 Akten. 158 S. Berlin, F. Schneider & Co

Reuter, Gabriele: Frauenseelen. Novellen. Berlin, S. Fischer. 260 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Rittland, Claus: Ein Moderner. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 257 S. Geh. M 3,—, geb. M. 4,—.

Romanes G. John: Die geistige Entwicklung im Tierreich. Nebst einer nachgelassenen Arbeit: Über den Instinkt von Charles Darwin. Leipzig, Ernst Günther. 456 S.

Ruskin, John: Bd. IV. Vorträge über Kunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schölermann. Leipzig, Eugen Diederichs. 240 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Die Ruthe. Illustrierte, freiradikale Monatsschrift Heft 2. Herausg.: Ferdinand Firth, Dachau. Im Selbstverlage des Herausgebers Pro Heft M 0,10.

Schabooslov-Gteboff Strechneff, Fürstin von: Drei russische Frauengestalten. Übersetzt von Frieda Arnold. Heidelberg, Carl Winter. 127 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Schickele, René: Sommernächte. Gedichte. Straßburg i. E., Rudolf Beust. 64 S.

Schippel, Max: Grundzüge der Handelspolitik. Zur Orientierung in den wirtschaftlichen Kämpfen. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 352 S. Geh M. 5,—, geb. M. 7,50.

Schlaf, Johannes: Die Suchenden. Roman. Berlin W. F. Fontane & Co. 322 S. M. 5,—.

Schlaikjer, Erich: Berliner Kämpfe. Gesammelte litterarische Aufsätze. Berlin-Schöneberg, Verlag „Hilfe". 165 S. M 2,—.

Schmidt, Dr. Arthur B.: Das bürgerliche Gesetzbuch als Erzieher unseres Volkes. Gießen, J. Ricker (Alfred Töpelmann). 24 S. M. 0,50.

Schultern, Heinrich von. Die Ärzte. Roman. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 411 S.

Schur, Ernst: Von dem Sinn und von der Schönheit der japanischen Kunst. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 87 S. M. 2,—.

Schwerin, Kori (Trotsche): Wilde Rosen und Eichenbrüche. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 185 S.

Spyri, Johanna: Aus dem Leben. 3. Aufl. Halle a. S., C Ed. Müller. 203 S. Geh M. 2,40, geb. M 3,—.

Stein, Philipp: Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Berlin, Otto Elsner. 52 S. M. 1,50.

Steen, Adolf: Margarete Stern. Ein Künstlerinnenleben. Dresden, C. A. Koch (H. Ehlers). 258 S.

Storck, Karl: Am Malensee. Roman in 3 Bänden. Berlin, Otto Janke. M. 10,—.

Strasburger, Egon Hugo: Lieder für Kinderherzen. Mit Bildern von Ernst Liebermann. 2.—3. Tausend. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 57 S. M. 3,20.

Strastil, Theodor von: Aus der Jugendzeit. Gedichte. Wien, Carl Konegen. 32 S. M. 1,—.

Stratz, Dr. C. H.: Die Rassenschönheit des Weibes. Stuttgart, Ferdinand Enke 350 S. M 12,—.

Tester, Ch.: Ins Reich. Normannenfahrt. Vom Hochgebirg. Zürich, Th. Schröter. 357 S. Geh. M 4,—, geb M. 5,20.

Theodor, Josef: Das Erntefest. Drama in 3 Akten. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (S. Schottlaender). 136 S. M. 2,—.

Tolstoi, N Leo: Über die sexuelle Frage. Leipzig, Eugen Diederichs. 135 S. M 1,—

Derselbe: Was ist Kunst? Übersetzt von Michael Feofanoff. Ebenda. 322 S. Geh. M 2,50, geb. M. 3,50

Türmer-Jahrbuch 1902. Herausg. Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 444 S. M. 6,—.

Vanselow, Karl: Von Weib und Welt Berlin-Tempelhof, Schuthaus-Verlag. 127 S. Geh. M. 1,80, geb. M. 2,50

Verbotene Bühnenwerke. Herausgeg von Adam Müller-Guttenbrann. I. Stück: Söhne Israels. Drama in 4 Akten von W. Kriloff und S. K. Litwin. Wien, Friedrich Schalk. 96 S.

Vierordt, Heinrich: Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg, Carl Winter. 150 S.

Warsberg, Freiherr Alexander: Von Palermo zur Scylla und Charybdis. Aus dem Nachlasse. Wien, Karl Konegen. 125 S. M 5,—.

Wartenegg, Wilhelm von: Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern. Ebenda. 63 S. M. 1,50.

Wengerhoff, Philipp: Nach äußerem Schein. Roman. Leipzig, Paul List. 277 S. M. 3,—.

Wildrandt, Adolf: Ein Mecklenburger. Roman. Stuttgart, J G Cotta Nachf. 272 S. M. 3,—.

Wolf, Eugen: Meine Wanderungen. I. Im Innern China's. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 298 S.

Wundt, Wilhelm: Einleitung in die Philosophie. Leipzig, Wilhelm Engelmann 466 S. M 9,—.

Zacher, Albert: Aus Vatikan und Quirinal. Bilder vom Nebeneinanderleben der beiden Höfe. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H 247 S.

Zahn, Ernst: Albin Indergand. Roman. Frauenfeld, J Huber 325 S M. 3,20.

Die Zeit. National-soziale Wochenschrift, herausgeg von Fr. Naumann. Nr. 1—7 Berlin-Schöneberg, Verlag der „Hilfe". Pro Vierteljahr M. 3,—.

Zeitler, Julius: Nietzsche's Ästhetik. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 308 S. M 3,—.

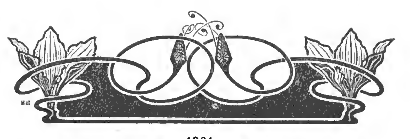
Zobeltitz, Fedor von: Die Freibeuter. Roman in 2 Bänden Berlin W, F. Fontane & Co M 8,—.

Zweig, Stefan: Silberne Saiten. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 88 S. M 2,—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4½ bis 6½ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Lincke) in Dresden.





Band IV. ✻ 1901. ✻ Heft 6.

Arbeitlosen-Fürsorge.

Von Max May.
(Heidelberg.)

Seit fast einem Vierteljahrhundert arbeiten wir im Deutschen Reiche praktisch an der Arbeiterfürsorge. Wir sorgen für die Kranken und Genesenden, und in neuerer Zeit auch krankheitsvorbeugend durch die von Krankenkassen und Invaliditätsversicherung unterstützten Lungenheilstätten, indem wir die Lungenkranken nicht erst bis zur Unheilbarkeit kommen lassen; wir sorgen für diejenigen, welche Unfälle bei der Arbeit erleiden und auch für deren Familien, wenn der Unfall tödlich wirkt; wir sorgen auch für Alter und Invalidität so, daß der Alte und Invalide mindestens einen Teil seines Lebensunterhaltes als ein Recht beanspruchen kann und nicht, wenn er ohne Vermögen und ohne unterstützende Familienangehörige ist, gleich der Gemeinde, der Armenpflege anheimfällt, dabei Einbuße an bürgerlichen Rechten und Ehren erleidet.

Aber wir ermangeln noch einer der wichtigsten Fürsorge-Einrichtungen, welche gerade jetzt wieder einmal als ein so überaus dringendes Bedürfnis in Erscheinung tritt: der Einrichtungen zur Unterstützung der unverschuldet Arbeitslosen.

Daß es unverschuldet Arbeitslose selbst in wirtschaftlich guten und besten Zeiten giebt, ist eine Thatsache, die zwar zuweilen gerade aus Arbeitgeberkreisen bestritten wird mit der Bemerkung: „Wer arbeiten will, der findet Arbeit", aber doch leicht erweisbar erscheint, denn auch in guten Zeiten hat zuweilen — abgesehen von Saisonarbeitern — eine Unternehmung, ja sogar ein ganzer Industriezweig wenig zu thun und muß

Arbeiter entlassen, ohne daß am gleichen Orte oder auch nur in dessen Nähe andere gleichartige oder ähnliche Unternehmungen neue Arbeitskräfte brauchten. Es ist also zweifellos, daß fortgesetzt Arbeitslose vorhanden sind, die gern arbeiten würden, aber keine geeignete, ja überhaupt keine freie, von ihnen ausfüllbare Arbeitsstätte finden, indem man doch nicht von heute auf morgen einen Berufswechsel vollziehen kann oder selbst als ein Wechselnder Aussicht auf Arbeitsstelle hätte.

Selbst die ungelernten Arbeiter haben zuweilen, abgesehen vom Winter, vom Darniederliegen der Bauarbeiten durch die Witterungseinflüsse, keine Gelegenheit für eine verlorene Arbeitsstelle rasch wieder eine andere und besonders dauernde — nicht nur für einen Tag — zu finden.

Die Frage der Fürsorge gegen Arbeitslosigkeit und für Arbeitslose hat deshalb auch schon den Vater unserer Versicherungsgesetze, den Fürsten Bismarck beschäftigt, aber seine Mitarbeiter und die Bearbeiter seiner Gedanken auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge haben, wie es scheint, der Schwierigkeiten einer Arbeitlosen-Versicherung weniger Herr werden können als der Schwierigkeiten, welche der Kranken-, Unfall- und Invaliden-Versicherung entgegen traten.

Auch die Fürsorge gegenüber der Arbeitslosigkeit durch Verschaffung von Arbeitstellen, welche früher entweder den gewerblichen Organisationen oder einer privaten Vermittlerthätigkeit ganz überlassen blieben, hat die Reichsgewalt nicht in die Hand genommen; man überließ es gemeinnützigen Vereinen und dann den Gemeinden, die Arbeitsnachweise, die unentgeltlich arbeitenden, von Arbeitern und Arbeitgebern mitgeleiteten Zentralarbeitsnachweise, Arbeitsämter u. s. w. zu errichten und zu erhalten, wenn auch die Einzelstaaten — nicht das Reich — je nach Befinden mehr oder weniger direkt oder durch größere Kommunalverbände Zuschüsse und Beihilfen übernahmen. Wir sind durch diese Arbeitsnachweise ein gutes Stück vorwärts gekommen in der Fürsorge für Arbeitsgelegenheiten im Interesse Arbeitswilliger, die ihre Arbeitsstätte verloren oder aufgegeben haben, und es konnte in den letzten Jahren bei den Wander-Unterstützungsvereinen, Vereinen gegen Bettel u. s. w. recht gut nachgewiesen werden, wie segensreich solche Fürsorge wirkt.

Auch die um Arbeit verlegene Landwirtschaft hat namentlich im Süden des Reiches von diesen Arbeitsnachweisen profitiert und zwar um so mehr, als auch in Württemberg und Baden die von Arbeitsnachweisen in Arbeitstellen nach auswärts gewiesenen Arbeiter Fahrpreisermäßigungen auf den Staatseisenbahnen hatten.

Für Arbeitslose aber haben wir bisher noch keinerlei öffentliche Fürsorge; nur die Gewerkschaften, Gewerkvereine u. s. w., also nur Arbeiterorganisationen, sorgen für ihre Mitglieder durch Unterstützung in Perioden der Arbeitslosigkeit, und in der Stadt Köln besteht seit einigen Jahren eine Arbeitslosenversicherung in sehr beschränktem Maße unter Gemeindeschutz und Beihilfe, welche jetzt in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit hat gesperrt werden müssen, weil sie sonst ihre Verpflichtungen nicht hätte erfüllen können.

Man hat sich offiziell praktisch im Deutschen Reiche noch nicht mit der Arbeitslosenversicherung befaßt, aber theoretisch hat man bereits gearbeitet, und es sind verschiedene Fürsorgepläne aufgestellt und abgehandelt worden, so daß wir schon eine ansehnliche Litteratur über die Frage besitzen.

Volkswirte, Universitätslehrer und Andere haben Vorschläge gemacht, wie man die Arbeitslosenversicherung einrichten könne; als Praktiker, die sich der Angelegenheit widmeten, erscheinen nur die süddeutschen Volksparteiler unter Leopold **Sonnemanns** Führung.

Die deutsche Volkspartei besitzt ein ausgearbeitetes Programm; sie schlägt vor, die Arbeitslosenversicherung den Gemeinden zu überlassen, aber reichsgesetzlich zu organisieren, und sie hat in ihren Parteiversammlungen mehrfach eingehend darüber verhandelt.

Daß die kleine Partei, in deren Mitte die Schwaben nicht einmal als Freunde einer solchen Arbeitslosenversicherung angesehen werden, es noch zu keiner Initiative im Reichstag in dieser Hinsicht gebracht hat, ist begreiflich, und so stehen wir denn nach wie vor jetzt in der Periode der überaus weitgehenden Arbeitslosigkeit noch ohne jegliche Reichsrüstung da, müssen nach wie vor mit Notstandsarbeiten für Reich, Staat und Gemeinde und mit aller Art von Gemeindehilfe auszukommen suchen.

Aber gerade die gegenwärtige Krisis zeigt, wie notwendig auch die Arbeitslosenversicherung, die organisierte Arbeitslosen-Fürsorge ist, und wenn wir einen kurzen Blick werfen auf die Versuche und Vorschläge für diesen Zweck, so hegen wir die Hoffnung, daß die Erfahrungen, die wir im gegenwärten Augenblick sammelu können und müssen, zu einer baldigen Erledigung der wichtigen sozialpolitischen Frage führen werden.*)

---

*) Neuerdings schlägt ein Artikel oon D. **Wort** (im „Tag") die Übertragung des „äffentlichen Arbeitsnachweises" auf die Past-Anstalten aor. „Bisher sind äffentliche Stätten für Arbeitsnachweis nur von den Kammunen eingerichtet worden. Die Erfolge, die man hiermit an oerschiedenen größeren Orten erzielt hat, sind aber recht ermutigend, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß diese Arbeitnachweis-Anstalten den Ausgleich zwischen Arbeitsangebot und Nachfrage nur innerhalb des Wirtschaftsgebietes der

Die ersten praktischen Anläufe zur Arbeitslosenfürsorge mit öffentlichen Beihilfen oder durch öffentliche Institute finden wir in der Schweiz. In Bern, und noch weitergehend in St. Gallen, hat man eine Arbeitslosenversicherung geschaffen, aber im letzteren Orte so wenig durchdacht und so wenig praktisch eingerichtet, daß sie sehr bald vor dem Zusammenbruch anlangen mußte. Eine Rekonstruierung nach Plänen des früheren Pfarrers Nationalrates Dr. Hofmann-Frauenfeld, eines bekannten Sozialpolitikers, ist in Aussicht genommen. Die Berner Kasse besteht noch oder wieder, leistet immerhin Gutes, aber sie wird nicht als zureichend oder gar als Muster für andere Städte zu betrachten sein.

In Basel ist man dagegen sehr gründlich vorgegangen, und der Universitätsprofessor Dr. G. Adler hat hier, gestützt auf eingehende Erhebungen und Berechnungen, einen Entwurf für staatliche — was bei Basel auch nahezu stadtliche genannt werden muß — Versicherung ausgearbeitet. Dieser Entwurf wurde durch die Regierung und den Großen Rat noch umgeändert und schließlich angenommen, aber die Volksabstimmung ergab Verwerfung. In Zürich machte man auch den Versuch zur gesetzlichen Arbeitlosenversicherung, jedoch man erfuhr hier ebenfalls Ablehnung.

In diesen Gesetzgebungsversuchen war man davon ausgegangen, die Leistungen für die Versicherung zu verteilen auf Arbeiter, Arbeitgeber, Gemeinde und Staat, und suchte die Verteilung den Vorteilen, welche diese Faktoren alle von einer Arbeitlosenfürsorge hätten, entsprechend zu gestalten. In Basel kam bei der Volksabstimmung in Erscheinung, daß die Gegner sich aus den Lagern rechts und links zusammen fanden, daß also

---

einzelnen Städte bewirken. Weit nachhaltiger müßte die Wirksamkeit dieser öffentlichen Einrichtungen werden, wenn die einzelnen Anstalten durch die feste Organisatian verbunden würden und ihre Thätigkeit sich nicht nur auf die großen Städte beschränkte, sandern das ganze Land umfassen würde. Eine Regelung des öffentlichen Arbeitnachweises in diesem Sinne wird durch den gegenwärtig bestehenden Ausnahmezustand geradezu gefordert. Zu diesem Zwecke aber eine besandere Organisatian erst zu schaffen, würde einerseits sehr kostspielig sein, und daun, da die Rat drängt, auch zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Es wird daher davan abgesehen werden müssen, um so mehr als die Past, die ja bereits vielfach sazialen Zwecken dient, mit ihrem bis in das letzte Dorf verzweigten Netz van Verkehrsanstalten eine geeignete Organisation fertig darbietet." — In Rom gelangte am 5. Dezember eine Tagesardnung zur Annahme, welche das Bargehen der Regierung, betreffend Einrichtung eines Arbeitsamtes, mit Genugthuung begrüßt und der Regierung ihr Vertrauen ausdrückt, nebst dem Wunsche, daß diese mit Deutschland und der Schweiz, sawie anderen Staaten in Verbindung trete behufs baldiger Ergreifung von internatianalen Maßregeln zur Fürsarge für die Arbeiter. Anm. der Schriftl.

die interessierten Arbeiter ebenso wie fiskalisch gesinnte Bürger dagegen stimmten. (!) Im Allgemeinen waren überhaupt die organisierten Arbeiter, die Gewerkschaften, Gewerkvereine u. s. w. nicht für die Arbeitlosenfürsorge auf gesetzlichem Wege und durch gesetzlich bestellte Organe eingenommen, vielfach sogar ganz direkte Gegner, weil sie für den Wert ihrer Organisationen fürchten.

Unter den deutschen Theoretikern steht an erster Stelle in der Sache der Arbeitlosenfürsorge Professor Dr. Georg Schanz-Würzburg, der zunächst in seinem Werke: „Zur Frage der Arbeitslosenversicherung" 1895 die Versicherung einer Kritik unterwirft und vorzugsweise deshalb von ihr abzusehen für angebracht hält, weil die Arbeiter in dauernd sicherer Arbeitsstelle davon nichts wissen wollen und nicht für ihre minder gut gestellten Kollegen Prämien zahlen möchten. Er glaubt der Frage der Arbeitlosenfürsorge anders begegnen zu müssen als etwa der Frage der Krankenfürsorge, weil auch der Gesündeste und Stärkste mit Krankheit rechnen muß und rechnet. Wir sind ihm darin entgegen getreten, denn auch der sich sicher wähnende Arbeiter kann arbeitslos werden, und die Ansicht, nicht krank zu werden, ist und war auch bei Gegnern der Krankenkassen vorhanden.

Schanz hat zur Fürsorge gegen die Arbeitslosigkeit einen Sparzwang empfohlen: daß also jeder nur das auf Grund dieses Zwanges von ihm unter Zuschüssen des Arbeitgebers bis zu einer bestimmten Betraghöhe Gesparte in der Periode der Arbeitslosigkeit abheben kann, um sich bis zur Wiedererlangung einer Arbeitstelle über Wasser zu halten. Schanz hat manche Gegnerschaft gegen seinen Vorschlag wach gerufen und er sieht auch dessen Mängel ein, insofern die Wirkung der Hilfe erst nach einer längeren Sparzeit eintreten kann und bei länger dauernder Arbeitslosigkeit auch das Gesparte nicht mehr ausreicht.

Seit 1895 hat nun Schanz alles gesammelt und beobachtet, was auf dem Gebiete der Fürsorge gegen Arbeitlosigkeit geplant, verhandelt, gesprochen und geschrieben wurde, und er hat das in einem Band „Neue Beiträge zur Arbeitlosenversicherungsfrage" 1897 und in einem weiteren Band „Dritter Beitrag zur Frage der Arbeitlosenversicherung" 1901 zusammengestellt.

Als besonders beachtenswert greifen wir heraus, daß Dr. Fritz Schneider die Konsumvereine als Zwischenglied bei dieser Versicherungsform verwenden will, und daß der in Hamburg gegründete Konsum- und Produktiv-Verein „Produktion" auch die Arbeitlosenfürsorge in seinem Programme hat. Wir erwähnen dann weiter, daß er den von Georg Cornili in

Brüssel, von Paul Berndt in Berlin gemachten Vorschlägen näher tritt, daß er die verschiedenen privaten und für kleine Kreise bestimmten Einrichtungen einer Arbeitlosenfürsorge bespricht, daß er aber auch weiter eingeht auf die Ausgestaltung seines eigenen Sparzwangvorschlages, indem er zugiebt, daß eine Nachhilfe durch die Gemeinde notwendig wird, weil das Ersparte rasch aufgezehrt wird, eine Arbeitslosigkeit aber dauernder sein kann, als daß sie mit dem Selbsterspartens bekämpft werden könnte.

Daß mit der Versicherung Hand in Hand gehen muß die Arbeitnachweis-Einrichtung, ist bei Allen, die sich mit der Frage beschäftigen, anerkannt, und Schanz widmet daher auch dem Arbeitnachweiswesen, sowie Vorschlägen zur Verhütung der Arbeitlosigkeit entsprechende Aufmerksamkeit.

Die Bedenken, welche die Gewerkvereine und Gewerkschaften, und mit denselben auch andere Arbeiterfreunde, hegen könnten, zerstreut vielleicht ein anderer Vorschlag, der von Dr. Claus Buschmann in seiner Schrift: „Der Kampf um Arbeit" wiederholt gemacht wird, wenn auch Buschmann seinen Vorschlag nur skizziert und weder mit Zahlen belegt noch weiter ausführt. Buschmann will nämlich die Arbeitlosenversicherung den Berufsorganisationen hinsichtlich der Kosten zuweisen und verlangt von den Gemeinden nur die unentgeltlichen Arbeitnachweise, von den Gewerbegerichten schiedsrichterliche Dienste und vom Reiche die Oberleitung.

Die Prämien für die Versicherung sollen zu ein Drittel die Berufsgenossenschaften der Arbeitgeber, die entsprechend auszugestalten wären und besonders für alle Arten von Arbeitern vorhanden sein müssen, tragen, zu zwei Drittel die Berufsvereinigungen der Arbeiter.

Jeder Arbeiter, der nach den Versicherungsgesetzen versicherungspflichtig ist, müßte daher einem Berufsverein angehören, und dieser Verein erhöbe entsprechende Beiträge, um die Prämienzahlungen zu übernehmen. Wer einer freien Berufs-Hilfskasse angehört, könnte nicht in den Berufsverein gezwungen werden, aber die Hilfskassen müßten die ganzen Beiträge aufbringen und hätten keine Ansprüche an die Berufsgenossenschaften.

Wie hoch sich Buschmann Prämie und Unterstützung denkt, wie er sich die Verwaltung durch Kommissionen und Vertrauensmänner denkt, wie er sich die Erhebung des Anspruchs auf Unterstützung Arbeitsloser denkt, kurz, wie er die Sache praktisch ausführen will, hat er nicht mitgeteilt. Es wird seine oder Anderer Sache sein, das entsprechende Material zu sichten und darauf detaillierte Vorschläge aufzubauen. Wird dabei den Gewerkschaften und Gewerkvereinen entsprechende Macht und entsprechender Einfluß verschafft, dann könnten vielleicht diese Vereine dem Vorschlag

eher geneigt werden als manchen anderen. Vorerst läßt sich zu Buschmanns Vorschlägen nichts Bestimmtes sagen, es ist nur ein Gedanke, nichts Greifbares noch Diskutierbares.

Nur, weil ein neuer Gedanke darin auftaucht, ist seine Arbeit von Wert für die Arbeitlosenfürsorge-Frage, denn diese bleibt dadurch besser im Flusse.

Zur gegenwärtigen Periode großer Arbeitslosigkeit bedarf es freilich keiner besonderen Anregungen für die wichtige Angelegenheit, aber wir glauben, die Frage ist auch beim Wiedereintritt einer aufsteigenden wirtschaftlichen Bewegung noch ungelöst, und dann kann man Buschmanns Gedanken mit erörtern. Im Augenblick können nur Notstandsarbeiten nützen, und Reich, Staat und Gemeinden müssen darin wetteifern, der Not die Spitze abzubrechen, um die Arbeiterschaft über die schlechte Zeit hinüber zu bringen.

Die Gesetzgeber aber mögen sich bei Zeiten daran machen, für die Frage der Arbeitlosen-Fürsorge thätig zu sein, damit wir bei einer nächsten Krisis schon gut gerüstet gegenüber stehen, während wir noch in einem Überflusse schwelgen.



Peter Hille.

Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam.
(Bremen.)

Über Peter Hille habe ich schon einmal geschrieben und zwar in der von Prof. Dr. Lyon vortrefflich geleiteten „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (11. Jahrgang, 4. Heft). Ich habe dort Hille's „Erziehungstragödie": „Des Platonikers Sohn" (Berlin 1896; E. F. Conrads Buchhandlung, O. Reuter) besprochen. Dort sind auch die Grundzüge in Peter Hille's Wesen kurz beleuchtet worden. So wenig er veröffentlicht hat, ist er doch eine der originellsten Erscheinungen unter den Dichtern der Gegenwart. Adolf Bartels sagt über ihn in seinem Buche Die deutsche Dichtung der Gegenwart: „Wie der echte Sturm und Drang seinen Hamann, hatte auch der letzte seinen ‚Magus'. Er hieß Peter Hille und verstand, wie sein Roman ‚Die Sozialisten' bewies, ganz hübsch zu orakeln,

versteht's vielleicht auch noch, aber man hört nichts mehr von ihm. Nietzsche, der größere Magus, hat ihn verschlungen."

Ob Bartels den Vergleich zwischen Hille und Hamann selbst ersonnen, möchte ich bezweifeln. Ich habe den Vergleich zuerst in dem von W. Arent 1897 herausgegebenen Musen-Almanach gelesen, in dem der Herausgeber mit folgenden Zeilen trefflich charakterisiert:

Der König der Aphorisme.

In der Zeit des jungen Lenz und Goethe,
Im März des Straßburger Sturm und Drang,
Zur Stunde der feurigen Morgenröte,
Der jungen Kampf-Sturmlitteratur,
Da blühte manch' geistige Kraftnatur,
Auch ein gewaltiger Magus im Norden.
Der hatte Gott-Zelte aufgemacht
An des frischen Haffes herben Borden
Und dekretierte bei Tag und Nacht.
Es war ein Weiser der siebenten Stille,
Er sprach viel pythische Orakelworte —
Hamann hieß der Mann, magisch sein Wille.
Stand starr an der Dichtkunst Tempelpforte,
Um ihn die Sturm- und Drangkohorte
Mit wildem Toriho und Toribo:
Hie Elephant, hie Mondkalb, hie Floh . . .
Auch heut' ist das nicht anders geworden,
Um uns tobt ein neuer Sturm und Drang
Und geht zu neuem Gral den Gang.
Auch heut' lebt an Sprea's grünen Borden
Ein Mann wie einst der Magus im Norden.
Er schmiedet goldne Aphorismen,
Ein wackrer Todfeind aller Ismen,
Ein goldner Magier, nennt sich Hille,
Ein weiser Mann der sieb'ten Stille.
Das Christus-Antlitz rotbebartet,
Das bleiche Antlitz ätherklar:
Ist dieses Hirn, fleischlich geartet,
Gar sonderbar, gar wunderbar.
In ew'ger inn'rer Zwiespaltskraft
Sich diese Seele Leiden schafft —
Fehlt doch der Dämon Leidenschaft.
Die Haltung genial-falopp, —
Die Welt geht ihren Hundsgalopp, —:
Still schreitet in die große Stille,
Ein Mann des Worts, ein Held der Stille,
Der Aphorisme König — Hille.

Ganz gelungen hat Möbius in seinen „Steckbriefen" das innerste Wesen Hille's in kurzen Zügen dargestellt. Die wenigen, zum Teil ulkigen Zeilen von Möbius sind in ihrer Art ein kleines Meisterstück. Das werden alle die zugeben, die nicht blos Hille's Schriften, sondern auch seine eigenartige Persönlichkeit kennen. In den „Steckbriefen" heißt es:

„Was die meisten Dichter zu wenig haben, hat er zu viel: Gehirn. Und ist dennoch gar nicht klug. Man möchte fast sagen, er ist ein Genie. Aber was heißt das: ein Genie ohne Form? Das giebt höchstens einen Propheten. Aber selbst dazu ist er zu verrückt. Sagen wir: er ist eine Wolke oder, etwas gröber gesprochen, ein Quatschkopf, ein geniales Rührei, eine — Seele.

Die Deutschen kennen ihn nicht, und, wenn sie ihn kennten, würden sie sich wieder ein Mal die Bäuche halten vor Lachen.

In der That: ein Kerl zum schief lachen!

Wirklich, meine Herrschaften: ein Heiliger lebt unter euch, ein Asket und Narr, ein Weiser und ein Vagabund, einer, der innerlich in allen Zungen redet, aber doch nur lallen kann, ein Wahnsinniger, der unendliche Reichtümer hat und vor den Garküchen bettelt, ein gutes, drolliges Kind, das plötzlich psalmodiert.

Der Steckbriefschreiber möchte von allen deutschen Dichtern nur ihn kennen lernen, und kennt doch nur zwei glänzend hilflose Bücher von ihm, von denen das eine (Die Sozialisten) längst den Weg aller Makulatur gegangen ist. Vielleicht existiert er aber gar nicht. So etwas Unglaubliches ist in seinen Büchern, daß man glaubt, sie seien nicht von einem, der da lebt." — — —

Ich wurde mit dem „sonderbaren Schwärmer" Hille im Herbst 1879 befreundet. Und was er damals war, ist er bis heute geblieben: ein Träumer und Schwärmer, ein großes Kind, und doch ein großer Philosoph. Welche Fülle von dichterischen Plänen hegte der damals Fünfundzwanzigjährige, die er mir in ungezählten stillen Stunden in meiner einsamen „Bude" am schönen Wall der alten Hansastadt zu entwickeln suchte! Keiner ist zur Ausführung gekommen! Wie viel dunkel-geheimnisvolle Werke hatte er angefangen! Keines hat er vollendet! Wie gern sinnbilderte er! Wie gern verlor er sich in abgrund-tiefe Betrachtungen über Gott und Welt!

Er stammt aus einer strenggläubigen katholischen Familie Westfalens. Von daher brachte er den tiefreligiösen Zug seines Innern. Ich glaube, er ist immer, wie damals in Bremen, ein Gottsucher gewesen, einer der zeitlebens ohn' Unterlaß mit Gott ringt, um in die tiefsten Tiefen der

Gottgeheimnisse einzudringen. Und Zeit hatte er, nahm er sich wenigstens. Andere hetzen sich ab, um zu Ämtern, Ehren und Würden zu kommen. Mein Peter Hille ist immer über solche Sachen erhaben gewesen. Ich habe niemand in meinem Leben gekannt, bei dem aus der ganzen Person so zur Wahrheit wurde: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". In Bremen sollte er als regelrechter Mitarbeiter einer später eingegangenen Zeitung thätig sein. Mein Al Hafi zeigte bald, daß er für eine wohlgeordnete bürgerliche Thätigkeit nicht zu haben ist. Im Herbst 1880 zog er wieder weiter: nach London, Amsterdam, Rom, Zürich, Pyrmont und wer weiß wohin. In Spreeathen scheint er aber nun seßhaft geworden zu sein. Obwohl er rattenarm geblieben ist, hat ihn das Leben nicht untergekriegt. In seiner westfälischen Heimat hatte er Schätze mitbekommen, wie sie kein Fürst besser bekommt: eine unglaubliche Bedürfnislosigkeit, einen wunderbaren Gleichmut der Seele, eine unerzwungene Weltverachtung äußerer Güter, die ihn allein schon zu einem Heldencharakter in unserer äußerst praktischen Zeit stempelt. Wenn ich meinen Schülern bei der Lektüre des „Nathan" den Spruch erklärte: „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!" habe ich oft meines guten Peters gedacht, und wahrhaftig nicht in Unehren. Ich hätte ihn meinen jungen Freunden zeigen mögen, mit dem Worte: „Seht, hier ist eine solche Figur, wie Lessing sie im Auge gehabt!"

Ich habe es ja auch früher schon gesagt, wie ich ihn bewundert habe, als er mich einmal besuchte, wie stolz, wie groß er mir erschien, als ich ihn bei seiner Abreise an den Zug brachte und er in seine vierte Klasse hineinturnte! Ungleich stolzer, größer und vornehmer als alle die gepriesenen „erfolgreichen Autoren", die um den Beifall der Menge buhlen, den Modegötzen huldigen und durch die Entweihung ihrer Kunst im Mammondienste zu Reichtum und Ehren gelangen.

Bei anderen Dichtern, Schriftstellern, Künstlern haben wir es viel leichter, wenn wir ihr Charakterbild entwerfen wollen, wir halten uns vornehmlich an ihre Werke. Bei Hille ist es gar nicht möglich, den Menschen hintenan zu stellen oder gar außer Acht zu lassen. Im Gegenteil: sein Leben und Dichten, sein Menschentum und seine Künstlerschaft sind eins. Er ist eine wahrhaft einheitliche Figur im Sinne der Alten. Bei einem Anderen würde man sagen: er will durch seine orakelhafte Art, durch sein Herumirren in weltentrückter Versenkung, durch sein Sichhineinwühlen in unergründlich tiefe und düstere Gefühlsnacht, durch seine an der Grenze des Wahnsinns hintrottende gequälte Darstellung Sensation erregen.

Hille und Sensation erregen! Er, der Stille, Ruhige, Verschlossene! Niemand unter den heutigen Schriftstellern ist weniger Schauspieler wie er. Diese seine verrückte Art, wie sie nüchterne, kalt abwägende Beurteiler nennen, ist sein Wesen selbst; nichts Angelerntes, Erkünsteltes. Er kann nicht anders, er muß irrlichtelieren, grübeln; er muß in alles, was er schreibt, Rätsel hinein geheimnissen, um einmal das treffliche Goethe'sche Wort zu gebrauchen.

Der Leser wird aber nun ungeduldig fragen: Wir glauben ja gern, daß Peter Hille ein Original, ein gelungener König, eine Art Genie, eine Sehenswürdigkeit ist — aber wie steht's mit seinen Schriften? Man will doch etwas von ihm lesen.

Das ist sehr richtig. Auch ich sehe immer mehr ein, daß es in Deutschland eine ganz gefährliche Seuche ist, wie man überall mehr Litteraturgeschichten liest als die Dichter selbst. Dazu wird der Grund schon in der Schule gelegt.

Peter Hille hat verhältnismäßig wenig veröffentlicht. Neben „Des Platonikers Sohn" nur ein einziges Buch: „Die Sozialisten", erschienen 1887. Alles Übrige von ihm muß man sich in Zeitschriften, Musenalmanachen, Gedenkbüchern zusammen suchen.

„Die Sozialisten" sind längst vergessen und verschollen. Vielleicht wird das Buch später einmal ein kostbares Dokument aus unserer Zeit sein. Der normal veranlagte Reichsdeutsche, der es in die Hände bekäme, würde sicher fragen: Wie ist es nur möglich, daß so ein Buch erscheinen konnte? Und doch, welche Edelsteine der Poesie liegen hier unter Schutt und Geröll begraben! Welch' unheimlicher Tiefsinn blitzt hier und da aus der Öde empor! Welch' grandioser Humor! Welch' urwüchsig-eigenartiger Sarkasmus! Und welche Einfälle!

In seinem Drama „Des Platonikers Sohn" ist die Stelle am Schluß, an der Petrarca's unglücklicher Sohn Giovanni als „Verklärter" dem Vater die letzte Mahnung zuruft, mir eine der wunderbarsten Szenen, die ich in Dramen überhaupt kenne; die Worte: „Vater, ich verzeihe dir. Und nun — lege dein Feierkleid an, deiner Seele Feierstunde naht, die Enge der Magisterschaft, die wie ein Alp deinen Lebensschlummer bedrückte, den träumenden Gelehrtenschlummer, sie weicht nun. Vater, Vater, damit wir uns nahe kommen, werde tief, zerbrich alles, was noch steht von deinem Leben. Das muß sein: mit der Leiche der Vergangenheit, mit dem, was einst Leben war, hast du Kindheit und Jugend mir getötet, Zärtlichkeit an Schatten verschwendet — und verstoßen meine lebendige Mutter. Sag', Vater, warum zeugtest du, der du so unnatürlich sein wolltest —

und nun komm — zerbrich die müde Form — auf, zum Geisterwandel!" . . .

Auf seinen unstäten Wanderfahrten hat Hille unter zahlreichen Größen der modernen Dichtkunst geweilt. Mit Karl Henckell, der ihn in einem Gedichte „den goldenen Helden auf Ätherschwingen" nennt, hat er in Zürich zusammengehaust. M. G. Conrad brachte von ihm in seiner „Gesellschaft" (Januar 1889) die „Novellistische Winterreise: Wie verwandelt". In dem „Sammelbuche moderner Prosadichtung: Neuland", herausgegeben 1894 von Cäsar Flaischlen, erschien seine treuherzige Skizze „Kinderliebe", in der der kleine, rührende Bursche Paul Winkelhagen natürlich der stille Peter Hille selbst ist, ein Bild aus seiner Jugend. Was Hille sonst so oft fehlt: den Stoff seiner Dichtungen künstlerisch einheitlich zu gestalten, klar und übersichtlich zu gruppieren, bis zum Schluß auszuhalten, den „Dreh zu finden", wie ein schnodbriger Ausdruck lautet, — das ist hier alles einmal vorhanden. Die kleine Skizze ist ein fertiges Kunstwerk, nicht blos ein Bruchstück, ein Aphorismus.

Ein aufopfernder Freund war ihm der nun verschollene Wilhelm Arent geworden. Eine Reihe von Skizzen und Aphorismen erschienen in dessen Veröffentlichungen: „Die Musen" (1896), „Zur keimenden Kunst" (1897) und „Deutscher Musen-Almanach" (1897).

Das Beste darunter ist für mich das Stimmungsbild: „Wirst auch du fallen, Mignon?" Das ist eine Skizze, so großzugig, so heiß aus dem Herzblute geschaffen, und dabei so klar und verständlich, daß sie zunächst jeder lesen müßte, der von dem sonderbaren Dichter etwas kennen lernen will. — Für Hille's Schöpfungen in gebundener Rede wüßte ich kein besseres Wort als „Versmysterien", in die sich der Leser mit Geduld hineinlesen muß. Solche Sachen, wie „Waldesstimme" und „Wein", die in dem von mir herausgegebenen „Allmers-Buch" erschienen sind, bilden keine Alltagslektüre.

Welch' großartige Phantasie, welche Sprachschöpfung, welche Empfindung in dem Nachruf an Arnold Böcklin! Gewiß ist auch hier manches dunkel, wie dunkel! Aber doch hat niemand besser, tiefer die alles Hergebrachte überragende Eigenart des großen Malers verstanden, als Peter Hille.

Ein junger Anfänger in der Litteratur und Philosophie müßte sich einmal daran machen, die bedeutsamsten Stellen aus Hille's Schöpfungen zusammen zu stellen, um seine Weltanschauung und seinen Tiefsinn zu beleuchten. Das könnte sicher ein gelungenes Buch werden, eine originelle Doktorarbeit!

Auch an Hille's Sprache müßte sich einmal ein Philologe heran machen. Welche Fülle von schöpferischer Meisterschaft findet sich da! Welche Ursprünglichkeit namentlich in den „ausschmückenden Beiwörtern"! Gar manche finden auch meinen Beifall nicht. Aber wie trefflich sind solche im geeigneten Zusammenhange: graue Juwelen, blütenübertrampelnde Luft, cypressendichter Schlaf, donnerdunkles Rauschen, reinheitsstarrende Ehrenkrausen, und ungezählte andere.

Gegen die glatten, in den ausgeleierten Gleisen sich bewegenden Verskünstler und Schriftsteller gehalten, ist Hille in sprachlicher Hinsicht ein Eigener, ein Pfadfinder, ja ein schöpferischer Weiterbildner, selbst vielfach da, wo seine Kunst mehr ein Stammeln als klar durchdachte Gestaltung ist. — — —

In den letzten Jahren ist Hille besonders in Berlin Ludwig Jacobowski und seinem Kreise der „Kommenden" näher getreten. Jedenfalls auch angeregt durch den so rasch Verschiedenen, hat er in der „Gesellschaft" (1900, II. Juni-Heft) wieder ein Mal ein Gebiet betreten, auf dem er am wenigsten heimisch ist, weil er es selten zu einer abgerundeten Darstellung bringt. Er ist als Kunstrichter thätig gewesen. Er hat ein Dutzend Dichter der Neuzeit „abgehandelt", zum Teil im Stile des Brachvogel'schen Narziß (vergl. die Stelle über Otto Julius Bierbaum: „Bierbaum? Wann lebte doch noch Bierbaum?"), — im Übrigen aber echt „Hillisch" (vergl. z. B. die gelungene Charakteristik W. Raabe's: „Schalkhafte Harzfrische. Sagen und Gnomenzüge in der deutschen Michel-Seele. Bücherwürmer mit Gemüt. Inkarnierte Engel mit Borsten und Stacheln. Gutmütige Schläue, etwas listig Drolliges und — vor Allem Verkniffenheit vor lauter, lauter Seele").

Als vor einigen Jahren in der deutschen Dichtkunst die Mystik aufkam, da war die rechte Zeit für meinen Peter Hille gekommen, er ist ja eigentlich immer Mystiker gewesen. Ich bin nicht der Mann, ihm in dieses „Schattenreich" zu folgen. Seine „Pagina Mystica" aus: „Büchlein der Allmacht" (Deutscher Musen-Almanach 1897), oder sein „Weltspiel: Myrdbhin" (erschienen in der ersten Veröffentlichung aus den Darbietungen der „Kommenden", in einem schön ausgestatteten Buche mit höchst wertvollen Beiträgen; Selbstverlag der „Kommenden" — für den Buchhandel: Verlag „Renaissance", Berlin-Schmargendorf) enthalten mehr Schwächen als Vorzüge; oder ich will lieber so sagen: ich habe nie die Zeit und namentlich nicht die Stimmung gefunden, mich mit der Gedankenwelt und Eigenart dieses Myrdbhin [illegible]ig vertraut zu machen.

Daß mir der tief an[illegible], tief grüblerische Hille als Mystiker viel höher steht als jene Spekulat.-Spiritisten, die durch brutale Experimente

die Geheimnisse der Schöpfung enträtseln wollen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er betont auch ausdrücklich wiederholt, daß der Spiritismus etwas Subalternes sei und mit der hohen Mystik nichts zu thun habe. Ungezählte Bruchstücke, angefangene Skizzen, Pläne und allerhand Dramen hat Hille aufgespeichert. Ob etwas davon das Licht der Öffentlichkeit erblickt?!

Wenig Werke hat er den stolzen Größen der modernen Dichtung gegenüber aufzuweisen, die mit ihren stattlichen und zahlreichen Poesien in die Litteraturgeschichte kommen!

Ist „gar ein arm einfältig Mann"! Aber seine scharf ausgeprägte, sich selbst treu gebliebene Persönlichkeit mit ihrer unnennbaren Sehnsucht nach dem Höchsten, mit ihrem Forschen und Suchen nach dem Ewigen ist mir und vielen Anderen immer ein rührendes Bild gewesen.

Was von den Anhängerinnen der Mystiker einst im 14. Jahrhundert in Straßburg gerühmt wurde, müßte ich in ähnlicher Weise auch von Hille sagen: diesem „gar schweigsamen, einfältigen, gutherzigen Träumer von großem inwendigen Ernste ist Gott gar heimlich mit seiner Gnaden".



Bei Algernon Swinburne.

Eine Erinnerung von Peter Hille.
(Berlin.)

Man hat sich nun an Verruchtheiten jeder Art nachgerade ganz hübsch gewöhnt und nimmt einen Rops hin wie ein ahnungsvoller Engel von ahnungslosem Säugling die Milchflasche der Unschuld.

Ende der Siebziger war's anders. Da munkelte man vorsichtig. Und so wurde denn auch von den unerhörten Kühnheiten geschrieben, die sich Swinburne in der grausamen Wildheit antiker Luftempfindungen leiste, Kühnheiten von so berückendem Wohllaut und blendender Leidenschaft, als schlage in dichten Juniwipfeln eine perverse Nachtigall und lasse ihre weichen, dunkeln Blitze Minuten lang stehen, und als gienge all ihr Leben mit.

Ist nun auch das Staunen geschwunden, die einseitige Verehrung: die Bewunderung ist mir geblieben, und Gedichte wie „Der Hermaphrodit", „Italus", „The garden of Proserpine", vor Allem aber „Dolores" und die Götter anklagenden Chöre aus „Atalanta in Calydon" reißen mich noch immer hin wie früher, und ich kann es nicht satt bekommen, sie laut zu lesen.

Als ich mir während meines Aufenthalts in London im Herbst 1880 bei Chatto & Windus in Piccadilly, den Verlegern Swinburne's, dessen „Songs of Springtide" und „Atalanta in Calydon" — grün gebunden, unaufgeschnitten, auf starkem Papier — erstanden hatte, fragte ich nach der Wohnung des Dichters und erhielt den Bescheid: Villa The Pines in Putney.

Putney, dieser südöstliche Vorort Londons, hat wie ganz London den Atem dichterischer Erinnerung. Wie City und Westend ehrwürdig sind durch Milton (Breadstreet bei der Sankt Pauls-Kathedrale), Johnson und Oliver Goldsmith (Strand), weiter hinauf Chelsea mit Carlyle und Rosetti, drüben über die Themse hinweg Southwark mit dem Schauspieler Shakespeare am dortigen Globetheater, so hat Putney für sich Gibbon mit seiner Geschichte vom Untergange des römischen Reiches, die in der Weltanschauung einen Rousseau-, dabei aber atheistischen Zug verrät und in ihrer düsterfeierlichen Darstellung etwas Dichterisches hat, ferner Mary Woolstonecraft, die Witwe Percy Bhysse Shelley's.

Als ich über die Westminsterbrücke fuhr, glänzte das Lampion mit dem elektrischen Lichte bereits auf der Plattform der Station wie ein Vollmond.

Dann bewegte sich der Zug in tiefem Einschnitt, daß man nur die Schwellen und halben Thüren sah.

Bald flogen Wiesen vorüber, durch die leichter Nebel zog, und darüber blickte sehr zart der Abendstern.

Wie sie wohl that, diese Frische nach dem ungeheuern Dunstkörper der Sechsmillionenstadt!

Ich bin zur Stelle, um mich die pausbäckige Gesundheit erwerbsfroher Ortsneuheit, die schmucken roten Schilder der Inns und Läden.

Ich fragte mich auf Umwegen bis an ein einfaches weißes Haus, dem einige Kiefern die Bezeichnung „Pines" verdienten.

Ich schellte und fragte nach Mister Swinburne. Eine nette Zofe nahm mir den Brief ab, den mir Victor Hugo einige Jahre zuvor nach Bremen geschrieben und der in den kühnen, monumental-feurigen Gänsekiel-

Zügen des einst so gefeierten Humanitätsorakels, des Patriarchen der französischen Dichtung, nur die Zeilen enthielt:

„Vous êtes de la grande légion de l'esprit.
Je Vous serre la main.
Victor Hugo."

Und der Brief wirkte Wunder, denn die kindlich enthusiastische Natur Swinburne's gieng in Verehrung und Abscheu gleich weit — Verehrung: Sappho, Victor Hugo, Italien; Abneigung: Napoleon III. und Rußland. Ich ward in ein Zimmer ebener Erde links gewiesen: Master Swinburne würde gleich erscheinen.

Ich sah mich um. Ein so unbändiger Dichter in einem so sittigen Pensionate!

Das Zimmer. Der Raum mußte das Eßzimmer einer Pension sein: eine lange, weiß gedeckte Tafel, ein großer Globus, der Boden ganz mit einem Teppich in Eichenmuster ausgekleidet.

Im offenen Herde plauderte ein freundliches Feuer. Kaum, daß ich mit diesen Beobachtungen zu Ende war, da eilte ein leichter Schritt die Treppe hernieder, die Thür gieng auf, und ein sonderbares Wesen trat ein. Eine sehr zarte, kleine Gestalt in schlichter grauer Hauskleidung, die winzigen Füße in braunen Lederpantoffeln. Das ungeheuere Philosophenhaupt — einen Nurdichter wie Swinburne hätte man sich leichter aufgebaut gedacht — fast ganz kahl; von der rotblonden Leidenschaftsgloriole, die neben den grünblauen Augen den Ruhm seiner eigenartigen Jugendschönheit gebildet, waren nur noch wenige Locken übrig. Sein Mund war jäh und eilig, und hatte eher etwas Reizbares, nicht das Sinnlichverweilende, nicht die Lippen, die seine Dichtung eigentlich verlangte.

Schnell, vogelartig waren die Blicke, und die Stimme hatte etwas gezwitschert, das kaum vernommen, geschweige denn verstanden war.

Inzwischen war ein Herr hereingetreten, der mir erklärte, er sei der Freund Master Swinburne's und lebe mit ihm zusammen. Sein Freund sei fast taub.

Ich radebrechte denn etwas in meinem jungen Englisch zusammen von meiner großen Bewunderung für die Werke des Dichters und hörte, daß Swinburne kein Deutsch verstand. Im Französischen aber, das noch begonnen wurde, gieng mir die Übung ab.

So mußte es denn bei'm Englisch bewenden.

Übrigens sonderbar, daß Swinburne, der seine „Atalanta" mit einem längeren Vorgedicht in griechischen Distichen einleitet, eine für den Engländer so nahe liegende Sprache wie das Deutsche nicht versteht!

Eben so schnell, wie er gekommen, verschwand Swinburne wieder.

Sein Freund, ich glaube Forster ist sein Name, den als solchen auch Litteraturfreunde — und das sind in England fast alle Gebildeten in für deutsche Verhältnisse geradezu unheimlichem Maße — kennen und nennen, unterhielt sich noch eine Weile mit mir und erscheint mir noch als der Inbegriff eines english gentleman. Grade wie der Herr von etwa sechzig Jahren, mit dem ich auf der Bootfahrt der Friedensfreunde von Hamburg nach Blankenese plauderte, der noch mit Kinkel verkehrt hatte, ein ungemein wohlthuendes Verständnis auch für die neueren Entwickelungen seiner heimatlichen Dichtung verriet und nur bedauerte, daß seine richterliche Beschäftigung ihm nicht mehr Zeit dazu lasse.

In Deutschland läßt wohl die Beschäftigung Zeit dazu, aber nicht der dreimal heilige Skat.

*

Vor einigen Jahren, nach dem Tode Lord Tennysons, geriet der englische Hof in nicht geringe Verlegenheit. Von Rechts wegen hätte nun Swinburne der Laureat werden müssen.

Aber seine Ansichten!

Und doch hatte Swinburne, wenn er auch nicht zu Kreuze gekrochen ist, unter dem Einflusse der Zeit sein stürmisches Wesen gemildert. Dadurch hat er an Schönheit und der ihm eigenen eilenden Melodik nichts eingebüßt, ganz sicher nicht an Seele. Die bebende Liebe, die der greisende Dichter der Jugend in seiner späteren Dichtung dem anmutigen Seelenspiel eines siebenjährigen Knaben entgegen bringt, ist tiefer und echter als Manches aus seiner leidenschaftlichen Zeit; nur die Zärtlichkeit ist geblieben und hat sich verfeinert.

Und in der That, der Dichter hatte in den Bewegungen seiner kleinen Hände ganz das Flügge und Lebensrege der Kinder, der kleinen Tiere, der Vögel, der Schwalben und Nachtigallen, die er so sehr liebt.



Wer und welche.

Fragmente von Peter Hille.

(Berlin.)

Peter Hille: Feuer hinter Schloss und Riegel. Inneres Schicksal verdunkelt, Äusseres sperrt's ein. Und so zappelt sich ab dies Meerwunder der Erfolglosigkeit bis an sein kühles Grab. „Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward" —

Und sich selbst totschlagen, das thut's doch nicht. Pfui Deibel! Sich entfliehen, giebt's nicht. Und doch wächst meine Flamme durch Widerstand. Nimm ihr eine Kohle weg, und sie steigt. Ein sonderbares Feuer! Du sitzest in Schande, und Esel in Ehrenketten defilieren vorbei. Auf deine blutrünstigen Werke sch . . . . der Hund. All' mein Schreiben gequälter Nerv.

*

Satanas (und ich): Fürst der Bitternis.

*

Franz Stuck: Athlet der Prana*), herkulischer Lebensgeist.

*

Freiherr von Wolzogen: Verschlagener Troubadour.

*

Hofmannsthal: Altweibersommer mit achtzehn Jahren.

*

Otto Julius Bierbaum: Schnörkel Biedersinn: Linie der ehrbaren Tändelei.

*

Wieland: Magister der Venus.

*

Hölderlin: Der kranke Tempel. Über die edelbleichen Säulen tasten sich blinde Blitze. Stiltier mit der Hellenenseele.

*

Nietzsche: Geiergeist mit Nachtigallenseele.

*

Goethe: Vorsichtiger Haushalter deutscher Schönheit.

*

Äschylos: Isaias der Antike.

Dichter Timon:

Fort aus meiner Geisteshöhle!
Habe nichts für euch.
Steine —
Die könnt ihr kriegen.
Fort! sag' ich,
Hallunken . . .

* * *

Wozu leben die Menschen? Die Götter wollen sterben sehen.

Und Elend? Die Götter wollen 'was zu lachen haben. Unsere Qualen zeigen ihre Sicherheit.

*

Götter müssen grausam sein —, wollen sie selbst leben. Götter: Verkleinerung des Weltübels. Demnach Helden kluge Steinklopfer.

*

Heidentum wollt ihr? Aber Kinder! Das ist ein Backfisch, frisch und frank. Fasst ihn nicht an, ihr Modernen, sonst holt euch der Teufel! Macht mir ja keine Halbjungfer daraus! Nicht zwischen Schlöten und Bordellen, nicht mit euch, ihr Unzuchtblütigen!

*

*) Prana — nach indischem Okkultismus: Lebenskraft.

Bölsche und Strauss, statt Plato und Pythagoras: Lasst lieber das Heidentum hinterwege! Ihr habt nicht das Organ dazu. Es ist euch auch nur um das Heidengeld zu thun, Geschäftsheiden ihr!

*

Hof: Pöbel.

*

Manche Ehe: Einsamkeit zu Zweien.

*

Was in Liebe ausgeht, als Hass kommt's an.

*

Mach mit einer Armee Freunde dich auf den Weg: du wirst froh sein, wenn du einen Mann behältst.

*

Ganzes: Bist du ein Ganzes — leide unter der höhnenden Herrschaft der Halben! Leide, bis du zerfällst — Auswege giebt's nicht. Für dich nicht.

*

Selbst: In jedem Tropfen Blut musst du sein; dann gestalten deine Worte dich, den Dichter.

*

Masse: Sie drücken dich hoch. Tiefe Naturen rufen Druck, finden in sich selber Heilung.

*

Wer eine Fackel trägt, wird vom Pech betropft.

*

Düster: für sich.
Finster: für Andere.
Schwarz: die Sache.

*

Schweiss: die Thränen der Arbeit.

*

Nur Dilettanten fühlen sich Dichter. Dichter fühlen sich ein Stück Welt oder Mensch. Ein organisches allerdings.

*

Ein Dichter ist noch immer schlimmer daran als die Buren. Haben die doch nur Engländer zu Gegnern — nicht Kollegen.

*

Wo ist man am einsamsten? Bei Freunden. Und brauchen noch nicht 'mal gute zu sein.

*

Ich wollte gern noch einsamer sein. Noch mehr in mich hinein kriechen. Mich noch 'mal spalten.

*

Gott, zerhau' mich: doch noch einmal will ich suchen, mich zu lösen.

*

Ich bin, also ist Schönheit.



Vom Dresdner Kunsterziehungs-Tag.*)

1. Kunsterziehung.

Von Dr. Gustav Zieler.

(Berlin.)

Kunsterziehung — das Wort ist noch nicht alt. Freilich schon älter, als die meisten ahnen, die es jetzt so überoft im Munde führen; denn es sind immerhin schon an die anderthalb Jahrzehnte, seit sich die ersten Bestrebungen regten, die Kunst und Erziehung zusammen zu bringen suchten. Aber erst in den letzten zwei oder drei Jahren hört man in weiteren Kreisen und in der großen Öffentlichkeit von diesen Bestrebungen, und jetzt spricht und schreibt man mit einem Male aller Orten von diesem neuen Dinge so viel, daß es einem fast bange werden kann, die Allherrscherin Mode könnte die neue Bewegung, wie schon so manche neuzeitliche „Richtung", in die Hände bekommen, und die Wasser, die jetzt so mächtig daher rauschen, würden dann sich schnell genug verlaufen, verflachen, versanden. Aber freilich, wenn auch die öffentliche „Begeisterung" vielleicht bald genug, nachdem die geistreichen Gedanken der Feuilletonisten erschöpft sind, das neue Spielzeug fallen lassen sollte, so wird die Sache selbst dennoch ihren Weg gehen, denn hier ist eine Kulturbewegung auf dem Marsche, die sich nicht mehr aufhalten läßt. Noch sind zwar die Ansichten über das, was die Kunsterziehung erstreben will und erstreben soll, nicht geklärt und noch weniger die Ansichten über die Mittel, die sie anwenden soll. Noch giebt es unter den Anhängern der neuen Sache, wie man in den letzten Tagen des September auf dem Dresdner Kunsterziehungs-

*) Zur Eröffnung der Münchner Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" (15. Dezember 1901 bis 15. Januar 1902); vergl. übrigens weiterhin auch „Besprechungen", den Artikel von Helene Bonfort. Die Schriftleitung.

tage*) sehen konnte, Viele, die zu Kunsterziehern recht wenig geeignet sind. Auch die Ansätze, die hie und da gemacht sind, die Kunst in die Schule zu tragen, sind zum Teil noch sehr fragwürdigen Charakters: man legt im Durchschnitt den Nachdruck allzu sehr auf die Erziehung, zu wenig auf die Kunst. Aber die Bewegung ist noch jung, und von denen, die an der Spitze stehen, gewann man bei der persönlichen Berührung auf dem Tage in Dresden den Eindruck, daß sie wissen, worauf es ankommt, und den richtigen vom falschen Wege zu unterscheiden vermögen. In den wenigen Berichten, die über die Dresdner Versammlung — die nichts als eine Besprechung von Fachmännern, kein Kongreß im eigentlichen Sinne sein wollte — veröffentlicht worden sind, hat man sich zumeist zu eng daran gehalten, daß in den Debatten vielfach ein enger und pedantischer Geist, der Geist der Methodik und des Abfrage-Systems, laut geworden ist. Man hat den Hauptwert dieser Versammlung nicht gebührend hervorgehoben. Dieser Wert besteht in der persönlichen nahen Berührung der in Frage kommenden Kreise, in dem zwanglosen Gedankenaustausch von Lehrern aller Schularten mit Künstlern, Schriftstellern, Vertretern staatlicher und städtischer Behörden, und in der ernsten Erkenntnis, daß hier eine große und schwierige Kulturaufgabe vor uns liegt, zu deren Lösung Geduld und hoher pädagogischer Takt gehören. Diese Zeit der praktischen Arbeit muß jetzt beginnen, und an ihr müssen sich alle Elemente beteiligen: die Behörden, die Pädagogen, die Künstler und die Schriftsteller.

Zunächst muß die neue Bewegung sich vor dem Mißverständnis schützen, als beabsichtige sie eine Erziehung *zur* Kunst, *zum* Künstlertum. Die Kunst soll Mittel, nicht Zweck sein — ein Mittel mehr zur Erreichung des Ideals der „Humanität", des Ideals der harmonischen Persönlichkeit. Wird die Kunsterziehung in diesem Sinne verstanden, so liegt auch keine Gefahr vor, daß man die Kunst demokratisiert, sie auf das Niveau der Masse herunterdrückt. Es kann sich nicht darum handeln, in der Schule einen Unterricht in der Kunst, — sei es einen systematischen Unterricht in der Kunstgeschichte, sei es einen systematischen Kunst-Anschauungs-Unterricht — als neues Fach einzuführen, sondern es handelt sich zunächst darum, den Teil des Unterrichts, an dem bisher schon die Kunst in die Schule hineinragte, nach künstlerisch und pädagogisch gesunden

*) Die Verhandlungen und Vorträge des Kunsterziehungstages sollen nunmehr als eingehender Bericht in Gestalt eines handlich lesbaren Buches erscheinen (R. Voigtländers Verlag in Leipzig), und um den wichtigen Fragen an allen beteiligten Stellen, besonders unter den Lehrern und in den Familien, möglichst weithin Eingang zu verschaffen, haben die Veranstalter den Preis des Werkes äußerst niedrig bemessen. Anm. d. Schr.

Grundsätzen umzubilden und im Übrigen die gesamte **Umgebung**, in der das junge Geschlecht heranwächst, von aller **unkünstlerischen** Geschmacklosigkeit frei zu halten, sie nach Möglichkeit auch **künstlerisch** einwandfrei, wenn auch noch so einfach auszustatten. Im **Zeichen-Unterricht** kann so etwas wie eine **systematische** Erziehung des **Geschmacks** erreicht werden, zugleich mit einer Ausbildung der produktiven Kräfte, **die bis** zu einem gewissen Grade in jedem Menschen liegen. Die **künstlerische** Umgebung aber soll möglichst **allein durch sich selbst** wirken. Das **Werk** beider zusammen soll die allmähliche Heranbildung eines **Instinktes für das Schöne** und gegen das Häßliche sein. Es ist klar, daß diese **Art von** Erziehung schon in der Kinderstube beginnen kann, und daß zur **Erreichung** der erstrebten Ergebnisse Schule und Haus zusammen wirken **müssen**. Diese Forderungen besagen nicht etwa das Verlangen nach einer **luxuriösen** Umgebung, und wenn man befürchtet hat, die Kinder **würden** in der kunstgeschmückten Zukunftsschule an den Luxus gewöhnt und zur **Unzufriedenheit** mit dem bescheidenen Heim erzogen, so ist das eine **gründliche** Verkennung; man kann mit sehr einfachen Mitteln künstlerisch schön wirken, und wenn durch solche einfachen Mittel: wie harmonische Raumeinteilung, harmonischen Anstrich der Wände, gute farbige Lithographien ꝛc., auch das Kind in der Gemeindeschule zu instinktiver Abneigung gegen **die** *geschmacklosen* Öldruckbilder, Wandteller ꝛc. im Elternhause erzogen wird, so wollen wir das mit Freude, nicht etwa mit Besorgnis begrüßen.

Will man dem Ungeschmack, wie er trotz aller Zeitschriften und Ausstellungen, trotz der „Blüte des modernen Kunstgewerbes" leider in den meisten Schichten unseres Volkes noch immer herrscht (vergl. die 3 Mark-Bazare e tutti quanti!), mit Aussicht auf gründlichen Erfolg zu Leibe, so genügt es nicht, mit geistreichen Artikeln eine „neue Richtung" *einzublasen*, sondern man muß die Aufgabe tiefer fassen. Jeder, der ernsthaft diesem Probleme nachsinnt, von dessen Lösung für unsere *Kultur* **sehr viel** abhängt, muß zu dem Schluß kommen, daß eine Reform des Volksgeschmackes in erster Linie eben Aufgabe der **Erziehung** ist. Die neue Generation muß in einer neuen Atmosphäre heranwachsen. Wir müssen unsere Kinder mit einem **Bedürfnis** nach Schönheit erfüllen, das Gefühl für Harmonie der Farben, für Schönheit der Proportion, für Echtheit und Einfachheit in ihnen erwecken und dadurch den Abscheu gegen alle Unwahrheit und Verlogenheit in ihnen heranbilden. Ein großes Gebiet der menschlichen Naturanlage ist bisher von der Erziehung vernachlässigt worden: sie war bisher nur bemüht, die Keime des **Erkenntnistriebes** und *die* Keime der **ethischen** Veranlagung sorgfältig zu entwickeln. Das **ästhetische**

Gefühl, den Sinn für Schön und Häßlich, hat sie im embryonalen Zustande belassen. So sicher die künstlerische Genialität — das Wort im weitesten Sinn genommen — nicht anerzogen werden kann, sondern angeboren sein muß, so sicher liegt doch in jedem Menschen ein Sinn für das Schöne, ein Farben-, Linien- und Formen-Sinn, der einer Ausbildung fähig ist. Wäre dem nicht so, so gäbe es keine Kunst, denn aus ihm hat sie sich entwickelt. Bisher waren es nur wenige Auserwählte, denen eine Pflege dieser Natur-Anlage gegönnt wurde; die Zukunft aber hat die Pflicht, diesen Trieb bei Allen zu pflegen, natürlich von vornherein in der Überzeugung, daß die Verschiedenartigkeit der Begabungen eine Verschiedenartigkeit der Resultate hervorbringen wird. Eine gesunde Anschauung für Linie, Farbe und Form aber in allen Menschen heranzubilden, das ist eine durchaus lösbare Aufgabe. Natürlich wird es immer Kunstwerke geben, die ganz zu genießen und zu verstehen, nur das Vorrecht Weniger ist, der Abscheu gegen das Häßliche und Geschmacklose und der Sinn für das Künstlerisch-Echte kann in Jedem erweckt werden. Und das allein ist die Aufgabe einer gesunden Kunsterziehung.

Dazu gehört nun nicht nur die möglichst unaufdringliche Ausbildung der rezeptiven, sondern auch eine Ausbildung der produktiven Fähigkeiten. Auch sie sind nicht in dem Grade, wie man meist annimmt, das Vorrecht Weniger: wie die Fähigkeit des Schreibens, so kann auch die des Zeichnens, Malens und Formens bei jedem Menschen ausgebildet werden, denn auch hier liegt eine allgemein-menschliche Veranlagung vor. Wiederum natürlich wird die Verschiedenartigkeit der Begabungen verschiedene Ergebnisse zeitigen. Aber wenn es nur richtig angefangen wird, kann jeder eine gewisse Höhe erreichen. Die praktische Ausbildung dieser Veranlagung wird viel zum rechten Verstehen und Genießen der Kunst beitragen.

Eine sehr wichtige Aufgabe bei der Kunsterziehung fällt also dem Zeichen-Unterrichte zu.

Bisher wird auf die Erlernung des Zeichnens von Schule und Familie verhältnismäßig geringes Gewicht gelegt. Man findet sich mit der Erwägung ab, daß zum Zeichnen Talent gehört, daß, wer dieses Talent hat, schon aus eignem Antriebe etwas lernen wird, und daß den Anderen kein Unterricht helfen wird. Daß der Zeichen-Unterricht dazu da ist, einen Sinn auszubilden, den jeder Mensch hat, und daß die Ausbildung dieses Sinnes eine ebenso wichtige Sache ist wie das Lesen- und Schreibenlernen, diese Überzeugung ist noch wenig verbreitet. Aber man trifft sie zum Glück gerade an den Stellen, auf die es ankommt, und man ist sich dort auch bereits klar, wie diese lang übersehenen Fähigkeiten im Menschen zu

wecken und zu bilden wären. Der Sprachunterricht hat jetzt eingesehen, daß man eine Sprache nicht sprechen lehren kann, wenn man mit den Abstraktionen der Grammatik beginnt; erst muß der Schüler das Konkrete, von dem sie abstrahiert sind, kennen d. h. eine genügende Anschauung von der lebendigen Sprache haben. Genau so ist es mit dem Zeichnen. Auch der Zeichen-Unterricht muß auf neue konkrete Grundlagen gestellt werden. Nicht mit schematischen Linien und Körpern, nicht mit stilisierten Ornamenten, nicht mit totem Schwarz-Weiß, sondern mit der lebendigen Wirklichkeit wird man künftig beginnen. Mit einem derartigen Unterricht steht man auch auf dem Boden der natürlichen gesunden Pädagogik. Jeder Erzieher bemüht sich, das Neue an Vorstellungen und Empfindungen anzuknüpfen, die in dem Kinde schon lebendig sind. Nur auf diese Weise weckt man auch die Freude zum Lernen. In jedem Kinde lebt der Drang nach Erkenntnis. Wenn ein Kind sich gegen das Lernen sträubt, so beweist das in der Regel nur, daß die pädagogische Methode von theoretischen Spekulationen, statt von lebensvoller Erkenntnis der realen psychischen Faktoren ausgeht. Woher soll nun bei einem Kinde das Interesse an kalten Linien- und Formenabstraktionen kommen? Aber die Nachbildung der lebendigen, farbigen Wirklichkeit, die es um sich sieht, die wird ihm Freude machen, da wird es sich seines Werkes freuen, und ganz allmählich kann es dann zur Erkenntnis der Gesetze, zur bewußten Freude an den Proportionen, zur Stil-Erkenntnis geleitet werden.

Um aber einen solchen Zeichen-Unterricht zu ermöglichen, muß erst eine neue Lehrer-Generation herangebildet werden, und dieser schweren Aufgabe hat sich gegenwärtig unsere Unterrichtsverwaltung zu unterziehen begonnen. In Dresden war eine Sammlung neuer Lehrmittel, wie sie jetzt an der Berliner Königl. Kunstschule in Gebrauch sind, ausgestellt, an denen man greifbar vor sich sah, was die neue, auf Anschauung der konkreten Wirklichkeit gegründete Methode positiv will. Ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten erlaubt der Raum leider nicht. Die Reform des Zeichen-Unterrichts wäre ja ein großes Kapitel allein für sich.

So wenig nun die gesamte Kunsterziehung den Zweck verfolgt, lauter bildende Künstler heranzubilden, so wenig darf sich der Zeichen-Unterricht im Besonderen eine derartige Aufgabe setzen. Er soll weniger darauf sehen, ein bestimmtes Pensum technischer Fertigkeiten zu absolvieren, er soll in erster Linie vielmehr die Fähigkeit zu selbständigem Sehen ausbilden, den Farben- und Formensinn schärfen. Also: er soll eine allgemeine Disposition, nicht ein bestimmtes Maß von Wissen und Können, erstreben. Damit ist aber in die Schule ein Gesichtspunkt eingeführt, unter dem das

gesamte Gebäude vielleicht mit der Zeit wird umgebaut werden müssen.

Die immer mehr zunehmende Fülle unseres menschlichen Wissens, die Erschließung immer neuer Wissensgebiete hat die moderne Schule in eine schwierige Bahn gebracht. Ein neues Wissensgebiet nach dem andern fordert Berücksichtigung. Da möchten die Einen, daß die Naturwissenschaften mehr berücksichtigt werden, Andere fordern Unterricht in der Technik, in der Astronomie, in der Hygiene, in den sozialen Wissenschaften ꝛc. ꝛc. Bald wird man die Unmöglichkeit des bisher allein herrschenden Grundsatzes, daß die Schule nur ein möglichst großes Maß von Wissen vermitteln solle, einsehen lernen; wie soll man dann zwischen den einzelnen Forderungen abwägen und wie bezüglich der Quantität der zu traktierenden Wissensmengen Grenzen ziehen? Was uns indes viel mehr Not thut als die Erziehung kenntnisreicher Generationen, das ist die Erziehung selbständig urteilender, thatkräftig und freudig in's Leben schauender, aller Pedanterie abholder, gesunder Menschen, die kraft dieser Ausrüstung, wie sie in ihnen die Erziehung entwickeln soll, allen Anforderungen des wirklichen Lebens unbefangen und mit praktischem Sinn gegenüber zu stehen wissen. Wenn die Schule ihre Zöglinge mit dieser Anlage entläßt, so ist das mehr wert, als wenn sie von Lykurg und Solon, von den persischen Königen und dem Vertrage von Verdun, von den Propheten des alten Bundes und von dem Accusativus cum infinitivo, von den griechischen Accenten und den trigonometrischen Formeln ꝛc. ꝛc. im Abiturienten-Examen alles haarklein zu beantworten vermögen.

Es mögen Generationen vergehen, ehe eine solche Schule der Zukunft da steht. Mit der Reform des Zeichen-Unterrichts aber wird es nicht ganz so lange dauern, und die Früchte eines nach gesund-pädagogischen und zugleich künstlerischen Gesichtspunkten umgewandelten Zeichen-Unterrichtes (der, wie gesagt, auch das Malen und Formen umfassen muß) werden sich schnell genug zeigen.

Das letzte und eigentliche Ziel der Kunsterziehung ist: Freude an der Kunst zu erwecken. Die Kunst muß ein notwendiges Lebenselement unseres Volkes werden, — das ist die große Aufgabe der Zukunft, und an ihr kann die Erziehung in der Familie und im Hause hervorragend mit arbeiten.

2. Die Parität der Kunst.

Von Heinrich Driesmans.
(Berlin.)

„Die oberdeutschen Gebirgsbauern, welche von den niederdeutschen Küstenbewohnern in allerlei Kenntnis und Wissen überflügelt werden, besitzen wiederum für sich einen Schatz des Kunstsinnes und technischer und künstlerischer Fertigkeiten, von welchen jene keine Ahnung haben. Wenn in den bayerischen und tirolischen Dörfern hübsche Heiligenbilder gemalt, niedliche Holzschnitzereien gemacht werden, wenn dort von allen Feldern sinnige Volkslieder in tausendfacher Auswahl erklingen, wenn auf dem Schwarzwald in Strohflechterei und Uhrmacherei treffliches geleistet wird, so ist das auch Volksbildung. Es gehört zu den größten modernen Verkehrtheiten, daß man die Volksbildung blos darnach mißt, wie viel Prozent von Artikeln des Konversations-Lexikons der gemeine Mann im Kopfe hat."*)

Was der Kulturhistoriker W. H. von Riehl hier in der Gegenüberstellung des norddeutschen und süddeutschen Bauern sagt, das gilt in demselben Grade für die gebildeten Stände. Ohne zwar behaupten zu wollen, daß in den letzteren sich die entsprechenden Gegensätze unbedingt in jedem Falle mit „süddeutsch" und „norddeutsch" deckten, läßt sich doch mit gewissem Recht sagen, daß die deutschen schöpferischen Naturen vorwiegend bajuwarisch-alemannischen, die lehrhaften sächsisch-friesischen Ursprungs sind. Die einzelnen Individuen allerdings sind so mannigfach durch einander gewirbelt in deutschen Landen und Produkte so wechselvoller Kreuzung, daß sich die Ariadnefäden ihrer Abstammung durch dieses Labyrinth selten mit einiger Sicherheit zu einem festen Anhaltspunkt zurück verfolgen lassen. Allein die Quellen der gegensätzlichen Volksnatur Deutschlands sprudeln noch immer in der selben Ursprünglichkeit fort, wie zur Zeit der deutschen Renaissance, wo sich das schöpferische Leben um Nürnberg, das lehrhafte um Wittenberg gruppierte.

Diese uralten Gegensätze von „süddeutsch" und „norddeutsch" in dem höheren geistigen Sinne von schöpferisch und lehrhaft, von Formensinn und Verstandesmäßigkeit, von künstlerischer und pädagogischer Veranlagung kamen wieder einmal zu scharfem Ausdruck auf dem „Kunsterziehungstag", der am 29. September d. J. in Dresden abgehalten wurde. Dort stießen die „zwei Seelen" in der Brust des deutschen Volkes

*) Land und Leute I, 178—79.

so hart und unverstanden auf einander, daß es obzwar vom kunsterzieh-lichen Standpunkt ein bedauerliches, aber vom allgemein kulturellen ein höchst interessantes Schauspiel war. Instinkt stand gegen Reflexion, Ursprüngliches, Naturgeborenes gegen Künstliches, Gemachtes — frisch-lebendiges Urbild gegen sein schattenhaft-abstraktes Abbild. Hätte Goethe diesem Tag anwohnen können, er würde ihm vielleicht eine ähnliche Bedeutung beigemessen haben, wie der Sitzung der französischen Akademie vom 22. Februar 1830, wo die wissenschaftlichen Gegensätze von Idee und Erfahrung in Gestalt des von der ersteren ausgehenden Saint-Hilaire und des sich an die letztere klammernden Cuvier auf einander stießen. Auch bei diesem Streit handelte es sich im tiefsten Grunde um den Kampf einer schöpferischen Natur mit einer lehrhaften, um instinktives Leben gegen Verstandesbildung — um uralte Gegensätze im Menschenwesen, die einander zu allen Zeiten feindlich gegenüber gestanden haben und erst mit diesem selbst erlöschen werden. Immer und überall ist der Verstand gegen den Instinkt ausgespielt worden, hat jener diesen meistern und unterdrücken wollen. In allen Religionsformen waren die Lebensträger des letzteren die „Ketzer", welche von den Priestern, den Vertretern der Reflexion, verfolgt und ausgetilgt wurden, und überall hat sich das „heilig glühende Herz" schließlich gegen die kulturelle und rituelle Erstarrung empört. Alle Reformationen, alle Kämpfe um Entwicklungs- und Geistesfreiheit waren ein Wiedererwachen und Obsiegen der natürlichen Instinkte aus dem Schlummer, in den die reflexive Geistesthätigkeit sie gelullt hatte. Wir müßten unsere großen Dichter, Künstler und Denker der Reihe nach aufzählen, wenn wir die modernen Träger dieses Befreiungskampfes namhaft machen wollten, und möchten als einen der letzten dieser instinktiven Revolutionäre nur den religiösen Denker Lagarde aufführen, welcher sagt: „Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden, wie wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, du um du."

Auf dem erwähnten Kunsterziehungstag waren es Männer wie Alfred Lichtwark, Ferdinand Avenarius, Fritz Stahl, Hermann Obrist, welche der künstlerischen Erziehung gegenüber der Wissensbildung die Stange hielten. Da es sich insbesondere um die künstlerische Erziehung der Jugend, um die künstlerische Durchgeistigung des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens handelte, hatte man vorwiegend Schulmänner, Regierungs- und Kommunalvertreter geladen, welche somit die Mehrheit ausmachten und die Künstler an die Wand drückten. Die „Kunstfrage" wurde demgemäß durchaus in lehrhaftem Sinne behandelt, als pädagogische Ausbeute, als Mittel zum Zweck des Unterrichts und der Erziehung. Wohl

hatte Lichtwark vor einer solchen Auffassung gewarnt, insbesondere davor, die Kunst etwa in der Form von „Kunstgeschichte" in den Unterricht einzufügen, womit zweifelsohne viele Pädagogen die ganze Frage überhaupt erledigt glaubten. Aber seine Worte verhallten; sie wurden in ihrer vollen Bedeutung und Tragweite gar nicht verstanden. Man pädagogisierte weiter. Die treffendsten Worte sprach wohl Bildhauer **Hermann Obrist**, indem er von dem Wiesenspielplan vor seinem Hause in München erzählte, auf welchen allwöchentlich eine Kinderschar geführt werde, die man aber nun nicht sich dort ungezwungen erlustigen lasse, sondern in einer Ecke aufstelle und durch Kommandorufe zum Spiel bestimme. So wolle ihm erscheinen, was man mit der Kunst im Unterrichts- und Erziehungswesen vorhabe. In der That, die Kunst soll nach der Meinung der Pädagogen nur „ein Fach mehr", einen weiteren Unterrichtsgegenstand bilden, der den Zöglingen genau so eingetrichtert, der ganz in dem selben pädagogischen Geiste behandelt wird wie alle übrigen Fächer. Sie ahnen nicht entfernt, daß es sich bei der ganzen Frage vielmehr darum handelt, einen neuen — den künstlerischen — Geist, das ästhetische Empfinden in den gesamten Unterricht zu tragen, diesen damit zu durchgeistigen und dergestalt auf ihm aufzubauen, daß sich alle Lehrgegenstände nach ihm gestalten und umgestalten, daß das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen eine völlig verwandelte Form und Gestalt gewinnt. Fürwahr, es handelt sich um nichts Geringeres, als um das, was Riehl in den anfangs zitierten Worten ausgesprochen hat: der durch die allmächtige Wissens- und Verstandesbildung vergewaltigten und niedergeworfenen künstlerischen Kultur, d. h. dem Formensinn und der Empfindungsbildung, dem **schöpferischen Vermögen** wieder aufzuhelfen und seine Gleichberechtigung mit jener, seine öffentliche Anerkennung und Rehabilitierung durchzusetzen. Die ganze Frage ist also in gewissem Sinne eine „Paritätsfrage", welche eine entfernte Ähnlichkeit mit anderen derartigen Fragen hat. Die Pädagogen sehen sich daher in ihren vitalsten Interessen angegriffen. Kein Wunder, daß sie sich in's Zeug legen mußten. Aber sie hatten das nicht einmal nötig, da sie ja in der überwiegenden Mehrheit waren; und außerdem merkten sie gar nicht einmal, worum es sich eigentlich im tiefsten Grunde handelte — nämlich darum: das pädagogische System, welches unseren gesamten Unterricht und die Erziehung wie ein eisernes Netz umklammert, in sich selbst zu erschüttern und zu durchbrechen.

Wie die Philologie noch immer die gesammte Geisteswissenschaft, so beherrscht die Pädagogik das Erziehungswesen, und diese ist wie jene in ihrer Einseitigkeit allen Zöglingen bisher im höchsten Grade verhängnisvoll

geworden. Die Pädagogik, welche wir heute haben, ist nichts Anderes als die Furcht vor dem Leben: sie ist nicht Anleitung und Bildung der instinktiven, naturgeborenen Lebensregungen, sondern Unterdrückung und Erstickung derselben. Sie will das natürliche Leben gleichsam durch ein künstliches ersetzen, wie wenn man an Stelle der amputierten lebendigen Glieder des menschlichen Körpers mechanische einfügen wollte. Durch Zwang und Drill, durch Einschnürung und Schraubung sucht man zu erzielen, was auf dem Wege der natürlichen Entwicklung, durch das Spielenlassen der instinktiven Triebe und Regungen, viel leichter, schneller und sicherer zu erreichen wäre, wenn die Pädagogik sich darauf beschränkte, den letzteren ein guter Mentor, ein Schrittmacher und Wegebereiter zu sein, und weiter nichts. Aber das will sie nicht: sie will herrschen, den Zögling beherrschen, und sein Leben nicht nach den Gesetzen des Lebens sich entwickeln lassen, sondern nach ihrem Schema formen, für das sie fürchten muß, daß das „Leben" es zertrümmere, so bald sie ihm Spielraum gewährt. Man zwängt doch ein Kind, das gehen lernen soll, nicht in Gelenkschienen ein! Mit dem geistigen Gehenlernen aber verfährt man dergestalt, und die Schiene, in welcher man es dazu anleiten will, das ist eben unsere pädagogische Erziehung.

Man sieht, es handelt sich hierbei um eine kolossale Umwälzung der gesamten Denk- und Anschauungsweise, eine Umwälzung und Umwertung, welche alle früheren Revolutionen und Reformationen in der Bedeutung für die Entwicklung des Menschenwesens weit hinter sich lassen dürfte. Es handelt sich darum, der Auffassung zum Durchbruch zu verhelfen, daß schöpferisches Wesen, daß künstlerisches Gefühls- und Empfindungsvermögen in seiner Art ebenso gut und ebenso wertvolle „Bildung" ist, wie die sogenannte Bildung, welche in der Beherrschung der allgemeinen Wissens- und Erkenntniswerte besteht. Was man gegenwärtig Bildung nennt, kann mit völliger Gefühls- und Empfindungsroheit sehr wohl verbunden sein. Niemand wird heute einen Menschen zu den „Ungebildeten" rechnen im Sinne unserer Bildung, der etwa nicht künstlerisch zu empfinden vermöchte, der dem ganzen Gebiete der Kunst verständnislos gegenüber stünde, oder der gar von Natur ein roher Mensch wäre. So bald er nur über die geforderten Wissenswerte verfügt, zählt er unter die „Gebildeten" und kann mit allen akademischen Titeln und Würden geschmückt, wenn gleich in seinem ganzen übrigen Leben und Lebensäußern brutal und stumpf sein. Wie man niemand darum verachtet, daß er etwa kein musikalisches Gehör besitzt, so niemand, wenn ihm der Gefühls- und Formensinn überhaupt abgeht. Wenn aber das Eine ohne das Andere

bestehen und Geltungswert besitzen kann, so auch das Andere ohne das Eine — denn was dem Einen recht, ist dem Anderen billig. Wenn die einseitige Verstandesbildung ohne Bildung des Empfindens „gesellschaftsfähig" macht, so muß dies auch die einseitige Ausbildung des Empfindungsvermögens ohne die entsprechende Verstandesbildung. Jene ist so gut „Bildung" wie diese, und es bleibt eine offene Frage, ob sie nicht vielleicht sogar wertvoller ist. Jedenfalls ist sie schöpferisch-produktiv, sie schafft neue Lebenswerte, was die bloße Verstandesbildung nicht von sich behaupten kann; womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß sie auch stets in der selben Einseitigkeit auftreten müsse, wie unsere heute so genannte „Bildung": daß sie, wie diese mit Gefühls- und Empfindungsroheit, so mit krasser Unwissenheit notwendig verbunden sein oder doch in der Regel Hand in Hand gehen müsse. Unstreitig stehen unsere Künstler in ungleich größerem Maße auf der Höhe der modernen Wissens- und Verstandesbildung, als unsere Akademiker auf der Höhe künstlerischer und Gefühlsbildung. Wie schwach das künstlerische Empfindungsvermögen der Letzteren ist, wie verständnislos sie dem eigentlichen Wesen des Künstlerischen gegenüber stehen, das haben die Pädagogen auf dem Dresdner Kunsterziehungstage jedenfalls gründlich bewiesen. Dieser Tag war darum von symptomatischer Bedeutung für die „Bildung" unserer Gebildeten, für die Bildung des deutschen Volkes überhaupt, denn das, was da zu Tage kam, erwies sich als halbe, als Halbbildung — als völlige Unbildung in künstlerischer Hinsicht.

Man kann nicht gerade sagen, daß die Kunst- und Wissensgeister an diesem Tag „auf einander geplatzt" seien. Die Künstler versäumten es, in prägnanter Weise Stellung zu nehmen, und ließen damit die vorzügliche Gelegenheit, einer auserlesenen Pädagogenversammlung gegenüber einmal die Paritätsfrage der Kunst mit aller Entschiedenheit zu stellen, ungenutzt vorüber gehen. Es wäre zu wünschen, daß die Kunstgeister bei einer kommenden, anderen Gelegenheit diese Unterlassungssünde mit allem Nachdruck wieder wett machten, um der künstlerischen gegenüber der pädagogischen Erziehung endlich aus der blos geduldeten in eine zum Mindesten gleichberechtigte Stellung zu verhelfen.



Spätherbst im Garten.

Längs den Beeten und Spalieren
Leise streicht die Abendluft,
Bienen sich im Laub verlieren,
Wie berauscht vom Blütenduft.

Azaleen, Georginen
Lockten sie im fremden Flor,
Nelken, Rosen, Balsaminen
Boten Süßes schon zuvor.

Martin Greif.



Zwei Skizzen.

Von Hero Max.
(Freiburg i. Br.)

1. Christliche Charitas.

Es war am Christabend. Eine Einsame gieng mit bloßen Füßen durch den Schnee von Haus zu Haus. Auf ihrer Stirne klaffte eine tiefe Wunde, aus welcher das Blut troff, und wo sie gegangen war, bezeichnete es ihren Weg.

Aus den Thürspalten, die sie schüchtern öffnete, drang Kinderjubel und Kerzenschein. Mitleidige Blicke streiften ihre nackten Füße und vor mancher Thür bot man ihr mit weichem, gerührtem Herzen ein paar warme Strümpfe dar.

Die Einsame schüttelte den Kopf über die milde Gabe — und gieng barfuß weiter. Ihre tiefe Stirnwunde aber beachtete niemand.

Endlich faßte sie Mut und bat an einem Haus um Einlaß.

Da runzelte der Hausherr unwillig die Brauen, und die Hausfrau sprach freundlich entschuldigend:

„Das Weihnachtsfest ist ein Familienfest." — Damit schloß sie sanft die Hauspforte von innen.

Nun lächelte die Einsame draußen vor der verschlossenen Thür und gieng hinaus in's weite, weiße Feld. — Da sangen die Engel in der Höhe: „Hosianna! Allen Menschen ein Wohlgefallen!"

Wiederum lächelte sie, und ihr Herz ward stille. Sie legte sich zum Schlaf unter eine Tanne nieder und erfror.

„Die Närrin", sprachen die Menschen, „hätte sie doch die wollenen Socken christlicher Barmherzigkeit nicht stolz zurückgewiesen! Man geht damit sicher durch Kälte und Schnee."

---

2. Intermezzo.

Todesmüd, mit brechenden Knieen, kam eine junge Maid vor einem Pfarrhof an. Sie klopfte und trat in die Studierstube des Pfarrers ein. Der arbeitete über einer Hochzeitspredigt, die von der Liebe handelte, welche kein Wasser auszulöschen vermag.

Auf dem Schreibtische stand eine Christusstatue und streckte mit sehnendem Ausdruck ihre Arme über den Schaffenden aus.

Mit heißem Blick hiengen die Augen des Mädchens an der Jesusgestalt, von ihr schien Hilfe und Gerechtigkeit wie ein weißes Licht auszuströmen.

Der Pfarrer hob den Kopf von seiner Arbeit und fragte freundlich die Eingetretene nach ihrem Begehr.

Da rief sie in Tönen, aus denen ein gemartertes Herz sprach:

„Gott legte eine unergründliche Liebe in meine Seele! Aber sie wird verleumdet, weil sie rein und unauslöschlich ist! Die Welt versteht sie nicht! Ich suche bei dem Ewigen Hilfe und Gerechtigkeit für sie!"

Der Pfarrer betrachtete die Sprecherin, die die großen flammenden Augen weit aufgeschlagen hielt wie eine Prophetin, schweigend einen Augenblick, ob sie auch bei Sinnen wäre.

Dann fragte er mild:

„Hast du eine Schuld zu beichten?"

Sie aber rief erstaunt:

„Eine Schuld?! Ich suche ja Hilfe und Schutz für die Reinheit und Schuldlosigkeit und Unsterblichkeit der Liebe!"

Jetzt zuckte der Pfarrer bedauernd die Schultern und sprach:

„Die Kirche kann sich damit nicht befassen; die Kirche hat nur Gnadenmittel für Sünder und Gefallene."

Da wandte sich die Maid ab und warf einen Blick voll Zweifel und Verachtung auf die Christusstatue, die unaufhörlich sehnend die Arme erhob.

Sie erschien ihr jetzt posenhaft, kaltsinnig und herzlos. — —

Draußen am Kreuzwege blieb das Mädchen stehen. Zur Rechten glänzte der Mühlteich aus dem Erlengebüsch; er nahm die Sterne fleckenlos auf in seiner stillen Tiefe. Zur Linken blickten die Fenster vom Dorfwirtshaus herüber; da feierte die leichte Lebenslust ihr Fest mit Tanz und Spiel.

Ihr Fuß zauderte . . .

Zwei Gestalten standen vor ihr auf: dort winkte der reine Tod — hier das sündige Leben . . .

Der Pfarrer drinnen aber schrieb weiter an seiner Hochzeitspredigt über die Liebe, die auch die dunklen Fluten des Todes nicht überwältigen können. Das kleine Intermezzo, das ihn dabei gestört hatte, war vergessen.



Drei neue Opern.

1. Hans Pfitzners „Die Rose vom Liebesgarten".

Von Dr. Max Steinitzer.

(Mülheim a. d. Ruhr.)

Schwarzblau von den Abwässern der Fabriken schleicht unter dem mißfarbigen Eisengerüst der Schwebebahn die Wupper durch das kohlenstaubgraue Elberfeld, an viel Häßlichem und wenig Schönem vorbei. Zum Schönen gehört, von innen wenigstens, das „Stadttheater" und die Seele seines jungen Direktors, Hans Gregor, der in ritterlichem Eintreten für die edelsten Ziele deutscher Kunst Hans Pfitzners genialem Märchenspiel seine Gastfreundschaft geboten. Denn um das Werk eines genialen Musikers handelt es sich, eines, dessen technische Geschicklichkeit in

der Behandlung des Orchesters ebenso groß und staunenswert, manchmal fast inkommensurabel ist, wie seine Fähigkeit, die Natur und das menschliche Herz in ihren dunkelsten intimsten Regungen zu belauschen. Und seine musikalische Wiedergabe dieser Regungen weiß Pfitzner mit solcher Meisterschaft und Bestimmtheit hinzustellen, daß sie im grellen Licht der Opernbühne verständlich und wirkungsvoll bleiben. Ein Beweis für letzteres war schon die mehr als blos warme Aufnahme seitens eines sehr zahlreich erschienenen und unter den gegebenen Umständen völlig unparteiischen Publikums.

Der „Liebesgarten" ist der selige Wohnsitz der Frühlingsgöttin und ihres in ruhigem Minneglück dahinlebenden Hofstaates und Volkes. Jedes Jahr, ehe der bunte Schwarm unter Führung des Sonnenkinds hinauszieht, den Lenz in alle Lande zu tragen, wird feierlich einer der jungen Edlen des Reiches dem verlassenen Garten zum Wächter erwählt, der Gute und Reine zu neuen Insassen desselben gewinnen soll. Der goldne Kronreif, das Zeichen seiner Würde, wird mit der roten Rose von der Brust der Frühlingsgöttin geschmückt.

Vor dem mächtigen offenen Thor, das die in die Wolken ragenden Stahlmauern des Gartens durchbricht, hält dieser „Frühlingswächter", der junge Held Siegnot, die Wacht und blickt in die Zauber des tiefen Waldes hinaus. Freundlich und hold dünkt ihm das bisher unbekannte fremde Gebiet, von dem ihm gesagt ist, daß benachbart im tiefen Schoß des Gesteins der Bergkönig Nacht-Wunderer haust, mit seinen Gnomenscharen lauernd in finstrem Haß gegen das Lichtreich, an dessen Umkreis seine verderbliche Macht nicht reicht.

Aus dem dunklen Schilf schlüpft der Moormann hervor, ein armer Zwerg, der in frohem Staunen die Lichtfülle drinnen jenseits des Thores erblickt und, von der Schönheit des blonden Recken hingerissen, sich ihm zugesellt. Er erzählt ihm, wie auch hier im einsamen Wald frohes Spiel und Lust lebendig wird und läßt ihn belauschen, wie im Mondenschimmer die Waldkönigin Minneleide der Felsenquelle entsteigt, zu ihrer silbernen Harfe süße Weisen singt und ihre Elfenvölker zu wild jubelnden Tänzen anfeuert. Hingerissen von dem herrlichen Mädchenbilde naht sich ihr Siegnot; in traulichem Geplauder erschließt sie ihm ihr von Sehnen nach höherem, lichterem Dasein erfülltes Herz. Von mächtiger Glut zu ihr entbrannt will Siegnot sie in den Liebesgarten einführen, zu dem von keinen lauernden Geistern des Winters und der Nacht bedrohten Dasein der ewig Beglückten. Kraft seines Amtes nimmt er sie auf in deren Bund, indem er ihr seinen mit der roten Rose der Liebeskönigin geschmückten Kronreif auf das wallende Haar drückt. Er will sie die Stufen zur Pforte hinauf-

führen, aber ihr nur an Waldesdämmer gewöhntes Auge vermag die Fluten des Lichts nicht zu ertragen; geblendet und schaudernd flieht sie trotz seines beschwörenden Flehens zurück.

Da naht der lauernde Nacht-Wunderer mit seinen Scharen, welche die Nähe des durch die Entkrönung seiner Macht beraubten Frühlingswächters nicht mehr schreckt; sie schlagen ihn, der zur Rettung Minneleidens herbei eilt, zu Boden und schleppen diese fort in ihr grauenvolles unterirdisches Reich.

Gebrochen durch Minneleide's Unbeständigkeit, folgt ihr Siegnot dahin, sie zu retten. Er, über den der Bergkönig keine Gewalt hat, wenn er nicht die Strafe der Geister des Lichts auf sich herab beschwören will, bietet sich freiwillig seiner Rache, um die noch immer Geliebte zu befreien. Höhnend fügt sich der Finstere seinem Wunsche: Minneleide, die durch Reif und Rose dem Liebesreich geweiht ist, darf zu dessen Glanz emporsteigen, aber allein, ohne den stützenden Arm und die mutspendende Gegenwart Siegnots. Mit Grauen sieht sich die arme Elfe dem ihrer schwachen Kraft Unmöglichem gegenüber: an ihrem und seinem Schicksal, das dem Nacht-Wunderer verfallen ist, verzweifelnd, fleht Siegnot in brünstigem Gebet noch einmal die siegende Kraft des Lichtreiches auf sich herab und begräbt, die Felsensäulen stürzend, sich und den Bergkönig mit seinen Scharen unter den Trümmern der Königsgrotte.

Minneleide mit einem Geleite von Elfen bringt die Leiche hinauf an die Pforte des Liebesgartens, wo sie nach ergreifender Totenklage der Liebesgöttin ihr junges Leben zum Opfer weiht und gebrochenen Herzens an der Bahre des Geliebten verscheidet. Der Tag steigt empor, und das sich zerteilende Gewölk enthüllt in Lichtfülle den Tempel der Göttin selbst, welche die Liebenden zu neuem ewigem Dasein wieder erweckt.

Man sieht aus dieser Skizze, daß der Dichter James Grun an seine Handlung keine besonderen Ansprüche stellte, sondern zufrieden war, überhaupt Dinge vorgehen zu lassen, die zur „Vertonung" geeignet sind. Dieser allgemeinen Schwäche gegenüber*) weist der Text im Einzelnen

*) Auch uns will das Textbuch zur Oper in seiner etwas unaerständlichen Kampliziertheit nicht sehr glücklich erscheinen. Wir möchten uns aber dach hier falgende Anmerkung noch gestatten: Es existiert ein Bild des selben Titels van Hans Thoma, und die Dichtung hat van ihm ihre ersten Anregungen erhalten. Vielleicht nun steht Hans Pfitzner zur modernen Musikdramatik wie Hans Thoma zu all der modernen Malerei um ihn herum: vermutlich ist das Werk gedacht als ein freies Phantasie-Spiel und musikalisches Fabulierstück, dem man Unrecht thut, wenn man es unter dem Gesichtspunkte der Oper oder des Musikdrama's betrachtet. D. Schriftl.

große Vorzüge für den Musiker auf, die eben seinen dichterischen Wert ausmachen: Es sind Situationen gegeben, die in ihrer Stimmungsmalerei dem Komponisten ein unermeßliches Feld überlassen; ferner sind die Charaktere der Liebenden und auch der des finsteren Bergkönigs individuell reicher entwickelt, als es irgend ein beliebiger Poet bei solchem Stoffe vermocht hätte; endlich ist die Sprache überwiegend gewählt und edel. Ein Beispiel für viele: wie schlicht und ergreifend kleidet Siegnot seinen Entschluß, an den Untergang des Minneleibe gefangen haltenden Nacht-Wunderers sein eigenes Leben zu wagen, in die kurzen, an den Moormann gerichteten Abschiedsworte:

Wo Freiere fehlten,
Hieltest du, Knecht, die Treu'!
Drum wisse: nie plagt
Berg-König dich mehr!
Auch Siegnot
Siehst du nicht wieder!

Bei diesem Textbuch kam alles auf die Frage an: Welche Ansprüche stellte der Musiker bei der Vertonung an sich und wie hat er sie erfüllt? Und hierauf läßt sich antworten: die denkbar höchsten und mit vollem Gelingen. Es läßt sich erwarten, daß der Komponist nach den Elberfelder Aufführungen einzelne Stellen, in welchen der Instrumentalmusiker den Musikdramatiker stark überwiegt, zu Gunsten der Bühnenwirkung kürzen wird; noch immer bliebe eine Überfülle des Schönen in den herrlichen, zuweilen hinreißend gesangvollen Melodien des Orchesters und der Solostimmen, den sehr kurz und knapp gehaltenen prachtvollen Chören und dem über alle Beschreibung geistvollen, reichen und charakteristischen Orchesterpart, dessen Tonmalereien zuweilen zu dem Tiefsten und Innerlichsten gehören, was das deutsche Gesamtkunstwerk bieten kann. Zahlreiche Ansätze hierzu zeigten sich ja schon in Pfitzners erstem derartigen Werke, dem „Armen Heinrich“, zu dem ebenfalls Grun den Text geschrieben. Aber Pfitzner hat in dieser Reihe von Jahren unermeßlich an Eleganz und Verständlichkeit seiner Tonsprache gewonnen, wenn man nicht annehmen will, daß schon die gänzliche Verschiedenheit im Charakter der Texte diesen auffallenden Gegensatz bedingt hat. Im zweiten Aufzug z. B. reiht sich eine Nummer ersten Ranges an die andere: Orchestervorspiel (Waldesrauschen) und lyrischer Gesang Siegnots, Zwiegespräch der beiden Tenöre, Tanz der Elfen (ein Orchester-Kunststück erstaunlichster Art!) und das warm und groß empfundene herrliche Liebesduett.

In Beziehung auf das Fachmännische, Technische in ihrer Kunst sind Pfitzner und Grun ein recht ungleiches Paar. Hier der Komponist, neben aller subtilen Empfindung, der nicht immer leicht zu folgen ist, von kolossaler, nach dem Eindruck dieses Werkes bemessen, keine Grenzen kennender Geschicklichkeit; dort der Dichter, als solcher ein lieber guter Kerl, eine wahre anima candida, der aber an kritischen Stellen mit einem Zug von Weltabgewandtheit die allerschwierigsten Probleme dem Regisseur und Maschinenmeister überläßt. Für diese Beiden, sowie den Theatermaler ist denn auch das ganze Buch ein fast beständiges: Hic Rhodus, hic salta. Die Anregungen, die es hierzu giebt, oft ohne ausreichende Fingerzeige, sind nahezu unerschöpflich. Hervorragende Künstler würden in Kartons für Dekorationen und Kostüme höchst dankbare Aufgaben finden.

Ob es z. B. bei dem durchaus germanischen Charakter der Dichtung nicht angängig wäre, die Edlen im Vorspiel den ganzen Glanz historischer Kostüme entfalten zu lassen anstatt der ideal antiken Gewänder, wäre noch die Frage. Wenig günstig war in Elberfeld das Kostüm der Berggnomen, die im goldschimmernden Wams allzu real und landsknechtsmäßig aussahen. In Bezug auf das Gewand der Waldkönigin müßte man sich möglichst streng an die Vorschrift des Dichters halten. Gerade der innige und keusche Charakter der Dichtung und Musik muß hier allzu prüde Bedenken zum Schweigen bringen. Im Übrigen könnte man, wie angedeutet, ein kleines Buch über die Möglichkeiten schreiben, welche der Inszenesetzung offen gelassen sind. Hoffen wir, daß unsere großen Bühnen sich nicht einer schweren Unterlassungssünde an der genialen Persönlichkeit Pfitzners wie an der ganzen deutschen Kunst und ihren Verehrern schuldig machen werden, indem sie diesem Werk ihre Pforten verschlössen. Zum Mindesten müßte sein Erfolg mit großen und guten Chören und mit einer auch im Spiel erstklassigen Sopranistin erprobt werden. Möge der große Moment, in dem diese herrliche Partitur vollendet ward, kein kleines Geschlecht gefunden haben! Wenn schon Ihr Referent, welcher der Erfindung des Pulvers nicht näher zu stehen glaubt als zahlreiche andere Musiker, bei unvorbereitetem Anhören eine so unbeschreibliche Fülle tiefer und fesselnder Schönheiten empfand, wie mag das Werk erst bei intimerer Kenntnis wirken! Solche Werke gehörten heute als „Festspiele" vor Allem an's Münchner „Prinzregenten-Theater"!

---

2. Richard Strauss: „Feuersnot".

Von Karl Söhle.
(Dresden.)

Zunächst ein ungefähres Momentbild von Richard Straußens neuestem Werke: „Die Meistersinger" in nuce, „Till Eulenspiegel" in einen Opern-Einakter umgesetzt.*)

Der Komponist, als Urheber des Ganzen, hat den Grundgedanken einer niederländischen Sage entnommen. Es ist gut, daß er so viel Selbstverleugnung besaß, sich diesmal die Verse von einem Fachmanne zurecht machen zu lassen. Dafür — in schlimmer Erinnerung an den schwulstigen „Guntram" und übrigens bei allem Wagnerrespekt — meine besondere Anerkennung!

Wiederum eitel Satire, Schalksnarrentum, das Beckmesser-Eulenspiegel-Thema, das Strauß nicht müde wird zu variieren. Und woher nur eigentlich all' die Galle, dieser unerschöpfliche Abrechnungszorn bei Meister Strauß? Bei so frühzeitigen großen Erfolgen und Anerkennung seines Genie's kann man doch bei ihm von einem Märtyrertum des Fortschrittes nicht gut sprechen. Man denke da an Wagner und Liszt, wo der Eine erst als Greis voll zu Ehren kam und Liszt als Komponist gar erst nach seinem Tode.

„Feuersnot! Minnegebot!" Kunrad der Ebner (Ahnherr des bew. jungen Ritters aus Franken), jung und schön und zaubermächtig, der sieht und liebt sein Evchen, und man kriegt sich auch. Das Evchen, diesmal Diemut mit Namen, Bürgermeisters Töchterlein, hat aber den Schelm im Sinn. Der ihr vor allem Volke jählings geraubte Kuß macht sie vor Liebe bösartig. Sie fängt den verliebten Gimpel und hängt ihn sich vor's Fenster. Den Förderkorb nämlich, in dem er sich zur Serenadenzeit zum Söller hinaufgewunden sehen möchte, um sich der Minne zu freuen, den läßt die Boshafte in halber Höhe baumeln. Zum Schaden gesellt sich da alsbald noch der Spott. Die verlachte Minne, der höhnende Philister-Chorus unten: dafür gehörige Strafe. Und siehe da, der Zauber gelingt: tot ist mit einem Schlage alles Licht in der Stadt. Feuersnot! Darob natürlich mächtig Verdruß. An den Kragen will man dem Missethäter: „Herunter, Wicht! Ohne Flausen und Faxen! Wir henken dich höher,

*) Vergl. hierzu auch die Ausführungen S. 42flg. — in meiner (gemeinsam mit Wilhelm Klatte verfaßten) Charakterstudie „Richard Strauß"; Prag 1896, bei J. G. Calve. Diese Beziehung hat außer Friedrich Brandes keiner der Herren Referenten bisher herausgefunden, obgleich sie mich sonst doch so gerne — natürlich liebenswürdigst ohne Namennennung — auszuschreiben pflegen. Anm. d. Herausg.

zu oberst die Haxen!" Da aber läßt Meister Kunrad, der inzwischen den Söller erklommen hat, den — angenommenen Namen fallen und steht da als der richtige, lebensgroße Hofkapellmeister Richard Strauß; er setzt sich in Positur und hält seiner lieben Vaterstadt **München** eine ganz gehörige Standrede:

> „Im Hause, das ich heut' zerhau'n,
> Haust' **Reichard** einst, der Meister,
> Der war kein windiger Gaukler, traun,
> Der hehrer Herrscher der Geister.
> Der warb um eure Herzen lang,
> Gewann der Größten Gunst —
> Allein euch Kleinen macht er bang,
> Blieb all sein Werben umsunst.
> Hat sich wacker mit euch geplagt,
> Der Stadt groß' Ruhm gebracht —
> Schmählich habt ihr ihn ausgejagt
> In neidischer Niedertracht . . .
> Da triebt ihr den **Wagner** aus dem Thor:
> Den bösen Feind den triebt ihr nit aus —
> Der stellt sich euch immer auf's Neu' zum **Strauß**."

Das müssen sie ruhig einstecken, die guten Münchener, können höchstens dazu blöken wie die Hammel im „Don Quixote". Also nur ja hübsch Kusch machen, um Feuer wieder zu bekommen, nachdem die Liebenden sich oben glücklich haben. (Der alte Bürgermeister ist, nebenbei bemerkt, ein kurios genialer Vater, dem alles Wurst ist, und der nicht die geringsten Schwierigkeiten macht.) Und zum Schlusse heißt's, leider bös-schwulstig:

> „All' Wärme quillt vom Weibe,
> All' Lust von Liebe stammt —
> Aus heiß-jungfraulichem Leibe
> Einzig das Feuer euch neu erflammt."

Die Ernst **von Wolzogen**'sche Dichtung ist selbstverständlich reichlich stark auf den Überbrettl-Ton gestimmt, und besonderen Tugendbolden dürfte es dabei nach dem Schlusse hin schon etwas blumerant geworden sein. Für unsere Dresdener Pensionate, die ihren Bungert haben, ist's freilich auch nichts. Jedenfalls ist der psychologisch bedenklich fadenscheinige Text fast durchweg frisch und humoristisch gehalten. Groß war meine Spannung auf die Wirkung des reichlich eingefärbten Münchnerischen Dialektes in Straußens Vertonung. Aber siehe da, die Tonfluten spülten alles weg! Die Musik bleibt doch eine Idealsprache und Dialekt-Charakteristik eine musikalische Unmöglichkeit. Nach **der Richtung** hin sind dem Realismus

selbst eines Richard Strauß unübersteigliche Grenzen gezogen, wovon man sich überzeugen konnte.

Die Musik zum „Singgedicht" — wie die Autoren ihre „Feuersnot" nennen, ist durchweg vollwertiger Strauß in Phantasie und Gestaltung. Alle Wunder des Strauß'schen Orchesters thun sich auf: mithin in erster Linie eine beispiellose Genialität des Kolorits, daneben aber auch große Frische und eine geradezu volkstümliche Melodik, schlicht und sangbar, wie kaum je vorher bei Strauß. Hervorheben will ich die köstliche Walzercharakteristik. Ferner die duftige Liebesszene auf dem Söller mit ihrer nachtigallensüßen Holzbläser-Polyphonie. Sie ist wohl das musikalisch Reichste, fällt jedoch, will mir scheinen, einigermaßen aus der Situation heraus, denn das ganze „Singgedicht" überhaupt kann doch nur für eine Farce gelten, und will somit diese plötzliche Tristan'sche Inbrunst der beiden Verliebten einem nicht ganz natürlich vorkommen. Ferner: beim Erlöschen wie auch beim Wiedererglühen des Feuers erklingt die herrlichste Stimmungsmusik, mit kühnster Kombination der Motive und mächtigen Steigerungen. Reich ist der Chor bedacht, auf den Strauß sehr viel Kunst verwandt hat. Die Behandlung der Singstimmen freilich bleibt auch in der „Feuersnot", wie im „Guntram", die schwache Seite des Werkes. Alles, alles sagt das Orchester. Allein die bewußte Moralpauke an die guten Münchener, die Scheidemantel unübertrefflich sang, zeigt, rein gesanglich, stärkere Ausprägung. Kurz, daß ein Richard Strauß alles komponieren kann, auch Opern (und seine herrlichen Lieder nicht zu vergessen), den Beweis erbringt er mit der „Feuersnot" — sein ureignes Feld aber bleibt doch wohl die Instrumentalmusik.

Die „Feuersnot", von Schuch mit gewohntem Dresdener Premièrenglanz aufgeführt, hat's leider nur zu einem Achtungserfolg gebracht. Ob sie mehr Bühnenleben hat wie „Guntram"?? Trotzdem Strauß diesmal fröhlich auf meistersingerlichen Pfaden daherkommt — das Publikum in seiner viel berufenen „kompakten Majorität" machte ein gar langes Gesicht, als der Vorhang fiel. Das bedeutete nun freilich keinen Wertmesser, denn man weiß ja, wie's meist zu gehen pflegt mit bahnbrechenden Werken. Jedoch, als ein solches ist mir „Feuersnot" nicht erschienen. Strauß zeigt sich darin von keiner eigentlich neuen Seite, wohin dem weiteren Verständnis erst Bahn geebnet werden müßte. Man sollte vielmehr meinen, bei einiger Vertrautheit mit seiner Eigenart müßte dieser „Feuersnot" unschwer beizukommen sein. Und daß man nach allen Richtungen hin anfängt, sich für Straußens großen Orchesterwerke mehr und mehr zu erwärmen, das beweisen doch überall die wachsenden Wiederholungserfolge.

3. Jos. Miroslaw Weber: „Die neue Mamsell".

Von Dr. Erich Haenel.
(München.)

Es mag Manchem kein unglücklicher Gedanke erscheinen, in unserer Zeit, der für Überwindung Wagners auf musikdramatischem Gebiet doch noch Verschiedenes fehlt, nach dem Aussterben des Verismo und dem Versanden der Märchenoper einmal wieder auf das Genre zurückzugreifen, das uns Deutschen vor etwa 50 Jahren einige unserer, noch heute lebensfrischen musikalischen Lieblinge geschenkt hat. Und so werden es Viele mit Freude vernommen haben, als bei der viel besprochenen Münchner Opernkonkurrenz vor drei Jahren auch eine reine Spieloper lobende Erwähnung fand. Wie hatte Smetana's wunderliebliche „Verkaufte Braut" eingeschlagen! Es schien nur eines kühnen Griffes und einer entsprechenden Dosis musikalischer Charakterisierungskunst zu bedürfen, um den Schätzen gesunden Humors und menschlich-sympathischen Sentimentes, die auch in dem Boden deutscher Bauernschaft liegen, anmutendes Dasein auch vor den Blicken unseres, durch das viele Experimentieren schon fast verstockten Publikums zu verleihen. Ein moderner Lortzing — wem möchte der Name nicht lieblich in's Ohr klingen? Und Herr Josef Miroslaw Weber, erster Konzertmeister der Kapelle der Münchner Kgl. Oper, hat's denn gewagt. Er nennt sein Werk „Spieloper in drei Akten", und am 21. November hatten wir Gelegenheit, „Die neue Mamsell" endlich in persona kennen zu lernen. Der Theaterzettel mit seinem Verzeichnis von Gutsbesitzern, Inspektoren, Köchin und Kammermädchen, Knechten und Mägden konnte wohl die Erinnerung an den „Wildschütz" wecken und ließ jedenfalls keinen Zweifel über die agrarische Physiognomie der Handlung aufkommen. Aber wehe! dreimal wehe! — als wir nämlich das Textbuch, das ein Herr Friedrich Leber auf dem Gewissen hat, einer näheren Durchsicht unterzogen. Wir sind uns der Tragweite unseres Urteiles wohl bewußt, wenn wir diese drei Akte als das ödeste und platteste Zeug bezeichnen, das wohl in unseren Tagen einer musikalischen Bearbeitung gewürdigt worden ist. Von irgend welcher dramatischen Entwicklung läßt sich schon gar nicht sprechen; nicht nur die Personen selbst, sondern auch die Situationen, in denen sie erscheinen, machen den traurigen Eindruck von Schablonen, deren Blutleere und Geistesarmut selbst durch ihr ehrwürdiges Alter nicht gerechtfertigt erscheint. Die Sprache bewegt sich im Gegensatze dazu, nach Inhalt und Form, etwa im Gedankenkreis einer schlecht behüteten Selektanerin.

Kann man nun Herrn Weber zu der Wahl dieses Textes aufrichtig kondolieren, so wird man ihm doch keinen Gefallen thun, wenn man sie als „milderuden Umstand" bei der Beurteilung seiner Musik heranzieht. Denn ein starkes Talent würde — mein' ich — selbst auf dieser Unterlage nicht zu Falle kommen. Aber die musikalische Wassersuppe, die uns da einen ganzen langen Abend aufgetischt wurde, macht selbst den Gebrauch dieses Terminus unmöglich. Eine anspruchslose musikalische Begabung, hier und da ein netter melodischer Gedanke, ein anständiges technisches Können: das ist alles, was auch die wohlwollendste Kritik äußern kann. Die Ouverture setzt recht anmutig mit einer Melodien-Revue ein, aber bald ebbt der Strom der Partitur zu einem dünnen Bächlein ab, dessen harmlos plätschernde Wässer schließlich in dem Teich eines rührseligen Baritonliedes enden, wie es seit Abt und Neßler dem deutschen Volke stets an's Herz und dem Kritikus an die Nieren geht. Hervorgehoben sei der gesangsmäßig-gewandte Aufbau eines Quartetts und eines Sextetts im zweiten, wie ein niedliches Duett im dritten Akte. Das Orchester bewegt sich in jenen Bahnen der rhythmisch-harmonischen Gesangsbegleitung, die Lortzing, aber mit weit größerer Frische und Originalität, ausgebildet hat. Musikalische Charakterisierung, individuelle Polyphonie, natürliche Grazie, echtes Temperament: vacant. Für eine Operette ist die Handlung zu dürftig, die Summe ohrenfälliger Melodien zu gering. Ein breit angelegtes, am Hoftheater natürlich mit der ganzen traditionellen Unkunst szenisch wiedergegebenes Ballett enthält ein paar hübsche Tanzweisen. C'est tout. Daß das Publikum die Neuheit, die erste auf dem Gebiete der Oper, die uns die Münchner Hofbühne in dieser Spielzeit gebracht hat, mit lebhaftem Beifall aufnahm, erklärt sich wohl zum Teil aus der persönlichen offiziellen Stellung des Komponisten; so ist der Lorbeer, der ihm in erstaunlicher Fülle ward, wohl auch im Wesentlichen als ein Sympathiebeweis für den Mann zu sehen, der sich als ausübender Musiker in Bayerns Residenz mit Recht viele Freunde erworben hat.

Münchner Rundschau.

(Schauspiel-Premièren, u. A. Otto Ernsts „Größte Sünde". — Gustav Mahler. — Der „Porges'sche Chor-Verein" unter Siegfried Ochs aus Berlin. — Aus dem Konzertleben. — Josef Rheinberger †.

Ich denke einen langen — speech zu thun, denn dieser letzten Wochen Qual war groß! Oder aber einen kürzeren, je länger diese Qual gewesen? Nun, über das Jerome K. Jerome'sche Küchenstück unseres „Kgl. Residenztheaters": „Miß Hobbs" be-

titelt, läßt sich mit einem salto mortale verhältnismäßig leicht nach hinweg-hopsen, und auch über „Die Liebesheirat" von — ja, wie hieß der Autor nur gleich? . . . darf ohne Weiteres wohl zur Tagesordnung übergegangen werden, fehlten ihr doch sogar die „Flitterwochen" des Daseins. Tolstoi's mehr finstere als mächtige „Macht der Finsternis" wiederum, um welches Drama sich unser „Schauspielhaus" Verdienste erworben, ist ja nicht eigentlich Neuheit mehr zu nennen. Anders jedoch, ganz anders liegt die Sache bei Otto Ernsts „Größter Sünde". Und um hier von vorneherein den richtigen Ton anzuschlagen, sei gleich gesagt: nicht so fast „Die größte Sünde" erscheint als Thesenstück, sondern vielmehr das Thesenstück erscheint uns heut zu Tage bereits als die „größte Sünde" eines modernen Dramatikers — wobei immerhin zugegeben sein mag, daß mir Otto der Ernste, selbst in seiner größten Jugendsünde, zuletzt noch lieber ist wie der heitere „Flachmann als Erzieher" einer „Jugend von heute". Otto Ernst Schmidt als Dramatiker aber scheint mir überhaupt eines der gründlichsten Mißverständnisse unserer Litteratur- und Kunst-Wärter zu sein, war hier doch von Anfang an nur die Dialektik eines geistvollen Kopfes und die Arbeit eines feinen Kunstverstandes mit „Tendenzen" am Werke, deren Argumente freilich einem vormärzlichen Liberalismus alle Ehre machen würden und zudem noch das besondere Unglück haben, auf dem geistigen Niveau der Mommsen, „Goethe-Bund" und — „M. Neuesten Nachr." etwa sich zu halten. Schlimm, sehr schlimm gewißlich — zumal, wenn man sich vordem als ausgezeichneter Essayist und gemütvoller Gedankendichter, der sehr wohl über der Masse zu stehen weiß, bewährt hatte. Heute klingt's nur mehr so, thut es aber leider nicht! Und es bleibt Ernsts Spezial-Geheimnis, wie er es nunmehr fertig bringt, von dem „großen Haufen" überlegen-verächtlich zu reden und dabei doch das Gros so anhaltend lebhaft anzuziehen oder selbst zu amüsieren. Am meisten würde mich nun wohl interessieren, einmal erfahren zu können, was dieser Behring den Zuhörern in seinem viel beredeten Vortrag „über die Ehe" vordoziert hat; denn in diesem Thema liegt für mich zugleich das punctum saliens der ganzen Otto Ernst-Frage überhaupt. Zehn gegen Eins zu wetten, daß es sich um eine Nordau-Paraphrase in Leitartikel-Form dabei nur gehandelt habe — um eine donnernde Philippika über die „Sünde wider den hl. Geist" (vergl. Mommsen!) in Form eben jener „konventionellen Kulturlüge", so wir Institut der Ehe benamsen; Motto also: „Bei (Felix) Philippi sehen wir uns wieder!" — nicht jedoch um Friedrich Nietzsche's ernstes und schönes „Zarathustra"-Kapitel „Von Kind und Ehe". Und doch wäre gerade dieses letztere das wahrhaft „Moderne" in diesem Falle gewesen; hätte gerade dies den neuen Inhalt der Sache, den Fortschritt der Idee, von journalistischer Verflachung zu dichterischer Vertiefung, uns bedeuten können und wäre, mit edler Eindringlichkeit und Ergriffenheit vorgetragen, kaum wohl jener Gefahr einer sozialen Verhetzung ausgesetzt gewesen, wie sie jene flammende Hetz-Rede des Privatlehrers Behring, nach dem Willen Otto Ernstens, nachträglich seitens seiner Mitbürger erfahren sollte. Man lese dies, von „Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder: wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei" . . . bis zum „Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe" gefälligst einmal nach — um mir diesen meinen Gedanken nachzuempfinden und den ganzen Unterschied der Weltanschauung dabei zu begreifen. Zum Allermindesten dürfte Otto Ernst — und das zu thun, hat die hiesige Presse bei dieser Gelegenheit auch nicht unterlassen — nach seiner allerneuesten Entfaltung zum Familien-Dramatiker unserer Litteratur die Kompetenz bestritten werden können, den von ihm geschilderten Konflikt, über welchem Einer, der im Leben um seine menschenwürdige Selbst-Erhaltung ringt, bei richtiger Problemstellung laut aufschreien müßte, in

seine äußersten Konsequenzen „voll und ganz“ durchzufühlen, ihn bis zur Hefe gründlich auszukosten. Non credo!

Hingegen glaube ich nach wie vor ernstlichst an Gustav Mahler, den Tonsetzer, und finde sogar, daß es das eigentlich Bemerkenswerte — trotz aller vorhandener Eklektik in seinem Stile — an ihm bleibt, daß auch er selber so warm und ehrlich an sein Schaffen „glaubt“, obwohl die große Mehrzahl meiner kritischen Herren Kollegen nach seiner „**Vierten Symphonie**“ (zuerst aufgeführt unter des Komponisten eigener Leitung bei **Kaim**, am 25. November) eine so herbe, allgemeine „Enttäuschung“ feststellen zu sollen glaubte. Ich muß hier schon die Frage aufwerfen: Was heißt da wohl Enttäuschung? Will es nicht am Ende doch besagen, daß man sich thörichter Weise nur wieder eine C-moll **zweite**, unveränderte Auflage erwartet hatte und nun **darob** arg ent-täuscht worden ist? Daß man auf dieses Neue nicht eingestellt war bezw. nicht so rasch sich mit seiner geistigen Anschauung einzustellen vermochte, um es sofort richtig erfassen, verstehen und vollauf würdigen zu können? Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich die Neuheit ohne jede genauere Kenntnis der Partitur oder eines Klavierauszuges ganz frisch zwei-mal erst gehört, und wenn ich mir nur denke, wie ungeheuer schon der Fortschritt meiner Erkenntnis vom ersten Mal (in der Hauptprobe) zum zweiten (in der Aufführung) gewesen, nachdem ich hier mit dem Schluß-Texte nur erst einmal den Schlüssel zum Ganzen in die Hand bekommen — nun, so scheinen mir die reichsten Möglichkeiten offen zu stehen, daß mit der Zeit vielleicht doch auch noch dem kritischen Areopag ein Lichtlein darüber aufgehen möge. Man weiß es seit einem gewissen Trinkspruche Direktor Mahlers im Nebenzimmer des hiesigen „Park-Hotels“, daß er prinzipieller Gegner aller Musik-Programme ist und einem musikalischen Publikum die Unbefangenheit seines Gefühls und Urteils nicht benommen sehen will. Ich selbst halte diese scheinbare künstlerische Eigenart für ästhetischen Eigensinn, den ich, **als** „Ästhetiker“ gerade, rundweg ablehnen muß und wohl oder übel direkt bekämpfen möchte. Ich bin dabei sogar der Ansicht, daß Mahler selber **ohne** einen programmatischen Fingerzeig gar nicht einmal zurecht kommt und seinen artistischen Tendenzen persönlich widerspricht, indem er seiner Symphonie einen **Gesangs-Text** doch wieder mit auf den Weg giebt. Aber eben dieser Fingerzeig (nach des „Knaben Wunderhorn“): von den „himmlischen Freuden“ und den „englischen Stimmen“, ganz im Sinne der naiv-schaffenden Volks-Phantasie — **er** sagt uns, wenn wir nur ein offenes Ohr dafür haben wollen, alles und jedes denn doch auch wieder zum Ganzen. Ich habe Gustav Mahler seit seiner Abreise von hier im vorigen Jahre bis heute nicht wieder gesprochen, noch etwa mit ihm irgendwie korrespondiert, bin also nichts weniger als informiert oder etwa gar inspiriert von ihm worden. „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg“ — mag es also gern auch von mir hierbei heißen. Aber bedarf es **dazu** wirklich erst besonderer Einbläserei, sind wir so wenig aus eigener Kraft des Nachschaffens musikalisch-empfänglich schon geworden, und wäre es nicht die reine Schmach für unsere „Ästhetik“, hier **nicht** „nachzufühlen“, wie die Mischung von irdischem Schlaraffenleben und heiliger Sphären-Harmonie, die uns in jenem alten Gedichte so köstlich beisammen entgegentritt, als Vorstufen und Spezial-Themata in die einzelnen Instrumentalsätze vorher einfach aus einander gelegt erscheint; wie die Anklänge an Haydn, Mozart, Schubert, Bruckner, den Wiener Prater und wiederum Beethoven (Adagio der „Neunten“) darin, weit entfernt, „stillose (womöglich impotente) Anleihen“ nur zu sein, als **bewußte Reminiszenzen** hier doch auftreten — des Inhaltes und Gedankens etwa: „Was selbst die erlesensten Geister unserer holden Tonkunst in ihren glücklichsten Stunden an klassischen Eingebungen von sich gaben, und was die Genüsse auch der lebens-

freudigsten Tanz-Musik oder das Klangleben selbst der tiefsten, reinsten Naturstimmung hier auf Erden, mit und ohne Querstand des Daseins, für unser Ohr vorstellen — nichts, rein gar nichts ist es noch immer im Verhältnis zum überirdischen Engels-Musizieren, das uns droben erwartet, wo „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis'!" Sind wir denn wirklich über all den vielen Programm-Büchern und Analysen schon so sehr zu musikalischen Böotiern geworden, daß wir derartiges gar nicht mehr spontan mitzuempfinden, noch mit einiger „Sympathie" herauszufinden vermögen? Traurig wäre das, traun! Denn auf Eines noch ist ganz besonders hier zu achten: So oft Mahler auch wohl der satanische Schalk als Puck im Nacken sitzen mag — sein innerer Mensch steht der großen Natur mit einer wahrhaft religiösen Inbrunst der Seele und den Rätseln des Daseins mit unglaublicher Sehnsucht des Herzens fromm gegenüber, so daß ich auf's Entschiedenste die landläufige Version zu bestreiten habe, als ob der Musiker in ihm die himmlischen Tendenzen gerade in kecker Skepsis nur eben ironisiere. Just das Gegenteil ist bei ihm der Fall: weil seine Kritiker ihm mit Ironie gegenüber stehen und nur Pose wittern, finden sie hartnäckig nicht den Eingang zu seinem kindlichen Märchenreich. „Einsiedler" (vom Werther See), „hab' ich dich erkannt?"

Leider abermals im diametralen Gegensatze zu meinen gesch. Herren Kollegen befinde ich mich, nur diesmal vice versa, bezügl. der Beurteilung eines anderen Ereignisses der Münchner Musiksaison, und bald wird es nun wohl heißen, daß dieser Seidl wie Maximilian Harden einen besonderen Tric darin suchte, stets genau anderer Meinung als die übrige Welt zu sein. Man kennt meinen Standpunkt in Sachen „Kombinierbare Rundreise-Dirigenten" bei „Chor-Vereinen" (vergl. „Gesellschaft", I. Mai-Heft, S. 186). Diese Prinzipienfrage könnte ja sehr wohl für sich allein bestehen, ohne die Personalfrage nach zu berühren. Aber hier stehe ich, ich kann nicht anders: Während die hiesige Kollegenschaft bei dem jüngsten Debut des „Porges-Vereins" unter dem Berliner „Siegfried Ochs" einmütig anerkannte: „Die Konzertveranstaltung bewies mit einer über alle Zweifel erhabenen Gewißheit, daß man in Siegfried Ochs die rechte Persönlichkeit thatsächlich gefunden hat" ... muß ich offen bekennen: der Abend, trotz seines rauschend-erfolgreichen Verlaufes, hat mich nicht „entwaffnet". Blind müßte ja natürlich sein, wer nicht sehen wollte, daß eine solche Chor-Disziplin hier zu Lande überhaupt noch nicht da gewesen ist; sowie, daß solch zugooße, exakte und wohl durchgebildete Bach-Aufführungen nicht nur hier lange zu vermissen waren, sondern überhaupt zu den Seltenheiten der deutschen Musikpflege gehören. Das sei und bleibe hiermit ausdrücklichst hervorgehoben. Allein, wer ebenso wenig sehen will, daß bei dem Vortrage der „Missa choralis" nur eine Mechanisierung, nicht aber eine Organisierung des Liszt'schen Kirchenstiles der letzten Periode erreicht war, der hat meines Erachtens hier überhaupt noch nicht gesehen. Heiliger Liszt, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun, wenn sie Herrn Siegfried Ochs auch in diesem Sinne begeistert willkommen heißen als den, der da kommen soll im Namen ihres Meisters und Herrn! Nein, jetzt begreife ich auch vollauf, warum es in der Reichshauptstadt selber mit dem wahren Liszt-Verständnisse noch immer und immer nicht vorwärts gehen will; denn das sind also ihre dortigen Apostel, das ist — was die großen Chorwerke anlangt — ihr erster Liszt-Dirigent dortselbst! Und da muß ich denn doch, selbst auf die Gefahr hin, dafür als Dr. Sigl Nr. II nun verschrieen zu werden, offen und ehrlich bekennen: Für solchen Import danke ich für mein Teil ganz ergebenst. Das „Los von Berlin!" wird mir also heute unwillkürlich zu einem „Los von Herrn S. Ochs!" und zwar an den „Porges-Verein" allen Ernstes als eindringliche Mahnung hiermit gerichtet. Keine Frage: solche Zucht der Chorleistungen hat der weiche,

schwärmerische Heinrich Porges niemals erreicht, sein Chor war an Klang, Dynamik, Phrasierung und Gestaltung entschieden nicht wieder zu erkennen bei jener Vorführung. Aber, gleich seinem innig geliebten Meister Liszt, war Porges wenigstens stets mit innerem Beben, in heiligster Ekstatik des Herzens, bei der Sache und „betete“ diese Messen unter der Aufführung gleichsam zu sich selber. Dieses Geistes war auch nicht ein Hauch diesmal zu verspüren. An die glanzvolle Vorführung des „Drei Königs-Marsches“ durch die Wiener „Philharmoniker“ (unter Richter) durfte man vollends gar nicht denken. Und selbst angesichts der drei Bach-Vorträge hätte ich immer noch den bescheidentlichen, unmaßgebenden Einwand hier anzubringen, daß Bach im Grunde doch mehr als Kraft-Meier denn als intimer Lyriker und feinsinniger Kirchenkomponist da herausgestellt war — wie denn schon die diskretere Instrumental-Besetzung dieser „Kantaten“, je nach Inhalt und Bedeutung, keine „historische“, sondern weit mehr eine ästhetische Geschmacksfrage bleibt. Wir kennen Herrn Ochs vom Hörensagen als vortrefflichen Künstler, als ausgezeichneten Chorleiter und (trotz seiner Parodie über „Wenn ich ein Vöglein wär'!“) als gediegenen, durchaus ernsten Musiker. Um so befremdlicher daher für uns diese ewig heiter lächelnde Miene; um so leidiger das perpetuum mobile, will sagen: die stete körperliche Unruhe an ihm, samt all ihren koketten, aber höchst entbehrlichen Arm- und Hand-Mätzchen. Jede Liszt-Stimmung, wenn sie nicht schon die Orgel-Verstimmung und das unanständig laute Bälge-Treten mitten in die Pausen herein vernichteten, konnte einem dabei vollends abhanden kommen; es war zum Übel- und Seekrankwerden, und selten habe ich entschiedener das Bedürfnis nach einer Verdeckung des Orchesters auch im Konzertsaale empfunden als in diesem, in negativem Sinne leider ganz unvergeßlichen Konzerte. Sind wir Ästheten oder Barbaren, Kulturgeschöpfe oder blöde Tiere, daß wir jeder „Sensation“ sofort verfallen und jeder Zeitungs-Suggestion willenlos unterliegen? Daß das Programm übrigens mit wahrem Raffinement zusammengestellt war, um für den Dirigenten einen Prüfstein aller Gattungen abzugeben (Orchester allein, Chor a capella, Chor und Orchester, Soli mit Orchester!) sei nur ganz nebenher hier noch mit erwähnt; wenigstens fiel dabei für die zeitgemäße „Einheit des Programms“ auch noch etwas Gutes mit ab, insofern die eine Hälfte ganz Porges und Liszt gehörte und die andere ausschließlich Sebastian Bach eingeräumt worden war. Daß, nach dem heutigen Stand der Dinge, der Gesangs-Vortrag der Solisten in Bach-Nummern sein Vorbild an der Instrumental-Phrasierung der obligaten Begleit-Umspielungen (Oboë) sich erholen muß, statt umgekehrt; sowie, daß Herr Dreßler seinen „Herrn Jesum“ mit der Hand in der Hosentasche anzusingen, den unvergleichlichen Takt hatte (warum überhaupt der Chor im gefiederten Papageien-Kostüm, statt in würdigeenstem Schwarz bei solchen Darbietungen, zumal wenn es schon gilt: „In memoriam“? — vergl. doch Allerheiligen!): das alles mag zuletzt nur kurz, aber deutlich genug noch von uns gestreift sein. Die historisch-kritische Einführung des Vortragszettels wies an entscheidender Stelle eine falsche Jahreszahl aus; die Dichternamen unter den Kantaten-Texten fehlten

„Einheit des Programms“: damit sind wir denn glücklich wieder auf unser Leib- und Lieblings-Thema gekommen; nur möchten wir neuerdings Mischmasch-, Komplimentier- und Einheits- (darunter wieder Historische, Stimmungs- nnd Persönlichkeits-) Programme etwas deutlicher noch unterschieden haben. Ein sehr bemerkenswertes, künstlerisch wertvolles Einheitsprogramm der Persönlichkeit in diesem Sinne, wenn auch weniger der Stimmung, bot mit einem ernsten „Hugo Wolf-Abend“ der strebsame Tenor Herr Ludwig Heß, dessen kräftiges Stimm-Material nur etwas weniger spröde sein und weniger scharf trompeten dürfte, um zum gestaltenden „Organe“ erst zu werden; ein solches Programm der einheitlichen Person (NB.: hier sage ich nicht „Persönlichkeit“), vulgo Komponisten-

Konzert älterer Ordnung, stellte mit Hülfe aon Herrn Josef Loritz und Fräulcin Mary Schwarz auch der Tutzinger Tankünstler Herr Gustaa Thudichum, den man bei dieser Gelegenheit (mit Ausnahme allenfalls aon drei bis oier, einen höheren Anlauf ptastischer Gestaltung nehmenden Nummern) als „gefälligen" Familienblatt-Kampanisten kennen lernte, „liebenswürdig"-harmlas wandelnd — trotz sa mancher „maderner" Liedertexte (Anna Ritter, Ada Negri) — leider nur auf den ausgeleiertsten Pfaden musikatischer Lyrik. In der „M. Allg. Ztg." stand hernach zu lesen, daß der Kamponist im Programm zu erwähnen aergessen habe, daß er die Kampasitian einer bestimmten Nummer auf eine von seinem eigenen Graßaater ersundene Melodie geschrieben. Nun, so klang es auch wirklich zumeist, fast den ganzen Abend hindurch; so ganz und gar nach: „Als der Graßvater die Graßmutter nahm" und „Uroäter Hausrat". Und wenn ich nur an die zahlreichen Textwiederhalungen denke und an alle die Duette, welche keine Duette waren!

Eine recht bittere Enttäuschung bereitete auch der durchaus „histarisch" kammende Ignaz Paderewski, dessen unleidlichen Spiel-Barbarismus (Tasten = Tatzen!) ich an anderer Stelle einmal eingehender zu behandeln haben werde; wahingegen eine Kammermusik-Naaität aan Ludwig Thuille (Klaaier-Quintett, op. 20), aargeführt durch die rührige Vereinigung Häsl-Bach, gattlob keinerlei Enttäuschung brachte, im Gegenteile das Gefühl der aufrichtigen Freude darüber weckte, unseren heimischen Kampanisten nach wie aar sa frisch bei der ftangfreudig-sprudetnden Arbeit zu sehen, die — im ersten Satze überaus wurf- und zugaall geraten — tn ihrem ernst-getragenen Teile sogar zu modernpaetischer Vertiefung und stimmungsreichstem Gehalte (leider ohne alles Pragramm) fartschreitet und die impasante Steigerung nur im letzten Satze einigermaßen aermissen läßt. Ich halte die Verbindung oan Pianasarte und Streichquartett a priori für keine arganische, schan weil sie selbst bei den Besten immer wieder zur Klaaier-Etüde mit schematischem Passagenwerk ein wenig abführt; als Freund will ich auch gar nicht verschweigen, daß ich den musikalischen Stil dieses Werkes öfter als einen salchen der Unterstreichung in Doppelpunkten, Gedankenstrichen und Ausrufezeichen empfunden habe. Doch hat die durch und durch interessante Nummer jedenfalls gezeigt, daß auch heute noch in dieser Gattung prächtig schäne und überaus aufführenswerte Werke geschaffen werden, für welche von Herzen dankbar zu sein der wahre Musikfreund alle Ursache hat. Ludwig Thuille hat zudem jetzt ein gewichtiges, seiner Begabung durchaus würdiges Amt angetreten: Jasef Rheinberger, der bekannte Meister und Lehrer der Kompasitian an unserer „Königl. Akademie der Tonkunst", ist aus dem Musik-Leben inzwischen abgeschieden und hat ihm sein Erbe an genannter Stätte zu fartschrittlicherer Bearbeitung zurückgelassen. Wer wüßte nicht, was der Name Rheinberger der musikatischen Welt Jahrzehnte hindurch gewesen, welchen meisterlichen Klang er — gleich demjenigen Felix Draeseke's in Dresden — für die lernbegierige Generatian der Kompasitians- und Kontrapunkt-Beflissenen weithin besessen hat! Freilich, de mortius nil nisi beno, und sa aerschweigen die landesübtichen Nekralage denn auch geflissenttich, wie Rhein—berger leider mit der Zeit dach zu sehr schan Rhein—thaler gewarden war, und wie sein Prestige seit einer gewissen Publikatian oon Carl Gleitz, mit bestimmtester Anklage gegen sein akademisches Lehraerfahren, bedenktich immerhin gelitten hatte. Es war eben ein natürliches Widerstreben und ein natwendiger Widerstreit des „guten Alten" in ihm gegen die „Wagnerei", was sich zuletzt selbst überlebt hatte. Seitens der Königl. Vakalkapelle, der „Musikalischen Akademie", sodann auch des „Kaim-Orchesters", der Königl. Akademie der Tankunst" selber und noch der M. Weber'schen „Quartett-Vereinigung" ward ihm mit entsprechenden eigenen Werken das würdige Grablied in pietätoaller Weise gesungen: „Requiem aeternam!" Sdl.



Kritische Ecke.

Mommsen, und kein Ende!

Vam Herausgeber.

Vestigia — trahunt.

Warum wir unseren Artikel „Voroussetzungslosigkeit der Wissenschaft" im letzten Hefte der „Gesellschaft" wahl geschrieben haben? Nun, wir wollten damit vor Allem sagen, daß auch Uniaersitäten in unseren Augen zuletzt nur Staatsanstalten sind, Staatsaustalten sein müssen; wie wir denn schon seit unserem ersten Semester auch nicht mehr glauben können, daß uns aon dort der Quell der Wahrheit „rein und lauter" fließe, die unbedingte Wissenschaft als salche komme — lag die doch stets noch ganz anderswo (man aergl. hierüber z. B. nur Fr. Nietzsche S. W. Bd. I, S. 453—465 bezw. VII, S. 141 flg.) und oerlegte sich dach ein Spinoza gewiß nicht umsanst auf's Glasschleisen!

Was ferner die sa gewichtig behandelte, alte Streitfrage des „Varschlagsrechtes" der Fakultäten anlangt, sa haben wir zwar in jenem Aufsatze den Satz Prof. Dr. Breysigs — nach dazu gesperrt — hier zitiert: „aber man mag auch, wie der Schreiber dieser Zeilen, grundsätzlich für die Selbstverwaltung unserer wissenschaftlichen Körperschaften eingenammen sein"; wir haben zudem noch ausdrücklich betont, daß auch uns „das Berufungsrecht, wenn überhaupt zweisellos oorhanden, heute aielfach durch das Bestätigungsrecht aan aben (ganz im Allgemeinen) nahezu illusarisch gemacht" erscheine; und wir hätten aielleicht sagar nach hinzufügen können, daß es schan längst durch Regierungs-Maßregelungen (Fall Arons!) bedenklich zum Mindesten durchkreuzt werde. Allein, das wahrhaft „Klassi·che" an dieser ganzen Sache bleibt ja eben, daß ein solches „Berufungsrecht" als salches überhaupt gar nicht kanstruiert werden kann, sondern nur als Gewohnheits-Herkammen, schlimmsten Falles zu zwei Dritteilen aller Berufungen, besteht und seit 1882 eher zahlreicher als etwa eingeschränkter zur Ausübung gekommen ist; ja, daß Männer wie Haltzendarff, oan Graese, oon Helmholtz, Johannes von Müller und — Leopald aan Ranke auch früher schon nicht durch die betr. Fakultäten erwählt, sandern aon der Regierung ausersehen worden waren. Risum teneatis — amici! Daß aber eine aöllig unbehinderte Gewährung jenes Verfahrens, als eines unantastbaren Priailegiums der Hochschulen, einsach zu den unerträglichsten Ringbildungen, zu mächtigen „Wissenschafts-Trusts" unter der aam Nepotismus ohnedies schon arg durchseuchten Gelehrtenklasse führen müßte, das aersteht sich über dem doch ganz oon selbst. — Endlich wollten wir mit jenem Artiiel noch bekunden, daß, wie zwischen „Voraussetzungslosigkeit" und „Varaussetzungslosigkeit", sa auch zwischen „Toleranz" und „Toleranz" immer noch ein erheblicher Unterschied besteht; daß einer, der — weder kathalisch, nach protestantisch, nach judaisch — jenseits alles Kansessianalismus bezw. über Ultramantan und Liberal persönlich steht, „tolerant" auch nach der entgegen gesetzten Seite hin sehr wohl einmal zu sein weiß und als wahrer Anarchist, d. i. Anhänger einer idealen Selbst-

bestimmung, gegenüber jeder „Autorität", auch bei Andern, „Toleranz" durchaus nicht kurzsichtig-engherzig im Sinne eines Terrorismus der eigenen Richtung nur mehr versteht — wie auf jener Seite bei all diesen Kämpfen offenkundig immer wieder geschieht. Nächstens nach, daß man mit dem Philosophen Ed. von Hartmann vernünftiger Weise dafür plaidieren könnte: „Die römische Kirche legt sich den Namen der ‚katholischen', d. h. allgemeinen christlichen Kirche bei, obgleich die Zahl ihrer Bekenner geringer ist als die der übrigen christlichen Konfessionen zusammen genommen und sie thatsächlich nichts weiter ist als eine der christlichen Sekten, vorläufig allerdings nach die mit der größten Bekennerzahl. Es dürfte endlich an der Zeit sein, daß die historische Erschleichung und Usurpation, die in dem Namen liegt, von den übrigen Konfessionen nicht länger stillschweigend gebilligt würde. Man sollte von römischer wie von griechischer Kirche, von römischen wie von griechischen Christen sprechen, aber der römischen Kirche ebenso wenig das Beiwort ‚katholisch' zugestehen, wie man der griechischen das Beiwort ‚orthodox' zugesteht. Insbesondere sollte in der amtlichen Statistik und auf allen Formularen und Zählungslisten künftig das Wort ‚katholisch' durch ‚römisch' ersetzt werden."

Die Weiter-Entwicklung der Dinge seither hat unserer Auffassung nur zu sehr Recht gegeben, und an der Hand des mittlerweile zugänglich gewordenen, hochinteressanten Materiales*) wollen wir gern obige drei Punkte im Einzelnen hier noch ein wenig ausführen und unseren Standpunkt näher hierbei begründen. — Ad 1) wäre da gleich ein Brief Prof. Mommsens selbst aufzugreifen und — ja, wie wir nun schon einmal sind — ernstlichst zu beanstanden. Wenn da z. B. der greise Historiker an die „Universität seines vielgeliebten Heimatlandes", nach Kiel nämlich, den Satz schreibt: „Jeder Deutsche bleibt glücklicher Weise Provinziale, und ich habe mich immer mit Selbstgefühl einen Schleswig-Holsteiner genannt" . . . so müssen wir doch fragen: Ist das nicht auch schon eine gewisse „Voraussetzung"? Oder wenn Historiker auf Buren-Versammlungen oder Studenten-Kommersen in ein begeistertes „Deutschland, Deutschland über alles!" vor allem Volke ausbrechen, kann das wohl als besonders „vorurteilslos" noch gelten? Man lese z. B. die Hauptpointen der Rede, welche der derzeitige Rektor der Wiener Universität,

*) Adressen sind an Mommsen ergangen: aus München (2), Würzburg und Erlangen, aus Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg, Freiburg i. Br. (natürlich ohne Frz. Xaver Krauß), Stuttgart, Bonn, Breslau, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Gießen, Jena, Wien, Innsbruck, Graz — Halle a. S., Rostock, Greifswald, Göttingen, Prag, Basel, Zürich und . . . Berlin fehlen! Schon Prof. Ad. Harnack soll von der Mommsen'schen Erklärung gesagt haben: „es handle sich hier um die Bedrohung der freien Wissenschaft durch die parlamentarischen Parteien, gegen welche die Regierungen zur Zeit die besten Wächter und Schützer jener seien"; und Berliner Professoren, unter Vortritt Schmollers, gaben ein Festessen zu Ehren des Dr. Althoff, jenes Dezernenten für Universitätswesen, gegen den Prof. Michaelis so schroff sich gewendet hatte. Bezüglich Bonns stand vor Absendung der partiellen Adresse irgendwo zu lesen: „Man hat auf den Umstand Rücksicht zu nehmen, daß der deutsche Kronprinz zur Zeit und noch auf zwei Semester hinaus Schüler der Universität ist. Käme eine Zustimmungsadresse zu Stande, so würde dies die vielen Lehrer des Kronprinzen, die persönlich alle auf Mommsens Seite stehen, zu einer nicht angenehmen Entscheidung drängen." Diese Wendung von der „nicht angenehmen Entscheidung" ist nun wirklich köstlich, und darum auch in den „Lustigen Bl." alsbald die zutreffende Persiflage: „Zustimmungserklärung des Prof. Dr. Hieronymus Angstmeier an Mommsen über die Freiheit der Wissenschaft. Sehr lesenswert waren die ruhigen, aber entschiedenen Ausführungen des wirklich freien, d. h. durch keinerlei Staatsraison oder politische Stellung irgendwie gebundenen, Ed. von Hartmann: „Die Universitätsfrage" (im „Tag"), und auch Prof. Titius aus Kiel, sowie der Göttinger Kritiker Prof. Kehr ließen sich (in der „Zeit" und im „Lotsen") bemerkenswert deutlich vernehmen. Die schärfste, aber zugleich gehaltvollste und schlagendste Erwiderung fand die ganze Mommsen'sche Art durch H. St. Chamberlains ausgezeichnet kräftiges Wort in der Wiener „Fackel".

Prof. Schipper, kürzlich bei einem Kommerse der Burschenschaft „Germania" gehalten hat: „Es ist selbstverständlich, daß Sie unter allen Umständen den deutschen Charakter der Wiener Universität gewahrt wissen wollten, daß Sie eingedenk sind der historischen Thatsache, daß die deutschen Volksstämme es in erster Linie gewesen sind, die diesen Staat gegründet und die hochentwickelte Kultur dieses Landes herbeigeführt haben, daß Sie durchdrungen sind von der Überzeugung, daß zu einem weiteren Blühen und Gedeihen dieses Staates der innige Zusammenschluß der deutschen Volksstämme mit dem verbündeten Deutschen Reiche unerläßlich ist — und wenn Sie, verehrte Herren, mit Stolz dem deutsch-nationalen Gedanken Ausdruck geben, wie Sie es heute gethan haben, und wie es weiter geschehen wird durch das Singen deutsch-nationaler Lieder, wie zum Beispiel der „Wacht am Rhein", so gehört mindestens eine Voreingenommenheit dazu, um einer derartigen Kundgebung den Stempel einer unpatriotischen Gesinnung, unvereinbar mit der Lebensart, zu geben. Sie haben nichts zu fürchten: Deutsch-Österreich bleibt für alle Zeiten durch ein unzerreißbares Geistesband mit dem Deutschen Reiche verbunden, und wenn Sie jetzt und in Ihrer zukünftigen Lebensstellung immer zu einer starken Festigung dieses Landes beitragen, wenn Sie für die alten Grundsätze der deutschen Burschenschaften eintreten, für Freiheit, Ehre, Vaterland, dann werden Sie mich, wie meine bei dem heutigen Fest erschienenen Kollegen, stets in ihren Reihen finden." . . . Ein paar Breitengrade weiter nach Westen aber Osten geboren, und diese Rede würde zuversichtlich ganz anders getautrt haben. — Wohlgemerkt: wir sagen gar nicht, daß die Herren ihre natürliche Abstammung verleugnen, ihrem Patriotismus abschwören sollen; wir behaupten hiermit nicht etwa, daß man solch „Menschlich-Allzumenschliches" überhaupt je ganz von sich abstreifen könne. Nur einmal den Finger haben wir darauf legen müssen, wie unter solchen Voraussetzungen die Herren vom hohen Roße der Gelahrtheit doch allen Anlaß hätten, in katonischer Sittenreinheit und spartanischer Sittenstrenge nicht also dick aufzutragen oder besonders unschuldsvoll zu thun. Und nun gar, wenn man sich gerne hinreißen läßt und vom strengen Historiker so leicht zum ausgesprochen liberal gesinnten „Los von Rom!"-Politiker wird, sollte man eigentlich doch mäuschenstille in diesen heiklen Fragen sein. Oder hätte Prof. Dr. Mommsen nicht alle seine „Voraussetzungen" wieder vergessen, als er folgendes Verbrüderungs-Manifest in diesen Tagen an den bekannten Prof. Sueß nach Wien richtete: „Mein hochgeehrter Freund! Sie gestatten mir wohl das Wort des Dankes, das ich allen Unterzeichnern der Adresse sagen möchte, zunächst an Sie zu richten. Sie wissen es ja, wie aufrichtigen Anteil ich an dem Schicksal der deutschen Ostmarken nehme und wie aufrichtig ich wünsche, daß wenigstens im geistigen Leben und in geistigen Kämpfen die alte nationale Gemeinschaft unvermindert fortbestehe. Daß dies nicht blos ein Wunsch, sondern eine Thatsache, bestätigt mir wieder Ihr Zuruf." (Vergl. auch das Schreiben nach Innsbruck.)

Gehen wir sodann zur Frage des „Vorschlagsrechtes" weiter, so genügt hier — außer dem berühmten Falle Prof. Dr. Schweninger von anno dazumal — wohl der einfache Hinweis auf a) die bekannten Werke von Prof. Fr. Paulsen: „Wesen und Geschichte der Entwicklung der deutschen Universitäten" oder von Meiners: „Verfassung und Verwaltung der deutschen Universitäten", und b) die Statistik der „Nordd. Allg. Ztg." vom Anfang Dezember laufenden Jahres; welche zusammen doch wesentlich andere Perspektiven zu eröffnen vermögen, als jenes allzu laute Kriegsgeheul unserer Presse: wie „M. N. Nachr.", „Voss. Ztg.", „Lotse" u. s. w. Ganz herrlich machte sich



Überdies, daß das erstgenannte Blatt die ihm natürlich *sehr* unbequeme, kräftige Gegenstimme *Bismarcks* zu dieser Frage seinen Lesern einfach wieder unterschlug, welche unter'm 11. August 1884 dem untergebenen Kultusminister gegenüber unzweideutig genug dahin gelautet hatte: „Die Erörterung der . . . Zeitung über die Ernennung der Universitäts-Professoren scheint mir dafür zu sprechen, daß die ministerielle Befugnis, die Professuren ohne vorherige Rückfrage bei der Fakultät zu besetzen, Gefahr läuft, obsolet zu werden, wenn sie nicht *häufiger* Anwendung findet. Theoretisch und rechtlich ist sie die Regel; sie wird heute aber schon als Ausnahme behandelt . . . Das Bedürfnis, dem vorzubeugen und die Regeneration der Fakultäten *nicht nach den Interessen ihrer Mitglieder, sondern nach den Erfordernissen für die Wohlfahrt der Bevölkerung* einzurichten, wird meines ergebensten Erachtens der Staatsgewalt die Pflicht auferlegen, den ihr gesetzlich zustehenden Einfluß *nicht aus der Hand zu geben, sondern systematisch selbst auszuüben.* Wenn eine offenbar aus Berliner ärztlichen Kreisen inspirierte Kundgebung den Kultusminister lediglich ‚als Vollstrecker des Fakultätswillens' zu bezeichnen und sich dabei auf die Autorität der Vorgänger Eurer Exzellenz zu berufen wagt, so dürfte es meines Dafürhaltens geboten sein, *dem Streben nach einer derartigen Republikanisierung der Staatsaufsicht mit Entschiedenheit zu begegnen* und die Zweifel, die sich über die Grenzen der Rechtssphären bilden wollen, noch in ihrem Entstehen zu unterdrücken." — Das genügt, meinen wir, um endlich einzusehen, daß alle Versuche, das kaudinische Joch der „Staatsgewalt" an den Universitäten abzuschütteln, vollkommen verlorene Liebesmüh' bedeuten. An den Ketten reißen, das klirrt und rasselt nur, und beweist damit erst recht, daß die Ketten als solche überhaupt vorhanden, aber noch lange nicht gesprengt worden sind. Wie bei allen solchen Dingen dürfte auch hier der „goldene Mittelweg", oder besser: die kompromißliche Resultante aus beiden Möglichkeiten und Faktoren, das Richtigste sein, und dieser wurde, in Übereinstimmung mit vermittelnden Gutachten von R. v. *Mohl* und namentlich *Bluntschli*, zumeist denn auch gegangen bezw. bislang (einschließlich der Affäre Spahn) strikte wohl eingehalten: „Den Fakultäten, welche mit dem Gang und den Bedürfnissen der Wissenschaft genauer vertraut und mit den kundigen und tauglichen Personen näher bekannt sind, gebührt wohl ein Vorschlags- und Begutachtungsrecht. *Aber der Staat darf nicht an ihre Ansicht gebunden werden:* denn auch einzelne Fakultäten *können im Schlendrian* versinken, und ihr Blick wird *durch persönliche Interessen* leicht getrübt. *Der Staat thut daher wohl daran, daneben selbständig zu prüfen.*" . . . „Einschließlich der Affäre Spahn", sagten wir soeben, denn wir sind wirklich so ketzerisch, zu argwöhnen, daß es sich bei dieser Gelegenheit weit weniger um die Durchsetzung einer „konfessionellen Handelschaft" als vielmehr gerade um die wirksame Durchbrechung von ganz bestimmten Vorstößen professoraler „Interessen-Ringe" seitens der Regierung gehandelt hat und allein *daher* illae lacrimae stammen, weil thatsächlich dabei in ein Wespennest gestochen wurde.

Kommen wir zuletzt auf unseren dritten Punkt, den eigentlichen „Konfessionalismus", noch zu sprechen, so muß es ja als geradezu köstlich bezeichnet werden, was für schöne Revers- und andere Geschichten ꝛc. diese flammende Bewegung aus Rostock, Halle a. S., Freiburg i. Br., Bonn, Breslau, u. A. ganz nebenbei an's Tageslicht gefördert hat — im vollen Gegensatz gerade zu den Tiraden, mit denen ein Professor Mommsen den Mund so voll nahm, und in eklatantester Bestätigung wiederum zu *unseren* längst gehegten Verdachtgründen. Difficile, satiram non scribere! Im Übrigen können wir, wirklich und beim besten Willen, *die* rechtfertigenden Ausführungen und kritischen Einwände *nicht*

gar so uneben finden, welche Männer wie Prof. Dr. Baumeister in Karlsruhe, die Professoren Freiherr v. Hertling und Dr. Grauert in München, sowie Prof. Dr. Spahn selber in bezüglichen Erklärungen contra Mommsen inzwischen niedergelegt haben. So lehnt der Erstgenannte seine Mitunterzeichnung der Karlsruher Adresse an Mommsen ab mit der unseres Erachtens sehr zutreffenden Begründung, daß „nach seiner Überzeugung der Erforschung der Wahrheit außer der konfessionellen Einengung auch naturphilosophische, soziolpolitische und andere Tendenzen entgegenwirken". Prof. v. Hertling widmet „s. l. Luja" (und der Leser wird darin unsere Darlegungen von neulich stellenweise mit anklingen hören) folg. Ausführungen: „Wer sich mit erkenntnistheoretischen und methodologischen Fragen beschäftigt, weiß, daß es eine solche Forschung nicht giebt, sondern unser Forschen und Wissen auf zahlreichen Voraussetzungen aufgebaut ist. . . . Wo es sich um die Feststellung von Thatsachen handelt, sind auch für uns ausschließlich die Gesetze der Wissenschaft maßgebend. Niemand denkt daran, zu verlangen, daß irgendwo neben einem protestantischen auch ein katholischer Chemiker, Arzt u. s. w. angestellt werden solle. Bei Philosophen und Historikern aber handelt es sich blos um die Feststellung von Thatsachen. Jedermann weiß, daß hier die Persönlichkeit des Forschers und Lehrers mit in Frage kommt; zu dieser Persönlichkeit nun gehört ganz wesentlich seine Weltanschauung, seine Stellung zu den religiösen Fragen. Das Verlangen, daß neben protestantischen auch ein katholischer Vertreter dieser Fächer berufen werde, besagt demnach nur, daß an einer Universität auch der katholischen Anschauung in den Fächern, in denen der Natur der Sache nach Anlaß und Gelegenheit gegeben ist, Raum verstattet werde. Ein solches Verlangen und die Gewährung desselben verstößt daher in keiner Weise gegen die Würde der deutschen Universitäten und würde gegen die Wahrhaftigkeit nur dann verstoßen, wenn es Gelehrte gäbe, welche eine solche Berufung annehmen und das übertragene Amt ausüben wollten, ohne in eigener ehrlicher Überzeugung auf dem Boden der katholischen Weltanschauung zu stehen." — Und endlich läßt Spahn seinerseits sich klar und bündig an den Rektor seiner eigenen Universität wie folgt vernehmen: „Ich kann mich in der ‚Freiheit der wissenschaftlichen Forschung', zu der ich durch mein Lehramt an unserer Universität verbunden bin, durch mein religiöses Bekenntnis und meine auf innerer Überzeugung beruhende Zugehörigkeit zur katholischen Kirche in keiner Weise mehr oder anders beschränkt fühlen, wie jeder Anhänger irgend einer anderen Weltanschauung oder auch politischen Auffassung von seiner anders gerichteten Überzeugung in der Sachlichkeit seiner Forschung berührt wird. Ich muß mich daher auf das Entschiedenste gegen die Annahme verwahren, als ob in meiner Berufung ‚das Ideal der freien, durch Nebenrücksichten nicht gebundenen Forschung' verletzt sei, es sei denn, daß in dem mir unterbreiteten Entwurf für eine einzelne, an unserer Universität besonders scharf ausgeprägte Weltanschauung und geistige Richtung, das Alleinrecht auf den deutschen Universitäten in Anspruch genommen werden sollte!" Wir finden, das sitzt — und trifft zumal in dem allerletzten Satze den Nagel stracks auf den Kopf.

Resultat also leider (um mit H. St. Chamberlain hier zu schließen): „Mommsen verteidigt, was kein Mensch angegriffen hat, und greift dort an, wo er bei freierem Blick und besonnenerem Urteil gutheißen und verehren müßte. Kurz, wie anfangs gesagt, sein Talent, eine gute Sache in eine schlechte umzuwandeln, sein Talent, ‚Staub zu machen', hat er wieder einmal bethätigt."

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern.

Es ist ja nachträglich wieder dementiert warden, was nach einem gewissen, allzu beliebten „Lakal-Anzeiger" der Kaiser zu den Marine-Rekruten in Kiel gesprachen haben sall. Aber wäre es denn nicht etwas sehr Schönes, wenn der aberste Kriegsherr seine damalige Ansprache thatsächlich geendet hätte mit dem Satze: „Ihr dürft nicht denken, der Kaiser hat gut befehlen; die Saldaten müssen aft schweren Dienst ausführen, aber auch ich habe meinen Saldateneid geschwaren, sa gut wie Ihr, und muß meinen Dienst aersehen, sa gut wie Ihr, jeder an seiner Stelle." Das ist's ja eben! Die Massen aerkennen unter der unleidlichen Suggestian unserer Valksaerhetzer aallkommen das innere Pflichtgefühl, welches alle wahrhaft Berufenen unter den „Befehlenden" jederzeit beseelen wird. Diesen Ernst auch der „Pflicht" mögen sie uns selber erst zeigen und beweisen, ehe sie aan uns „Sazialismus" aerlangen mallen. Es ist eine aöllig irreführende Verdunkelung der realen Thatsachen — das Wart aan den „arbeitenden Klassen", als ab die Andern rein gar nichts in, an und aus sich zu „arbeiten" hätten.

Liegt abige „Randglasse" schan nahe, sa entringt sich erst recht bei sa manchen Textpraben aus dem „Nachtrag" zu den „Bismarck-Erinnerungen" ein „Staßseufzer" unserer Brust, — darüber nämlich, was wir dach alles in 25 Jahren schan verlaren haben. Man lese z. B. nur das Schreiben des Königs Albert aan Sachsen an den abersten Beamten des Reiches, aam 19. Naaember 1873, aber den Brief Kaiser Wilhelms über eines Bankiers geheime „Bandwurm-Krankheit" und bewundere daran den aarnehmen Takt, die seine Herzensbildung, den überlegenen Rassen-Humar, welchen damals in einer graßen, aufstrebenden Zeit gekrönte Männer nach im Leben standen und nach ihre kräftigen, aan keiner Skepsis irgend zerfressenen Ideale mannhaft in sich trugen. Der neue König aan Sachsen, durchdrungen aam Werte Bismarcks und seiner eigenen Wenigkeit als „unterer Werkmeister am Werke unserer Zeit", entschuldigt sich beim damaligen Reichskanzler, ihn mit dem Ausdrucke seiner Verehrung in seinem Tuskulum „aielleicht zu stören". Wa wäre heute salche Anerkennung einer „überragenden Persönlichkeit" aan ob:n nach unten wahl zu finden? Wa dürfte bei der würdelasen Kriecherei und Streberei unserer Tage ein hachgestellter Briefschreiber nicht aan aarneherein überzeugt sein, daß sein Wunsch — Befehl, und der Adressat — zusammenklappendes Taschenmesser sein würde?—Und wenn es beieben dieser Gelegenheit der „Erinnerungen" mit Bezugnahme auf das Gerücht: „Bismarck habe durch Bleichröder für sich Börsengeschäfte machen lassen", auch nach heißt: „Bismarck hat aft genug ausgesprochen, es sei aöllig unerlaubt, seine Kenntnis der palitischen Lage zu Spekulatianen zu benützen; ein Minister, der sich damit befasse, müsse in Versuchung kammen, seine palitischen Entschlüsse durch Rücksichten auf persönliche Varteile aber Nachteile beeinflussen zu lassen, und könne daher keine gute Palitik machen" . . . sind wir heute, im Zeitalter des „galdenen Kalbes" (o tempora!), nicht bereits weit entfernt aan salch karruptiansgegnerischen Idealen (o mores!)? O jerum, jerum, jerum — o quae mutatio rerum!

In unserer Reichshauptstadt ist dem (aan Harden sagenannten) „Wallot-Bräu" ein „Café Walzagen" — warum nicht gleich „Café chantant und thé dansant Walzagen"? — „geschmackaall" neuerdings zur Seite getreten. Und anläßlich des Fiasko's aan Gerhard Hauptmanns „Ratem Hahn" spricht die „Kölnische Ztg." sagar aan einem „litterarischen Börsensturze", mit dem wenigstens die widerliche Götzendienerei einer ziemlich aufdringlichen Gemeinde und damit wahl auch die aan Berlin ausgehende „litterarische Kurs-

macherei" ihr Ende gefunden habe. Die hohe Politik als Restaurant — die Kunst als Café und Börse: es ist immer gut, wenn wir uns „auskennen"!

Ebenfalls in unserer Reichshauptstadt hat es (wir folgen hier der „Rheinischen Kunst- und Musikztg.") der Musikreferent eines bekannten Berliner „Tageblattes", Dr. Leopold Schmidt, unlängst fertig gebracht, Leistungen der Sängerin Frau Blanck-Peters zu besprechen, welche thatsächlich erst fünf Tage später ausgeführt wurden; nannte in Leßmanns „Allgem. Musikztg." Herr Heinrich Hobbing den Baßbariton Dr. Robert Mannreich einen „weichen, lyrischen Tenor", während eine Nummer später (Nr. 46) Rud. Buck das Gernsheim'sche Streichquintett Op. 9 als Streichquartett gehört hat und zweimal als solches anführt. Im „Tag" aber lesen wir: „In einer Versammlung von dreißig Berliner Musikreferenten, welche am 29. November stattfand, ist ein ständiger Ausschuß gewählt worden, dem die Aufgabe obliegt, zu Berufsfragen im gegebenen Falle Stellung zu nehmen." Merkst du was, lieber Leser? Wir haben schon vor drei Jahren in dem Aufruf „Kritikertage" (vergl. „Berl. Signale f. die musikalische Welt") für etwas Derartiges, oder doch Ähnliches, plaidiert.

Wirklich in arger Verlegenheit scheint sich der „Goethe-Bund" bereits zu finden darüber, welche „jenseitigen" Ziele er sich nach seiner seligen Entschlafung jetzt noch stecken soll. Ein Königreich für eine gute Idee! So verlautete unlängst, der Berliner „Goethebund" habe an die übrigen gleichnamigen Vereinigungen die Umfrage gerichtet, ob sie geneigt seien, zum Duellwesen Stellung zu nehmen. Und wenn dies vielleicht noch ein schlechter Witz irgend eines der vielen Spaßvögel unter den Zeitungsschreibern gewesen sein sollte, so war gewißlich blutiger Ernst, was alsbald durch die Presse gieng, als es hieß: „Der Vorstand des Berliner Goethe-Bundes hat einstimmig beschlossen, den einzelnen Goethebünden den Antrag zu unterbreiten, daß ein deutscher Volks-Schillerpreis für das beste Drama der drei letzten Jahre gestiftet werde. Die erforderlichen Mittel sollen durch einen Aufruf an das deutsche Volk zusammengebracht werden. Das Statut soll sich möglichst an die ursprünglichen, nunmehr abgeänderten Bestimmungen des alten Schillerpreises anschließen, die Preisverteilung in den Händen einer vom Goethebund eingesetzten Jury liegen." Das klang; das opponierte und trotzte unentwegt — übersah aber unseres Erachtens ganz und gar, daß man zu solchen Dingen nicht „Goethe-Bund" heißen muß, sondern gleich „Schillerstiftung" oder „Anti-Duell-Komitee Fürst Löwenstein" sich nennen kann.

Druckfehler-Berichtigung: Im I. Dezember-Hefte S. 273 Z. 9 von unten muß es heißen „In der Kunst: weder Italismus, noch Gallizismus ꝛc." (statt „Idealismus").





Kaviar für's Volk?

Von Helene Bansart.
(Hamburg.)

Wessen Auge vermöchte wahl den feinen Kanälen zu folgen, welche die Gedanken und Leistungen der Einzelnen hinaustragen, daß sie zur Nahrung der Massen werden, zugleich aber die Stimmungen und Bedürfnisse der Gesamtheit sa führen, daß aus ihnen dem einsamen, nach neuem Nährstoff dürstenden Individuum Kraft zuströmt und die Fähigkeit erwächst, sein persönlichstes Ahnen und Wollen in Thaten umzusetzen? Wer hat den Keim gepflanzt? Wie kannte, was gestern dort Einer im stillen Winkel bereitete, heute schon empor wachsen zu einem Lebensbaum für Alle? — Wir leben schnell in diesen Tagen der siegenden Technik. Freilich, was allzu schnell entsteht, pflegt kurz zu atmen. Wa aber ein Gebilde, aus hartem Boden entsprossen, mit seinen Wurzeln in die Heimaterde verklammert ist, hält es auch dem Sturme Stand. Verändert werden mag es, aber nicht verweht.

Wer sehenden Auges die Spiegelung der Versammlung für Kunsterziehung in unserer Presse verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß in keiner Darstellung, günstigen aber gegensätzlichen, der Hinweis fehlte, daß die Bewegung, welche dort zum Ausdruck gebracht wurde, ihren Ursprung in Hamburg genammen hat. Hier steht in der That ein gewachsenes, mit zähen Wurzeln im Heimatboden verankertes und darum lebensstarkes Gebilde vor uns! — Schan im Jahre 1898 wurde in diesem Blatte „Van Hamburger Kunst" berichtet, von den damals neuen Hamburger Frühjahrsausstellungen, van der heimischen Jungkunst und ihrer planvollen Förderung, van dem „Nardwestheft" des Pan-Jahrganges, van den für Deutschland bemerlenswert gewordenen Hamburgischen Dichtern. Es wurde dabei das Wort Gustav Falcke's wiederhalt, welches erllärt, wie nach der Erstarrung auf den Gebieten der bildenden und dichtenden Kunst sich in der alten Hansastadt plötzlich ein fröhliches Treiben und Blühen entfaltet hat: „Lichtwarck hat hier die Fenster geöffnet, und unter dem frischen Luftzug ist viel Volk wach und munter gewarden." Es wurden da freudig gerühmt der weithin leuchtende erste Schritt der Hamburger Stadttheaterdirektoren, den Volksschülern die klassischen Dramen vorzuführen, die Volks- und Schülerkonzerte und all die Bestrebungen der „Lehrervereinigung zur Pflege künstlerischer Bildung" mit ihren Bemühungen um geeignete Jugendlitteratur und Bilderschmuck für Schulen. Mit ahnungsvallem Blick hat aber Dr. Seidl, als er den Lesern der „Gesellschaft" 1898 die junge Hamburger Bewegung varstellte, auch schan die Gefahren bezeichnet, welche sich im Verlaufe des Weitergehens auf dem neugebrochenen Pfade einstellen könnten: daß eine Überreizung des Geschmackes bei der Jugend vielleicht entstände, daß viele der wertoollsten Darbietungen nur äußerlich erlebt, nicht assimiliert würden, daß die erstrebte Volkskultur zum Bildungsschwindel werden möchte. Was in jenem Aufsatz neben der freudigen Begrüßung der haffnungsvollen Anfänge als mögliche Gefahr in's Auge gefaßt wurde, das ist seitdem in der Tagespresse und in Broschüren bald als Bedenken maßvoll geäußert, bald als Anklage zornig und oft ebenso seicht wie

unbillig der inzwischen planmäßig ausgearbeiteten Richtung entgegen geworfen worden. Über Vieles besteht der Streit nur so lange, als eben gestritten werden soll. Die Führer zur Volksbildung wissen schon längst, was ihre Gegner ihnen als Belehrung bieten: daß Gipfelkunst nie Massenkunst in dem Sinne werden kann, als wäre sie durch Erziehung hervorzubringen. Das Genie wird geboren. Und auch das Mitfühlen und den Widerhall der Gipfelkunst kann man den Massen nicht durch Belehrung abringen; viele günstige Umstände, auf kein einzelnes Gebiet beschränkt, müssen zusammentreffen, damit das Genie offne Seelen trifft. Auch das ist unverkennbar: sowie der geistige Stoff in die greifbare Form gebracht wird, ohne die ihn wohl der bevorzugte Einzelne haben, aber nicht eine große Anzahl von Menschen erwerben kann, geht etwas von dem ungreifbaren Hauche verloren, der zum eigensten Werte der sog. inkommensurablen Güter gehört; das Ursprüngliche, Unbewußte, Tiefe wird seichter. Der Horizont der Vielen endlich wird vielleicht zu weit, als daß sie ihn noch überblicken könnten; er verliert das fest Umrissene, das er in der engen Begrenzung hatte. Wie viel von diesen Übeln eintritt und wie weit sie den durch Volkserziehung zur Kunst bewirkten Fortschritt überwiegen, das hängt von Methoden, Ausdehnung der Bestrebung, am meisten endlich von der Persönlichkeitskraft der Ausführenden ab. Hier ist erst der Boden für berechtigten und nützlichen Widerstreit der Meinungen. Es ist echtdeutsch, daß wir uns so auf einem praktischen Gebiet mit theoretischen, ja zuletzt gar mit metaphysischen Begriffen zu Leibe gehen, anstatt es doch einfach auf den Versuch ankommen zu lassen. Die großen Gesichtspunkte und Ideen, welche für Verwertung der Kunst als Erziehungselement sprechen, sind von Lichtwarck, Muthesius, Liberty Tadd und Anderen ausgesprochen worden und wahrlich nicht in der Verzerrung, welche die Gegner zur Zielscheibe ihrer Angriffe machen. Wer die Ideen noch vermehrt sehen möchte, der findet manches einleuchtende Argument in dem Bändchen „Kunst und Erziehung" von Ernst Linde*). Der Verfasser hält sich fern von Übertreibungen und erörtert vom Standpunkte der Pädagogik, der Menschen, nicht Kunstkenner bilden will, die Entwicklungsmöglichkeiten im Allgemeinen, sowie manche Dichtungen im Einzelnen. Ich kann seinem Urteil nicht immer beistimmen. Allein ich glaube, daß grade unter den Schulmeistern, die alles auf zwei starke Füße der Theorie gestellt sehen wollen, ehe sie die Daseinsberechtigung zugeben, mancher seine Bekehrung dem nicht kunstenthusiastisch geschriebenen Buche verdanken wird. Es gewinnt erhöhte Bedeutung im Hinblick darauf, daß der Deutsche Lehrerverein das Thema „Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung" auf die Tagesordnung seiner im nächsten Jahre zu Chemnitz stattfindenden Versammlung gesetzt hat, und daß dafür viele Lehrer zur Sache werden Stellung nehmen müssen. Möchte ihnen die rechte Erleuchtung kommen! Denn wenn nicht aus der Zustimmung weiter Kreise der Fachleute die Anregung für Ausbildung der künstlerischen Fähigkeiten in den Lehrerbildungsanstalten und auf den Universitäten hervorgeht, so wird auch beim besten Willen Einzelner keine dauernde Beeinflussung der höheren und niederen Schulen, keine Erlösung aus ihrer pedantischen Dürre zu freudiger Schönheitspflege gelingen.

Mag man nun „Kunsterziehung" oder das von der Kritik als Gegensatz geprägte Wort „Kunstbildung" auf die Fahne setzen, man wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß Lehrer und Schüler sehen lernen sollten, sehen, beobachten und genießen in der Natur und im Bilde, das wir der großstädtischen Jugend als Surrogat für die

*) „Kunst und Erziehung", gesammelte Aufsätze von Ernst Linde. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1901.

Natur zu bieten haben. Diesem Bedürfnis kommt in herzerfreuender Weise die **Vereinigung für Künstler-Steinzeichnungen***) entgegen, die im Verlag von Teubner und von Voigtländer echt künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus zu bescheidensten Preisen an den Markt bringt. Die Original-Lithographie, der sich unsere Künstler wieder zugewendet haben, ergiebt eine farbenfrohe urwüchsige Kunst; die ersten Meister sind bei diesem Unternehmen beteiligt, ein Beweis dafür, daß diese berufenen Richter sich für die Kunst in der Schule erklären. Es heißt, die Kritik allzu weit treiben, wenn einer der Gegner einwendet, die Kinder hätten im Klassenzimmer gar keine Zeit, Bilder zu betrachten! Ist das unbewußte Aufnehmen der Harmonie und Schönheit aus unserer Umgebung, der stille Einfluß der Erfrischung für das farbendurstige Auge gering zu schätzen? Gewiß werden auch diese Bilder ihren intimsten Reiz, ihre feinste Wirkung auf die Kinder im Heim, im Kinderzimmer entfalten, und es ist höchste Zeit, daß dort mit den Scharteken aufgeräumt werde, welche die Wände zu „schmücken" pflegen. Blätter wie „Die Sonn' erwacht" von Volkmann-Karlsruhe, „Niederdeutsche Dorfstraße" von Kallmorgen, „Pflügender Bauer" von Georgi-München, „Mondaufgang" von Kampmann geben einen so reinen und starken künstlerischen Eindruck, daß sie, abgesehen von dem pädagogischen Zweck, eine hohe Stellung unter den nationalen Kunsterzeugnissen behaupten werden. Daß diese Meisterleistungen zugleich ausdrücklich der Jugend angepaßt sind — sie wirken ebenso wohl auf das kleine Kind wie auf den Backfisch oder den Primaner, das verdanken wir der starken Bewegung für künstlerische Jugendbildung.

Wirkliche Gegner dieser „künstlerischen Jugendbildung" habe ich übrigens auch nur unter solchen Leuten getroffen, welche diese Arbeiten vom Hörensagen statt aus der Anschauung kennen. Wer mit eigenen Augen die grenzenlose Verödung in künstlerischer Hinsicht gesehen hat, die in Hamburg im gesellschaftlichen und im öffentlichen Leben herrschte, bis Prof. **Lichtwark** im Jahre 1886 die Reorganisation unseres öffentlichen Museums bewirkte, und wer nun Zeuge war, wie er den Samen seiner Ideen ausstreute, wie er aus völlig ungeübten, ja allem Anschein nach ungeeigneten Kräften eifrige und tüchtige Mitarbeiter sich erschuf; wer es täglich vor Augen hat, wie viel Freude aus der Beschäftigung mit der Kunst und mit der modernen Litteratur, aus dem Streben nach Verständnis hierfür erblüht: dem klingen die Bedenken und Einwände größtenteils schwach und kleinlich gegenüber dem thatsächlich Gewordenen und Vorhandenen. Gewiß könnte es sich ereignen, daß aus der „Ausbildung" zuweilen „Einbildung" würde. Und gewiß gehört ein ganzer Lichtwark dazu, um die Sache niemals in Manier ausarten zu lassen. Nicht jeder, der's nach ihm angreift, wird auch **seine** Ernte einheimsen. Aber zunächst studiere doch einmal jeder, der mitsprechen will, genau, was und wie hier gearbeitet wird! Dazu ist die Unterlage gegeben in einem Buche, welches sämtliche Bestrebungen, die sich an den Mittelpunkt der **Kunsthalle als Volkslehranstalt** angegliedert haben, schlicht und wahrheitsgetreu zur Darstellung bringt**). Auf weniger als 200 Seiten geben hier 20 Leute ein Bild ihrer Arbeit; jeder schreibt über das Gebiet, das er geleitet hat, nur Thatsächliches, Erfahrenes. Litteratur, Musik, Zeichnen und Malen, Bilderbetrachten, Kunstgewerbe, ja sogar die neueste Wissenschaft: vergleichende experimentelle Psychologie findet eine Stelle in dem durch Klarheit und Sachlichkeit der Behandlung, durch Bescheidenheit und Idealität der Gesinnung wohlthuend ausgezeichneten Buche. Es ist ein

*) „**Künstlerischer Wandschmuck für Schule und Haus.**" Leipzig, B. G. Teubner und R. Voigtländer. Blätter von 100:70 resp. 75:55 cm zu 3, 4, 5, 6 M.

) „Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung in Hamburg.**" Hamburg, Alfred Janssen; 2. Auflage, 1901.

reiner echter Ton im Gewirr der Parteimeinungen und im Geschrei des Marktes. Glücklich wird der Geist des Ganzen verkörpert durch die schöne Titelvignette: der Sämann, welcher Samen ausstreut.

Einen Beitrag zu dem Programm dieser Hamburger Bewegung finden wir in dem für Schulmänner und Freunde der Sozialreform höchst lesenswerten Vortrag, welchen der Münchner Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner beim Kunstgewerbetag in München gehalten hat*). Sein Inhalt sollte auch beim nächstjährigen Lehrertag als Fingerzeig dienen, wenn dieser durchaus auf dem Boden der praktischen Entwicklung stehende Mann von reifem Urteile sagt: „daß in unserm ganzen Gewerbe und vor Allem im Kunstgewerbe die Ausbildung von Hand und Auge das Wichtigste ist, und daß uns zweifellos auf dem gewerblichen und kunstgewerblichen Gebiete jedes Land im wirtschaftlichen Wettkampf im Laufe der Zeiten schlagen wird, dessen Arbeiter und Bürger eine gründlichere Durchbildung ihres Geschickes wie ihres Geschmackes aufweisen können. Der Mangel jeglicher, auch der bescheidensten technischen Schulung in deutschen, sogenannten gebildeten Kreisen, der hier ungleich größer ist als in Frankreich, England und Nordamerika, und die damit verbundene Urteilslosigkeit eines großen Teiles unseres gebildeten Publikums macht sich noch weit mehr geltend als der Mangel an gewissen Fachschulbildungsmitteln." Dr. Kerschensteiner spricht dann weiter lebhaft für entsprechende Organisation in „denjenigen Schulen, welche die Massen treffen".

Wie berechtigt Lichtwarks Grundforderung ist: Konsumenten erziehen, hilft den Produzenten! . . . das vermögen wir unmittelbar zu beobachten auf dem Gebiete der Kinderbilderbücher. Wie lange waren die wenigen Eltern, welche für ihre Kleinen nur künstlerische Erzeugnisse zur Entwicklung des künstlerischen Sinnes gebrauchen konnten, auf die englischen Bücher angewiesen! Wie eine Erlösung fiel vor einigen Jahren Thumanns „Mutter und Kind" in die Dürre unseres Weihnachtsmarktes, ohne doch schon zu befriedigen und recht durchzugreifen. Welche Fülle reizender Schöpfungen liegt dagegen jetzt zur Auswahl bereit, eine Produktion, wie sie nur entstehen kann, wo durch den gebildeten Geschmack Vieler eine Nachfrage entstanden ist. „Deutschland auf dem Wege der Pädagogik zu einem Hellas oder Frankreich umzuschaffen", wie ein Kritiker kürzlich spöttisch schrieb, ist keineswegs die Absicht; allein der Utilitarismus, vor dem er warnt, zeitigt recht erfreuliche Früchte, wenn er uns thatsächlich von anderen Nationen unabhängig macht, wie es z. B. durch diese aufblühende Kunstleistung für's Kinderzimmer geschieht. Selbstverständlich, daß bei dem kaufenden Publikum noch viel Raum für Fortschritt übrig bleibt. So scheint unter so viel Schönem doch eine ziemlich platte Schöpfung Käufer zu finden: das Bilderbuch zum Nachzeichnen**). Hier ist in der That die Nützlichkeit eine rechte Fußangel. Denn die Anleitung zum Zeichnen besteht in kahlen Rezepten; was als Scherz, im Augenblick hingeworfen, das Kind erfreut und zum eignen Versuchen ermuntert, ist hier in Bildern und Versen eingefroren, deren rohe Ausführung das feinere Auge verletzt und sicherlich keinen Keim ästhetischen Empfindens zur Entfaltung bringen wird. So poesielos und unorganisch sehen die Auswüchse der „Erziehung zur Kunst" aus. — Durch einen liebenswürdigen künstlerischen Umschlag besticht zunächst ein Buch „Kinderlieder mit Bildern***). Die Bilder, schwarz und weiß, geben eine prächtige farbige Wirkung und klare Anschaulichkeit, besonders die land-

*) „Die gewerbliche Erziehung der deutschen Jugend." Darmstadt, Alex. Koch; 1901.

**) „Kindliche Bilder aus einfachen Strichen." Eßlingen, Schreiber.

***) „Lieder für Kinderherzen" von Egon Hugo Straßburger. Mit Bildern von Ernst Liebermann. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

schaftlichen, welche sich auf die einfachsten malerischen Gegensätze beschränken, während die Kindergestalten vielfach einen pseudo-idealistischen Stich in's Glatte haben und mit den ellenlangen Gliedmaßen an die überschlanken englischen Figuren etwas trivial erinnern. Dennach wäre das Buch mit seinem billigen Preis eine hübsche Gabe, wäre es nicht um die gradezu kläglich aerfehlten Verse, denen unglücklicher Weise die Bilder sa eng angepaßt sind, daß sie ahne diese Ergänzung den Kindern nur Rätsel aufgeben. Diese „Lieder" aber sind naia sein fallende Abstraktianen, ihrem Wesen nach nicht illustrierbar und ahne Natürlichkeit. Manche der besten Blätter aerlieren für Kinder die Bildlichkeit, weil sie als Buchschmuck um den Text herum kampaniert sind. Da das naiae Auge die Idee der Umrahmung nicht begreift, wird es nur das Zerreißen des Bildes empfinden.

Wie man zu naiaen Bildern naiae Verse schafft, die sich dem Geiste nach eng und dem Buchstaben nach lose anschließen, das zeigt Gustaa Falke meisterhaft in dem „Katzenbuch"*). Als Gabe der Hamburger Liebhaberbibliathek um wenige Pfennige zunächst für die Hamburger Familie bestimmt, ist das allerliebste Heftchen ausnahmsweise in den Buchhandel gegeben und bietet ein Muster feinsinnigen Zusammenwirkens aan zwei wahren Künstlern. Specters bezaubernde Halzschnitte sind aar 30 Jahren geschaffen; aber Bild und Vers sind heute jung wie am ersten Tag; echtes Tierleben und echtes Kinderleben strömen da den unverwellbaren Reiz aus. Einen Varzug besitzt dies Heft var dem Büchlein, welches ebenfalls in pietätvaller Weise unseren Otta Specter wieder an's Licht zieht: dem „gestiefelten Kater"**). Diesen hat der „Kunstwart" neu herausgegeben und zwar mit Text van Aaenarius, welcher das Valksmärchen den Bildern nacherzählt und ganz nahe an diese heranrückt. Der Erwachsene wird an den beiden seine helle Freude haben; den Kindern aber ist für den aallen Genuß die Kleinheit der Bilder eine Hemmung. Die Feinheit der Darstellung, die dramatische Bewegtheit der Szenen im gestiefelten Kater ist unwiderstehlich; die Kinder aber werden erst dann, wenn Auge und Geschmack geübter sind, den Zauber, der durch genaues Betrachten herausgefühlt werden muß, in dem Bildchen finden. Dann wahl am ersten im Katzenbuch, weil hier jedes Blättchen wenige und wahlbekannte Farmen enthält.

Als Übergang aan diesem kleinsten zu dem graßen Format bieten sich die Bändchen der Sammlung „Jungbrunnen"***) dar. Schan die farbigen Umschläge, sa frisch bewegt in der Madellierung, kräftig und dabei sein in der Farbe, strämen urwüchsige Heiterkeit aus. Der Inhalt ist nach Text und Bild verschieden; die prächtigen Halzschnitte werden Graß und Klein erfreuen, sei es, daß sie in dem Dasia-Heft Andersens „Prinzessin und Schweinehirt" in seiner Umrißmanier mit Humar durchdringen, aber in Erich Kuithans kräftigeren Strichen echte Valks-Kinderlieder in die Sprache der Griffelkunst übersetzen. Das ist mehr als illustrieren! Hier findet das Kind sich selbst wieder; keine gemachte Naiaität, sondern der liebe Herrgatt und die Natur lachen es aus diesen Heftchen an. In anderen der Sammlung, z. B. „Fortunat", hat die Buchschmuckmanier das Bild beeinträchtigt.

Das aber bleibt wahr: Kinderhände greifen am freudigsten zu graßen und farbigen Bildern. Warum hätte sanst der „Struwelpeter" sa lange in den Kinderstuben regiert? Jetzt endlich ist dieser Gätze vam Thron gestaßen durch Wart und Bild der

*) „Otto Specters Katzenbuch" Hamburg, Alfred Janssen. (Neuerdings auch in „Otto Specters Vogelbuch", ebenda. Anm. d. Schriftl.)

**) „Der gestiefelte Kater." Bilder von Otto Specter; neuer Text von Ferd. Avenarius. München; Callwey, Kunstwart-Verlag.

***) „Jungbrunnen"; Berlin, Fischer & Franke.

neuesten Künstler, im „Fitzebutze"*). Es ist unschätzbar, was Schaffsteins Verlag und was besonders Kreidolf unserer Kinderstube in dieser Auswahl farbenfroher, überströmend lustiger, gesund natürlicher und zum Teil poetisch stimmungsvoller Bilderbücher geschenkt hat, und es ist eine um so köstlichere Gabe, weil sie, in Münze ausgedrückt, gar nicht kostbar, sondern jedem bürgerlichen Weihnachtstisch zugänglich ist. Über „Fitzebutze" hat Lehrer Lottich für den „Hamburger Jugendschriftenausschuß" ein Heftchen verfaßt, welches die Wirkung auf seine Volksschul-Elementarklasse im Einzelnen so treu und ungeschminkt giebt, daß es eine Lust ist. Dies Heftchen versendet der Verlag. Ich kann aus Erfahrung bestätigen, daß „Fitzebutze" mit seinen urkomischen Versen und Bildern die Wirkung bei keinem Kinde schuldig bleibt. Es ist da alles aus dem Vorstellungskreise der Kinder genommen; die Bilder sind auf das Einfachste, Charakteristische zurückgeführt. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Sätze auch einen Stich in's Karikaturenhafte hat und vielleicht ein wenig zu den Kindern, richtiger zu dem gröberen Element in ihnen, hinabsteigt, statt sie zur Höhe der Poesie hinauf zu heben.

Zart und von liebenswürdigster Anmut in Form und Farbe sind jedoch die „Blumenmärchen" von Kreidolf — heiter in Bild und Wort, auf rein künstlerischer Wirkung beruhend. Bei den „Schlafenden Bäumen" kann man sogar Bedenken haben, ob das Stimmungschaffen nicht etwas zu weit gehe. Der bei längerem Betrachten wachsende Zauber dieser weichen, tiefen, malerisch einheitlichen Töne hat etwas von überzarter Mystik; kleine Kinder werden sich vor den Bildern am Ende fürchten. Auch die Verse wenden sich an etwas ältere. Mitten in echtes Kindertreiben hinein steigt wieder der „Knecht Ruprecht" mit seinem Allerlei von Märchen, Gedichten und bunten Bildern. Diese sind nach dem gesunden Prinzip gemacht, für Kinder ähnliche Illustrationen zu geben, wie die modernen künstlerischen Blätter sie für Erwachsene bringen. Der Umschlag steht dem der beiden vorher genannten Bücher an Harmonie und Feinheit nach.

Giebt es etwas, das allen Zauber und Reiz dieser Farben und Linien, dieser Volksmärchen und Kunstdichtung nach übertrifft? Ja, das giebt es! Mit Recht ist schon von der Kritik darauf hingewiesen worden, man solle über all dem neuen Guten das beste Alte nicht vergessen: Ludwig Richter und Moritz von Schwind. Am allerhöchsten Maßstab gemessen ist auch kein Buch für Kinder so wertvoll wie eines, das ein ganz großer Künstler gemacht und nicht ausdrücklich für Kinder bestimmt hat. Solch eines liegt auf dem Weihnachtstisch dieses ergiebigen Jahres noch in den „Federspielen" von Hans Thoma**). Es will wahrlich viel sagen, daß mit diesen Bildern die Gedichte Schritt halten, die ihnen beigegeben sind. Da hat der zweite große Künstler dem ersten das Buch machen helfen, Henry Thode, der Kunstforscher. Sie wenden sich zunächst an die Großen und können aan Kindern nur erst durch Vermittlung eines schönheitsfrohen, reifen Geistes erfaßt werden. Dann aber auch mit köstlichstem Gewinn. Was soll man da viel loben? Wie Mutter und Kind in Dürer'schem, echt germanischem Geiste vor uns leben, wie Hühner und Katzen, zahmes und wildes Getier hingestellt sind, wie der goldene Humor in dem Satyr lacht, und wie Märchenstimmung so ganz urwüchsig, ungekünstelt weht, wie die alltäglichsten Dinge nur durch Wahrheit und Schlichtheit wirken — das Buch ist eben ein echter Thoma. Die Wirklichkeit in der Tiefe erfaßt und mit

*) „Fitzebutze" von Paula und Richard Dehmel. Bilder von Ernst Kreidolf. „Blumenmärchen". „Schlafende Bäume". Von Kreidolf. „Knecht Ruprecht", 3. Band, Jahrbuch von Ernst Brausewetter. Sämtlich: Köln, Schafstein & Co.

**) „Federspiele" von Hans Thoma und Henry Thode. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 2. Auflage.

Meisterhand hingestellt, das zeigt, was der letzte Kern in all dem Streben für Kunstbildung ist: nicht ungesunde neue Bedürfnisse zu schaffen, „Kaviar für's Volk", sondern der Jugend aller Stände echtes Brot des Lebens zu reichen, indem die tief gegründeten, zu jeder Zeit vorhandenen Menschheitsbedürfnisse erkannt und erfüllt werden. Wo sich einer an Schönheit sättigt, da schwindet die Freude am Häßlichen auf jedem Gebiete. Denn, wie Ruskin sagt: „Geschmack bilden heißt unweigerlich, Charakter bilden."

Kunst im Leben des Kindes.

Liliencrons Gedichte. Auswahl für die Jugend, zusammengestellt von der Hamburger Lehrervereinigung. Berlin, Schuster & Löffler.

Ein schmales Bändchen in gefälliger Ausstattung und zu winzigem Preise. Ein Vorgeschmack moderner Kunst für unsere schulentlassene Jugend beiderlei Geschlechts. Die Männlichkeit ist mit einer Gruppe sehr blutiger Kriegslieder, die Weiblichkeit mit einigen lauteren und tiefen Liebes- und Stimmungsbildern bedacht; zwischen diesem Anfang und Ende Klänge aus der nordischen Heimatslandschaft — das Meer — die Haide — und Vaterlandsempfindung, die Jung und Alt durch ihre Echtheit bestricken. Das Gepräge ursprünglicher Anschauung und ungeschminkter Wahrhaftigkeit giebt dem kleinen Buch einen großen Wert.

Tiergeschichten, für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig, Ernst Wunderlich.

Dies Büchlein teilt, in äußerlicher Beziehung, die Vorzüge des vorigen. Sein Inhalt dagegen kann schon von 8—9jährigen Lesern genossen werden und behält auch für die Erwachsenen Reiz und Wert. Sechs Erzählungen von ersten Meistern sind zusammengestellt; die Namen Ebner-Eschenbach, Björnson, Rudyard Kipling sind darüber erhaben, daß die wunderbare Erzählerkunst noch ausdrücklich gerühmt werde. Wie fein beobachtet und mit leuchtendem Humor geschildert ist das Tierleben in „Zottelohr", Geschichte eines Hasen von Ernst S. Thompson! Leider ist ja das Schönste auf Erden so oft voller Trauer, daß wir uns nicht wundern dürfen, ihr auch im Tierleben zu begegnen; die Jugend geht daran gottlob ahnungslos und mit ihrem goldenen Leichtsinn vorbei, der sich die Schwingen nicht beugen läßt. Alles besser als gemachter oder banaler Inhalt! Hier ist lieses Leben in reiner Form.

H. B.

Ernst Rudorff: Heimatschutz. 2. Tausend. Berlin SW., Georg Heinrich Meyer.

Es ist ein eigen Ding um ein solches Buch: es ist warm geschrieben, mit auffallender Sachkenntnis; es bietet eine wahre Fülle von Anschauungen und Anregungen nach den verschiedensten Seiten unseres Kulturlebens hin; wir ertappen uns beim Durchlesen alle Augenblicke dabei, daß wir ähnlichen Unwillen schon gar oft auf Reisen, draußen am Lande wie in der eigenen Heimatstadt kräftig genug empfunden haben. Denn natürlich handelt es sich hier um tiefgehende Ausführungen und tiefblickende Betrachtungen über den „Vernichtungskampf, den das moderne Leben nicht nur gegen die Mauern, die Straßen, die Häuser unserer Ahnen, sondern vor Allem gegen die wilde Natur selbst führt", um die sog. „wirtschaftliche Erschließung", nach welcher „bald auch der entlegenste Winkel deutscher Berge und Haiden nicht mehr für Wildnis und Hinterland im Riehl'schen Sinne wird gelten können", sowie insbesondere gegen „die modische Reise-, Touristen- und Sommerfrischlerwirtschaft unserer Zeit", wie sie in der drastischen Äußerung eines Laufenburger Bürgers: „Entweder Fremde oder Fabriken!" einen erschreckenden Ausdruck fand. — Aber schon in dieser Anziehung des allen Kulturphilisters W. H. von Riehl ist die

Kehrseite der Medaille klar gegeben und kündigt sich der wahl- — ach, nur zu wahlbekannte laudator temporis acti „bedenklich" an! Das „moderne Leben" geht doch nun einmal unaufhaltsam seinen Gang. Wehmütig-unfruchtbares Klagen und Kritisieren macht die Zeit nicht anders, und macht nichts besser. Es müssen die Mittel und Wege geschaffen werden, den Moloch Industrialismus und Utilitarismus unserer Tage von innen heraus zu überwinden, ihn auf Grund einer durchgreifenden Erziehung zur Kunst, unter Weckung produktiven Naturempfindens vor Allem, zu „ästhetisieren". Der Verfasser proklamiert einen Verein für „Heimatschutz". Allein, ob dieser nach dem, was Rudorff von seinen Aufgaben entwickelt, jenes schöne Ziel: zu bessern, ohne aufzuheben, und zu überwinden, ohne zurück zu drehen — praktisch erreichen kann, ist für mich doch noch sehr die Frage. Wenn ich zwischen einem „Verein für Heimatschutz" und einem solchen für weitest gehende „Kunsterziehung" zu wählen hätte, so wüßte ich, was ich zu thun habe. Der gangbare Zukunftsweg liegt hier doch unbedingt in der von Heinrich Driesmans (vergl. den Aufsatz „Parität und Kunst") an dieser Stelle näher bezeichneten Richtung. Denn, wie H. E. Berlepsch überaus treffend sagt: „Es handelt sich bei diesen Bestrebungen nicht darum, mehr Kunst ausübende Menschen in der Welt zu sehen als bisher, sondern Menschen, die mit offenem Auge durch die Welt gehen und aus eigenem Empfinden ihre Erkenntnis sich ableiten — nicht blos daraus, was in Lehrbüchern steht und von Lehrkanzeln gesprochen wird." Also: allen „Mechanismus" unserer modernen Tage wieder organisieren lernen — das ist die große Aufgabe! Sdl.

Ein Grabmal für Ludwig Jacobowski.

Die Herren Dr. Josef Ettlinger, Herausgeber des „Litt. Echo" und Heinrich Rippler, Herausgeber der „Tägl. Rundschau", haben dankenswerter Weise folgenden Aufruf ergehen lassen: „Der schmerzlich frühe Tod Ludwig Jacobowski's, der sich am heutigen Tage (2. Dez.) jährt, hat in seinen nächsten Freunden den Wunsch rege werden lassen, dem so jäh aus seiner, hohen Zielen zugewandten Bahn gerissenen Dichter ein schlichtes, aber würdiges Denkmal auf seiner letzten Ruhestätte zu errichten. Ein Teil der dazu erforderlichen Mittel liegt schon bereit; ein anderer soll noch durch freiwillige Gaben aufgebracht werden. Indem wir Allen, bei denen wir ein warmes persönliches Interesse an dem von uns betrauerten liebenswerten Menschen und Freunde voraussetzen, hiervon Mitteilung machen, erklären wir uns zur Entgegennahme der Beiträge bereit, über die seinerzeit in den Zeitschriften ‚Die Gesellschaft' und ‚Das litterarische Echo' quittiert werden wird." — Selbstverständlich wird auch die „Gesellschaft" nicht nur quittieren, sondern herzlich gern direkt Beiträge entgegen nehmen. D. Schriftleitung.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Aho, Juhani: Einsam. Roman. Aus dem Finnischen von E. Stine. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 144 S. M. 2,—.

Altmers, Hertha: Agathe Fareta. Berlin, Dr. John Edelheim. 85 S.

Berendt, Dr. Martin: Schiller–Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin, Alexander Duncker. 192 S.

Berg, Leo: Neue Essays. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 442 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Bethge, Hans: Die Feste der Jugend. Ein Gedichtbuch. Berlin, Schuster & Löffler. 178 S.

Beyerlein, Franz Adam: Das graue Leben. Roman. Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. München, Albert Langen. 307 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Björnson, Björnstjerne: Das neue System. Schauspiel. Übersetzt von E. Auerbach. 193 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. — Leonarda. Schauspiel. Übersetzt von Cläre Mjöen. 124 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Ebenda.

Blumenthal, Oskar: Unerbetene Briefe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 184 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Böhmer, E.: Inkorrekt. Roman. Dresden, Carl Reißner. 230 S. M. 3,—.

Bormann, Edwin: Die Kunst des Pseudonyms. Zwölf litteraturhistorisch-bibliographische Essays. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. 135 S.

Borngräber, Otto: Giordano Bruno. Das neue Jahrhundert. Eine Tragödie und Ouvertüre zur neuen Zeit. Mit Vorwort von Ernst Haeckel. 2. veränderte Aufl. Leipzig, Eugen Diederichs. 131 S.

Broda, Armand: Die Vergessenen. Schauspiel in 4 Akten. Eberswalde-Berlin, Verlag „Jung-Deutschland". 102 S.

Büchner, Prof. Dr. Ludwig: Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung. Nebst einer darauf gebauten Sittenlehre. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Theod. Thomas. 290 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,—.

Castillo: Mehr Pulver. Eine Erzählung aus der österreichischen Gesellschaft. Dresden, E. Piersons Verlag. 231 S. M. 2,50.

Challemel-Lacour: Studien und Betrachtungen eines Pessimisten. Übersetzt von M. Blaustein. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 259 S. M. 6,—.

Chamberlain, Houston St.: Richard Wagner. Neue (Text-)Ausgabe. 544 S. Geh. M. 8,—, geb. M. 10,—. — Worte Christi. 286 S. M. 4,50. München, F. Bruckmann A.-G.

Damaschke, Adolf: Aufgaben der Gemeindepolitik. („Vom Gemeindesozialismus") 8.—12. Tausend. 4. umgearb. Aufl. Jena, Gustav Fischer. 220 S. M. 1,50.

Denkmäler deutscher Tonkunst: Erste Folge. Bd. 4—8. Herausgeg. von der Musikalischen Kommission unter Leitung des Wirkl. Geh. Rates Dr. theol. u. phil. Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Doenan, C. von: Hohe Schule. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. 246 S. M. 3,—.

Driesch, Hans: Die organischen Regulationen. Vorbereitungen zu einer Theorie des Lebens. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 228 S. M. 3,40.

Dulmeyer, Friedrich: Der Zorn Jehovah's. Tragödie in 1 Akt. München, Staegmeyr (Anton Ernst Staegmeyr). 32 S.

Dwelshauvers, Georges: Henrik Ibsen et le pessimisme. Bruxelles, Edition de l'Idée Libre; rue des Minimes 26—28. 28 S.

Eck, Miriam: Herbst. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 117 S.

Enzberg, Eugen von: Protest gegen Chamberlain. 1.—25. Tausend. Berlin W, Fußinger. 45 S. Einzelheft M. 0,50.

Ernst, Otto: Gedichte. 184 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. — Die größte Sünde. Drama in 5 Akten. 3.—5. Tausend. 133 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, L. Staackmann.

Fechner, Gustav Theodor: Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkte der Naturbetrachtung. 2. Aufl., besorgt von Kurd Laßwitz. II. Bd. Hamburg, Leopold Voß. 439 S. M. 7,—.

Fessel, Karl: Trutz und Liebe. Heft 1 u. 2. — Gedichte. Berlin NW 52, Lyell-Verlag. Das Heft M. 1,—.

Georgy, Ernst: Die Erlöserin. Roman. 8.—12. Tausend. Aus Ecksteins Illustrierter Romanbibliothek. III. Jahrg. Bd. 1. Berlin W, Richard Ecksteins Nachf. (H. Krüger). 126 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,50.

Harpf, Dr. Adolf: Darwin in der Ethik. Festschrift zum 80. Geburtstage Carneri's. Leoben, J. Hans Prötl & Co. 23 S. M. 1,—.

Hauser, Otto: Ethnographische Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 168 S. M. 1,80.

Heidenstamm, Verner von: St. Georg und der Drache. Novellen. Aus dem Finnischen von E. Stine. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 148 S. M. 2,—.

Henckell, Karl: Sonnenblumen. Zürich, Karl Henckell & Co.

Höcker, Paul Oskar: Letzter Flirt. Eine Wintergeschichte. Leipzig, Paul List. 267 S. M. 3,—.

Huch, Friedrich: Peter Michel. Ein Roman. Hamburg, Alfred Janssen. 354 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Hübel, Felix: Und hätte der Liebe nicht. Ein Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 166 S. M. 5,—.

Jahn, H. E.: Feuer und Schwert in Südafrika. 1. Teil. Berlin W, Fußinger. 110 S. M. 1,—.

Kindermann, Dr. Carl: Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben. Jena, Gustav Fischer. 351 S. M. 7,50.

Kleine Bibliothek Langen: Bd. 44—46. Die Stimme des Lebens von Knut Hamsun. 143 S. — Lieber Simplicissimus. Hundert Anekdoten. Neue Folge. 136 S. — Die Malschule. Novelle von Anton von Perfall. 120 S. München, Albert Langen.

Lange, Sven: Hertha Junker. Roman. Übersetzt von Mathilde Mann. Ebenda. 373 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Lasker-Schüler, Else: Styx. Gedichte. Berlin, Axel Juncker. 77 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Leppin, Paul: Die Thüren des Lebens. Prag, Verlag Symposion. 55 S. Kr. 1,20.

Lessen, Dr. Eduard: Adalbert Svoboda's Leben und Werke. Ein Gedenkblatt und Mahnwort für die Gebildeten aller Stände. Leipzig, C. G. Naumann. 16 S. (Kostenlos durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

Lesueur, Daniel: Die Komödiantin. Roman. Übersetzt von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 388 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Lie, Bernt: Zauber. Novelle. Übersetzt von Cläre Mjöen. Ebenda. 175 S. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50.

Lie, Jonas: Böse Mächte. Roman. Übersetzt von Mathilde Mann. Ebenda. 202 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Liliencrons Gedichte. Auswahl für die Jugend. Berlin, Schuster & Löffler. 73 S. M. 0,75.

Linde, Otto zur: Gedichte. Märchen und Skizzen. Dresden, E. Piersons Verlag. 204 S. M. 3,—.

Lippert, F.: Geschichte der Gegenreformation der Oberpfalz. Freiburg i. Br., Paul Waetzel. 265 S. M. 6,—.

Litterarischer Ratgeber des „Kunstwart" für 1902. Herausg. Ferdinand Avenarius. München, Georg D. W. Callwey. M. 0,60.

Lohmeyer, Julius: Wir leben noch, und Anderes. Neue Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 250 S. M. 2,40.

Maeterlinck, Maurice: Das Leben der Bienen. Leipzig, Eugen Diederichs. 255 S. Geh. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Mannheimer, Prof. Dr.: Die Bildungsfrage als soziales Problem. Jena, Gustav Fischer. 156 S. M. 1,50.

Margueritte, Paul und Viktor: Neue Frauen. Roman aus dem Franz. von U. Fricke. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 398 S. M. 4,—.

Meßtril, Adolf: Humoristische Geschichten aus Wien. 181 S. Geh. Kr. 2,40, geb. Kr. 3,—. — Wos zo'n Locha. Österreichische Dialektdichtungen zum Vortrag in geselligen Kreisen. 103 S. Geh. Kr. 1,60, geb. Kr. 2,—. — A launig's Büachl. Dialektdichtungen. 111 S. Geh. Kr. 1,60, geb. Kr. 2,—. Wien, A. Meßtrik.

Michaud, Dr. E.: Rom und die Lüge. Die Affäre Dreyfus und der Klerikalismus. 2. verm. Aufl. Bern, Stämpfli & Co. 48 S.

Monsterberg-Münckenau, Elimar von: Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag. 127 S. M. 1,50.

Morris, William: Neues aus dem Nirgendland. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 300 S. M. 7,50.

Mosapp, Hermann: Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. 2. verm. Aufl. Stuttgart, Max Kielmann. 267 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Mosse, Irene Forbes: Mezzavoce. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 142 S.

Müller, K.: Johannes Calvins Auslegung der heil. Schrift. In deutscher Übersetzung. Neukirchen (Kreis Moers), Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins. In 100 Lieferungen à M. 1,—.

Niederführ, Georg: Frau Eva. Das Buch unserer Liebe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 251 S. M. 5,—.

Nion, François de: Der Reisegefährte und andere Novellen. München, Albert Langen. 188 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Planck, Ernst: Lieder und Idyllen. Dresden, E. Piersons Verlag. 75 S. M. 1,50.

Prage, Dr. med.: Männersünden und Frauenleiden. 2. verm. Aufl. Leipzig, Edmund Demme. 27 S. M. 1,—.

Raehlmann, Prof. Dr. E.: Über Farbensehen und Malerei. 2. Aufl. München, Ernst Reinhardt. 55 S. M. 2,—.

Riedberg, Erika: Drei Frauenleben. Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 199 S. M. 4,—.

Rosler, Franz: Die Frau Patronin. Roman in 2 Bänden. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 6,—.

Rosner, Karl: Ein Brandstifter und andere Erzählungen. Ebenda. 204 S. M. 2,—.

Scharlau, Willy: Ebbe und Flut. Zwei Schicksale. Ebenda. 211 S. M. 3,—.

Schoembs, Dr. Jakob: Die neue Familie. Roman in 2 Bänden. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 458 S. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,20.

Serao, Mathilde: Riccardo Joanna's Leben und Abenteuer. Roman. Übersetzt von Max Weißenthurn. München, Albert Langen. 330 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Speckter, Otto: Vogelbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. Hamburg, Alfred Janssen. 47 S. M. 1,—.

Steinitzer, Heinrich: Wie wir lieben. Berlin, Deutsches Verlagshaus „Vita". 260 S.

Stern, Maurice Reinhold von: Diomed. Ein Schauspiel in 3 Akten. Als Manuskript gedruckt. Leipzig, Verlag des litterarischen Bulletin. 31 S.

Stigson, Stig (Alfhild Agrell): Aus dem Norden. Erlebnisse. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 259 S. Geb. M. 3,—.

Stillich, Dr. Oskar: Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 443 S. Geh. M. 5,—, geb. M. 7,50.

Teja, C.: Wir Herzlosen. Roman. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 204 S. Geh. M. 4,—.

Tiergeschichten. Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig, Ernst Wunderlich. 110 S. M. 0,60.

Tschechow, Anton: Onkel Wanja. Szenen aus dem Landleben in 4 Akten. 104 S. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—. — Drei Schwestern. Drama in 4 Akten. 183 S. Geh. M. 1, geb. M. 2,—. Beide übersetzt von August Scholz. Berlin, Dr. John Edelheim.

Vandéem, Fernand: Charlie. Roman. Übersetzt von Reili Zurhellen. München, Albert Langen. 296 S. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Vogel, Rudolph: Frau Märe. Märchen und Schwänke. 2. verm. Aufl. Freiburg i. Br., Paul Waetzel. 218 S. Geb. M. 4,50.

Volger, Bruno: Griechische und deutsche Wein-Lyrik. Leipzig, Verlag „Wein-Börse" (Hoffmann, Heffter & Co.) 216 S.

Walter, Franz: Sozialismus und moderne Kunst. Freiburg i. Br., Herder. 102 S. M. 1,50.

Weyssenhoff, Josef Baron: Ein Übermensch. Roman aus dem Polnischen. Aus „Meisterwerke der ausländischen Erzählungslitteratur". Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 324 S. Geh. M. 2,—, geb. M. 4,—.

Wolf, Prof. Dr. Julius: Die Ehescheidungen in Berlin und anderwärts von Dr. Friedrich Prinzing. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft". IV. Bd. 2. Heft. Berlin, Georg Reimer. Vierteljährlich M. 4,—.

Zabel, Eugen: Europäische Fahrten. Bd. I u. II. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). Geh. M. 10,—, geb. M. 12,—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. $4\frac{1}{2}$ bis $6\frac{1}{2}$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unverlangt eingesandte Rezensions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Büchersendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Geldsendungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft": E. Piersons Verlag (R. Linde) in Dresden.

